32101 064167917

Digitized by Google

0902
.997

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

Juli.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Digitized by Google

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

### ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Geänz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — württembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 126. — den 1. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit *).

Wenn Justus Möser heut zu Tage seine Stimme unter uns erhöbe: würde man sein Wort verdächtigen, würden die Mächtigen und Gewaltharr auf seine getreuen Mahnungen hören? — Der Patriot von Osnabrück würde vielleicht von dem heutigen Rechtsstreit in seiner besondern Heimath, in den hannöverschen Landen, dergestalt in Anspruch genommen, daß sein ehrsames Herz kaum noch für das gesammte Vaterland aufathmen könnte. Aber hiervon abgesehen, und den Fall angenommen, daß für ganz Deutschland seine Rede laut würde: wozu würde sie anspornen, wovor warnen, was bitten, fordern, drohen? — Möser beklagte seiner Zeit den Sturz des alten deutschen Reiches. Er ließ sich von dem Genie des preußischen Friedrich nicht blenden, er beklagte es, daß die Kurfürsten unabhängig absolute Herrscher geworden, daß die Grundsäulen der Reichsverfassung, die seit dem großen Religionskriege mürbe geworden, endlich entschieden zusammenbrachen; er beklagte es, weil mit dem alten Reichsverbande auch die ständischen und die Volksfreiheiten der Deutschen zu Grunde gingen. Man braucht nicht weit zu greifen, um die Nothwendigkeit vom Untergange des alten Zusammenhangs mit Kaiser und Reich nachzuweisen. Schwerer aber ist es, soll man den Ersatz aufzählen, der uns für die Auflösung deutscher Nationaleinheit zu Theil geworden. Justus Möser's Klagen waren so schmerzlich, als hätte sein getreues Herz die vieljährige entsetzliche Schmach der deutschen Nation schon zuvor gewittert, eine Schmach, wie sie seit der Gründung des neuen europäischen Staatensystems außer Polen kein anderes Volk von Europa erduldete. Die Despotie des Rheinbundprotectors vollendete, was deutscher Religionszwiespalt und kleine, absolut gewordene deutsche Fürsten begannen. Möser würde jetzt nicht mehr um zertrümmerte Formen klagen, aber die Seele desselben Inhalts würde ihn noch bewegen, und er würde dem jetzigen Zeitalter die Frage stellen: Wo ist für die deutschen Völker der Ersatz dafür? Er würde die Völker fragen: Wofür habt Ihr geblutet? Er würde die Fürsten fragen: Was gabt Ihr, und was habt Ihr geben wollen? Wer heut zu Tage die vollständige und getreue Erfüllung jener Verheißungen fordert, die einzig und allein in den Freiheitskriegen Rettung brachten, den schilt man frech französisch. Der deutsche Patriot Justus Möser aber würde dies fordern. Wer heut zu Tage deutsche Stände, wenn sie nur aus geheimen Wünschern und Bittern bestehen, verlachen will, gilt für ein Kind des Bösen, der den verfluchten Sa-

*) Ein Menschenalter nach seinem Tode setzte die Vaterstadt dem alten Möser ein Denkmal, und der heutige Patriot von Osnabrück, Stüve, erweist sich als Mösee's Jünger und Anhänger. Wem unser Artikel zu wenig erschöpfend erscheint, den verweisen wir auf Karl Welcker's umfassende Abhandlung über Möser, im Rotteck-Welcker'schen Staatslexikon, Bd. 11. Lief. 1. D. Red.



(RECAP) 0932 997 1841 pt.2

65814

Digitized by Google

men der Zwietracht säet. Der gemüthliche Patriot von Osnabrück aber würde solche Stände verspotten, als deutscher Fürsten, deutscher Volkskraft, deutscher Ehre unwürdig. Wer unter uns den Vertretern des Volkes das Recht der Steuerverwilligung und Verweigerung zuerkennen möchte, den würde man als revolutionair brandmarken. Der gute deutsche Justus aber würde dies Recht zu den altgermanischen Freiheiten zählen, er würde es Euch an England, Schweden, Norwegen, an echt germanischen Volksentwickelungen, nachweisen. Seine Einsicht in Rechtsdingen würde Achtung einflößen, wo der warme Eifer seiner Bürgergesinnung und sein Rechtstrotz Bedenklichkeiten erregte. Er würde nicht mehr klagen um Vergangenes und Vergängliches, klagen würde er um die Mächtigen dieser Welt, wenn sie des Volkes leise Stimme überhören und sich mit dem verfälschten Schein einer censirten öffentlichen Meinung begnügen.

Wir wollen uns den Schatten des alten Möser heraufbeschwören, sein ehrlich Gesicht mit wenigen Strichen den heutigen Deutschen an die Wand zeichnen. Will sich Deutschheit unter uns regen, so genügt es nicht, uns Fremdenhaß einzuimpfen. Der Patriotismus, der sich damit bescheidet, ein gemüthlich Lied von sich zu singen, ist ein klein wenig werth, aber noch nicht viel. Ein echter Patriotismus hat die entschiedene Kraft, sich vor sich selbst zu reinigen und zu rechtfertigen. So lange man sich nicht entschließe, die Presse frei zu geben, so lange man die öffentliche Meinung zur Censurlüge zwingt, fehlt es am Muth und am Geschick, die Wahrheit zu fühlen. Mit der Wahrheitsliebe geht es allezeit wie mit dem Magneten; nur in der Uebung bleibt sie stark und wächst an Kraft.

Wenden wir uns an den alten osnabrücker Patrioten, uns sein Bild erneuernd. Wir laufen hier nicht dem Vorwurfe ins Messer, seine Publicistik sei die Sache eines außerhalb der Gesellschaft stehenden, vom Staatsverbande gelösten Kopfes. Möser war auch kein Philosoph, kein Theoretiker, kein abstracter Denker, er war ein praktischer Beamter, ein Aktenmann; innerhalb der vier Wände seines Lebens, das einer Arbeitskammer gleicht, sah es grau, schlicht und einförmig aus, von Illusionen blieb er fern, fremde Einflüsse konnten ihn nicht kreuzen, er lebte ganz in der Sache, und diese Sache war deutsches Recht, deutsche Ehre, deutsche Freiheit. Deutsches Recht verfocht er gegen absolute Fürstenangriffe, an deutsche Ehre gemahnte er Bürger und Bauern, der Begriff der Freiheit blieb bei ihm ohne Jakobinermütze, gegen deren blutrothe Farbe er noch kurz vor seinem Tode eiferte; seine Freiheit war ein solider, historisch begründeter Inbegriff von Freiheiten; nicht allgemeine Menschenrechte standen in seinem Glaubenskatechismus, um so besser aber specielle Bürgerrechte.

Möser wird uns seinem Aeußern nach als ein Mann von stattlicher, nicht gewöhnlicher Größe geschildert. Ein Umstand, der in seiner Lebensgeschichte von Belang ist, wenn wir hören, daß sein Vater bei der lästigen und arroganten List und Brutalität der preußischen Werber den Sohn auf die Universität zu schicken Bedenken trug. Erst nach dem Tode des königlichen Corporals von Preußen, Friedrich Wilhelm des Ersten, dessen Vorliebe für große schöne Soldaten bekannt ist, erst im Jahre 1740, mithin, da er 1720 geboren war, in seinem zwanzigsten Lebensjahre, zog Justus auf die Hochschulen zu Jena und zu Göttingen. Er studirte die Rechtswissenschaft. Todtes Schulwissen, pedantische Form, absprechend dogmatischer Lehrton, unnatürliche Mißhandlung der vaterländischen Rechtsverhältnisse durch den romanistischen Buchstabenkram: das waren damals die Elemente des deutschen Universitätslebens. Wer nach dem Firniß der Bildung suchte, befleißigte sich der französischen Classiker. Nach seiner Rückkehr ward Möser in seiner Vaterstadt Secretair der Ritterschaft, dann Advocat. Er erwarb sich durch muthvolle, energische Vertheidigung der Unschuld und des Rechts gegen Unterdrückung und Willkür, insbesondere gegen den Landesstatthalter, einen herrschsüchtigen, intoleranten und gewaltsamen Geistlichen, gegen den kein anderer Anwalt den Kampf gewagt, Vertrauen und Achtung seiner Mitbürger. Er wurde Advocatus Patriä, Syndicus der Ritterschaft, Justitiarius beim Criminalgericht. Fortgesetzt blieb er eine Stütze gegen die in der Regierung übermächtige katholische Partei. In den Drangsalen des siebenjährigen Krieges war er im Hauptquartiere des Herzogs von Braunschweig für seine Vaterstadt wirksam; ein achtmonatlicher Aufenthalt in England erwarb ihm das Verständniß der englischen Ausbildung germanischer Rechts- und Staatsgrundsätze. Zugleich gewann er das Vertrauen König Georg's des Dritten und seiner Minister, so daß er als deren vertrauter Rathgeber und unter dem Range eines geheimen Referendars seit 1768 der Regierung in Osnabrück beigesellt wurde. Osnabrück hatte nämlich seit dem dreißigjährigen Kriege und seinem Normaljahre 1624 die sonderbare Verfassung, daß sein Domcapitel theils aus katholischen, theils aus protestantischen Domherren bestand; die Regierung erhielt abwechselnd ein vom Capitel gewählter katholischer oder protestantischer

Digitized by Google

Bischof. Letzterer mußte aus dem Hause Braunschweig-Lünebueg sein, und die Wahl nach dem siebenjährigen Kriege fiel auf des Königs von England sieben Monate alten Sohn, den Herzog von York, der zum Bischof von Osnabrück ernannt wurde, unter vormundschaftlicher Beewaltung seines Vaters. So trat nun Möser in das seltene und seltsame Verhältniß, als Vertreter und Rathgeber der aus dem Domcapitel, der Ritterschaft und den Städten bestehenden Landstände, zunächst die Interessen der Ritterschaft, ihre Stimm- und Bewilligungsrechte, gegenübee der Regierung, zu berathen und zu wahren, zugleich jedoch als vertrauter Rath und Referendae dieser Regierung die Beschwerden jener zu erwiedern, mithin seine eigenen selbstverfaßten Vorstellungen durch Gegenvorstellungen zu widerlegen, zu erläutern, zu entscheiden. Das war ein patriarchalisches Amtsverhältniß, das wohl seinesgleichen sucht; dasselbe wied nur erklärlich, wenn man bedenkt, daß Möser's Rechtlichkeit, Tüchtigkeit und Billigkeit groß genug war, um ein Menschenalter hindurch die Interessen zweier streitenden Partelen zu Beidee Zufriedenheit zu schirmen und zu föedeen.

So lebte Möser, dee Arbeiter, der praktische Jurist, kraftvoll und heiter bis in sein vierundsiebzigstes Jahe. (Ee starb 1794.) Man wird einräumen, daß er in den Sachen lebte, kein speculativer Theoretiker, kein Ideolog war. Seine Grundsätze von Recht und Freiheit sind also Erfahrungssätze, und wenn er uns die Definition dessen, was ein Knecht sei, gibt: Patriotische Phantasien Thl. 1. S. 51 und Thl. 2. S. 17: „Ein Knecht ist derjenige, welcher so wenig an der gesetzgebenden Macht als an dee Steuerbewilligung Antheil hat, und nicht fordern kann, daß man ihn durch Seinesgleichen verurtheilen lasse," so nimmt er solche Begriffserklärungen aus der Praxis eines funfzigjährigen Beamtenlebens. Daß dies Wort mit Einem Strich zwanzig Millionen Deutsche brleidigt, will noch nicht viel sagen: dee ganze biedere, ehrsam tüchtige, herzlich warme Möser ist eine Beleidigung gegen das deutsche Phlegma, dem ein gutmüthiger Servilismus zur andern Natue gewoeden. Sein echtes tiefes Ehrgefühl theilte vollständiger als es Viele von heute nur begreifen, die Empörung unserer Altverdern selbst gegen jeden Schein der Unteewerfung unter willkürliche, wenn auch wohlmeinende subjective Entscheidung höheeer Gewalt. Er wollte in deutschen Sachen nichts als Recht und Rechte. Im Recht fand er den Begriff von Freiheit; das Princip der Gnade, des vormundschaftlichen Beliebens, ohne Rechenschaft, war ihm in den Verhältnissen unter Menschen zuwider. Dabei blieb er, bei allem Eifer für die Wahrheit seiner Ueberzeugungen, stets in dem großen Vortheil, nie leidenschaftlich zu werden. Er geißelte nicht, er höhnte nicht; er lebte so sehr in und mit der Sache, daß er es hoch genug anzuschlagen wußte, wie schwer es ist, daß eine Masse von Millionen ihee Gewohnheiten fahren läßt, Einsicht in ihre Sünden und Schwächen gewinnt und sich gemach säubert und reinigt. Die Satyre einiger Neuern scheint der Leidenschaft zu bedürfen, in die sie sich hier und da vielleicht aus Mangel an Gesinnung und Charakter hineinversetzen. Möser's Satyre hat den großen Vorzug, stets gemüthlich humoeistisch zu bleiben, die Seele des Deutschen unmerklich und um so sicherer zu fassen und zu schütteln. So schrieb er jene große Anzahl patriotischer, moralischer und politischer Aufsätze, machte die vielen Anweisungen und Vorschläge für Bürger und Landmann, belehrte Jung und Alt, über häusliche und staatsbürgerliche Tugenden, Sitten, Gebräuche, Volksrechte und Verfassungseinrichtungen in Flugschriften und kleinen Zeitschriftartikeln, die seine Tochter Jenny, eine verheirathete Frau v. Voigt, unter dem Titel: „Patriotische Phantasien" sammelte, oder die später unter seinen „Vermischten Schriften" herausgegeben wurden. Viele davon erschienen im osnabrückischen Intelligenzblatte, das Möser von 1766 bis 1782 redigirte. Einige davon sind so freimüthig gefühlt und abgefaßt, daß sie heut zu Tage in manchen deutschen Ländern von der Censur würden verstümmelt, wo nicht vernichtet werden. Andere, die zu ihrer Zeit unterdrückt wurden, haben für uns das Bedenkliche verloren. Auch Möser, dee ehesame Mann, hatte in diesem Bezuge seine niederschlagenden Erfahrungen zu machen. Seine Tochter eezählt in der Vorrede zum vieeten Theil der „Phantasien", daß er früher das hannöversche Wochenblatt schrieb, aber aus Verdruß über willküeliche Censurmißhandlungen das wohlthätige Unternehmen aufgeben mußte. Ein Aufsatz, der ihm damals mit dem Ministerialbefehle, „sich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten", zurückgegeben wurde, ziert jetzt als Nr. 49 den vierten Theil der „Phantasien." Seine osnabrückische Geschichte gab Möser zuerst in einzelnen Bogen heraus, um, wie der Vielbeschäftigte sagte, sich dieselben abzustehlen. Den dritten Band dieser Geschichte besorgte Stüve 1824 nach dem handschriftlichen Nachlasse. Möser's sämmtliche Werke erschienen in neun mäßigen Octavbänden. (Berlin bei Nicolai). (D. F. f.)

## Correspondenz.

### Aus Paris.

[Französische und teutsche Patrioten; kosmopolitische Fortschritte.]

Der Friede ist hergestellt, die homerischen Schimpfzungenschwerter sind eingesteckt und die Vernunft läßt wieder ein Wort mit sich reden. Es ist wieder erlaubt, ein Mensch zu sein, ehe man Deutscher oder Franzose wird. Frankreich, Deutschland! Es wird einst eine Zeit kommen, wo diese Worte nur eine Vergangenheit haben werden, die aber die Mutter eines edlen, kräftigen Stammes sein wird. Es wird eine Zeit kommen, wo unser Geschlecht für eben so barbarisch gelten wird, wie jetzt in mancher Hinsicht die alten Griechen, Juden und Römer; denn die Menschheit schreitet immer vorwärts, und kein Ideal hat je in einer Menschenbrust geblüht, das sich nicht in der ganzen Menschheit verwirklichen wird; der Mensch kann sogar nichts träumen, was nicht in der Wirklichkeit eine Zukunft hätte. Denn sein ist die Erde und der Himmel, und Gott selbst ist nur seinethalben da.

Die Deutschen haben in neuester Zeit ein großes Land erobert, sie haben die Brille auf der eigenen Nase, sie haben sich selbst in Deutschland gefunden. — Ist das ein Fortschritt? ja und nein. Ein negativer, aber doch immer ein Fortschritt. Einst schrieb sich ein Mann beim Schlafengehen alle seine Effekten auf; „und der Herr liegt im Bett," lautete der Schluß der Note. Am andern Morgen las er den Zettel, Alles war richtig, nur sich selbst fand er nicht im Bette. Deutschland liegt schon lange in Deutschland. An wem lag die Schuld, wenn die Deutschen es nicht wußten? An den Franzosen etwa? Bin ich dem Manne gram, der meine Braut liebt und Gegenliebe findet? Bin ich ein Mann, so laß ich mir sie nicht rauben, will aber die Braut ihren eigenen Bräutigam nicht und entflieht mit dem Fremden, so bin ich sehr dumm oder sehr häßlich, gewiß aber sehr lächerlich, wenn ich mich an dem neuen Liebhaber rächen will. Ist die Braut aber müde geworden und hat die innern Fehler des Verführers eingesehen, so denkt sie, mein Michel ist doch ein besserer Kerl, ich gehe wieder zu ihm. Vielleicht kommt einst so das Elsaß wieder zu seinem alten Michel zurück — durch Zwang aber niemals.

Die Nationalität ist ein schönes, aber doch enges Gefühl. Es ist die Liebe, die sich auf das Geliebtwerden stützt; wenn sie aber nicht die Tochter der Freiheit, so ist sie nicht nur ohnmächtig, da sie nie den Staat vor Fäulniß sichert, sondern auch verdammungswürdig, weil sie grausam und ungerecht, blind und voller Vorurtheile gegen fremde Völker wird. Einen Beweis lieferte Napoleon, der das Princip der strengsten Nationalität repräsentirte; durch ihn kamen die Alliirten zweimal nach Paris, während sie unter der Republik nie dahin gekommen wären. Einen zweiten Beweis liefern die Herren Wirth, Siehne und Andree, drei achtungswerthe Männer, die aber mit ihrem Gewissen capitulirt haben. Sie hatten die Geduld nicht, die Freiheit zu erwarten und klammerten sich an die Nationalität, als letzten Anker der Gegenwart, ja einer von ihnen mißbraucht sie sogar zu aristokratischen Zwecken. Daß sie Frankreich systematisch hassen, beweist eben, daß sie das Bewußtsein des freien Denkens bereits eingebüßt; daß sie die blinden Werkzeuge einer verworrenen Zukunft und nicht im Stande sind, sich über die Parteileidenschaft, die sie Andern vorwerfen, zu erheben, und daß die Ignoranz, die sie den Franzosen hinsichtlich Deutschlands vorwerfen, auf sie selbst zurückfällt, da sie das wahre Frankreich durchaus nicht kennen; noch mehr, sie kennen nicht einmal Deutschland mehr, und Wirth namentlich hat sich in dieses mittelalterliche System so hineingeschraubt, daß einige seiner Freunde glaubten, er habe mit seiner Freiheit auch die vorurtheilsfreie Vernunft verloren*).

Neulich sagte ein Professor auf offner Tribune hier, es wäre ein Glück für Frankreich, daß die Alliirten nach Paris kamen, weil es sonst die deutsche Literatur und Philosophie nicht kennen gelernt hätte. So weit hat gewiß noch kein Deutscher die nationale Selbstverleugnung getrieben, und doch haben die Waffen Louis XIV. unwillkürlich dieselbe Wirkung in Deutschland hervorgebracht. Die deutsche Literatur, von Lessing an bis auf unsere Zeit, verdankt sehr viel den höhern französischen Ideen. Dummköpfe ahmten die Form nach, große Männer schöpften an der Ideenquelle und schufen Neues, ächt Nationales, wenn überhaupt ein großes Werk dies national sein kann. Seitdem hatte die deutsche Literatur, weil sie jünger ist, die Oberhand erhalten und sie allein wird mit der Zeit wieder ihre alten Grenzen erobern und ihren Schatten noch weit darüber hinauswerfen. Noch aber ist sie nicht im Hafen der Freiheit angelangt, und nur scheinbar ins Volk gedrungen, noch erkennt sie ihren wahren Zweck nicht, sondern geht im Gegentheil oft rückwärts. — Die französische Literatur ist, namentlich in Deutschland, als poesielos verschrieen, aber wäre auch dieser Vorwurf gerecht, — hütet Euch, sie zu verachten. Nicht nur an Männern der That, wie Ihr glaubt, auch an großen Geistern ist Frankreich von jeher reich gewesen. Die Franzosen hatten schon vor vier Jahrhundertrn Rabelais und Montaigne, letzterer wiegt allein alle Deutschen vor Leibnitz und Lessing auf. Dann kamen Descartes, Pascal, Bossuet, Fénelon, der christliche Plato. Nach ihnen Montesquieu, Voltaire, Diderot, D'Alembert, Bernardin de St. Pierre und endlich Rousseau, Mirabeau. Ein riesenmäßiger Fortschritt. Condorcet, unstreitig der größte Mensch und Philosoph seiner Zeit, prophezeihte noch die Fortschritte der Menschheit, während ihm das Messer der Guillotine an der Kehle war.

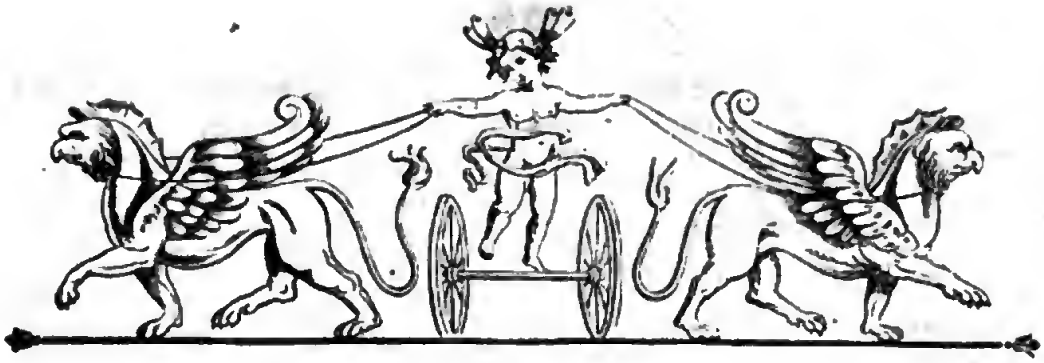
(Die Fortsetzung folgt.)

*) Herr Wirth, obgleich ein ausgezeichneter Publicist und Patriot, hat sich schon durch seine gallomisische Rede in Hambach viele Sympathien verscherzt. Als er die Volkshalle stiftete, schien er Erfahrungen gemacht zu haben, aber seine mit Recht gekränkte Eitelkeit über den National hat ihn wieder so in Harnisch gegen ganz Frankreich gebracht, daß seine besten Freunde hier, namentlich Venedey, sich von ihm lossagen mußten.

A. W.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 127. — den 2. Juli 1841.

Redacteur: Dr. H. G. Kühne. Verleger: Leopold Sch.


## Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit.

(Fortsetzung.)

Es gehörte damals eben so viel Muth als Bescheidenheit und Entsagung dazu, fast nur kleine Aufsätze zu schreiben. Die Geister des Zeitalters rangen nach großen Geburten, nach neuen Formen; die Literatur der Aufsätze ist erst weit später in der Börne'schen Periode wieder zu Ehren gekommen. Möser sammelte seine Kraft in diesen kleinen Sachen, und sie drangen mächtig ins Volk. Daß er auch die literarischen Heroen seiner Zeit erfaßte, kräftigte und anregte, davon gibt Goethe vielfach Zeugniß. Goethe spricht in seinem Leben (Taschenausgabe Th. 26. 239.) von des „unvergleichlichen Mannes kleinen Aufsätzen staatsbürgerlichen Inhalts, die er mit sich herumgetragen, und deren Fortsetzung er und Herder kaum hätten erwarten können." In Kunst und Alterthum, in dem Artikel: Justus Möser, gesteht er, daß dieser Mann, den er persönlich gekannt, „durch seine Schriften und seine Correspondenz sehr großen Einfluß auf seine Bildung gehabt," und fordert zur Aufbewahrung von Möser's nachgelassenen Fragmenten auf, indem die Aeußerungen „eines Geistes und Charakters wie Möser gleich Goldkörnern denselben Werth haben wie Goldbarren, und noch einen höheren als das ausgemünzte selbst." Veranlaßt durch Möser's Schrift: „Ueber die deutsche Literatur und Sprache," die derselbe zur Vertheidigung der neuen Richtung und insbesondere gegen Friedrich's des Zweiten Aeußerungen über den Götz geschrieben hatte, äußert sich Goethe in einem Briefe an dessen Tochter im J. 1781: „Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk vor der Welt und ihren Großen bekennt, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt und weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt, als zu durchstreifen erlaubt werden wollte. Wie oft habe ich bei meinen Versuchen gedacht: was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen!" Ueber des preußischen Königs französische Richtung und Einseitigkeit bemerkt Goethe in seiner Weise: „Ein billiger und toleranter Geschmack möchte wohl keine Eigenschaft eines Königs sein; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem Mannichfaltigen und Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht."

In seiner Schrift über die „deutsche Literatur und Sprache" vertheidigte Möser die volksthümliche Richtung der neueren Zeit auf das freimüthigste gegen Friedrich's des Großen Hinneigung zum Parfüm der französischen Poesie. Es war vorzüglich des Königs bekannter Brief an den Minister Herzberg, der dazu Veranlassung gab. Diese Schrift ist im ernsteren höheren Styl gehalten, während sonst eine humoristische Einkleidung seinen Aufsätzen beim Mittelschlag der Bildung Eingang zu schaffen wußte. In seinem „Harlekin" vertheidigte er den gesunden Volkswitz gegen Gottsched's civilisirte Pedanterie. Es galt ebenfalls die Rettung volksthümlicher



Digitized by Google

Leberselemente, wenn Möser in einem „Sendschreiben an Voltaire" unsern Luther feierte, und in einem Schreiben „an den Vicar von Savoyen, abzugeben bei Herrn J. J. Rousseau" den deutschen Nationalglauben und die Nothwendigkeit einer positiven, geoffenbarten Religion nachwies. Denn orthodox war Möser in der Religion wie in der Politik. Für die deutsche Volks- und Landesgeschichte, für Ausbildung des deutschen Rechtes, für Verständniß deutscher Freiheit hat er in seinen Schriften sich eine Wichtigkeit errungen, wie nicht leicht ein anderer populairer Autor. Die vaterländische Geschichte beschäftigte sich vor ihm fast nur mit dem Gerüst der erstarrten Reichsverfassung, mit den Interessen der Fürstenhäuser, mit den Ländererwerbungen der Großen durch Erbschaft und Händel. War doch der Begriff deutscher Freiheit bis zur anarchischen Unabhängigkeit der Reichsstände eingeschrumpft. Möser führte die vaterländische Geschichte und mit ihr den Blick der Politiker und Patrioten zum Volke, zur Volksfreiheit, als zu ihrem Kern, Mittel- und Zielpunkt zurück. Freiheit und Recht der Bürger, des Volksstammes und der Nation, die Veränderungen, Kämpfe und Schicksale dieser Freiheit: dies sollte der wesentliche Zweck deutscher Geschichtsdarstellung werden; Regierungen, Interessen der fürstlichen Familien, Erbstreitigkeiten und Glücksgüterschaft der Großen, sollten nur Mittel zum Zweck sein, nur auf die Entwickelung des Volkes bezüglich Geltung haben; kurz, der Begriff der Nation war für ihn der eigentliche Inhaber der Majestät. Und als den Hauptnutzen solcher vaterländischen Geschichte bezeichnet es Möser, daß sie „insbesondere auch den Bürger und Landmann lehren müsse, wie er in den mancherlei Regierungsformen und deren sich immer verändernden Spannungen Freiheit und Eigenthum am sichersten erhalten könne, und ob und wo ihm die politischen Einrichtungen Unrecht thun." In den kurzen Umrissen der Entwickelung der deutschen Geschichte, die er in der Vorrede zur osnabrückischen Geschichte gibt, tritt sein Hauptgedanke über die deutsche Verfassung hervor, der sich in sämmtlichen historischen und politischen Schriften wiederholt. Ihr Wesen, ihre Aufgabe besteht für ihn nämlich in der möglichsten Erhaltung oder Herstellung volksmäßiger, nationaler Freiheit nach ihren historischen Rechtsgrundlagen, in Erhaltung und Herstellung freier Bürger mit einem auf freies Land-, Geld-, oder Gewerbsvermögen gegründeten, freien, selbst oder durch wahre Stellvertreter ausgeübten Stimm- und Bewilligungsrechte bei Gesetzgebung und Besteurung, mit freien Genossenschaftsvereinen und Genossenschafts- oder Schwurgerichten. Für das Reich oder die ganze Nation hatte ihm ebenfalls eine Verfassungsentwickelung, wie die britische, die angemessenste und heilsamste geschienen, eine solche, „in welcher ein neues Reichsunterhaus den Kronbedienten und dem hohen Adel die Waage hielte, und das ganze Reichskriegs- und Steuerwesen unter seiner Bewilligung habe." Der Geschichtschreiber, war seine Ansicht, habe dies an den Begebenheiten nachzuweisen, indem er die ursprünglichen und ureigentlichen Staatsbürger, in der frühern Zeit also alle Landeigenthümer, „als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolge, aus ihnen den Körper bilde, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachte. Wir können sodann dieser Geschichte," fährt er fort, „nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt; sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehrerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir blos das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken." An einer andern Stelle (Thl. II. S. IV.) wiederholt er, der Geschichtschreiber müsse durchaus den „ursprünglichen Socialcontract des Staates auf Freiheit und Eigenthum" zur Grundlage machen, da ja „die Begebenheiten nur Annäherungen oder Abweichungen von der Hauptlinie" seien, wie ja auch der Mathematiker zur Berechnung der krummen Linie von der vollkommenen geraden ausgehe; die politische Geschichte eines Volkes sei die Naturgeschichte der ersten einfachen Socialverbindung. Als das goldene Zeitalter deutscher Nationalfreiheit betrachtet dann Möser die altgermanische Zeit vor Einmischung der Feudalverhältnisse, „wo jeder deutsche Ackershof mit einem Wehren besetzt war, wo alle privilegienweise Befreiung von der gemeinen Vertheidigung verhaßt, nur gemeine und hohe Ehre in der Nation bekannt, Niemand außer dem Leut oder Knecht einem Herrn zu folgen verbunden, und der gemeine Vorsteher ein erwählter Richter war, welcher blos die Urtheile bestätigte, so ihm von den Rechtsgenossen gewiesen wurden. Dies goldene Zeitalter dauerte noch guten Theils unter Karl dem Großen, wiewohl mit einer den Hauptzweck schärfer anziehenden Einrichtung." Von Karl dem Großen sagt er (S. Abeken, Reliquien von Justus Möser und in Beziehung auf ihn u. s. w. Berlin, 1837.):

Digitized by Google

„Wer die Capitularien dieses Mannes ohne Rührung lesen kann, wer seine Sorgfalt für den gemeinen Landeigenthümer, ohne von einer bewundernden, erkenntlichen Andacht auf seine Kniee gerissen zu werden, betrachten kann, der muß das Herz eines Finanzpächters haben." Möser verfolgt dann das Sinken der gemeinen Freiheit und Ehre durch faustrechtlichen Feudalismus und ihr zeitweises größeres Aufblühen, namentlich unter Heinrich I.; dann durch die Städte, Städtebündnisse und ihre Pfahlbürger. „Allein," fährt er fort, „die Hände der Kaiser sind zu schwach und schlüpfrig, und anstatt diese Bundesgenossen mit einer magna charta zu begnadigen und sich aus allen freien Bürgern und Städten ein Unterhaus zu schaffen, welches auf sichere Weise den Untergang früherer Landeigenthümer wieder ersetzt haben würde, müssen sie, nachgebend dem Hasse der höhern Reichsstände gegen die Freiheit und Macht der Städte, gegen solche Verbindungen und Pfahlbürgerschaften ein Reichsgesetz ums andere machen. So thut es z. B. Heinrich VII. und Friedrich I. Rudolph von Habsburg sieht diesen großen Staatsfehler wohl ein und ist darauf bedacht, ihn zu verbessern, befördert auch die Reichs- und Landstandschaft der Städte; allein Karl IV. arbeitet nach entgegengesetztem Plane, indem er die mittlere Gewalt im Staate wieder begünstigt. Und Wenzel's große Absichten, welche den Reichsfürsten nicht umsonst verhaßt waren, werden nicht gut ausgeführt. Während in Dänemark das Landeigenthum sich wieder unter die Krone fügt, und in der Schweiz drei Bauern gemeine Ehre und Eigenthum wiederherstellen, wurde die Absicht des Bundschuhes und anderer, nicht undeutlich bezeichneten Bewegungen von den Kaisern kaum empfunden. Sigismund thut etwas, besonders für die Friesen. — Mehr als einmal erforderte später die allgemeine Noth, alles Lehen-, Pacht-, Zins- und Bauerwesen von Reichswegen wieder aufzuheben, von jedem Mansus den Eigenthümer wieder aufzumahnen. Denn nachdem die Lehen erblich geworden, fielen solche mehr und mehr zusammen, — und wie die auswärtigen Monarchien sich auf die gemeine Hülfe erhuben, waren die wenigen Lehnsleute nicht im Stande, ihr Vaterland dagegen allein zu vertheidigen. Allein eine so große Revolution wäre das Werk eines Bundschuhes gewesen. Man mußte also auf einem fehlerhaften Plane fortgehen und die Zahl der Dienstleute mit unbelehnten und zum Theil schlechten Leuten vermehren, allerhand Schaaren von Knechten errichten. — Luther's Lehre war der gemeinen Freiheit günstig. Sie hätte dem Kaiser die allervollkommenste Macht zuwenden können, wenn er die erste Bewegung recht genutzt, alles Pacht-, Lehen- und Zinswesen im Reiche gesprengt, die Bauern zu Landeigenthümern gemacht." — Statt dessen, müssen wir hinzufügen, hat der Protestantismus den Absolutismus der Souveraine nur befördert. Was aber das Recht allgemeiner Bewaffnung und Streitfähigkeit betrifft, so ist es in der Monarchie Preußen mit der Existenz stehender Soldheere identisch geworden; was freilich als Pflicht geboten, als Last empfunden wird, nachdem dieselbe Obliegenheit so lange Zeit von Söldlingen erledigt worden, kann den alten Begriff germanischen Rechtes und germanischer Ehre nicht ganz ersetzen und erfüllen. (D. B. f.)

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Fortsetz.)

[Historische Parallelen und Rückblicke.]

Mit Napoleon erwachte Deutschlands Stern und erlosch die französische Sendung. Das Schwert sollte das Wort ersetzen, da sank der neue Attila und alle seine Sprossen verdorren im Sande, denn seine Existenz grünte nie am poetischen Bache der Menschheit, sondern auf der Sandinsel der Gewalt und des Egoismus, mit Blut angefrischt und mit Gold besäet. Welche Fortschritte nun hat Deutschland durch seine Apostel der Menschheit hervorgerufen? — blos nationale. Seit Hegel wird immer zurückgeschritten, man streitet um Worte und schreibt eine Sprache, die blos das Verdienst hat, daß sie Niemand versteht. Blos das junge Deutschland zeichnete eine rothe Linie, die aber bald überfärbt wurde. Und wenn Börne noch lebte, man würde seine Schriften auch überfärben und überschwärzen. Was haben die Franzosen aber seit kurzer Zeit geliefert? Ich spreche nicht von der Julirevolution, ihr Ei ward von einem verrätherischen Fuchs ausgebrütet, ich spreche auch nicht von Chateaubriand, der gar keine Mission hat, noch von Lamartine und V. Hugo, denen man fast das Talent absprechen könnte, eine zu begreifen; allein St. Simon, Fourrier und Lamennais lebten für große Zwecke und strebten keinesfalls vergeblich. Und während jetzt Deutschland noch an dem alten Schlendrian leidet und sich politisch glücklich schätzen würde, wenn es die französische politische Freiheit hätte, rütteln die Franzosen schon an den Säulen künftiger Jahrhunderte und lachen aller politischen Formen, insofern sie nicht blos als Mittel dienen. Wer ist daher weiter vorgerückt? —

Jedes Volk in der Geschichte hatte seine Menschheitszwecke, wenn uns auch die meisten unbekannt sind. Wie viel Völker haben existirt, von denen kaum die Tradition erzählt, von denen aber jedes sein Schärflein zum Fortschritt der Menschheit beitrug! Hegel hat in diesem Sinne Alles gesagt, was man sagen kann, Condorcet hat es vor ihm schon, obgleich systemloser, bewiesen. Jedes Volk, heißt es bei ihm, habe seine Mission in der Geschichte und verschwinde dann; besser hieße dies, die Geschichte in der Hand, jedes Volk hat verschwindend eine Mission erfüllt, denn erst in seiner Schwäche thut sich die Mission kund. Es ist mit den Ideen und Völkern wie mit den einzelnen Menschen. Erst müssen sie sterben, faulen, keimen, grünen, blühen und

Digitized by Google

endlich zur Ewigkeit auferstehen. Dies Gesetz herrscht durch die ganze Natur. Die Griechen erfüllten ihre Weltmission, als sie aufhörten eine Nation zu sein, die Juden ebenfalls. Titus zerstörte Jerusalem und küßte den Boden, den die Thränen Jesu getränkt, Pompejus that dasselbe in Athen, wo Sokrates den Schierling getrunken. Rom hatte keine directe Mission, es war blos der Stiel zur Axt, und mußte untergehen, um jene Ideen über die Welt zu verbreiten. Mit dem Christenthum fing eine neue Welt, eine Menschheit an. Doch Völker können verschwinden und nach langer Zeit wieder mit einer neuen Sendung auftreten. Insofern glaube ich, haben die Juden auch noch eine Mission, aber blos eine relative, christliche. Was sie auch thun mögen, sie können keine Reform ersinnen, die nicht Jesus schon im Evangelium angedeutet hätte. Seine Schuld ist es nicht, wenn das Christenthum seine Worte so lange nicht verstanden hat. Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ich mit dem Namen Jude auf der Stirn nicht sterben möchte; denn wenn auch die Menschheit den höchsten Fortschritt noch nicht erreicht hat, so ist das Christenthum dennoch der größte aller neuen Jahrhunderte, und Jesus ohne Wunder noch Miracel genug, der Jesus von Strauß, der größte Mensch auf Erden, ein echter Gottmensch. Die Fortschritte des Mittelalters waren rein negativ. Der Katholicismus, statt sich wie Jesus auf Moses zu stützen, stützte sich auf das Heidenthum. Mohammed mußte kommen, mit ihm die Kreuzzüge, bis endlich nach verschiedenen Märtyrern, wie Arnold von Brescia, Savonarola und später Huß mit Gutenberg die Menschheit ihren Freibrief erhielt; bis das Pulver die Macht des Reichen, Waffenkundigen stürzte, bis endlich in Luther die Consequenz Gutenberg's in voller Kraft erschien! Deutschland löste sich als Nation auf, um die Reformation zu vollenden. Wenn heut zu Tage die Nationalitätsideen wieder die Oberhand erhalten, so beweist dies, daß der deutsche Protestantismus auf einem Punkte steht, wo er keine Mission mehr hat, er ist dogmatisch geworden, und steht in einer Sackgasse. Vielleicht hat Strauß ein Loch in die Mauer gebohrt; vielleicht wird man bald Jesus und seine Welt, die er im Herzen trug, besser kennen lernen.

Von Deutschland also ging die Reformation aus, sie war aber mehr als religiös; fast zu derselben Zeit wurde in Frankreich das Feudalsystem durch Richelieu gestürzt, Louis quatorze war nur die Krone desselben. Dieser Gang mußte zur Revolution führen, denn nichts ist der Monarchie gefährlicher als der wahre, laute Ausspruch ihres Namens. Diese Revolution besteht noch in ihren Folgen, sie hat dem Priester und dem Adel die Privilegien geraubt, sie hat einen Schritt zur Gleichheit vor dem Gesetze gemacht und hat das Menschenrecht als Princip für ewige Zeiten mit Blut ins Menschenherz geschrieben. Frankreich war das Volk, ein ganzes Volk, das ein Princip repräsentirte, ein Christus-Volk, das für seine Ideen blutete. Werden seine Lehren gleich ins Leben treten? unmöglich. Erst muß die Idee der Nationalität, die in Napoleon culminirte, ihre Alleinherrschaft verlieren, vielleicht wird sogar Frankreich als Nation untergehen, bis der Sieg dem vermeintlichen Sieger selbst zum Grabe wird.

Noch aber kann Frankreich seine Mission nicht erfüllen; ohne Deutschland als Freund oder Feind wird es sie nie erfüllen können, aber auch Deutschland wird sich nie zu einer neuen Weltsendung aufschwingen ohne Frankreich. Es kann unmöglich der ganze Zweck einer Revolution sein, eine Republik an die Stelle einer Monarchie zu setzen. Ein großer König, der an der Spitze des Fortschritts stände, wäre sogar einer republikanischen Verfassung, wo sich die Personen um ihre Wichtigkeit herumstreiten, vorzuziehen. Ich gehöre nicht zu den Demokraten, die an Foemen hängen und alles sieden und braten wollen, was nicht zu ihnen schwört, aber leider hat das Princip der Demokratie durch sein Wahlrecht mehr Chancen des Fortschritts als das Princip der Erblichkeit. Was die erste Revolution gethan, war, daß sie einen Bürgerstand gründete — die alten Freistädte brachten dasselbe Phänomen hervor — dieser Bürgerstand aber kann nur ein Uebergangspunkt sein, denn er trägt den Tod, die Materie nämlich, in sich und hat das Geld zu seinem Messias gemacht. Die Rothschilde sind heute Herrn des Krieges und des Friedens, und als paralysirendes Menschheitsprincip sind sie weder Deutsche noch Franzosen, noch Spanier, noch Römer, noch Türken. Es sind reisende Geldvirtuosen, welche die Tasten aller Heerden zu rühren wissen; die einfache Staatspolitik, wenn sie national wäre, dürfte sie gar nicht im Staate dulden; sie geben allen Parteien Geld, damit sie sich bekriegen; daß sie existiren und noch nicht der Wuth der Völker Preis gegeben wurden, beweist eben, daß der Krieg fast eine Unmöglichkeit ist und daß wirklich ein allgemeineres Princip durch die Politik der Kabinette läuft. Dieser Bürgerstand aber kann sich unmöglich lange halten, denn er stützt sich blos auf Eigenthum und Geld, das oft Privilegien verschafft, um den Handwerker auszubeuten. Die Folge wird sein, daß der Handwerker, der indessen Fortschritte an Geist und Bildung macht, sich von der Botmäßigkeit des Bürgers befreien und nur als Associé arbeiten wird, wie es bereits theilweise hier geschieht. Es wird ferner die nothwendige Folge sein, daß alle Industrie blos durch Association getrieben werden, daß es weder Meister noch Gesellen geben wird, und daß bis dahin die Arbeit und das Talent dem Gelde nicht subordinirt, sondern in jeder Hinsicht coordinirt sein werden. Diese Idee ist aus Fourrier's Kopf entsprungen und hat solche Riesenfortschritte gemacht, weil sie in der Luft lag. Stellte sich die Regierung hier an die Spitze dieser Bewegung, sie wäre gerettet, aber die Regierung ist eine Strafe Gottes und zwar zum Heil der Zukunft; sogar ihre Dummheiten sind Plagiate Napoleon's und der Restauration. Charles X. mag gehaßt worden sein, die jetzige Regierung wird sogar von ihren Anhängern verachtet, und wenn sie besteht, so verdankt sie es nur der Frage: „was man an ihre Stelle setzen solle?" und ich versichere Sie, die Republikaner selbst haben die meiste Furcht vor der Republik. Während diese Umwälzung in Frankreich vor sich ging, blieb Deutschland nicht zurück, nur nahm der Fortschritt dort eine andere Wendung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 128. — den 3. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit.

(Beschluß.)

Möser nun klagt, wie sich die alten Begriffe freien Eigenthums und gemeiner Ehre nach und nach bei wachsender Absolutheit der Reichsfürsten verdunkelt hätten, obgleich sich in ihnen der Geist der deutschen Verfassung ausgesprochen, und in ihnen der Charakter unserer Nation sich festhalten müsse. Beide wurden erschlafft und beseitigt. Und so kam es in Deutschland nicht blos nicht zu einem Reichsunterhause, das die Reichsfürsten beschränkt und den Kaiser gestützt hätte, sondern auch der Ersatz eines solchen, die freie landständische Verfassung, aller Reichsschutz, alles Zusammenfassen der Kräfte in einer Gemeinheit, das ganze Reich, sammt der äußern und innern Freiheit der deutschen Nation stürzte schmachvollst zusammen, kaum ein Jahrzehend nach des Patrioten Möser Tode. Mit Hülfe des fremden Despotismus waren deutsche Territorialstaaten entstanden; allein der Bund mit dem Feinde deutscher Nation konnte nicht von Bestand sein, und als die Schmach aufs Höchste gestiegen, da verhießen alle Fürsten, in Anerkennung der wahren deutschen Nationalrechte und Wünsche, zur Rettung ihrer Throne und zur Abwehr des gemeinsamen Unheils einer Fremdherrschaft, im Wesentlichen dasjenige, was Justus Möser stets als das Nationalheil der Deutschen angesehen, Herstellung jener gemeinen deutschen Ehre, Freiheit und Wehre unter freier nationaler Verfassung und gesetzlicher Theilnahme an der Leitung des Staates. Wer mitthaten soll, muß auch mitrathen! Dieser Grundsatz unserer Altvordern schien wieder eine Wirklichkeit, eine nationale Wahrheit werden zu wollen, und im Vertrauen auf diese Zusage erhob sich das Volk mit Begeisterung und zerstörte glorreich die Schmach der Fremdherrschaft. Wolle uns denn der Gott unserer Nation auch die ganze Erfüllung jener Verheißungen zur Abwehr künftigen Elends verleihen, so daß die weiteren Kämpfe in der Möser'schen Epopöe unserer Nationalgeschichte nur Entwickelungs-, nicht blutige Existenz- und Vernichtungs-, nicht polnische Theilungs- und dann blutige Revolutionskämpfe werden! — Dies Welcker's Worte in seiner Berichterstattung über Möser's Grundsätze.

Justus Möser ist recht eigentlich der solide, mit historischen Gründen gewaffnete Sachwalt constitutioneller Regierungsformen. Im Recht sieht er die Freiheit, und das Recht ist ihm der Ausdruck der Mehrheit Stimmbefähigter. Wer also den Drang nach Vertretung, wie er sich in allen deutschen Landen verlautbart, verdächtigen zu können meint, indem er ihn als Widerklang französischer Erregtheit in Folge der großen Umwälzung, oder blos als Nachwehen der pariser Juliwoche des Jahres 1830 zu nehmen gewillt ist, der ist gar sehr im Irrthum und täuscht sich sehr oberflächlich und leichtsinnig über seines Volkes beste Wünsche, über seines Jahrhunderts leise, aber unabweisbare Mahnungen. Justus Möser schrieb seine Bücher aus Andrang echt germani-



Digitized by Google

scher Regungen, Kopf und Herz des Mannes war deutsch-geboren, deutscherzogen, gegen alles, was französisch war, hegte er den entschiedensten Widerwillen, und seinem ehelichen Gemüthe blieb erspart, seine Ahnungen vom schamlosen Zusammenbrechen deutscher Ehre und deutscher Macht, das er damals an unsern innern Nationalzuständen nachwies, unter Einwirkung fremdländischer Gewaltschritte in Erfüllung gehen zu sehen. Er starb, bevor Deutschlands innere Haltungslosigkeit sich als Schmach vor dem triumphirenden Feinde bekundete.

Möser wird in seinen Schriften gar nicht müde, seinen Schmerz über die Zerstückelung der deutschen Einheit, über Unterdrückung und Verkümmerung unserer Nationalehre, der Parlamentsverfassung, dem Gemeingeist und großartigen Aufschwung der Weiten gegenüber, zum Ausspruch zu bringen. Eben so tief beklagt er das allgemeine Sinken des Wohlstandes. Unter andern tadelt er von verkehrten Maßregeln die Preisgebung des deutschen Handels und Verkehrs an Hollands Handelsdespotismus (Phantasien Thl. I, 2.), die Kränkung der deutschen Handwerkwehre durch eine Reihe schlechter Reichsgesetze (Phantasien Thl. I, 47. II, 32—34.). Auch hier weist er auf die Einrichtungen Altenglands hin, wo der König selbst in eine Zunft tritt, und sagt in Kraft englischer, aber auch echt deutscher Rechtsempfindung (I, 295.): „Diese Classe hätte nach deutschem Rechte durch eine Deputation aus ihrer Mitte zum Gesetz über ihre Rechtsverhältnisse mitwirken müssen; so aber verloren sie auf einmal Freiheit und Eigenthum, sobald man ohne ihre Einwilligung willkürliche Gesetze über sie geben konnte. Der russische Kaiser verfährt mit seinen Unterthanen nicht so arg, als das römische Reich mit bestätigten privilegirten Zünften." Vor dieser Freimüthigkeit, mit welcher man damals allgemein deutsche Angelegenheiten besprach, erscheint unsere Besorgniß von heute in ihrer ganzen Beschämung.

Ganz besonders preist Justus Möser so oft, unter andern in dem Aufsatze über „Vereine zu sittlichen und bürgerlichen Zwecken" (s. bei Abeken S. 79.) den Schutz, die Kraft, den Gemeingeist, die Bildung, welche freie Vereine und Innungen des Volkes begründen. Er bedauert, „daß man es immer weniger der Mühe werth halte, die geheimen Triebfedern der Menschen zum allgemeinen Besten zu nützen." Es bliebe doch eine sichere Wahrheit, daß der Mensch sich an selbstgewählte Pflichten lange Zeit eifriger und aufrichtiger halte, als an Alles, was ihm durch die Gesetze befohlen wird. Die Alten, sagt er, rechneten weit mehr auf jene freiwilligen Gelübde, sie begünstigten Brüderschaften, welche sich der Ausübung gewisser Pflichten widmeten, und nirgends fänden sich noch jetzt mehr Gesellschaften dieser Art als in England. Durch Beamtenpedanterei, durch Polizeiwillkür wird allerdings der naturkräftige, moralische Willenstrieb der Nation langsam zerbröckelt, die vielen kleinen Quälereien der Hemmung matten die Lebenslust ab, entadeln das menschlich freie Selbstgefühl der Bürger. „Durch seine Regiererei," sagt Möser (Phantasien Thl. II, 265.), „macht der Staat die Seelen täglich enger und kleiner."

Seine Meinungen, Gefühle und Wünsche sind in zwei seiner Darstellungen besonders schlagend zusammengefaßt; diese Aufsätze führen die Ueberschriften: „Ein neues Ziel für deutsche Wochenschriften, von einem Frauenzimmer," und „Antwort" darauf (Phantasien Th. III, 22 u. 23.). Hier finden wir seine Ueberzeugungen über deutsche Verfassung und Nationalbildung, welche durch eine würdige Presse und politische Zeitschriften zu erzielen seien. Die humoristische Einkleidung mildert seine wahren Ansichten, stellt sie aber frei genug in ein sicheres Licht. Es gibt unter uns Menschen von heute einige coquette Radicale, die den soliden Patrioten von Osnabrück um seiner altmodischen Ehrlichkeit willen gern für beschränkt halten möchten, wie denn auch Börne schon als bornirter Kopf beseitigt werden sollte. Diese Inhaltsleeren und Formseligen unter uns von heute mag das vortreffliche Frauenzimmer, das jene Möser'schen Artikel schreibt, beschämen. Sie beginnt: „Ich weiß nicht, woran es liegt, allein mit der ewigen Sittenlehre, sie mag nun aus einem harten oder weichen Tone gesungen werden, wird doch in der That so Vieles nicht ausgerichtet werden, als sich die Herren Verleger und ihre gelehrten Tagelöhner vorstellen. Die Menschen scheinen mir mächtigere Reizungen zum Guten zu erfordern, Reizungen, die sie in Bewegung setzen, sie heben, sie erhitzen, und zu großen Unternehmungen begeistern. Sie bedürfen einer Reizung, die einer großen Gefahr, einem wichtigen Vortheile oder einer Entscheidung gleicht, wovon Ehre und Gut abhängt, die alle ihre Kräfte aufbietet, und sie in sich selbst Entdeckungen von Eigenschaften machen läßt, wovon sie in ihrer vorigen Stille kaum eine Vermuthung hatten. Dadurch werden sie nicht blos tüchtiger, sondern auch glücklicher." Möser thut dann den Ausspruch, daß, um ein Volk groß zu machen, alle seine Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden müßten; nicht ein Zehntel der Kräfte werde in dem deutschen Leierzustande genutzt. Die Masse des

Digitized by Google

Staates müsse „in einer beständigen Gährung, die Kräfte, die seine Erhaltung bewirkten, müßten in einer anhaltenden Arbeit" sein, denn es sei nur „eine Folge des Despotismus, der als eine ungeheure Masse alle untern Federkräfte niederdrückt, daß wir so gar ruhig und ordentlich leben." Je freier und mächtiger alle Federkräfte in der Staatsmaschine wirkten, desto größer sei auch der Reichthum der Mannichfaltigkeit und der Privatglückseligkeit. Die Entwicklung der englischen Zustände weist er denn auch hier als Beispiel auf. Dort sei eine außerordentliche Menge von Seelenkräften in steter Bewegung, Redner, Dichter, Schriftsteller arbeiteten dort nicht blos mit flüchtiger Hand zum Vergnügen, oder mit mäßigem Eifer für den Unterricht persönlicher Schulbildung, sondern kämen mit Begeisterung dem Staate zu Hülfe, setzten jede nützliche Bewegung mit leidenschaftlichem Nationalleib ins höchste Licht. Alle Satyren, Komödien, Sittenlehren und Predigten stünden dort mit den Staats- und Nationalzwecken in engster Beziehung, und „der geringste Mann mache dort das allgemeine Wohl zu seiner Privatangelegenheit." In England lebe man in einem großen Walde, wo man den Löwen brüllen, den Hengst wiehern, die Krähe krächzen, den Hahn schreien, den Frosch quaken lasse, und sich an dieser Mannichfaltigkeit der Stimme der Natur ergötze. „In dem kleinen Gartenzimmer aber, worin wir Nachbarskinder uns versammeln, ist auch das Gezische einer Heine empfindlich." Alle kleinliche, engherzig muthlose Empfindsamkeit in einer Nation untergräbt ihre großen und gesunden Empfindungen, die Quellen aller Größe und Kraft. „Wir suchen," sagt Möser, „die Ehre fast blos im Dienste, oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in der Erreichung des höchsten Zweckes von beiden. — Wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland."

Mit diesen Worten des Patrioten schließen wir. Der Leser mag sich selbst fragen, wie viel hievon veraltet ist, oder wie wenig.

---

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Fortsetz.)

[Blick in die Zukunft; Sprüche von Lamennais.]

Alles, was Administration, Volksunterricht, ja sogar Polizei betrifft, ist in Deutschland besser, nur oft durch Pedanterie und Kleinlichkeiten drückend; die Erziehung besonders nahm dort einen raschen Aufschwung, so daß die Gesetze in Deutschland um zwei hundert Jahre hinter der deutschen Bildung zurück stehn, während sie in Frankreich besser als die Franzosen sind. Die Aufregung gegen Napoleon brachte auch mehrere vortreffliche Nationaleinrichtungen hervor; hingegen ist Deutschland in socialer Hinsicht noch im Argen begriffen. Der große Vorzug Deutschlands aber ist, daß indessen seine Geister eine neue Emancipation vorbereiteten.

Die Einheit ist eine Idee, welche die Mutter schöner Kinder werden kann, vor Allem die Einheit oder Gleichheit vor dem Gesetze. Wenn es Deutschland dahin bringen kann, und es kann dies, dann wird es gewiß seine Weltmission wieder aufnehmen; denn das deutsche Volk ist das poetischste der Welt, und nicht allein im Sturm, sondern auch bei Windstille sehr interessant. Aber Deutschland hat ohne Frankreich, ohne dieses Schlaguhrvolk, keine Bewegungskraft; denn nicht allein fehlt ihm die Triebfeder, sondern auch der innere Rost verhindert es daran. Der Geist mag immer vorschreiten, aber weder Volk noch Regierung werden Hand ans Werk legen, ohne Furcht vor Frankreich oder Bündniß mit ihm. Frankreich aber hat sich seinerseits wenig um das zu kümmern, was in Deutschland vorgeht. Die Deutschen sind oft beleidigt, wenn sich die hiesige Presse nicht genug mit ihren kleinlichen Zänkereien abgibt, was kann dies Alles das hiesige Volk interessiren, das nur seine Reformen im Auge hat? Ich fürchte sogar, daß die deutsche Schulverfassung bald zurück sein wird, weil sie gewissen Zwecken dienen muß. Hier streitet man sich nicht um katholische und protestantische Thorheiten, um die Emancipation der Juden, um eine Rheininsel, um die frankfurter Rüppel'sche Gesellschaft, die schon 2 Monate die Zeitungen füllt, auch gilt es gleich, welcher Prinz heirathet, reist oder stirbt: es handele sich um die sociale Stellung von 25 Millionen Menschen gegen die von 5 Millionen. Hier fragt es sich, ob die Liebe noch zur Prostitution für Geld dienen soll, ob es erlaubt ist, einen Menschen zu tödten, wenn der Tödter einen rothen Rock an hat, ob der Priester ferner noch von der Dummheit, dem Despotismus und dem Altar leben soll. Glückliches Deutschland, das nichts verlangt als ein Rheinlied, eine neue Uniform und ein Bischen Franzosenhaß!

Ja, Frankreich hat seine Mission noch nicht erfüllt, ja, Deutschland hat die seine noch nicht begriffen. Zusammenschlagend aber in eine lichte Flamme, werden beide Völker sich einst ergänzen. Frankreich, das kühn nach den Gipfelpunkten der sozialen Geschichte greift, Deutschland, das besonnen und gediegen nachhilft, die Steine des socialen Gebäudes zurechtmörtelt; jenes Volk, centralisirt, kann nur generell wirken, dieses, sein Antipode, wirkt speciell und sichert so das Ganze. Jenes kann ohne dies nichts Bleibendes liefern, weil es so zu sagen nur die Wellen des Oceans spaltet, die hinter ihm wieder zusammenschlagen, hilft aber dies nach, so wird Alles gesondert und geordnet. Frankreich, sage ich, wird seine Mission erfüllen und kämen morgen die Russen, die Engländer und die Oesterreicher wieder nach Paris und zerstörten es, sie würden seine Ideen mit an den Fußsohlen nach Hause nehmen. Deutschland wird zuerst die Früchte pflücken, die Frankreich mit seinem Blute erzog, Deutschland, das einst dem untergegangenen Frankreich Altäre der Sühne und des Dankes erbauen und seine Mission in sich selbst aufnehmen wird.

Digitized by Google

Ja, es wird eine Zeit kommen, wo man nicht begreifen wird, daß es in einer Gesellschaft Menschen gab, deren Lebensexistenz nicht gesichert war, wo die Gerechtigkeit blos strafte und nicht besserte; wo die Mächtigen immer das Henkerbeil in der Hand hielten, während der Priester den Patienten mit dem Himmel tröstete, der ihm selbst unbekannt, und den er ihm nicht geboten hätte, wenn er zwei Kreuzer kostete oder werth wäre. Zu jener Zeit wird man einsehen, daß der Mensch zur Liebe und nicht zum Hasse geboren, daß alle Menschen ein gemeinsames Interesse, das der Wahrheit haben. Dann wird der Mensch getrost gen Himmel sehen, man wird selbst den Tod nicht fürchten, sich nicht mehr mit Chimären plagen, denn nur der, dessen Gewissen strauchelt, grübelt über die dunkle Zukunft nach. Wir aber sind noch krank und zählen die Minuten, und fiebern und scheeren und ängstigen unsere Wärter. — Wann wird der Tag erscheinen? —

Lamennais, der am Ende seiner zeitlichen Laufbahn zu stehen glaubt, hat sich unter seinen neuesten betrübenden Verhältnissen noch einmal aufgerafft und in der Vorrede zu seinen kritischen Erörterungen oder verschiedenen Gedanken über Philosophie und Religion, die scheinbaren Widersprüche in seinen Bestrebungen so offen und nachdrucksvoll erklärt, daß jeder Unbefangene von der heiligen Ehrlichkeit des Mannes überzeugt werden muß.

Sein neuestes Werk: „Esquisse d'une Philosophie" ist deutsche Philosophie mit französischer Klarheit. Man sieht, Lamennais hat auch deutsche Theologie studirt, doch ist er nicht für den dogmatischen Protestantismus, obschon er die ungeheure Mission desselben anerkennt. Er setzt die Dienste, welche er der Menschheit geleistet, eben sowohl als seine Nachtheile auseinander. Lammenais' Geist strebt nach einem Christenthum, das die Vortheile aller Religionen vereinigt. Er möchte im Katholicismus Alles abschaffen, was Luther verdammte, ohne in den Sectengeist und in den individuellen Rationalismus der Protestanten zu verfallen, möchte Moses mit Jesus vermählen und so ein neues Christenthum, auf Poesie, Vernunft und Freiheit gegründet, hervorrufen. Bis jetzt ist sein Wirken allerdings noch negativ, aber Andere werden seinen Spuren folgen. Meine Leser werden mir es nicht verargen, wenn ich einige Aphorismen aus diesem Buche übersetze, obgleich ich dabei viel Schönes und Großes überspringen muß. Oft beim Kornschneiden überspringt man ganze Garben, um eine einzige Kornblume zu pflücken:

„Nach der Lehre von der Erbsünde gäbe es kein größeres Verbrechen, als Kinder zu zeugen. — Nieder, zur Erde vor dem Bilde Gottes! schreit der Priester — recht so — die Großen stellen den Fuß daraus. Die Gesellschaft ist gegründet. — Was will die Vergangenheit von mir? Was sind das für Schatten, die sich aus den Gräbern erheben? Gespenster von Hohepriestern, Königen, stumme Bilder erloschener Jahrhunderte? Warum dieser Staub, den die Todten um mich her abschütteln? Wer hat ihren Schlummer gestört? oder ist's ein Traum, der sie bewegt? Die unterirdischen Wohnungen zitterten, die alten Gebeine keimten in den Särgen empor, und mit einem Male sind sie mitten unter den Lebenden erschienen, um die Welt, die ihnen ehemals angehörte, wieder in Besitz zu nehmen. Aber die Welt versteht ihre Sprache nicht mehr, begreift ihre Gedanken nicht, betrachtet sie mit einem ungewissen Schrecken und schaudert vor ihrer Berührung zusammen. Kehret zurück, zurück in eure Gräber, Söhne einer Zeit, die nicht mehr ist, und lasset die heutigen Generationen das Werk der Menschheit in Frieden vollbringen! — Deutschland, ohne allgemeine Gesetzgebung, schon seit Jahrhunderten in eine Menge kleiner Staaten und kleiner Rechte gespalten, fühlte die Nothwendigkeit, alle diese Rechte genau zu untersuchen. Jede Familie, jeder Staat hatte seine besondern Archive, die nachgestöbert wurden bis ins Kleinlichste. Diesem Umstand verdanken die Deutschen den Sinn für die historische Forschung, und ich zweifle nicht, daß daher ihre mühsame und geduldige Gelehrsamkeit stammt. Sie haben aus der Noth eine Tugend gemacht. — Die Jagdlust ist ein Ueberbleibsel des primitiven Zustandes der Barbarei. In dem modificirten, nicht civilisirten Menschen ist etwas, das ihn dem fleischfressenden Thiere gleichstellt, ein Ausdruck des natürlichen Instinkts, der von Beute lebt. Es wäre interessant zu untersuchen, warum diese wilde Lust so allgemein bei den Großen ist. Sie haben ganze Länder, die zu diesem Zwecke bewacht werden und man nennt dies: ihr Vergnügen. — Man fragte einen indischen Philosophen nach der Quelle seiner tiefen Weisheit. Ich habe meine Vorgänger immer geachtet und nie angebetet, antwortete er.

Zweierlei Frieden gibt es: unter und über der Erde. Nur den ersten kennen die Tyrannen. Sie führen die Völker auf den Kirchhof und sagen zu ihnen: Schlaft, meine Kinder. — Sie wollen die Parteien versöhnen und werfen Köpfe zwischen sie! — Man sagt, es gebe düstere, finstere Länder. Ich glaube es nicht. Jeder trägt seine Sonne in sich. — Die Zeit kommt oft schwer nieder, aber sie hat nie eine Mißgeburt. — Einige verlorene Seelen waren versucht, nicht mehr an Gott zu glauben. Schrecklich! Andere sind es, nicht mehr an den Menschen zu glauben. Noch schrecklicher! — Alles nützt sich ab hienieden, aber nichts so schnell als das Mitleid. — Wenn man in der Jugend einen Freund verliert, so ersetzt man sich ihn leicht. Das Leben zieht sich gegenseitig an wie die Flamme zweier Fackeln. Dem ist nicht so im Alter. Auf einen alten Stamm pfropft man nichts." — (D. F. f.)

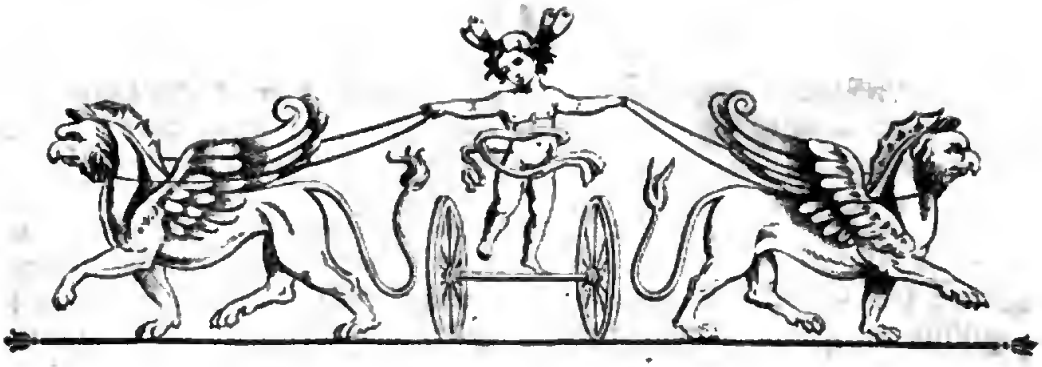
## Notiz.

[Der Erzengel Michael.]

Diesem verdienstvollen Erzengel ist in Italien die Ehre widerfahren, daß seinetwegen ein neuer Festtag eingeführt wurde. Er hat auch einen päpstlichen Orden erhalten. Unbillig war es nur, bei dieser Gelegenheit den alten Engel Gabriel zu übergehen, der doch auf seiner langjährigen Laufbahn sich in jeder Hinsicht sehr loyal benommen hat.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 129. — den 5. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die zwei Riesen.

Irische Legende, von Dr. W. Seyffarth.

### Vorwort.

Indem ich für den Stoff zu nachfolgender, dem irischen Districte Knockmary angehörigen Legende von den zwei Riesen Fin M'Coul und Cucullin, und des Erstern Weibe Oonagh, dem Verfasser der Traits and Stories of the Irish Peasantry, Herrn William Carleton, mich verpflichtet erkläre, glaube ich sagen zu dürfen, daß diese Legende eine treue Mischung jener seltsamen Farben enthält, in welche Volkshumor und Volksphantasie die ältesten und beliebtesten Legenden Irlands gekleidet haben. Fin oder Fion Mac Coul ist dasselbe halbmythische Wesen, das in Ossian's Gedichten Fingal heißt, — vermuthlich ein hervorragender Kämpe in den frühesten Tagen von Irlands Geschichte. Gleich achtungswerthe Autoritäten versetzen ihn in das fünfte und in das neunte Jahrhundert. Wie alt oder jung, und was er auch überhaupt eigentlich gewesen sein mag — in der Tradition lebt er als Riese von ungeheurer Größe und Körperkraft, und ist der Held einer ungezählten Menge wilder, kriegerischer Sagen, sowohl in Irland als in den schottischen Hochgebirgen. Die schottischen Dichter des Mittelalters geben übereinstimmendes Zeugniß von dem unermeßlichen Ruhme Fin M'Coul's und Gaul's, des Sohnes Morni's. So läßt der bekannte Barbour — 1375 — seinen Held Robert Bruce beim Gefechte von Glendochart jener Beiden gedenken. Govin Douglas, der 1522 starb, erwähnt ihrer in seinem Gedichte: The Palace of Honour —

Great Gow Mac Morn, and Fin Mac Cowl, and how
They should be Gods in Ireland, as they say.

Ein Dritter, der zwar um dieselbe Zeit gelebt, jedoch seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht hat, schildert in einem Liede, betitelt an Interlude of the Droich's (des Zwergs, dwarf's) part of the play, die ausschweifende, damals im Volke umgegangene Vorstellung von den Staturen, nicht blos Fin's und Gaul's, sondern auch von Fin's Weibe, Oonagh. Von Fin heißt es:

Ay when he danced, the warld wad shog —
— — — — —
— after he grew mickle at fouth,
Eleven mile wide was his mouth,
His teeth were ten miles square;
He wad upon his toes stand,
And tak the sterns down with his hand,
And set them in a gold garland,
Above his wife's hair.

Von Fin's Weibe genügt zu wissen, daß

For cauld she took the fever-tertan, (tertian-fever)
For all the claith in France and Bertan (Britain)
Wad not be till her leg a garten,
Though she was young and tender.

Die Erzählung habe ich so zu halten gesucht, wie sie, ohne undeutsch zu werden, der irischen Erzählunge-

weiſt entſpricht, und einige wörtlich übertragene Redensarten dürften den Irländer charakteriſiren, ohne dem Deutſchen unverſtändlich zu ſein....

---

## Legende.

Wo lebt in Irland Mann, Weib oder Kind, dem der Name des gefeierten hiberniſchen Herkules fremd wäre, des großen, weltberühmten Fin M'Coul? — Nirgends, vom Vorgebirge Clear bis zum Rieſendamme, und vom Rieſendamme bis zum Vorgebirge Clear. Da geſchah es eines Tages, daß Fin und ſeine rieſenähnlichen Verwandten am Damme arbeiteten, um eine Brücke, oder noch beſſer, eine gute dauerhafte Landſtraße nach Schottland hinüberzubauen, und während Fin ſo arbeitete, fiel es ihm plötzlich ein, nach Hauſe zu gehen zu ſeinem Weibe Donagh, die er gar lieb hatte, und nachzuſchauen, wie in ſeiner Abweſenheit das arme Weib ſich zu helfen wüßte. Fin war nämlich ein echter Irländer. Jede Mühſal des Lebens erinnerte ihn an ſein Weib und machte ihn doppelt beſorgt, daß ſie es gut und bequem hätte, und beſonders des Nachts gut ſchliefe, denn er wußte außerdem, daß, wenn er bei ihr war, ſie des Nachts vom Alp und von Ohnmachten heimgeſucht wurde, und wie viele Mühe es ihn koſtete, ſie bei ſo guter Laune und Geſundheit zu erhalten, als ſie zur Zeit ihrer Verheirathung beſeſſen hatte. Alſo riß er eine Tanne aus, putzte Wurzeln und Aeſte ab, nahm ſie zum Spazierſtock und machte ſich auf den Weg zu Donagh.

Donagh, oder vielmehr Fin, wohnte damals auf der oberſten Spitze des Knockmary-Hügels, deſſen lieblicher Vetter Cullamore, halb Hügel, halb Berg, gerade gegenüber ſteht, oſt-öſtlich-ſüdlich, wie die Matroſen ſagen, wenn eine Landratte ſie nicht verſtehen ſoll.

Weil indeſſen die Wahrheit zuletzt immer an den Tag kommt, braucht es nicht lange verſchwiegen zu bleiben, daß, obwohl der ehrliche Fin ſein Weib von Herzensgrund liebte, er doch nicht im Entfernteſten um ihretwillen nach Hauſe ging. Es gab nämlich in jener Zeit einen andeen Rieſen, Cucullin genannt. Manche ſagen, er ſei Irländer, Manche, er ſei Schotte geweſen. Ob Irländer oder Schotte — kein krauker Zweifel läugnet, daß er ein Mordkerl war. Nicht ein einziger Rieſe ſeiner Zeit vermochte es mit ihm aufzunehmen, und ſeine Koepeekraft war ſo groß, daß, wenn er einigermaßen unwirſch auf den Boden ſtampfte, das Land meilenweit erbebte. Nah und fern erſcholl der Ruf ſeines Namens, und Niemand in menſchlicher Geſtalt durfte im Kampfe mit ihm auf Sieg hoffen. Mag es wahr ſein oder nicht, was von ihm erzählt wird, aber erzählt wird, er habe mit einem Fauſtſchlage einen Donnerkeil flach gequetſcht und in Form eines Eierkuchens in der Taſche getragen, um ihn Allen zu zeigen, die ſich's gelüſten ließen, mit ihm zu kämpfen. Ganz unläugbar iſt, daß er jedem Rieſen in Irland eine beträchtliche Menge Schläge aufgezählt — Fin M'Coul ausgenommen, und deshalb ſchwur er beim feierlichen Inhalte von Moll Kelly's Gebetbuche, daß er nicht raſten wolle, weder Tag noch Nacht, weder Winter noch Sommer, bis er Fin erwiſcht und mit derſelben Brühe traetirt hätte. Fin, der auf ſeinem Miſthaufen Hahn im Korbe war, empfand ſtarken Widerwillen, einem Rieſen zu begegnen, der, wenn er zornig, ein kleines Erdbeben verurſachen und einen Donnerkeil flach quetſchen konnte, und drückte ſich daher, allerdings nicht ſehr zu ſeinem Ruhme als Trojaner, von einem Orte zum andern, ſobald er die unangenehme Nachricht erhielt, daß Cucullin ihm auf der Fährte ſei. Das war denn auch das Mark ſeiner jetzigen Wanderung, obgleich er es ſeinem Verlangen, Donagh zu ſehen, in die Schuhe ſchob; womit inzwiſchen keineswegs behauptet ſein ſoll, daß das nicht wahr geweſen. Das Kurze und Lange der Geſchichte beſtand aber — geziemenden Reſpect voraus — darin, daß er gehört, Cucullin ſei auf dem Wege nach dem Damme, ſich mit ihm an Kraft zu meſſen. Da war es ganz natürlich, daß er mit Einem Male eine heftige Liebe zu ſeinem Weibe empfand, die von ſo zarter Geſundheit und — wie er ſeine Verwandten verſicherte — in ſeiner Abweſenheit ein ſehr einſames und ungemächliches Leben führte. Demgemäß riß er, wie geſagt, einen Tannenbaum aus, ſchnödelte ihn zu einem Spazierſtocke und begab ſich auf die Reiſe nach der Spitze des Knockmary, dort nebenbei ſeine Donagh zu beſuchen.

Es hatte ſchon längſt Aufſehen im Lande erregt, und die Leute wunderten ſich, daß Fin eine ſo windige Stelle zur Wohnung gewähle. Einige Nachbarn gingen ſo weit, ihm das zu ſagen. „Was bedeutet es denn eigentlich, Herr M'Coul," ſagten ſie, „daß Ihr Euer Zelt auf der Spitze des Knockmary aufgeſchlagen habt, wo Ihr, Jahr aus Jahr ein, keinen Augenblick ohne Wind ſeid, bei Tage nicht und bei Nacht nicht, weder Sommers noch Winters, und wo Ihr oft Eure Nachtmütze *)

*) Nachtmütze iſt in Irland wie in der Schweiz ein üblicher Ausdruck für die Wolken, welche als Anzeichen von Regen die Bergſpitzen einhüllen.

Digitized by Google

aufsetzen müßt, ehe Ihr zu Bette geht, ja, und wo Ihr an eigenem Wasser Mangel leidet?"

„I nun ja," antwortete Fin, „die Sache ist aber die, daß ich schon von der Zeit an, wo ich so groß war wie ein runder Thurm, immer eine gute eigene Aussicht gern gemocht habe, und wo, lieben Nachbarn, hätte ich einen bessern Platz zu einer guten Aussicht finden können, als die Spitze des Knockmary? Was das Wasser anlangt, so bin ich dran und drauf, eine Pumpe zu graben, und sobald der Damm fertig ist, gedenke ich damit zu Ende zu kommen."

Unter uns, das war ein zweites Stück von Fin's Philosophie, denn daß er die Spitze des Knockmary sich zur Wohnung gewählt, hatte keinen andern Grund, als weil er im Stande sein wollte, Cucullin kommen zu sehen, damit er dann seine Geschäfte in entlegenern Landestheilen besorgen könnte. Inzwischen wär's unrecht, Fin Uebles nachzureden, und so bleibt blos das ausgemacht, daß, wenn er so gar arg, wie's bei ihm der Fall, einen Platz zu einem Lugin'sland brauchte, er nächst Slieve Croob, oder Slieve Donan, oder Vetter Cullamore eine passendere und niedlichere Stelle in der süßen und klugen Provinz Ulster mit nichten finden konnte.

„Gott segne Alle, die hier sind!" sprach Fin in bester Laune, als er sein ehrliches Gesicht zu seiner eigenen Thür hineinsteckte.

„Musha Fin, Avick, und sei willkommen daheim bei Deiner eigenen Donagh, Du vierschrötiger Kerl," antwortete Donagh.

Darauf folgte ein Schmatz, der das Wasser im See am Fuße des Hügels mit Zärtlichkeit und Sympathie angeschwellt haben soll.

„Meiner Treu, das war schön," sagte Fin, „und wie gehabst Du Dich, Donagh — wie hast Du Dich in meiner Abwesenheit befunden, meine Heidelbeere?"

„Niemals besser, die lustigste Strohwitwe*), die es je gegeben hat im lustigen „Tyrone jagte durch den Wald.""

„Hm, hm," sagte Fin und lachte recht herzlich, seinem Weibe zu beweisen, wie sehr es ihn freue, daß sie in seiner Abwesenheit sich so lustig gemacht.

„Und was bringt Dich so bald nach Hause, Fin?" fragte Donagh.

„I nu ja," antwortete Fin, „die pure, blanke Liebe und Zärtlichkeit zu Dir. Du weißt ja, daß es wahr ist, Donagh, so oder so."

*) Strohwitwe für das Irische: Glaswitwe, glass widow. Es fragt sich, welches poetischer.

Fin verlebte zwei oder drei glückliche Tage mit Donagh, und in Betracht seiner ungeheuren Angst vor Cucullin fühlte er sich ganz gemächlich. Nach und nach wuchs ihm aber die Angst dergestalt zu Kopfe, daß sein Weib es ihm anmerkte, wie ihn etwas drücke, das er ihr verschweige. Ueberlaßt's nur einer Frau, ein Geheimniß, das sie wissen will, dem lieben Manne abzupeinigen oder abzuschmeicheln. So geschah's mit Fin. „I nun ja," sagte er, „'s ist der Cucullin, der mir im Kragen liegt. Wenn der Bengel böse wird und auf den Boden stampft, macht er Dir ein ganzes Erdreich erbeben, und das weiß Jeder, daß er einen Donnerkeil aufhalten kann, und einen von der Form eines Eierkuchens Tag und Nacht in der Tasche trägt, um ihn Allen zu zeigen, die Lust verspüren, daran zu zweifeln."

Als Fin das gesagt, steckte er den Daumen in den Mund, wie er das in der Gewohnheit hatte, so oft er prophezeihen oder etwas wissen wollte, das irgendwo auswärts geschah. Donagh, die nicht wußte, weshalb er es that, fragte liebkosend: „Fin, mein guter Junge, ich hoffe, Du beißt Dich nicht gegen mich in den Daumen*)?"

„Nein," antwortete Fin; „aber in den Daumen beiß' ich mich, Aeushla."

„Nur nicht blutig, Herzensjunge; ja, ja nicht, meine Perle," bat Donagh.

„Er kommt," sagte Fin; „ich seh' ihn unterhalb Duneannon."

„Danke, danke schön, mein Guter," versetzte Donagh; „und wer ist es, Avick? Preis und Ruhm sei Gott!"

„Die Bestie, der Cucullin ist's," antwortete Fin; „und was soll ich nun anfangen? Laufe ich fort, bin ich entehrt, und außerdem weiß ich, daß früher oder später ich doch mit ihm zusammentreffen muß; mein Daumen sagt mir's."

„Wann wird er hier sein?" fragte Donagh.

„Morgen gegen zwei Uhr," seufzte Fin.

„Schon gut, alter Prahlhans," lachte Donagh, „und laß Dich das weiter nicht kümmern; ich will's schon besorgen, und kann sein, ich bringe Dich besser aus der Mausefalle, als Du sammt Deinem Daumen."

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eine irische, auch in einigen Theilen Deutschlands gekannte Geste der Beleidigung oder Herausforderung.

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Fortsetz.)

[Cormenin über sich selbst; ein Volksdrama von Piat.]

Von Cormenin, der bekanntlich schon vortreffliche Studien über die parlamentarischen Redner herausgegeben hat, ist jetzt ein „Buch der Redner" erschienen. Es bespricht Sièyes, B. Constant, P. L. Courrier, Carrel, Jouffrede, Chateaubriand, Lammenais ꝛc., ferner die verschiedenen Arten der Beredsamkeit, die Stenographen, Journalisten ꝛc. Ein Capitel weiht er sich selbst, das heißt, er schildert den Pamphletaire, ein Wort, das ja nicht mit Libelliſt oder Pasquillant verwechselt werden muß. Dieses Capitel über den Pamphletaire oder über Cormenin ist für diesen so bezeichnend, daß ich einige Stellen daraus anführe.

„Da die Franzosen ein phantastisches und zugleich dialektisches Volk sind, so wollen sie bald, daß man ihnen die Wahrheit unter dem Schleier der Allegorie, bald, daß man sie ihnen ohne Sprachzierath durch hartes, logisches Raisonnement zeige; und da der Franzose schnell von Gedanken ist, da er die Phrase zu Ende spricht, die man vor ihm anfängt, so muß man ihm oft nur die Hälfte der Dinge sagen, um ihm das Vergnügen zu lassen, die andere zu errathen. — Da der Franzose lustig, lebhaft, heftig, heiß ist, so will er, daß man springe, stürze, sich in seine Leidenschaften menge, über seine Freude lache, seine Freiheitslieder singe und Flüche gegen die Tyrannei ausstoße!"

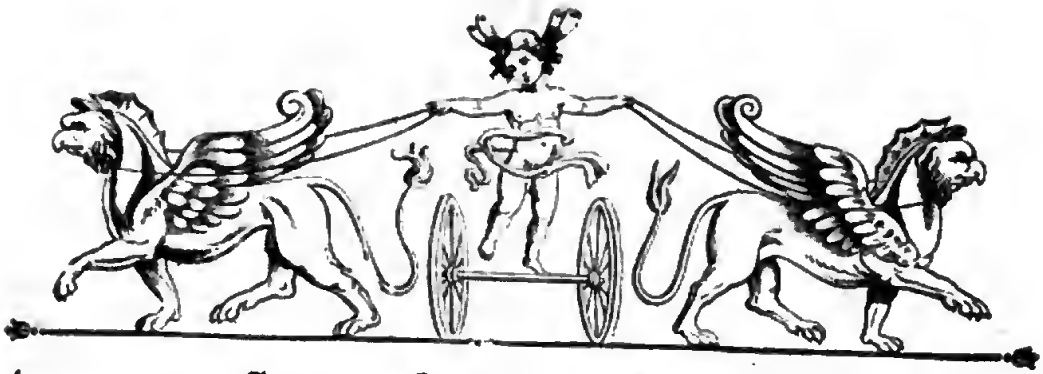
„Der Pamphletaire paßt immer auf, hinter einem Fächer im Salon, in dem Kabinet der Minister oder in der Kammer. Ein wahrer Proteus, Löwe, Adler, Schlange, Schwert, Flamme, Strom, beißt, fliegt, kriecht, sticht, brennt und überschwemmt er! — Er überschreitet die Alpen, den Rhein und das Meer, er fliegt der Zeit zuvor, er fragt die Geschichte aus, er stöbert in den Archiven des Ministeriums und des Hofes nach, er schleicht des Nachts herum und sucht seine Beute mit Luchsaugen und Adlerklauen. Auf die Blutigel, die am Busen seines Volkes saugen, streut er beißendes Salz. Er dient Niemandem und gehorcht Niemandem, er trägt kein officielles Kleid, keine Borten noch Orden und bekommt keine Einladungen, er ladet sich selbst ein. Soldat der kriegführenden Presse, ist Kämpfen und abermals Kämpfen sein Handwerk, seine Pflicht, sein Leben. Das Pamphlet ist die fliegende Artillerie der Presse, sein Donnerstrahl erschüttert das Pflaster der Städte, und das Echo widerhallt von Land zu Land. Die Publicisten und die Redner blasen in ihre kleinen Flöten, um so vielen Lärm als möglich zu machen, aber der Pamphletaire nimmt die Trompete in die Hand und bläst mit der dreimalhunderttausendmannstarken Volksstimme drein."

Cormenin schildert sich, wie gesagt, selbst und Sie sehen, er schmeichelt sich so ziemlich. Die Schilderung jedoch ist im Französischen ein stylistisches Meisterstück. Ob Cormenin deswegen ein großer Mann sei, ist aber noch sehr zu zweifeln.

„Die beiden Schlosser," von Felix Piat, haben hier unter den Arbeiterclassen viel Sensation gemacht. Es ist, meiner Meinung nach, ein wahres Volksdrama; es schildert den Kampf der arbeitenden Redlichkeit mit der müssigen Schlemmerei und dem gedankenlosen Egoismus der Geldmenschen. Die Handlung spielt in London, aber nur dem Namen nach, die Verhältnisse sind rein französisch. Wahrscheinlich zwang die Rücksicht auf die Theatercensur den Verfasser zu dieser Verkleidung. Ein gewisser Burl, der darin vorkommt, ist ein Typus jener witzigen pariser Diebe, die es manchmal auf das Schaffot bringen, wenn sie erwischt werden, oft aber reich werden und ihr Geschäft auf der Börse mit weniger Gefahr fortsetzen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß der selige Darmès, der übrigens muthig starb, 50,000 Franken auf der Börse verspielt hatte. Der amtliche Bericht aber sagte nichts davon. Ergreifend ist auch eine Auspfändung geschildert. Man muß nämlich wissen, daß die Erbitterung des Volkes über die Herzlosigkeit, mit welcher die Regierung hier ihre Abgaben eintreibt, grenzenlos ist. Bett und Stroh nimmt man dem armen Arbeiter ab. Mein Landsmann, der Finanzminister Humann aus dem Elsaß, der seinen liederlichen Neffen und Geschwistern Stellen mit 30,000 Francs Rente verschafft, hat sich durch seine fiscalischen Maßregeln, oder lieber Erpressungen nicht sehr beliebt gemacht. Die beiden Schlosser aber sind, bei allen Crassitäten und Unwahrscheinlichkeiten in der Erfindung, ein Stück, das von Talent zeugt und übersetzt zu werden verdient. Man würde es im Deutschen vermuthlich „Einige Tage aus dem Leben eines Arbeiters" nennen. Uebrigens ist es liebenswürdig vom Dichter, daß er die Tugend siegen läßt. Piat ist auch sonst als ein Demokrat von Geist und Herz bekannt. Von ihm rühren die satyrischen Artikel: „Thiers comme artiste," her. Ich zog eine Blouse an, um bei der Aufführung des Stücks in einem Boulevardtheater mich unter das Volk zu mischen und seine Kritik anzuhören. Die beiden ersten Acte schienen den Meisten zu lang, Andere sagten, der George wäre zu sentimental und der Burl zu sehr Macaire, die Geschichte mit dem Fräulein schien ihnen zu poetisch, es gebe keine liebenswürdigen Banquiers-Töchter. Unglück läßt das Volk gelten, aber Poesie nicht, denn diese fehlt leider sehr oft in seinem Leben. Dies die Kritik des Volkes, das Wahrheit verlangt und überhaupt nicht mehr an die geretteten Fräulein, ohne Revolution, glaubt. Welch ein Unterschied aber zwischen diesem Stück und der lockern Komödie von Alex. Dumas: „Eine Heirath unter Ludwig XV.," die ein Seitenstück zu Mlle de belle Ile sein soll und weder Geist noch Erfindung hat. Eine Heirath, die mit Skandal beginnt und so zu sagen mit der gezwungenen Tugend endigt; ein sittenloses Unding, das weder in den Sitten jener noch unserer Zeit einen Grund hat. Ich werde mich hüten, dieses Stück zu analysiren, die Zeit ist zu kostbar, um langweiliges Zeug zu schreiben. Die französischen Journale berichten übrigens umständlich darüber, am geistreichsten ist die Kritik des National. Das Stück fiel durch. Doch wette ich, es wird in Deutschland eher als die beiden Schlosser gegeben. Ueber den Gladiateur kann ich Ihnen noch nicht berichten, ich sah das Stück nicht und im Drucke erschien es auch noch nicht. Auf die Journale kann man sich aber keinesfalls verlassen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 130. — den 6. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die beiden Riesen.

(Fortsetzung.)

Diese Worte erleichterten Fin's Herz außerordentlich, denn er wußte, daß Donagh mit den Hexen auf Du und Du war. Eigentlich sagten die Leute, sie wäre selbst eine. War sie's, so mußte sie schlimmsten Falles eine gutmüthige sein, denn laut aller Nachrichten that sie in der ganzen Nachbarschaft immer nur Gutes. Es geschah aber, daß Donagh eine Schwester hatte, die Granua hieß und gegenüber auf der Spitze des mehrerwähnten Cullamore wohnte, und eben so mächtig war als sie. Das schöne dazwischen liegende Thal ist nur ungefähr fünf Meilen breit, weshalb an Sommerabenden Donagh und Granua von einer Hügelspitze zu andern sich ganz lustig unterhalten konnten. Bei jetziger Gelegenheit wollte Donagh die Schwester fragen, was sie in ihren mißlichen Umständen am besten thäten. „Granua," rief sie, „bist Du zu Hause?"

„Nein," antwortete Granua, „ich bin in Alihadhawan und suche Heidelbeeren."

„Schon gut," versetzte Donagh; „so geh 'mal auf die Spitze des Cullamore, schau Dich um und sag', was Du siehst."

„Gleich," erwiederte Granua, und nach ein paar Minuten: „Hier bin ich."

„Und was siehst Du denn?" fragte Donagh.

„Ach, du himmlische Güte," rief Granua; „ich sehe den größten Riesen, den's je gegeben hat; er kommt stracks von Duncannon her."

„Das ist's eben, was uns hudelt," sagte Donagh; „der Riese ist der große Cucullin, und er kommt, meinen Fin einzuseifen. Was sollen wir thun?"

„Ich will ihm zurufen, den Cullamore heraufzukommen und sich bei mir zu erfrischen," antwortete Granua; „kann sein, das gibt Dir und Fin Zeit, Euch etwas auszudenken, wie Ihr den Kopf aus der Schlinge ziehen mögt. — Aber," setzte sie hinzu, „die Butter ist mir ausgegangen, ich habe blos noch ein halbes Dutzend Fässer im Hause und würde Dir es schönsten Dank wissen, Donagh, wenn Du mir den größten Miscaun, den Du hast, herüberwerfen wolltest; — unter uns, Musje Cucullin ist leichter eine Woche als vierzehn Tage zu füttern."

„Ich will das herzlich gern*)," sagte Donagh, „und in der That, Granua, ich bleibe Dir sehr verbunden, daß Du so gut sein willst, ihn von uns abzuhalten, bis wir wissen, was wir anfangen sollen, denn in aller Welt Wunder, was würde aus uns werden, wenn meinem Fin, dem armen Manne, etwas zustieße!" Darauf ging sie, das größte Stück Butter zu holen, das sie hatte, beiläufig zwei oder drei Dutzend Mühlsteine schwer, und rief ihrer Schwester zu: „Granua, bist Du da? Ich will Dir den Miscaun hinüberwerfen; mach' Dich fertig, ihn zu fangen."

*) With a heart and a half, mit anderthalbem Herzen, oder auch, with all the veins of my heart, mit allen Adern meines Herzens, sagen die Irländer.



Digitized by Google

„Ich bin's," antwortete Granua; „wirf geschickt und nicht zu kurz."

Donagh warf. Weil sie jedoch an Fin und Cucullin dachte, vergaß sie den Zauberspruch, der den Wurf gelingen machen sollte, so daß er, anstatt, wie sie erwartete, den Cullamore zu erreichen, halben Weges zwischen den Hügeln niederfiel, am Rande des breiten Moores unweit Aughey. „Mein Fluch mit Dir!" rief die Zornige; „Du bringst mir ewige Schande. Deshalb verwandle ich Dich in einen grauen Stein, und Uebles befalle den Lebenden, der es unternimmt, Dich wegzuschaffen oder zu beschädigen!"

Und so viel ist gewiß, bis auf den heutigen Tag liegt der Stein auf seiner Stelle, mit den Eindrücken der vier Finger und des Daumens, genau wie er aus Donagh's Hand gekommen *).

„Laß gut sein," sagte Granua, „ich will mir mit Cucullin schon zu helfen suchen. Und geht es aufs Aeußerste, geb' ich ihm eine Butte Heidelbeeren, damit ihm der Magen nicht knurrt, oder ein Muß von Eichenrinde, das ihm den Magen zusammenzieht. Vor allen Dingen vergiß nur nicht, Dir etwas auszusinnen, wie Du den Fin aus der Mausefalle kriegst; sonst ist er ein geschlagener Mann. Du weißt ja, wie klug und erfinderisch Du von jeher warst; also denke ich, Donagh, es müßte schlecht mit Dir stehen, wolltest Du den Cucullin nicht übertölpeln."

Das gesagt, erregte Granua auf der Spitze ihres Hügels einen gewaltigen Rauch, legte einen Finger an den Mund und pfiff dreimal; — woran Cucullin erkannte, daß er auf Cullamore eingeladen sei, denn in solcher Weise haben die Irländer von jeher Fremden und Reisenden angedeutet, daß sie willkommen zu Allem, was vorhanden.

In der Zwischenzeit war Fin sehr traurig und wußte schlechterdings nicht, was zu beginnen, oder wie sich zu verhalten. Freilich war Cucullin auch ein häßlicher Gast, und der Gedanke an den verwünschten vorerwähnten Kuchen machte Fin's Herz windelweich. Wie konnte er bei aller Stärke und Tapferkeit es mit einem Manne aufnehmen, der, wenn einigermaßen gereizt, das Land zu Erdbeben zertrat und Donnerkeile zu Eierkuchen zusammenschlug? — Es war rein unmöglich; und deshalb wußte Fin schlechterdings nicht, wie er sich wenden sollte, rechts oder links, vorwärts oder rückwärts — er hatte keine Idee, wohin er menschlicher Weise gehen könne. Also sagte er: „Donagh, kannst Du denn gar nichts für mich thun? Wo ist Deine Erfinderischkeit? Soll ich wie ein Kaninchen vor Deinen Augen zertrümmert und Angesichts meines Stammes mein Name auf immer gegeschändet werden, ich der Beste und Tapferste von Allen? Aber wie kann ich mit einem solchen Mann-Gebirge kämpfen, mit einem solchen ungeheuren Wegweiser zwischen Erdbeben und Donnerkeil? Der einen Eierkuchen in der Tasche, so ehemals —"

„Sei nur ruhig, Fin, und fasse Dich," unterbrach Donagh; „meiner Treu, ich hätte große Lust, mich Deiner zu schämen. Was wirthschaftest Du denn mit den Zehen in den Schuhen? Halte sie stille — willst Du wohl! Und was die Eierkuchen anlangt, so könnte sich's zutragen, er bekäme sie bei uns eben so gut, als er sie mitbringt, aus Donnerkeilen oder aus was Anderm. Teaetire ich ihn nicht, wie er seit lange nicht traetirt worden ist, so will ich nicht Donagh heißen. Laß mich nur machen, und thu' genau, was ich Dir befehle."

Fin athmete auf, denn in Betracht, daß sein Weib ihn bereits aus mehr als einer Klemme gezogen, hatte er großes Vertrauen zu ihr. Die jetzige Klemme war freilich die schlimmste von allen; dennoch faßte er Muth und aß wie gewöhnlich. Donagh aber legte neun wollene Faden von verschiedener Farbe zusammen, flocht sie in drei Flechten, jede von drei Farben, knüpfte die eine um ihren rechten Arm, die andere um ihre rechte Brust, die dritte um ihren rechten Knöchel, und war nun gewiß, daß ihr Vorhaben gelingen werde. Dann schickte sie rings zu den Nachbarn, borgte einundzwanzig Bratroste, vertheilte sie in einundzwanzig Brote, buck diese üblicher Weise am Feuer, und legte sie, je wie sie gebacken waren, eins nach dem andern in den Brotschrank. Demnächst sammelte sie ein großes Faß frische Milch, machte Quark und Molken daraus und instruirte Fin, wie er, wenn Cucullin gekommen wäre, den Quark gebrauchen solle.

Nachdem Donagh alles dies gethan, setzte sie sich ruhig hin und erwartete Cucullin, der am nächsten Tage

*) Es mögen zwölf oder dreizehn Jahre sein, daß in der Gegend, wo der „graue Stein" liegt, ein Haus gebaut werden sollte. Der Legende und dem darin ausgesprochenen Fluche zu Trotze wollte der Bauherr den Stein, um ihn als Material zu benutzen, sprengen lassen. Mit Mühe fand er zwei Arbeiter, die das Sprengen unternahmen. Wahrscheintlich verstanden sie es schlecht; die Explosion erfolgte zu schnell und einer wurde getödtet. Natürlich galt das für Erfüllung des Fluches, und Niemand mochte wieder Hand anlegen. Die abgesprengten Stücke haben zwar die Gestalt des Felsens etwas verändert, doch ähnelt er immer noch einem sogenannten Mißcaun, d. h. einem länglichen vierkantigen Stück Butter.

Digitized by Google

gegen zwei Uhr kommen sollte. Berichtetermaßen hatte Fin das aus seinem Daumen gesogen; allein trotz aller Logik und Weisheit, die er aus seinem Daumen sog, wäre er diesmal ohne den Witz seines Weibes verloren gewesen. In dieser Beziehung fand zwischen ihm und seinem großen Gegner Cucullin eine Aehnlichkeit Statt. Jedermann wußte, daß Cucullin's ganze gewaltige Stärke im Mittelfinger seiner rechten Hand lag. Verlor er den, sank er, seiner ungeheuren Gestalt ungeachtet, zur Körperkraft eines gewöhnlichen Menschen herab.

Endlich am folgenden Tage rückte Cucullin durch das Thal heran, und Donagh, die ihn kommen sah, eilte, ihre Anstalten zu treffen. Sie setzte die Wiege zurecht und bedeutete Fin, sich hineinzulegen und bis an die Nase zuzudecken. „Du mußt für Dein eigenes Kind gelten," sagte sie; „also schnell hinein und geschwiegen; übrigens passe auf meinen Wink."

Das war bitterer Wermuth für Fin, daß er sich feig in die Wiege stecken sollte; aber er kannte seine Donagh, und da er nichts Anderes vorzunehmen wußte, zog er sich mit jämmerlichem Gesichte ins Kurze und lag bald, wie sie ihm geheißen.

Erwartetermaßen trat Cucullin gegen zwei Uhr ein. „Gott segne Alle, die hier sind!" sagte er; „ist's hier, wo der große Fin M'Coul wohnt?"

„Es ist hier, ehrlicher Mann," antwortete Donagh; „Gott grüß' Euch freundlich, und wollt Ihr Euch nicht setzen?"

„Dank' Euch, Frau," sagte er und setzte sich; „vermuthlich seid Ihr Frau M'Coul?"

„Die bin ich," antwortete sie; „und ich denke, ich habe keine Ursache, mich meines Mannes zu schämen."

„Nein," sagte der Andere; „er hat den Namen des stärksten und streitbarsten Mannes in Irland. Dessen ungeachtet gibt es Einen, der nicht weit von Euch sitzt und große Lust hat, sich mit ihm zu messen. Ist er zu Hause?"

„I nun nein," antwortete Donagh; „und wenn je ein Mann wüthend aus seinem Hause gegangen ist, so war er's. Jemand benachrichtigte ihn, ein großes vierschrötiges Thier von einem Riesen sei unten beim Damme und habe nach ihm gefragt. Da lief er spornstreichs fort, den abzufangen, und meiner Treu, um des armen Riesen willen hoffe ich, daß er ihn nicht trifft, denn trifft er ihn, so macht ihn Fin ohne Weiteres zu Brei." — Dabei lachte Donagh laut und höhnisch und maß Cucullin mit einem Blicke, als ob er just nur eine Hand voll Mannes sei. „Habt Ihr Fin je gesehen?" fragte sie dann schnell und ernsthaft.

„Wie sollte ich," antwortete Cucullin; „er hat es ja immer so einzurichten gewußt, daß er mir nicht nahe kam."

„Dachte mir's," sagte Donagh; „'s ist genau, wie ich dachte. Wollt Ihr aber meinen Rath befolgen, Ihr armer, erbärmlicher Kerl, so betet Tag und Nacht, daß Ihr ihn nie und nimmer zu sehen bekommt, denn das will ich Euch gesteckt haben, der Tag, an dem's geschieht, wird Euch ein schwarzer Tag sein. Ehe wir indessen Eins ins Andere reden, Ihr seht, der Wind bläst gegen die Thür. Da nun Fin nicht zu Hause ist, seid Ihr wohl so gut, das Haus herumzudrehen. Fin thut das immer, wenn er zu Hause ist."

Selbst Cucullin erstaunte. Er stand jedoch auf, zog den Mittelfinger seiner rechten Hand, bis er dreimal knackte, ging vor die Thür, umfaßte das Haus und drehte es complet herum. Wie Fin das gewahrte, fühlte er eine gewisse, nicht näher zu bezeichnende Feuchtigkeit aus allen Poren dringen. Donagh hingegen, im Vertrauen auf ihren Mutterwitz, ließ sich das nicht anfechten. „Habt schönen Dank," sagte sie zu dem Zurückgekommenen, „und da Ihr so höflich seid, thätet Ihr mir wohl noch einen Gefallen, weil's gerade sich so fügt, daß Fin es nicht selbst thun kann. Fin meint, unter den Kieselsteinen hinterm Hügel hier unten sei irgendwo gutes Quellwasser, und er war eben darüber, sie ein wenig wegzuräumen, als er von Euch hörte, und dann in solcher Wuth fortlief, daß er mit keiner Silbe weiter daran dachte. Wolltet Ihr also das für mich thun, wär' mir's ein großer Gefalle." Hierauf führte sie Cucullin an die Stelle, die aus einer ungespaltenen Felswand bestand. Cucullin sah sich die Sache an, knackte seinen rechten Mittelfinger neunmal, bückte sich und riß eine Spalte, ungefähr zweihundert Fuß tief und eine Viertelmeile breit. Sie heißt seitdem Lumford's Glen. Wenig fehlte, so hätte das Donagh außer Fassung gebracht; aber die Frau soll noch geboren werden, die nicht durchsetzt, was sie sich vorgenommen. Also sagte Donagh, nachdem sie sich bedankt: „Kommt nun herauf und eßt ein paar Bissen, so gut wir's haben. Denn seid Ihr und Fin auch Feinde, würde er sich doch schämen, Euch in seinem Hause nicht freundlich zu bewirthen. Und thäte ich's in seiner Abwesenheit nicht, würd' es ihm gar nicht recht sein."

Demgemäß gingen sie zurück und Donagh trug ein halbes Dutzend der vorerwähnten Brote auf mit einem

Digitized by Google

oder zwei Faß Butter, einigen gekochten Speckseiten und einer Quantität Kohl — die Erdäpfel nämlich waren damals noch nicht erfunden. Cucullin, der eben so sehr ein Held als ein Vielfraß war, ließ sich nicht nöthigen, sondern steckte ein ganzes Beot auf einmal ins Maul. Wie er aber losbiß, erschracken Fin und Donagh über einen Lärm, der ein Mittelding zwischen Wolfsgeheul und Hundegebell schien. „Wuth und Donnerwetter!" schrie Cucullin; „was heißt das? Zwei meiner Zähne fort. Was habt Ihr denn da für Beot?"

„Nu, nu, was gibt's denn?" fragte Donagh ganz ruhig.

„Was es gibt?" tobte Cucullin; „zwei meiner besten Zähne hab' ich mir ausgebissen."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Beschluß.)

[Victor Hugo; Thiers; Lamartine.]

Hugo hat endlich den Rubicon überschritten und auch Rom den Krieg erklärt. Man war gespannt, wie er als Literat, als Neuerer der Akademie gegenüber auftreten würde; er aber trat gar nicht als Dichter, sondern als Politiker auf. Seine Antrittsrede wird Ihnen aus den Zeitungen bekannt sein. Er pries Napoleon und pries die offene Opposition Lemercier's gegen ihn. Hier hätte Hugo nach dem Warum fragen sollen. Warum? weil Napoleon sich auf die Kraft des Armes stützte und die Intelligenz verspottete, weil er keine Philosophie verstand; er hatte keinen Aristoteles zum Lehrer. Ihm waren die Geschichten der Völker fremd. Ich besitze von einem alten Freunde des Secretärs von Robespierre, Herrn Ampère, einige Bogen Memoiren, die nachweisen, daß dieser Mann schon mit Robespierre in Verbindung stand und ihn in einem Briefe ermahnte, sich zum Dictateur aufzuschwingen, die andere Partei zu köpfen und ihn, Buonaparte, zum General des Dictateurs zu machen. Er war damals schon Adjutantmajor in der italienischen Armee und wurde nach Robespierre's Sturz destituirt, gerade wegen des darauf bezüglichen Briefes. Verrath an der Freiheit war daher von Jugend auf sein Streben, und ich wiederhole es, während die Deutschen vor ihrem Unterdrücker niederknie'n, wird in Frankreich eine Zeit kommen, wo man die Asche Napoleon's, die im December hier Fiasco machte, in die Seine streuen wird. Hugo gehört zu den Männern, die den Muth ihrer Meinung und Ueberzeugung nicht haben. Zwar spricht er das Lob der Convention aus, wo Lemercier als Knabe unter den strickenden Weibern saß und zuhörte, wie sie die Gesetze außer dem Gesetz erklärten, zwar schillert die Luft hindurch, Lemercier nur dafür zu preisen, daß er seinem Freunde Napoleon Widerstand leistete, aber er wagt es doch nicht, das Wort hinzuschleudern, das ihm auf den Lippen schwebt, und wenn er für das heutige Frankreich schwärmt, so ist dies nicht seiner politischen Größe halber — es wäre lächerlich, obschon Hugo mit ihr zufrieden ist — sondern weil es seine Ideen, seine Sprache, seine Philosophie, besonders aber seine Poesie über die ganze Welt verbreitet.

Goethe ist todt, ruft Hugo aus, Byron auch, Europa hat keine Dichter mehr als — hier schwieg Hugo und erröthete. — Die französischen Dichter sind die eitelsten Gecken von der Welt. Lamartine ist ein ächter Candidat des poetischen Tollhauses, wenn man überhaupt die Don Quixote's in Tollhäuser steckte. Paris ist überhaupt der Eitelkeit gefährlich, man hält sich gleich für einen großen Mann, weil man in einem großen Gefäß steckt und mit einem großen Rahmen umgeben ist. Dem sei wie ihm wolle, die Rede Hugo's mißfiel gerade wegen dieser Tendenz. Die Politiker fürchten die Denker auf ihrem Felde. Salvandy, von der Akademie beauftragt, Hugo zu sticheln, zeigte, daß Hugo nicht wegen, sondern trotz seiner Poesie in die Akademie gedrungen war. Ich erwarte übrigens von Hugo keine große Willenskraft in der Politik, er müßte denn von einem Andern getrieben werden. Doch ist sein Charakter bis jetzt rein geblieben, er hat weder Stellen noch Aemter verlangt. Die Zukunft wird entscheiden, ob er würdig war, den Sitz Lemercier's einzunehmen. Inzwischen streitet man über seine literarischen Verdienste. Jemand sagte, Hugo nothzüchtige die Geschichte. Ja, antwortete ein Anderer, aber er erzeugt mit ihr starke, schöne Kinder!

Thiers soll sich endlich entschlossen haben, eine Reise nach Deutschland zu machen, um die Napoleon'schen Schlachtfelder anzusehen, ehe er seine Geschichte schreibt. In Thiers werden die Deutschen den emporgekommenen Journalisten verehren, ich hoffe aber, daß die deutsche Demokratie ihm stolz und ernst entgegen treten wird. Thiers ist seines Standes nicht würdig, er hat drei Mal schon die Sache verrathen, die er vertreten wollte, und wird trotz seiner scheinbaren Verehrung für Deutschland sich darüber lustig machen. Seine Verehrer haben ausgesprengt, er habe Lamennais besucht, ihm geschrieben und Lamennais schien es wichtig genug, um diese Gerüchte zu widerlegen. „Wenn dieser politische Polisson," sagte einst Lamennais (!), „in mein Haus käme, würde ich selber ihm entgegen gehen und ihn die Treppe hinabwerfen." Beranger auch empfängt ihn nicht mehr.

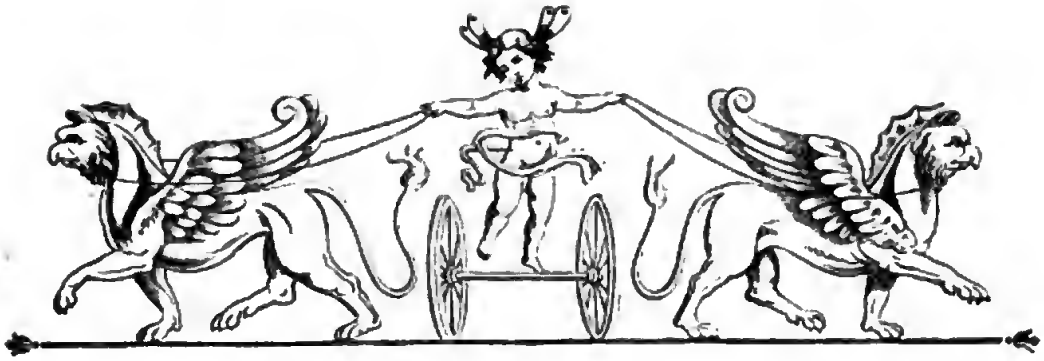
Lamartine's Friedensmarseillaise an Becker ist ebenso schmeichelhaft für Deutschland, als schlecht in Form und Gedanken. Lamartine gehört zu den Männern, von denen Lamennais sagt, daß sie immer Bauchgrimmen haben und nie mit etwas niederkommen. In allen seinen Werken ist nicht eine große Idee ausgedrückt. Becker's Lied ist weit poetischer. Ueberhaupt halte ich Becker für keinen so schlechten Dichter, als den ihn manche Blätter hinstellen.

A. Weill.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 131. — den 8. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Dramen*).

Auf keinem literarischen Gebiete wird in Deutschland so viel Pulver wirklichen Talentes unnütz verpufft oder zu bloßen verknallenden Feuerwerkereien angewendet, als auf dem dramatischen. Selten sprengt man damit eine tüchtige Masse los, aus der sich etwas stechen, hauen und bauen läßt, in der Regel nur eine Menge kleinen Gebröckels, welches wie ein Chaos durcheinander liegt. Im Allgemeinen ist das deutsche Volk kein dramatisches; die Elemente, welche seinem geistigen Leben zum Grunde liegen, sind viel eher antidramatisch. Phantasterei und Träumerei, Neigung zur Reflexion und Selbstbeschaulichkeit, und unwiderstehlicher Kitzel, eine philosophische oder gravitätische Docentenmiene anzunehmen, endlich die jungmännische und jungweibische Sentimentalität, welche bei dem Anblicke einer todten Katze oder einer am Speck zappelnden Maus die Augen verdreht und eine Matthisson'sche Elegie anstimmt — diese in Deutschland sehr gewöhnlichen Liebhabereien sind in der Blume des Dramas der Wurm, der sie zu Tode frißt. Wir erfassen eine Erscheinung nicht auf der That, sondern reflectiren lieber über ihre Ursache, ihren Zweck, ihr Verhältniß zu analogen Erscheinungen; das mag seinen Werth haben, ist jedoch sehr undramatisch, ein Raisonnement, keine feenische Aufstellung. Das Drama kann nur auf einem entschieden nationalen Boden gedeihen, bei einem Volke, welches klar ist über sich, innere Strömungen in hinlänglichem Maße hat, aber durch äußere Fluctuationen sich weniger umstimmen und beherrschen läßt. So entwickelte sich bei den Griechen, Spaniern und Engländern, selbst bei den Franzosen in ihren Komödien und Vaudevilles, ein nationales Drama; Deutschland, welches bei jedem politischen Luftzuge zittert wie ein Espenlaub, nicht aus Furcht, sondern eben nur, weil der Wind geht, hat trotz des Rheinliedes und seiner unzähligen Compositionen noch keine Lust an seiner Nationalität, höchstens ein Gelüstchen. Man frage sich selbst, wo haben wir, und zumal jetzt, Originalmenschen in Deutschland, dramatische Personen, Stellungen und Zustände? Dennoch sagt man, der dramatische Dichter solle die deutsche Gegenwart erfassen. Diese fügt sich dem Raisonnement, der Betrachtung, läßt sich aber schwerlich dramatisch gestalten. Entweder wird man sich mit ihr in eine Iffland'sche Rosenlaube, welche die Aussicht auf einige Kuhställe und Kohlbeete gewährt, vielleicht auch in das Kotzebue'sche Wohnzimmer einer kleinstädtischen Bürgermeisterfrau zurückziehen müssen, und dann sind wir wieder auf dem alten schadhaften Flecke, oder ein geistreicherer Kopf bemächtigt sich derselben und personificirt ihre Ideen, ihre geheimen Hoffnungen, Befürchtungen, Kämpfe und Gegensätze in modernen dramatischen Gestalten. Je mehr dies aber in einer entschiedenen, eindringlichen, selbst dem gemeinen Volksgeiste entsprechenden Weise gelänge, desto bedenklicher würden die

*) Aus der Feder eines geehrten Mitarbeiters, was wir hier anführen, weil die Chiffre unter dem Artikel denselben nicht hinlänglich kenntlich macht. D. Red.



Digitized by Google

amtlichen Catonen des dramatischen Sittengeeichts sein; in je poetischeree und gedankenreicheree Weise, desto bedenklichee die prüfenden Wahlmänner bei den Bühnen. Diesen Verlegenheiten gegenüber läßt sich um so eher fragen, ob wir nicht diese gährenden Zeitideen gänzlich dem fliegenden Heree der Zeitschriften, dem Raisonnement und etwa noch dem Romane überlassen wollen, ob jene Zeitideen nicht überhaupt zu volks- und menschheitumfassend, in zu gewaltigee und dunkler Gährung begriffen sind, um in die Form einer einzelnen, mit modernem Frack bekleideten Bühnenfigur sich kleinlich umschmelzen und von den Lampen des Theaters beleuchten zu lassen. Indeß wird uns jedee tüchtige Versuch dieser Art, auf die Bühne gebracht, willkommener sein, als die gedankenlose Dutzendwaare unserer gewöhnlichen Bühnenfabrikanten, und die mit fremden Zungen plappernden und oft so ungeschickten Bearbeitungen ausländischer Ideen, Sujets und Stücke. Die stupide Hartnäckigkeit und Verschlossenheit der deutschen Bühnendirectionen wäre abee das Erste, was übeewunden werden müßte, und dazu ist leider, trotz einzelnee Willfährigkeiten, wenig Aussicht. Es ist in dee That merkwürdig, daß nicht, gleichsam nue aus Zufall, an die Spitze iegend einer deutschen Bühne ein tüchtiger Mann gekommen ist, dem es allein oder hauptsächlich um die Beförderung deutschee Dichtwerke zu thun gewesen wäre; abee nicht einmal der Zufall hat dafüe sorgen wollen. Von unsern Hofschranzen, Geldspeculanten, in alten Vorurtheilen eingerosteten und zum Theil nicht einmal ästhetisch durchgebildeten Grauköpfen, welche unsere Bühne beherrschen, ist in diesee Hinsicht wenig zu hoffen. Größeren historischen Dramen und Tragödien deutscher Dichter sind sie von vornherein abgesagte Gegner. Sie können zwar als Grund anführen, daß von denen, welche man versuchsweise zue Aufführung brachte, nur die wenigsten volle Häusee machten, aber auch Tragödien von Victor Hugo, Dumas und Delavigne, die man aufs schnellste aus Paris durch die dicken Seile unserer übersetzenden Midshipmen herbeischleppen ließ, haben die Heezen der deutschen Zuhöeee stets und die Häusee fast immer leer gelassen. Welche Sujets soll ein deutscher dramatischer Dichtee wählen, der seines unglücklichen Dranges nicht Heer werden kann? Die antike Welt ist ihm untersagt, nicht darum, weil sie antik ist, sondern weil, wie ein Mitglied eines Theatercomité geistreich gegen den Berichterstatter bemerkte, Beinkleider aus Tricot sich nue noch in Balletten, keinesweges aber in Tragödien sehen lassen düeften; dort würden sie beklatscht, hier ausgezischt. Man sieht, wie erhaben und dichteeisch der Standpunkt ist, den man bei der Beuetheilung eingesandter Stücke festzuhalten pflegt. Gegen die tuchenen, leinenen oder manchesternen Beinkleider hat aber wiederum die Poesie im Allgemeinen eine leicht erklärliche Abneigung. Selbst die sprachliche Einkleidung hat bei uns leine Norm. Einige schreiben ihre Stücke in waschlederner, stroherner Prosa, Andere in einer convulsivischen, krampfhaft heulenden und bettelhaft zerrissenen, welche die Speache dee alten Faustritterstücke wiederspiegelt, Andere in einer epigeammatisch spitzfindigen, ausgezackten Prosa, welche die Zierde jedes kritischen Artikels in einem Journale sein würde. Die andere Hälfte unserer dramatischen Producenten hat den Vers beibehalten. Füe diese gibt es — da die Goethe'sche Jambenspeache in ihrer Einfachheit und Zartheit unnachahmlich ist — zwei Muster, die Shakspeare'sche und die Schillee'sche Versprache. Shakspeaee's Vers ist in seiner Urspeünglichkeit, Anschmiegsamkeit an jede Art und jeden Grad der Empfindung und Leidenschaft, chaeakteristischen Mannichfaltigkeit, Kraft und Fülle echt germanisches Gewächs, das in dem Boden jedes nur einigermaßen tüchtigen und energischen Gemüthes noch immer eeträgliche Früchte bringen kann; Schiller's Vers konnte nue mit dem Gedankenschwunge dieses großen und edlen Dichters, nur mit dem vollen Klange behaftet, den er als sein Eefinder ihm zu ertheilen wußte, jene ungeheueen Erfolge eeringen, deren er sich zu eühmen hat; bei seinen Nachahmern wird ee in der Regel läppisch, hohl, wässerig und unerträglich. Einige, wie z. B. Raupach, haben sich aus Shakspeare und Schillee einen lesbaren, wenigstens wohlklingenden und nicht ganz kraftlosen Mischvers gebildet und angeeignet, während Andere, wie Halm, iheen Vers lyrisch wild wachsen und schießen lassen, und durchaus keine dramatische Scheere anwenden, oder Bild auf Bild, Gleichniß auf Gleichniß zu undurchdringlichen Gebirgen aufhäufen. Außerdem haben wir noch, des hier und da gebrauchten griechischen Trimetee gar nicht zu gedenken, die spanischen knezen trochäischen Verse und im Lustspiele den französischen Alexandeiner, während wie gae keinen Vers ausgeführt haben, nicht einmal den spießbürgerlich ehrlichen und ergötzlichen Knüttelvers, der bei den alten nürnbergee Fastnachtsdichtern eine so possierliche Wirkung macht, und noch in Goethe's Faust stellenweise, zwar veredelt, aber mit effectvoller Naivetät, hervortritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

## Die zwei Riesen.

(Beschluß.)

„I nu ja," sagte Donagh; „freilich ist's Fin sein Brot; 's ist das einzige Best, das ihm schmeckt, wenn er zu Hause ist. Ich hätt' es Euch allerdings sagen sollen, daß Niemand es essen kann, außer er und das Kind dort in der Wiege. Weil Ihr jedoch für Eure Größe ein ganz manierlich starker Mensch seid, so dachte ich, Ihr würdet es schon ermachen können, und da Ihr Euch im Stande glaubt, mit Fin anzubinden, wollt' ich Euch keinen Affront anthun. Versucht ein anderes Brot; vielleicht ist das wenigre hart."

Bei seinem Heißhunger biß Cucullin scharf in ein andres Brot, stieß aber sogleich ein Gebrüll aus, doppelt so laut wie das erste. „Donnerwetter und Kaldaunen!"*) brüllte er, „schafft das Brot weg, oder ich behalte keinen Zahn im Kalfe; noch zwei Zähne fort!"

„Wenn Euch das Brot zu viel ist, guter Mann," versetzte Donagh, „so sagt mir's, ohne so zu schreien, Ihr werdet mir das Kind dort aufwecken. Nun da habt Ihr's, habt's richtig aufgeweckt."

Fin gab einen Laut von sich, der als von einem Kinde kommend, den Riesen gewaltig überraschte. „Muttee," sagte Fin, „mich hungert, gebt mir was zu essen."

Sofort ging Donagh zu ihm und steckte ihm ein Brot in die Hand, worin kein Bratrost war. In wenig Minuten hatte Fin es hinunter. Cucullin saß wie vom Donner gerührt und dankte insgeheim seinen Sternen, daß er so glücklich gewesen, Fin zu verfehlen, denn sagte er zu sich, wir kann ich's mit einem Manne aufnehmen, der nicht blos solches Brot selbst ißt, sondern auch einen Sohn hat, der es vor meinen sichtlichen Augen schon in der Wiege hinunterarbeitet. „Würdet Ihr wohl erlauben," begann er nach einer Weile, „daß ich mir das Bübchen in der Wiege besähe; denn das kann ich Euch sagen, ein Kind von solcher Eßcapacität kommt Einem nicht alle Tage vor und muß bei Hungersnoth schwer zu erhalten sein."

„Von Herzen gern," antwortete Donagh; „steh' auf Aeuflia, und zeige dem hübschen kleinen Manne etwas, wodurch Du Deinem Vater, Fin M'Coul, einigermaßen Ehre machest."

Fin, der nach Möglichkeit wie ein Junge gekleidet war, stellte sich mit gespreizten Beinen vor Cucullin und schrie: „Hast Du Kräfte?"

„Donnerwetter und Gottes Wunde!" rief Jener, „was der Junge für eine Stimme hat!"

„Hast Du Kräfte?" wiederholte Fin, „kannst Du aus dem Steine da Wasser drücken?"

Cucullin nahm den Stein und drückte und drückte; vergebens. Die Felsen von Lumford's Glen konnte er auseinanderreißen und einen Donnerkeil breit schlagen, aber Wasser aus einem Steine drücken, übersteig seine Kräfte. Fin sah ihm höhnisch zu, wie er preßte und drückte, und drückte und preßte, daß er vor Anstrengung schwarz im Gesichte wurde. Dann sagte er: „Ach, Du armseliges Geschöpf! Du ein Riese! Du wärst mein Riese! Gib mir den Stein her, und wenn ich Dir nun zeige, was Fin's kleines Söhnchen vermag, so kannst Du daraus erkennen, was für ein Kerl mein Papa ist." Fin nahm den Stein, vertauschte ihn geschickt gegen einen Klumpen Quark, und drückte diesen, bis die Molken klar wie Wasser gleich einem tüchtigen Regen ihm durch die Finger spritzten. „Ich will mich nun wieder in meine Wiege legen," sagte er hierauf, „denn 's ist reiner Zeitverlust, mit einem Menschen sich zu befassen, der weder Papa's Brot essen, noch Wasser aus einem Steine drücken kann, und macht Ihr Euch nicht aus dem Staube, ehe mein Papa nach Hause kommt, so macht der Euch in zwei Minuten zu Brei."

Nach dem, was Cucullin selbst gesehen, war ihm das sehr glaublich. Seine Knie schlotterten vor Angst, daß Fin ihn erwischen möchte. Eiligst bot er Donagh Lebewohl und versicherte sie, daß er von ihrem Manne lieber nichts mehr zu hören, geschweige mit ihm zusammenzutreffen wünsche. „Ich bekenne aufrichtig," waren seine Worte, „daß ich mit aller meiner Stärke ihm nicht gewachsen bin; sagt ihm, wie die Pest wollte ich ihn meiden, und so lange ich lebe, in diesem Landestheile mich nie wieder blicken lassen."

Mittlerweile war Fin in seine Wiege zurückgekrochen, und das Herz trat ihm vor Freude in den Mund,

*) Thunder and giblets, ein unter den gemeinen Irländern sehr gewöhnlicher Ausruf. Hierbei en passant die ronnere Versicherung, daß, wenn der Recensent von F. G. Kühne's „Rebellen von Irland" — Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 163. v. J. 1841. S. 662 — darin einen Verstoß findet, daß den gemeinen Irländern, dem Sergeanten Muff z. B., häufig Redensarten aus dem gemeinen Leben in den Mund gelegt werden, die aus der Volkssprache Deutschlands genommen sind, wie: „wir sind gleich vor Gott und vor der Natur," oder „es soll Euch und mir gleich das prachtvollste Feg'feuer wie Sodbrennen in die Kaldaunen schlagen!" es einem des Irländischen Kundigen kaum zweifelhaft ist, daß der Dichter richtiger geflucht hat, als der Recensent getadelt. W. S.

als er hörte, daß Curullin fortgehen wolle, ohne die ihm gespielten Streiche entdeckt zu haben.

„Es ist gut für Euch," sagte Donagh, „daß er zufällig nicht hier ist, denn etwas Anderes als Habichtsfutter oder Mehlbrei würde er schwerlich aus Euch machen."

„Ich weiß das," erwiederte Cucullin, „etwas Anderes würde er gewiß nicht aus mir machen. Wollt Ihr aber wohl, ehe ich gehe, mich die Zähne fühlen lassen, die Brot wie das dort beißen können?"

„Mit allem möglichen Vergnügen," sagte Donagh; „es sind aber die hintersten Backzähne; Ihr müßt also Euern Finger ein gutes Stück Weges hineinstecken."

Curullin war nicht wenig überrascht, bei einem Kinde ein so starkes Gebiß zu finden, noch mehr aber, als er beim Rückziehen der Hand den Finger vermißte, auf welchem seine ganze Kraft beruhte: Mit einem gewaltigen Schrei stürzte er zu Boden. Besser wollte Fin es nicht haben. Er wußte nun, daß sein mächtigster und bitterster Feind völlig in seiner Gewalt war. Augenblicklich sprang er aus der Wiege und in wenigen Minuten lag der große Cucullin, seit lange sein und der Seinigen Schrecken, ein lebloser Leichnam zu seinen Füßen.

So gelang es Fin, mit Hülfe seines Weibes Donagh durch List den zu besiegen, den er durch Kraft nie hätte besiegen können, und so wahr ist es, daß, wenn die Weiber uns bisweilen in verdrießliche Klemmen bringen, sie uns auch manchmal aus Klemmen zu befreien wissen, die eben so verdrießlich sind.

---

## Correspondenz.

### Berlin, Ende Juni.

[Landleben der Berliner.]

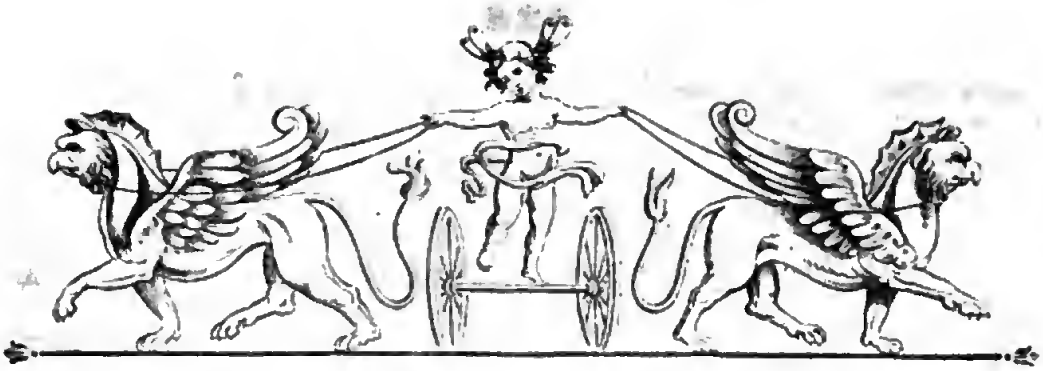
Wollmarkt und Pferderennen sind die Schlußpunkte unserer Saison, wenn man in Berlin überhaupt von einer solchen reden kann; beide haben wir genossen und vor uns liegen die heißen Sommermonate, vor welchen der Berliner so gern aufs Land hinaus flieht, auf Reisen geht oder in Bädern seinen märkischen Sand, seine breiten, schattenlosen Straßen, seinen Staub und den Duft seiner Gossen vergißt. Aufs Land ziehen ist ein Feldgeschrei für alle Classen, das Ziel aller Wünsche geworden, und mit jedem Jahre wird es uns leichter gemacht, denn mit der Zeit haben sich vor allen Thoren Speculanten gefunden, die artige Landhäuser in ganzen Reihen erbauen und dann die Räume darin mit den kleinen Vorgärtchen, Lauben und Gartenpromenaden nach Umständen vermiethen. Wie ändern sich die Zeiten oder die Menschen, die den Welt- und Zeitgeist machen. Vor fünfzehn oder zwanzig Jahren war eine Sommerwohnung in Charlottenburg, in Pankow, in Schönberg, Schönhausen und wie die Sommerdörfer weiter heißen, ein allmächtiger Luxus, der angestaunt und schwer beneidet wurde. Aber es war auch damals noch eine horrende Ausgabe. Der reiche Banquier, der Güterbesitzer, der Mann mit Titel und Stern, oder wer sonst Moses hatte und die Propheten, konnte sich kaum dergleichen erlauben. Die Sommerwohnung war ein mehr oder minder prächtiges Landhaus, wo zahlreiche Freunde einsprachen und offene Tafel gehalten wurde. Aber alles in der Welt wird nach und nach profanirt, das Exclusive will immer weniger vorhalten. Jetzt nun ist die Sommerwohnung schon geradezu ein Allgemeinrecht, wenn nicht gar ein Vorrecht der Mittelclassen geworden. Man klopft an die Wohnung eines Schauspielers; wo ist er? Er wohnt auf dem Lande. Man muß einen Hofrath, einen Registrator, einen Director besuchen, man kommt des Morgens ganz früh; thörichte Vorsicht! der Eine wohnt auf dem Kreuzberg, der Andere in Strahlow, der Dritte an der Chaussée nach Pankow, ein Vierter ist gar nach Potsdam gezogen, um die frische Luft so recht aus der ersten Hand zu haben. Aber welche Beschwerlichkeit für diese Bureaumänner; Morgens herein die weiten Wege, Mittags hinaus, und unsere Sonne besitzt ein ganz besonderes infernalisches Feuer. Thut nichts, sage irgend Einer mit boshaftem Lächeln, die Frau Hofräthin hat es nöthig; der Arzt hat es dem Director zur Pflicht gemacht, seine leidende Gattin durch Landluft und Eselsmilch zu stärken und so nährt er sie denn an der Chaussée. O! die Frauen! und wehe über die Aerzte! sie, welche so viel Unheil in unseren socialen Verhältnissen anrichten. Man muß jedoch gestehen, daß die Berliner, so ungenügsam sie auch sonst verschrieen sein mögen, in Betreff des Sommerwohnens ihre Natur umwandeln. Man begegnet einem Bekannten. Ich wohne Sommer, sagt er, es wäre freundlich von dir, wenn du uns besuchen wolltest, meine Frau läße dich bitten. — Wohnst Du hübsch? — Allerliebst. Ein reizendes kleines Gärtchen, eine Kastanie, die unsere Fenster beschattet, eine Lindenlaube und ein Garten, wo die Kinder spielen können. — Deine vier Kinder. Du mußt ein großes Quartier haben. — O! man schränkt sich ein, sagt er, das ist eine Lust, das Landleben. — Gut, ich komme. Der Mann bewohne in der Stadt eine artige, geräumige Wohnung, er hat Geschmack, seine Frau kann den Jean Paul auswendig und singe: „Ich stand auf hohen Bergen," mit bezauberndem Gefühl. Man wird nochmals eingeladen und wandert hinaus. Es ist wirklich ein recht zierliches Häuschen im modernen Geschmack, aber es ist leicht gebaut, niedrig, kleine Zimmer und vier Familien wohnen darin, alle wohnen Sommer mit siebenzehn oder achtzehn Kindern und sechs Hunden. Ein Stübchen nach vorn, ein Kämmerchen nach hinten für jede Familie, Alles ist auf einander gepackt, die Betten stehen an der ganzen Wandlänge, es ist unaussprechlich schwül und dumpfig darin.

(Der Beschluß folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 132. — den 9. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Dramen.

(Fortsetzung.)

Im Lustspiele sind wir fast noch übler berathen als in der Tragödie und dem höhern Drama. Mangel an öffentlichem Volksleben, an concentrirten lebe- und reibungsvollen Großstädten (Nationalstädten, wie sie Jean Paul nennt), an geschmeidigem, leicht beweglichem, witzbeseeltem Gesellschaftston, welcher jedem Einzelnen die Flügel, statt sie zu stutzen, freigäbe, Mangel an rascher und kecker Auffassung, welche sich den gegenwärtigen Moment nicht entgehen läßt, Mangel an Schreibe-, Rede- und Darstellungsfreiheit, dagegen ein Ueberfluß an respectvoller Ergebenheit vor nebenmenschlichen Privilegien und privilegirten Nebenmenschen, Ueberfluß an häuslicher, gesellschaftlicher, standesgemäßer, literarischer, artistischer, gelehrter Isolirtheit und Beschränktheit, Ueberfluß an persönlicher Selbstvergötterung, die uns die Pfeile des Witzes und der Ironie nur dadurch meiden lehrt, daß wir uns feige in die innersten Winkel unserer Reflexionskapellen zurückziehen, Ueberfluß an Rücksichten aller Art, an präventiven polizeilichen Maßregeln, an Fußangeln und Wolfsgruben, an Mausefallen und Zwickmühlen — wer wollte sie aufzählen, alle die Gründe, welche das Gedeihen eines echten nationalen Lustspieles zu Boden halten? Räumt erst diese Hindernisse und Hemmungen hinweg, gebt die Arena frei, ehe ihr durch ausgesetzte Preise für das relativ beste Lustspiel — denn an ein absolut gutes ist noch gar nicht zu denken — den Schatten einer guten Komödie, wie die Hexe von Endor den Schatten Samuel's, heraufzubeschwören denkt! Vielleicht ließe sich in einer künstlerischen Ausbildung des phantastischen Lustspiels, wie Raymund es in seinen ersten rohen Grundzügen angelegt, noch am ehesten ein echt nationales, volksthümliches deutsches Lustspiel erzielen. Der Zug der deutschen Nation geht, aus Ungenüge an dem Existirenden, nach dem Phantastischen. Der deutsche Mensch sieht gern in einen Zauberspiegel, und mag er dann auch aussehen, wie er will, er sieht doch hinein, weil er glaubt, es sei eben ein Zauber, der ihn so wunderseltsam, so vertrackt, so geisterhaft spießbürgerlich aussehen läßt. Raymund wußte die süddeutsche poetische Naivetät, die sich freilich viel um künstlerische Gewandung kümmert, beim rechten Zipfel zu fassen. Er wagte sogar seinen Geistern allerlei majestätsverbrecherische Anspielungen in den Mund zu legen, denn er wußte, daß sich die österreichischen Beaufsichtigungsinstitute um Geister überhaupt nicht viel kümmern. — Es liegen uns zwei kleine Lustspiele vor, die zwar anspruchslos unbedeutend, aber nicht schlechter sind, als eine Menge anderer, die in Deutschland über die Bretter, welche die Welt bedeuten sollen, geschlichen sind, und einen ungefähren Maßstab für das Durchschnittsgenre des deutschen Lustspiels abgeben. Beide sind enthalten im:

Komus. Etui-Repertoir für deutsche Bühnen u. Privattheater. Sammlung kleiner Lustspiele, herausgegeben v. K. v. Malnau. 1s u. 2s Hftchn. Breslau, Koen.

Die beiden ersten winzigen Bändchen dieser Sammlung, von deren weiterem Schicksale, Leben, Thaten und



Digitized by Google

Ende uns nichts weiter bekannt worden ist, enthalten zwei Original-Lustspiele von Carlo: „Der Kuß" und „Bruder Fritz." Ersteres ist, wie der Titel angibt, auf dem breslauer Stadt-Theater aufgeführt worden; es ist aber ein Kuß, nach dem man sich, wie nach manchen andern Küssen, den Mund wischen möchte. Ein Advokat, glücklicher Ehegemahl einer schönen tugendhaften Frau, schwört, zehn Jahre seines Lebens dahinzugeben, wenn er die schöne und tugendhafte Schauspielerin Döhne einmal, nur ein einziges Mal küssen könne. Seine Frau hört den Schwur und verwendet sich selbst bei der Schauspielerin, darauf Kuß und allgemeine Versöhnung und Herzlichkeit. Dies der Inhalt eines deutschen Original-Lustspiels, worin außerdem noch ein verrückter Journalist, Belletrist oder Recensent auftritt, einer von der widerlichen Art, wie sie in unsern Lustspielen fast stehende Maske geworden sind. Das zweite Lustspielchen ist schon verwickelter und majestätischer, es handelt sich darin um einen hartherzigen Vater, der sein Clärchen einem armen, aber liebenswürdigen Musiklehrer nicht geben will, und um Clärchens reichen Onkel, der natürlich in Ostindien lebt, aber für todt gehalten wird. Der Alte wird wie immer gefoppt, indem Jemand, hier ein Belletrist, den reichen Onkel aus Ostindien spielt; auf Verwendung dieses Schein-Onkels werden die beiden jungen Leute zusammengethan, als plötzlich der wahre Bruder Fritz eintritt; doch löst sich Alles in Wohlgefallen auf. Mit so abgestandenen, abgenutzten, abgetragenen Elementen stellt man deutsche Lustspiele her, die trotzdem in einer großen Stadt wie Breslau gefallen! Das einzige Lobenswerthe ist der Dialog, wenn auch allerdings weder Geist noch Poesie darin zu finden ist. — Von dieser Misère wenden wir uns sogleich zu den uns vorliegenden Trauerspielen und Dramen höheren Styls. In bescheidener Gestalt tritt uns hier zuerst entgegen:

Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Acten von B. Neumeister. Leipzig, Barth.

Das Waarenlager der Weltgeschichte ist reich und mannichfaltig genug ausgestattet, aber Stoffe, die für die dramatische Behandlung sich eignen möchten, sind verhältnißmäßig nur wenige aufzufinden; der Romandichter dagegen hat eine größere und bequemere Auswahl. Daher geschieht es, daß manche Stoffe wiederholt in dramatische Form gebracht worden sind, so viel wir uns erinnern auch Johannes Parricida. Wir halten das Verhältniß desselben dem finstern Kaiser Albrecht gegenüber, den an dem letztern verübten Mord, Johannes und seiner Genossen weiteres Schicksal, wobei der Dichter, da es an geschichtlichen Documenten fehlt, freieren Spielraum hat, endlich die grauenvollen Rachethaten der beiden Würgeengel Elisabeth und Agnes allerdings für echt dramatische Momente, nur muß die Behandlung eine andere sein, als dem Sujet von Neumeister zu Theil geworden ist. Der Verf. gehört zu den unklugen Nachahmern Schiller's, welche dessen Versprache durch ein ungeschicktes Nachleiern Vielen verdorben haben. Aber welch eine matte Copie des Tell, wenn Johann, langsam daherschreitend, seinen Hauptmonolog folgendermaßen beginnt:

Auf diese Bank will ich mich niederlassen
Und trauern über mein Geschick.

Nun setzt er sich, um über sein Geschick zu klagen und nachzudenken, wobei die Glocke sieben schlagen muß, damit der liebe Johannes Gelegenheit hat, auszurufen: „O, holde Silbertöne! ach, wie oft" u. s. w. Dem guten Manne ist so unangenehm zu Muthe, daß er den Tag und den hellen Sonnenschein flieht; er sagt:

Die Nacht nur ist's, die rabenschwarze Nacht,
Die Ruhe meinem schweren Geist verleiht.
— — — — — — —
Wenn Wölfe heulend ihre Jungen suchen,
Wenn Bären brüllen durch die Finsterniß,
Und Geister ängstlich aus den Gräbern steigen,
Dann ist mir's wohl hier unter diesen Zweigen.

Lassen wir Johannes in dieser liebenswürdigen Gesellschaft von Wölfen, Bären und „ängstlichen" Geistern, und suchen wir lieber zum Gebrauche für Stammbücher eine Reihe moralischer Sprüche auszuzeichnen, die meist als höchst wichtig und bedeutend mit gesperrter Schrift hervorgehoben sind. Johann sagt:

Nicht ewig dauert ja der Trennung Zeit;
Ein Trost blieb mir, er heißt Unsterblichkeit.

Rudolph von der Balm sagt:

Der Freiheit Weg geht durch das Sklavenjoch.

Rudolf von der Wart sagt:

— — — denn traurig hinkend
Naht spät der Reue fürchterliche Qual.

Oder:

— — — Und dennoch möcht' ich weinen,
Denn ewig hin ist die Vergangenheit.

Johanna, die Gemahlin Wart's, sagt:

Denn was sich aus Atomen hat gewunden,
Das muß auch in Atomen untergeh'n.

Welchem fühlenden Christenmenschen müssen diese erhebenden Kernsprüche nicht eben so rührend wie neu sein! Es ist Alles neu in diesem Stücke, auch die Sprache, auch die Grammatik. Der Kaiser fragt z. B. einen Fischer:

Wess' sind die beiden Söhne,
Die in dem Kahne sitzen?
Fischer.
Die sind mir.

Die Königin sagt einmal in ihrer Gewissensangst zu den sie umgebenden Nonnen:

Spottet nur!
Der Tod wird Euch schon alle jetzt ermorden.

Zuletzt kommt Johann im Pilgerkleide, wiederum in der Nacht, die Uhr muß abermals schlagen, diesmal jedoch nicht sieben, sondern zwölf, wobei Johann ausruft:

Ha! dies war'n mir wohlbekannte Töne;
O, wie sanft erregten sie mein Herz!
Kindheit! Kindheit! deine Zauber fliegen
Lebender an meinem Geist vorüber.
Süße Wehmuth wecken sie in mir u. s. w.

Digitized by Google

Bei dem Mangel an guten deutschen Originallustspielen ist dieses Trauerspiel allen Liebhabern einer launigen Lectüre wohl zu empfehlen.

Ariadne. Drama in drei Abtheilungen von Friedrich Ofann. Braunschweig, Vieweg und Sohn.

Ofann's Drama ist lange nicht so unterhaltend wie Neumeister's eben besprochene Tragödie, der Dichter bleibt immer auf dem breiten, staubigen Wege der Langweiligkeit und wird leider nie komisch, indem seine Personen wie ganz wohlgezogene Leute sprechen, über die man gerade nicht lachen, denen man aber auch nicht in das Gesicht sehen kann, ohne zu gähnen und einen merkwürdigen Trieb zum Schlaf zu empfinden. Die Geschichte der Ariadne ist alt, wie Jeder weiß, und die Behandlung nicht neu. Der Verf. hat nach antiker Ruhe gestrebt, aber nichts erreicht als altväterische Lendenlahmheit und gelehrte Steifigkeit und Schläfrigkeit. Die Verse haben ihm offenbar große Mühe gemacht, sie sind aber nichts desto weniger oft sehr ungelenk und unlesbar. Hier eine Probe:

Denn
Dem Sturm, dem eben wir entronnen, und
Den wir verwünscht, verdanken wir, daß schnell
Gefunden, den zu suchen und zu sahen
Wir ausgesandt, den Frevler, der mit Hohn
Des Gastfreunds Recht und Heiligkeit mit Füßen
Getreten, heimlich floh und einem Vater,
Der Sohn genannt ihn und als Vater liebt,
Der Güter Liebstes ihm, die Tochter stahl.

Rette sich, wer kann! — Der Berichterstatter erklärt sich von dieser Construction in Verwirrung gebracht und in die Flucht geschlagen.

Sophonisbe. Trauerspiel in einem Act, von A. v. Hake. Leipzig, Brockhaus.

Sophonisbe ist auch ein alter Stoff, obgleich nicht so alt als die mythologische Entführungsgeschichte der Ariadne, bereits dem hellen Tage der Weltgeschichte angehörig, mithin interessanter. Auch ist er der leidenschaftlichen Spannung wegen, zu der er sich bei geschickter dramatischer Bearbeitung neigt, mehrfach dramatisirt worden, z. B. schon von Lohenstein, von Thomson u. s. w. Hake's Trauerspielchen, nicht Trauerspiel, ist zu kurz, zu abrupt gehalten, um den Stoff in seiner Breite und Tiefe ganz erschöpfen zu können, zeugt aber von dramatischem Talent, ist wacker versificirt, nur etwas zu declamatorisch, hat hier und da recht glückliche Züge und erhebt sich zuweilen zu einer ächt dramatischen Erregtheit. Die Scene, wo Massinissa seiner geliebten Sophonisbe den Giftbecher mit dem Bedeuten reicht, sie solle ihn trinken, damit sie nicht eine Beute des römischen Senats und Volkes werde, ist freilich stumpf und matt, Massinissa erscheint dabei gar zu albern und Sophonisbe gar zu deutsch gemüthlich und sentimental.

„Mein Blick wird trübe — einmal noch in Deinem
Laß meine Seele schwelgen — o ich liebte —
Ich liebte dich so heiß, so treu, so innig —
Gib deine Hand, gib sie als Sterbekissen u. s. w."

Das ist österreichische Gemüthlichkeit und Verschwommenheit. Wie ganz anders stirbt Sophonisbe in der Geschichte! Massinissa war bei diesem Handel unzart genug, aber nicht so unzart, seiner Gemahlin den Becher persönlich aufzubringen; er schickte einen Sklaven zu ihr mit dem Giftbecher: „Ich nehme," sprach sie, „dieses sein Brautgeschenk an, mir nicht unwerth, wenn der Mann seiner Vermählten kein schöneres geben konnte; doch melde ihm, besser würde ich gestorben sein, wenn ich nicht meine Leiche verlobt hätte." Sie wandte sich gegen ihre Amme und bat sie, nicht zu weinen, da sie nicht unrühmlich sterbe. Dann leerte sie ohne Beben den Giftbecher. Diese heroische Kürze ist dramatisch, nicht Hake's lang gesponnenes süßliches Zwiegespräch. Uebrigens zwang Massinissa der Königin den Becher nicht geradezu auf; sondern, ließ er ihr sagen, eingedenk ihres Vaters, des Feldherrn, und des Vaterlandes und der beiden Könige, deren Vermählte sie gewesen, möchte sie sich selbst rathen. Aus Appian's Erzählung hätte übrigens der Verfasser, der sein Trauerspiel mit einer prosaisch geschriebenen Widmung an Grillparzer begleitet hat, manchen schönen Zug in sein Drama aufnehmen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Beschluß.)

[Junker und Pferde; Sängerinnen; eine neue Oper.]

Man schränkt sich ein, sagt die Dame lächelnd, und den ganzen Tag ist man ja doch draußen. — Wo? — Nun, dort unter dem Baume. — Diesen einzigen Schatz haben Maikäfer und Raupen ja ganz kahl gefressen. — Ja leider in diesem Jahre; aber es ist nicht immer so. Dafür haben wir die Laube. — Mein Gott! das grüne Gestell da, mit Leinwand überspannt? Wo sind die Linden, welche mir Ihr Mann rühmte? — Sehen Sie nicht; sie sind erst angelegt, sie werden wachsen. — Und Schatten geben, sage ich gerührt, selig die Glücklichen, aber wann? — Dann wird Ihnen unser Garten auch nicht zusagen. — Wo ist er? — Nun dort, ruft sie empfindlich. — Gütiger Himmel! ich blicke auf die trostlose Steppe, auf der im weißen Sande ein paar Dutzend Besenreiser schwanken, die einmal Bäume werden sollen. Drei Sonnenblumen schütteln mir ihre gelben Köpfe entgegen und ein einsamer Rittersporn hält sich schwermüthig an einer verwelkten Winde. Ist es nicht ein prächtiger Platz für die Kinder? sagt sie, hier können sie durchaus keinen Schaden nehmen. Im Augenblick erhebt sich ein furchtbares Geschrei. Die Kinder sind von dem Stacket in den Abzugskanal gefallen, man springt herbei und zieht sie lebendig heraus, aber in welchem ominösen Zustande! Ich könnte dies Bild des berliner Landlebens weiter führen und will wenigstens eingestehen, daß es auch eine andere Seite desselben gibt, wo in schönen Landhäusern und schattenreichen Gäten Geschmack und Luxus ihre Sitze aufgeschlagen haben, aber vielfach trifft man es ärger in Wahrheit, als ich es skizzirte. Und das nennen sie Sommer wohnen, langweilen sich unerträglich, schwören es ab und thun es doch immer wieder, denn die Eitelkeit ist geschmei-

Digitized by Google

cheit, und was thut der Berliner nicht für das, was man hier in der Volkssprache Dickthun nennt!

Was den Wollmarkt betrifft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß hier 60,000 Centner verkauft wurden, zur größten Freude unserer Gutsbesitzer, die diesmal bessere Geschäfte machten als seit einigen Jahren. Man sah die gebräunten Gesichter dieser ländlichen Aristokratie, die mächtigen Gestalten der Amtleute und Verwalter und die unmodischen Toiletten der Fräulein vom Lande aller Orten; was die letzten jedoch betrifft, so ändert sich der Anzug geschwind mit Hülfe der immer volleren Börsen ihrer werthen Angehörigen, und je mehr Wolle, je mehr Hüte und Schmuck, Geschäft um Geschäft, und Alles in bester Eintracht. Wenn man diesen Anblick genießen will, muß man Kranzler's berühmte Conditorei besuchen. Kranzler verdankt den Ruf seinem Eis und dahin drängen sich die Schönen um so mehr, weil sie mit dieser süßen Erfrischung, die nirgend so gut zu haben ist, auch unentgeltlich den Anblick der Elite unserer Dandies vom Civil und Militair genießen, die hier, zwei Etagen hoch, unten und oben, gleichsam ihr Feldlager errichtet hat. Es mag nicht für Alle ein gleich erhabener Anblick sein, die Blüthe der Nation hier in malerischen Stellungen ausgestreckt vor sich zu sehen, aber jedes Landfräulein hat doch wenigstens wohl einen Cousin dabei, der sie interessirt, und die interessanten Cousins sind äußerst gefährliche Wesen. Zumal diese, die immer liebenswürdig über Nichts zu sprechen wissen, ungeheuer viel Eis essen können, ohne zu erkalten und den Stammbaum jedes nobten Menschen — Menschen im eigentlichen Sinne — oder Pferdes, das vorüberwandert, im Kopfe haben. Ja vielleicht halten sie selbst Rennpferde für Mitglieder des Vereins und haben für die schöne Cousine Billette zum Rennen, die besten Plätze auf der Tribüne. Was aber die Pferderennen betrifft, so gerathen diese mit jedem Jahre leider mehr in Verfall. Was ist es für ein herrliches Vergnügen, das der stumpfe Sinn des Volkes freilich nicht begreift und langweilig Junkervergnügen nennt. Werden nicht jährlich große Summen nach England geschickt? reiten unsere Gardeofficiere nicht jetzt Rennpferde, die viel Geld kosten und bei Angriff und Retirade nicht eingeholt werden können? werden nicht große Summen verwettet und verloren? haben wir nicht englische Jokeys ins Land gezogen, denen man böswillig nachsagt, sie machen es vorher unter sich aus, welches Pferd siegen soll? verdienen die Pferdehändler kein Geld und sind endlich nicht in zehn Jahren wenigstens ein halbes Dutzend Rennpferde im Lande erzogen worden? Nach solchen Resultaten muß man nicht mehr gegen den Unverstand ankämpfen, der in den Pferderennen gar keinen Nutzen erblicken will.

Concerte haben wir im letzten Monate noch mehrere und vorzügliche gehabt. Herr Peume, dessen Augen sehr in Gefahr waren, hat, hergestellt, sich in einem Abendconcert hören lassen, das den glänzendsten Erfolg für diesen außerordentlichen Künstler hatte. Nicht minderen Beifall erhielt eine Sängerin, deren Namen bisher unbekannt bei uns war. Madame Duflot-Maillard, die ihre erste Jugend in Italien und Frankreich verlebte, besuchte uns jetzt erst, wo ihre Stimme vielleicht im Abnehmen, ihre Kunst aber auf der höchsten Entwickelung steht. Mehrere Concerte erwarben ihr die ungetheilteste Anerkennung und wir bedauern nur, daß die weit vorgerückte Jahreszeit und ungünstige Einwirkungen, ihr nicht so genügende materielle Vortheile sicherten, als sie es verdiente. In diesem Augenblick sind nun die Damen Pasta, Gentilhuomo und Spatzer hier. Die erste berühmte Sängerin entzückt besonders die Musikverehrer, welche die Vergangenheit in dem bewundern, was die zerstörende Zeit der großen Künstlerin nicht rauben konnte. Und noch immer vermag sie zu bezaubern, und man vergißt bei der Höhe und Vollendung dieser Kunst, dieses Vortrages und edlen Spiels, die Schwäche einzelner Tonlagen und das Detoniren, das seitlich sehr häufig ist. Madame Pasta, die ein Concert gab und öfter schon beim Könige sang, wird nun im Verein mit der italienischen Truppe an der königstädtischen Bühne sechs Vorstellungen geben. Am königlichen Theater haben Mad. Gentilhuomo und ihre Schwester Dlle. Spatzer ihre Gastspiele begonnen und sind mit stürmischem Beifall aufgenommen. Wie weit tritt gegen diese Sängerinnen Dlle. Tuczeck zurück und wie sehr wäre es zu wünschen, daß sie bei uns blieben, um die noch immer nicht ersetzte Mlle. Löwe uns vergessen zu lassen. Ob die Sängerinnen bleiben können, ist noch ungewiß und hängt von der Lösung des Contractes in Hannover und den eigenthümlichen Umständen ab, welcher ich in einem meiner früheren Berichte weitläufig gedachte. Vorläufig geben sie sechs Gastrollen, doch ist ihr Spiel hoffentlich damit nicht geendet. Vor einigen Tagen ist eine neue romantische dreiactige Oper: Golo und Genoveva, von Huth, einem jungen, talentvollen Liedercomponisten, zum ersten Male auf der königl. Bühne gegeben worden. Trotz des schlecht bearbeiteten Textes und der, nach den jetzigen Kräften unserer Bühne, zum Theil aus Choristen gewählten Besetzung, wurde die Oper beifällig aufgenommen. Sie enthält viele hübsche Lieder und mehrere sehr gelungene Scenen, indeß ist die Musik weit mehr melodiös als dramatisch oder romantisch und könnte durch Abkürzung nur gewinnen. Der Verfasser wurde gerufen, ein Beweis, wie leicht es ist diese Ehre zu erlangen, gewiß aber wird es den jungen Musiker anspornen, auf seiner Bahn muthig fortzuschreiten.

---

## Notiz.

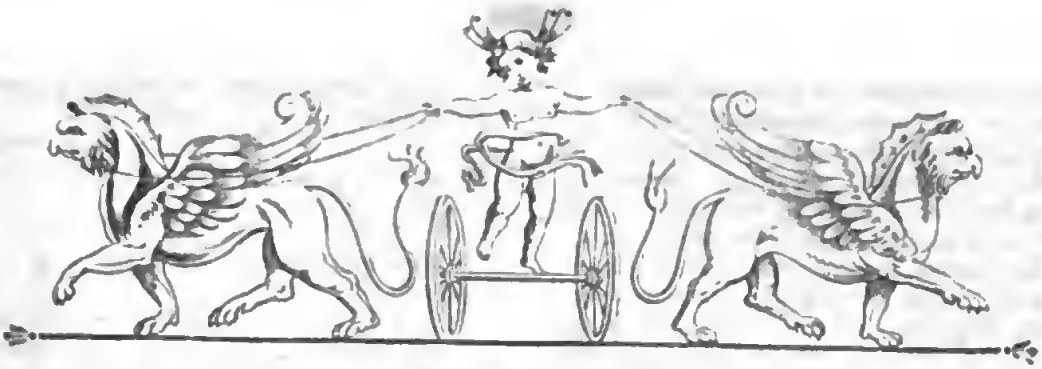
[Hallische Jahrbücher. Brieflich aus Halle.]

Es hieße, was nicht gestattet ist, aus den Acten plaudern, wollte ich Ihnen faktisch darlegen, daß von einem Verbot der ehemaligen hallischen Jahrbücher überall nicht die Rede war. Man stellte auf Antrag der hallischen Facultäten der Redaction vor, daß ein Blatt, welches sich ein hallisches nenne, auch füglich wo nicht unter hallischer, doch unter preußischer Censur erscheinen müsse. Die Redaction zog vor, sich nach Dresden überzusiedeln und nennt ihr Blatt „deutsche Jahrbücher." Es unterseits verbitten, hieße die ehrenwerthe Censur des deutschen Nachbarlandes für ungenügend erklären.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 133. — den 10. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Dramen.

(Fortsetzung.)

Die Lebensquelle. Ein dramatisirtes Mährchen von Berengarius Ivo. Innspruck.

Der Verfasser, ein Pseudonym, so viel wir wissen österreichischer Beamter, lebt in Botzen, auf der Scheidelinie, wo das deutsche Leben in das italienische übergeht. Man möchte fast sagen, daß man in den wohllautenden und flüssigen Versen dieses Mährchens die weichen Lüfte des Südens wittert, die wehmuthvollen Töne des italienischen Idioms anklingen hört. Dies kann besonders von den rein lyrischen Partien und eingeflochtenen Gesängen gesagt werden. Das Aufsuchen der Lebensquelle für den persischen Schach führet dessen Sohn Horeb erst nach der Insel Borito, wo allerlei zauberhafter Spuk stattfindet und Colibris und Schlangen wohllautende Wechselgesänge aufführen; endlich nach einer Oase, wo er den Zauberer Cosimo und dessen Tochter Angelika findet. Diese Episode ist gar zu ersichtlich aus Shakspeare's Sturm abgeschrieben. Cosimo ist Prospero, Angelika Miranda und Horeb Fernando. Durchzeichnungen, wie man sie von Kupferstichen durch ein mit Oel oder Firniß getränktes Papier verfertigt. Ein Astrolog, ein Hofnarr, gelegentlich auch zwei persische Grisetten oder Odalisken bilden die ironische oder komische Seite des nicht talentlosen Gedichts. Nichts ist jedoch leichter, als so ein harmloses dramatisches Mährchen, worin die Scenen willkürlich aneinander gereiht und die Figuren und Personen ohne Lebensinhalt und historische Füllung sein dürfen, auf das tolerante Papier zu werfen. Ob der Dichter dramatischen Verstand hat, läßt sich aus solchem mährchenhaften Unsinn nicht herauserkennen, da hier alle Tollheiten und subjectiven Willkürlichkeiten ihre Entschuldigung finden.

Kaiser Heinrich der Vierte. Ein Trauerspiel von Theodor Schliephake. Mannheim, Götz.

Die Lebens- und Leidensgeschichte Heinrich's IV., der bei allen seinen Verirrungen und Schwankungen ein großer, und bei aller Größe ein unglücklicher, weil verrathener Kaiser war, ist schon oft zu dramatischen Bearbeitungen benutzt worden. Die älteste, so viel sich der Berichterstatter erinneet, ist die von Julius von Soden, welche unter dem Titel: „Leben und Tod Kaiser Heinrich's IV., ein Schauspiel," erschien und bei der damaligen Vorliebe für dramatische Produktionen eine neue Ausgabe (1790) erlebte. 1826 erschien: „Heinrich der Vierte, Kaiser von Deutschland, Trauerspiel von F. v. M."; die neuesten dramatischen Bearbeitungen sind die von H. Morggraff, abgedruckt in Willkomm's dramatischen Jahrbüchern, die von Rogge, und die vorliegende von Schliephake. Man hat an Maeggroff's Bearbeitung getadelt, daß er die Canossascene — die übrigens auch bei Rogge und Schliephake nicht zu finden ist — nicht in den Umkreis seiner Tragödie gezogen hat; er erklärte darauf, wir wissen nicht mehr wo, daß sein Trauerspiel nur der zweite Theil eines größeren dramatischen Gedichts sei, von dem die erste noch nachgeholt werden sollte. Dennoch holt seine Tragödie weiter aus, als die von Rogge und Schliephake, indem er mit der Wahl des Hermann von Luxemburg zum Gegenkönig beginnt und mit Konrad's, des erstgebornen Kaisersohns, Empörung in Italien fortsetzt. So sehen wir den Kaiser allmälig zusammenbrechen, während er bei Rogge und Schliephake, die nur Heinrich's, des zweiten Sohnes, Insurrection gegen Kaiser Heinrich, gleichsam nur die äußerste Katastrophe behandeln, schon auf dem Bruche, mit einem Fuße schon im Grabe steht. Da kann von einem thatkräftigen Auftreten des durch so viele Empörungen, Kämpfe und häusliche Leiden gebeugten Kaisers nicht mehr die Rede sein. Dagegen hat namentlich Rogge bedeutsamer auf einen wich-



Digitized by Google

tigen Strebe- und Schwerpunkt im Leben des Kaisers hingewiesen, wir meinen auf dessen folgereichen Bemühungen, die Freiheiten und Selbständigkeitselemente der Städte, namentlich der rheinischen, zu stiften oder zu fördern. So wollte er sich eine Gegenmacht gegen die Uebergeiffe der Fürsten bilden, die zu beschränken, neben seinem unablässigen Kampfe gegen die damals übergewaltige päpstliche Macht, sein Hauptziel war. Kaiser Heinrich sah überhaupt immer klar, fast mit dem Auge der modernen Zeit; er vergeiff sich auch nur selten in den Mitteln, aber er wußte ihnen auch eben so selten einen kräftigen Nachdruck zu geben. Auch war ihm kein Mittel, ja keine Demüthigung zu niedrig, wenn er dadurch nur seinen Zweck zu erreichen hoffen durfte. Was ihn noch als einen fast modernen Charakter bezeichnet, ist seine Neigung zu diplomatischen Verhandlungen, die in jener Zeit der ehrlichen, aber brutalen Kriegskraft nur als Symptome der Treulosigkeit und Unehrlichkeit angesehen werden konnten. So sah sich der Kaiser zuletzt doch immer auf das Schwert verwiesen, das er übrigens in mehr als sechzig Feldschlachten tüchtig geführet hat, meist siegreich, oft aber zu spät, wenn der Gewinn einer Einzelschlacht für das Ganze nicht mehr entscheidend war. Kamen seine Bemühungen um Stiftung oder Mehrung der Städtefreiheiten weniger ihm als der Nachwelt zu gute, so hat doch die unerschütterliche Anhänglichkeit von Cöln die sturmvolle Finsterniß seiner letzten Lebenstage wie mit einem freundlichen Streiflichte erhellt. Diese cölnische Treue ist selbst von Schliephake wirksamer als von Marggraff benutzt worden. Sonst lösen sich die Personen bei Schliephake in Declamationen, und seine weltgeschichtlichen Figuren in bloße Redefiguren auf. Große Worte vertreten in diesem Trauerspiele die Stelle großer Thaten. Der Kaiser spricht oft schön, aber zwecklos, und eine Person wie die andere, ohne charakteristischen Unterschied; der Aufwiegler Heinrich weiß gar nicht, was er will, der Leser noch weniger; diese Heinrich ist weder Fisch noch Fleisch und schwebt zwischen Kern und Boeke, zwischen Thür und Angel, und wenn die Thür einmal aufgeht, so knarrt es von Phrasen und Redensarten. Von dramatischer Schnellkürze des Dialogs ist gar keine Rede; jede Person declamirt, bis ihr Gedanke und Athem ausgehen, und der Mitunterredner hört geduldig zu, bis Jener geendigt hat, um nun auch das Seinige in der Declamation zu leisten. So besteht das ganze, von einzelnen Lichtblicken poetischen Talents erhellte Drama, fast nur aus Monologen, nur daß einige ungebührlich lang, andere kürzer sind. Hier und da macht Schliephake einen Anlauf zu einer tüchtigen Charakterzeichnung, z B. wenn er den Herzog Wolf in der Schlacht (Act 2, Sc. 1) schildert, aber die Zeichnung verliert sich eben so bald in Unbestimmtheit und Allgemeinheit. Der Schluß ist stumpf. König Heinrich begegnet bei dem Sarge des von ihm gestürzten und aufgeriebenen Kaisers einem namenlosen Pilger, um noch allerlei Geschwätz zu führen und gegenseitig gerührt zu sein. Eine interessante Haltung hat die Absetzungs- und Entkleidungsscene; großartiger erscheint sie bei Rogge; Marggraff hat sich mehr an die Einfachheit der geschichtlichen Wahrheit und an die Chronik gehalten. Es ist ganz die treuherzige Ueberlieferung der Chronik, wenn Letzterer den Kaiser sprechen läßt:

Seht da! ich preise Gott,
Daß Ihr ohn' Unrecht mich darin erfunden.
Ich bitte, thut nicht wider Eure Treu!
Ich bin in meinem Alter; endet nicht
So meinen Ruhm mit Schmach u. s. w.

Oder:

Ich gründe ihn (den Trotz) auf diese Zeichen hier;
Das sind die Zeichen kaiserlicher Würde!
Die hat des ew'gen Gottes Milde mir
Verliehen und der Fürsten freie Wahl.
Gott kann mich wohl dabei erhalten u. s. w.

Pompöser spricht Kaiser Heinrich bei Schliephake:

Rührt nicht an diese Spitzen, denn sie sind
Mit der Vernichtung Kraft begabt; es ruht
Der Funken meines Lebens drin, der Spruch
Von Deutschland hat sie mit geheimer Wirkung
Gestählt, und des Betastens frechem Reiz
Antworten sie mit tödtender Magie!
Nur wer vertraut mit ihrem Geist, nur wem
Sie durch Vermählung Unterthan geworden,
Der mag sie furchtlos fassen und verleihn.

Wer so sprechen will, muß die Universitäten des neunzehnten Jahrhunderts besucht haben; ein Kaiser des kaum erst angegangenen Mittelalters, der eben seines Herrscherschmucks entkleidet werden soll, kann solche halb geistreiche Worte nicht in den Mund nehmen, ohne seine locale und säculare Färbung zu verlieren.

Verse und Sprache sind sehr gewandt behandelt und jedenfalls das Beste an der Tragödie. Für eine zarte Liebestragödie würde sich Schliephake's Art und Wesen gewiß besser eignen als für die strenge Historie. In vorliegender Tragödie ist die Liebesepisode zwar sehr ungeschickt eingeflochten, aber sie inspirirt den Dichter oft zu ganz beneidenswerthen Versen wie diese:

Wozu ein Wechsel? Sieh, so könnten wir
Für immer leben und in gleichem Gang,
Wie in den Mähchen, liebend uns ergehen!
Es blinken stolzer aus geklärten Höh'n
Die ewigen Lichter in die laub'gen Gänge;
Wie eine Blume liegt der stille See.
Und an den Ufern sprühen spitze Wellen;
Entzündet ist der Wald, es regt sich leise,
Als wie im Geisterraum, die Quellen rennen
Die Wiesen ab, frei wandelt das Gewild
An Felsen nagend durch die Gründe fort,
Und lauter schmettert, weil sonst alles schweigt,
Der wachen Sänger jubelvolle Kehle! u. s. w.

Auch an Bildern ist Schliephake sehr reich, obgleich wir kein so glückliches Bild gefunden haben, wie das eine von Rogge geschaffene, in der Scene, wo sich der Kaiser Heinrich und Heinrich der Sohn über ihre Zerwürfnisse besprechen und Letzterer zum Ersteren sagt:

Es geht in deinem Aug' noch Etwas um,
Wie Geister in verfallenen Palästen.

Um so mehr muß man bedauern, daß Rogge aus Eigensinn,

Digitized by Google

Originalitätssucht oder Verschrobenheit oft wahre Verscaricaturen liefert und die Sprache wie auf der Folterleiter an allen Gliedern und Gelenken knickt und verrenkt.

Enghien, Herzog von Bourbon. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Clemens. Altona, Hammerich.

Wir wissen nicht, ob Enghien's Tod je eine Aufgabe für dramatische Behandlung mit Recht sein wird; unserer Zeit liegt er jedenfalls zu nah, als daß wir ihm ein poetisches Interesse abgewinnen könnten. Die nackte Memoirenprosa wirkt bei Gegenständen dieser Art viel eindringlicher, wie bei allen Thatsachen, welche als ein bloßer politischer Act zu betrachten sind. Hat Clemens im Stoffe fehlgegriffen, so ist die Art, wie er ihn behandelte, noch weniger zu billigen. Wir erwarteten bei Clemens wenigstens etwas Originelleres zu finden als charakterlose schillerische Verse, die sich aber gegen die Verse Schiller's verhalten wie mißrathene Gypsabgüsse gegen marmorne Statuen. Für ferne Perioden, deren Umgangston und Sprechweise man nicht kennt, mag der Vers, als die allgemein gültige poetische Sprache, mit Recht eintreten; für moderne Stoffe, wenn sie einer dramatischen Behandlung unterliegen, ist die Prosa geeigneter und anschaulicher. Es ist zu wunderlich, wenn man die schlaue, intriguante Polizeiseele Fouché in Versen sprechen hört, die ohnehin nur gereimte Prosa sind und sein können. Die eingeflochtenen prosaisch gehaltenen Dialoge machen einen viel naturgemäßeren und sinnlicheren Eindruck; nur tritt die Prosa oft mit einer so großen unüberlegten Hast ein, daß sie vergessen hat, die Toilette zu machen und das Haar sich auszukämmen. Fast possierlich macht es sich, wenn Bonaparte ausruft:

Ich bin Soldat, kein Räuber, noch Bandit.
Muß an Enghien ich einen Frevel rächen,
Soll das Gesetz sein Todesurtheil sprechen!

und gleich darauf Desmartes und Real in Prosa anredet: „Bürger Desmartes und Real! Die Ereignisse veranlassen mich, Sie mit einer neuen und wichtigen Mission zu beauftragen. Irgendwo an den Küsten von Dieppe" u. s. w.

Wären die Verse charakteristischer, so möchten sie sich noch ertragen lassen; aber sie spinnen sich ab, ohne Brüche und Knoten, wie langweilige Bindfäden; sie sind nicht dialogisch, nicht belebt genug, nicht mannichfaltig; es sieht immer einer dem andern zum Sprechen ähnlich, indem der Verfasser sie so eingerichtet hat, daß die Interpunction fast stets am Ende des Verses, selten in der Mitte eintritt. Z. B. wenn Bonaparte folgendermaßen monologisiet:

Nicht ganz will doch mein Geist den Plan umspannen,
Der sich nach allen Seiten dehnt und dehnt,
Ein grauenhafter Riese hoch sich bäumt
Und aus den tausendfach verschlungnen Ketten
Mit starkem Arm die Jungfrau sich befreit:
Europa, daß durch liebendes Vermählen
Den Völkern allen die Erlösung komme.
Was Menschenwille darf — das will ich wollen.
— — — — — — — —
Ich sah ein leuchtend Ziel in dunkler Ferne,
Ein Stern von oben zeichnet mir die Bahn.
Geheiligt sei, was meine Schritte fördert,
Vernichtet, was verwegen widerstrebt,
Und soll ich auch durch rothe Ströme waten —
Ich traue meinem Glück und meinen Thaten.

Schon dieser Monolog läßt ahnen, wie mißlungen dem Verfasser die Figur Napoleon's ist. Dahin gehören auch Züge wie diese:

Bonaparte (auf Regnier deutend).
Da steht die Einfalt nun! —
Regnier (die Hand aufs Herz legend).
Bei meinem Leben! —
Bonaparte.
Ihr seid ein Schaf, ich will's Euch schriftlich geben.
(Er kehrt ihm den Rücken zu.)

Um Napoleon poetisch aufzufassen, müßte man auch ein Napoleon der Poesie sein. Für jetzt gehört diese Gestalt noch der Geschichtschreibung an. Clemens hat dem großen Manne zu viel Platz eingeräumt; er darf nur wie ein Dämon auftreten, in den bedeutendsten Momenten, kurz von Wort, schlagend von That, ohne Reflexion und Raisonnement. Fouché ist besser gelungen, Talleyrand dagegen, der ebenfalls in Versen sprechen muß, unbedeutend. Am schwächsten sind die weiblichen Personen des Stücks, Josephine, ein deutsch schmächtiges sentimentales Frauenzimmer, und Baronin von Reich, die Geliebte Enghiens', eine überspannte Schwärmerin, welche nach Paris geht, um Bonaparte zu ermorden. Man höre z. B. Josephine in Versen sprechen, die aus Tiedge's Urania entlehnt zu sein scheinen:

Hier find' ich Raum, mich sattsam auszuweinen.
Dank, heilige Natur, für dein Geschenk. —
Ich kann, ich will nicht länger glücklich scheinen;
Die weite Welt ist meinem Schmerz zu eng. —
Wo seid ihr, Tage jener stillen Wonne,
Als aus der Ferne, von gelirdter Hand,
Bei jeder neuerwachten Morgensonne,
Ich Kuß und Schwur der zart'sten Liebe fand u. s. w.

Daß hier und da Talent sich bemerkbar macht, wollen wir gern zugestehen; auch ist es dem Verfasser geglückt, seinem Hange zum Cynismus, der übrigens jetzt in Dramen ein stehender Artikel geworden ist und für Genialität gelten soll, ziemlich zu entsagen. Aber widerliche Spuren davon finden sich noch, z. B. wenn ein Mouchard den Tod eines Erhängten schildert:

Er hatte gar ein blaues Wunder drüber,
Und streckte mir, als ob ein Arzt ich wäre,
Die falbe Zunge ellenlang entgegen.
— — — Das grelle Hochgericht,
Das seiner harrte, ward zum Tiefgericht.
Wie dort, sah mir auch hier beim Lampenschimmer
Ein artig Häuflein Ungeziefer zu,
Und Tod ist Tod; ob man an einem Kusse,
Ob man an einer Schnur erstickt, ist gleich.

Der Verf. hat seinem Drama ein Nachwort angehängt, worin Dirne Eitelkeit mit aufforderndem Blick und entblößtem Busen einherspaziert. Des Dichtees selbst we-

Digitized by Google

gen geben wir keinen Auszug; diese hochtrabenden selbstgefälligen Worte könnten ihm in der Achtung des Publicums nur schaden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

[Eduard Arnd.]

Von Eduard Arnd, dem Verfasser der beiden Edelleute, des Cäsar und Pompejus, der seit Jahren in Paris lebt, lasen wir im Freihafen einige Aufsätze über das französische Städtewesen im Mittelalter, über Politik von sonst und heute. Das Aprilheft dieses Jahrganges enthält auch eine historische Novelle von ihm, ein Ergebniß seiner altfranzösischen Studien: „Ein Sonntag im alten Lutetia zur Zeit der Merowinger." Chilperich, Klodwig's Enkel, sitzt auf dem Throne, neben ihm Fredegunde, die Fränkin aus niederem Stamm, das blasse schöne Weib mit den dunkelrothen Vampyrlippen. Leben und Sitten sind ein Gemisch von germanischem Brauch und römischem Comfort; die Generation hat auch noch gallischen Einschlag als drittes Element zu jenen beiden zur Mischrace verbundenen Nationen. Der Verfasser combinirt sich den ganzen vollständigen Lebensapparat jenes Zeitalters, wie etwa der Verf. des jungen Anacharsis aus Andeutungen den Lebensinhalt einer andern, uns noch ferner liegenden Zeit systematisirte.

[Eckstein über Europa's Zukunft.]

Der bekannte Baron Eckstein schreibt aus Paris über die deutschen und französischen Rheinlieder: „Wozu diese ewigen Provocationen um das Vergangene? Die Zukunft Europas ist nicht da. Seine Zukunft liegt nicht am Rhein, sie wird nicht entschieden durch Blutvergießen an diesem schönen Strom; seine Zukunft liegt in der allgemeinen Erweiterung seiner Welttendenzen; in der Verknüpfung des Orients mit dem Occident; in der Errichtung griechischer, syrischer, armenischer Staatenbünde auf den Trümmern des einstürzenden türkisch-persischen Reiches; in der Sicherstellung europäischer Handelsverbindungen und Colonisationen im Orient; in der Anknüpfung des orientalischen Christenthums an das abendländische, und in der Wiederbelebung des einen durch das andere."

[Aus dem Orient.]

Abdul-Medschid's Privatvergnügen soll jetzt im Seiltanzen bestehen. Er studirt das europäische Gleichgewicht und mit Recht. Ermuthigt durch den Schutz der vier Großmächte, hat sich die Türkei noch einmal gütlich gethan und bei den Aufständen in den Nordprovinzen, wie in den Tagen ihrer Macht, berauscht in Christenblut. Vielleicht war es ihre Henkermahlzeit. Denn die Diplomaten beten jetzt täglich zu Talleyrand und bieten ihre gesammte Ehrlichkeit auf für die Integrität des osmanischen Reiches. England wühlt in Syrien, Rußland buhlt mit den Wallachen und Frankreich begünstigt den Griechenaufstand in Candia.

[Preßverfolgungen.]

A. Soltwedel wurde auf Einschreiten des belgischen Gesandten wegen eines Artikels im Telegraphen um 50 Thaler gebüßt, eben so der Censor dieses Blattes. Dieser Artikel, hätte er französisch in einem brüsseler Journale gestanden, wäre nicht angefochten worden. Allein das officielle Ausland kennt und benutzt unsere Verhältnisse; kann man nicht zu Hause sein Müthchen an der Presse kühlen, so revanchirt man sich in Deutschland. Wie oft mögen französische oder andere Minister ihre literarischen Gegner nach Deutschland verwünschen, um sie da abstrafen zu lassen. — Der Buchhändler Moron, dessen Verfolgung wir seiner Zeit erwähnten, ist wirklich als Gotteslästerer, wegen seiner zweiten Ausgabe von Shelley's „Königin Mab", verurtheilt worden. — In Oesterreich wurde ein Officier, auch wegen Gotteslästerung, aber mündlicher, d. h. Fluchens halber, kassirt. Das ist ein österreichisches Preßvergehen, denn andere als mit dem Munde kann es dort kaum geben.

[Civilisation in der Türkei.]

Die Civilisation greift in der Türkei zu rasch um sich, wie die jetzt ans Ruder gekommene Partei der Ulemas sich äußert. Die Regierung, die sie begonnen, sucht ihren Fortschritt jetzt zu hemmen; sie verbietet den türkischen Frauen den Besuch solcher Promenaden, wo Männer spazieren, verbietet ihnen die seidenen Strümpfe und Schuhe, die sie statt der gelben Stiefel zu tragen anfingen, verbietet ihnen den Besuch der Kaufläden in Pera, und befiehlt ihnen, den Schleier wieder über statt unter der Nase zu tragen, und die Kleider wieder um sechs Zoll länger machen zu lassen.

[Garnier Pagès.]

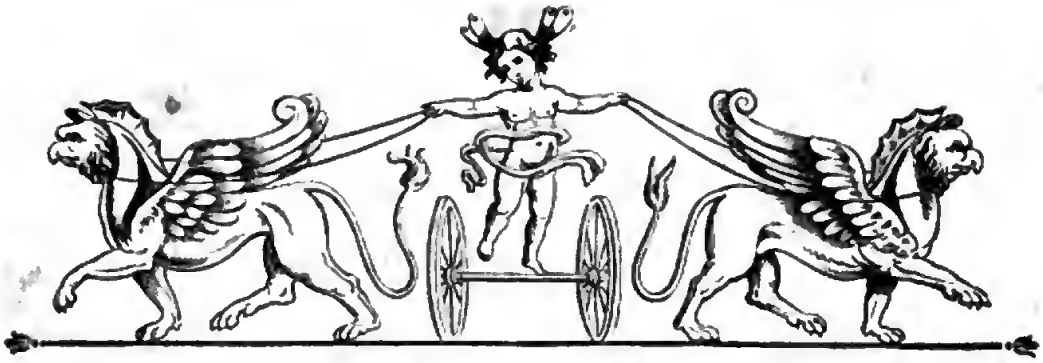
Dem Leichenbegängnisse von Garnier Pagès folgten dreißig bis vierzig Tausend Menschen. Das waren unmöglich lauter Radicale; es beweist aber, daß die Pariser bei aller Frivolität die Größe eines ehrlichen Charakters noch zu würdigen wissen. Der frühe Tod dieses Mannes hat auf die conservative Partei einen beinahe eben so tiefen Eindruck gemacht wie auf die demokratische. Die Feindschaft zwischen Hof und Presse nahm sogar auf kurze Frist einen mildern Charakter an.

[Wille über die Marseillaise.]

François Wille gab in Nr. 22. der „Zeit" einen Artikel über die Rheinlieder. „Wie mögt ihr — sagt er in Bezug auf Becker's Lied — „ein idyllisches Lied, das zuerst beim Klappern der Theelöffel in Soirées, und am Hofe von einer königlichen Kammersängerin und zuletzt zur Drehorgel gesungen worden, mit der Marseillaise vergleichen, die in einer Sturmnacht vor der Schlacht, beim Feuer des Bivouacs, entstand, bei der Stürmung der Linien bei Kaiserslautern die Feuertaufe erhielt, mit der Tausende in den Tod gingen und Freiheit und Vaterland gegen das verbündete alte Europa retteten?"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 134. — den 12. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der letzte Februar.

Novelle von Julius Krebs.

Es war ein ziemlich milder Februarabend. Der Vollmond kämpfte sich eben aus einem Wolkenkranze hervor, und schäfete traten die Umrisse der schneeglänzenden Gebirgsmassen um Gräfenberg heraus, mit dessen Quellen noch Viele, ungeachtet der rauhen Jahreszeit, alte Krankheitsdämone auszutreiben bemüht waren. Die Kurgäste setzten lange noch ihre Promenade auf den Anlagen des Gräfenberges fort, und verloren sich endlich, als die Glocke zur Abendtafel rief, in dem großen Badehause.

Noch kamen zwei Damen, welche ein junger Mann eifrig unterhielt. Die Eine war die verwittwete Gräfin Thalberg, eine hohe Frau mit edler Haltung und bleichen Zügen, die Andere ein Mädchen von jener üppigen ausdrucksvollen Formenschönheit und griechischen Gesichtsbildung, wodurch sich die Bewohnerinnen der Central-Karpathen oft so reizend auszeichnen. Von dorther war auch Aurora v. Pokorni gebürtig, welche ihrer deutschen Freundin hier Gesellschaft leistete, und durch ihr dunkelglühendes Auge den ungrischen Husarenlieutenant Graf Pieck, so wie jetzt, magisch in die Begleitung zog.

„Bemerken Sie dort den hervorragenden Scheitel des Altvaters, meine Damen?" fragte der Graf, nach dem Gebirgskamme zeigend. „Das ist der eigentliche Knoten dieses östlichen Sudetenzuges, und die ruhige Größe und Form dieses Berges scheint mir ein Bild menschlicher Hoheit, welche in stiller Befriedigung auf die zurückgelegten Stufen ihres Strebens niederschaut, und nun den Wetterwolken und Stürmen noch mehr als in der niedern Sphäre, in den Thälern und auf Höhen des Alltagslebens, ausgesetzt ist."

„Sehr hohe Berge lassen eine noch weitere Ausdehnung des Vergleichs zu," bemerkte die Gräfin. „In ihrer verdünnten Atmosphäre, wo dem kühnen Besteiger das Blut aus Mund und Ohren dringt, sind sie ein Bild des Eroberers und Weltstürmers, dessen Höhe auch das Blut der Menschheit kostet. Denken Sie an Napoleon, und wünschen Sie mit mir, daß der Vergleich künftig nicht mehr passe, weil nur die Intelligenz, nicht die Kanone die Welt forthin eroberte. Doch lassen Sie uns in den Speisesaal gehen. Die Bergluft zehrt so wohlthätig, daß ich den rüstigsten Appetit mitbringe, dessen man sich hier vernünftigerweise nicht schämen darf, wie in unsern städtischen Cirkeln."

Sie entfernten sich, und hatten zwei Männer nicht bemerkt, welche unfern hinter ihnen auf einer Bank im Schatten saßen.

„Welch eine unfruchtbare Unterhaltung mit diesen Vergleichen, denen der Appetit der Dame noch die gesundeste Wendung gab," sagte der Eine. — „Man merkt an solchen Betrachtungen, daß der Mond aufgegangen, und ein Verliebter in der Nähe ist. Sagen Sie mir, O'Relly, wer sind die Personen?"

Dieser nannte sie, und Bastiani fuhr auf. — „Graf Pieck, sagen Sie, und — Aurora v. Pokorni, die ich in Triest kennen lernte."



Digitized by Google

„Ganz recht, dort lebte sie einige Zeit," bemerkte O'Relly.

„Da empfang' ich plötzlich die interessantesten Karten, während ich schon fürchtete, auf diesem kalten Grä-fenberge kein solides Spielchen machen zu können," sagte Bastiani, vergnügt die Hände reibend, und O'Relly bemerkte: „Erklären Sie sich doch deutlicher, wenn man es wissen darf."

„Warum nicht!" erwiederte Bastiani nach kurzem Besinnen; — „auf Ihr Ehrenwort zur Verschwiegenheit will ich Ihnen gern vertrauen, was mich so seltsam lustig macht. Als ich vor etwa einem Jahre in Triest Bank hielt, war es Pieck, der die Aufhebung derselben bewirkte. Mit Mühe entging ich der Verhaftung, war aber so kahl wie eine Maus, und nur durch die großmüthige Unterstützung eines Unbekannten ward ich im Hotel, wo ich mich festgezehrt hatte, wieder flott und mit Reisemitteln versehen. Schon vorher hatte mir Pieck eine große Rechnung verdorben. Fräulein Aurora war damals in Triest, und arm und hülflos, als ihre Mutter starb. Ein reicher Engländer hatte eine heftige Leidenschaft zu dem schönen Mädchen gefaßt, wie ich selbst. Indeß, da ich die Unterhandlung für ihn leiten, und dafür mit britischer Großmuth bedacht werden sollte, unterdrückte ich meine eigenen Gefühle. Schon war ein feines festes Netz für Aurora gewebt, da zerriß es Graf Pieck plötzlich, indem er sich zu ihrem Ritter erklärte, und sie aus aller Verlegenheit befreite. Ich wüthete, und streute verschiedene üble Gerüchte über das Mädchen aus, um ihn abzuschrecken, aber vergebens. Er forschte nach der Quelle, und fast wär' es mir übel bekommen. Zuletzt versuchte ich noch, ihm von einigen käuflichen Messern im Dunkeln eine Wunde beibringen zu lassen, woran er nicht sterben, aber doch ein Weilchen zu Bett liegen und Raum zum Spiele gewähren sollte. Auch dies mißlang, und zwar durch meine eigene Schuld. Ich schrieb nämlich an einem vertrauten Anführer der Finsterlinge: „Dem Grafen Pieck wird um 12 Uhr am Molo und zugleich am Wege nach der bewußten Villa aufgelauert," und darunter meinen Namen. Ich überschrieb indeß das Billet nur: „Den Grafen Pieck betreffend," damit für den Fall, daß es in fremde Hände geriethe, der geheime Bundesgenosse durch seine Adresse nicht in Gefahr käme. Der Mensch, den ich mit diesen Zeilen an ihn abschickte, mußte mich mißverstanden, die eingeschärfte Adresse vergessen haben, oder wie es sonst zugegangen ist, genug, das Billet gerieth an Pieck selbst, dem es Verderben bringen sollte. Es schien ihm natürlich eine Warnung von mir, und er entging diesmal, wie später, den für ihn geschliffenen Messern. Bald darauf folgte die Katastrophe mit der Bank, wo er mich für meine freilich unfreiwillige Dienstleistung so übel belohnte. Ich reiste ab, und hab' ihn nicht wieder gesehen; nur erfuhr ich, daß er Fräulein Aurora nach Ungarn zurückgeleitet habe. Nun muß ich gestehen, daß ich gern eine günstige Gelegenheit benutzen möchte, ihm meine Erkenntlichkeit für den durch ihn erlittenen Schaden und seine Undankbarkeit fühlbar zu machen."

O'Relly sah im finstern Schweigen einige Augenblicke in die schimmernde Berglandschaft hinaus, und ließ dann einen verächtlichen halben Blick an dem niedrig gesinnten Glücksritter hinabgleiten, als schwanke er in dem Entschlusse, Vertrauen um Vertrauen mit ihm zu tauschen; endlich sagte er dennoch: „Auch ich glühe vor Sehnsucht nach Rache; allein sie entsprang nicht aus elendem Goldverluste, und betrifft nur diesen Pieck, insofern er der Sohn jenes nun verstorbenen Grafen ist, der meinem verstorbenen Vater einst eine unverdiente furchtbare Schmach angedeihen ließ, wofür ich jetzt nur eine Genugthuung an dem Geschlechte nehmen kann. Diese aber muß ich erlangen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen."

„Und wollten Sie mir nicht die nähern Umstände dieses Schimpfes vertrauen?" fragte Bastiani.

„Nicht gern; indeß es sei, obschon bei dem bloßen Gedanken daran, wie viel mehr nicht bei der Erzählung, eine ganze Hölle in mir aufwacht," erwiederte der Irländer nach einigem Nachsinnen. „Mit wenigen Worten nur: Mein Vater machte eine Reise durch Ungarn; im Gebirge plünderten ihn Räuber gänzlich aus. Im nächsten Dorfe flehte er um Hülfe; sie sollte ihm werden, — da führt der böse Zufall einen Reiter am Fenster der Hütte vorüber, wo mein Vater verweilt. Dieser glaubt in Jenem einen der Räuber wieder zu erkennen, und unvorsichtig äußert er es gegen seinen Wirth. Er erfährt nun, es wäre Graf Pieck gewesen, dem das Dorf gehörte; und kaum hat der Unglückliche es verlassen, so zeigen sich die furchtbarsten Folgen des vielleicht ganz absichtlosen Verrathes durch seine Bemerkung. Er wird eingeholt und zurückgebracht, wo er nun im Hofe des Grundherrn auf dessen Befehl, aller Entschuldigungen ungeachtet, bis aufs Blut die Peitsche für das Verbrechen empfängt, einen ungrischen Magnaten einem Räuber ähnlich gefunden zu haben. Man stieß dann den Gemißhandelten vor das Dorf hinaus, und überließ ihn seinem Schicksale. Mehr kriechend als gehend erreichte

Digitized by Google

er den nächsten Ort, wo er eine menschliche Aufnahme fand, als Körper- und mehr noch Seelenschmerz ihn dem Tode nahe brachte. Er genas indeß, und verschaffte sich nun die nöthigen Geldmittel, um nach Irland zurückzukehren."

O'Relly stieß einen tiefen Seufzer hervor, als er geendigt hatte, und Bastiani sagte: „Nur Geduld, wir spinnen schon ein Nachenetz, in welches Graf Pieck hineintaumeln soll. Indeß ist es mir lieb, gleich jetzt, nach meiner Ankunft, seine Anwesenheit erfahren zu haben, noch ehe ich von ihm bemerkt worden bin. Ich will mich einstweilen nach Freiwaldau zurückziehen, wo Sie mich finden, sobald Sie meiner bedürfen sollten."

So schieden die Bundesgenossen, und Bastiani ging nach dem Städtchen hinab.

## 2.

Die Gräfin und Aurora näherten lustwandelnd sich am andern Morgen der Höhe des Gräfenberges, und Jene sagte mit einem Anfluge von Angst: „Dort steht wieder der düstere Irländer, dessen unheimlicher Augen mich seltsam verwirren, so oft sein Blick mich trifft. Leider hat dabei der böse Zufall gewollt, daß er bei Tafel uns gegenübersitzt."

„Unheimlich?" fragte Aurora in lächelnder Verwunderung, und ließ dann einen forschenden Zweifelsblick an der bleichen schönen Frau herabgleiten. Unheimliche Augen? daß ich nicht wüßte! „Mir scheinen diese den Charakter aller schwarzen Augen, und nur eine eigenthümliche tiefdringende Wirkung auf die Ihrigen zu haben, gnädige Gräfin."

„So nennen Sie es interessant, wenn Sie wollen!" sagte die Dame, leicht erröthend, mit Lebhaftigkeit, um ihre Verlegenheit zu verbergen. „Das Unheimliche ist stets zugleich interessant, wie jede Spinnstube uns belehrt."

„Anziehend allerdings ist der Baronet," erwiederte Jene mit scharfer Betonung, und der Begriff des Anziehenden verbirgt viel in seinen Falten. Aber nicht sowohl das Auge des Mannes, sondern sein ganzes äußeres Gepräge läßt einen Schluß auf eine ungewöhnliche Innenwelt desselben machen, welche von den männlichen Durchschnittsseelen einer näheren Betrachtung werth sein dürfte."

„Sie haben Recht!" fiel die Gräfin eifrig ein. „Sehen Sie nur diese Haltung, diesen Gang, wie würdevoll und doch ohne den mindesten Anflug von gemeinem Stolz! Ein entschlossener Charakter spricht aus diesen Schritten, ein edler männlicher Geist aus den wenigen Bemerkungen, welche ich von ihm hörte, und aus der stummen räthselhaften Tiefe der schwarzen Augen! Ach — diese Augen —"

„Frau Gräfin, dieses Feuer — man wird aufmerksam auf uns!" sagte Aurora, um sich blickend.

Die Gräfin erröthete noch tiefer als vorhin, und sah eine Weile stumm vor sich nieder.

„Sie sind heute bei glänzender Laune, Aurora," begann sie endlich leise wieder; „Ihr Lächeln ist um so liebenswürdiger, je seltener es geworden ist, und darum mag Ihnen der Verdacht vergeben sein, daß der Irländer mir gefährlich zu werden anfange."

„Und ist es denn ein entwürdigender Verdacht, den Sie durch Ihr lebhaftes Interesse an ihm bei mir erregten! Warum geben Sie sich alle Mühe, es vor mir zu maskiren, da Sie doch wissen, welchen Antheil ich an allen Bewegungen Ihres Herzens nehme! Und ich war doch so aufrichtig; ich gab Ihnen Rechenschaft über jeden Pulsschlag des meinigen, den ich rascher zu finden geglaubt, so oft Graf Pieck —"

In diesem Augenblicke trat der Graf selbst, der seinen Namen noch nennen hörte, grüßend an die Damen, und Aurora schlug betroffen die Augen nieder, während er den Blick zärtlich auf ihr ruhen ließ.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu unserem reizenden Morgen," sagte er. „Wer von uns hätte vor noch fünf Jahren ahnen können, daß wir einmal die Wintersaison auf dieser sonst einsamen Berghöhe verleben würden. Wie viel gelbe Wangenrosen hat nicht die Najade von Gräfenberg seitdem in rothe verwandelt, und auch Ihre Wange, Frau Gräfin, sind' ich heut mit einem höhern Morgenroth der Genesung angehaucht."

„Ich fühle mich auch täglich stärker und lebensfrischer," bestätigte diese; „mein quälendes Nervenübel selbst ist wie ein böser Traum von mir gewichen, und um keinen Preis möcht' ich jetzt das Wasser wieder mit schmeichelnder Arznei, und diesen himmlischen Aether mit der Salonluft vertauschen."

Eine bekannte Dame trat jetzt heran und unterhielt die Gräfin heimlich von ihrer Krankheitsgeschichte, während Aurora und Pieck einige Schritte zurückblieben. Es war das erste Mal, daß Beide sich allein befanden, und der Graf suchte beständig das schöne Auge, um darin sein Glück und den Muth zu einer Erklärung zu finden, welche ein ältres vor Kurzem schmerzlich gelöstes Verhältniß der Geliebten bisher zurückgedrängt hatte. Mit einer kleinen Kriegslist schlug er dabei einen Nebenweg ein, und Aurora folgte ihm.

„Die Bekannte der Gräfin scheint sehr krank," begann Pieck mit schwankendem Ton, denn das überströmende Herz drängte ihm ganz andere Worte auf die Lippen. „Haben Sie die gelbe wachsähnliche Gesichtshaut und das glanzlose trockene Auge bemerkt? Nicht der reizende Nebelschleier der Wehmuth bedeckt es, hinter dem stets die geistige Sonne sich ahnen läßt, welche bald wieder siegreich mit der vollen Kraft hervorbrechen wird; es ist dort die gebrochene Lebenskraft selbst, welche trüb mit dem letzten Strahle herausblickt."

Digitized by Google

Aurora sah ihn fragend an. Sollte sie in dem von ihm gegebenen Wehmuthsbilde sich selbst erkennen?! — Auch er hielt den Blick wie in einer Gegenfrage auf ihr fest, und sie senkte langsam den ihrigen. Immer mehr fühlte sie das Herz gepreßt; es war ihr so wohl und weh zugleich, und sie sah ihn endlich mit dem vollsten Blick der Liebe durch Thränen lächelnd an.

Ihre Hand an Brust und Lippen drückend, sah er sie bittend an, zog sie dann sanft in seine Arme und flüsterte: „Du mein geliebtes Herz!" — Da schlug dicht neben ihnen plötzlich ein wildes Gelächter auf, und erschreckt fuhren sie auseinander.

Der Störer war O'Relly, der bei der zufälligen Belauschung der Scene durch seine Leidenschaft sich bis zur Ungezogenheit hatte fortreißen lassen. Aus einem Seitengange biegend, stürmte er jetzt mit höhnischem Blicke an ihnen vorüber.

Sprachlos vor Zorn stand einen Augenblick der Graf, dann rief er ihm nach: „So kann nur ein Straßenbübchen überraschen, Herr Camerad!"

„Wir sprechen uns deshalb," antwortete Jener.

„Ich stehe zu Befehl, wo, wann und wie es belieben wird!" war des Grafen Antwort, und O'Relly verschwand.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Deutsche Dramen.

(Fortsetzung.)

Masaniello. Geschichtliche Tragödie in fünf Aufzügen von Alexander Fischer. Leipzig, Hartknoch.

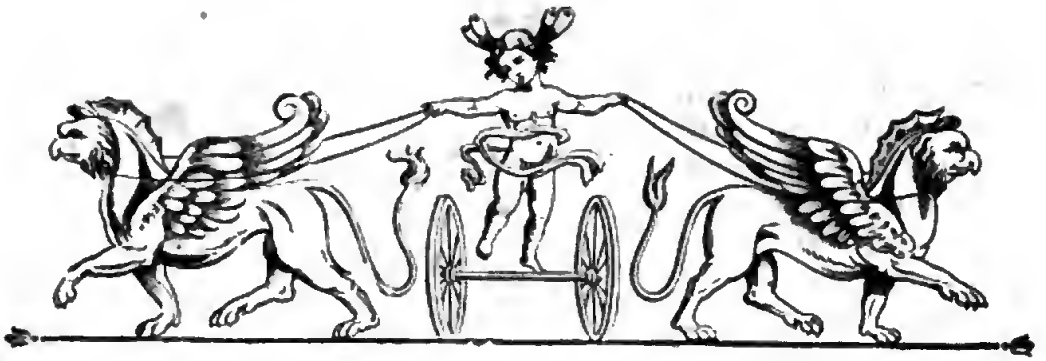
Wie Clemens sein Drama mit einem Nachworte ausgestattet hat, so schickt Fischer seiner Tragödie ein Vorwort voraus, gleichsam einen Postillon, welcher die Ankunft hoher Herrschaften auf seinem Horn verkündet. Es ist ein schlimmes Anzeichen, wenn Dichtungen einer bevorwortenden Erläuterung bedürfen; aber Fischer rechtfertigt sich mit der Blindheit der Zeit selbst, welche poetische oder über die Poesie hinausreichende Intentionen nicht verstehen kann; er ruft aus: „O über die arge Zeit, die solch einer Erläuterung bedarf!" Er klärt uns über die Tendenz seines Gedichtes auf; „das Stück," sagt er, „ist eine Apologie der Herrschaft eines Einzelnen, der aus dem Volke stammt, das er regiert; folglich ist die Tendenz: eine Apologie der Nationalherrschaft." Weiterhin erhebt er sich zu dem Grundsatze, daß das historische Drama nicht allein die vom Stoff aufgegebene Zeit verkörpern, sondern auch noch in dieser den Charakter der Gegenwart abspiegeln müsse. Dies gethan zu haben, davon ist der Dichter innig überzeugt. Es könnte fast unnöthig scheinen, Fischer's Drama kritisiren zu wollen, da er sich diesem Geschäfte selbst in der Vorrede unterzogen hat. „Nur der Nichtkenner," heißt es hier, „kann in technischer Hinsicht Mehreres im Masaniello einer Unfähigkeit oder Unwissenheit des Verfassers beilegen, was Letzterer mit klarem Bewußtsein und nach tiefer liegender Kunstansicht niederschrieb." Ueber seinen Versbau läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „Man findet ihn (den Vers) hier, wie ihn das Drama verlangt, dramatisch, d. h. massiv, derbkräftig, die Gegenstände malend; mehr rhythmisch gebaut als musikalisch. So entspricht auch die Sprache im Allgemeinen dem Stoff, im Besonderen dem Charakter der zur Zeit redenden Person und dem zur Zeit auszudrückenden Gedanken." Dann heißt es noch: „Wovor ich aber in der That bange bin, ist, daß man meinem Werke eine zu große Lebhaftigkeit vorwerfen und es deshalb wenigstens eine Tragödie als vielmehr eine Begebenheit nennen könnte" — doch wozu die ganze Vorrede abschreiben! Man sieht schon aus den mitgetheilten Stellen, daß sich der Verfasser fühlt; aber die besten Krieger sind selten die, welche den Mund vollnehmen, und auf die Prahlereien der preußischen Gardeofficiere von 1806 folgte die Niederlage von Jena. Wir wollen nicht sagen, daß Fischer mit seinem Masaniello eine Niederlage erlebt habe; er liefert nur eine zweifelhafte Schlacht und läßt seine Leser über den Umfang seiner Kräfte und über die Möglichkeit eines künftigen vollständigen Triumphes in Ungewißheit; er erfüllt als Feldherr im entscheidenden Augenblicke die Hoffnungen nicht, zu denen er unsre Einbildungskraft durch seine allzu berede Proclamation steigerte.

Fischer gehört nicht zu denen, welche sich der Bühne accommodiren wollen; er geht ihr nicht einmal halben Weges entgegen, während sie in ihrer vornehmen Trägheit verlangt, daß man sich ganz zu ihr bemühe und mit Sack und Pack überliefere und gefangen gebe. Der letzte Act allein dehnt sich über 50 Seiten aus. Dann ist auch die Behandlung zu gruppenartig und durchbricht das dramatische Interesse, welches wir allenfalls an Masaniello nehmen könnten, mit einer Menge von kleinen Volksscenen und niederländischen Genrebildern, auf die der Dichter seine beste Kraft verwandt hat. Nach dieser Seite hin liegen die gelungensten Scenen des Drama, aber welche Bühne würde alle diese Bäcker und Schneider und Fleischer und Goldschmiede und Weiber nur einigermaßen besetzen können? Der Dichter kann doch nicht verlangen, daß jeder Statist ein Seydelmann, ein Devrient, ein Esslair sein, jede gemeine Weiberrolle von einer Schröder oder Crelinger oder Hagn gespielt werden solle. Ein Haupterfordernis bei jedem Drama ist die Oekonomie, die sparsame, aber weise Verwendung der zu Gebote stehenden Mittel. Unsre modernen Dramatiker schleudern ihre Personen, ihre Scenerien, ihre Worte und Phrasen, ihre Gedanken und Quasigedanken nur so hin, als meinten sie wirklich, daß die Masse nur durch Masse gezwungen werden könne, und alles dies in einer so abgerissenen Manier, als wäre der Grundsatz des Theaterdirectors im Vorspiel zum Faust: „gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!" auch der ihrige. Wenn man z. B. Marlow's Guttenberg liest, so hat man eine ähnliche, nur noch dumpfere und qualvollere Empfindung wie bei Fischer's Masaniello; man glaubt in einer mit Stickluft angefüllten Höhle zu schlafen, man träumt schwer, ein Alp belastet die Brust und von allen Seiten wird man von cartesianischen Teufelchen, Alräunchen, dickbäuchigen Zwergen und ähnlichem Zeuge geängstigt und geneckt. (D. F. f.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 135. — den 13. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der letzte Februar.

(Fortsetzung.)

### 3.

Bald darauf erhielt der Graf des Irländers Aufforderung und antwortete mit dem Vorschlage, statt, nach alter Sitte, durch Waffen, die Sache zur Umgehung des Duellverbots durch Würfel dergestalt abzumachen, daß der höhere Wurf des Einen während des nächsten Jahres volle Gewalt über das Leben des Andern verleihe, indem Jeder für den Fall des von ihm verlorenen Spieles, der binnen dieser Zeit zu empfangenden Anweisung gemäß sich selbst zu erschießen verpflichte.

O'Relly ging hinab nach Freiwaldau zu Bastiani, und ersuchte ihn um seinen Beistand in der Ehrensache, da es ihm an andern Bekannten fehlte.

„Das ist gut, daß Sie eine Reibung mit ihm gefunden haben," sagte der Italiener froh.

„Ich bin eigentlich noch unentschlossen, ob ich das Duell auf diese Weise annehmen soll," entgegnete O'Relly. „Meinen Rachedurst auf einen elenden Würfel zu setzen, dünkt mich so niedrig gemeine Spielerart. Ich sehne mich dafür nach einem blitzenden Stahl oder knallenden Rohr; der Moment soll mir die Genugthuung geben; ich will das Blut eines Pieks aus der von meiner Hand geschlagenen Wunde mit eigenen Augen strömen sehen, indem ich das eigene Blut dagegen einsetze; und fall' ich, so war der Moment ein ganzes Leben werth."

„An Ihrer Stelle würd' ich dennoch das Würfelduell annehmen," meinte Bastiani, „denn das Wagniß ist kein anderes, als auf Pistolen, und fallen Ihnen die meisten Augen zu, dann ist das Machtbewußtsein, die des Gegners jeden Augenblick für immer schließen zu können, eine ganz andere höhere Genugthuung, als sein plumper Fall durch Ihre Kugel."

„Sie eröffnen mir da eine Aussicht, die nur ein kaltberechnendes Verstandesauge, wie ich es nicht habe, ermessen kann, und finden deshalb einen ungelehrigen Schüler an mir," versetzte O'Relly mit finstern Blicken. „Ueberdies widerstrebt es meinem Ehrbegriffe wie meinem Gefühle, die rasche Genugthuung, die ich als Edelmann suche, zur wohlüberlegten langsamen Grausamkeit eines menschlichen Dämons auszudehnen. Indeß, da mein Gegner das Würfelduell vorschlug, so mag es dabei bleiben."

„Vortrefflich!" fiel Bastiani ein. „Aber Sie verkennen mich in dem Glauben, ich wolle Sie zu einem dämonischen Verfahren verleiten. Sie haben mich noch nicht ausgehört, oder vielmehr übersehen, daß in dieser Art des Duells, innerhalb der weiten Gränze eines Jahres, eine schöne Macht großmüthiger Genugthuung enthalten ist, nämlich: ihm das Leben zu schenken. Ich halte Sie eines solchen Edelmuthes nicht unfähig, und bitte Sie daher, im Fall Sie Sieger bleiben, nicht vorschnell von Ihrem Rechte Gebrauch zu machen, indem Sie dem Grafen auf der Stelle den Selbstmord gebieten."

O'Relly heftete einen wärmern Blick auf den Spieler, dem er in den Phasen des sittlichen Werthes ein so fein



Digitized by Google

unterscheidendes Gefühl kaum zugetraut hätte. „Wohlan denn," schloß er, „ich verspreche Ihnen Mäßigung: Ich gehe jetzt, meine Angelegenheiten auf jeden Fall zu ordnen, und darf also auf Sie als Secundanten rechnen?"

„Ich werde mir die Ehre nicht nehmen lassen," erwiederte Bastiani, und Jener ging.

Der Glücksritter sah ihm lächelnd durchs Fenster nach. Er hatte rasch ein Plänchen fertig, womit er bei der bevorstehenden Katastrophe ein gutes Geschäft zu machen hoffte, indem er sie verhinderte; denn er war weniger boshaft als leichtsinnig und gewinnsüchtig, und dachte die Macht über das Spiel jedenfalls in den Händen behalten zu können.

Graf Pieck war inzwischen wie sein Gegner bereits eifrig beschäftigt, sich auf jeden Fall vorzubereiten. Er flog nach Pesth, traf dort so schleunig als möglich die nöthigen Verfügungen, ernannte einen außerordentlichen Bevollmächtigten, und legte sein Testament nieder, worin er Auroren, welche seine plötzliche abschiedlose Abreise sich nicht zu erklären wußte, zur einzigen Erbin einsetzte. Nur eine Stunde vor dem festgesetzten Duelltermine kehrte er wieder nach Freiwaldau zurück, und eilte nach kurzer Rast ins Hinterstübchen eines Gasthauses, wohin er seinen Secundanten, den Grafen Goseck, beschieden hatte.

Bald trat dieser und nach ihm O'Relly und Bastiani ein. — Pieck war verwundert, den wohlbekannten Abenteurer hier zu finden, und heftete einen langen Blick auf ihn, als wolle er fragen: Wie kommt dieser Mensch mit den lauernden Blicken, mit der Habichtnase, mit dem ganzen untrüglichen Gaunergesichte, in eine Gesellschaft von Männern, welche der Ehre, ihrem Götzen, Lieb' und Leben zu opfern im Begriff sind?

O'Relly bemerkte diesen seltsamen Blick, und stellte seinen Secundanten vor, indem er hinzufügte: „Ich hoffe doch, daß man gegen den Marchese nichts einzuwenden hat, was ihn seines übernommenen Ehrenamtes unwürdig erscheinen ließe."

Seiner moralischen Ueberzeugung nach hätte Pieck allerdings eine Einwendung gehabt, doch wußte er keine eigentlich entehrende und beweisliche Thatsache aus Bastiani's Leben, weshalb er auf einen andern Secundanten hätte dringen können. Zugleich erinnerte er sich seiner Dankpflicht gegen den Italiener wegen der Warnung in Triest, wodurch er dort den meuchlerischen Messern entging, und also erklärte er seine ehrende Anerkennung des Zeugen.

Ein Kellner brachte Wein, und Graf Goseck entwarf nun einen kurzen Vertrag des Spielkampfes, wonach nicht mit dieser ihn entscheidenden Stunde, sondern mit dem letzten Glockenschlage desselben Tages das Jahr, und mit ihm die Macht des gewinnenden Theils als beschlossen betrachtet werden solle. Die Unterschriften folgten. Schweigend wurden noch einmal die Gläser geleert. Noch einige Secunden dauerte die Stille fort; denn Jeder fühlte die Bedeutsamkeit des nächsten Augenblickes, worin ein Menschenleben auf einen Würfel gesetzt werden sollte, während dies geringe Ding sonst nur über Gewinn oder Verlust von Gold und Goldeswerth zu entscheiden pflegt.

Man schritt endlich zu dem verhängnißvollen Todesspiele. Die Secundanten legten die mitgebrachten Würfel auf den Tisch, und Graf Goseck fragte, ob sie gewechselt werden sollten.

„Wozu?" entgegnete Bastiani. „Wir haben uns bereits insgesammt als Ehrenmänner erkannt, daher erscheint mir jede weitere Vorsicht als beleidigendes oder doch unnöthiges Mißtrauen."

„Wohlan, so beginnen wir," sagte Pieck.

„Sie haben den ersten Wurf, Herr Graf!" bedeutete ihn O'Relly.

Pieck warf. Es waren nur neun Augen, und gleich darauf zeigten des Gegners Würfel funfzehn.

Der Graf unterdrückte den Todesseufzer seines Glücks, auf welchem der Name Aurora schwebte; ein schneidendes Weh glitt über Goseck's Züge, aus O'Relly's Auge blitzte die Zufriedenheit mit der Nemesis, welche nach seiner Meinung den Wurf für ihn that, und über Bastiani's Gesicht endlich zuckten, gleich Irrlichtern, die Flämmchen verstohlener Höllenfreude.

„Ich bin in Ihrer Macht auf Leben und Tod! Verfügen Sie nach Belieben; Sie finden mich jeden Augenblick bereit!" sagte Pieck tonlos.

Da wollte in O'Relly der ganze, lang verhaltene Sturm des Schmerzes, Hasses und der Rache gegen diesen Letzten der Pieck's losbrechen, um mit dem Machtworte zu dessen Selbstvernichtung, gleich dem zündenden Blitzstrahle in den einzigen noch grünen Zweig eines alten Stammes, zu endigen, — allein er gedachte noch früh genug seines Versprechens der Mäßigung an Bastiani, und unterdrückte kräftig den innern Aufruhr.

„Es handelt sich zwischen uns um mehr, als Sie glauben, Herr Graf," sagte er zu Pieck; „es handelt sich um eine lange, ehrvergiftete Vergangenheit zweier Personen, für welche ich mit meinem Herzblute in die Schranken trat, um das Ihrige dagegen zur Sühne zu erringen. Wär' es anders, so würd' ich Sie bitten, ein Pistol vor mir in die Luft zu schießen, und dann Ih-

Digitized by Google

nen mit versöhnenden Worten die Hand reichen. So aber —"

„Sie sprechen in Räthseln!" fiel der Graf erstaunt ein. „Wie? ein älterer Haß wohnt gegen mich in Ihrer Brust! Und doch erinnere ich mich nicht, Sie früher, als in den letzten Tagen auf dem Gräfenberge, jemals gesehen, vielweniger beleidigt zu haben. Doch Sie sprechen von zwei Personen —"

„Lassen wir das!" brach O'Relly ab. „Ich kann mich zu keiner nähern Erklärung verstehen. Das Gift, von dem ich sprach, würde mir dabei zum Herzen, und der Todesbefehl an Sie, den ich jetzt noch zurückhalten will, vielleicht auf die Lippen dringen. Es gibt Thaten und Sünden, die durch ganze Geschlechter, zunächst vom Vater auf den Sohn fortwirken, bis ihr Fluch in einem angemessenen Sühnopfer seine Erlösung findet. Solche Bewandniß hat es auch mit der Kette, welche mein Leben an das Ihrige fesselte, und eines von beiden mußte untergehen, um sie zu zersprengen. Wäre das Würfelglück Ihnen günstig gewesen, statt mir, so hätt' ich die Todeskugel eben so als eine Nothwendigkeit gegen mein Herz gerichtet, wie jetzt gegen das Ihre. Hätten Sie das Jahr ohne den Todesbefehl an mich verstreichen lassen, so würd' ich aufs Neue ein Duell mit Ihnen gesucht haben, denn der Tod des Einen von uns Beiden ist die Lebensbedingung für den Andern; diese Ueberzeugung rollt mir durch alle Adern."

„Unerklärlich!" murmelte Picek, und sagte dann laut: „Nun so vollenden Sie doch rasch! Sie erzeigen mir eine Wohlthat, wenn Sie noch vor diesen Zeugen —"

„Wohlthat!?" unterbrach ihn lächelnd der Jeländer, „davon kann zwischen uns nicht die Rede sein."

„Nun wohl, so geh' ich, die Kugel auch ohne Ihren ausdrücklichen Willen sogleich durchs Herz zu jagen, um diesem Sklavendasein, diesem Zwitterzustande zwischen dem Diesseits und Jenseits ein Ende zu machen. Ja, ja, so sei es!"

Er wollte fort, doch O'Relly hielt ihn zurück und rief: „Halt, Herr Graf, dazu berechtigt unser Vertrag Sie nicht. Hiernach bin ich allein Herr Ihres Lebens, nicht Sie sind es mehr. Ich kann und werde Ihre voreilige Kugel nicht hindern, aber Ihr Selbstmord hat dann nichts mit der mir versicherten Genugthuung zu schaffen, und Sie sterben in meinen Augen als so wortbrüchig, wie Sie leben würden, wenn Sie meiner künftigen Todesanweisung nicht gehorchten. Ein wahrer Mann muß streng dem gegebenen Worte gemäß, das er zum Träger seiner Gesinnung und daher seiner Ehre machte, zu leben und zu sterben wissen. Beides ist eine Kunst und Ihre wahre Ausführung verdient Ruhm. Jetzt thun Sie, was Sie wollen."

Bastiani nickte hämisch Beifall, und Graf Gosek schwieg, weil er noch eine gütliche Ausgleichung des blutigen Handels hoffte, sobald nur Zeit gewonnen würde. Picek aber sagte: „Sie haben den Mann in mir herausgefordert, und so will ich denn leben, so lange es Ihnen beliebt, wie schwer dieses begriffslose Dasein eines Edelmannes mir auch werden mag."

„Gut, daß Sie den Edelmann hinzusetzen, Herr Graf, das gibt Ihren Worten einen eigenthümlichen Sinn," entgegnete O'Relly. „Sonst hätt' ich Sie daran erinnert, daß der größte Theil des Magyarenvolkes noch vor nicht gar langer Zeit als leibeigen ein solches begriffsloses Dasein hatte, und zur Schande des Menschengeschiechts auch ertrug. War aber damals, als der ungrische Edelmann noch den Bauer nach Gefallen niederschießen lassen konnte, nicht dessen Zustand moralisch weit elender als der Ihrige? Sie sind nach Ihrer Willensfreiheit mit dem Leben mir auf einige Zeit verfallen, und dies kann Sie über Ihr Schicksal erheben, während Jener, willenlos geboren, Fluch und Gefahr dieser niedern Geburt auch willenlos durch sein ganzes Leben trug. Was war der schlimmste Alleinherrscher gegen eine Legion solcher blutsaugenden kleinen Despoten! Und wann wird in den slawischen Ländern der letzte Begriff der Knechtschaft gänzlich schwinden, worin dort noch der lange Schatten zum Lichte der Menschenwürde besteht!? Leben Sie wohl, meine Herren!" — Er ging, und Bastiani folgte ihm.

---

## 4.

Kaum kann es wohl eine seltsamere Lage geben, als die des begüterten, jungen und liebenswürdigen Grafen Picek, dem in das reichste Füllhorn des Glücks, dessen diese arme Erde fähig ist, das schönste edelste Mädchen so eben noch ihre Liebesrosen gelegt hatte. Das Duell, worin bisher das Faustrecht in seinen letzten Zuckungen den rohen Begriff der männlichen Ehre vertrat, sehen wir in unsern Tagen bei Picek zu dem fürchterlichen Zerrbilde eines Würfelspiels um den pflichtmäßigen Selbstmord des Besiegten ausgeartet. Das Strafgesetz einer höher gestiegenen sittlichen Weltordnung soll dadurch umgangen werden, weil die brutale Gewalt auch im letzten Winkel des Privatlebens noch ihre alte Herrschaft gegen die vordringende Humanität so lange als möglich verfechten, die Menschengeschichte ihre Blutschrift immer noch nicht verleugnen will. (D. F. f.)

---

Digitized by Google

## Deutsche Dramen.

(Fortsetzung.)

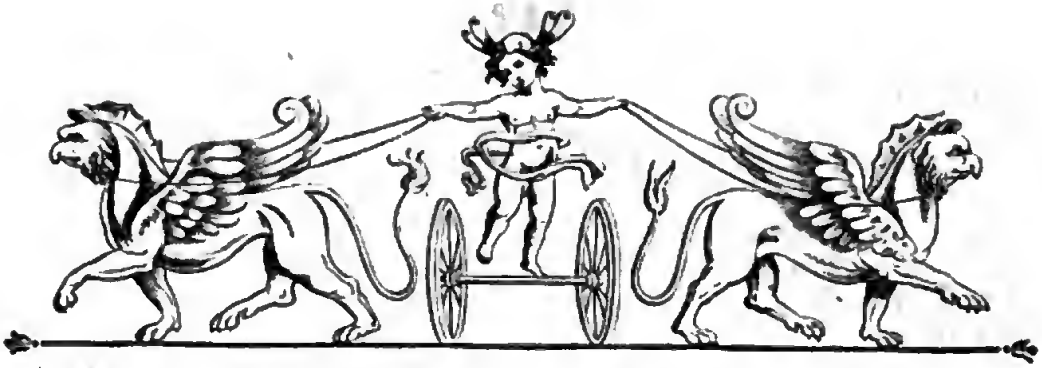
Dennoch ist uns Fischer's isolirte und trotzige Stellung der Bühne gegenüber immer noch achtungswerther als eine gewisse Ansicht, die sich bei den Mitgliedern und Regulatoren der Bühne längst schon festgestellt hat und sich jetzt, wie es scheint, unter unsern allzubescheidenen Collegen im literarischen Fache immer weiter verbreitet. Man sagt nämlich: es werde sich mit dem Drama nicht eher bessern, bis die dramatischen Talente nicht mehr und mehr darauf bedacht sind, ihre Rollen ganz und gar gewissen beliebten Schauspielern anzupassen, wie etwa der Theaterschneider die Garderobe. Das ist sehr handwerksmäßig, aber freilich, jedes Handwerk hat seinen goldenen Boden. Bei dem Lustspiele mag dies noch angehen, sogar sehr empfehlenswerth, vielleicht der einzige zum Ziele führende Weg sein; aber das höhere Drama, an das man noch immer gewohnt ist größere Ansprüche zu machen, würde bei diesem Verfahren in die Bedeutung des bloßen Leistens treten, worauf der Schauspieler das Schuhwerk seiner Rolle zurechtrückt, der Schauspieler würde der Meister, der Dichter der Lehrbursche, Jener der Tambour, dieser das Kalbfell auf der Trommel sein. Hätten wir noch eine Musteranstalt, wie das Theatre français ist, so möchte dieser demüthige Rath zu befolgen sein; aber die wiener Intendantur hat andere Ansichten als die berliner; Herr Seydelmann in Berlin kann eine für Emil Devrient in Dresden geschriebene Rolle nicht brauchen, und Madame Rettich in Wien schwerlich eine, welche der Dichter für Frl. von Hagn in Berlin eingerichtet hat. Dies sind aber doch wohl Personen, denen man Einfluß auf diejenigen Bühnen zuschreibt, deren Mitglieder sie sind. Heroinen gibt es unter unsern jüngeren Schauspielerinnen kaum noch und Rollen, wie sie durch die George noch jüngst in Dresden und Leipzig mit vielleicht ungraziöser aber doch pikanter und hinreißender Kraft dem Publikum vorgeführt wurden, dürfen von deutschen Dichtern, welche auf die Bühne speculiren, fortan nicht mehr geschrieben werden. Dieses Rollenfach scheint bei uns gänzlich auszusterben, während es dasjenige ist, worin die Rachel noch jetzt in Paris und London ihre glänzendsten Triumphe feiert. Nehmen wir nun an, daß die künftige Generation unserer darstellenden Künstler und Künstlerinnen, wie es wahrscheinlich ist, noch schwächlicher, fader, krankhafter, sentimentaler sich gestalten sollte als die gegenwärtige, und doch von dem Dichter verlangt würde, er müsse den Gelüsten und Anforderungen dieser abstehenden und faulenden Kräfte gehorsam sein, statt selbst Anforderungen an sie zu stellen und sie so mit seinem Genius emporzureißen, wo, in welchen Untiefen, dürfen wir fragen, würde zuletzt unsere dramatische Poesie ihren Untergang finden? Ihr diesen Untergang zu bereiten, dahin strebt der privilegirte Geschmack der Ranglogen, dahin die Theaterregie, dahin zum Theil die Kritik, und es müßte uns Alles täuschen, wenn dieses heillose Ziel nicht in der nächsten Zukunft erreicht sein sollte.

Fischer's dramatische Arbeit enthält viel Verfehltes und Abgeschmacktes, aber sie ist auch eine gründliche, umfassende, durchdachte, in Einzelnheiten einen kraftvollen dramatischen Geist beurkundende Arbeit. Schon der Fleiß, der darauf verwandt ist, gibt dem Dichter das Recht, daß er von der Kritik eine genauere Analyse seines Werkes verlangen könnte. Dazu würde jedoch nur in einem speciell den dramatischen Interessen gewidmeten Journal, wie jetzt leider keins in Deutschland besteht, hinlänglicher Raum bewilligt werden können. Unsere sogenannten Theaterjournale sind jedoch bloße Notizenblätter, ohne Kenntniß, ohne Enthusiasmus, ohne sittlichen Ernst, ohne Kritik. Von dem Berichterstatter kann man keine Analyse des Fischer'schen Drama verlangen, nur ein paar Bemerkungen mögen gestattet sein, nicht um auf die Leser, sondern um auf den Dichter zu wirken. Es gibt sich in seinem Drama überall ein redliches Streben nach gründlicher Charakteristik kund, aber diese Charakteristik treibt sich meist auf die Spitze und bricht um. Elende Kerle, wie der Vicekönig von Neapel, wie der Schiffshauptmann Adrizzone, der Mönch Genuino treten zu unmotivirt, zu fertig auf, sie entwickeln sich nicht, sie interessiren also auch nicht. Man weiß nie, wer die Fäden der Handlung eigentlich in Händen hat. Der einzige Charakter, welcher sich entwickelt, ist der Masaniello's selbst, aber die Zeichnung ist zu breit, zu verschwenderisch. Masaniello verpufft eine Centnerlast von großen Worten umsonst, schwatzt nicht selten drei oder vier Seiten hintereinander weg, während ihm die Uebrigen geduldig zuhören und Maulaffen feil haben, und wird offenbar — eine Schuld des Dichters -- zu frühzeitig wahnsinnig, während er noch in Verhältnisse treten soll, wo er die Vernunft ganz beisammen haben muß und auch hat. Man gehe bei Shakspear's Lear in die Schule, um zu lernen, wie ökonomisch der Wahnsinn zu behandeln ist; aber selbst über diese hohe Schule sind unsere jüngeren dramatischen Dichter hinaus. Sie glauben, ein Held wirke um so mehr und erscheine um so größer, je mehr er raisonnirt; aber der ist nicht immer der Beredteste, welcher am meisten redet, und der überzeugt am wenigsten, welcher überzeugen zu wollen die Absicht vor sich her trägt. Im Volke hat der Dichter die bloße Bestie dargestellt und hier manchen genialen Zug, aber auch einen Aufwand von Derbheit und Rohheit entwickelt. „Reißt ihm die Zunge 'raus! Tretet die Kaldaunen aus dem Leibe dem treuen Diener des Volkes!" In diesem Tone, ja in Ausdrücken, die man nicht gerne nachschreiben möchte, spinnt sich die Volksunterhaltung fort. So sagt z. B. ein Räuber: „Ein ganzes Kloster leer machen und allen Mönchen die Gedärme aus dem Leibe stampfen, dies ist euch dort (im Kirchenstaat) als wenn ich eine Wurst fräße." In dieser seichten Brutalität geht alle südliche Färbung verloren; man glaubt sich unter einer Horde thierisch heulender Mongolen zur Zeit Dschingis Chans zu befinden, nicht unter den weichlichen Anwohnern des Golfs von Neapel. Der Dichter hat alle Titanen und Giganten und alle Götter des Entsetzens, und der Nacht, den Priapus, die Faunen und den Silen zu Gästen geladen, nur die Grazien nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 136. — den 15. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der letzte Februar.

(Fortsetzung.)

Piecek, der Sklave jenes alterschwachen Ehrbegriffs, wonach die fremde Meinung, nicht das Unrecht an sich, entwürdigend erscheint, war nun der Sklave seines Gegners geworden. Das Haupt in die Hand gestützt, saß der dem Tode Verfallene auf seinem Zimmer und sann darüber nach, mit welchem Auge, mit welchen Worten er der geliebten Aurora jetzt entgegentreten solle. Aber sein sonst so leichter Gedankenfluß war ein Bleistrom, der immer um den einen Punct sich herwälzte, daß er nicht mehr mit Sicherheit über eine Stunde verfügen könne, während der Bund mit der Geliebten ein ganzes Leben betreffen sollte. Konnte er ihn schließen in der sichern Voraussetzung, sie binnen Kurzem zur Witwe machen zu müssen; war der Trennungsschmerz jetzt größer oder dann? Er wußte es nicht zu beantworten, er konnte nicht zu einem Wunsche, nicht zur Anschauung der poetischen Situation kommen, welche hier die Nothwendigkeit selbst gebar, nämlich: des Lebens süßesten Inbegriff im höchsten Liebesgenusse mit dem Tode zu vermählen; nicht zu dem kühnen Entschlusse, ungeachtet das Schwert des Damokles über seinem Haupte schwebte, für den Ehebund mit Auroren sich einsegnen zu lassen, um in ihren reizenden Armen dann selbst in der Brautnacht zu sterben, wenn sein letztes Schicksal, das in O'Relly gleichsam zur Persönlichkeit geworden war, es so verlangte. Piecek war ein zu besonnener und ehrlicher junger Mann, um den großen Traum einer solchen entzückenden Genugthuung des Lebens vor dem Todesmomente fassen und verwirklichen zu können. Endlich beschloß er doch, Auroren die volle Freiheit für ihr Herz zurückzugeben; denn er fühlte selbst nur zu sehr die lähmende Macht seiner Willensfessel, um sie einem geliebten Leben anmuthen zu können. Ja, er dachte überhaupt und mit Recht, daß Liebe ohne Freiheit kein Begriff sei, und daß dies verhängnißvolle nächste Jahr eine Prüfungszeit für die Wahrheit dieser auch äußerlich frei gewordenen Liebe Aurorens werden könne, wenn anders, wie es jedoch so unwahrscheinlich war, O'Relly von seiner Gewalt über sein Leben keinen Gebrauch machte.

Der Diener meldete den Marchese di Bastiani, und der Graf war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihn vor sich lassen solle; indeß entschied er sich endlich dafür.

„Was bringen Sie mir, Herr Marchese?" rief er dem Eintretenden zu. „Doch wohl die Todesanweisung vom Baronet. Nur her damit."

„Nicht doch," lächelte Bastiani geheimnißvoll, „nicht doch, Herr Graf, so eilig ist's mit dem ernsten Geschäft nicht. Ist's möglich, so soll es sich vielmehr so früh als möglich in einen Friedensschluß ohne Schuß auflösen, und ich komme her, mir deshalb die Palme zu verdienen."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte der Graf erstaunt. „Vor allen Dingen, schickt O'Relly Sie?"

„Warum? Ist das nicht gleichgültig?" war Bastiani's Gegenfrage.

„Das wird sich finden. Reden Sie."

„Nun denn, im tiefsten Vertrauen," sagte der Ita-



Digitized by Google

liener, mit lauernden Blicken näher tretend, „es könnte Mittel geben —"

„Welche Mittel?" fiel Pieck mehr überrascht als neugierig ein.

„Sie müssen mich nicht unterbrechen. Es könnte Mittel geben, den Baronet zur Verzichtleistung auf seine blutigen Ansprüche zu bewegen. Ich kenne ihn ziemlich genau, und es ist diese Hoffnung zwar nur auf die eigene Hand gebaut, aber nicht ohne soliden Grund. Da Sie durch das Todesverhängniß doch einmal zur Entsagung auf Ihr irdisches Glück verurtheilt sind, so sollte ich meinen, könnte selbst ein großes Opfer daran Ihnen nur leicht werden. Dahin gehört auch Ihr Verhältniß mit dem Fräulein v. Pokorni, von dem die Badegesellschaft als von einer abgemachten Verlobung spricht. Räumen Sie hier freiwillig das Feld für O'Relly, unterstützen Sie seine Bewerbungen bei der Dame, für welche er sich lebhaft interessirt, und bieten Sie ihm durch meine Hand, da er arm ist, eine Verschreibung der Hälfte Ihrer Güter, aber keineswegs etwa als Preis für Ihr Leben; nein, als einen Act beispielloser Großmuth vielmehr, um dasselbe eines edlen Magyaren würdig zu beschließen. O'Relly ist ein großherziger Mann, und wird sich von Ihnen an Edelmuth nicht übertreffen lassen wollen, ich wette darauf. Zwar ist sein Haß gegen das Geschlecht Pieck groß, allein ich denke dennoch Alles glücklich zu vermitteln, sobald ich nur die benöthigten Papiere von Ihnen in den Händen habe."

Der Graf sah den Dienstfertigen lange verächtlich an und fragte endlich: „Reden Sie im Geiste O'Relly's oder nur in dem Ihrigen? Zu seiner Ehre will ich glauben, daß der Vorschlag nur von Ihnen kommt, wie Sie sagen; sonst würd' ich meine Hand bedauern, daß Sie den Würfel zu einem so elenden Spiele faßte. Was aber berechtigt Sie, mir, dem Magnaten Ungarns, einen solchen entehrenden Vorschlag zu machen?"

„Herr Graf, Ihr Leben —" preßte Bastiani schüchtern hervor.

„Ich werd' es der Ehre opfern, sobald es dem Baronet beliebt," sagte Pieck mit erhabener Resignation. „Er kann die Vernichtung dieses Lebens verlangen, und sie wird geschehen; doch hat er keinen andern Theil daran, als den Tod, und so lange es daher noch mein ist, soll es auch ganz mein bleiben mit seinem ganzen Inhalt und Gepräge! Doch wem sag' ich das! Das geht über Ihre Begriffsfähigkeit, lieber zu sterben, als das Leben mit einer Braut zu erkaufen, wenn man eine andere so leicht wiederzufinden hoffen darf, wie ich, und mit der Hälfte seiner Güter, wenn man dabei immer noch so reich bleibt, wie ich. Ja, es ist ein anderer Geist in mir und in Ihnen, ich geb' es zu. Halten Sie mich übrigens für scharfsichtig genug, Ihr eigennütziges Gewebe zu durchschauen. Sie sind es, dem nach meinen Gütern gelüstet. Ist's nicht so?"

„Sie beleidigen, Herr Graf!" antwortete Bastiani gefaßt. „Wenn mein gutgemeinter Vorschlag, der in Ihrem Leben den letzten Zweig eines edlen Geschlechts retten sollte, Ihnen nicht gefiel, so mußte ich mir ein trockenes kaltes Nein gefallen lassen. Was aber zu dieser Sprache, zu dieser Voraussetzung einer zweifellos niedern Gesinnung Sie bei mir berechtigt, frag' ich Sie jetzt Herr Graf, als ehrliebender Edelmann, dem Sie leider dafür mit Ihrem Leben keine Genugthuung mehr anbieten können."

„Ja, ich bedaure, Ihnen nicht mehr durch den Todeswürfel verfallen zu können," entgegnete Pieck bitter lächelnd; „doch sein Sie überzeugt, Sie würden für Ihre eigene Rechnung nicht bessere Geschäfte machen, als für die fremde. Lassen Sie uns ruhig sprechen, Bastiani; wir kennen uns! Und eben fällt mir ein, daß ich Ihnen in Triest vielleicht mein Leben verdankte! War Ihre Warnung nun Zufall oder wirklich Ihre Absicht, genug, ich bleibe Ihr Schuldner, und um Sie nicht in Ihren Ansprüchen zu verkürzen, indem mein Tod vielleicht bald dergleichen Schulden quittirt, so nehmen Sie diese Banknoten. Es wird hinreichen, Sie für lange der Nothwendigkeit des Spielerwerbes zu überheben, wenn dieser nicht geradehin als solcher zu einer Lebensbedingung für Sie geworden ist."

„Sie sind so großmüthig, Graf Pieck!" stammelte der Ueberraschte, die reichen Papiere empfangend, welche Jener aus seinem Taschenbuche nahm.

„Nicht so ganz; ich will sogleich den Eigennutz dabei geltend machen. Ist Ihnen der besondere Grund des Hasses bekannt, den O'Relly gegen mein Geschlecht hegt?"

Bastiani bejahte, und nahm, als der Graf auf die Mittheilung drang, keinen Anstand, ihm die erniedrigende Mißhandlung zu vertrauen, welche des Irländers Vater durch den seinigen einst erfahren.

Pieck war tief erschüttert und ging lange schweigend auf und nieder. „Es war hart, sehr hart!" sprach er sinnend dann vor sich hin, versetzte sich lebhaft in O'Relly's Stimmung, die im umgekehrten Falle wahrscheinlich auch die seinige gewesen sein würde. Ja, der Gaunervorschlag Bastiani's, dem siegreichen Gegner auf dessen Altar der Blutrache seine Liebe und sein Vermögen als freiwilliges

Digitized by Google

Opfer zu bringen, erschien ihm als ein herrlicher Gedanke, wär' er, von ihm ausgegangen, eine Wahrheit gewesen, zu der er sich groß genug fühlte. Doch wer schützte ihn vor dem Verdachte der Lüge, sobald er ihn ausführte, da er aus jenem Munde kam. Es war zu spät.

„Gehen Sie, Bastiani," sagte er endlich zu diesem, „ich bedarf der Einsamkeit."

Der Marchese entfernte sich. Er war durch des Grafen Großmuth so reich geworden, daß er schon im Begriff stand, sich noch näher zu erklären. Pieck aber wandte sich langsam zum Schreibtische, und das zermalmende Gewicht seiner merkwürdigen Lage leitete seine Feder zu dem inhaltschweren Worte der Entsagung an Aurora. Er sah jetzt eine Thorheit in der Aeußerung gegen Bastiani, die Integrität seines Wesens bis zum Todesmomente behaupten zu wollen. Er war ja ein aufgegebener Mann, ein wandelnder Leichnam, und wenn auch der Geist der männlichen Ehre und seine ganze Gesinnung noch seinen letzten Hauch beseelen konnte und sollte, so hatte er doch kein Recht mehr auf Wünsche und Hoffnungen, diese beiden mächtigen letzten Lebenshebel des Menschen. Sein Dasein, das sich in Stunden, Tagen, Wochen und vielleicht Monaten möglicherweise noch fortbewegen konnte, glich der Wanderung durch eine Moorgegend, wo er mit jedem Schritte ins Bodenlose und dem harrenden Tode in die Arme zu sinken sicher war. Somit war der Wunsch und die Hoffnung eine Thorheit, die Entsagung aber eine Nothwendigkeit geworden, welche er, der Eitelkeit zu Gefallen, auch Weisheit oder Seelengröße nennen konnte.

Er schrieb an Aurora nur folgende Worte: „Geliebteste! Der Tod drängt mich geheimnißvoll aus Deinen Armen. Wir können einander hier nicht angehören; in heißer Liebe aber bin ich hier wie dort Dein Eduard!"

Er wollte und konnte sie nicht mehr sehen und reiste eiligst nach Ungarn auf sein entlegenstes Gut, als er das Billet in ihren Händen wußte.

## 5.

Schreck und Zweifel, Schmerz und Zorn stürmten wechselnd durch Auroren's Seele. Schon eine Stunde lang hielt sie den Blick auf dem Unglücksblatte fest, und noch immer glaubte sie, nicht recht gelesen zu haben, während die aus dem schönen Auge fallenden Tropfen, ihr Gefühl gleichsam verkörpernd, die nackten Todesworte verwischten, welche gleich eben so vielen Dolchen ihr plötzlich ins Herz drangen. Welch ein Geheimniß, fragte sie, ist groß und heilig genug, um sich nicht in dem großen Geheimnisse der Liebe auflösen zu können! Und doch wälzte Eduard eine fürchterliche Last auf ihren Busen, ohne diese anders als Tod zu nennen. Wie aber sollte sie diesen weiten Weltbegriff, worin Vernichtung und Wiedergeburt sich beständig umarmen, hier deuten! Nicht von seinem Tode, der als eine trennende Nothwendigkeit zwischen ihre Liebe träte, sprach er ausdrücklich, vielmehr ließ die Fassung der Zeilen sein Fortleben ahnen, und daß dieses durch eine geheimnißvolle Todesdrohung an seine Entsagung gebunden sei. Sollte vielleicht die räthselhafte Erklärung auch nur als Maske für seinen Wankelmuth dienen, oder war er wirklich einer finstern Schicksalsmacht als Opfer anheim gefallen! —

Diese und ähnliche Fragen quälten die Unglückliche unausgesetzt; die Stirn brannte ihr fieberhaft von der Anstrengung, neue Möglichkeiten für die Bedeutung jener Zeilen aufzufinden, und sie verfiel auf Mancherlei, nur nicht auf die Wahrheit. Indeß näherte sie sich dieser, nach der Abschweifung in immer weitern Kreisen, dennoch wieder. Wie Blitz ergriff sie der Gedanke, daß sie den Geliebten seit jener zärtlichen Scene, welche der lauschende O'Relly durch sein rohes Gelächter unterbrach, nicht wiedergesehen hatte, und daß es den gewechselten Worten zufolge jedenfalls zwischen Beiden dann zu einer ernsten Scene gekommen war.

Nein, ich täusche mich nicht, dachte sie, wenn ich auch den Schleier nicht ganz zu lüften vermag. Dieser O'Relly ist eine Hauptperson in dem dunklen Spiele seit jener Zeit, und daß er es gewonnen, beweist bei Eduard's Verschwinden sein triumphirendes Lächeln, das gleich Wetterleuchten in schwüler Sommernacht über die düstern Züge gleitet. Sie fand den Mann jetzt selbst unheimlich, den sie einst deshalb gegen die Gräfin in Schutz nahm.

O'Relly näherte sich jetzt den Damen angelegentlicher, insbesondere Auroren. Diese fand darin einen Grund mehr für ihre grauenhafte Vermuthung und einen folgerichtigen Zusammenhang mit dem Hohngelächter des Irländers bei der Umarmung Eduard's. Sie wandte sich entsetzt von ihm, während das Interesse der Gräfin dagegen an ihm sichtbar zunahm.

„Der Arme hat wahrscheinlich den Spleen, welcher der Wasserkur noch nicht weichen will," sagte diese; „daher ziehen so krause Wolken, gleich den Nebeln Altengiands, über seine Stirn, und es ist menschlich, ihn durch Theilnahme zu erfreuen."

Aurora schwieg. Es schien ihr ein undankbarer Dienst, die aufkeimende Liebe der freundlichen Wohlthäterin durch ihr Mißtrauen gegen den Irländer zu stören.

Digitized by Google

um so mehr, da dieser beleidigt von ihrer schroffen Weise in seinem stählernen Mannesstoize seine Aufmerksamkeit bald von ihe abzog, und bei der Geäfin eehöhte. Denn O'Relly besaß jene gußfeste männliche Selbstschätzung, an der die Fackelbrände der Leidenschaft wirkungslos erlöschen, sobald sie nicht in der weiblichen Sympathie ihre weitere Naheung finden. Und die geistvolle Gräfin, auf deren Wangen duech die behaerliche, segenseeiche Kur das Morgenroth einer neuen Gesundheit täglich höher stieg, deren Mund und Auge die wachsende Neigung zu ihm stets schöner offenbarten, hatte zwar nicht die göttlich sinnlichen Reize Aurorens, wohl aber jenen Zauber echter Weiblichkeit, der langsam, doch sicher, die sanftere Schönheit in ihrem Siege über ein Männerheez unterstützt. Daher folgte der Baronet immer willigee dem magischen Zuge zu der anmuthigen hohen Feau; er wich fast nicht mehr von ihrer Seite, und sie nahm mit leuchtendem Auge seine Begleitung an, als sie die Kur beendigte, um sich auf ihre Güter in Schlesien zu begeben. Die Gräfenbergee aber betrachteten die Scheidenden als ein verlobtes Paar.

Inzwischen hatte die unglückliche Aurora nichts von Pieck vernommen, und halb aus Stolz, halb aus Achtung vor seinem Geheimnisse, weder einen Versuch zu dessen Lösung selbst, noch zur klarern Ergänzung jener Todeszeilen gemacht. Die Gräfin wußte nicht, daß es zwischen ihr und Pieck zu einem Veehältniß und einer feindlichen Beeüheung mit O'Relly gekommen war, wenn sie auch des Mädchens gebeugten Geist aus einer heimlichen Neigung für den entschwundenen Geafen eeklärte, und Aurora füechtete so sehe eine Beeüheung iheer Herzenswunde, daß sie beharrlich schwieg, und jeder Hindeutung darauf sorgfältig auswich.

(Die Foetfetzung folgt.)

## Deutsche Dramen.

(Forsetzung.)

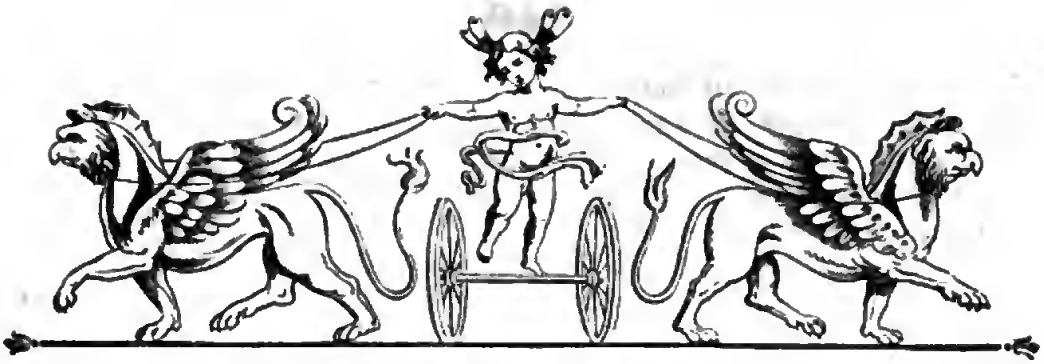
Don Juan. Trauerspiel in fünf Acten von S. Wiese. Leipzig, Brockhaus.

Endlich einmal ein Deama, worin zwae dem Stoffe nicht genuggethan ist, abee doch poetische Leidenschaft, philosophische Tiefe und geistige Anmuth sich die Hand eeichen. Die Wahl des Stoffes, odee vielmehe die Conception, deruht allerdings auf einem Irrthum, aber auf einem großen und schönen. Der Don Juan dee Sage ist nichts als der mährchenhafte Casanova, dee Libertin des Südlandes, dee Repräsentant des blos fleischlichen Triebes, dee ungebundenen Genußsucht, weichee sich viel um die moderne Philosophie bekümmert, gar nicht mehr in Zweifel ist, ob er glauben oder nicht glauben, Alles genießen oder Allem entsagen, speculeen odee wohlleben soll, und dee mit dem Faust der deutschen Sage höchstens das gemein hat, daß ee vom Teufel geholt wird. Wiese hat dessenungeachtet versucht, ihm eine höhere geistige Bedeutung abzugewinnen und einen metaphysischen Nachdruck zu geben, ee hat den sinnlichen Lüstling zu einem philosophischen Gourmand umgeschaffen, wie ee etwa höchstens aus modernen Verhältnissen und den Voeteägen Hegel's hervorgehen kann. Daß dee Held bei Wiese vier Mädchen nacheinandee seinen Gelüsten opfert, macht ihn noch zu keinem Don Juan, so lange er noch ein auf der frischen grünen Weide des Lebens metaphysisch und philosophisch speculieendes Thiee ist. Wiese nimmt seinen Don Juan viel zu eensthaft, ee hat bei ihm alle Naivetät, die sogar noch Goethe's Faust besitzt, gänzlich eingebüßt. Wenn Don Juan bei Wiese von der „gemeinen Ceeatürlichkeit," von der „Lebenseinheit geistbegabtee Wesen" spricht, wenn er ausruft: „Genießt wie ich, veeachtend den Genuß! Preist hoch die Lust, weil sie Vernichtung ist!" so ist es mit dem spanischen Don Juan aus und der deutsche Hegel'sche Docent, der jeden Augenblick würdig wäre, einen Ruf an die Univeesität von Berlin, Halle oder Königsberg zu bekommen, nimmt seinen Anfang. In diesee Hinsicht lobe ich mie das Libretto, den bekannten Operntext von Loeenzo da Ponto! Da ist dee Don Juan ein ganzer Kerl, dem aus aller Herren Ländern eine ganze Armee von Liebchen nachfolgen könnte! Man bemerke wohl den Humor und die Ironie, welche den Operntext wüezt; ohne diese schalkhaften Uebeetreibungen muß ein Charaktee wie Don Juan allmälig ungenießbae weeden. Mit welchee sprudelnden Lustigkeit singt diesee Don Juan sein „Fiach'han dal vino!" Wiese's Don Juan scheint nie einen Tropfen übee den Durst getrunken, höchstens wie eine zimperliche Brautjungfer genippt zu haben; dafüe raisonnirt ee unendlich viel, denn auch Wiese scheint dem Irrthum unserer modernen dramatischen Dichter verfallen zu sein, daß der Held raisonniren und immee nue raisonniren müsse. Sehe geschickt verwendet dee italienische Dichter nue dee weibliche Personen, denen Don Juan nachgestellt oder die ee verrathen hat; seine übrigen Verführungen liegen jenseits des Stücks; Wiese läßt vier Damen von Don Juan inneehalb des Stücks verführt werden und überschreitet mithin das schöne Dreieinheitsgesetz. Der Berichterstattee meinte in diesee Vierheit eine tiefere Idee, gleichsam eine Anspielung auf die viee Temperamente oder die vier Winde oder Jahreszeiten finden zu können, aber die Deutungen entzogen sich seinem Forschergeist. Wie dem auch sei, die viee Frauen sind dem Dichter zum Theil sehe glücklich und desse gerathen als die männlichen Personen des Deamas. Dies eingestehen, heißt einem deutschen Dichter ein großes Compliment sagen, da Frauenporteäts im Ganzen deutschen Dichtern fast eben so wenig zu gelingen pflegen als deutschen Mahern.

(Dee Beschtuß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 137. — den 16. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der letzte Februar.

(Fortsetzung.)

Der Mai war schon weit vorgerückt, als die Reisenden den Gräfenberg verließen. Die tiefern Thäler und Berglehnen schmückte längst jenes magische Grün, welches die Ebene nicht hat, und der Morgenwind jagte hier und da den geraubten Blüthenschnee darüber hin. In der höhern Gebirgsregion, mit der die Gräfin bekannt werden wollte, lagerten dagegen noch bedeutende wirkliche Schneemassen, und nur zwei Damen, deren Körper die wunderbare Wiedergeburt der Wasserkur erfahren hatten, konnten mit so kräftiger Lust, ohne Furcht vor Erkältung und dem daraus entspringenden Heere kleiner Uebel, sich auf jene Höhen versteigen wollen. — Von der sanftgerundeten Koppe des Altvaters, auch mährischer Schneeberg genannt, schweifte bald der Blick der Wanderer über das schöne südöstliche Schlesien hin bis zur Nebelbläue der Karpaten bei Teschen, durch welche der Paß von Jablunka in das angränzende Ungarn führt.

In dem blauen Auge der Gräfin zitterte eine Freudenthräne. Sie fühlte sich so leicht, so göttlich froh, so selig erhaben; ein neues Leben rann durch ihre Adern, zuckte elektrisch als Lust und Hoffnung durch die gestählten Nerven, und lag bildlich vor ihr in der weiten, vom Morgenglanz umflossenen Berglandschaft, wie hinter ihr auf dem Gräfenberge das alte Leben mit all' seinen düstern Erinnerungen, mit der abgestreiften Fessel Morbonas, mit allen Kobolden der Hypochondrie, welche sich höhnend daran hingen.

„O, dorthin, dorthin!" rief sie entzückt aus, nach dem Südost deutend, „weiter, weiter, meine Freunde, nach jenem Gränzgebirge laßt uns ziehen, dessen Kämme und Koppen feierlich schweigend im Morgenduste vor uns aufsteigen! In dem Hochlande dort herrscht noch die Natur, und der Mensch, vom Morgentraume des Daseins noch umfangen, unberührt von der alten Geschichte und der modernen Bildung, lauscht noch ungestört den Pulsschlägen der gütigen Mutter Erde, trinkt Gesundheit aus der Milch ihrer Brüste, aus den Quellen ihrer Berge, und weiß nichts von dem kranken Brüdergeschlechte hinter diesen, das nur die Gewohnheit des Elendes vor der Verzweiflung schützt. Wer, wie ich, im überseligen Genesungsgefühle in der Umarmung der Natur erlangt, jetzt mit den eigenen Armen die ganze Erde umfassen möchte, der kann das große Fest seiner körperlichen und geistigen Wiedergeburt nicht würdiger feiern, als dort unter den gesunden und bedürfnißlosen, daher glücklichen und freien Bewohnern der Karpaten!"

O'Relly war weich geworden. Er sah der lieben Schwärmerin lange theilnehmend ins feuchtglänzende Auge, während Aurora, einige Schritte entfernt, den Blick nördlich über das Biela-Thal ins flache Odergebiet hinausgleiten ließ. Er faßte der Gräfin Hand und sagte leise, als auch sie ihn in zärtlicher Frage anblickte: „Ja, ich begleite Sie, schöne edle Frau, wohin Sie wollen; ich verstehe Sie; ich theile Ihren Schmerz über die gestörte Weltharmonie in Natur und Geschichte; ich theile Ihre Freude über die Herstellung Ihrer eigenen innern Welt.



Digitized by Google

Sie kann, sie wird keinen treuern Spiegel finden als meine Brust, welche so süßschmerzlich der verwandten Seele zuschlägt. Und — darum," fügte er noch leiser hinzu, „möcht' ich Sie begleiten durch Ihr ganzes neues Leben; darum — lassen Sie mir diese Hand für immer!" — Er fühlte den Druck der Theigen und zog sie an seine Lippen.

---

### 6.

Wer sehen will, wie wenig der Mensch zur Zufriedenheit mit seinem Dasein bedarf, so lange er dem einfachen Naturgesetze treu bleibt, der wandere nach den Karpaten und trete in die Rauchhütte eines Goralen, wie der dortige Bergbewohner nach dem polnischen Worte heißt. Er ist in seinem Thun und Bedürfniß noch so unverkünstelt, wie die abgeschlossene Bergwelt selbst, welche seine Heerde ernähret und über der des Nachts die Sterne in so wunderbarem Lichte stehen. Diesem fernen, räthselhaften Schimmer gleichen des Goralen Begriffe von Allem, was über seine einfachen Lebenszustände hinausreicht; während nur wenige Meilen von ihm entfernt die Civilisation längst ihre Panier aufgepflanzt und eine Menge Dinge, welche Jener kaum ahnet, mit der höhern Verstandessonne zerfetzt hat, aber daneben auch eine unendliche Menge ihm unbekannter Bedürfnisse erzeugte.

In eine solche schornsteinlose Blockhütte, wo noch ein vollkommenes Patriarchenthum sich darstellt, trat an einem späten, kalten Octoberabende Graf Pieck, von einer seiner einsamen Jagdstreifereien zurückkehrend, in der Begleitung eines Jägerburschen. Die helle Lohe eines aufgesteckten brennenden Kienspahns, bei dem nordischen Landmann die Stelle des Talglichts und der Lampe vertretend, beleuchtete zweifelhaft die einfachen Gegenstände des Hüttenraumes und dessen Bewohner selbst. Auf einer hölzernen, an der Wand befestigten Peitsche, mit etwas Heu überstreut, ruhte der schlanke, muskelstarke Goral, mit seinem kurzen braunen Tuchmantel, der Gunia, bedeckt, welche ihm, sobald er ausgehe, in malerischem Wurfe über die Schulter hängt. Eine junge und eine alte Frau saßen spinnend in der Nähe des Lichts, und ein kleines Kind schwebte in einem Troge hin und her, der an einem Stricke von der Decke herabhing, während ein paar größere Kinder, fast gänzlich nackend, an der Asche des Backofens saßen, worin eben Placku, eine Art Kuchen aus einem Gemisch von Getreide, gebacken wurde.

Der Goral erhob sich und begrüßte mit der diesen Gebirgsbewohnern eigenen, kindlichen Heiterkeit die eintretenden Fremden. Er lud sie ein, sich auf der Bank niederzulassen, und auch das junge Weib erhob sich jetzt, der Gastfreundschaft zu genügen. Sie holte die gewaltige Milchkanne herbei und nahm mit dem dazu gereichten hölzernen Löffel den ersten Schub, entweder aus alter patriarchalischer Sitte, oder um den Gästen zu zeigen, daß nichts Arges und Schädliches in dem Trank enthalten sei. Indeß brachte ihr Mann den eben fertig gebackenen rauchenden Placku herbei und bot ihn mit lächelnder Gutmüthigkeit den müden und hungrigen Jägern.

Bleich vor Entsetzen trat jetzt ein etwa zwölfjähriger Knabe in die Hütte und schrie: „Vater, Vater, ein Wolf schleicht um das Haus! Beinahe hätt' er mich erfaßt. Komm hinaus mit mir!"

Rasch griff der Mann nach seiner langen Axt im Winkel, und auch die Jäger fuhren nach den Büchsen, — da klirrte das eine Fenster und forschend schauete, des Knaben Angabe bestätigend, ein Wolfskopf herein, der indeß sogleich wieder verschwand. Alle drei stürmten nun hinaus, aber noch ehe sie das einsam in der Schlucht liegende Gehöft verlassen hatten, fiel ein Schuß und bald darauf ließ ein doppelter Hülferuf sich hören. Sie eilten durch den tiefen Schnee der einen Stimme zu; sie kam von einer unfernen Waldlichtung. Das helle Sternenlicht und der Schneeschimmer ließen dort einen Mann erkennen, welcher am Aste einer freistehenden Tanne hing, der jeden Augenblick unter seiner Last zusammen zu brechen drohte, während der auf sein Opfer lauernde Wolf einige vergebliche Sprünge hinauf machte.

Als die Jäger jetzt über Schußweite herangekommen waren, brach der Ast wirklich, und das hungrige Raubthier stürzte pfeilschnell auf den Unglücklichen. Doch schon hatte Pieck sein Rohr angelegt; die sichere Kugel trug den Tod in den Leib des Wolfes, der zugleich sein Opfer selbst vor dem Schusse schützte, und weithin brach sich dieser ringsum als Echo an den Bergen, hier und da ein heiseres Hundegebell erweckend.

Das Wild war im Verscheiden, als die Männer heranKamen, und der Graf untersuchte die Rachenwunde des ohnmächtigen Gefallenen, welche die Wolfsklauen ihm bereits geschlagen hatten und die übrigens gefahrlos schien. Erstaunt erkannte er in ihm dabei den Marchese Bastiani; doch durchschnitt jetzt nicht allzu weit der andere Angstschrei wiederholt die Luft, und den Goralen bei dem Verwundeten zurücklassend, wendeten die Jäger sich nach der Waldgegend hin, wo sie in einem Abgrunde einen andern Mann hülflos im Schnee versunken fanden. Nach großer Mühe und Gefahr gelang es, ihn

Digitized by Google

herauszuziehen; sich schüttelnd stieß er ein God dam nach dem andern hervor, als er wieder festen Boden unter den Füßen fühlte und dankte den Rettern, wobei der Graf erfuhr, daß der Verunglückte Tom Stopford heiße, und mit dem gut belohnten Bastiani seit der beendigten Saison zu Karlsbrunn die Karpaten durchstreife.

„Es war eine originelle Lieblingsidee von mir, weil im Sommer jeder Weichling das Gebirge zur Lust bereisen kann," fügte Stopford hinzu; — „doch ist mir dabei die Grille, um des Triumphs der Selbständigkeit willen, keinen Führer zu nehmen, übel genug bekommen, wie Sie sehen; denn wir verirrten uns meilenweit in den Bergen."

Der Graf erzählte jetzt Bastiani's Schicksal, nannte dann seinen Namen und schloß mit der Bemerkung, daß er selbst sie in seinen eigentlichen Wohnsitz nicht einladen könne, doch werde er in der nahen Goralenhütte für ihre beste Pflege Sorge tragen.

Der Engländer dankte wiederholt, und man machte sich dahin auf den Weg. Der starke Goral hatte indeß den verwundeten Bastiani schon heimgetragen, als sie ankamen, und war schon wieder fort, um die Wildbeute herein zu holen; das junge Weib aber beschäftigt, kalte Wasserumschläge an den Nacken des Marchese zu legen.

Pieck empfahl die Bergfahrer ihren dienstfertigen Wirthsleuten und entfernte sich dann, noch ehe Bastiani ihn erkannt zu haben schien, um wo möglich noch einen Wolf zu erjagen.

---

## 7.

In einer Soirée der Frau von Czechtizki zu Pesth saß an einem Februarabende des nächsten Jahres die arme Aurora, deren zweiten Liebesfrühling jene Entsagungszeilen Eduard's, einem plötzlichen Nachtfroste gleich, so grausam vernichtet hatten. Sie hatte ihn seitdem nicht wieder gesehen, auch Nichts von Ihm gehört, und Graf Pieck, der Liebling aller höhern Kreise Pesth's, schien wirklich aus dem Buche der Lebenden gestrichen. Dennoch wußte man Nichts von seinem Tode; eine merkwürdige Grille, hieß es, halte ihn diesen Winter auf seinen Gütern gefesselt, und statt der Jagd auf schöne weibliche Augen und Herzen zu Pressburg und Pesth, verfolge er im wirklichen Nimrodsgeiste die Fährte des Wolfes in den unwirthlichen Karpaten.

Aurora selbst war der Einladung einer Verwandten, den Winter bei ihr zuzubringen, um so lieber gefolgt, je schwerer es ihr wurde, O'Relly, den nunmehrigen Gatten der Gräfin Thalberg, welchen ihre dunkle Ahnung als den Räuber ihres Glückes bezeichnete, täglich sehen zu müssen. Ueberall, wo sie erschien, erregte ihre Schönheit eben so viel Bewunderung als Geist, und es fehlte ihr natürlich nicht an den Huldigungen auch des bessern Theils der jungen Männerwelt, doch es war kein Eduard darunter; ihre stille Würde erhob sie über leere Triumphe, die als Ziel und Spielwerk nur für gewöhnliche weibliche Eitelkeit Bedeutung haben konnten, und sie fand sich nur dabei in dem wehmüthigen Frieden gestört, den sie endlich mühsam errungen hatte. Sie zog sich daher immer mehr von der Gesellschaft zurück und nur wiederholte Bitten, von einem besondern Zufalle unterstützt, brachten sie heute in das Haus der Frau von Czechtizki.

Da öffnete sich die Thür des Gesellschaftszimmers und mit allgemeinem Erstaunen empfing man den Eintretenden; wie vernichtet aber saß Aurora. Es war Pieck, den ein Geschäft in die Stadt geführt und den der Sohn des Hauses überredet hatte, aus der winterlichen Jagdwildniß wieder einmal unter Menschen, in die warmen traulichen Räume der Civilisation zu treten. Fast hörbar schlug sein Herz, als sein Blick unter den Begrüßungen ringsum auch die Geliebte traf. Man bestürmte ihn mit Fragen, mit Verwunderungen über seine seltsame Zurückgezogenheit, weshalb er sogar Urlaub genommen, und er half sich durch ein bereits ersonnenes Mährchen, denn die allgemeine Neugier war leicht vorauszusehen. Hiernach ward ein Gelübde wahrscheinlich, das er gethan haben wollte; allmälig wurden nun die zudringlichen Fragen seltener und die zersetzende Unterhaltung über das gewonnene Thema zweigte sich von Nachbar zu Nachbar ab. Niemand ahnete dabei, welch eine wichtige Rolle Aurora in der geheimnißvollen Wirklichkeit von Pieck's letzten Verhältnissen hatte. Der lauernde scharfe Blick der Médisance übersah sogar bei der überraschenden Erscheinung desselben die lebhafte Bewegung der beiden Geschiedenen, von deren stillem Bunde auf dem Gräfenberge zwar auch ein Gerücht nach Pesth gelangt, bald aber, da weitere Nachrichten fehlten, als unbegründet bezeichnet worden war.

Der Zufall wies dem Grafen einen Platz in Aurorens Nähe an, und bald darauf führten die Phasen der Unterhaltung und ein zwischen Beiden leer gewordener Stuhl eine unmittelbare Annäherung herbei. Aurora senkte das glühende Gesicht so tief als möglich, als Eduard sich neben ihr niederließ. Diesem wollte das Herz zerspringen vor dem Mittheilungsdrange in ganz anderem Bezuge, indem er mit ihr den bei der Nach-

Digitized by Google

darin abgerissenen Gesprächsfaden in derselben Tendenz anzuknüpfen bemüht war. Dabei drängte sich so viel Schmerz der Vergangenheit, so viel wehmüthige Freude der Gegenwart bei ihrem Wiederfinden, ein so tief inniges Bedürfniß, die Räthsel seiner Liebe aufzuklären, auf seine Lippen; und doch verschloß diese wieder die Natur des Geheimnisses an sich, wie die traueige Rücksicht, daß Aurora für ihren Schmerz, den sie jetzt vielleicht unbestimmt mit seiner Treulosigkeit bezeichnete, nur einen andern sichern Namen gewinnen werde, sobald er den Schleier lüfte.

Aurora preßte mühsam einzelne Worte und Phrasen hervor, oft so ohne Zusammenhang, wie ihe zwischen Liebe und Unwillen schwankendes Gefühl, dessen bestimmtestes Bewußtsein endlich die Auflösung dieses peinlichen Zustandes herbeisehnte. Die Frage einer gegenübersitzenden Dame an Pixel bewirkte es unverhofft; das Gespräch spann doch sich fort, und die Gequälte athmete wieder freier. (D. B. f.)

## Deutsche Dramen.

(Beschluß.)

Repräsentanten der ganzen Gattung sind darum Wiese's Frauen noch nicht, es sind nur einzelne glückliche Merkmale, Züge, Linien gegeben, die an die ächte Weiblichkeit erinnern. Schon das fällt auf, daß diese Mädchen, meist gewitzigt oder doch den höchsten Ständen angehörig, dem Don Juan auf den ersten Blick, das erste Wort sich förmlich an den Hals werfen und alle weibliche Schaam und Ehebarkeit für nichts achten. So weit sollte man doch seine Meinung von der Schwachheit des weiblichen Geschlechts nicht treiben, so offen nicht verkunden! Uebrigens stehen die Personen des Dramas nur mit einem Fuße auf dem Boden der Wirklichkeit; die Hälfte ihrer Gestalt verliert sich, wie Wiese selbst, der einsiedlerische Dichter, in Nebel und in Dunst willkürliche Annahmen. Hier gilt Jean Paul's Ausspruch: „Ein bestimmter Kleinstädter ist schwerer poetisch darzustellen als ein Nebelheld aus Morgenland, so wie nach Scaliger ein Engel leichter einen Körper annimmt (weil er weniger braucht) als eine Maus." Ohne eine Maskerade, ganz nach dem Vorbilde von Romeo und Julie, geht es auch bei Wiese nicht ab. Es ist merkwürdig! auch Gutzkow hat in seinem Richard Savage, Firmenich in seiner Clotilde Montalvi, Mosen in seinem Otto III. und, so viel wie wissen, auch in seiner neuesten Tragödie sich einer Maskerade bedient. Vielleicht hat dies eine tiefere Zeitbedeutung, da wir wirklich in einer sehr maskenreichen und verlarvten Zeit leben und uns kaum noch einzubilden im Stande sind, es könne etwas Großes ohne Mummerei geschehen. Das Fabelhafte der Sage, über die vor nicht langer Zeit August Kahlert einen lesenswerthen Aufsatz im Freihafen geliefert hat, ist bei Wiese gänzlich verwischt, indem er den Don Juan von der Sagensphäre, die ihm so nothwendig ist, wie die Erdatmosphäre der Erde, bis auf das letzte Merkmal loszulösen und ihn zu einer Art Begriff umzubilden strebte. So ist denn auch der steinerne Gast um sein Recht gekommen und Juan gar nicht veranlaßt, einmal jenen Muth und Trotz zu beweisen, womit er die Geisterwelt herausfordert und selbst ihren Abgesandten, als dieser in furchtbarer Verkörperung vor ihn tritt, eben so wenig als legitime Macht anerkennt wie der Herzog von Modena den jetzigen König der Franzosen. Don Juan stirbt ganz bürgerlich, etwa wie Lafarge, indem Alexandra, seine erste verlassene Geliebte, ihn und Clara, seine leider letzte Braut, bei der Vermählungsfeier vergiftet. Diese ganze Scene hat uns durch ihre Gesammthaltung an die Vergiftungsscene im dritten Act von Marggraff's Heinrich IV., die wir bei Gelegenheit des Schliephakeschen Heinrich durchblätterten, unwillkürlich erinnert, sogar bis auf einzelne Verse und Ausdrücke. So ruft Konrad in besagtem Heinrich IV.:

Welch eine Last auf meiner Brust! Herunter!
Reißt mir das Kleid herab! die Fenster auf!
Luft! Luft!

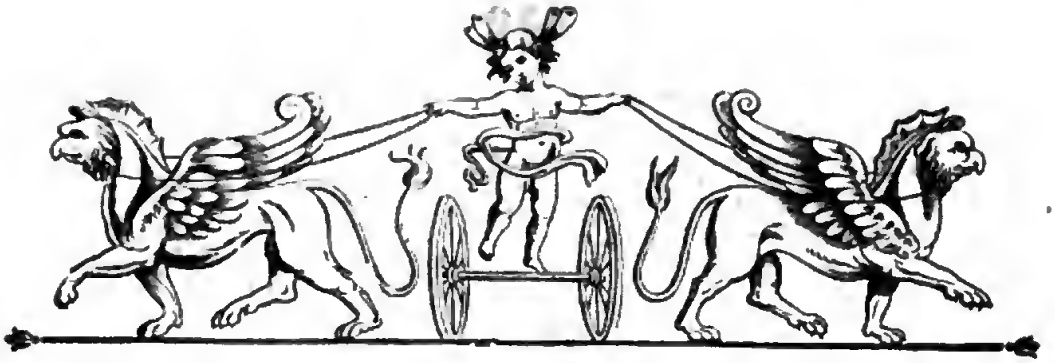
Wiese's Don Juan ras't in seiner Todesnoth:

O! O! —
Die Fenster auf! reißt mir die Kleider ab!
Ich athme Feuer!

Glauben wir nun mancherlei Mängel dieser Dichtung angedeutet, nicht auseinander gesetzt zu haben, was nur in einem eigentlich dramaturgischen Journale möglich und räthlich wäre, so müssen wir doch diese Arbeit, die nur nicht den Titel Don Juan führen sollte, ihre preiswürdigen Verdienste lassen. Das Ganze ist von einer ungemein poetischen Erregtheit beseelt, tiefe Gedankenblitze und geniale Funken knistern und knastern bald hier bald dort wie ein splendides Feuerwerk, ächt dramatische Auffassung wagt zuweilen einen kecken und originellen Sprung über die Barrièren des Herkömmlichen hinweg, Don Juan raisonnirt oft ganz vortrefflich und der feinste Humor macht in der Gestalt Leporello's, der nur etwas ungleichmäßig und zuweilen zu gelehrt gehalten ist, originelle Querstriche durch die Rechnung, welche die Altmutter Tragödie mit der Altmutter Philosophie abgekartet hat. Ganz besonders zu rühmen ist die Sprache des Dramas, nicht als ob sie vollendet und frei von Eigensinnigkeiten, Härten, selbst Provinzialismen wäre, sondern weil sie ganz aus der Eigenthümlichkeit des Dichters hervorgegangen ist, an kein Vorbild erinnert, Lebhaftigkeit, Beweglichkeit und Feuer besitzt und mannichfaltig genug ist, um den verschiedensten Empfindungszuständen sich erschöpfend anzupassen. Für die mächtige Leidenschaft, wie für Begriffsentwickelung und humoristisches Zwischengeflecht besitzt diese Sprache ihren geeigneten Ausdruck; ihre überraschendste Gluth und Zartheit hat sie jedoch für die Schilderung geschlechtlicher Liebe aufgespart. Man könnte dem Dichter in dieser Hinsicht eher ein zu großes Schweigen als Daben zum Vorwurf machen. Jedenfalls ist Wiese in seinen Dramen — ich erinnere an seinen Paulus — lichtvoller, genießbarer und gemessener als in seinen Romanen. †.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **138.** den 17. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der letzte Februar.

(Beschluß.)

Die Gesellschaft ging auseinander. Da flüsterte der Graf Auroren noch zu: „O, Geliebte, ich lebe noch, wie immer, für Dich! Ich habe nur zwei Gedanken, welche süßschmerzlich sich wunderbar verschmelzen, Du und mein Verhängniß sind es. Es ist noch nicht gelöst; noch muß ich schweigen. O, verkenne mich nicht!"

Aurora antwortete dem Räthselhaften mit einem warmen Blicke; es schien ihr unmöglich, daß der zitternde Seelenton seiner Worte einer Lüge dienen könne.

Pierk blieb in Prag. Noch wenig Wochen galt es, und das verhängnißvolle Jahr war verronnen, ohne daß er je wieder Etwas von seinem Gegner gehört hätte. — Wie die Märzlüfte auf ihren rauhen Schwingen so heilige, reizende Naturlieder wiegen, wie es sich mit ihnen geheimnißvoll regt durch die winterliche Natur, so erwachte in der Gemüthsnacht des Grafen ein leises, längst nicht mehr gekanntes Gefühl, und schien Schwingen zu entfalten und strebte mit schmeichelnder Gewalt aus der verschlossenen Brust in die Außenwelt hinaus. Es war die Hoffnung, welche er so lange und fest darin begraben hielt, daß er nicht mehr an ihre Auferstehung dachte.

Doch auf den Gräbern der Menschen blühen Blumen, warum nicht auch auf den Gräbern ihres Glücks wieder einmal! Und wenn elf Monate ohne den Todesbefehl verflossen waren, warum sollte nicht auch der zwölfte ohne ihn zu Ende gehen können, und O'Reilly seine Genugthuung nur im Bewußtsein seiner Macht gefunden haben. — Das war der Gedanke Eduard's, der aus den gespenstigen Nachtnebeln der Vergangenheit immer kühner ins Morgenroth der Zukunft hinausstrebte.

Er wollte Etwas thun und wagen in diesem dunklen süßen Drange nach Glück. Er faßte einen Entschluß; er schrieb an Auroren folgende Zeilen: „Entweder bin ich morgen todt, oder mein neu gewonnenes Leben ist auf ewig Dein! Bist Du im letzteren Falle bereit, an dem genannten Tage auch ganz mein zu werden?"

Die Antwort war ein einfaches: Ja! aus Silberfäden auf einem grünen Bande, das einen Ephruzweig umschlang. Eduard drückte es an seine Lippen und schrieb zurück: „Nimm meinen Dank. Wir sehen uns entweder nie wieder, oder ich bin, sobald die Mitternachtsglocke morgen verhallt ist, bei Dir, um nie wieder von Dir zu scheiden. Erwarte mich also. Diese Nacht ist des Opfers werth."

Er traf jetzt in aller Stille die Vorbereitungen zu seinem Vermählungsfeste, aber auch — zu seinem Leichenbegängnisse. In sich selbst rang er dabei nach jener Ruhe, welche dem männlichen Charakter bei einer solchen letzten Entscheidung für den Sarg oder das Brautbett ziemt. Er suchte sich die Wahrscheinlichkeit seines Todes an dem bevorstehenden letzten Februar, der das Machtjahr O'Reilly's beschloß, mit einem Traum oder einer Ahnung als gleichbedeutend zu denken, und endlich mit einem plötzlichen unvermeidlichen Schicksale, wie es Jeden treffen kann.



Digitized by Google

Der verhängnißvolle Tag erschien, dessen Scheideminute zugleich seine eigene aus einem elenden Dasein werden sollte, wenn ein so boshaftes Raffinement O'Relly's noch in dieser äußersten Bestimmung zu denken war, oder der Wendepunct zu einem neuen liebeseligen Leben. Er verließ während des ganzen Tages das Zimmer nicht, um dem Post- und wahrscheinlichen Todesboten nicht unnütze Gänge wegen des Empfangscheins über den Brief zu machen. Allein Niemand kam, und die letzte Februarsonne sank in reiner Schönheit endlich in ihr trübes Grab. — Werd' ich dem nächsten Morgenroth wiedersehen, das Morgenroth eines mir zugehörigen neuen Lebens!? rief er dem scheidenden Gestirn zu. Er träumte sich eine bejahende Antwort in dessen letzten Strahlen, deren Widerschein in den Purpur- und Rosenwolken ringsum, hoch oben in einem lieblichen Meergrün, verschwamm.

Mit der wachsenden Dämmerung und Nacht wuchs auch Eduard's Hoffnung. Stunde auf Stunde verrann; und auch die letzte, welche noch über Tod und Leben entscheiden konnte, war gekommen; denn es schlug elf Uhr. Er legte die geladenen Pistolen auf den Tisch und dazwischen die Uhr; auch die letzte Minute des Jahres gehörte ja noch dem Machtspruche des Gegners. Er lauschte mit verhaltenem Athem dem heranschwebenden Schicksale, während ihm die Uhr mit eintöniger Geschäftigkeit die verrinnenden Minuten vorrechnete, von denen nun jede folgende Secunde an Bedeutung zunahm. Nichts regte sich indeß; der Zeiger stand endlich auf Zwölf, zugleich begannen draußen die Schläge der Mitternachtsglocke, und mit jedem einzelnen schwoll ihm das Herz in höherer Wonne, und als der letzte verhallt war, löste er den verschlossenen glühenden Gefühlsstrom auf in einem tiefen, seligen Ach!

Jetzt stürmte er fort, zu Aurora, der mit dem Leben wiedergewonnenen Aurora, die an dem heutigen Tage noch sein eigen werden sollte für immer, nachdem sie seiner Liebe bis zum letzten, entscheidenden Augenblicke vertraut hatte. Sie empfing ihn mit einer langen, stummen Umarmung; und als Beide sich daraus aufrichteten, hing noch in einer himmlischen Minute Aug' an Auge, Seel' an Seele, bis es zu Worten, zu Fragen, zu Erklärungen kam, und Eduard nun rasch den dichten Schleier von seinem Geheimnisse, und der damit verbundenen Leidenssumme zog. Da blickte Aurora schaudernd in die ganze Tiefe der Gefahr, welche dem Geliebten nach dem grausamen Gesetze der Ehre gedroht, und die sie geahnet hatte, und als sie ihn nun gerettet wußte, löste ihr Entsetzen in jenes unaussprechliche Gefühl des Entzückens sich auf, das im plötzlichen Uebergange von einem großen Schmerz zu einer großen Freude besteht.

## 8.

Der Vermählungstag der Glücklichen brach an, und die Diener eilten die Gäste zu laden, denen die eigentliche Bedeutung des Festes erst bei der Ankunft klar ward, als Graf Pierk ihnen seine reizende Braut vorstellte. Keiner ließ sich einfallen, daß sie eben so leicht heute hätten in ein Todtenhaus treten können. Indeß auch selbst in des Grafen glänzendem Hotel, das er für diesen Tag gänzlich in Beschlag genommen, hatte bis zum Morgen Niemand die leiseste Ahnung, von welchem seltsamen Würfelspiele hier die Gegensätze von Tod und Heirath abhängig gewesen waren.

Die Nachricht von der letztern wirkte elektrisch auf die müßigen Neuigkeitsträger der Stadt, und die Medisance feierte am selben Abende ein großes Fest. Es verdroß nämlich die leisen Ohren, nicht früher Etwas von dem bevorstehenden Ereigniß vernommen zu haben, was nur bei einem mit seltener Strenge bewahrten Geheimnisse möglich war. Ein solches schien aber bei den edlen Seelen den Schluß zu rechtfertigen, daß es mit der plötzlichen Heirath eine besondere Bewandniß haben müsse, zu deren Ergründung nun meist auf Kosten der bräutlichen Ehre jeglicher Scharfsinn sich anstrengte.

Unbekümmert um giftige Zungen saß inzwischen die glückliche Aurora als Festgöttin an der Seite ihres glücklichen Eduard beim reichen Mahle, und pfeilschnell flogen die Stunden. Zu neuen sinnreichen und sinnlosen Trinksprüchen klangen die Gläser, immer voll und immer leer, als Symbole scheinbarer und wahrer Gesinnung, die weder in den engern noch weitern Lebenskreisen jemals unvermischt erscheinen. Der schwere edle Tokaier machte endlich den schäumenden leichten Rebhühneraugen von Epernai Platz; lauter, ungezügelter wurden die Trinker; manches rohe Witzwort entschlüpfte ihnen, und jagte ein höheres Roth auf die Wangen der Damen.

Da ergriff Eduard den schäumenden Pokal und flüsterte, mit der Braut anstoßend: „Aurora, Du holdes Morgenroth meines neuen Lebens, laß mir Deine Liebe nie zum Abendroth werden!"

Ein leiser Sehnsuchtsseufzer, ein zärtlicher Druck der Hand war ihre Antwort, und bald darauf entfernte sie sich unbemerkt mit der Verwandten, denn die Mitternacht war nahe. Auch der Graf benutzte den nächsten, günstigen Augenblick, wo die Trinkrunde ihre Aufmerksamkeit von ihm abzog, der harrenden Braut zu folgen.

Digitized by Google

Kaum war er aus dem Saale getreten, so nahte ihm ein Kellner mit einem schwarzgesiegelten Briefe unter der Bemerkung: „Es ist eilig, Herr Graf, wie mir gesagt wurde."

Unwillig über den Aufenthalt nahm Pieck das Schreiben, und las neben seiner Adresse noch: „Nur eigenhändig zur augenblicklichen Erbrechung zu überreichen." — Ein Gedanke fiel ihm schwer aufs Herz. „Sollte O'Relly noch — doch nein," beruhigte er sich, — „und wenn auch — es ist zu spät. Heut schreibt man den ersten März."

Er trat zu einer Lampe, erbrach und las und — wie ein Flor sank es ihm vor den Augen nieder. Der Brief enthielt Folgendes: „Heute ist der letzte, nämlich der „29. Februar, denn es ist ein Schaltjahr. Auf den letz„ten dieses Monats aber lautet ausdrücklich unser Duell„vertrag. Demgemäß fordere ich, daß sie sogleich nach „dem Empfange dieses Schreibens, welches noch vor Mit„ternacht in Ihren Händen sein wird, die von mir bis„her aufgeschobene, verwirkte Genugthuung als Mann „von Ehre an sich vollziehen. O'Relly."

Das Blatt entsank Pieck's Händen, und er starrte einen Augenblick in den düstern Gang wie ein geöffnetes Grab hinaus. Dann sagte er mit ersterbenden Tönen: „Gestern war es Schicksalssache, heute ist's des Teufels Rache! Gestern war es leicht, heute ist's schwer! Doch es muß geschehen. Es sei!"

Er nahm das Billet wieder auf, um es nicht zum Verräther werden zu lassen, und eilte die Treppe hinauf nach seinen Zimmern, wo noch von gestern die geladenen Pistolen lagen. Da öffnete sich leise eine Thür, und die Braut, ein Licht in der Hand, trat im Nachtgewande heraus, und rief sehnsuchtsvoll: „Eduard!"

„O, Gott! Aurora! Schlaf' wohl!" antwortete er in schneidenden Tönen, und stürzte fort.

„Was ist Dir? Jesus Maria!" schrie die Entsetzte ihm nacheilend, und riß, von der Ahnung ihres gräßlichen Schicksals ergriffen, kräftig die Thür an sich, welche Pieck eben schließen wollte. Sie drang mit ihm ins Zimmer und setzte bebend das Licht nieder, sah ihm in das geisterbleiche Gesicht, und sank unter einem Thränenstrome in seine Arme. — „Eduard, was ist Dir?" jammerte sie laut an seiner Brust.

„Ach, erschwere mir nicht den traurigen Zustand!" bat er, sie sanft abwehrend. „Mir ist so seltsam, ich bin krank, recht krank. Geh nur ins Schlafzimmer; ich komme sogleich nach. Ich will nur ein Mittel zu mir nehmen, das gegen jedes Uebel hilft."

„Nein, so entgehst Du mir nicht!" betheuerte sie, ihn noch fester umschlingend. „Auf Dir lastet Ungeheures, und mehr als gestern fürcht' ich, Dich nicht mehr wiederzusehen! — Ha, was ist das!" schrie sie, den ihm eben entfallenen Brief aufhebend. „Gewiß die Räthselslösung."

Eduard suchte ihr das Papier zu entreißen, doch vergebens. Sie trat ans Licht und überflog es mit flammenden Blicken.

„O, ihr Mächte des Himmels, das ist entsetzlich!" rief sie vernichtet und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Ja, Du heißgeliebtes Weib," sprach er wie im leisen Selbstvorwurfe, „das war der fürchterliche Moment, der Dir erspart werden sollte, und der den zu frühen Traum des Glücks jetzt grausam an uns rächt. Doch geh, mein Leben, geh! Leb' wohl! Mach' mich nicht weich, nicht schwerer mir das Scheiden durch Deine süßen Lebensreize, an denen der dem Tode Verfallene keinen Antheil mehr hat."

Da warf Aurora sich vor ihm nieder, umfaßte seine Kniee, und flehte mit den Seelentönen der höchsten Angst und Liebe: „Eduard, höre mich, ich beschwöre Dich: Opfere nicht Dein Leben dem Phantome Deiner Ehre! Du bist Deinem Weibe die Hülfe der Liebe, Deiner lichtern Zeit die Hülfe der Vernunft als Beispiel schuldig gegen diesen sinnlosen Ueberrest barbarischer Ehrengesetze. Ermanne Dich, sei jetzt wahrhaft stark unter dem Schilde der Vernunft, nachdem Du ein Jahr lang, schwach genug, die Brust der eigenen Kugel bereit gehalten, und somit das Bewußtsein hast, der blutigen Thorheit ihr elendes Recht gegönnt zu haben. Laß uns Ungarn verlassen. Es wird ja wohl ein Land geben, wohin O'Relly nicht dringt; und wär' es, nun so mag er Dich meuchelmorden, oder von bezahlten Dolchen es geschehen lassen; nicht aber verlangen, daß Du die Hand an Dich selbst legst, dieselbe Hand, welche ich heute zum Lebensbunde empfing. Oder wird es Dir leichter, an mir als an O'Relly wortbrüchig zu werden?"

„O, quäle mich nicht!" bat er, indem er sie aufzuheben suchte. „Verlaß die erniedrigende Stellung einer Büßerin — "

„Es ist die Stellung einer Bittenden, Deiner um Dein eigenes Leben heiß flehenden Aurora, welche Dein Tod so elend machen würde. Erbarme Dich ihrer!"

„Umsonst, Du einziges Weib, sind Deine Bitten wie Deine Gründe," schrie er in namenloser Qual. „Die Ehre kann mich nicht länger tragen, wenn ich mein Wort nicht löse. Schon sollte es geschehen sein!" Er riß die Uhr heraus. „Bei Gott, nur fünf Minuten noch hab' ich mit Ehren Zeit dazu. — Geh, geh, oder Du mußt erleben, daß mein Blut über Dich hinwegströmt." — Er drängte sie hinweg und griff nach den Pistolen.

„So durchschieße mich zuerst!" rief sie, entschlossen den schönen Busen entblößend.

„Nein, Du mußt leben, reizendes Götterbild, Du mußt!" sprach er in ihrem Anschauen verloren.

„Ich will nicht leben ohne Dich; jetzt nicht mehr!" — Mit diesen Worten rang sie ihm gewandt das eine Pistol aus der Hand.

Digitized by Google

„Nun denn, thue was Du willst, ich aber kann nicht anders! So laß mich wenigstens in Deinen Armen sterben!" — Er wandte sich ab, um der Kugel einen sichern Lauf durchs Herz zu geben; da warf Aurora ihre Waffe weg, und fiel mit der Stärke der Verzweiflung ihm in den Arm, ihm die seinige zu entreißen.

Männertritte stürmten jetzt gegen das Zimmer, und eine halb erstickte Stimme rief: „Halt, halten Sie ein! Schießen Sie nicht, um der Heiligen willen!"

Doch im selben Augenblicke geschah Pirck's Schuß, und mit seinem Blute entfloh sein Leben, während Aurora vernichtet über ihn hinsank. Unter einem Schrei des Entsetzens drang eben ein Mann herein, und als der Pulverdampf sich theilte, erkannte der sterbende Graf in ihm Bastiani.

„Laßt ihn nicht sterben, ihr Heiligen!" rief der Zerknirschte, zu Pirck's Füßen stürzend. „Nicht in Ihr edles Herz, in das meine schuldbewußte gehörte Ihre Kugel. Erfahren Sie: die Würfel, mit denen O'Reilly Macht über Ihr Leben gewann, waren falsch, ohne daß er es wußte!"

„Entsetzlich!" rief Aurora. Bastiani aber fuhr fort: „Ich dagegen legte sie wohlbewußt zu dem entscheidenden Wurf in seine Hand, nachdem er mir das Versprechen gegeben, Sie für die nächste Zeit zu schonen, und während derselben hoffte ich als Preis meiner Vermittelung einen Theil Ihres Vermögens von Ihnen zu ziehen. In der Sicherheit, daß nicht ohne mein Wissen der Todesbefehl an Sie gelangen konnte, überließ ich Sie Ihrer Unsicherheit. Als ich aber erfuhr, daß Sie der Unbekannte waren, der mich in Teicst so reich unterstützte, der endlich im vorigen Jahre in den Karpaten mein Leben selbst aus den Wolfsklauen rettete, daß Sie überall mir Gutes thaten, wo ich Böses wollte — da ging mir das böse Herz auf in reuevoller Dankbarkeit. Ich wollte wieder gut machen, was ich verbrach; ich eilte nach Schlesien zu O'Reilly, ihm Alles zu entdecken; allein ich fand ihn so versöhnlich gestimmt, daß ich nichts mehr für Ihr Leben fürchtete, und somit mir das schmähliche Schuldgeständniß ersparte."

„Und dennoch hat er seine Macht mit so viel überlegter Bosheit in dieser letzten Februarsnacht noch gekrönt, daß er mir die Todeskugel im Momente meines höchsten Glücks in die Hand zwang!" sprach der matter werdende Graf, den Schmerzensblick auf Aurora heftend.

„Ein fürchterlicher Traum, worin ihm sein Vater erschien und den von dem Ihrigen erlittenen Schimpf erzählte, schien ihm eine Mahnung zur Rache, welche er noch in seiner Gewalt hatte," antwortete der Marchese. „Die alte Schlange war ihm wieder in der Brust erwacht und stachelte ihn rastlos zu der That, für deren Nacht er sein Leben einsetzte. Da schrieb er Ihnen den Todesbefehl. Wenige Stunden darauf führte Ihr guter Engel mich zu ihm; ich erfuhr das Entsetzliche, erklärte ihm mit drei Worten die Unrechtmäßigkeit seines Spiels durch meinen Betrug, und drang ihm einen schriftlichen Widerruf seines Briefes ab. Dann rannte ich nach dem Stalle, riß das nächste Roß heraus, und — ritt, getrieben von Todesangst, unaufhaltsam her nach Ungarn, um jeden Preis das Aergste zu verhüten."

„Zu spät! die Schicksalsmächte wollen ihr Opfer haben," lispelte der Graf, und schloß die Augen für immer.

---

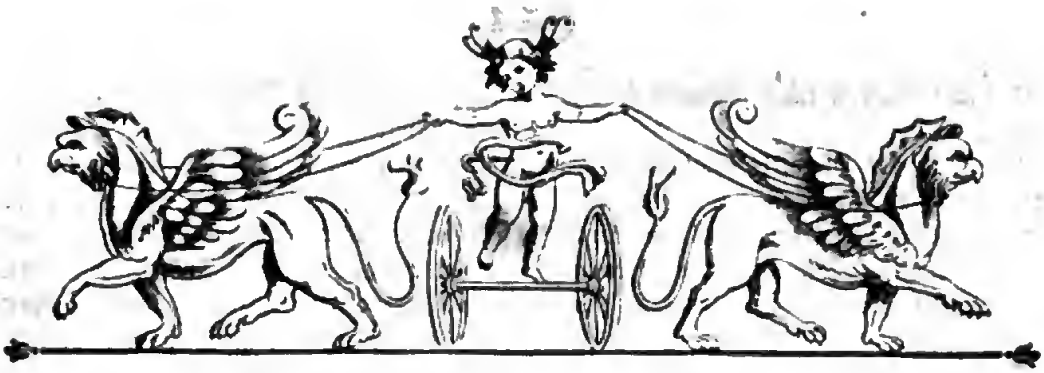
## Notiz.

[Julius Schramm's dramatische Vorlesungen.]

Den als darstellenden Künstler und Vorleser ehrenvoll bekannten Julius Schramm hörte das gebildete Publikum Leipzigs im kleinen Saale der Buchhändlerbörse zwei Mal, das erste Mal den Shakspeare'schen Julius Cäsar, das zweite Mal Immermann's Tullifäntchen und einen humoristischen Schnickschnack von Saphir vorlesen. Ein klingendes biegsames Organ, mitfühlende Regsamkeit, Wärme und Lebendigkeit der Auffassung und ein inniges Eingehen in die Intentionen und Nüancen der Dichtungen, zeichnen Hrn. Schramm vortheilhaft aus. Von dem Vorleser eines Dramas ist, wie sich von selbst versteht, nicht zu verlangen, was ein ganzer Verein darstellender Kräfte zu leisten vermag, wenn schon der Genuß bei einem guten einsichtsvollen Vortrage, dem man mit Vergnügen folgt, kaum geringer, vielleicht sogar zusammengehaltener und ungestörter ist, als bei einer Bühnendarstellung. Hier theilen Costüme, Prachtaufzüge, Gruppen, Prospecte nur zu oft die Aufmerksamkeit, und abgerichtete Statisten und Choristen versetzen die Zuschauer plötzlich aus der reinen Aetherregion der Dichtung in eine Menagerie von plärrenden Papageien. Dies ist bei den Vorlesungen des Herrn Schramm um so weniger der Fall, da gerade die sorgsame Ausführung der kleineren Rollen als ein Hauptvorzug der Schramm'schen Vortragsweise erscheint. Wir machen besonders auf die kleine Partie des Ligarius im Julius Cäsar aufmerksam, welche vielleicht Vielen entgangen ist. Schramm las sie mit der etwas keuchenden mühsamen Stimme eines Kranken, welchem die Fieberhitze auf den Wangen und der Enthusiasmus für eine große That im Herzen glüht. Tullifäntchen, das keck phantastische, humoristische, mit glücklicher Satyre gewürzte Mährchengedicht Immermann's war, wie Schramm es vortrug, für den Vorleser eine belohnende Aufgabe, zu gleicher Zeit ein Verdienst, indem er so das wenig bekannte Gedicht auf die angenehmste Weise zur Kenntniß eines größeren Kreises brachte. Schade, daß kein Engländer das Gedicht geschrieben — wir würden dann bereits drei oder vier und mehr Uebersetzungen davon, selbst mit Illustrationen, haben! Möge übrigens Herr Schramm sein Verdienst sich mehren lassen und das indifferente deutsche Publikum noch mit andern, wenig verbreiteten Dichtungen der Neuzeit in seinen Vorlesungen bekannt machen. An Vorrath und Auswahl kann es nicht fehlen. Schramm las das Immermann'sche Mährchen mit höchst ergiebigem Humor und wurde auch den zarteren Stellen gerecht. Shakspeare's „Was Ihr wollt," seine heutige Vorlesung, hat in Schramm's Vortrage bereits in Berlin und Breslau großes Interesse erregt und namentlich die preußische Staatszeitung darüber sehr anerkennend berichtet. †.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 139. — den 19. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

Historische Novelle.

### 1.

Heinrich I. war nur wegen seiner Verbindung mit einer sächsischen Prinzessin, der Nichte Edgar Atheling's, die ihren sächsischen Namen Edita gegen den normännischen Mathilde vertauscht hatte, von den englischen Unterthanen auf dem Throne geduldet worden. Durch ihr stolzes Benehmen hatte seine Gemahlin jedoch die Liebe der sächsischen Unterthanen verscherzt, während die normännischen sie als eine abtrünnige Nonne geringschätzten; dessen ungeachtet ward durch ihren Einfluß der Friede erhalten, und man konnte hoffen, daß ihrem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, die vereinte Oberherrschaft der Sachsen und Normannen nicht streitig gemacht werden würde.

Doch gab es auch unter den Engländern viele, welche dieser gotteslästerlichen Heirath üble Folgen prophezeihten; andere meinten, daß, so lange Edgar Atheling noch in der Normandie in Verbannung lebe, seine Nichte keine Ansprüche auf den englischen Thron habe; während noch andere von der Feindseligkeit des Prinzen Wilhelm mit seiner Mutter sprachen; er, der von normännischen Hofmeistern erzogen worden, hatte geäußert: „Er wolle seine englischen Unterthanen wie Ochsen in den Pflug spannen, da sie verdienten, die Lastthiere der Normannen zu sein."

Die bösen Absichten des Thronerben wurden jedoch durch jene unglückliche Katastrophe vereitelt, welche, wie die Geschichte berichtet, nicht nur den Palast des Königs, sondern auch alle normännischen Wohnungen mit Trauer erfüllte. Als König Heinrich sich mit seinem Hofe von Harfleur nach England einschiffte, nachdem er im Herzogthume der Normandie den Frieden hergestellt hatte, segelte das Schiff blanche Nef, mit 150 tapfern Ruderern, den zwei Söhnen, der Tochter und dem Neffen des Königs von England, um Mitternacht, am heiligen Katharinen-Abend aus dem Hafen und scheiterte bei ruhigem Meere, ohne sichtbare Veranlassung, an einem Felsen, der damals unter dem Namen Ras de Catte bekannt war.

Das Geschrei der Scheiternden drang selbst bis zum Schiff des Königs, doch Heinrich war so wenig auf das Unglück gefaßt, daß er nicht an den Untergang des Schiffes glauben wollte, und erst als der einzige dem Tode Entronnene berichtete, daß Prinz William, nachdem er glücklich dem Schiffswrack entkommen, zurückgekehrt, um eine Lieblingstochter seines Vaters an Bord zu nehmen und untergegangen sei, weil mehrere seiner Gefährten in das Boot gesprungen, erst dann konnte Heinrich sich von seinem Unglück überzeugen.

Von dieser Stunde an, bis zu seinem Tode, hatte man den traurigen König nie mehr lächeln sehen; er sah in der harten Fügung der Vorsehung eine Strafe für seine Grausamkeit gegen den Bruder und begann



Digitized by Google

zu befürchten, daß sein Geschlecht nicht bestimmt sei, in England zu regieren.

„Ich habe den Zoen des Himmels nicht versöhnen können," sagte der König zu sich selbst, „wenn auch die reiche Stiftung der Reading Abtei den Groll der Kirche besänftigte, und das Geschlecht Wilhelm's des Normannen ist verflucht. Es steht geschrieben: La race de l'enfant bâtard périra."

Der kluge Erzbischof Anselmus rieth indeß, statt des unnützen Klagens, die Thronfolge der Tochter, der jugendlichen Witwe des Kaisers Heinrich von Deutschland zuzuwenden, und die Kaiserin Mathilde, in der Landessprache Maud genannt, ward eingeladen und mit königlicher Pracht in Windsor empfangen, um als wahrscheinliche Erbin der Krone den Eid der Treue der englischen Barone anzunehmen.

Man hätte meinen sollen, der Stolz einer kriegerischen Nation müsse sich gegen eine weibliche Herrscherin aufgelehnt haben, zu jener Zeit, wo jeder Fuß in dem Steigbügel, jede Hand am Schwert sein mußte. Doch Mitleid sprach für König Heinrich. Es war nicht an der Zeit, die Wünsche des Trauernden zu vereiteln, und die Schönheit und Jugend der kaiserlichen Witwe wirkte Wunder zu ihren Gunsten bei der ritterlichen Jugend des Königreichs, während einige des höheren Adels sich schmeichelten, vom König mit ihrer Hand geehrt zu werden. Andere huldigten der Kaiserin als einzigen Repräsentantin ihrer sächsischen Mutter, welche auf dem Grabstein zu Winchester als „Matildis regina ab Anglis vocata Mild, die gute Königin ꝛc." bezeichnet ist, während eine nicht geringe Anzahl sich im Stillen vornahm, den Eid der Treue zu lösen, im Fall der junge Carl von Blois, der Sohn von Adela, der Schwester des Eroberers, zu einem zweiten Einfalle überredet werden könnte.

Die Kaiserin kümmerte sich indeß wenig um die geheimen Absichten ihrer Unterthanen, sondern freute sich des Lebens, der Jugend und Schönheit und des Glücks. Sie war noch zu jung und schön, um ehrgeizig zu sein, und verbrachte ihre Tage in den Freuden des Hofes. Sie war als junges, unerfahrenes Mädchen dem ernsten Westminster-Palast, mit seinen Gelehrten und ehrgeizigen Priestern entrückt, und an den heitern kaiserlichen Hof, mit dem ritterlichen Wesen, der Wappenpracht, den fröhlichen Turnieren und schönen Künsten der Poesie und des Gesanges versetzt worden; sie hatte die tapfern, zierlichen Ritter von Brabant und Sachsen kennen gelernt, ehe sie die eisernen Barone Britanniens wiedersah, und obgleich sie bereit war, sich von dem Hofe ihres Vaters verehren zu lassen, die Knie der Männer, die Augen der Frauen sich vor ihr senken zu sehen, so war sie doch entschlossen, weder den wilden englischen Thanen, des Vaters rebellischen Unterthanen, noch den rohen normännischen Baronen, der Mutter wilden Feinden, irgend eine Gewalt über ihr Herz einzuräumen. Sie wollte eine Königin sein, sie wollte die Einkünfte der Krone beziehen, mit den Freiheiten des Volkes spielen, die Unverschämtheit der Barone hemmen, die Freuden ihres Geschlechtes genießen, ohne dessen Schwächen ihren Tribut zu entrichten. Die Liebe schien ihr nicht ins Departement der Königswürde zu gehören, Kanzler und Erzbischöfe sollten ihr Gewissen und ihre unsterbliche Seele pflegen, ihr Herz wollte aber die junge Königin selbst verwalten.

Es dauerte nicht lange, so wurde dieser Vorsatz auf die Probe gestellt. Während der Spiele und der Turniere, womit die Bestätigung der Thronfolge der weiblichen Linie gefeiert wurde, ward die Kaiserin mehr als einmal genöthigt, die Siegespalme einem gewissen Sir Kenelm Cercil, dem einzigen Sohn des sächsischen Grafen Waltheam, zu verleihen, einem Jüngling, dessen Vorzüge alle tapfern Normannen am Hofe in den Schatten stellte.

Sir Kenrie war auch als die Blume der englischen Ritterschaft anerkannt, und als am Schluß des Tages die junge Kaiserin ihn mit der goldenen, mit eigener Hand gestickten, mit ihren Farben durchwirkten Schärpe bekleidete, sah man die Ritter Harcourt, Montaigne, Alyottes, Montemare, Roels und die Schaar Ehrenposten bekleidender fremder Abenteurer ärgerlich und beschämt, von dem Eingeborenen eines uncivilisirten Landes übertroffen zu sein. Es war aber ihre eigene Schuld, denn sie hatten in ihrem Stolz, zu Ehren Mathildens, England herausgefordert, sonst würde ja der Sohn eines sächsischen Thans es nicht gewagt haben, die Waffen in den Schranken des königlichen Palastes von Windsor zu führen; und ihre Beschämung ward noch mehr gesteigert, als sie auch in dem, auf dieses ritterliche Schauspiel folgenden Bankett und Ball Sir Kenric von der künftigen Königin und den edlen Damen ihres Gefolges ausgezeichnet sahen.

Als der König Heinrich den Rath der Barone in der großen Halle des Schlosses entließ, entzog er sich den Festen, an einem Ort, wo ein Jahr vorher der junge, schöne Sohn den Preis des Turniers davon getragen hatte, und die jugendliche Kaiserin war also die

Digitized by Google

einzige Inhaberin des Thrones, doch fand man es nicht unpassend, daß sie sich an der Hand des Grafen Devon, Hereford, des jungen Geoffrey, Fulk's Sohn, und Earl von Anjou in den Tanz mischte, und Maud, welche alle Talente des fremden Ländes mit den blonden Locken, den schönen Farben und dem bescheidenen Wesen des eigenen vereinte, tanzte so schön an der Seite dieser ausgezeichneten Ritter, daß selbst Lady Godfreda von Yprés, die Freundin ihrer verstorbenen Mutter, die von König Heinrich wegen ihres Rufs von Tugend und Klugheit, als Oberhofmeisterin der Tochter angestellt war, nichts am Betragen ihrer Pflegebefohlenen aussetzen konnte.

Die normännischen Herren fanden indeß sehr viel daran auszusetzen, als mit Einwilligung der Lady Godfreda, wie es schien, die Majestät noch einmal von dem Throne in den Tanzsaal herabstieg, und zwar an der Hand jenes Sir Kenele von Waltheam, und ein ungewöhnliches Murren erhob sich im Saal, welches nur mühsam zum Schweigen gebracht wurde.

Es hatte jedoch Mathildens Ohr erreicht, und zum ersten Male erwachte bei dieser Anmaßung ihrer Vasallen der Mutter stolzer Geist in ihr. Statt sich von der Mißbilligung des Hofes abschrecken zu lassen, verdoppelte die Kaiserin ihre Gunstbezeigungen gegen den edlen Sachsen, den sie mit ihrer Hand beehrt hatte; die andern Tänzer hatte sie kaum ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt, mit Sir Kenric begann sie aber ein heiteres Gespräch. Der junge Ritter war seit Kurzem von Regensburg zurückgekehrt, wo die Kaiserin einen guten Eindruck hinterlassen hatte, und Mathilde lauschte den Antworten auf ihre Fragen nach den nur ungern zurückgelassenen Freunden mit funkelnden Augen und wechselnden Farben, so daß Lady Godfreda, in der Furcht, ihre Pflegebefohlene möchte also zu falscher Auslegung Veranlassung geben, durch eine sanfte Erinnerung die Kaiserin warnen zu müssen glaubte, und das Gespräch mit dem englischen Ritter zu unterbrechen versuchte.

Mathilde war aber ein Weib, sie war Kaiserin gewesen, sollte einst Königin sein; wie konnte sie sich den pedantischen Grundsätzen einer alten Frau fügen, die Liebe und Freuden schon lange hinter sich hatte. Laut, in französischer Sprache, ertheilte Maud dem Ritter Sir Kenric von Waltheam den Befehl, sich am nächsten Morgen in ihren Gemächern im östlichen Thurme des Windsorpalastes einzufinden.

Der junge Ritter verbeugte sich schweigend und ehrfurchtsvoll, und neues Murren wollte sich erheben, als Mathilde durch einen strengen Blick den Unzufriedenen Schweigen gebot. Kein Wort, kein Blick wagte dem glücklichen Ritter zu folgen, der die Worte der Kaiserin als ein Zeichen seiner Entlassung angenommen hatte und sich zurückzog.

Die schöne Tochter des Königs träumte aber von der edlen Gestalt, den ausdrucksvollen Zügen und der süßen Stimme des jungen Sachsen, der alle Mitbewerber um ihre Gunst verdunkelt hatte, während die unzufriedenen Barone nicht weniger aufgereizt waren durch die Befürchtung, einen englischen Unterthan den Thron Englands besteigen zu sehen, und ihre Kniee vor Demjenigen beugen zu müssen, der, zufolge des herrschenden Gesetzes und der Rechte des Eroberers, als ihnen untergeordnet galt.

Ihre Befürchtungen waren indeß vorellig, und kein Sir Kenric erschien, um der königlichen Dame zu huldigen; umsonst wunderte Mathilde sich über das Ausbleiben ihres Schützlings, umsonst sandte sie Edelfräulein und Ehrendamen aus, um über den jungen Ritter mit der bunten Schärpe Erkundigungen einzuziehen; er ward nicht wieder im Windsorpalast gesehen. Entweder hatte die kluge Godfreda dem König Mißtrauen eingeflößt und seine Verbannung veranlaßt, oder sein kaltes englisches Blut war unempfänglich für die ihm erwiesene Gunst.

Wenn indeß der König den jungen Mann, der einen Eindruck auf die Kaiserin gemacht hatte, und den die Politik vom Throne entfernt halten mußte, wirklich verbannt hatte, so zeigte dieser Schritt von geringer Kenntniß des menschlichen Herzens, denn Mathilde, welche vielleicht bei näherer Bekanntschaft den Ritter kaum liebenswürdig gefunden hätte, gedachte jetzt, wo sie ihn mit Gewalt von sich entfernt meinte, seiner mit Bewunderung. Jedes seiner Worte ward in ihr Gedächtniß zurückgerufen, und sie meinte einen Freund verloren zu haben an dem jungen Mann, der ihre Farben so ritterlich gewonnen, so anmuthig getragen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Wien, 7. Juli.

[Theater; Bankiers und Feldmarschälle; Volkswitze.]

Die italienische Oper hat uns mit Ende Juni verlassen, und diese Stagione nicht soviel Beifall gefunden als in früheren Jahren. Von den gegebenen Opern waren die guten bereits gekannt und von den neuen gefiel nur der Bravo. Fausta und Tempiacio mißfielen gänzlich. Die

Schoberlechner hat ihre Stimme verloren, und auf die Höhe tragischer Sängerinnen können sich die Taddolini und Poggi nicht erheben. Diesmal waren die Männer im Vorzug; ich brauche Ihnen nur die Namen Donzelli und Moriani zu nennen. Die gegebenen Ballete fielen sämmtlich durch; daran ist allein der Balletmeister Vestris schuld, dessen Unfähigkeit die Direction bereits aus seinen früheren Compositionen hätte beurtheilen können, die sämmtlich, bis auf den Frauenaufruhr, sich nie über die Mittelmäßigkeit erhoben haben. —

Dies beweist, daß man Vestris heißen und doch kein Vestris sein kann. Ein tüchtiger Balletmeister aus Paris thäte uns vor Allem Noth, der, bei dem sehr beauchbaren Balletcorps, der Direction gewiß reichen Nutzen und dem Publikum großes Vergnügen verschaffen würde.

Gestern ist Dem. Evers aus Stuttgaet als Donna Anna im Don Juan, in der deutschen Oper, aufgetreten. Sie ist von angenehmem Aeußern und besitzt eine klangvolle Stimme. Ausbildung fehlt noch. — Das Burgtheatee ist diesen Monat geschlossen. Von der Direction des Hrn. v. Holdein läßt sich noch nicht Vieles sagen. Es scheint, daß derselbe sehr umsichtig zu Werke geht und das hiesige Terrain erst gehörig kennen lernen will.

Die Vorstadttheater schleppen sich mühsam fort. Karl hat sich mit Guerea associrt nnd gibt große Spectakelstücke mit Pferden. In der Leopoldstadt ist immer leeres Haus. Etwas besser geht es in der Josephstadt.

Vor einigen Tagen starb hier im hohen Alter der Graf Stephan Zichy, ein leutseliger ungarischer Cavalier, der mit seinem großen Vermögen auf das Gastfreundschaftlichste lebte. Ein großer Verlust für Wien, denn die Gastfreundschaft nnd die Geselligkeit nimmt hier von Jahr zu Jahr ab, und es werden bald nur die Häuser von Bankiers und reichen Juden den Fremden offen stehen, die, versteht sich, diejenigen Reisenden am besten empfangen, die mit inhaltsschweren Wechseln kommen. — Das neue Anlehen à 5 pCt. von 50 Millionen ist zu sehr vortheilhaften Bedingungen für die vier bekannten Bankierhäuser abgeschlossen worden. Warum man hier nicht, wie in London und Paris, dergleichen Staatsanleihen öffentlich durch Subscription dem Mindestfordernden überläßt, diese Frage wird sich ein jeder selbst beantworten, der die hiesige Büreaukratie kennt, ich kann Ihnen aber hierüber Nichts schriftlich mittheilen.

Man spricht im Publikum von Ernennung von vier neuen Feldmarschällen. Sie brauchen sich deswegen nicht auf einen auszubrechenden Krieg gefaßt zu machen, denn diese Herren sind so friedfertiger Natur, daß sie gewiß selbst in größter Verzweiflung darüber wären. Es ist dies nur ein kaiserlicher Gnadenerguß über alte Herren, die à force de vivre zu diesem hohen Posten gelangen.

Was die Wiener jetzt am meisten beschäftigt, ist die Raaber Eisenbahn, die von Wien bis Neustadt bereits dem Publikum eröffnet ist. Die Wiener benutzen diese Bahn sehr fleißig zu ihren Spazierfahrten nach Baden. Man hofft, daß eine Ausdehnung bis Triest zu Stande kommen wird. Die uesprüngliche Bestimmung nach Raab dürfte sich aber nicht rentabel zeigen. Ueberhaupt ist man bei dem Anlegen von Eisenbahnen hier zu Lande etwas zu hitzig darein gegangen. Mögen sich die deutschen Eisenbahngesellschaften etwas besonnener zeigen und die hiesigen Erfahrungen benutzen.

Wir haben einen viel zu unbedeutenden Handel, als daß sich eine Eisenbahn als nützlich herausstellen würde. Was uns Noth thut, sind gute Landstraßen und gute Vicinalstraßen, woran hier in Oesterreich und in Ungarn ein gänzlicher Mangel ist. Eisenbahnen rentiren hier zu Lande nicht, sie sind zu kostspielig, das beweist am besten dee jetzige Cours der Bahnactien, die um 20 pro Cent seit ihrer Anlage gefallen sind. Noch muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß seit Anlage der Eisenbahnen alle Lebensmittel, Holz und Wohnungen, hier in Wien um ein Drittel im Preise gestiegen sind. Ein Hauptmotiv zur Anlegung der Bahnen war bekanntlich die Vorspiegelung, daß durch dieselben alle Lebensbedürfnisse um einen Spottpreis zu haben sein werden!! Doch genug hiervon, zum Schluß theile ich ihnen noch einige Volkswitze mit.

Die Wiener sagten von dem bekannten Baron Sina, dem Erbauer der Raaber Eisenbahn, bei deren Eröffnung: Jetzt hätten sie einmal einen schönen Zug von ihm gesehen. — Das alte Schottenthor wurde durch das k. k. Genieamt auf so ungeschickte Art erweitert, daß der beschränkte Raum, statt zu zwei oder drei geräumigen Oeffnungen benutzt zu werden, in fünf enge Thore abgetheilt wurde; die Wiener nennen dieses Thor daher das Thor zu den fünf Thorheiten. — Drei sehr bekannte, galante Damen von Wien haben beschlossen, eine Badereise zusammen zu machen; die Wiener sagen: das liederliche Kleeblatt ist auf Reisen gegangen.

Dr. Faust.

---

## Notiz.

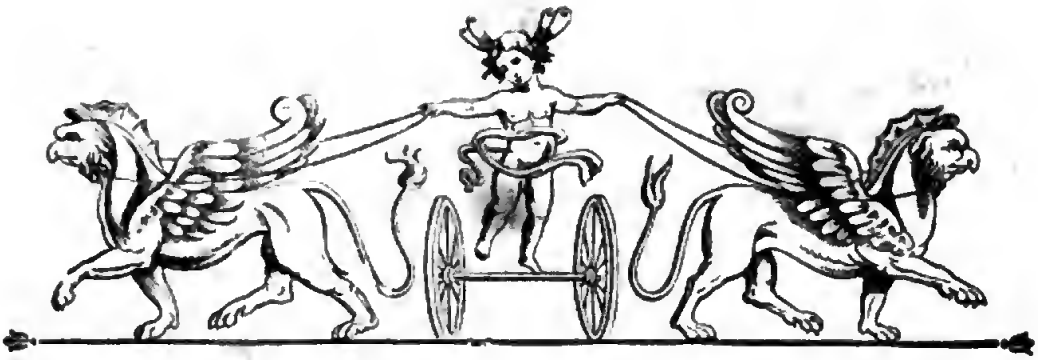
[Slavomanie in Rußland.]

Die Theilnahme Rußlands an jeder Nationalitätsregung in halbslavischen Ländern soll sehr lebendig, wenn auch nicht harmlos sein. Petersburger Journale übersetzen um die Wette aus dem Böhmischen, Wendischen, Illyrischen und nehmen jeden Hauch von Slavenpatriotismus, als wär's ein Stoßgebet für Rußland, mit dankendem Beifall auf; Schlesien wird bereits unter die slavischen Länder gerechnet; in Mecklenburg und Altenburg hat man sogar Spuren altrussischer Cultur entdeckt. Auch der Streit zwischen den Slavo- und Magyaromanen in Ungarn beschäftigt die petersburger Völkerfreunde sehr. Und überall sieht man den Rubel auf Reisen. Rußland hat eine sehr glühende Einbildungskraft; so glaubt es auch, slavisch heiße an und für sich schon so viel wie russisch, was indessen ein schweeer Irrthum sein könnte. In der Hitze der Begeisterung für die Selbständigkeit jedes einzelnen slavischen Volkes hat man übrigens Polen ganz übersehen. So geht es, man liebt und schätzt am wenigsten, was man schon hat.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 140. — den 20. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Fortsetzung.)

Umsonst machte Lady Godfreda Vorstellungen gegen diese unklugen Nachforschungen und Besorgnisse; die junge Kaiserin äußerte mit mehr Muth als Klugheit, daß, wenn sie von des Vaters Einmischung in diese Angelegenheit Gewißheit erhielte, sie nicht länger im Windsorpalast sich tyranniſiren und ausspioniren lassen, sondern lieber nach Deutschland zurückkehren wollte, um von ihrem Witthum mit der ihr zusagenden Gesellschaft zu leben.

„Möchten doch Ew. Majestät bedenken," sagte die kluge Lady Godfreda, „daß das schöne, fruchtbare Eiland, das Sie einst beherrschen sollen, wohl des Opfers eines Anbeters werth ist, und nicht die Herzen Ihrer Unterthanen durch solche Aeußerungen verscherzen. Alle Peinzessinnen des Christenthums könnten sich darüber wundern, daß die Witwe eines deutschen Kaisers trauert, weil ein schöner Abenteurer ihre gnädige Einladung verschmäht hat. Er kann verheirathet oder verlobt sein, und seine Dame mag es nicht gern sehen, wenn er allzuoft in die Nähe einer Fürstin kommt, zu deren Wohl eine vernünftige Heirath so wünschenswerth ist."

„Sir Kenrie ist weder vermählt noch verlobt," antwortete die Prinzessin, „so viel habe ich über ihn vernommen, und sollte ich hören, daß ihm meinetwegen Uebles widerfahren, so gebe ich mein Wort, daß ich die Sache des Unschuldigen zu der meinigen machen werde."

In der Besorgniß, daß Sir Kenrie für die Auszeichnung, die sie ihm hatte zukommen lassen, vielleicht schwer büßen müsse, wendete sich die junge Kaiserin an ihren Halbbruder, einen illegitimen Sohn des Königs, der kürzlich eine reiche Braut und den Titel des Herzogs von Glouceſter erhalten hatte, und des Königs Vertrauen besaß, um Erkundigung nach dem Grunde der Entfernung des Ritters Kenrie von Ceoreil einzuziehen. Dieser bat aber die schöne Schwester, nicht weiter nachzuforschen, da soich warmes Interesse ihr nur den Haß des Königs zuziehen könne; das Schicksal ihres Onkels Robert möchte ihr als Beweis dienen, wie der König alle Hindernisse in seine Plänen bei Seite zu schaffen verstehe.

Mitten in ihren Besorgnissen um denjenigen, der ihr nach einem kurzen Zusammensein so theuer geworden, äußerte König Heinrich die Absicht, sich nach der Normandie zu begeben, um auch seinen dortigen Vasallen den Unterthaneneid für seine Tochter abzunehmen, und Mathilde, welche wegen ihrer frühern Heirath und langen Aufenthalts in Deutschland, noch nie ihren Vater auf solche Ausflüge hatte begleiten können, freute sich auf die Wiege ihrer berühmten Ahnen, auf das Schloß von Rollo, dem Gründer ihrer Linie, auf die frühere Wohnung ihres Großvaters, des Eroberers, die sonnigen Wiesen der Seine, die prächtigen Kirchen und die fürstlichen Schlösser von Caen und Rouen.



Digitized by Google

Mit der ihrem Geschlechte so eigenen Elastieität dachte sie bald nicht mehr des jungen Ritters, und obgleich Jedermann der Meinung war, daß Sir Kenrie aus der Wohnung des Earl von Waltheam entführt sei, und Jeder den reichbegabten Jüngling, der entweder durch Gewalt oder List zu Schaden gebracht war, beklagte, so schiffte sich doch Mathilde in der prächtigen Galeere ein, ohne den Vater um Nachforschung und Bestrafung der Gewaltthätigkeit zu bitten.

Wie froh war die junge Kaiserin, als nach einer tagelangen Fahrt die weißen Klippen von Fécamp sichtbar wurden. Ihr Leben war eine Reihe von Triumphen gewesen; sie hatte sich an Pracht und Feste gewöhnt, bis ihr Herz durch die Atmosphäre der geräuschvollen Freuden verstummt war. Die Klagen des Unterdrückten, die Leiden des Armen waren vergessen, als ihr feuriges Auge auf den leuchtenden Juwelen, prachtvollen Seidenzeugen und wehenden Federn ruhte, und wenn sie den Vorsitz führte über die Schranken, den Meistersängern und dem Becherklirren der prächtigen Gastmähler lauschte, gab es für Mathilden nichts mehr in der ganzen Welt.

Es war ihr indeß eine trübe Erfahrung zugedacht. Die sächsische Verwandtschaft, welche ihr die englischen Unterthanen gewann, erzeugte unter König Heinrich's normännischen Lehnsleuten Vorurtheile gegen sie. Verwegene Barone des Herzogthums schwuren, lieber unter dem Scepter Robert des Teufels zu seufzen, als sich einem Weiberregimente zu unterwerfen, und gegen alle Erwartung ward ihre Schönheit, anstatt in dem so civilisieten Lande ihr die Herzen zu gewinnen, ein Grund des Tadels für sie.

„Dieses Weib," riefen die reichen Barone von Tancarville, Eu und Harcourt, „denkt nur an Tanzen, Singen, und Garnituren der Staatskleider; man gebe ihr die Juwelen einer Herzogin der Normandie und einen Spiegel, sich zu besehen, und sende sie zurück nach Westminster. Uns aber ziemt ein Krieger für die Zeiten der Noth, ein Rath in Zeiten der Gefahr, ein Anführer, der im Panzerhemd auf dem Kriegsroß uns zum Sieg führen kann. Für die Normandie paßt keine weibliche Herrscherin; es ist gegen den Feudalgebrauch, gegen jegliches Herkommen, gegen alle Vernunft. Wenn der König Heinrich einen Nachfolger wählen mußte, so hätte er seinen jungen Neffen, den Grafen von Blois mit der schönen Witwe vermählen können, ehe der Graf sich eine Braut ausgesucht hatte. Stephan ist ein tapferer Mann, und Stephan wollen wir gern dienen!" — Der Fehdehandschuh ward also geworfen, die ganze Normandie erhob sich, um dem König Widerstand zu leisten, und statt der ihr prophezeihten Triumphe sah die junge Kaiserin sich für den illegitimen Sprößling einer abtrünnigen Nonne als Usurpator erklärt, und die Priester sprachen auf der Kanzel: „von der Tochter der Schwester Editha des Wilton-Klosters, welche fälschlich Mathilde, Königin von England, genannt werde."

Um die Fahne des Grafen von Blois hatte sich seit Prinz Wilhelm's Tode eine Partei gebildet, welche die Feindseligkeiten der Kirche im Stillen anregte. Der König, der in jener Unglücksstunde drei seiner Kinder verloren hatte, vernahm mit der größten Zerknirschung die Aussprüche der Kirche. Obgleich er wußte, wie falsch die Anklage gegen seine Gemahlin, die zwar im Kloster erzogen, doch aus Widerwillen gegen das Klosterleben sich geweigert hatte, den Eid zu leisten, so war er doch überzeugt, der gefangene Bruder habe den Zorn des Allmächtigen auf ihn herabgerufen; der frühzeitige Tod seiner Söhne und des Schwiegersohnes, schien eine Verbindung mit seiner Familie als gefährlich zu stempeln; denn obgleich die Schönheit und Aussicht auf die Königswürde, seine Tochter höher als alle Prinzessinnen Europas stellte, so hatte sich doch noch kein Bewerber um ihre Hand eingefunden.

„Nie werde ich einen Enkel in meine Arme schließen!" hörte man den König Heinrich oft ausrufen, „mein Geschlecht ist verflucht."

Diese Begebnisse wurden bald durch die Unruhen des benachbarten Staats noch vermehrt. Fulk, der Graf von Anjou, verfolgte im Geist jener Zeit seine fanatischen Abenteuer im Osten, während er sein Land den Grausamkeiten und Erpressungen preis gab, und Heinrich, der dem jungen Geoffrey, dem Erben von Anjou, seinen Schutz zugesagt hatte, konnte seinen Beistand gegen die unruhigen Edlen des Landes nicht verweigern, welche das Erbtheil an sich reißen wollten.

Der König verließ also seine eigenen Angelegenheiten in der Normandie und stellte sich an die Spitze einer zahlreichen Armee, um nach Angers zu marschiren, während er die junge Kaiserin mit einer zahlreichen Eskorte Bewaffneter, im festen Schlosse Arques in Talon, einer der wichtigsten Festungen der Normandie, zurückließ.

Mathilde war sehr mißmuthig über diesen plötzlichen Wechsel; sie hatte sich die stärksten Vorurtheile gegen die Normannen angeeignet, die ihre Rechte so beeinträchtigen wollten, und es war ihr sehr unangenehm,

Digitized by Google

die schöne Jugend in der dunklen Festung eines abgelegenen Thales zuzubringen, statt in den prächtigen Hallen von Westminster, Wincheſter und Windsor. Von ihrem ganzen weiblichen Gefolge war Fräulein Ada von Tancarville die Einzige, deren Gesellschaft die verwöhnte Erbin des englischen Thrones ertragen konnte, und selbst vor dieſer hatte ihr Vater beim Scheiden ſie gewarnt. Er hatte, als er die dunklen Mauern von Arques verließ, ihr empfohlen, ſich vor dem normänniſchen Blut zu hüten, da man ſie in dieſem Lande nicht liebe, und ſtets verſuche, ihr Fallſtricke zu ſtellen und ſie zu Grunde zu richten.

Doch wäre es undankbar geweſen, der ſchönen Dame, die ſich ſo eifrig bemühte, die junge Kaiſerin zu unterhalten, nicht wohlzuwollen und im Mißtrauen gegen ſie zu verharren. Lady Ada von Tancarville ſandte Boten nach dem Schloß ihres Vaters, um zur Beluſtigung der Prinzeſſin die beſten Falken zu verſchaffen, und wußte noch auf andere Weiſe die Monotonie zu Arques zu beleben, ſo daß ſie bald allen andern Damen vorgezogen ward, und die junge Kaiſerin oft mit ihr allein unter dem auf der Plattform des Daches errichteten Thronhimmel, der ſie vor der Sonnenhitze ſchützen ſollte, in Geſpräche über Religion, Politik, Liebe oder Putz ſich vertiefte.

Die eiferſüchtigen Nebenbuhlerinnen Ada's meinten zwar, es ſeien die beiden letztern Gegenſtände, welche die beiden Damen am ausſchließlichſten beſchäftigten. — In Gegenwart des ganzen Gefolges berichtete indeß einſt die Tochter des Grafen Tancarville, daß ein Meiſterſänger von ſeltenem Talent ſeit einigen Tagen in der Wachtſtube die Soldaten mit ſeinem Geſange erfreue. „Es wäre doch eine Schmach," flüſterte das liſtige Mädchen, „wenn man ſagen könnte, ein Minneſänger ſei an den Thoren von Arques geweſen, und nur der Wachthauptmann und ſeine rohe Schaar habe der heitern Kunſt Schutz gewährt."

Bei dieſer Nachricht umringten die Damen die junge Kaiſerin und beſtürmten ſie mit Bitten, den Minneſänger am Nachmittag in ihrer königlichen Gegenwart vorzulaſſen, und Mathilde gab nach einigem Widerſtreben ihren Wünſchen nach; der Almoſenier ihrer Majeſtät, der Bruder Anſelmus de Giſors, ſollte bei der Einführung des Fremden im königlichen Heiligthum zugegen ſein, und der gelehrte Prieſter, ſo wie die Damen von Dienſt wechſelten bedeutungsvolle Blicke, als beim Eintritte des Minneſängers die Kaiſerin gleichſam erſchrocken in ihrem Seſſel auffuhr und, nachdem ſie die Farbe gewechſelt, ihren Schleier herabließ, während ſie den Tönen ihres jungen Landsmannes lauſchte.

Denn während die normänniſchen Damen, welche König Heinrich um die Kaiſerin verſammelt hatte, die kräftige männliche Geſtalt des jungen Spielmanns bemerkten, die viel beſſer für eine Rüſtung, als für die ſchlichte Kleidung des Sängers paßte, ſah König Heinrich's Tochter den unvergeßlichen Ritter, der zu Windſor ihre Farbe getragen, Sir Kenrie von Waltheam, die Blüthe der ſächſiſchen Ritterſchaft, vor ſich ſtehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

## Döring auf der leipziger Bühne.

Theodor Döring eröffnete mit Cumberland's Shewa und dem alten Feldherrn den Cyclus ſeiner Gaſtſpiele in Leipzig. Dann gab er den Carlos im Clavigo, den Mephiſtopheles; den Banquier Müller im Liedesprotokoll von Bauernfeld; den armen Poeten und Elias Krumm. Wir erwarten noch ſeinen Nathan, ſeinen Lear, die entſcheidendſten Partien, die unſer Urtheil über Döring feſtſtellen werden. Nicht als ob die Leiſtung eines Mephiſtopheles hinter dieſen Rollen zurückſtände, ſondern weil Lear und Nathan Prüfſteine ſind, wie weit Döring in den Wirkungen der Leidenſchaft und des Gemüths zu reichen vermag. Als Charakteriſtiker leiſtet er nicht das Gewaltigſte und Originellſte, jedenfalls aber das Feinſte und Liebenswürdigſte, was uns von heutigen Darſtellern im Charakterfache geboten wird. Wir ſahen ſeit Ludwig Devrient nicht leicht eine Mimik von ſo nervöſer Reizbarkeit, nicht leicht eine Komik, die ſo ſehr auf dem Boden des Gemüthes erwächſt, mithin im eigentlichen Sinne Humor zu nennen iſt. Ein ſeltſamer Zufall in der äußern Erſcheinung iſt eine Aehnlichkeit im Geſichtsſchnitt, der bei Döring an den großen Mimen erinnert, ein Zufall, der übrigens mehr ein böſer Dämon, als eine Begünſtigung zu nennen iſt. Döring hat zweifelsohne den alten Meiſter oft geſehen, hat die magiſchen Wirkungen ſeines Genius an ſich erfahren. Um ſo anerkennenswerther iſt es, daß jede ſeiner Darſtellungen das Erzeugniß ſeiner freien, eigenthümlichen Perſönlichkeit bleibt. Auch hat das Spiel von heute ſich zu Nöthigungen zu bequemen, die dem Alten fern ſtanden. Ein heutiger Darſteller muß unter anderm auch im Converſationston bedeutend ſein, den Tact und die Fineſſen der geſellſchaftlichen Proſa verſtehen. Dies z. B. ging Meiſter Ludwig ab. Gleich wenig hatte Devrient die Ruhe des Vortrags, etwa den Feieden, den die Humanität predigt, oder die Kälte, zu der ſich die Vornehmheit bekennt, in ſeiner Gewalt. Dieſe Nüance in der Charaktermalerei darf ein heutiger Künſtler nicht leicht vermiſſen laſſen. Ich weiß nicht, daß Ludwig Devrient, dem z. B. niemals eine ruhige Declamation gelang, in jenen Farbentönen excellirte. Döring hat hier diejenige Meiſterſchaft, die man in dieſer Beziehung heutzutage vorzüglich als Forderung ſtellt. Was ihn unbewußt und ungeſucht in eine geiſtige Verwandtſchaft mit dem alten Ludwig bringt, iſt die losgebundene Laune

Digitized by Google

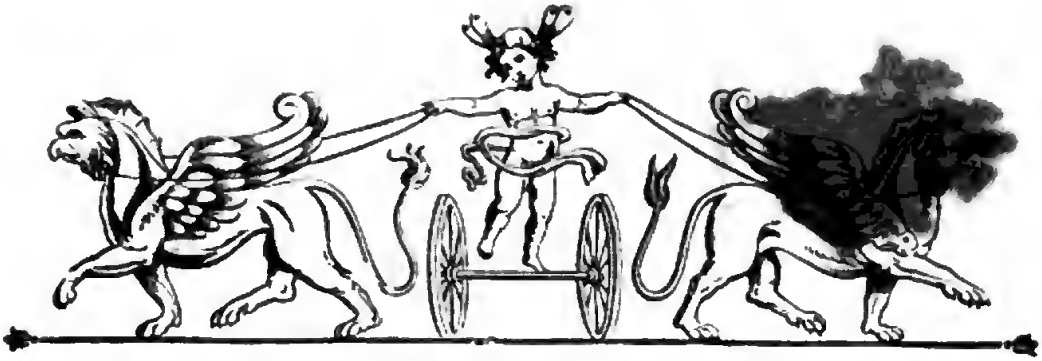
eines Uebermuthes, der gleichsam über den Zufall zu commandiren versteht, der vollendete Schein, sein Spiel sei nicht Ergebniß der Combination und des Verstandescalcüls, sondern Eingebung des Momentes, und ein Anflug von des Alten üppiger Lust an poetischer Phantastik. Endlich bezeichnet beide Charaktermaler die Gutmüthigkeit ihrer Satyre. Man kann z. B. den christianisirten und baronisirten jüdischen Banquier Müller im „Liedespeotokoll" schäfer, gröder, beleidigender zur Erscheinung beingen, aber nicht mit soviel menschlicher Güte und Liebenswürdigkeit das Bild einer weitverzweigten Classe heutiger Gesellschaftswelt entwerfen, wie es Döring uns mit der ganzen Grazie seines Humors hinstellt. Eben so fein und leisr war seine Accentuieung als Lorenz Kindlein. Döring erscheint, wo die Wiekung des Spiels Rührung ist, Anfangs beinahe nachlässig, er scheint dir bequemsten Momente, die geläufigsten Mittel gleichgültig zu vereabsäumen, bis er ganz sacht und ungeahnet, aber um so inniger in die geheimen Saiten des Herzens greift. Ob er Leidenschaft genug hat, um zu erschütteen, die Macht, im Großen und Gewaltigen die Schleusen des Gemüthes zu eröffnen, muß sein Lear zeigen.

In zwei bedeutenden Paetien, als Carlos im Clavigo und als Mephistopheles, hat Döring mit einem grandiosen Daesteller zu rivalisieen, dessen Meisterschaft im Nothfalle Schreckmittel genug in Händen hat, um das leisere, feinere Spiel des jüngern Nebenbuhlers zu überbieten. Ich meine Seydelmann. Als Carlos bringt Döring eine menschlichr Nüance in sein Spiel, dir uns selbst neben Seydelmann's Daestellung gefallen würde. Er hebt im Charakter das Freundschaftsgefühl für Clavigo heraus. Daß Carlos ohne Zweck und Ziel sich dieses Clavigo bemächtigt, ist eine Schwächr in der Dichtung, die freilich durch die Einschiedung einer Empfindung füe den Freund, weil diese nicht stark sein kann, nicht ganz gedeckt wird, aber doch duech die intime Wärme, dir auf diese Weise das Verhältniß Beider annimmt, gedämpft und glücklich nüancirt erscheint. Seydrimann gibt nichts als die überlegene Geisteskälte, welche die kleinen Teufel der Bosheit nur wie zum Zeitvertreib losläßt, nur am Spiel des Verstandes ein Gelüst verräth. Döring war in der Scene, wo er das Gezischel im Salon, das Gewetz der schaefen Zungen bei Hofe, dem schwankenden Clavigo hinwirft und ausmalt, unübertrefflich und düefte hier, wo es weniger staeke Wirkungen gibt, der Seydelmann'schen Darstellung, ob diese schon hier ebenfalls ihre Triumphe feiert, jedenfalls die Spitze bieten.

Was den Döring'schen Mephistopheles betrifft, so muß ich vorausschicken, daß die Goethe'sche Dichtung ihrem Teufel, den sir gar nicht für die Breter lieferte, einen Zug gegeben hat, der bisher noch von keinem Darsteller genügend zur Erscheinung gebracht wurde. Ich meine den Cavalier im Teufel, seine gesellschaftliche Modernisirung, so daß dir Hexe den Junker Satanas nicht wieder rekennt und er selbst sich diesen alten Titel verbittet. Dazu kommt der genialr Leichtsinn, die üppige Jovialität eines sanguinischen Temperaments, mit welcher Geazie die Goethesche Dichtung den Teufel parfümirt. Mit diesen Eigenschaften eines wohlgefälligen Lebemannes, der nur zur Lust und zum Behagen die bösen Geister commandiet, gibt sich der Goethesche Mephisto dem Faust zum Geleitsmann und zum maître de plaisir hin. Diese Seite am Teufel ist um deshalb schwer darstellbar, weil sie im Verlauf der Katastrophe verblaßt, das Gehäuse einer fast liebenswürdigen, obwohl schlangenhaft glatten Personificirung fällt mälig zurück, die Urnatur des bösen Princips überwächst langsam wieder diese Hülle, in welchr sir sich verpuppte, je düsterer Faust über sich und Gretchen das Ungemach des Schicksals heraufbeschwört, jr mehr er der bösen Gewalt verfällt und sich doch wehrt gegen ihre Tücke; und in der Gebirgsscene, wo Goethe plötzlich Prosa gebraucht, schält sich endlich der ganze Satan aus der bisher vermenschlichten Form, er wird hier dem todenden Faust gegenüber ganz Hohn, ganz Ungeheuer. Ein Schauspieler, der uns auch in der Maske dieses stufenweise Zurückfallen des Teufels in sein eigentliches Element und die Gradation, wir die Hülle des geistvoll scherzenden Cavaliers matt wird und vor seinem Urwesen endlich ganz zurücksinkt, zur Darstellung zu bringen vermöchte, würde die dichterische Intention ganz und gar auf der Bühne verkörpern. Bis jetzt ist dies noch nicht geleistet. Seydelmann buhlt viel zu sehr und zu gern mit den Dämonen des bösen Princips und bringt die Personification des Teufels vor unsern Augen gleichsam aus den Urelementen des satanischen Naturells zu Stande, um die graziöse Heiterkeit der Erscheinung des Mephisto als Cavalier und Lebemann zu geben. Seydelmann ruft sogar den Satan der altdeutschen Sage zu Hülfe, um den Goethe'schen Teufel ins Leben zu bringen. Er macht gewaltige Wirkungen, aber jene Seite in der Gestalt der Dichtung läßt er ganz fallen. Auch Döring ist kein Mephisto in dem Sinne, wie wir ihn nach der Dichtung fassen. Aber er ist wenigstens nicht Gespenst, er ist mehr Gnom und Kobold; er erscheint rbenfalls mit einem Gesicht, das auf dem Blocksberg schon wund und schädig wurde, aber er gibt den witzigen Satan, den Humoristen, der uns überzeugt, er sei auf dem Blocksberg auf seiner Höhe, wo er mit den Hexen tausend Späße treibt, ein Humorist, dem wir zutrauen, er schlage aller Welt, selbst dem Herrgott ein Schnippchrn. Goethe's Mephisto hat freilich vor Gott Vater viel Respect, er schmeichelt dem Alten im Prolog im Himmel, und der Alte nimmt ihn wir einen närrischen Kauz. Jenee Zug des Respectes, im Goetheschen Teufel ein sehr eigenthümlicher, kömmt Faust gegenüber in der Stelle zue Erscheinung, wo er den Hochmuth der menschlichen Forschung verhöhnt: „Doch glaube mir, dies Ganze ist nur für einen Gott gemacht, er weidet sich in einem ewigen Glanze" u. s. w. Woete, bei denen die Döring'sche Recitation die Demuth, die den Teufel hier überwältigt, vermissen ließ. Meisterhaft war Döring, wo er dem Schüler die Facultäten definirt; genial besonders die Mimik, wo dir Rede auf das Studium der Theologie kommt; hier wird dem Teufel physisch unwohl, sichtlich miserabel zu Muth. Eben so unübertrefflich war Döring im Verkehr mit der Hexe und in der Begegnung mit der alten Marthe. Hier ist dee Teufel ganz humoristischer Gnom; und hier war Döring glänzend. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 141. — den 22. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Fortsetzung.)

### 2.

Von dieser verhängnißvollen Stunde an war Alles in dem Schloß von Arques verändert. Statt stumm und traurig im Kreise der Damen zu sitzen und mit müden Augen die Fortschritte ihrer Stickerei zu beobachten, oder mit halbem Ohr den langweiligen Erzählungen des Kaplans, Bruder Galfridus zu lauschen, zeigte sie jetzt ungewohnte Sorgfalt für ihren Putz, und eine große Bereitwilligkeit, ihr Roß zum Morgenritt zu besteigen. Die monotonen Spaziergänge auf den Wällen genügten ihr nicht mehr, sie bedurfte für ihre Gesundheit der frischen Luft der Klippen bei Candecôte, oder der kühlen Schatten des Waldes bei St. Nikolas von Alikermont.

Niemand fand gegen diese plötzliche Veränderung etwas einzuwenden. Friede herrschte im Lande, wer sollte die Freuden ihrer Majestät stören, und der kleine Hof war selbst nur allzufroh, die Langeweile der Königin schwinden und Frohsinn in ihren Zügen zu sehen, während die Gesundheit in schöner Farbe auf ihren Wangen erblühte; auch die Ritter und Damen ihres Gefolges gingen gern ihrem eigenen Vergnügen nach.

Es wurde dem Fräulein Ada von Tancarville nicht schwer, ihren Verwandten, den Gouverneur der Festung zu überreden, die Leibwache der Königin nur aus den Vasallen des Grafen Tancarville zu wählen, da diese Soldaten wegen Disciplin und Abrichtung in des Königs-Armee hochgeachtet waren. So konnte Mathilde hingehen, wohin sie wollte; zuweilen suchte sie auf der Falkenjagd sich zu vergnügen, zuweilen verträumte sie die Stunden der Kühlung am Meeresufer, oft begab sie sich nach der gallischen Verschanzung, welche Cäsar's Lager genannt ward.

Es war gerade Sommer, ein schöner, prächtiger, glühender Sommer. Die Wälder mit dem zitternden Laub, das Meer mit seinen schwellenden Fluthen, schien dem Einfluß der Jahreszeit sich freudig hinzugeben. Die Wiesenthäler waren mit unzähligen Blumen besäet, tausend aromatische Kräuter dufteten, selbst die dunkle Mauer der Festung Arques strömte Wohlgerüche aus, durch die gelben Blüthen ihrer Mauerblumen, die aus jeder Spalte hervordrangen. Die Vögel ließen in den Zweigen ihren frohen Gesang ertönen, die Heuhüpfer waren fröhlich in den grünen Feldern, die bunten Libellen schwebten summend über dem Schilf der Bethune und Saone, und der roheste Bauernknabe im Felde fühlte die Fröhlichkeit des Sommers in sich, der er in lautem Gesange Luft machte.

Wie konnte bei diesem allgemeinen Einflusse der Jahreszeit die liebliche Prinzessin, die der Eingebung der Natur überlassen war, den süßen Bitten und Versicherungen Erhörung versagen. Als Sir Henrie von Waltheam durch Vermittelung der listigen Tochter des Grafen von Tancarville im Schloß Arques erschien, war



Digitized by Google

Mathildens erste Regung Erstaunen. Sie hatte den Helden ihrer Liebesträume beinahe ganz vergessen und würde wahrscheinlich nie wieder sein gedacht haben, wenn nicht Fräulein Ada den jungen, gefährlichen englischen Ritters mann wieder in ihre Nähe gebracht hätte, um der Sehnsucht der jungen Kaiserin nach einer passenden Heirath eine andere Richtung zu geben.

Einsamkeit, Geschäftslosigkeit, Langeweile boten bald den gewünschten Spielraum für eine große Leidenschaft, und der schöne Ritter diente eben so wie die Kaiserin in den Händen der listigen Ada, unbewußt der normännischen Partei.

Sie Kenrie's Neigung für König Heinrich's Tochter, oder vielmehr für König Edgar's Großnichte, war ein Gemisch von Liebe und von Verehrung des Vasallen. Als er sie zum ersten Male in den Schranken des Windsor-Palastes, im dalmatischen, mit goldenen Sternen besäeten Atlas erblickt hatte, war seine Liebe für sie entbrannt, und die Räthe des Königs hatten ihren Scharfblick bekundet, als sie den König warnten, und jeden Verkehr zwischen dem jungen Mann und der Kaiserin geschickt verhinderten; der junge Mann ward so gut bewacht, daß der Earl von Waltheam für Kenrie's Sicherheit besorgt ward, und ihn, ehe er Widerstand leisten konnte, mit väterlicher Autorität nach dem in der Themse bereit liegenden Schiffe, welches nach dem mittelländischen Meere segeln sollte, bringen ließ. Drei Tage nach dem Turnier von Windsor, während die Emissarien des Hofes umsonst sich bemühten, Aufschluß über sein Verschwinden zu verschaffen, war er schon über den Kanal St. Georg hinaus.

Sie Kenrie war indeß über alle Maßen über den unzeitigen Eingriff der väterlichen Autorität empört, und statt, nachdem er in Sicilien gelandet, die Reise nach Palästina, zufolge den Befehlen des Vaters, fortzusetzen, verlor er keine Zeit, um wieder nach dem Norden zurückzukehren. Die Neigung von Heinrich's Tochter, die dem Vater so gefährlich schien, war ihm gerade eine Veranlassung dazu. Wenn Mathilde ihn wirklich liebte, so mußte er zu den Füßen Mathildens, der Kaiserin, deren Blicke ihm Befehle waren, zurückeilen und sich auf ewig ihrem Willen weihen, selbst wenn die Feindschaft der Normannen, der Zorn des Königs ihm drohte. So floh denn Sir Kenrie aus Sicilien und segelte nach Frankreichs Küste zurück.

Der Pilger war nach einem kurzen Aufenthalte in Avignon, wo der aus seinen italienischen Staaten vertriebene Papst wohnte, über Toulouse nach Anjou gelangt. Dort hatten seine Weisen, zu Ehren der Königin Maud, Aufsehen erregt, und es war dem Fräulein Ada leicht geworden, in dem englischen Troubadour den liebenden Ritter Kenrie zu erkennen. Einige Wochen, nachdem die Kaiserin der listigen Gefährtin anvertraut, daß von allen Männern Sie Kenrie Percil ihr am meisten gefalle, ward dieser auch durch eine erlogene Botschaft von der sächsischen Prinzessin berufen, und stand vor seiner künftigen Herrscherin.

Ada hatte nun zwar dem Ritter eingestanden, daß er ohne Wissen der Dame seines Herzens, sondern nur vom Fräulein, in der Besorgniß für das Glück oder die Gesundheit der Fürstin, berufen worden sei, doch war das Gewebe so künstlich um das junge Paar gesponnen, und es bedurfte nicht lange Zeit, um Lächeln und Nachsicht der einsamen Fürstin zu Arques für den Ritter zu gewinnen, der ihretwegen jeder Gefahr getrotzt hatte. Von schlechtem Rath angespornt, zögerte der Ritter nicht, der Königstochter seine Liebe zu erklären, und die Königin lauschte derselben und gestand ihrerseits, wie sehr sie sich seiner Ergebenheit freue.

Unter solchen Umständen machte die Liebe schnelle Fortschritte; Lady Godfreda d'Yprès war wegen Altersschwäche in England geblieben; Niemand von Mathildens Gefolge kannte den Ritter Kenrie, und auf Fräulein Ada's Anrathen ward der junge Minnesänger, auf die Zeit ihres Aufenthaltes in der einsamen Festung von Arques, in den Dienst der Kaiserin angenommen.

Als indeß die hohe Herrin zum ersten Male des Grafen Waltheams Sohn, in der Livree ihres Hauses, wie einen armen gedungenen Minnesänger gekleidet sah, ward ihr klar, daß die Würde seiner Haltung ihn verrathen müsse, wenigstens vor den Augen des Ritters Harcourt; und um ihre Besorgnisse zu zerstreuen, untersog Kenrie sich willig allen Pflichten seines neuen Berufs; sagte Balladen den Kammerfrauen vor, sang Klagelieder vor den diensthabenden Dienern, und hielt ernste Gespräche mit Bruder Anselm und Vater Galfridus. Alle diese Opfer brachte er ihr, und ein Lächeln belohnte so viel Liebe.

Wenn sie während der Dämmerstunden der Sommerabende auf der Terrasse verweilte, durften William, der Minnesänger, und Fräulein Ada bei ihr sein, und man glaubte zu bemerken, daß der Sänger nicht durch Singen sie erfreute, sondern lange, leise Gespräche mit ihr führte, wie Bruder Anselmus, wenn er seiner königlichen Pflegebefohlenen Ohr mit geistlichem Rath erfreute. Nur wenn sie ein Bankett hatte und unter

Digitized by Google

den Damen saß, verlangte man vom Minnesänger Proben seiner Kunst.

Zu andern Zeiten schien die Kaiserin viel mehr Freude an seinen Erzählungen von fernen Ländern zu finden, und an seinen Berichten von der schönen südlichen Zone, den warmen Lüften und sonnigen Früchten, von dem feinern Zeitvertreib anderer Höfe, die nicht nur aus kriegerischen Vergnügungen bestanden, wie die königlichen Kreise von England und der Normandie. Das, meinte man wenigstens, sei der Inhalt der Gespräche des Fremdlings, denn es war unmöglich, von dem Gespräche etwas zu vernehmen, und nur der wechselnde Ausdruck in den Zügen der Prinzessin deutete der Umgebung an, wie groß William's Beredtsamkeit sei.

Täglich, wenn das Reitpferd der Kaiserin, mit der Decke von Carmoisin und Gold, die königliche Bürde über die Zugbrücke nach dem Walde trug, sah man unter dem zahlreichen Gefolge William, der stets bereit war, im Fall der Noth Hand an die Zügel zu legen, oder das muthige Roß der Kaiserin durch die Festungswerke von St. Aubin, oder über die steilen Höhen nach Janval zu leiten; denn der Minnesänger pflegte, um den Weg mit seinen muntern Weisen und Erzählungen erheitern zu können, dicht an dem Steigbügel der Kaiserin oder des Fräuleins Ada zu schreiten; und wenn die Gesellschaft den spähenden Augen der Festung entzogen und in dem Wald angekommen war, pflegte die Fürstin ihre Wachen in einiger Entfernung auszustellen, den Pagen und Damen Freiheit der Bewegung zu gestatten, und sich mit ihren zwei Lieblingsgefährten weiter zu begeben, um fern von jeglicher Störung, unter dem schön gewölbten Himmel, wo die hohen Werke der Natur die Seele für höhere Betrachtungen und Genüsse stimmen, sich der schönen Poesie zu erfreuen.

Ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin war ein schönes waldiges Thal, zwischen der Festung Arques und dem Meeresufer, das vor jedem Besuch der benachbarten Bauern sicher war, denn ach! in dieser schönen, herrlichen Einsamkeit stand das Hospital der Aussätzigen von Janval. Damals gab es der Aussätzigen viele im Lande; der steter Verkehr der Pilger und Krieger, zwischen Palästina und der Christenheit, hatte diese schreckliche Geißel der asiatischen Provinzen nach Europa gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Döring auf der leipziger Bühne.

(Beschluß.)

Nachschrift. Bevor wir den ganzen Cyclus von Döring's Gastrollen überschauen, geben wir Bericht von seinem Lear. Es steht außer Zweifel, daß Döring's Lear eine ausgezeichnete, eine höchst bedeutende Leistung ist. Dennoch wollte sie uns nicht so in sich fertig, vollendet und geschlossen erscheinen, wie andere seiner Rollen, vor allem sein Carlos im Clavigo. Hat er den Lear weniger oft gespielt? Oder legt er die Accente anders und auf andere Momente, als es uns geläufig ist? In diesem letztern Punkt muß jedes Urtheil behutsam sein, sich vor der Anmaßung hüten, die dem Künstler die Freiheit nimmt, ohne ihm eine ihm neue, wenn auch unsrerseits langgehegte Ueberzeugung zu geben. Eine Rolle wie Lear ist ein Abgrund von Wildheit, ein Meer des Tiefsinns. Es völlig ausschöpfen wollen, hieße das Sichere verschmähen und ein Unendliches abgrenzen wollen. Hat der Schauspieler die größeren Lineamente des Charakters sicher und richtig gefaßt, so bleibt seiner Persönlichkeit viel Freiheit eingeräumt, um in den Einzelnheiten das Mögliche zu erledigen. Wir müssen zunächst einiger Zufälligkeiten gedenken, welche Döring's Spiel nicht unverkümmert ließen. Die Darstellung eines Charakters wie Lear, der im Wahnsinn und in gesunder Empfindung soviel Launen äußert, soviel Einfälle tyrannischer Willkür von sich stößt, ist gar sehr durch das Zuspiel der Andern bedingt; ohne Eingehen in seine Intentionen erscheint manche Nüancirung völlig schief und verfehlt. Hier hat jeder Schauspieler auf jeder fremden Bühne einen üblen Stand; nur durch mehr Proben, als üblich scheinen, ließe sich ein besseres Zusammengreifen mit dem Spiel eines Gastes ermöglichen. Dazu kommt die Verschiedenheit der Bearbeitungen. Döring sprach nach einer uns hier fremden Uebersetzung, nach einer schlechtern, wie mir schien, als hier üblich. Der Souffleur mußte sich stark geltend machen, dergestalt, daß er vom Publicum, das darüber empfindlich gereizt war, zurechtgewiesen wurde. Dennoch that seine Beihülfe äußerst Noth, nicht blos für den einen unserer besseren Schauspieler, der sich oft seine gelungensten Momente durch Gedächtnißstücken zerdehnt, zerlahmt und gänzlich verdirbt, sondern auch für Hrn. Döring, der an manchen Stellen einen völligen Nonsens in der Diction zu Tage brachte. Diese Pein störte uns selbst in bedeutenden Situationen, namentlich beim Gebet, das den wahnsinnigen Lear in der Sturmnacht wie ein lucidum intervallum überkommt, bevor er zu Toms in die Hütte kriecht. Schon um dieser kleinen Zufälligkeiten willen wäre eine Wiederholung der Tragödie wünschenswerth. Wir würden an dem meisterhaften Spiel Döring's dann auch für gewisse Momente die uns glücklicher erscheinende Accentuirung bestimmter motiviren können. Ich meine fast sämmtliche Momente, wo Döring den König, den irdischen Jupiter im wahnsinnigen Lear zu schnell fallen läßt und die aufgelöste Ruine der gestürzten Größe nicht energisch genug gleichsam an einigen stehen gebliebenen Säulen der alten Herrlichkeit rehedt. In der Scene, wo Lear, von der Jagd zurückgekehrt, die ersten Spuren der Verrätherei wittert, an den Aeußerungen eines Ritters, an dem Spott des Narren seine eignen Betrachtungen bestätigt fühlt, hatte Döring nicht genug Hast, nicht genug Zerfleutheit, wie sie der launenhaften Willkür des Alten eigen ist. In dem ersten Zornausbruch gegen die Töchter wurde der König, der sich hier noch als

Digitized by Google

solcher fühlt, nicht stark genug gehoben. „Ich gab Euch Alles!“ sprach Döring wimmernd, während es uns scheinen möchte, als könnte die Majestät eines Donnergottes, der sich als unumschränkter Gebieter freiwillig seiner Macht begeben hat, nicht anders als in einem Aufruf, den er an alle Welt erläßt, sein Recht wiederfordern wollen. Es ist dies, dünkt mich, in diesem Augenblick kein Familienhandel mehr, vielmehr ein Act der Weltgeschichte; Lear wendet sich an das Universum, er beschwört die Welt, hier Zeuge zu sein. Alles andere in der Scene war so tiefsinnig, so zart im Verständniß, daß die Seele des Hörers und Schauers in den geheimsten Stätten erbebte. In der Sturmnachtscene spricht Lear zu den Elementen als König, als Herrscher im All der Natur: „Spei Feuer, fluthe Regen,“ u. s. w. bis zum Schluß: „ertränk' in eins den undankbaren Menschen,“ und die weitere Schilderung: „Schlag flach den runden Bau der Welt!“ Alles das sind Commandowörter; ein gestürzter Jupiter der Erde dünkt sich noch in der grausen Wildniß der Natur, im Aufruhr der Elemente, einen Herrn und König. Döring sprach dies weicher, in sich gekehrter, wenn nicht wimmernd. Später in der Scene, wo der Wahnsinn sich abenteuerlich geschmückt hat mit einer Krone von Aehren, mit einem Scepter vom nächsten Zweige: da bäumt sich ebenfalls der König noch auf in einzelnen Momenten, die ganz und gar vom Widerschein des alten Bewußtseins und vom Gefühl der unverlierbaren Majestät durchleuchtet sind. „Ich bin der König selbst!“ — „Ja, jeder Zoll ein König!“ Diese Stellen, wo sich die tragische Ironie und der wahnsinnige Widerschein tedischer Machtvollkommenheit auf schwindelnder Höhe zeigt, nahm Döring nicht groß genug. In allen übrigen Zügen verrieth sein Spiel des Wahnsinns das tiefste Studium menschlicher Seelenkrankheit. Auch blieb er im Wahnsinn immer ein König, aber mehr ein launenhaft verwöhnter, als ein Jupiter, den nach der alten Lehadenheit gelüstet; das königliche Wesen, das Döring im Irrsinn festhielt, schien mehr den Comfort seines bevorzugten Lebens als den Donnerkeil seiner alten Macht zu vermissen. In den elegischen Stellen war die Wirkung seines Spiels hinreißend schön, wir denn Döring den ganz eigenthümlichen Zauber besitzt, uns geheim und leise zu fassen, wo er uns nicht mächtig ergreift; wir fühlen uns bei seinem Spiel von ganz ungeahnter Seite her getroffen und die Originalität des Künstlers feiert damit ihre eigensten Triumphe. Ganz übereinstimmend mit der Art und Weise, wie er das königliche Wesen Lear's im Wahnsinn blicken ließ, war auch die Bedeutsamkeit, die er in das Begegnen mit Toms-Edgar legt. Ein König, der wahnsinnig wurde, sucht sich seinen wahnwitzigen Gespielen; die verwöhnte Hoheit mag nicht einsam sein im ungeheuern Schmerz der wriadgeirrten Natur. So bemächtigt er sich des verrückten Kameraden, er klammert sich an ihn, er nennt ihn seinen Philosophen, seinen Liebling, er hat jetzt ein Spielzeug, mit dem er tändeln, das er verhöhnen, verlachen, mißhandeln kann, wenn die Despotie des herrischen Gelüstes ihn dazu treibt. Die Art, wie Döring den zerlumpten Toms mit Blicken musterte, wie er um ihn herumschlich, wie er den Fliehenden erhaschte und ihn mit sich schleppte: all dies war genial gedacht und ausgeführt; es schien uns das Eigenthümlichste seiner Leistung, wozu freilich alle Wahnsinnsscenen wesentlich mitgehören. Soll ich in diesen noch einen Moment herausheben, so verdient unter allen die Verhörscene den Preis. Hier sind wieder leise Gemüthswirkungen zu erzielen, nicht mächtige; hier wird wieder der verwöhnte königliche Patient, der geniale Einfälle hat, ersichtlich; es erschüttert uns nicht in Döring's Spiel die Majestät des Unglücks, aber es zernagt uns die tragische Ironie, die das Unglück mit sich selber treibt.

Soviel über Döring's Lear. Wo sich ein solcher Repräsentant für den alten König stellt, da sollte die Aufführung der ganzen Tragödie für alle Mitspielende, bis herab zum Haushofmeister, der die nicht leichte Aufgabe hat, sich prügeln zu lassen, wie ein Fest gefeiert werden. Dies kann freilich nicht der Fall sein, wo der Souffleur mit überlauter Intervention so nöthig wird. Sonst war die Darstellung keine verfehlte zu nennen, obwohl die Schwierigkeit, mit der fremden Diction des Gastes einzugreifen, sichtlich genug blieb. Düringer's Edgar ist eine sehr gelungene Leistung. Reger's Gloster ist brav und gut; die natürliche Bravour dieses Schauspielers würde überall noch lobenswerther erscheinen, wenn er sein Organ gebildet hätte, das, heftig angespannt, immerwährend den Eindruck zerbrochener Scherben macht. Hr. Linke ist zu sehr in der Sphäre der Bedienten und Bauerburschen routinirt, um den heldischen Bastard zu spielen; auch hier war jeder Zoll an ihm Bedienter. Die beiden Ungeheuer-Töchter wurden von Mad. Brüning sehr gut und von Dem. Tell sehr dürftig repräsentirt. Cordelia war Mad. Dessoir. Den feinen, gemüthselig witzigen, leise flüsternden und trippelnden Narren, der seine weisheitsvollen Körner nur schüchtern der Majestät hinstreut, gab Hr. Lortzing wie einen breit docirenden Schulmeister, der sich mit gespreizten Beinen vor den Hoheiten aufpflanzt. Dieser feine Busch ist nicht leicht zu geben; allein unbegreiflich bleibt es, wie ein gewandter, mit Jovialität so glücklich begabter Schauspieler sich in dieser Rolle geradezu so vergreift. Von sonstigen Mitspielern möchte ich noch Hrn. Saalbach nennen, einen Schauspieler, der in seinen untergeordneten Partien wenig beachtet wird, der aber in seiner treuherzigen und bidderben, oft auch durchaus geschmackvollen Sicherheit sehr richtig zugreift und ein aufmerksames, sorgsames Spiel in Gang setzt. Seinen Kent sollte er allerdings noch mehr im Einklang mit sich bringen.

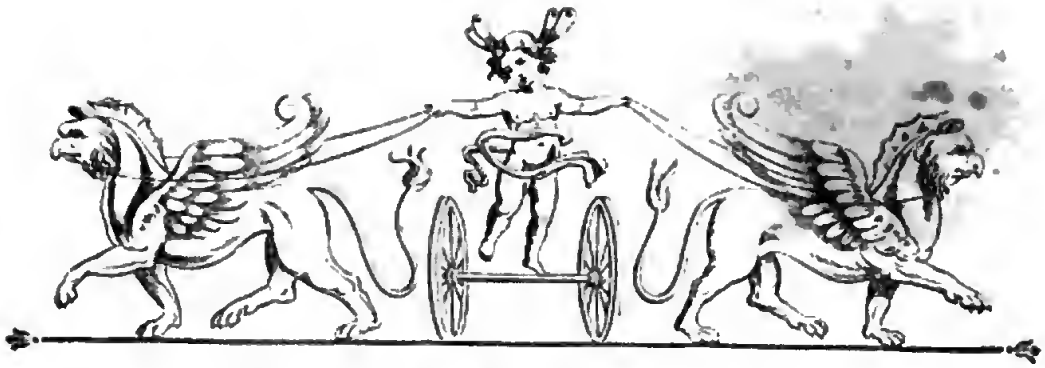
## Notiz.

[Die Galerie von Lucca.]

Die ausgezeichnete Galerie, welche der Herzog von Lucca nach England verkaufte, ist in London vorigen Monat versteigert, mithin verstreut. Der Morning-Herald klagt, daß die berühmtesten Stücke um Spottpreise weggegangen seien. Dennoch sind einige Summen nicht unbedeutend; für Raffael's Madonna bei Candelabri 1500 Guineen, für einen kreuztragenden Christus von Piombo 1000, für ein Seestück von Backhuysen 470, für zwei Landschaften von Ruysdael 380 und 340, für eine heilige Familie von Perugino 200 Guineen.

Leipzig, Druck von J. B. Hleschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 142. — den 23. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Fortsetzung.)

Manche Stadt des Südens war von dieser Pest verheert worden, und manche edle Familie des Nordens sah den hoffnungsvollen Sprößling von der Krankheit rettungslos befallen. Ausgestoßen aus den Wohnungen der Menschen, mußten die armen, mit dem Uebel Behafteten in Wäldern und Wüsten ihr Unterkommen suchen; sie durften nicht von dem Brunnen trinken, wo andere Menschen schöpften, und wurden wie wilde Thiere, wie europäische Parias, aus allen Umgebungen der Menschen verjagt. Spätee wurden Krankenhäuser für diese entsetzliche Krankheit erbaut, worin die Mönche strenger Orden deren Pflege übernahmen, und die dem Elend gewidmete Stätte betrat kein menschlicher Fuß, der Zorn Gottes hatte sie bezeichnet.

So wurde denn zu Janval, im Jahre 1083, vom Herzog Robert von der Normandie, als er im Schlosse von Arques über die Provinz Talon regierte, ein Hospital aufgeführt und der heiligen Marie Magdalene gewidmet, und so groß war die Scheu vor dessen Umgebung, daß selbst die Mönche, die für die Leute Speisen und Arzeneien herbeitragen mußten, das strengste Verbot hatten, Niemand anzureden.

An diesem Orte war die junge Kaiserin sicher, in ihrem Verkehr mit dem jungen Ritter nicht gestört zu werden; ungefähr hundert Ruthen von dem Krankenhause entfernt stand ein alter Buchenhain, dessen Gränze die Unglücklichen nie überschreiten durften. Nur zwei Tage in der Woche nach dem Einläuten des Angelus war es ihnen vergönnt, die Mauern zu verlassen, und zu allen andern Stunden war der Buchenhain und dessen Umgebung unbesucht, und die Vögel nisteten furchtlos auf den niedersten Zweigen, in Sicherheit vor der Grausamkeit des Menschengeschlechts.

Diese Stätte voll böser Vorbedeutungen wählte die Kaiserin, um die Gelübde ewiger Liebe mit dem Ritter auszutauschen. Dort erreichte kein fremder Ton ihr Ohr, kein Schritt störte die Einsamkeit, wenn sie zusammen auf dem moosbewachsenen Boden, unter den hängenden Zweigen der Buchen saßen und durch das grüne Laub nach dem fernen Ocean und dem ruhigen Thal, mit seinen grasenden Heerden und spiegelhellen Gewässern hinblickten. — Kein Verbot war nöthig, um das herumschweifende Gefolge fern zu halten, denn keine lebende Seele in Arques, außer zweien, welche um jeden Preis sich den Blicken entziehen wollten, näherte sich dem Umkreise des Krankenhauses von Janval.

„Hier sind wir sicher!" rief die Kaiserin, wenn sie die stille Umgebung des Lazareths betrat, das an den Tagen, wo es geschlossen wae, mit den hohen, dunkeln Mauern einem düstern Gefängniß glich.

„Hier sind wir sicher," wiederholte der Ritter, indem er die hohe Frau dem dichten Obdach des Haines zuführte, seinen Mantel auf den Boden breitete, damit sie dicht neben einander sitzen und jene Gelübde aus-



Digitized by Google

tauschen konnten, die, wenn auch täglich gehört, doch nie ermüdeten.

„Hier sind wir sicher, meine geliebte Kaiserin, meine Göttin! — Und hier, in Gegenwart des Allmächtigen, vor dessen Augen wir alle gleich sind, höre das Gelübde meiner Liebe und Verehrung, welche weder Unglück, Krankheit, Alter, noch die goldenen Stunden der Schönheit und des Glückes lösen sollen. Höre mich! Ich werde Dir gehorchen wie meiner Königin und Kaiserin, Dich lieben wie meine Braut und Geliebte! — Und obgleich, während Deines Vaters Leben, es vergebens sein würde, ihn mit Bitten zur Einwilligung in eine Heirath, die seinen Absichten so zuwider, für uns zu bestürmen, so steht doch zu vermuthen, daß der König nicht lange mehr lebt. Und wenn der Tag seines Todes gekommen, und die gesalbte Königin von England nichts mehr zu fürchten hat von den Intriguen der aufrührerischen Edlen, — kann sie auf dem Throne mir die Liebe ihres Herzens eingestehen. — Und ich werde meinen Arm Dir weihen, Du sollst keinen Dorn auf Deinem Pfad, keinen bittern Tropfen in Deinem Kelch finden; und die düstersten Wolken, welche Dein schönes Haupt umschatten, sollen nicht dunkler sein als jener Schleier, das leichte Gewebe von Silberfaden, welches Dich von dem klaren Azur des Sommerhimmels scheidet."

Solche Worte, solche Versprechungen von der schönen männlichen Stimme, in Begleitung des leidenschaftliches Blickes der Augen und des zärtlichen Händedrucks, waren die schönste Musik in den Ohren der Kaiserin. Sie vergaß die strengen Rathschläge des Königs, die ernsten Lehren der Staatsmänner und lauschte nur den Versicherungen des Ritters. Das Königreich von England, das Herzogthum der Normandie, war ihren Augen entrückt, sie sah nur den jungen Mann, dem jedes Haar ihres Hauptes so theuer war als sein eigenes Leben, der sie über alle Frauen erhob, höher als eine Königin, höher als eine Kaiserin, zur Beherrscherin seiner Seele.

Oft, wenn er zu ihr sprach, spielte Maud mit ihrer weißen Hand in den dunklen kastanienbraunen Locken des Jünglings, oft träumte sie sich in die glücklichen Zeiten, wo im Palast von Westminster oder Windsor sie ihn an ihre Seite auf den Thron erheben und ihre Autorität in seine Hände niederlegen könne, und selbst als dienendes, liebendes, pflichtergebenes Weib ihm angehören werde.

„Es werden sich wohl Stimmen gegen diese meine Wahl erheben," flüsterte Mathilde, „und Alle, welche Dich nicht kennen, werden mich tadeln. Ich werde den eifersüchtigen Unterthanen antworten, daß unter den sächsischen Thanen keiner so hoch steht als ein Earl von Waltheam, der, ein Abkömmling unserer Könige, viel höhern Ursprungs ist als der nordische Abenteurer, dem das Glück die Eroberung von England vergönnte."

„Ziehe nicht Deine hohe Abstammung herab, Theuerste, um die meine zu erheben und um den Unterschied zwischen uns auszugleichen; vergiß nicht, daß Du die Witwe eines deutschen Kaisers und die Tochter eines Königs von England bist. Es ist mein Stolz, es nur Deiner Liebe zu verdanken, wenn sie mich zu Dir emporhebt. Ja, ich möchte sogar lieber als wandernder Minnesänger, wie als der Sohn eines sächsischen Thans von Dir gewählt worden sein. — Wäre ich ein Wurm zu Deinen Füßen, so würde Deine freie Wahl mich mehr ehren als alle Ehre der Fürsten, denn ich will lieber der Gegenstand Deiner Liebe als Erbe von Anjou und Aquitanien sein, und ich sterbe gern, wenn man auf meinen Grabeshügel schreiben kann: „Hier liegt der Mann, den Maud von England geliebt."

Je bescheidener Sir Henrie's Wünsche, um so großmüthiger wurden die Pläne der Kaiserin.

„Aber Du sollst König sein," sagte sie immer; „ich will nie König Eduard's Thron zu Westminster einnehmen, nie meine Stirn mit dem heiligen Oel salben lassen, wenn Du nicht den Thron mit mir theilst, während die stolzen Barone uns knieend huldigen. — Die Engländer werden sich willig um einen Fürsten aus ihrer Mitte reihen, und wehe den normännischen Unterthanen, wenn sie nur einen Finger gegen ihn erheben; wer der Wahl meines Herzens entgegentritt, hat keine Vergebung zu erwarten."

„Welch ein Triumph!" rief der Ritter feurig, „wenn wir den Stolz der unverschämten Normannen, die Deine Rechte und Ansprüche streitig machen, beugen, und das Unglück der Engländer, die seit den letzten drei Regierungen mit Füßen getreten wurden, mildern könnten. O, könnte ich doch das Volk von England, das mit seinen Kräften das Land fruchtbar gemacht, wieder in seine alten Rechte eingesetzt, und von dem Druck des in fremder Sprache abgefaßten Gesetzes befreit sehen. O, wäre mein Volk frei, Mathilde, damit es seine Königin lieben und ehren könnte! Das Volk Deiner Mutter und Deines Vaters darf nicht, wie Dein unglücklicher Bruder drohte, wie Ochsen an den Pflug gespannt werden, um den Tyrannen Brot zu verschaffen. Gib ihnen gleichen Antheil an Gesetz und Land, und Tau-

fende werden Dich segnen und mit ihrem Herzblut für Dich wirken, damit der Name des Britn unter allen Nationen geehrt werde."

Die junge Kaiserin lächelte über Kenrie's Enthusiasmus, sie williger aber mit diesem Lächeln ein; und William, der Minnesänger, gab sich der süßen Täuschung hin, daß sein Einfluß über die Königin dem Königreich einst Glück verleihen werde.

So zogen denn die Tage dahin, das Korn reifte in den Feldern, und die Weintraubrn hingen schwer an den Reben, doch trotz des herannahendes Herbstes war noch keine Aussicht auf König Heinrich's baldige Wiederkehr vorhanden. Der Aufruhr der Barone von Anjou war ernster, als man geglaubt, und der König vertröstete die Tochter bis auf Weihnachten.

Mit froher Miene verkündete Mathilde diese Nachricht dem Geliebten. „Wie schön bist Du, Theuerste, wenn Freude aus Deinen Augen strahlt," sagte er, indem er ihre schönen Hände in die seinigen schloß und sie an seine Brust zog, unter dem Schatten der Buchen, die sie vor den Strahlen der untergehendrn Sonne schützten. „Sei immer so froh, Mathilde, so liebend, so rein, so wahr. — Möchten stets alle weltlichen Gedanken, wie Regentropfen von den Rosenblättern, von Dir herabträufeln; hoch erhaben bist Du über die andern Deines Geschlechts; Du hängst nicht an der Pracht der Höfe, nicht an den funkelnden Juwelen; diese ruhige Abgeschiedenheit ist Dein Glück, und dieser Buchenschatten Dein Thronhimmel, den Du freudig mit dem Geliebten theilst."

„Und ist mein Thron nicht auf den schönsten Grund gebaut, auf ein liebendes Menschenherz?" flüsterte die junge Kaiserin. „Gott weiß, ich gebe gern mein armes Königreich Dir hin, doch Du, Kenrie, gabst mir mehr. Du gabst mir Deine Seele! — Die Seele eines Mannes ist das schönste Königreich, und in der Deinigen throne, regiere und herrsche ich. Ich bin Kaiserin — Deine Kaiserin, wenn ich jetzt Thränen in Deinen Augen sehe, während Du dem Geständniß meiner Liebe lauschest."

„Und welche Strafe würdest Du verdienen, wenn Du mein Vertrauen in Deine Liebe täuschtest," stammelte der Ritter.

„Täuschen?" wiederholte Maud mit ungläubigem Lächeln, „für wen? für was? sollte ich Dich täuschen?"

„Nicht aus weiblichem Wankelmuth," rief Sir Kenrie, „denn über diesen bist Du erhaben! Aber auf Anrathen Anderer; Deines Vaters Zorn und Autorität könnte Dich dazu bringen, der Liebe zu mir zu entsagen, gegen welche allerdings die Klugheit manches einzuwenden hat."

„Niemals!" rief die Kaiserin, „nein, niemals!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der leipziger Kunstverein.

### Deutsche Kupferstiche.

Das Directorium des leipziger Kunstvereins hatte einige Wochen hindurch in seinen Räumen eine Galerie von Kupferstichen aufgestellt, die, in historischer Reihenfolge geordnet, uns die Fortschritte der Kunst von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart vor Augen führte, ihre Epochen übersichtlich charakterisirend. Das Local gestattete zunächst nur die Aufstellung deutscher Werke. Sie waren sämmtlich aus den Privatsammlungen Leipzigs; die Kunstfreunde hatten mit aufopfernder Bereitwilligkeit ihre Portefeuilles geöffnet; Hr. Rudolf Weigel, der hiesige Kunsthändler, hatte die Auswahl, die Anordnung und die Abfassung des Katalogs übernommen. Von einer erschöpfenden Darstellung aller Meister in jeder Epoche deutscher Kupferstecherei konnte hier, wo nur die eine Stadt ihre Privatschätze beisteuerte, nicht füglich die Rede sein; es konnten Lücken nicht ausbleiben, der eine oder andere Meister war offenbar durch bedeutendere Blätter zu vertreten; im Ganzen aber war die Aufstellung eines Ensembles sehr glücklich, der Genuß ein so ungetrübter und vollständiger, daß dabei nur eine größere Theilnahme von Seiten des Publikums zu wünschen übrig blieb. Die eine Abtheilung war eine Zusammenfassung von Werken des Grabstichels. Sachen der ältesten Meister, noch vor Dürer, dem großen Meister der deutschen Kupferstecherschule, beschäftigten uns durch den Reiz, den Arbeiten gewähren, bei welchen der Geist mit dem Material, Wille und Vermögen, gutgemeinte Intention mit mangelhafter Technik noch im unentschiedenen Zwiespalt bleiben. Es ist der Meister E. S. aus dem J. 1466, der die rohesten Anfänge der Kunst des Grabstichels gibt, der alte Buchstabenzeichner, wie denn aus dem Bedürfniß, die Anfangsbuchstaben der heiligen Schrift mit Arabeskenschnörkeln zu verzieren, diese Technik erwuchs. Die Erfindung hielt sich dabei entweder auf dem Boden der heiligen Passionsgeschichte; wie denn ein quergehaltes T leicht einen Christus am Kreuze gab, ein I einen Sebastian am Pfahl ohne Querholz u. dgl. Oder die Arme des Buchstaben erwuchsen zu seltsamen Menschen- und Thiergestalten, ähnlich den kleinen versteckten Winkelgruppen in gothischen Kirchen, oft eine wilde abenteuerliche Vermählung widerstrebender Naturkräfte darstellend. Von dieser Art, aus einem Gemisch von Menschen und Thieren gestaltet, waren die Buchstaben B und H, die sich uns vom Meister E. S. darboten. Vom alten Meister Wach sahen wir aus einer Folge der Apostel den heiligen Petrus, ein ausgezeichnet schönes Stück erster Vollendung in aller naiven Kindlichkeit der Handhabung der Mittel. Unter den Sachen von Schongauer (st. 1488) waren die Geburt Christi, die Kreuzschlep-

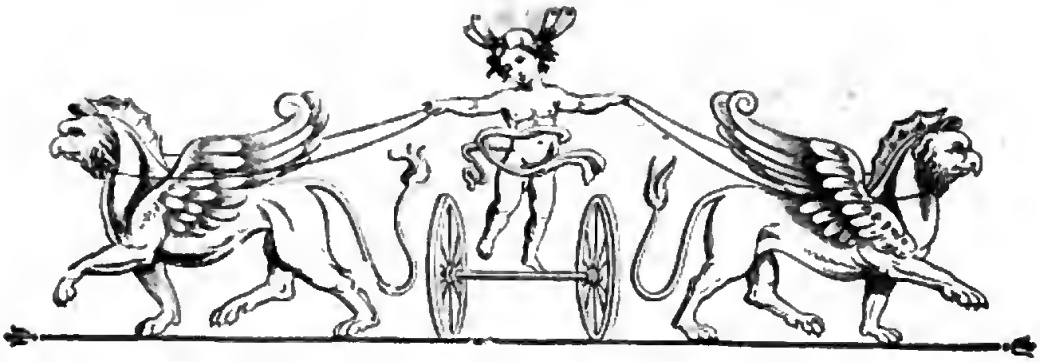
Digitized by Google

pung und der Tod der Jungfrau hervorstechend. Vom alten Meister Glockenton fanden wir ebenfalls ein Stück, das jedoch weniger bezeichnenswerth schien als die beiden Sachen vom Meister Zatzinger, einem baierischen Künstler, der um 1500 arbeitete. Das eine Blatt gab eine Umarmung von Liebesleuten, das zweite einen münchner Hofball. Es scheint ein erster Versuch, den Grabstichel zu Darstellung weltlicher Scenen zu versuchen, wozu ihm natürlich die gothische Eckigkeit, die heilige Scham und enge Schüchternheit, die der Künstler in Hand und Herz verspürte, noch hinderlich war. Historisch interessant ist das gedachte zweite Blatt, weil es einen Ballsaal und die Hoftoilette vom J. 1500 veranschaulicht. Der Saal gleicht einer Bauerstube von heute, rings herum an den Wänden sind Bänke, hölzerne Vorsprünge geben gemüthliche Lauscherwinkel, die Musikanten hängen oben wie im Baumkorb, sie pausiren, die Damen mit den spanischen Kragen und Reiherfedern stolziren auf und ab im Saal, vornehme Hunde an der Leine trotteln hinterdrein, es wird Conversation gemacht, einige Cavaliere quälen sich steif spanisch zu Galanterien, und zum Intermezzo bläst ein Flötist, der oben wie eine Schwalbe an der Wand hängt, ein Solo herunter. Das Stück ist historisch so interessant, wie artistisch ergötzlich, wenn man das Bemühen des Meisters Zatzinger sieht, seinen ungelenken Grabstichel zu Darstellung weltlicher Grazie zu zwingen. — Mit den Blättern von Albrecht Dürer (geb. 1471, gest. 1528) beginnt jedoch erst die Kunst Zweck und Mittel in Harmonie zu bringen. Von den neun Stücken, die wir von ihm sahen, nennen wir den heiligen Antonius, den heiligen Hieronymus, das Wappen mit dem Todtenkopfe, vor allem aber den köstlich feinen Degenknopf Kaiser Maxens, Christus am Kreuz darstellend. Sein „Marktbauer" gab eine Probe, wie sich sein Grabstichel schon weltlicher Gestalten und Physiognomien zu bemächtigen wußte. Sein Portrait des Erasmus mußte für Geschichtsfreunde von besonderem Werthe sein. — Unbedeutend waren die beiden Blätter von Cranach (geb. 1472, gest. 1553); historisch interessant die beiden Porträts des Dr. Luther, von Hopfer und von Altdorfer, zwei baierischen Meistern. Die beiden Beham versuchten den Grabstichel wieder in weltlichen Darstellungen, eine Judith und eine Leda zeigten uns zwei unter ihren Blättern; von jenen auch Porträts Kaiser Karl's und Kaiser Ferdinand's. Von Pencz, ebenfalls einem nürnberger Künstler, sahen wir eine ganze Reihe weltlicher Scenen, von Brosamer war ein Stück, Salomo's Abgötterei, hervorzuheben. Vom nürnberger Meister Hirschvogel wurde uns der erste Versuch des Grabstichels in der Landschaft vorgeführt. Ein Porträt Coligni's, nebst der Scene seiner Ermordung in der Bartholomäusnacht, von Amman, und ein Stück von de Bry, der Triumph Christi nach Tizian, waren sonst noch die hervorstechendsten Leistungen in erster Epoche, welche die Dürer'sche Zeit mit ihren Vorläufern und Nachfolgern umfaßte. In der Epoche des 17. und 18. Jahrhunderts zog uns ein Porträt Dürer's, von Killan, an. Von einem alten Danziger Künstler, J. Falck (geb. 1629, gest. 1709), gewiß einem Vorfahren des bekannten Johannes, sahen wir ein vortreffliches Porträt der Königin Christine von Schweden. Zwei Blätter von Hainzelmann, einem Baiern, und von Frey, einem Schweizer, der in Rom starb, waren von hervorstechendem Werth, das eine die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht, das andere die Communion des heil. Hieronymus, nach Dominichino, darstellend. Die dritte Epoche, das 18. und 19. Jahrhundert in Werken verstorbener Künstler umfassend, führte uns sofort zu zwei Meistern ersten Ranges, Georg Friedrich Schmidt (geb. in Berlin 1712, gest. 1775) und Johann Friedrich (s der Katalog sagt G.) Wille (geb. 1717 in Königsberg, gest. 1808 in Paris). Beide arbeiteten nach Werken der niederländischen Malerei; dies bestimmt und charakterisirt den Werth ihrer Leistungen. Von Schmidt fanden wir mehrere seiner Sachen nach Rembrandt, unter anderm die Prinzessin von Orange, die Judenbraut, den Tobias; von Porträts das Bild Mignard's und jenes Malers, den man den großen La Tour nannte, ein Kopf von strotzender, üppiger Lustigkeit, das Genie in Gestalt eines fröhlichen Gauners. Unter den Blättern von Wille heben wir les offres reciproques, nach Dietrich, das Familienconcert, nach Schalken, wo der eine mit der linken Hand die Geige spielt, die väterliche Ermahnung Terburg's, und das Porträt des Grafen Saint Florentin, nach Tocqué, heraus. — Wille's Schüler war der ausgezeichnete Würtemberger Johann Gotthard von Müller, der 1833 in Stuttgart starb. Vier Blätter boten sich uns dar von ihm, darunter herrliche Stiche der Raffael'schen Madonna alla sedia, der h. Cäcilie nach Dominichino, und der Tod des General Warren in der Schlacht von Bunkers-Hill, nach Trumbull. An dieses Blatt schloß sich ein anderes Stück, ebenfalls nach Trumbull, den Tod des General Montgomery in der Schlacht bei Quebeck darstellend, von Clemens, eines der trefflichsten Blätter, welche der Grabstichel geliefert. Ein zweiter Müller, gleichfalls Würtemberger (gest. 1816), ist Karl Friedrich, der sich nicht minder den Meistern ersten Ranges in seiner Kunst anreiht. Von ihm fanden wir die Raffael'sche Sixtina und Dominichino's Johannes in der Entzückung aufgestellt. Vor Allem aber wendeten wir uns mit Liebe, ja mit einer gewissen Zärtlichkeit zu den Sachen Chodowiecki's, weil er uns in Kostüm und Charakter das Zeitalter unserer Altvordern so liebenswürdig getreu darstellt. Dieser Meister war mehr als Techniker, mehr als Copist der Gestalten der Malerei, er war wirklich erfinderischer Künstler, in idyllischen und tragischen Scenen ein tiefsinniger und zarter Kenner der menschlichen Seele. (Geb. 1726 in Danzig, gest. 1801 in Berlin.) Von größeren Blättern fanden wir einen frühern Druck seines Calas, vom Jahre 1767, die große Abschiedsscene des Gefangenen im Kerker, den die Seinigen und die Wachposten umringen, mit der Unterschrift: je crains Dieu et n'ai point d'autre crainte. Ferner Ziethen, vor seinem Könige sitzend, und endlich Chodowiecki's eigene Gestalt mit zwei andern seiner Zeitgenossen, der Künstler selbst in der ganzen wohlbeleibten und jovialen Grandezza des liebenswürdigen Biedermannes von damals.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 143. — den 24. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Fortsetzung.)

„Sei nicht so kühn in Deinen Versicherungen," sagte der junge Ritter, den Saum ihres Kleides küssend, „Du weißt noch nicht, was der Rath gelehrter Priester und Staatsmänner, die Ueberredungskunst liebender Freunde vermag."

„Ich habe keine Freunde außer Dir," sagte die Prinzessin. „Höre, ich will Dir schwören mit dem entsetzlichsten Eid, den je eine menschliche Zunge geschworen!"

„Ich verlange keinen Schwur," rief der edle Sachse, „ich will nicht Schuld auf Deine Seele häufen, Dein Wort genügt mir."

„Nein, es genügt nicht," fuhr Maud fort, „sonst würdest Du mich nicht so besorgt und ängstlich anblicken. So schwöre ich Dir denn bei meiner Liebe, wenn je Bitten, Ueberredung oder Gewalt mich vermögen sollten, meine Neigung zu Dir aufzugeben, wenn je ich Hand und Herz einem andern reichen sollte als Dir, so möge der Gott der Rache mich mit dem Fluch jener Unglücklichen im Spital vor uns treffen, und mich unrein, ein Ekel der Menschheit, umkommen lassen in dem Entsetzen und Elend der Aussätzigen!"

Während Mathilde diese schrecklichen Woete sprach, erhob sie als Bestätigung derselben ihre hellblauen Augen und die weiße Hand zum Himmel, und Sir Kenrie fand während einiger Augenblicke keine Antwoet.

„Genügt dieser Eid Dir noch nicht?" stammelte Mathilde endlich, durch des Ritters Verstummen verletzt.

„Ich kenne noch einen stärkern Eid," antwortete der Geliebte mit sanfter Stimme.

„Einen stärkern?" rief Mathilde erröthend.

„Es gibt einen Schmerz, der jeden Schmerz des eigenen Körpers übeeagt," nahm Keneie das Wort, „und wenn ich mich mit unlösbaren Banden hätte binden wollen, so würde ich den Fluch auf ein geliebtes Haupt geleitet haben, erst dann scheint mir der Vertrag auf ewig geschlossen."

„Nun, so flehe ich denn den Allmächtigen an," rief Mathilde, die entschlossen war, den Geliebten ganz zufrieden zu sehen, „daß wenn ich mein Gelübde der Treue Dir breche, das Wesen, das mir auf Erden das theueeste ist, in jener Zufluchtsstätte des Elends leben und sterben möge."

Tief erschüttert durch die Großmuth dee Kaiserin riß Kenrie das schöne Weib an seine Brust, und ein Freudenstrahl in Mathildens Augen verkündete deutlich, wie sehr sie sich selbst ihrer Hingebung freute. Sie war an die Pracht und die Attribute des königlichen Lebens gewöhnt, und hatte empfunden, wie wenig dieselben geeignet das Glück zu verleihen, welches ihr jetzt unter dem Einfluß einer edlen Neigung zu Theil geworden wae.

In diesem Augenblicke der schönsten Wonne erschien Fräulein Ada, um die Liebenden daean zu erinnern, daß die Sonne schon am Horizont verschwunden sei, und in der heiteesten Stimmung wandelten sie Hand in Hand



Digitized by Google

den Hügel von Janval hinab, ohne dem schattigen Orte, dem einzigen Zeugen des feierlichen Versprechens, welches Mathilde von England geleistet, einen Abschiedsblick zuzuwenden.

Bei ihrer Ankunft mit dem königlichen Gefolge im Schlosse Arques war Alles Verwirrung, selbst auf wiederholtes Rufen des Stallmeisters der Kaiserin vergaß der Thürmer die Fallbrücken herabzulassen, so sehr war er mit einer Schaar von Männern, welche im entferntesten Thal heranmarschirten, beschäftigt. Bei ihrer Annäherung wies sich zwar ihre Absicht als friedlich aus, denn sie trugen die vereinten Farben von England und der Normandie; und während die Befürchtungen des Wächters sich legten, erwachten die der Kaiserin; vielleicht brachte diese Schaar Nachricht vom König; vielleicht verkündigte sie seine Ankunft.

Sie hatte kaum ihr Zimmer erreicht, als das Wachthorn ertönte, und der Bischof von Avranches, in König Heinrich's Namen, mit einem Auftrage von demselben, eine Audienz begehrte.

Er überbrachte nicht nur einen Brief voll väterlicher Ermahnungen, sondern auch den strengen Befehl, den Bischof sogleich zu begleiten, da wichtige Mittheilungen ihrer harrten. Eine zweite Ordre ertheilte dem Bischof die Vollmacht, im Schlosse Arques nach Willkür zu schalten als Vormund der Erbin von England, welche bis zur Vereinigung mit ihrem Vater sich nach seinem Gutachten zu richten habe. Demzufolge hatte er schon die Sänfte und eine bewaffnete Eskorte bestellt, um mit dem Tage aufzubrechen, und bis dahin war der Majestät verboten, das Zimmer zu verlassen.

„Wie! ich eine Gefangene!" rief Mathilde zornig dem Bischof entgegen, „woher diese plötzliche Strenge meines Königs? Vergißt Se. Majestät, daß ich, wenn auch seine Tochter und Mündel, doch die freie Witwe eines gesalbten römischen Kaisers bin?"

„Hier in der Normandie, wo Ew. Majestät noch nicht als Nachfolgerin des Königs anerkannt ist, gilt die eigenhändige Unterzeichnung seines Namens ohne Widerrede," sagte der Bischof, „und obgleich ich nur ungern mir das Mißfallen einer so schönen Fürstin zuziehen möchte, so muß ich doch Ew. Majestät bitten, sich dem geringen Uebel willig zu unterwerfen, um ein größeres zu vermeiden. Morgen also mit Tagesanbruch."

Mathilde war nicht gewohnt, solche Sprache zu vernehmen, und blieb lange stumm und regungslos in ihrem Sessel; Niemand kam ihr zu Hülfe, aller Verkehr mit ihren Damen war abgeschnitten, Wachen waren an den Treppen und vor allen Thüren ihrer königlichen Zimmer aufgestellt; sie war eine Gefangene. Böse Zungen hatten den König Heinrich von ihrem Thun und Treiben in Kenntniß gesetzt, und seine Rache sollte nun auf ihr Haupt fallen.

Die Nacht brach ein, statt der Damen ihres Gefolges erschienen zur gewöhnlichen Schlafzeit zwei Nonnen, welche die Kranken des Schlosses pflegten.

„Begebt Euch zur Ruhe," flüsterte die jüngste der Nonnen ihr zu, als sie sich niederbeugte, um die gestickten Pantoffeln auszuziehen, „Ihr bedürft der Kraft, denn fernere Prüfungen harren Euer."

Mathilde ahnete aus dieser Rede, daß ihr Mitschuldiger in Gefahr sei, sie stürzte nach der Thür ihres Zimmers, und verlangte laut rufend eine Unterredung mit dem Ritter Harcourt, oder dem Bischof von Avranches; die kreuzenden Speere der Schildwachen waren aber die einzige Antwort, die sie erhielt.

Mathilde war vom Glück verwöhnt, und das Unglück konnte leicht sie darniederdrücken. Bald schmähte und drohte sie dem König und seinen Helfershelfern, bald flehte sie die Heiligen an um Schutz; die hochmüthige Tochter der Königin Mathilde vergaß ihre Würde, sie hatte weder Vertrauen in die Festigkeit ihres Vorsatzes, noch in die Liebe ihres Vaters. Sie begriff die Strenge des Königs, denn sie war durch ihre Neigung zu dem sächsischen Ritter in ihrer eigenen Meinung gesunken.

Die frommen Schwestern wachten die ganze Nacht hindurch bei dem Lager der jungen Fürstin, und mit Tagesanbruch erschien der Prälat, um sie unter seine Obhut zu nehmen.

Widerstand wäre vergebens gewesen, und Mathilde weilte nur noch, um den Nonnen eine reiche Spende zurückzulassen mit der Bitte, für sie zu beten; dann ließ sie den Schleier niedersinken, um die Thränen zu verbergen, die sie nicht zurückdrängen konnte, als sie in der Sänfte an den dichten Reihen der Soldaten vorübergetragen ward. Die Thore öffneten sich, die Zugbrücken sanken nieder, und die Erbin des englischen Thrones verließ die düstern Mauern der Festung, deren Thürme vielleicht auf das Gefängniß oder auf die verstümmelte Leiche des treusten Ritters der Christenheit, auf Sir Kenric von Ceoreil herabschauten.

---

### 3.

Nach drei Tagereisen gelangte Heinrich's Tochter bei ihrem Vater an. Kein Schlaf war in ihre Augen und

Digitized by Google

keine Speise über ihre Lippen gekommen, Todesangst hatte sich ihrer Seele bemächtigt, sie fürchtete nicht allein für den Freund, sondern auch für sich selbst. Wer konnte wissen, wie weit Heinrich's Zorn gehen werde, wenn er entdecken sollte, daß die Tochter, die er zu kaiserlichem und königlichem Stand erhoben, sich in den Armen eines englischen Ritters vergessen habe.

Je mehr die unglückliche Prinzessin sich Rouen näherte, um desto größer war ihre Furcht. Sie war auf ein strenges Verhör gefaßt, sie erwartete vom Vater zurückgestoßen, zu ewiger Einsamkeit und von der Höhe des englischen Thrones verwiesen zu werden, und daß Robert, der Earl von Gloucester, der illegitime, doch Lieblingssohn des Königs, ihre Stelle einnehmen werde, und als sie von weitem die Standarte Englands erblickte, ward ihr Herz noch muthloser, und mehr todt als lebendig ward sie aus der Sänfte zu den Thoren des Palastes hereingetragen. Sie wußte kaum, was um sie vorging, und sah nicht, daß die Truppen, die ihr zu Ehren aufmarschirten, sie, die Lanzen neigend, salutirten, noch, daß der Bruder Gloucester sie in seinen Armen empfing, und vor den König führte. Groß war aber ihr Erstaunen, als König Heinrich selbst, im Staatskleid und von den Edeln seines Hofes umgeben, auf der Schwelle der großen Halle ihr entgegen kam, und statt sie als Sünderin und Fehlende anzureden, sie als seine geliebte Tochter und Kaiserin in Rouen begrüßte.

„Du hast Dich sehr geeilt, Maud," sagte der König, indem er die Kaiserin nach dem obern Ende der Halle führte, wo ein Thronhimmel für sie errichtet war, „und Deine Müdigkeit läßt sich leicht erklären. Du mußt deshalb auch die Abwesenheit des Bräutigams entschuldigen, der nicht darauf rechnen konnte, Dich zur Unterzeichnung des Heirathscontracts vor Morgen hier zu finden. Doch tröste Dich, morgen wird Geoffrey von Anjou und sein Vater hier sein, und zu Mittag ist Festmahl und Verlobung."

Der König ließ sie bei dieser plötzlichen Nachricht den harten Druck der eisernen Hand fühlen, womit er sie führte, damit sie nicht allzugroßes Erstaunen verriethe. Ein tiefer Seufzer entwand sich jedoch den Lippen des unglücklichen Weibes, und sie sank bewußtlos zur Erde, und während der Herzog von Gloucester sie nach ihrem Zimmer trug, entschuldigte der König das Uebelbefinden der schönen Reisenden vor dem ganzen Hof mit der Ermüdung und Aufregung des Tages.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der leipziger Kunstverein.

(Beschluß.)

Ein beneidenswerthes Besitz sind die 12 kleinen Blätter Chodowiecki's zu Gellert's Fabeln und die 8 Blätter aus der Folge von Sophiens Reisen, die Geschichte des Predigers Groß entwickelnd. Hier habt Ihr die ganze Anmuth des deutschen Zopfs und der deutschen Dorfmeuse, den ganzen Zauber, der in diesem Verein von pedantischer Ehrenhaftigkeit und naiver Naturlust liegt, wie ihn Werther, der Schwärmer im blauen Frack mit gelber Weste, und Lotte, die idyllische Gestalt im Reifrock repräsentiren. Chodowiecki hat sein Zeitalter so unschuldig und doch so durchdringend und fest in seinen Blättern abgeschildert. — Sollen wir noch auf einige Stücke aus jener Epoche verweisen, an denen uns theils ihr Gegenstand, theils ihre Technik beschäftigt, so nennen wir ein Porträt Spalding's von Bause (gest. 1814 in Weimar), eine Claude-Lorrain'sche Landschaft von Gmelin (gest. 1821 in Rom), ein Porträt des Grafen Ignatius Arcaramboni von Stölzel d. Ä. (geb. 1751 in Dresden), zwei Stiche vom darmstädter Heß (gest. 1828 in München), Rembrandt's Christus, die Kinder segnend, und Dow's Charlatan, und die Stücke von Ulmer (geb. in Ansbach, gest. 1826 in Frankfurt). — Von lebenden Künstlern machen wir namhaft: Amsler und Merz in München; von jenem ein Blatt aus Alexander's Triumphzug nach Thorwaldsen und das Titelblatt zu den Nibelungen nach Cornelius; von diesem das Weltgericht nach Cornelius, und das Narrenhaus nach Kaulbach. Von Thäter in München: Kaulbach's Kampf zwischen Sachsen und Franken, ein unvollendeter Probedruck. In Wien lebende Künstler, Rahl und Stöber; von jenem Fra Bartolommeo's Darstellung im Tempel und Pordenone's Justina; von diesem zwei Stahlstiche nach Danhauser. Von Agricola, ebenfalls in Wien: Raffael's Madonna im Grünen und Holbein's Madonna mit dem Kinde. Unter den Berlinern: Caspar, Tizian's Tochter nach Tizian; Lüdwig, Lessing's trauerndes Königspaar und Raffael's heil. Michael; Mandel, Hildebrand's Krieger mit dem Kinde, Pollak's italienischer Hirtenknabe mit dem gottvoll schönen Gesicht, aber leider mit verrenktem Fuß, und Bega's Lurley. Von Keller in Düsseldorf: Hübner's Roland, der die Prinzessin Isabelle aus der Räuberhöhle befreit, Steinle's Christusknabe und Overbeck's segnender Christus. Vor Allem aber konnten die vier Blätter von Felsing in Darmstadt: Bendemann's Mädchen am Brunnen, Overbeck's heil. Familie, Steinbrück's Genovefa und Andrea del Sarto's Madonna del Trono, als Musterstücke gelten, um an ihnen wahrzunehmen, wie weit es der deutsche Stahlstichel in der Charakterzeichnung der Gestalten und zugleich in der weichen, warmen Abdämpfung der Töne gebracht hat.

Die zweite Abtheilung der Zusammenstellung enthielt geätzte Blätter oder Radirungen der deutschen Maler. In dieser Gattung eröffnete Dürer ohne Vorläufer den Reigen. Aus dem achtzehnten Jahrhundert fanden wir Sachen vom dresdner Dietrich, diesem universellen Schnellkünstler und modernen Fa-presto, (gest. 1774 in Dresden), ein Stück von Oeser (gest. 1799 in Leipzig), von S. Geßner (geb. 1730 in Zürich, gest. 1788) mehrere Vignetten, Landschaf-

Digitized by Google

ten und Waldidyllen im Rococostyl. Von Philipp Hackert, dessen Leben Goethe herausgab (geb. 1737 zu Prenzlau, gest. 1807 in Florenz), ein merkwürdiges Stück aus der Folge seiner neapolitanischen Ansichten, im Vordergrunde nichts als einen Baum darstellend, und doch die ganze üppige Verschwendung südlicher Vegetation athmend. Hirt und Ziege, hinten der See, sind nebensachlich; die Majestät des Baumes, in dessen Zweiggewirr sich die Weinrebe mit leidenschaftlicher Hast verschlingt, reißt gleichsam alle Productionskraft der Natur an sich; Thier- und Menschenwelt fallen in ein mattes Nichts zurück. So ist der Süden, wo die Natur den Menschengeist bewältigt und überflügelt. — Von Angelica Kauffmann (geb. 1742 in Graubündten, gest. 1807 in Rom) sahen wir ein werthvolles Blatt, das Porträt Winkelmann's, mit der Jahreszahl 1764, mithin, da er 1717 geb. war und im Juni 1768 in Triest ermordet wurde, im 47sten Jahre seines Lebens. Man sieht es dem schönen Kopfe an, daß er leidenschaftlich mit den Grazien verkehrte, Spuren des Tiefsinns und Spuren des Genusses laufen in den Gesichtslinien durch einander. Er hat das Kostüm des Zeitalters abgelegt, die Perrücke seines Jahrhunderts fortgeworfen. Man sieht nur wenige Porträts von damals mit dieser kecken Entschiessenheit, der Sitte zu trotzen und den Schein der Barbarei auf sich zu laden. Ich erinnere mich des Bildes von Heinse-Ardinghello in der Gleim'schen Galerie von Zeitgenossen, die Dr. Körte in Halberstadt besitzt. Unter all den vielen Perrücken ist Heinse der einzige Naturkopf, und Vater Gleim mußte dies Bild lange Zeit vor den Augen der Beschauer verstecken; erst der jetzige Besitzer zog es aus dem Gerümpel hervor. — Von Friedrich Müller, genannt Maler Müller (geb. 1750 in Creuznach, gest. 1825 in Rom), hatten wir ein in technischer Hinsicht grob verbliebenes humoristisches Blatt, voll schaefer Zeichnung und voller Streben nach Charakteristik. — Wer das alte München lieb hat, konnte sich an zwei Blättern von Dominic Quaglio (gest. 1836) erfreuen, die den Marktplatz und das sendlinger Thor daselbst zur Erscheinung brachten. — Von Sachen Jetztlebender nahmen die Blätter von Gall in München, Schröder, Sonderland, Schirmer, Lessing, Bendemann, Jordan, Kretschmer, v. Normann in Düsseldorf, Vollmer in Hamburg, theils zu Reinick's Malerliedern, theils zum düsseldorfer Album deutscher Künstler gehörig, das lebendigste Interesse in Anspruch. Von Busse in Rom sahen wir den Christmorgen, nach Oehme, in zwei mehr und weniger vollendeten Probedrücken, Musterstücken, an denen sich bewundern ließ, welche Wärme und weiche Fülle die Kunst der Radirung in landschaftlichen Stoffen zu erreichen weiß.

## Correspondenz.

### Aus Dresden, vom 1. Juli.

[Die Hofbühne; Heckscher und Emil Devrient.]

Hr. Heckscher, welcher seit sieben Jahren, wo er bei dem hiesigen Hoftheater als Mitglied für das Fach der ersten Liebhaber und Helden engagirt worden, der Liebling des Publikums gewesen ist, hat seinen Contract gekündigt und ist bereits, wie wir vernehmen, abgereist, um in verschiedenen größeren Städten Nordbeutschlands einen Cyclus von Gastrollen zu eröffnen. Wenn wir auch nicht ganz unbedingt die Meinung Tieck's über ihn: daß er das größte Talent unter den Mitgliedern des dresdener Hoftheaters gewesen sei in Bezug auf einige ältere Kunstgenossen theilen können, so gelang es ihm doch nicht selten, Hrn. Emil Devrient im Zusammenspiele zur Aufbietung aller Kräfte zu nöthigen, um nicht von dem mächtigen Nebenbuhler verdunkelt zu werden. Durch diese Rivalität war es allein möglich, daß das rezitirende Schauspiel in Dresden seine klassischen Abende erlebte. Wer Hrn. Heckscher in Don Carlos in der Rolle des Marquis Posa und Hrn. E. Devrient in der Titelrolle und wieder an einem Abende beide in den gewechselten Rollen, und so in verschiedenen Schauspielen beide einander gegenüber gesehen und gehört hat, der weiß, daß er die schönsten Leistungen der classischen Schauspielerschule erlebte. Wenn nun nicht sehlen konnte, daß die beiden Nebenbuhler um Ruhm und Ehre sich auch im Privatleben einander weniger günstig gegenüberstanden, so hätte um so mehr die Intendanz kräftig das Gleichgewicht zwischen Beiden zu halten gehabt. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Intendanz lange genug dieses wechselseitige Verhältniß aufrecht zu erhalten gesucht hat. Dieses wurde ihr endlich durch Herrn E. Devrient unmöglich gemacht, welcher sich ein Privilegium auswirkte, daß er nur die Rollen zu spielen nöthig hätte, welche er sich selbst gewählt habe. Seitdem sah das Publikum sehr selten Stücke, worin die Rolle des Herrn E. Devrient den Beifall mit einer andern zu theilen hatte. An die Tagesordnung kamen: „die eiserne Maske," „der Mulatte," „Richard's Wanderleben," „Eugen Aram," „Savage," „Herz und Welt" und endlich die lange Reihenfolge französischer Gerichte, in die deutsche Schüssel gebracht von unserem Theodor Hell. Dresden hat einen neuen Tempel fürs Schauspiel erhalten, aber nur zwei Gottheiten: der ewig vergnügliche Vater der Vespertine und der elegische Sohn des Rührspiels, — düefen darin walten. Daß Herr Heckscher in fröhlicher Ungeduld dem Monopole erst lustig den Krieg erklärt und, da die offene Waffe vor dem Publikum im Theater mit einer andern hinter den Coulissen vertauscht worden sein mochte, sich zurückgezogen hat, ist zu erwarten gewesen. Dresden jedoch hat in ihm einen Schauspieler verloren, welcher für die ernste Tragödie die herrlichsten Mittel zu bieten und zu gebrauchen verstand. Unter den jüngeren war er der Einzige, welcher mit poetischem Schwunge seinen Aufgaben gewachsen war und das elegisch erschlaffte Publikum noch zur Begeisterung für die heroischen Gestalten des ernsten Dramas hinzureißen wußte. Besonders groß ist er in allen Rollen, wo das Heldische mit Charaktergröße verbunden ist. Sein Marquis Posa, Wallenstein, Tellheim werden eben so wohl wie sein Oheim und sein alter Student hier für alle Liebhaber des Theaters unvergeßliche Leistungen bleiben. △.

## Druckfehler.

In Nr. 141. S. 563. Sp. 2. 11te Z. von oben lies Weisheit statt Wildheit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 4. — den 24. Juli 1841.


Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

---

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Münchhausen.

Eine Geschichte in Arabesken.

Von **Karl Immermann.**

4 Bände. 2te wohlfeile Ausgabe in farbigem Umschlag geheftet. 4 Thlr. 15 Sgr.

Die Anerkennung, welche dieses Werk von so vielen Wortführern unsrer Zeitschriften erhielt, hat sich auch thätig bewährt, indem die erste Auflage in sehr kurzer Zeit vergriffen ist. Es scheint, daß hier einmal wieder ein Nationalwerk, welches dem vielseitigen deutschen Sinne Genüge leistet, jedem Stande und jedem Alter etwas gewähret, entstanden ist. Der Verleger glaubte es daher auch einem größern Kreise von Lesern zugänglich machen zu müssen, indem er diese neue (wie es schon der inzwischen erfolgte Tod des leider zu früh verstorbenen Verfassers mit sich brachte), dem Inhalte nach unveränderte Ausgabe zu einem, fast auf die Hälfte ermäßigten Preise veranstaltete.

---

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

## Gellert's sämmtliche Schriften.

Neue rechtmäßige Taschenausgabe

in 6 Bänden.

**Mit Gellert's Bildniß**

in Stahlstich von Karl Barth.

Broschirt. Preis: $2^{1}/_{2}$ Thlr.

Leipzig. **Weidmann'sche Buchhandlung.**

---

Bei G. Fincke in Berlin ist erschienen:

## Des Aischylos Werke

übersetzt von

**Dr. Droysen.**

Zweite Auflage.

1¼ Rthlr.

---

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Indische Gedichte

in deutschen Nachbildungen von

**Albert Hoefer.**

**Erste Lese.**

Gr. 12. Geheftet. 1 Thlr.

**Alle Freunde der Poesie werden auf diese interessante Sammlung aufmerksam gemacht. Eine zweite Lese folgt bald.**

Leipzig, im März 1841.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlag der **J. F. Cast**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Giraudolen

von

**Heribert Rau.**

Zwei Bände. Schönstes Velinpapier, eleg. broschirt.

Preis 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Ein Cyklus anmuthiger und interessanter Novellen, Erzählungen und Gedichte, die ihren Reiz nicht allein durch interessante Verwicklung von Begebenheiten, sondern auch durch die feine und wahre Zeichnung der Charaktere, die darin auftreten, erhalten und den Verfasser, der bereits durch in verschiedenen Journalen zerstreute Aufsätze bekannt, als einen feinen Kenner des menschlichen Herzens und als einen scharfen Beobachter des Lebens bekunden. Zur näheren Bezeichnung heben wir einen Theil des Inhalts hervor:

Erster Band: Der Engel der Gerechtigkeit (Novelle). — Der Regent. — Jean Calas (eine historische Skizze). — Sehnsucht der Liebe. — Die verhängnißvolle Kiste (Novelle). — Geistesfreiheit. — Der Untergang der Tempelherren (historische Skizze). — Aus des Teufels Wanderbuch.

Zweiter Band: Die Wahnsinnige (Novelle). — Washington Irwings erste Liebe (Erzählung). — Der Dichter. — Der Pole. — Folgen des Meineids, oder die Eroberung Roms durch die Deutschen (historische Skizze). — Der Heirathszwang (lyrische Oper). — Die drei Weihnachtsabende. — Das grüne Männchen.

Digitized by Google

## Notiz.

Ich fühle mich zu der Erklärung bewogen: daß ich meine, seit fünf Jahren mit dem „Berliner Figaro" bestandene literarische Verbindung gänzlich aufgelöst habe, und in genannter Zeitschrift hinfort keine Beiträge mehr von mir erscheinen werden. Bei diesem Anlaß bemerk' ich auch, zur Aufhellung so mancher Mißverständnisse: daß ich schon seit Juli 1839 aufgehört, der Haupt-Mitarbeiter des „Figaro" zu sein, und daß während dieser Zeit durchaus nur diejenigen Artikel im „Figaro" von mir verfaßt worden, die ausdrücklich mit meinem Namen oder dessen Anfangs-Buchstaben unterzeichnet waren. — Befreundete Redaktionen sind um gefällige Aufnahme dieser Zeilen gebeten.

Berlin, im Mai 1841.

Friedrich Adami.

---

Bei J. C. B. Mohr in Heidelberg ist so eben erschienen:

## Schilderungen

aus

# Ostindiens Archipel

von

**F. Epp,**

Doctor der Medicin, Königl. Niederl. Sanitätsofficier.

Mit 9 Abbildungen und 1 Charte in Steindruck.

gr. 8. geh. Preis 1 Rthlr. 16 Ngr. (12 gGr.) oder 2 fl. 42 kr.

*Inhalt:*

Reise nach Ostindien. Die Rhede von Helvoetsluis. — Reisegefährten. — Abreise aus Europa. — England. — Unruhen. — Sturm — Seekrankheit. — Der nordatlantische Ocean. — Zeitverkürzung. — Seegeschöpfe. — Die Linie. — Die Princessin Mariaane. — Fliegende Fische. — Der südatlantische Ocean. — Albatros. — Die Südsee. — Der achtzehnte November. — Sanct Paul. — Java. — Batavia. — Reise nach Banka. — Rückkehr nach Java. — Reise nach Padang. — Padang. — Reise nach Baros. — Rückkehr nach Java. — Rückkehr nach Europa. — Das Cap der guten Hoffnung — Port Natal. — Fortsetzung der Reise. — Banka und seine Erzeugnisse. Vorerinnerung — Geographische Verhältnisse. — Fauna. — Einwohner Oranggunong. — Wohnplätze der Banksnesen. — Orang-laut. — Orang-kling. — Chinesen. — Volksfeste. — Die Zinaminen. — Statistische Verhältnisse. — Geschichte. — Lebensweise der Europäer auf Banka.

---

Im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

*Merry Andrew's Jestbook*

or

# 1001 Anecdotes

for the amusement

of every body knowing engliah.

fl. 8. brosch. Preis ½ Thlr.

---

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Mittheilungen

über

# Göthe.

Aus mündlichen und schriftlichen gedruckten und ungedruckten Quellen.

Von

**Dr. Friedrich Wilhelm Riemer,**

Großherzogl. Sächsischem Geheimen Hofrathe und Oberbibliothekar.

Zwei Bände. gr. 8. geh. Preis 5 Thaler.

---

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen, und in jeder Buchhandlung vorräthig:

## Schriften

von

## O. L. B. Wolff.

### Romane, Novellen und Erzählungen.

Gesammt-Ausgabe.

Schillerformat in circa 10 bis 12 Bändchen à 250 bis 300 Seiten auf schönstem Druck-Velinpapier. Subscriptionspreis 16 Ngr. (12 gGr.) pro Bändchen. Nach Vollendung des Ganzen tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Inhalt: Die Gesammt-Ausgabe wird des Verfassers auserlesenste Romane und Erzählungen, wie z. B. **der jüdische Arzt; der Schiffskoch; Italien und Deutschland; Lebensbilder; Mirabeau und Sophie; Moderne Mährchen und Sagen; das Tagebuch eines Hoflakaien; Dante's Tod; Abälard und Heloise, Novellen, Erzählungen** u. s. w. umfassen.

Jena, 1841.

Die Verlagsbuchhandlung von
**Friedr. Mauke.**

---

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Scipio Cicala.

**Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe.**

Vier Bände.

8. 6⅔ Thlr.

Der große Beifall, den dieser ausgezeichnete Roman bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1832 erhielt, wird gewiß auch dieser zweiten ganz umgearbeiteten und mit vielen erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe zu Theil werden.

Von demselben Verfasser erschien bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 1834. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

**F. A. Brockhaus.**

Digitized by Google

## Für Freunde der Tonkunst

erschien so eben im Verlage von F. H. Köhler in Stuttgart, und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

# Grosses Vocal- und Instrumental-Concert.

## Eine musikalische Anthologie.

Herausgegeben von E. Ortlepp.

Preis jedes Bändchens, elegant geheftet, 24 Kr. rhein. oder 7½ Sgr.

Bisher vermißte man gänzlich ein Werk, welches das Interessanteste aus dem ganzen Gebiete der Tonkunst in geistreich unterhaltender Weise zusammenfaßte, und dieß war die Veranlassung, eine Art **musikalisches Universalbuch** zu liefern, welches mit Vermeidung aller trocknen Belehrungen oder Erklärungen das freie geniale Element der herrlichen Kunst auch auf gleiche Art in den Darstellungen walten ließe. Der Inhalt dieser neuen musikalischen Unterhaltungs-Bibliothek besteht daher nur aus gediegenen, oft classischen Aufsätzen, bespricht die größten musikalischen Erscheinungen, giebt die merkwürdigsten Aufschlüsse über das Leben großer Künstler, abwechselnd mit humoristischen Stoffen, geistvollen Sentenzen, Kritiken, Anekdoten, Briefen u. s. w. u. s. w. Es war unser Zweck, hier das Beste zu geben, was je über Musik geschrieben worden ist. Jede Seite bietet dem Freund der Tonkunst die interessanteste Unterhaltung; der Reichthum an Material ist so groß und wichtig, daß sich ohne Uebertreibung sagen läßt, daß kein Musiker und Dilettant, oder wer sonst an Musik Interesse nimmt, diese Lektüre entbehren kann, wie am besten die folgende Uebersicht des Inhaltes einiger Theile darthun wird:

### Inhalt des ersten Bändchens.

1) Interessante Notizen über Mozart. 2) Sprachreinigung. 3) Anekdoten. 4) Concert-Ankündigung. 5) Gedanken über Opernmusik. 6) Miscellen und Bemerkungen. 7) Schreiben Mozarts an den Baron von ***. 8) Musikalische Verkehrtheit. 9) Musikalische Curiosität, von Wendt. 10) Anekdoten. 11) Kreisleriana, von Hoffmann. 12) Bruchstücke aus Beethovens Leben. 13) Die Wunder der Tonkunst, von Wackenroder. 14) Riesenbaßgeigen. 15) Anekdoten. 16) Brief des Boeons Walborn, von Hoffmann.

### Inhalt des vierten Bändchens.

1) Carl Maria v. Weber, von L. Rellstab. 2) Anekdoten. 3) Einige Briefe von C. M. v. Weber. 4) Miscelle. 5) Die Virtuosin, von E. Ortlepp. 6) Mendelssohn-Bartholdy. 7) Anekdoten. 8) Musik. Von J. P. Fr. Richter. 9) Noch etwas über Mozarts Requiem. 10) Adelaide, von E. Ortlepp. 11) Naumanns Kindheit. 12) Joh. Kreisters Lehrbrief, von Hoffmann. 13) Anekdoten. 14) J. J. Frohberger. 15) Wie man sonst componirte. 16) Ritter Gluck, von Hoffmann. 17) Lehrn Joseph Berglingers, von Wackenroder. Erstes Hauptstück. 18) Ueber das Alter der Musik. 19) Beethovens Todtenfeier. Von Zedlitz.

### Inhalt des fünften Bändchens.

1) Aus dem Leben der Sängerin Mara, von Rochlitz. 2) Anekdoten. 3) Ueber die große Orgel in Freiburg, von Mundt. 4) Wirkung der Musik auf Kranke. 5) Drei Blätter aus dem Tagebuche eines Reisenden, von L. Rellstab. 6) Spontini. 7) Ueber Glucks Iphigenia. 8) Wirkungen der Musik. 9) Berglingers Leben, von Wackenroder (Schluß). 10) Noch etwas über Mozarts Requiem. 11) Etwas über Gluck. 12) Der Musikfreund, von Hoffmann. 13) Anekdoten. 14) Biographie von Auber. 15) Die Flöte. 16) Kunstreise-Paß von Sapphir.

### Inhalt des sechsten Bändchens.

1) Don Juan, von E. T. A. Hoffmann. 2) Ries und seine Pianoforte-Compositionen. 3) Kurzer Abriß von Glucks Leben. 4) Anekdoten. 5) Aus Fröhlichs Kritik der neunten Symphonie von Beethoven. 6) Anekdoten. 7) Zur Geschichte der Costroten, von Becker. 8) Nachricht von einem gebildeten jungen Mann, von Hoffmann. 9) Drei Briefe von C. M. von Weber. 10) Etwas über Mozart als dramatischen Componisten, von Sievers. 11) Anekdoten. 12) Seyfrieds Freundschaftsverhältniß zu Beethoven. 13) Nationalismus in der Musik, von Neuenburg. 14) Miscelle. 15) Logogryph. 16) Gretry's Leben. 17) Zingarelli. 18) Prochs Lieder-Compositionen. 19) Miscellen.

---

## Anzeige für Freunde deutscher Klassiker.

So eben ist bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Abr. Gotth. Kästner's

gesammelte

Poetische und Prosaische

# Schönwissenschaftliche Werke.

1r Theil, Velinpapier, broschirt, mit dem Bildniß des Verfassers. Subscriptions-Preis (ohne Vorausbezahlung) für alle 4 Theile nebst der Biographie des Verfassers. 2 Rthlr.

Im Herbst des laufenden Jahres werden alle 4 Theile in den Händen der Käufer sein.

---

# Polytechnisches Centralblatt

(Redacteur: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weselig).

7. Jahrg. f. 1841. No. 20—36. mit 132 Abbildungen.

Uebersicht der neueren Fortschritte in der Photographie. — Fyfe's Versuche über die Leuchtkraft und Heizkraft des Steinkohlengases bei Anwendung verschiedenee Brennee, ond über die Anwendung des Gases als Wärmequelle. — Versuche über die abstossende und anziehende Kraft der Magnete in der Entfernung, im Verhältniss zo ihrer Tragkraft, von Cramer. — Ueber Alaun-Incrustationen. — Elektromagnetische Maschinen. — Bleichung der Papiere. — Darstellung der Fabrication der Stearinsäurekerzen, von Jahkel. — Schleifmaschine für alle Kegelschnittflächen, von J. Sehön in Prag. — Rosenrothe Farbe aus Galläpfeln, von Leuchs. — Lebhafte grüne Farbe, nach Leykauf. — Verfahren, um Echtschwarz, Krapproth, Hellroth und Krappviolett, Catechu, Gelb, Grün ond Blau auf einmal aufdrucken und ausfärben zu können, von F. R. Tschepper. — Ueber das Glasiren und Brennen der Ofenkachels nach Hamburger Art, von Stammana. — Ueber das Schweissen und Damasciren von Gold und Silber, von Fournet. — Ueber die Benutzung der Hohofengase nach v. Faber's Methode zu Wasserallingen, von Schönberg. — Beschreibung dee Bäckerei von Moochot frères, von Payen. — Thürschloss v. Bournet. — Verbesserung der Robert'schen Flinte, von Desayau. — Rübenschneidemaschine von Chaussenot jeune. — Ueber Anwendung der Kokskohle in Hohöfen, von Ceamer. — Ueber zinkhaltige Verzinnung des Eisens, von De. Reoss. — Titrirung der Seide. — Befestigung der Mordants auf Kattun. — Abhäutung des geschlachteten Viehes. — Ueber die Prüfong des rohen und verarbeiteten Stabeisens nach Dr. Meyer, vom Maschinendirector Brendel

Digitized by Google

in Freiberg. — Mittel um trübes oder unreines Oi. Papav. zu lautern, von Eglinger. — Unterscheidungskennzeichen fetter Oele, von Seyfried. — Statistik des sächsischen Bergbaues im Jahre 1839. — Ueber zwei Legirungen von Zink und Eisen, welche sich bei Verzinkung des Eisens bilden, von Berthier. — Muhr's Verbesserungen an Schlittschuhen. — Bemerkungen über die Fabrication des Leuchtgases aus Steinkohlen, von Penot, nebst Bericht von L. Schwartz. — Ueber ein neues Reinigungsverfahren für Oele. — Das Verfahren von G. Lindemann in Leipzig, Copal zu Luxusartikeln zu verwenden. — Farbloser Firniss zum Ueberziehen von Gemälden, Landkarten, Musterblättern u. dergl. — Soubeiran und Blondeau über die Prüfung des Olivenöls (Baumöls) auf seine Verfälschung mit Mohnöl. — Ueber das Schwinden des Holzes in der Länge bei der Verkohlung, von Beschoren. — Färbekessel aus reinem Blockzinn. — Schöner rother Ocher für Maler, nach Leykauf. — Färben mit Gallus und Silber, nach Leykauf. — Purpur auf Glas, nach Leykauf. — D'Arcet's Verbesserungen in der Seifenfabrication. — Production des Bergbaues und Hüttenbetriebes im Königreich Preussen im Jahre 1839. — Nordamerika's Bauholz. — Preussische Patente vom Jahre 1840. — Ein Sächsisches Patent. — Ueber die Anwendung des Wasserglases als feuersicherndes Mittel, nach Versuchen von Lüderadorff und From. — Ueber die sogenannten Oelgaslampen oder Lampen mit reflectirenden Hütchen. — Ueber eine neue mechanische Combination, von dem Oberlehrer Dr. Emamann zu Stettin. — Westhead's Maschine zum Schneiden von Knotschek, Leder u. s. w. Charles Arter's Hahn. — Watson's Brechmaschine für neuseeländisches Flachs. — Stoeker's Apparat zu Reinigung der röhrenförmigen Kamine. — Ueber die Behandlung der Druckwaaren mit Ammoniakgas und eine Verbesserung des Kuhkothens, von Hauer, Colorist zu Kosmanos in Böhmen. — H. F. Bacon's Gasregulatoren. — Kellermann's Luftreinigungsventilator. — Alarmschloss von S. Thompson. — A. Happey's patentirte künstliche Asphaltmassen. — Sontham's Vorrichtung zum Trocknen des Getreides u. s w. — Maugham's Apparate zu Entwickelung von Chlorgas und zu Verbrennung von Schwefelwasserstoff. — Diekaon's und Akin's Gasbereitungsapparat. — Sewell's Verbesserungen in der Bleiweissfabrication. — Notizen über einige ausgeführte Kreiselräder, von Wernber. — Stolle's Schornsteinaufsatz. — Brix über neue in Frankreich patentirte Wagenfedern. — Lohde über den Mohrenberg'schen Schornsteinaufsatz. — Durand über den Dochtstuhl von Benoit. — Decoster's Universalleitrolle zur Uebertragung drehender Bewegung durch Riemen. — Raineelin's Federcharnier. — Görz, Notizen über Anwendung des Asphalts. — H. Jacobi über die Principien der elektromagnetischen Maschinen. — Ueber Weberling's verbesserte Ziegel- und Kalkbrennöfen. — Die Schütze des Fabrikencommissairs Hofmann in Breslau. — v. Peehmann's Mittel, die in Sand gegrabenen Theile des Ludwigskanals wasserdicht zu machen. — Dr. Egen's Beschreibung von Jaccood's mechanischer Schmierbüchse. — Graf v. Montperny's Wagenrollenachse. — Boquillon's Gasregelator für verschiedene Spannungen des Gases. — Mayr über ein Asphaltdach in der Koch'schen Chininfabrik. — Farbloser Copalfirniss. — Künstliche Zubereitung der Hefe. — Stüer über die Berliner Oefen. — Sobuffnitz über Versuche mit heisser Luft bei Schmiedefeuern. — Winkler und Moldenhauer, chemische Untersuchung von sieben Biersorten hessischer Brauer. — Lederne Spritzenschläuche, mit Ledarriemen genäht. — Gold von vergoldetem Kupfer, Messing u. s. w. abzusprengen. — Dächer von Asphalt. — Der weisse Anstrich der Häuser.

---

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. Juli 1841.

*Leopold Voss.*

---


Bei uns ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Brunnendiätetik.**

Anweisungen

zum

zweckmäßigen Gebrauche

der

Gesundbrunnen und Mineralbäder Deutschlands

von

**Dr. Fr. Aug. von Ammon.**

4. Aufl. 12. In engl. Einband. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841. **Weidmann'sche Buchhandlung.**

---

Im Verlage von **Alexander Duncker** in **Berlin** ist so eben erschienen:

**Denkschriften und Briefe**

**zur Charakteristik der Welt und Literatur.**

V. Band oder Neue Folge I.

gr. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Die unlängst erschienenen Bände dieser Sammlung haben das Interesse des Publikums in so hohem Grade auf sich gezogen, daß es bei Erscheinen dieses neuen Bandes nur einer Hinweisung auf den überaus reichen Inhalt dieser Fortsetzung bedarf und nicht zu zweifeln ist, daß Namen wie Altenstein, Börne, Gans, Goethe, Hartenberg, E. Th. A. Hoffmann, Iffland, Immermann, Kant, König Ludwig von Baiern, Jean Paul Friedrich Richter, Stägemann, Stein, Varnhagen ꝛc. ꝛc., und unter den Denkschriften die wichtigen officiellen Verhandlungen im Rhein- und Mosel-Departement vom Jahre 1801 über die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, so wie der Aufsatz über eine Nationalbewaffnung und erste Idee zu einer Landwehr in Preußen, im Stande sind, die beste Bürgschaft für interessanten und gediegenen Inhalt zu liefern.

---

Das kürzlich in demselben Verlag erschienene so stark begehrte Werk der

Gräfin Hahn-Hahn,

**Gräfin Faustine.**

8. geh. 2 Thlr.

ist nun wieder durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

---

An Eltern, Lehrer und Erzieher!

Rousseau's unübertroffenes Meisterwerk:

**Emil oder über die Erziehung**

erschien so eben in einer eben so musterhaften deutschen Uebersetzung als höchst eleganten, beispiellos billigen Ausgabe in dem beliebten Schillerformat (4 Bände, 57 Bogen, Prän. Preis nur 1⅓ Thlr. für das ganze Werk)!

Der Pr. Pr. hört Michaelis auf, wo alsdann der Ladenpreis von 2 Thlrn. eintritt. Exemplare zum Pr. Pr. sind jetzt in allen Buchhandlungen zu haben und bitte ich um gefällige Beschleunigung der resp. Bestellungen.

Es sollte dieses Werk in keiner Familie fehlen!

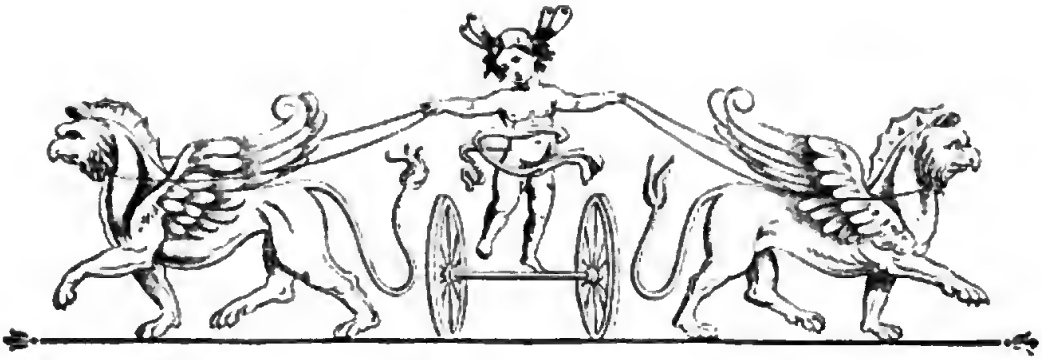
Ludwig Schreck in Leipzig.


---


Druck von Hirschfeld.



Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 144. — den 26. Juli 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

Historische Novelle.

(Fortsetzung.)

Es war indeß der jungen Kaiserin ein Trost, sich allein in einem Zimmer mit dem Bruder Robert zu finden. „Tröste Dich," flüsterte der Graf ihr leise zu, „der König weiß Alles und war sehr gegen Dich aufgebracht, doch kannst Du seinem Zorn ausweichen, wenn Du sogleich in die Vermählung mit unserm jungen Verwandten von Anjou willigst, und damit kein Gerücht von Deiner Aufführung in Arques ihn und seinen Vater erreiche, soll die Verbindung, die eine der schönsten Provinzen mit England vereint, sogleich geschlossen werden."

„Nie, nie!" rief Mathilde, vom Lager aufspringend. „Ist König Heinrich's Tochter eine Sklavin seiner Launen, daß ihr nicht das Vorrecht, dessen das ärmste Mädchen sich erfreut, ihren Gemahl selbst zu wählen, vergönnt wird?"

„Beruhige Dich," versetzte der Earl von Gloucester, „das arme Mädchen hat nur dieses eine Vorrecht, während eine Königin von England deren Tausende hat. Das ganze Volk huldigt und dient der Königin und spendet ihr einen großen Antheil seiner Habe. Möge die Königin also auch ihrerseits ein schönes Beispiel christlicher Demuth, weiblicher Bescheidenheit und kindlichen Gehorsams geben, und vor allem ihre Leidenschaften im Zaum halten. Soll es einst heißen, Maud von England habe sich so wenig in der Gewalt gehabt, um ihre Gunst einem Unterthanen, einem sächsischen Abenteurer zuzuwenden, als der Repräsentant eines der schönsten Fürstenhäuser um ihre Hand geworben?"

„Ich will nichts von Geoffrey Plantagenet wissen!" rief die Königin mit Bestimmtheit; „der junge Mann ist mein Verwandter, meines Vaters Mündel. Mein Herz und meine Seele sind aber dem Sir Henric Leoneil verlobt, und während er lebt, soll kein Anderer mein Gemahl werden."

„Laß das den König hören, und die Tage des Sachsen möchten wohl gezählt sein," rief der Earl, „Dein Geliebter, meine arme Schwester, ist in dem tiefsten Kerker der Festung Arques verhaftet, und wenn Du Dich weigerst, dem jungen Grafen von Anjou morgen Deine Hand zu reichen, erwartet ihn ein grausames Schicksal. Schlechte Rathschläge haben König Heinrich's Ohr vergiftet, und die Beherrscher der Christenheit, welche nie allzusehr zu zarter Barmherzigkeit neigten, haben aus dem Osten schwarze Lehren der Grausamkeit zurückgebracht. Tortur, Verstümmelung, Leiden, die unsere Sprache nicht zu nennen weiß, werden sowohl in Frankreich als in England, an Sachsen und Normannen vollzogen. Gegen jenen englischen Ritter ist der König über die Maßen aufgebracht, und ich sage Dir, meine liebe Schwester, daß, wenn Du des Vaters Verzeihung erlangen und den jungen Ritter, den Theilhaber Deiner Schuld, retten willst, Du Dich in diese, in jeder Hin-



Digitized by Google

ſicht ehrenvolle Heirath fügen mußt, die ohne Deine thörichte Liebe zum Engländer Deinen ſtolzeſten Wünſchen genügt haben würde."

Oft wurden dieſe weiſen Rathſchläge wiederholt, bis die junge Kaiſerin von der Unabänderlichkeit des väterlichen Willens überzeugt war, ihre Nachgiebigkeit in denſelben als das einzige Mittel, für ſich und den Geliebten Verzeihung zu erlangen, erkannte. Endlich willigte ſie ein, unter der Bedingung, daß noch vor Unterzeichnung des Contractes ein Freibrief für Harcourt, Fräulein Ada von Tancarville, Vater Anſelmus, und alle als Theilhaber ihres Vergehens Verdächtigte ausgeſtellt, und ſicheres Geleit für Sir Kenric von Waltheam aus den britiſchen Staaten zugeſagt werde.

Die bewundernde Menge, welche am andern Tage der prächtigen Feier der Vermählung Maud's, der Tochter Heinrich's, mit Geoffrey, Earl von Anjou, zuſchaute, ahnete nicht beim Anblick der bleichen, doch ſchönen Züge der Braut mit der kaiſerlichen Krone, mit koſtbaren Steinen, und im reich mit Hermelin verbrämten Kleide von Goldſtoff, daß dieſe Feier mit dem bitterſten Kummer der verzweiflungsvollen Mathilde erkauft, und die vergangene Nacht in heißen Thränen verbracht war. Der Biſchof von Avranches ermahnte ſie im Namen Gottes und der Heiligen, den Beruf der Fürſten königlichen Geblüts, die von dem höchſten Willen beſtimmt ſeien, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen, im Auge zu behalten. — Der Bruder erinnerte ſie, daß ihr Widerſtand den unglücklichen Geliebten einem ſchnellen ſchimpflichen Tod überliefere, und Mathildens Entſchluß wankte. In Gegenwart der großen Vaſallen der engliſchen Krone, der Normandie, ſo wie der von En und Anjou, reichte ſie ihre Hand dem edlen Jüngling, und die Trompeten verkündeten der verſammelten Menge, daß Maud, die Kaiſerin, abermals mit einem Prinzen vermählt ſei.

Mitten in dem lauteſten Tumult war es ihr jedoch, als vernehme ſie eine ſanfte Stimme, die ihr zuflüſtere, daß die Schuld des Meineids auf ihr laſte, und obgleich der Prälat ſie mit ſeinem Segen, der König mit ſeiner Umarmung beehrte, ſo wankte doch Mathilde vom Altar hinweg, mit gebrochenem Herzen, in ihren ſchönſten Gefühlen vernichtet, und dem Zorne des allſehenden, allgerechten Gottes geweiht.

Umſonſt überhäufte der jugendliche Gemahl ſie mit Liebkoſungen, umſonſt wünſchte ihr der Ruf des Volkes Glück; von dem Tage an war das Betragen der engliſchen Prinzeſſin hart und unfreundlich. Von den Normannen fürchtete ſie Verrath, von den Anjouern Abſcheu, von den Engländern Verachtung. Obgleich der König durch ihre Unterwürfigkeit verſöhnt ſchien, ſo ſchloß er ſie doch nie mehr freundlich in die Arme. Selbſt ihr Bruder Robert, der ſie doch zu der Verbindung mit Geoffrey überredet, tadelte im Stillen die Schwäche, die erſt einen entwürdigenden Bund geſchloſſen, und dieſen dann gebrochen hatte.

Während des erſten Jahres ihrer Verbindung lebte der Graf von Anjou mit ſeiner Braut im fürſtlichen Palaſt an der Loire, und war unermüdlich in ſeinen Bemühungen, die tiefe Schwermuth der Frau zu zerſtreuen, deren heiterer Sinn in frühern Jahren ihr größter Reiz geweſen war.

Geoffrey erinnerte ſich, wie fröhlich er Mathilden im Windſor-Palaſt geſehen, und bemühte ſich, ſie mit den Vergnügungen und Zeitvertreiben der Engländer zu umgeben. Er ſtellte Bogenſchießen, Spiele auf der Loire, Jagden aller Art an. Doch nichts vermochte ihre Schwermuth und die eiſige Kälte, womit ſie die Liebesbeweiſe des jungen Gatten von ſich ſtieß, zu bannen. Keine Ausſicht war vorhanden, daß König Heinrich ſein Geſchlecht fortgepflanzt ſehen ſollte, und dieſes war doch ein Hauptgrund bei der ſchnellen Vermählung ſeiner Tochter ohne Einwilligung der engliſchen und normänniſchen Barone geweſen; die Gräfin behandelte den um mehrere Jahre jüngern Gemahl wie ein Kind, und ſelten dueſte er ihr nahen, und nur bei öffentlichen Feſten, wenn ſie zuſammen vor dem König erſcheinen mußten.

Der Graf von Anjou, der bei einer ſo glänzenden Heirath die Regierung der Grafſchaft dem Sohn abgetreten hatte, war wieder nach dem Orient abgereiſt, wo er, nach ſeiner Vermählung mit der Tochter Balduin's, des Königs von Jeruſalem, dieſem auf dem Thron folgte. Heinrich konnte alſo allein die geringe Eintracht des jungen Paares beobachten; er war jedoch ſo wenig geneigt, der Tochter über die Erfüllung des Vertrages, wegen Sir Kenric Ceoreil, Rede zu ſtehen, daß er ſelten ihr Zimmer betrat, und als ſie nach des Gemahls Hauptſtadt ſich begeben hatte, ſeinen Unterwerfungsplan der rebelliſchen Unterthanen der Normandie in Ausführung brachte.

Von den anjouer Unterthanen ward Mathilde ſehr wenig geliebt. Sie war von Traurigkeit niedergedrückt, die unaufhörliche Erinnerung an das gebrochene Gelübde und an die entſetzliche Strafe, die dem ihr Theuerſten drohte, ſtand ihr immer vor der Seele, und ſie trug Sorge, jeden nähern Umgang mit dem unglücklichen

Digitized by Google

Jüngling, der ihr Gemahl geworden, zu vermeiden, und ihr Entschluß stand fest, nie die Mutter eines Kindes zu werden, dem die entsetzliche Krankheit beschieden sein könnte. Diese Besorgnisse waren jedoch in der Tiefe ihrer Seele verborgen, und ihre Unterthanen von Anjou, welche ihre Zurückhaltung als Verachtung ihrer und des jungen Grafen deuteten, betrachteten sie mit Wuth und Haß.

„Dieses Weib," sagten sie, „welches die Engländer mit Stolz Kaiserin nennen, verschmäht die bescheidene Benennung der Gräfin von Anjou. Sie trauert um den kaiserlichen Gemahl, und nur ein Kaiserreich kann sie zufrieden stellen. Sie verachtet unsere schöne Provinz und schmachtet nach dem hochmüthigen Banner von England. So möge sie denn hinziehen, wir wollen keine so stolze Königin in Anjou."

Diese Unzufriedenheit erweiterte den Bruch zwischen Geoffrey und seiner Gemahlin nur noch mehr. Der junge Graf, obgleich er erst in seinem 17ten Jahre stand, gab doch schon Beweise von dem harten, eigensinnigen Despotismus seines spätern Lebens, und da er in seiner Hoffnung, der Vater englischer Könige zu werden, sich getäuscht sah, und von Mathildens Kälte sich tief gekränkt fühlte, hatte er nichts dagegen, als Mathilde vorschlug, ein Jahr nach ihrer Heirath unter Heinrich's Schutz zurückzukehren.

„Ich will zu meinem Vater," sagte die junge Gräfin eines Tages, als sie von den rohen Baronen von Anjou eine Kränkung erlitten hatte, „zu seinen Füßen will ich Mitleid und Vergebung anflehen. Die verhaßte Heirath kann noch aufgelöst werden; wenn er erfährt, welch gefahrvolles Gelübde meine Seele bindet, kann er nicht anstehen, mich dem Gemahl meiner Wahl zurückzugeben."

Als indeß die betrübte Maud vor dem König in Caen erschien und ihm gestand, daß sie nur dem Namen nach Geoffrey Plantagenet's Gemahlin sei, und jetzt eine legale Scheidung verlange, brach die lang unterdrückte Wuth des Königs Heinrich aus.

„Zurück, zu Deinem Gemahl!" rief er, „obgleich bis jetzt schwache Nachsicht und der Wunsch, Deine Schmach zu verbergen, mich veranlaßten, die Vergehen Deiner Mitschuldigen zu Argues zu übersehen, so wisse, daß der Hauptverräther noch immer in meiner Gewalt ist, und daß derselbe Kerker, der die Treulosigkeit von Osmont de Chaumont, dem Verräther von Brenneville, züchtigte, den Unwürdigen, den Du liebst, noch jetzt einschließt, und wenn ich Dich nicht in einigen Wochen als reuiges, pflichtergebenes Weib finde, soll er an dem Galgen sterben."

„Der König hat mich gelobt, so bin ich denn verloren," hatte einst ein Diener Heinrich's gesagt, und damit dessen listigen, versteckten Charakter genugsam angedeutet. Wie bereute jetzt Mathilde, daß sie sich auf des Vaters Wort verlassen, und nicht auf Sir Henrie's Befreiung gedrungen hatte. Jetzt sah sie indeß ein, daß, um den Gegenstand ihrer Liebe zu retten, ihr nichts übrig blieb, als sich, unter dem Schutze des Bischofs von Avranches, als die pflichtergebene Gemahlin Geoffrey Plantagenet's zu stellen.

So verstrich denn ein Jahr nach dem andern, und die kinderlose Ehe schien das rohe Verfahren Heinrich's zu bestrafen. Mathilde war in steter Besorgniß um den, dem sie noch immer eine ungetheilte Neigung ihres Herzens bewahrte, und in steter Furcht, Kinder in die Welt zu setzen, die von dem Fluch, den sie selbst herabgezogen, behaftet, dem königlichen Hause ein Schandfleck sein würden. Sie versuchte den Zorn des Himmels zu sühnen durch reiche Gaben an die Kirche. Sie legte den Grund zu frommen Anstalten, die noch jetzt in der Normandie ihren Namen tragen; und als sechs Jahre nach ihrer Vermählung der junge Heinrich, später Heinrich II., König von England, von der kummervollen Mutter geboren ward, meinte sie, als sie das schöne Antlitz des Kindes betrachtete, der Zorn des Herrn sei versöhnt und das furchtbare Gelübde beim Spital von Janvai aus den ewigen Archiven der göttlichen Rache ausgelöscht.

Die Geburt eines zweiten Sohnes, Geoffrey, der in der Grafschaft Anjou herrschen sollte, erfolgte bald darauf; und endlich, drei Jahre nach Heinrich, erschien ein drittes Kind, Wilhelm Graf von Montaigne, um den heiligen Bund zwischen Plantagenet und der noch immer schönen Maud zu besiegeln.

Doch ihr Herz hing noch immer an dem Gegenstand ihrer ersten Liebe, und wenn sie auch noch so sehr gegen die Erinneeung ankämpfte, so war es doch unmöglich, bei den barbarischen Beleidigungen der Unterthanen von Anjou, und der Vernachlässigung ihres Gemahls, den reichbegabten Ritter, der sie einst so angebetet, und der eben so liberal und aufgeklärt in seinen Ansichten war, als Geoffrey Plantagenet beschränkt und despotisch, zu vergessen. Trotz ihrem innern Ringen verehrte das rebellische Weib noch das Andenken dessen, den sie nie wiedersehen sollte, und ahnete nicht, daß eben diese Liebe sie noch vor der Erfüllung ihres Gelübdes schützte.

Digitized by Google

Der ihr auf Erden theuerste Gegenstand war noch immer der englische Ritter, jedoch hatte Mathilde noch andere Prüfungen zu bestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

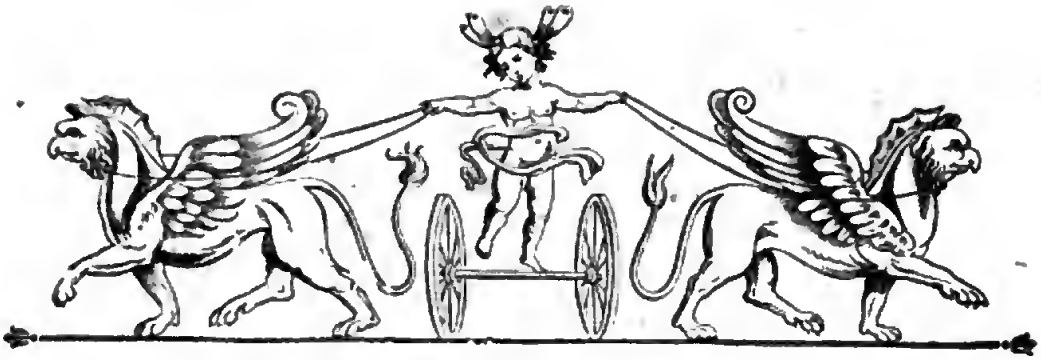
### Aus London.

[Die Schöpse von Eton; der „Montem."]

Zu den Varietäten des londoner Thun und Treibens gehört auch ein Besuch des etoner Montem. Daß Eton eines der ältesten Gymnasien Englands, jene Schule ist, in welcher seit ihrer Begründung unter Heinrich dem Sechsten um das Jahr 1440 eine große Menge berühmter und unberühmter Männer gezogen und eine noch größere Menge Schöpse verspeist worden sind, weiß wohl Jedermann. Denn wer im beiesenen Deutschland sollte nicht wissen, daß den Eton-boys, seit dem Tage der Stiftung kein anderes als Schöpsenfleisch servirt worden ist? Warum? — Ei, laut Statut. Und sothanes Statut ist deshalb denkwürdig, weil, wie die geheime Geschichte Englands besagt, es die einzige Satzung enthält, auf welcher König Heinrich eisenfest bestanden hat. Ein unerklärter und aus der Individualität des Königs nicht zu erklärender Haß gegen Schafe soll die Ursache der königlichen Grille gewesen sein. Inzwischen kann die Pietät, mit welcher sothane Satzung fortdauernd beobachtet wird, Niemand, der von England und englischen Institutionen eine richtige Kenntniß hat, Wunder nehmen — nicht etwa, weil man hier laut Versicherung der preußischen Staatszeitung zäh und fest am Alten klebt — ich verweise auf die Emancipation der Katholiken und auf die Reformbill —, sondern weil die englische Regierung sich nicht als Freundin petulanter Aenderungen, nie als Freundin des Vieleerlerens herausgestellt hat. Es steht nicht zu vermuthen, daß es außer ihrer Macht läge, das Schöpsenfleisch-Statut aufzuheben und einen Ochsen-, Kälber- und Geflügel-Wechsel anzuordnen. Allein wozu? — Kein Fleisch ist gesünder als Schöpsenfleisch, versichern die englischen Aerzte. Zweitens haben die Eton-Schüler seit Jahrhunderten nur Schöpsenfleisch erhalten und öffentlich und laut sich nie darüber beschwert. Demnach findet die Regierung, blos um zu zeigen, daß sie könne, einen Eingriff in den Willen des königlichen Stifters eben so unnöthig, als eine Abstellung der schwefelgelben Unterröcke, in welchen die Zöglinge eines berühmten hiesigen Gymnasiums seit Jahrhunderten einhergehen. Ferner weiß man in Deutschland, daß Eton ganz nahe bei Windsor liegt, ja zwischen beiden Orten nur die Themse fließt, und weil sich über letztere eine niedliche Brücke spannt, beide Orte so gut wie einer sind; endlich, daß die Entfernung von London nach Windsor vier deutsche Meilen beträgt. Was sie aber in Eton „Montem" nennen, ist ein Beergausauszug oder Bergtag, wie in Schulpforte ein ähnliches Fest heißt. Die Aehnlichkeit beschränkt sich aber so ziemlich auf das Ausziehen auf einen Berg, der dort, wenn ich nicht irre, der Schulberg, hier der Salzberg genannt wird. Das etoner Fest findet nur alle drei Jahre Statt, beginnt aber dafür am frühen Morgen und dauert bis in die Nacht. Die Vorbereitungen beschäftigen Wochen lang die etoner Geister, und durch sie Schneider, Putzmacherinnen und sonstige Gewerbtreibende. Es gehört nämlich zu den Vorrechten des Tages, einmal, daß die Schüler sich beliebig kleiden, und zweitens, daß sie in sothaner Kleidung alle Ein-, Durch- und Vorüberpassieenden unter Contribution setzen dürfen. Die Contribution führt den Titel: Einforderung des Salzgeldes. Demgemäß rücken bei Tagesgrauen einige Hundert — die Extranee bringen die Gesammtzahl der Schüler auf ungefähr 700 — nach allen Straßen und Wegen der Nachbarschaft, und verwandeln sich in Solicitanten. Dieses Jahr hatten sie sich in drei Corps getheilt und jedes sich uniform gekleidet. Die Aeltesten trugen Frauengewänder in barockem Geschmacke und entsprechende Frisuren und Hüte. Sie waren zugleich die Hauptcollecteurs und deshalb mit enormen Ridicülen versehen. Die zwei andern Corps mußten ihre Einsammlungen an sie abliefern. Das eine derselben, im Alter die Nächsten, diente als gardes-vertu. Sie trugen dreieckige Hüte mit Federstützen, scharlachne Röcke, goldene Epauletten, weiße Modesten, Stiefeln mit und ohne Sporen, und theils Schwerter, theils Lanzen. Das dritte Corps, die Jüngsten, versorgte den Adjutantendienst und hatte sich dazu in einen eigenen Ornat geworfen; sämmtliche Schüler glichen den Figuranten einer Hunde- und Affen-Komödie. Wer nun in die Hände dieser Wegelagerer gerieth, gleichviel, ob er zum Montem wollte oder nicht, wurde um das Salzgeld angesprochen, und während selbst die kleinste Gabe willkommen war, hatte Garnichtsgeben sein Bedrohliches — nicht als ob die artige Bitte sich in Zwang verwandelt hätte; allein ich war Zeuge davon, daß dem Verweigernden die schnödesten Worte angehangen wurden und das Publicum ihn verhöhnte und auslachte. Gegen Mittag kehrten die Uniformirten in das Schulhaus zurück, um am Zuge Theil zu nehmen. Dieser Zug hat weiter nichts Merkwürdiges. Durch die Kreuzgänge bewegt er sich zur hohen Pforte hinaus nach dem Salzberge. Zwei Musikchöre eröffnen und schließen ihn, und unterwegs wird wieder rüstig collectirt. Letzteres geschah auch dieses Jahr, und die reichste Spende, einhundert Pfund, kam aus der Hand Ihrer Majestät, der Königin, die nebst ihrem „Engel," — es ist dies ein von der Königin ihrem Gemahl beiflich gegebenes Epithet — und ihrem, weiter nichts als ersten Minister Melbourne sich zur Feierlichkeit von Windsor-Schloß erhoben, und sammt Gefolge sich an die Spitze der „Montemianer" gesetzt hatte. Es fehlte aber auch nicht an andern Gästen hohen, niedern und jedweden Ranges. In England wie überall ist die humanisirte Gesellschaft außerordentlich erfinderisch, der eigenen Vergnügungslust fremde Mäntelchen umzuhängen. Man poculirt auf anderer Leute Gesundheit, tanzt zu Ehren eines vor Jahren geborenen Fürsten, hört Concerte aus Mildthätigkeit und sieht Feuerwerke, weil der Regent sich vermählt hat. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 145. — den 27. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Fortsetzung.)

Heinrich I. hatte die Freude, einen Enkel in die Arme zu schließen, nicht lange überlebt, und auf seinem Todtenbette bestätigte er Tochter und Enkel in Besitz der Krone, während er dem Grafen von Gloucester einen großen Theil seines Schatzes gab. Er erwähnte nicht des Grafen von Anjou, der ihm mißfallen, weil er das Herzogthum Normandie als einen Theil der Mitgift Mathildens verlangt hatte. Der sterbende, reuige König zeigte indeß zum ersten Male, daß er wisse, was dem Menschen und Christen fromme, indem er seinem Nachfolger die Sorge für die Armen, die Zurückgabe unrechtmäßiger, der Krone anheimgefallener Güter, die Aufhebung der Verbannungen und Befreiung aus den Gefängnissen empfahl.

Kaum war die Leiche des Monarchen aus der Kathedrale St. Marie von Rouen, nach dem Gewölbe der Reading-Abtei gebracht, als die Prüfungen seiner Tochter begannen. Viele ihrer normännischen und englischen Vasallen weigerten sich, die Legitimität ihrer Kinder von einer Heirath, zu der sie nicht ihre Einwilligung gegeben, anzuerkennen. Und während Mathilde nach der Normandie reiste, um ihre Rechte dort zu behaupten, bewerkstelligte Stephan, Graf von Blois, jene merkwürdige Landung in England, welche zu der Liste der normännischen Könige den Enkel des Eroberers fügte.

Vergebens folgte Mathilde mit ihrem Halbbruder, Robert von Gloucester, und dem Grafen von Caen, ihm auf dem Fuße, und schlug unter dem Schutz der Witwe ihres Vaters, Alice von Louvoir, ihre Wohnung im Schloß von Arundel auf. Sie sah sich von dem Thron ihrer Ahnen ausgeschlossen, und durfte dem königlichen Palast von Windsor, der ihr in der Erinnerung so theuer war, nicht nahen. Obgleich sie dann und wann an der Spitze ihrer Söldlinge siegte, so litt sie darum nicht minder. Einmal war sie genöthigt, von Oxford um Mitternacht im tiefsten Winter nur mit drei Begleitern zu fliehen und bei Wallingford auf dem Eis über die Themse zu gehen. Ein anderes Mal sah sie sich von Stephan im Schlosse Devizes, das so lange dem Onkel Robert als Gefängniß gedient hatte, belagert, und nur in einem Sarge, der zum Begräbniß getragen werden sollte, gelang es ihr, aus dem Thor zu entkommen.

Während einer kurzen Zeit siegten ihre Waffen, und als die Hustings von London sie als Königin anerkannten, bezog König Heinrich's Tochter den Thurm des Eroberers an der Themse, um endlich die Rechte ihres Erbtheils zu genießen.

Doch ihr böses Schicksal war noch nicht von ihr gewichen. Im Palast Westminster, wo sie die Huldigung der Barone in Empfang nehmen wollte, war ihre erste Frage nach dem Earl Waltheam, und während diese Frage die normännischen Edeln höchlich empörte, vernahm sie mit dem tiefsten Schmerz, daß das Earlthum erloschen, und Henrie, der letzte der Ceoreil's, in fremden Zonen verschieden sei.



Digitized by Google

Tief erschüttert durch diese Nachricht, blickte Mathilde starr und theilnahmios auf die edlen Vasallrn, die ihr huldigten und höchlich empört warrn über drn hochmüthigen Empfang, während sie auf Anrathen ihres Bruders, Stephan von Caen, beim ersten Zusammentreffen mit den Bürgern von London, eine große Abgabe, unter dem Namen Danegelt, auferlegte und sich dadurch allgemeinen Haß zuzog.

Bald brach dir Revolte aus; Stephan von Blois ward vom reuigen Volke auf den Thron berufen, und Mathilde mit Verachtung aus dem Königreich ihres Vaters vertrieben. Des ewigen Bürgerkrieges müde, fühlten die Engländer nicht dir geringste Lust, weitere Rebellionen zu unternehmen, und die trostlose Gräfin von Anjou zitterte vor dem Wiedersehen mit dem ehrgeizigen Gemahl, der seine Hoffnung auf die künftige Herrschaft seines Sohnes also scheitern sah. Sie merkte bald, daß der junge Heinrich und sein Bruder den Ehrgeiz des Vaters, so wie auch dessen Haß gegen sie selbst theilten, und schmerzlich war es, sich als entthronte Königin, gehaßte Gemahlin, ungeliebte Mutter, und was noch mehr als dies, sich selbst anklagende Christin wieder zu finden.

Doch der Becher von Mathildens Unglück war noch nicht voll, und das Schwert der göttlichen Rache hing noch immrr über ihrem Haupte. —

Wenn auch Stephan ohne Widerrede in England herrschte, so waren doch mehrere Städte, Ortschaften und Schlösser der Normandie ihr treu geblieben, oder vielmehr durch die Tapferkeit ihres Gemahls und Sohnes in Ehrfuecht erhalten. Die Grafschaft Eu war noch immer ihr ergeben, das Schloß von Arques und dir Stadt Rouen mit Truppen von Anjou besetzt. Mathildr beschloß, sich in der Stadt, wo sie ihre trostlose Vermählung gefeiert, niederzulassen, und während Geoffrey und ihr ältester Sohn den Krieg fortführten, sich der Erziehung und Pflege des jüngstrn Sohnrs Wilhelm, Grafen von Mortaigne, zu widmen.

Man konnte nicht leicht rinen schönern Jüngling sehen, als den jungen Mortaigne, der die geliebte Mutter für die Gleichgültigkeit ihrer ältern Kinder entschädigen sollte; in drr Halle, worin sie den Heirathscontract unterzeichnet hatte, kniete er zu ihren Füßen und schlug das sanfte Augr zu ihr empor, so daß er ihr wie ein Heiliger erschirn. Wie seine Brüder für die Waffen bestimmt, war William Plantagenet frei von drr feinem Geschlecht eigenrn Rauhheit, und sein berühmter Lehrer, der Abt Raoul von Cluny, hatte ihm edle Gaben verliehen. Der junge Graf verstand zwar das Schwert gut zu führen und besaß im hohen Grade ritterlichen Muth, doch war er dabei gelehrt, und viele, welche die ehrgeizige Selbstsucht Geoffrey's und seiner ältesten Söhne tadelten, prophezeihten, daß der jüngstr den Ruhm der sinkenden Familie erneuern werde. Jeder Tag entwickelte an ihm neue Schönheiten des Körpers, neue Vorzügr der Seele, und jetzt erst fühlte Mathilde, daß es ein Glück sei, Mutter zu sein.

Das Betragen des Prinzen gegen die Mutter, die er immer unglücklich und traurig gesehen, war voller Zärtlichkeit. Seine Stimme ward milder und sein Blick sanfter, wenn er die Mutter anredete, die jetzt so freundlich und demüthig war, die er als Trösterin der Armen, als Gründerin frommer Stiftungen und Klöster, als freigebige Wohlthäterin der Spitäler und Lazarethe kannte. Von der Kirche St. Ricaise zu Rouen, bis zum Spital der Aussätzigen von Janval, war keine fromme Anstalt, die ihrer Freigebigkeit nicht zu danken gehabt hätte. Er wußte auch, daß er das nächste Jahr ihr Lebewohl sagen müsse, um die langersehnte Ritterehre zu erhalten. Der König von Frankreich hatte sein Gevatter in Waffen werden wollen, und Wilhelm brannte vor Begierde, dem so berühmten Beschützer Ehre zu machen.

Am Tage nach dem Pfingstfeste, ein Jahr vor Mathildens Rückkehr nach der Normandie, als sie den Grafen von Mortaigne erwartetr, um ihn mit einem Paar Falkrn, die sie für ihn aus Norwegen hatte kommen lassen, zu erfreuen, erschien der Abt vor ihr, mit der Entschuldigung, daß ihr Sohn plötzlich erkrankt sri.

„Ew. Gnaden werden sich erinnern, daß, als wir während der heiligen Woche am Altare der heiligen Maria eine Messe für den königlichen Sohn, Euer Theuerstes auf Erden, lasen, eine Gesellschaft heiliger Pilger auf der Reise von Palästina nach England in die Kirche trat. — Ich fürchte, deren Klrider haben Ansteckung verbreitet, und mein theurer Schüler, mein Stolz, meine Freude, mein Wilhelm ist vom Aussatz befallen."

Der Schrei, den Mathilde ausstieß, hemmte die weitern Mittheilungen seiner Befürchtungen. Trotz der Bitten des Priesters eilte sie an das Lager ihres Sohnes; nicht achtend der Ansteckung, nicht achtend der Gefahr, schloß sie ihn in ihre Arme, drückte ihn an ihr Herz und küßte das lange Haar, das sonst so glänzend, jetzt durch den Einfluß der schrecklichen Krankheit den Glanz verloren hatte.

Digitized by Google

„Mein armes, armes Kind," rief sie außer sich, „das mir über Alles theuer war, so mußtest Du denn für meinen Fehltritt büßen!"

Die Gelehrten aller Nationen wurden sogleich consultirt, und der Graf von Anjou von dem Unglück des Sohnes in Kenntniß gesetzt. Die geschicktesten Aerzte von Rouen, Paris und Montpellier erklärten den Grafen von Mortaigne von unheilbarem Aussatz befallen.

„So möge er ins Kloster gehen," war die rauhe Antwort Geoffrey's, als er das Unglück des Sohnes erfuhr; „meine Augen sollen nicht mit seinem Anblick beleidigt werden."

„So möge er in dem Spital von Janval eine stille Zuflucht finden," sagte Mathilde mit zitternder Stimme, „dorthin will ich meinem unglücklichen Sohn folgen, und in der Kleidung einer barmherzigen Schwester seine Leiden zu lindern suchen."

Doch selbst dieser Trost ward ihr verweigert. Noch ehe das Gebäude, welches Mathilde dem Lazareth beifügen ließ, um den hohen Jüngling zu beherbergen, vollendet war, erhielt die Gräfin von ihrem Gemahl den Befehl, sogleich nach England zu segeln, um ihrem Sohn, dem er schon das Herzogthum Normandie abgetreten hatte, den Weg dort zu bahnen, da die rebellischen Unterthanen seines Vetters Stephan ihn eingeladen hatten, die Krone Englands anzunehmen. Ehe also der junge Kranke seine düstere Wohnung beziehen konnte, ward seine unglückliche Mutter gezwungen, das Schlachtfeld aufzusuchen, um den ehrgeizigen Plan eines Sohnes, der sie haßte, zu befördern.

Erst als Stephan's Sohn und Erbe zufällig umkam, und dem jungen Heinrich die Thronfolge durch eine Akta des Königs zugesichert ward, sah Mathilde sich frei von ihren schweren Pflichten, und konnte nach der Normandie zurückkehren, um bei dem Sohne, den ihre Seele über Alles liebte, zu weilen.

Gegen das St. Johannis-Fest, im Jahre 1153, als der junge Herzog und seine Braut, die Herzogin Aliana, oder Eleonore, von Aquitanien nach Harfleur abgesegelt waren, um sich nach der guten Stadt Rouen zu begeben, landete die Gräfin von Anjou im Hafen von Arques, welches damals ein zur Festung gehörendes Fischerdörfchen, später in die schöne, blühende Stadt Dieppe umgewandelt war. Als sich das Schiff, welches sie trug, den Ufern der Normandie näherte, ruhte das thränenvolle Auge der bewegten Mutter sehnend auf der waldbewachsenen Höhe von Janval, die weit von der See aus gesehen werden konnte. Sie sehnte sich wieder an die Seite ihres jüngsten Sohnes, nach der lieben Stimme, die allein von der allzerstörenden Krankheit verschont geblieben. Sie sehnte sich den Namen Mutter in weniger hartem Tone als von ihren andern Söhnen zu vernehmen, sie wollte trösten und getröstet werden von dem Schwergeprüften, auf dessen Haupt ihr Meineid so schwere Strafe herabgezogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus London. (Fortsetzung.)

[Die berliner Philosophen in Haymarket; Rachel.]

Tausende strömten nach Eton, nicht um des eigenen Amüsements willen, nein, nein, lediglich um die etoner Schuljugend sich amüsiren zu sehen. Die londoner Theilnahme erschien in Masse. Ehemals kostete die Fahrt sogar per stage-coach wenigstens zwei Stunden und zehn Schillinge. Seit eine Eisenbahn an Windsor vorüberführt, läßt sich der Aufwand mit einer halben Stunde und zwei Schillingen bestreiten. Dieser Unterschied zeigte jetzt zum ersten Male seine Wirkung, und während die Umgebung Etons eine lange Reihe von Reitern und Karossen, lieferte London Schaaren von Fußgängern. Der Salzberg bot Speise und Trank, und die Helden des Tags schlugen Ball, hielten Reifstänze, schwenkten Fahnen, kletterten, und sobald sich der Hof entfernt, gingen sie sämmtlich in ein Wirthshaus zur Tafel, von wo sie spät am Abende nach Eton zurückkehrten. Die Kosten des Mahls bezahlt die Collecte. Statutenmäßig gehört der ganze Ertrag dem ältesten Schüler, der jedoch davon seinen Kameraden eine „Erquicklichkeit" verabreichen und das Uebrige „zur Unterstützung seines Aufenthaltes in Cambridge" empfangen soll. Das Herkommen hat die Satzung dahin modificirt, daß der Ertrag in zwei gleiche Hälften getheilt wird; von denen eine die Schuljugend auf dem Salzberge und die andere der Empfänger in Cambridge — verjubelt. Die diesjährige Sammlung hatte das Sümmchen von ziemlich zehntausend Thalern geliefert.

Seit ich zuletzt von den hiesigen Theatern gesprochen, hat nur das kleine Haymarket einige glückliche Novitäten producirt. Die eine lockte mich durch ihren Titel: the Philosophers of Berlin. Allen Respect vor den berliner Philosophen. Ueberdies erschienen sie zu einem Lustspiele verarbeitet und berechtigten deshalb doppelt zu der Hoffnung, eine lächerliche Erscheinung zu begrüßen. Ich habe mich nicht geirrt und selbst die Schwierigkeit, der Intrigue zu folgen, wurde mir dadurch erleichtert, daß ich das in der Vergangenheit Spielende in die Gegenwart versetzte. De te fabula narratur, amice. Die Angst dreht sich um den großen Friedrich und den großen Voltaire. Friedrich hat eine Akademie der Wissenschaften gestiftet und Voltaire zum Mitgliede ernannt. Der eigensinnige, ehrgeizige Voltaire überwirft sich zuerst mit den Akademikern und dann mit Seiner Majestät. Während dessen erhält Voltaire ein günstiges Urtheil in einem Prozesse gegen einen betrügerischen Juden, Namens

Digitized by Google

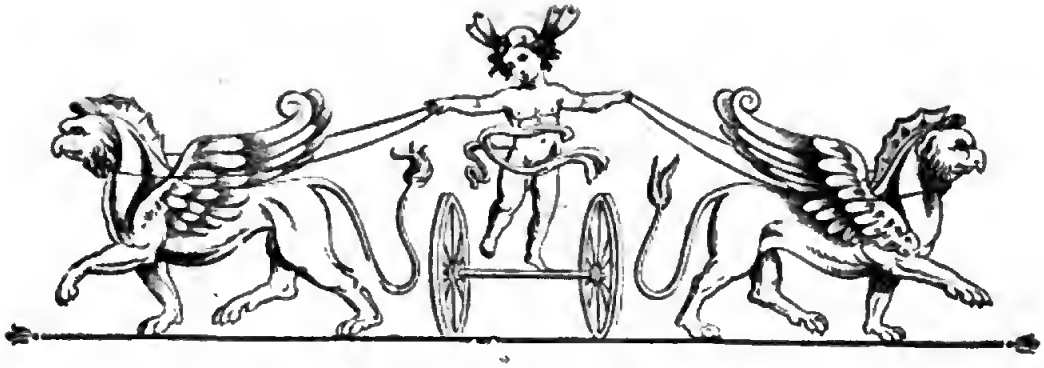
Hertschild, der ihm demgemäß eine Entschädigung von 10,000 Thalern bezahlen soll. In seinem Aerger weiß der Jude kein besseres Mittel, sich an Voltaire zu rächen, als daß er es einem alten, christlichen Kaufherren entgelten lassen will, der Arnold heißt, ein Freund Voltaire's, dem Juden Geld schuldig und in momentaner Verlegenheit ist. Während er also selbst mit seiner schönen Tochter Rachel sich nach Potsdam begibt, um unmittelbar beim Könige gegen den Rechtsspruch zu appelliren, beauftragt er seinen Freund Ephraim, den alten Arnold auf Wechsel zu verhaften. Arnold hat ebenfalls eine schöne Tochter, Namens Amalie, und Ephraim fühlt für ihre Reize. Ein verliebter, schmachtender Jude ist auch außerhalb Berlins eine gute Lustspiel-Figur. Ephraim geht in das Arnold'sche Haus und macht hier, „weil er in seiner Person zu schüchtern," einen jungen Commis Ludolph zum Vertrauten seiner Flamme, der den alten Arnold mit dem Hertschild'schen Auftrage und zugleich mit Ephraim's Erbieten bekannt machen soll, ihn gegen Ueberlassung von Amaliens Hand und eine kleine Verschreibung, „Lebens und Sterbens halber" aus seiner Geldverlegenheit zu befreien. Unglücklicherweise hat Ephraim sich falsch adressirt. Ludolph fühlt auch für Amalien, sucht den Juden durch vernünftige Vorstellungen von seiner Liebe zu einem „armen" Mädchen abzubringen, sagt ihm, um seine anderweitr gütliche Vermittelung zu bewirken, erlesene Schmeicheleien und macht durch alles das den Juden so impertinent, daß dieser erst wieder demüthig wird, als jener den Ton ändert und ihm die Wahl stellt, zur Thüre oder zum Fenster hinausgeworfen zu werden. „Würde doch weder dies, noch das den Wechsel bezahlen," entgegnet Ephraim. Ludolph trifft Anstalt, das Wort zur That zu machen, als Madame Arnold durch die Thür, an deren Schlüsselloch die Zuschauer sie bis dahin lauschen gesehen, ins Zimmer tritt und Ludolph gebietet, zur Strafe für sein Benehmen gegen einen so ehrenwerthen Gentleman augenblicklich das Haus zu meiden. Madame Arnold nämlich ist eine kluge Frau aus der leipziger Straße, die zwar liebe einen Christen zum Schwiegersohne hätte, jedoch dem reichen Juden vor dem armen Christen unbedingt den Vorzug und Heern Ephraim zu verstehen gibt, daß, wenn ein gewisser Auftrag nicht pressire und ein gewisses Juwelenschmuck ihm feil sei, ihr nichts erwünschter wäre, als mit Amalien von seiner Bewerbung zu speechen. Epheaim ist glücklich und ein durch Liebe beglückter Jude wiederum eine gute Lustspiel-Figur. Desto unglücklicher ist inzwischen Ludolph. Niemand kann ihn, den Kaufherrn und Amalien eetten als Voltaire. Er fliegt zu Voltaire und trifft ihn in großer Aufregung wider den König und wider die Akademie. Der König hattr ein Manuscript, das er Voltaire zur Durchsicht gegeben und dieser „des Königs schwarze Wäsche" genannt, dem Philosophen abgefordert und der Akademie zue Prüfung vorgelegt, deren Entscheidung dahin ausfiel, daß es das Werk eines genialen, für die Unsterblichkeit gebooenen Mannes sei. Voltaire sinnt eben auf Rache, als Ludolph zu ihm kommt, dessen Erscheinen plötzlich seinen Plan reift. Er ist bereit, Ludolph's Begehren zu erfüllen, wenn dieser die Autoeschaft eines Pasquills auf sich nehmen wolle, das ee vor längerer Zeit gegen sich selbst geschrieben und Friedrich für ein absolutes Meisterwerk erklärt hatte. Ludolph findet dawider um so weniger Bedenken, als Voltairr sich gegen ihn reversirt, daß nicht er, Ludolph, sondern rr, Voltaire, der Verfasser, und das Ganze „ein Privatspaß" sei. Das von Ludolph copirte Manuscript überreicht Voltaire der Akademie, mit dem Ersuchen, das Gedicht ihrer hochweisen Prüfung zu unterwerfen, indem er nur, falls es gut befunden würde, wider den ihm bekannten Autor gerichtliche Schritte thun wolle. Das Urtheil der Akademie lautet dahin, daß kein Mensch von einigem Verstande das Pasquill anders als unter aller Kritik finden könnr. Welcher Triumph über die Akademie und den König! Die Scene war vortrefflich. Weniger möchtr ich das von dem weitern Verlaufe des Stücks sagen, welches damit endigt, daß Ludolph natürlich seine Amalie und Rachel einen im Stillen geliebten Gardeleutenant bekommt, dem Papa Hertschild auf Befehl des Königs den dritten Theil seines Vermögens zur Mitgift geben muß. Bei der Hochzeit versöhnen sich die zwei berliner Philosophen.

Die gefeierte Rachel ist hier im italienischen Opernhaus als Andromache im Racine'schen Stücke dieses Namens, als Camilla in Corneille's Horaziern, als Maria Stuart in der Lebrün'schen Bearbeitung der Schiller'schen Tragödie aufgetreten, und in jeder Vorstellung hat ihe Spiel rauschenden Brifall, ihr Talent verdiente Anerkennung gefunden. Meine referirendr Individualität bekennt, daß solches ein Bedeutendes mehr ist, als ich von dem englischen Publikum und von mir selbst erwartete. Für meine Person bin ich kein Verehrer der französischen Tragödie, weder der antiken, noch der modernen, und mit letzterer hat auch die Lebrün'sche Behandlung des Schiller'schen Trauerspiels mich keineswegs versöhnt. Ich war neuglerig auf ein Stück, das in Paris der Rachel keinen Lorbeerkranz gepflückt und vielmehr gegen sie zum Beweise gebraucht worden ist, daß sie für die neuere Tragödie ohne Talent sei. Dieses Urtheil unterscheelbt die hiesige Kritik nicht und unterschreibe ich nicht. Meines Erachtens hat die Darstellerin mehr für die Rollr gethan als der Dichter; sie hat sie mit Geist aufgefaßt und mit Geschick durchgeführet. Daß das Ganze einr erbärmliche Verballhornung ist, hat nicht sie verschuldigt; daß die Pariser nicht um der Schuld des Dichters willen die Künstlerin getadelt, steht aus der Unbekanntschaft mit dem Originale zu vermuthen; daß ich aber um des mir angethanen Herzwehes willen Monsieur Lebrün zu mehrstündigem Knieen auf dem Erbsensacke verurtheilt, hat seine Richtigkeit. Der Mehrzahl englischer Zuschauer war die Schiller'sche Maria Stuart gewiß ebenso fremd wie den Parisern. Ihr Urtheil entsprang daher rein aus dem Eindrucke, welchen das Stück auf sie machte, und weil dieser dahin ging, daß ohne die Kunst der Rachel das Stück uneeträglich gewesen wäre, mußte die Gerechtigkeit alles Verdienst der Künstlerin zusprechen. Aehnliches war der Fall bei Andromache und den Horaziern.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 146. — den 29. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das Hospital zu Janval.

(Beschluß.)

Fünf und zwanzig Jahre waren jetzt verflossen, seit Maud als Witwe und Kaiserin die düstern Thürme des Schlosses Arques verlassen hatte, um die Schuld auf sich zu laden, und doch hatten die Unglücksfälle der langen Zwischenzeit nicht vermocht, die wohlbekannte Gegend aus ihren Gedächtnisse zu verwischen. Sie hatte sie in ihren Träumen und im Wachen gesehen; und wenn sie in den Rathsversammlungen zu Westminster, oder im Bußgebet zu Winchester, am Grabe ihrer Mutter beschäftigt schien, hatten die dunkeln Mauern des Spitals zu Janval vor ihrer Seele geschwebt und sie in ihre düstern Schatten gehüllt, und als sie jetzt sich der Stätte nahte, hemmte sie oft ihre Schritte, um sich erst zu fassen, ehe sie den Sohn wiedersah. Wie heiß sie sich auch sehnte, den Gegenstand ihrer zärtlichen Liebe zu umfangen, so fürchtete sie doch, dem Leidenden durch eine momentane Schwäche zu verrathen, wie sehr die Krankheit ihn entstellt habe. Seine zärtlichen Briefe hatten sie auf große Veränderung vorbereitet, und sie fürchtete, in den Schrecknissen des Aussatzes sei jede Spur des geliebten Sohnes verloren gegangen. Vielleicht war selbst der schwermüthige Blick des klaren Auges dahin, vielleicht selbst die Stimme verändert — vielleicht sogar sein Herz, sein Charakter.

„O, meine Mutter, welche nicht zurück vor mir Armen, wenn Du mich siehst. Von jeglichem Verkehr mit meines Gleichen ausgeschlossen, der Freuden meines Alters beraubt, zu steter Einsamkeit verurtheilt, da selbst der Bettler, dem ich Almosen biete, vor dem Wohlthäter zurückweicht, stehe ich allein, ganz allein in der Welt. O, laß mich noch Trost finden bei Dir!“ —

„Ich bin nicht mehr so schön wie damals, als ich mich an Deinen Busen schmiegte und mit kindlichem Lächeln der Mutter Tränen verscheuchte, doch mein Herz ist unverändert und meine Seele ward nicht von dem Uebel erreicht, sie ist noch rein wie sonst, voll Liebe zu Dir und Deiner Liebe werth. Aber Du, meine Mutter, Du, von deren Fleisch ich Fleisch bin, Du, deren Liebkosungen noch so lebhaft in meiner Erinnerung leben, daß mein ganzes Sein noch bei dem Gedanken daran erzittert; Du, deren Liebesworte unauslöschlich in meiner Seele aufgezeichnet sind und in Stunden der nächtlichen Qual vor meinem Ohr erklingen; Du, o theure Mutter, sei barmherzig! — Laß Deine Augen Mitleid sprechen mit meinen Leiden, wie das liebende Weib bei Christi Kreuz — laß mich nicht sehen, daß ich Dir ein Ekel bin, wende Dich nicht mit Abscheu von mir, damit der arme Aussätzige von Janval eine glückliche Stunde als Sohn der Königin Mathilde verträumen könne.“

„Unter den heiligen Mönchen, welche sich der Pflege dieses Ortes unterziehen, ist einer, der sich bemüht, mich Geduld in der schweren Prüfung zu lehren, die, wie er sagt, die Seele läutert. Vater Erik, der mir freundlich als geistlicher Tröster zur Seite steht, hat einen so



Digitized by Google

hohen Grad von Heiligkeit erreicht, daß er alle Aeußerungen menschlicher Zuneigung von sich weist. Oft, wenn er mich pflegt in meinen Leiden, möchte ich die fiebergiühenden Lippen dankbar auf seine Hand drücken, er aber weist diese Aeußerung des Gefühls zurück, und nur meiner Mutter Herz kann ich hoffen zu erweichen, mit dem Geständniß, daß der Gott des Friedens das Bedürfniß nach innigern Gefühlen in uns gelegt, und daß in unserer Pilgerschaft des Wehes wir uns lieben sollen, wie er uns geliebt hat."

„Deshalb kehre zurück, o Mutter, zu Deinem schmerzensreichen Kinde, und laß einen glücklichen Augenblick in dem Spital von Janval tagen."

Wenn Mathilde des herzzerreißenden Inhalts dieses frommen Briefes dachte, erzitterte sie in der Tiefe ihrer Seele. Jetzt näherte sie sich der Stätte, schon stand sie unter dem Schatten der Buchen, deren Wachsthum so gediehen, daß jeder Strahl des Sonnenhimmels ausgeschlossen wurde. Die dunkle Mauer, welche jetzt verlängert war, lag vor ihr, und hinter ihr die von dem Grafen von Mortaigne der heiligen Maria Magdalena geweihte Kapelle, unter deren Altar sie einst zu ruhen hoffte, neben der Asche ihres Sohnes. Und über der Thorfahrt war ein Schild eingehauen, dem Gebrauch jener Zeit zufolge, mit den vereinten Wappen von England, Anjou und der Normandie, als Zeichen, daß das Spital eine königliche Stiftung sei.

Die Gräfin stieg von ihrem Maulthiere ab, um zu Fuß den Ort ihrer Demüthigung zu betreten; sie dankte dem Himmel, daß die Sonne untergegangen war, als sie den Hügel herabging, und daß Dämmerung die gefürchtete Stätte umhüllte.

Die Vesper ward gefeiert in der Kapelle, deren Thüren weit offen standen, um die heilsame Seeluft, die so stärkend für die schwachen Bewohner, einzulassen. Wilhelm von Mortaigne war nicht im ersten Augenblicke von den andern Kranken zu unterscheiden, denn er kniere in ihrer Mitte, und trug wie sie nur ein Leinengewand, ohne fürstliche Abzeichnung. Mathilde ließ ihren Schleier über ihr Trauerkleid herab, und kniete demüthig während des übrigen Theils des Gottesdienstes, halb hinter der großen sächsischen Säule verborgen, auf dem Pflaster nieder. Sie wagte es kaum, die Augen aufzuschlagen, als einer nach dem andern von den Kranken nach beendigtem Gebet hinausellte zum gewohnten erfrischenden Spaziergang im Buchenhain, obgleich ihre Linnengewänder die Kleidung der Knieenden berührten, die an diesem verabscheuten Ort eher für eine Bettlerin, als für die Tochter von Königen gehalten werden konnte.

Endlich begrüßte sie eine freundliche Stimme, welche die Weinende nach dem Grund ihrer Thränen fragte und mitleidig sie nach dem Refectorium verwies, um dort Unterstützung zu suchen. Es war die Stimme ihres Sohnes, es war Wilhelm's Stimme. — Als sie im Zwielicht das Auge zu ihm aufschlug, erblickte sie das bleiche, abgemagerte, doch nicht Abscheu erregende Angesicht, mit den Augen, die noch immer einem Engel anzugehören schienen. Kaum war aber ein Ausdruck des Dankes gegen den Himmel ihren Lippen entflogen, als ihr Blick das Angesicht des Benedictiner-Mönchs, der den Sohn begleitet hatte, streifte.

„Erhebe Dich, Mutter, o theure Mutter," rief der Graf von Mortaigne, der die geliebte Stimme erkannt hatte, „so bist Du denn endlich gekommen, und ich kann Dich in meine Arme schließen! — O, Vater Erik, mein Freund, mein Berather, o, wende Dich nicht unmuthig hinweg, weil ich mich freue über die Liebe meiner Mutter. — So zärtlich wie Du bei mir gewacht in den Tagen meiner Leiden, so pflegte sie mich in meiner glücklichen Kindheit. Mutter, ich bitte Dich, erkenne und danke diesem ehrwürdigen Tröster in meinen schweren Leiden!"

Aber Mathilde war überwältigt von ihren Gefühlen. — Denn sie war jetzt unter dem Dache des Krankenhauses — und die zwei, welche sie heraustrugen in die freie Luft des grünen Gottesackers, waren ihr nicht fremd. In dem dunkeln Mönch, der sich der Pflege ihres armen Kindes gewidmet hatte, erkannte sie den Geliebten ihrer Jugend, und in dem königlichen Lazarus, dessen heißbrennende Thränen auf ihre Hand herniederträufelten, den ihr theuersten Gegenstand auf Erden, das Opfer ihres Meineids, an dem der Zorn des Himmels vollzogen war.

---

Seitdem sind Jahrhunderte verflossen; die Geißel ferner Zeiten und Länder hat aufgehört, Europa heimzusuchen, und als die Waffen von Heinrich von Navarra dem Schloß von Arques unsterblichen Ruhm verliehen, ward das Hospital der Aussätzigen allgemeineren Zwecken gewidmet, und nahm den Namen der Maladrerie von Janval an. Die Zeit hat es seiner fürstlichen Größe beraubt, und das Grab von Wilhelm Mortaigne, dem Gründer der Kapelle, ward den Elementen preisgegeben, und sogar die geehrte Inschrift über seinen

Digitized by Google

frommen Lebenswandel und frühen Tod zu Janval im Jahre 1168 war schon größtentheils verwischt.

Die reiche Aussteuer, welche die Kaiserin Maud, Gräfin von Anjou, dem Spital der Aussätzigen verliehen, ward vom hohen Rath drm Hotel de Dieu zu Dieppe übermacht, weiches noch immer dir Einkünfte zieht, und das Spital war verödet. In den folgenden Jahrhunderten pflegte jedoch am heiligen Magdalenenfest die Geistlichkeit der benachbarten Kirche zu St. Remy nach der verfallenen Kapelle sich zu begeben, um dort Messe zu lesen, bis endlich gegen Endr des 18ten Jahrhunderts die Baufälligkeit des Gebäudes dessen Zerstörung nothwendig machte. Die Ueberreste der Maladrerie wurden den Pächtern des Grundstücks zugetheilt, und der Grabstein Wilhelm's von Mortaigne ward nach dem königlichen Begräbnißort der Hauptstadt der Normandie gebracht.

Jetzt sieht man nur noch den Buchenhain mit den großen Bäumen, welche dir ersten Bewohnrr des Ortes gepflanzt; doch sind dir Traditionen noch heilig aufbewahrt, und die Landleutr erzählen manche geisterhafte Legende, von wundeebaren Gestalten, weiche beim Zwielicht in dem alten Kirchhof umherwandern, und wenn das nahe Meer ruhig genug ist, um das Läuten des Angelus bis auf dir Höhe vernehmen zu lassen, so bekreuzigen sich dir Bewohner des Dorfes, wenn sie sich in der Nähe des Haines befinden. Oft sah ich sir zur Abrndzeit heimeilen, damit die Nacht sie nicht an der verabscheuten Stätte finden möge.

Unter den Kerkern von Arques zeigt man einen dunkeln Aufenthaltsort, wo während virlee Jahre ein englischer Ritter von Heinrich I. gefangen gehalten worden sein soll, der nur durch den Tod des Königs befreit ward. Die Mauern dieses ungesunden Keekers verkünden nichts von den langen Qualen des Ritters Kenrie, doch manche Chronik berichtet von der zärtlichen Sorgfalt der Kaiserin Maud, und der frommen Ergebung Wilhelm's von Mortaigne, während sir im Spital der Aussätzigen zu Janval weilten.

---

## Correspondenz.

### Aus London. (Beschluß.)

[Dem. Rachel und ihr Vater Felix.]

Weder Racinr noch Cornelle befriedigten das englischr Auditorium, konnten es füglich nicht befriedigen. Ihre Schöpfungen liegen himmelweit von denen eines Shakespeare, nach welchem der Engländer jede Tragödie abmißt, und der Vorzug, welchen er dem Landsmanne vor den Franzosen gibt, wird wenigstens keinem Deutschen unbillig dünken. Also war es auch hier wiedee das Spiel dee Rachel, um welches das Gesammt-Interesse sich gruppirte, und jr höher solches stieg, desto glänzender der Triumph drr Künstlerin, ein Triumph über den Stoff, mit welchem sie zu ringen hatte, ein Triumph, über das bei dieser Gelegenheit mehr Abstoßende als Anziehendr des Neuen, und ein Triumph über die sir unmittelbar rinhemmende Inferiorität der Mitspielenden. Die Vorgänge auf der Bühne gleichen den Vorgängen im Leben auch in der Hinsicht, daß zweitr und dritte Rollen gut gespielt werden müssen, soll dir erste sich frei und mit Glück bewegen. Der Impuls geht von ihr aus, aber jene dürfen nicht der Fels sein, von welchem die Kugel zurückprallt. Der Feldherr gewinnt nur seine Schlacht, wenn Generale und Unterofficierr ihre Schuldigkeit thun, und wie es den spanischen Königen nachgesagt woeden, daß sie Alles aufgeboten, Spanien zu vernichten, und es ihnen doch nicht gelungen, so hieß es hier vom französischen Personale, daß sein Ungeschick nichts versäumt, auf den Glanz der Rachel Schatten zu werfen, und dies doch nur theilweise geschehen. Gilt der Französin das englische Lob für einen Zähler, so wird sir mit dem Erfolge ihrer hiesigen Leistungen zufrieden sein. Zählen bei ihr Auszeichnungen und Beweise hoher Huld, so wird sie gern den dreihundert Guineen-Shawl tragen, welchen Königin Adelaide ihr verehrt, und den Brillantenschmuck, mit welchem Königin Victoria den mündlichen Dank für eine Vorlesung bethätigt. Und lebt sie des Glaubens, daß Alles Laeifari, „wo du nicht bist, u. s. w.," so braucht sie von ihrem Vatee sich nur die Sümmchen vorrechnen zu lassen, die ihr Spiel in seine Chatulle geliefert, um sich und ihren Landsleuten daheim sagen zu können, daß England immer noch „Eisen für seine Feinde und Gold für feinr Freunde hat."

Da heutzutage jeder namhafte Mensch nicht blos vollkommen in seinem Fache, sondern nebenbei mit einigen Dutzend andern Vollkommenheiten ausgestattet, der Schriftsteller Oekonom und der Oekonom Literator, der Jurist Mediciner und der Mediciner Theolog, die Sängerin Schauspielerin und der Schauspieler Dichter, der Dichter aber Handwerker und der Handwerker Stadtrath sein soll, so bedauere ich, daß hier zum Ruhm dee Rachel von keinen anderen als ihren Bühnen-Fähigkeiten etwas verlautet hat. Keine pikantr Antwort, kein interessantes Verhältniß, kein Urtheil über Malerei, Skulptur und Politik. Dagegen hat die angebliche Habsucht des Vaters zu verschiedenem Stadtgeschwätz Veranlassung gegeben, das ich ignoriren würde, wenn nicht etwas Wahres daran und dieses Wahre ein schöner Charakterzug der jungen Künstlerin wäre.

Die Leser wissen bereits, daß am Morgen des achten Juni Astley's Reiterrircus oder Amphitheater ein Raub der Flammen wurde. Es war eine brillante Feuersbeunst, dergleichen dir hiesigen vortrefflichen Löschanstalten seit dem Börsenbrande anno 1838 nicht haben aufkommen lassen. Das Feuer war in einer kleinen Stundr vorüber, hatte aber in dieser Frist, aller Hülfe ungeachtet, das ganze Theater sammt dazu gehörigen Nebengebäuden und rinen Werth von nahe an 40,000 Pfund Sterling verzehrt. Nur die ver-

Digitized by Google

wegensten Anstrengungen zweier deutschen Stallknechte haben von den prächtigen 50 Rossen die Mehrzahl gerettet. Dagegen ist die reiche Garderobe und sonst bewegliche Habe des Eigenthümers, sowie Alles, was seine Leute besessen, in den Flammen untergegangen. Es galt, das nackte Leben zu retten, und das gelang auch den zahlreichen Bewohnern bis auf ein Dienstmädchen. Diese trieb der Wunsch, etwas von ihren Sachen dem Feuer abzukämpfen, in das brennende Haus zurück, wo eine einstürzende Treppe sie begrub. Der Eigenthümer dieser Anstalt heißt Ducrow, ein Mann, der durch sich selbst geworden, was er war, das heißt, Besitzer eines Vermögens von einigen dreißigtausend Pfund, was selbst in London keine Kleinigkeit ist. Das hat nun wahrscheinlich ein Funke, der bei der letzten Abendvorstellung von „Cromwell's Kämpfen" und dem „Brande von Woodstock" in zündbaren Stoff gefallen ist, ihm bis auf einen winzigen Rest genommen, denn, unvorsichtig genug, hatte er die Kosten der Assecuranz gescheut. Da dies mit dem Eigenthümer des Hauses — Ducrow war nur Pächter — nicht der Fall war, so wird zwar unstreitig bald ein neues Gebäude sich auf der Brandstätte erheben; ob aber Ducrow die Leitung wieder übernehmen kann, ist zweifelhaft. Unbezweifelt dagegen ist das edelmüthige Anerbieten der deutschen Operngesellschaft und zwei oder drei hiesiger Theater-Directionen, eine Vorstellung ohne den geringsten Kostenabzug für ihn zu geben. Bei dieser Gelegenheit wurde Dem. Rachel um ihre Mitwirkung gebeten und wollte zusagen, als ihr Vater für die auf vielleicht zehn Minuten berechnete Leistung seiner Tochter ein Honorar von hundert Guineen forderte. Die Künstlerin scheint unablösbar an ihres Vaters Willen gebunden, denn trotz ihrer und der Bittsteller Vorstellungen blieb es bei der conditio sine qua non. Die Petenten wendeten sich der Thür zu, als die Rachel plötzlich eine diamantene Brosche vom Busen löste und sie den zwei Herren mit der Bitte überreichte, den Werth derselben der Benefiz-Einnahme für Herrn Ducrow beizufügen. In der Ueberraschung der beiden Herren und deren verzögertem Zugreifen wahrscheinlich einen Zweifel an ihrer Dispositionsfähigkeit erblickend, setzte sie hinzu: „nehmen Sie, meine Herren, die Brosche ist mein freies Eigenthum." Ein Curiositätensammler bezahlt die Brosche vielleicht königlich. Ihr einfacher Werth wurde auf 150 Thaler geschätzt.

## Notizen.

[Fürst Pückler's Glaubensbekenntniß.]

Fürst Pückler versichert in seinen „Griechischen Leiden," um sich als ganz frei von Standesvorurtheilen hinzustellen, er wolle lieber der Sohn eines reichen, jüdischen oder christlichen Banquiers sein als ein alter Edelmann. Inzwischen stört uns die Frivolität, die dies Bekenntniß zu machen fähig ist, auf keine Weise, den alten Edelmann in den Glaubensansichten des Verstorbenen zu erkennen. Er offenbart sich in der Ueberzeugung vom Heil der Despotie und der Sklaverei. Da unsere dermalige Civilisation nun einmal auf barbarischen Elementen beruht, so seien „geregelte Despotie und selbst Sklaverei die besten Mittel, um eine Nation so wie jedes Regiment, groß, wirksam und formidable zu machen." Die größten Epochen in der Geschichte seien immer solche, wo Despotie und Sklaverei am schroffsten hervortreten. Ganz gefehlt hätten uns beide bis jetzt, Gott Lob! noch nie. In Deutschland scheinen sie jetzt am wenigsten vorhanden zu sein, weshalb dies auch die unbedeutendste politische Rolle spiele, in den Vereinigten Staaten Amerikas am meisten, weil es dort noch wirkliche Sklaven gebe." (Südöstl. Bildersaal Thl. 3. S. 435 f.) In diese Sackgasse verlaufen sich nun die Gedanken des Verstorbenen, mit diesem Bekenntniß endet Fürst Pückler seine Mission als Schriftsteller. Es ist die Ansicht des alten französischen Adels, den die Revolution als unbrauchbar aus dem Lande jagte, die Verzweiflung der Refugiés, die düster Gemeinheit der alten Vergnügtinge, welche Frankreich auswarf, als es Athem schöpfte. In Deutschland fraß sich dieser alte Schaden, wie immer, nachträglich weiter. Es ist gut, daß er Literatur geworden ist, damit man weiß, wie es um ihn steht, und damit Fürsten und Völker sich frei erhalten von diesen trüben Stoffen. Fürst Pückler that wohl daran, daß er sich gleich Anfangs als Verstorbener einführte.

[Julius Schramm's letzte Vorlesung.]

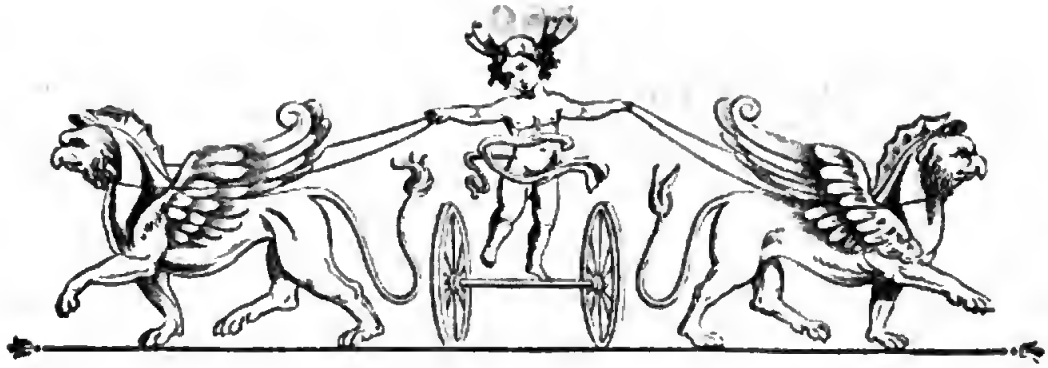
Julius Schramm's letzte Vorlesung, Shakspeare's „Was ihr wollt," war auch seine gelungenste und fand allgemeine Anerkennung durch beistimmendes Gelächter bei den komischen Partien wie durch Applaus am Schlusse. Die Frauen gelangen ihm diesmal vorzüglich, während aus dem zarten Liebesgemälde die beiden Junker und Malvolio um so drastischer hervortraten. Der Vorleser bewies, daß in ihm nichts Angelerntes, sondern eine ursprüngliche Natur sei. Von Tieck's Vortragsmanier unterscheidet sich die Schramm's durch einen mehr dramatischen Charakter. Nur den Narren schien uns der Vorleser fallen zu lassen, indem er ihn durchaus nicht mit chargirter, sondern mit seiner gewöhnlichen conversationellen Stimme las, vielleicht weil er Tobias, Andreas und Malvolio für die eigentlichen Clowns hielt und die chargirten Nüancen seines Organs bereits an diese verausgabt hatte. Köstlich gelang ihm dagegen die priesterliche Salbung, als der Narr den Ehren Matthias spielt. Nach den Proben, welche Schramm von seinem Talente abgelegt hat, und nach den Gerüchten, die ihn auch als einen trefflichen Künstler auf der Bühne bezeichnen, läßt sich fragen, warum er jetzt gleichsam quiescirt und ohne Engagement ist! Wir brauchen noch immer Schauspieler, welche, wie Schramm, auch denkende Köpfe und nicht bloße Haubenköpfe sind. †.

[Laube's Monaldeschi.]

Ein Drama von Laube hat den Stallmeister der Königin Christine zum Helden. Das Stück soll ausgezeichnete Partien haben. Es wird unter anderem in Stuttgart aufgeführt werden. Die berliner königliche Bühne wies es zurück. Auch die Lustspielpreiscommission mag dort ihr eigenthümliches Glaubensbekenntniß haben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 147. — den 30. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Kritische Skizzen.

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803.

Die erste Originalausgabe dieser von Dr. Körte in Halberstadt aus Gleim's Nachlaß (Leipzig, Brockhaus) herausgegebenen Gedichte macht einen Supplementband zu der siebenbändigen Ausgabe von des alten Grenadiers Werken. Herr Wilhelm Körte ist nicht blos der natürliche, er ist auch der geistige Erbe von Gleim's Schätzen; sein gutmüthig kräftiges Vorwort macht uns dessen gewiß. Er hofft starkmüthig und treu auf eine zweite goldene Bulle für Deutschland, die des Vaterlandes Einheit und Untheilbarkeit feststellen werde. Er ist überzeugt, daß die deutschen Fürsten daran arbeiten, Deutschland als europäische Großmacht hinzustellen; dieser Bundesstaat deutscher Nation würde die größte Bürgschaft geben für Europas Frieden und humanistische Vollendung. „Welches andere Volk," sagt er, „hätte eben so viel anspruchslosen Sinn, so viel gutmüthige Sympathien für jede andere nationale Trefflichkeit; welches andere Volk wäre so ganz dazu geeignet, jene wahrhafte Politik ins Leben treten zu lassen, welcher nur allein ein sittlich großes Denken und Wollen zum Grunde liegt; welches alles Lügen, Trügen, Hintergehen und Ueberlisten durchaus fremd ist; deren moralische Kraft aber nicht wenigere zum Ziele führt als ihr Schwert!" — „Von diesem Standpuncte aus," heißt es weiter, „kann es für Deutschland nur tief beschämend sein, wenn neuerlich aus des Rheins grünen Wogen ein deutscher Patriotismus aufflackert, welcher nur eitel Franzosenzank athmet und sich mit etwas brüstet und stachelt, was nur zu den allerbescheidensten Ansprüchen Deutschlands gerechnet werden kann. Aber insofern wir diesen in der That kleingeistigen Sing-Patriotismus wider derzeitig großprahlerisches Franzosengelüst als ein lebendiges Zeugniß dafür anzusehen haben, daß der Geist volksthümlicher Einheit in allen Deutschen schon wacker rumort; so müssen wir ihn hochwillkommen heißen, ja ihn vorerst hegen und pflegen mit allem Fleiß, bis er uns in gediegener Begeisterung die Größe, Macht und Herrlichkeit vor Aug' und Seele bringt, deren Deutschland theilhaftig sein kann durch Einheit und Untheilbarkeit in Ehr' und Wehr, in Rath und That! Mag die Erfüllung so großer Hoffnungen immerhin noch nicht gar so sehr nahe sein; um desto mehr sei jedes, und das anspruchsloseste Wort, was uns daran mahnt, und immer wieder daran mahnt, nicht allein gestattet, sondern gesegnet; denn „der Glaube kommt durch's Hören, und das Wort muß zuvor gehen und der Anfang sein." Ein Tag sag' es dem andern, bis endlich die Stunde kommt, welche das bringt, was Jahrhunderte verweigerten: wo endlich Deutschlands große Bestimmung in Erfüllung geht!" — Gleim's sämmtliche Werke erschienen in Halberstadt 1811 und 1812; die patriotischen Verse, die Körte jetzt edirt, mußten damals unter Napoleon'scher Herrschaft fortbleiben, ihrer Widmung an Friedrich Wilhelm den Dritten und



Digitized by Google

die begeisterte Anrede an das preußische Königshaus waren ein Grund mehr, sie wohlversiegelt zu beseitigen; das preußische Königshaus stand damals unter der Censur Napoleon's. Jetzt endlich scheint die Stimmung in Deutschland passend zur Herausgabe der Gleim'schen politischen Lieder. Der Alte stand in seinem 71sten Lebensjahre, als er das erste, in seinem 84sten, als er das letzte sang; er starb im Februar 1803, hat also die Erhebung Deutschlands, auch noch nicht seine tiefste Schmach erlebt. Als Gedichte sind die Verse sehr gelegentliche Productionen; als Aussprüche und Ausbrüche der Gesinnung des Alten höchst merkwürdig. Sein Standpunkt ist in den Dingen der großen Revolution natürlich kein freier; er schilt Klopstock, der bekanntlich 1792 von der Republik den Bürgerbrief erhielt.

„Er? unser Klopstock, will die Fahnen
Des Aufruhrs tragen, Brutus sein?
Ha! welcher doch von den Satanen,
Die er erschuf, gab ihm das ein?" u. s. w.

Merkwürdig erwächst das Scheltwort des Alten hier und da zu einer Prophetie, welche uns fast wunderbar ergreift. Im Jahr 1793 sang Gleim:

„Was wird das Ende sein? fragt in den stillen Hütten
Des Landes Gallia, wer seine Seele rein
Von Blut erhalten hat, und wer in Angst und Pein
Schon zehnmal hat den Tod gelitten. —
Sie werden noch zuletzt um einen König bitten:
Das wird das Ende sein!"

Sechs Jahre später war Bonaparte Consul, elf Jahre nach dem Gleim'schen Ausspruch Kaiser. — Hier und da wird auch der Schwung seiner Stimmung und Sprache ungewöhnlich. Vom December 1797 sind folgende Verse: „an die Franzosen" datirt:

„Ihr ginget, Tyrannen auszurotten,
Und wurdet Erztyrannen selbst! —
Du, Herr und Gott, läßt Dein nicht spotten,
Der Du die blauen Himmel wölbst!

Die Stimme ruft: Laßt ihn gewähren,
Ihr werdet seh'n, er ist gerecht;
Sein Gehen ist der Gang der Sphären,
Ihr werdet seh'n: er ist gerecht!

Sind Frevler glücklich schon geworden?
Stieg einer hoch, so fiel er tief;
Sie werden sich einander morden! —
Kennt ihr die Stimme, die es rief?"

Der alte Husar Blücher sagte über Napoleon zu seinen Generalen: Wenn ich ihn kriege, lass' ich ihn auspeitschen! Der alte Grenadier nimmt ihn auch nur als gemeinen Verbrecher; er singt ihn 1797 an:

„Prahle nicht mit Deinen Thaten!
Deine Thaten sind der Welt
Großer Schandfleck! Laß Dir rathen,
Grauser Krieger: nimm Dein Geld,
Dein Geraubtes, nimm's und rette
Dich in ein entferntes Land,
Das für Straßenräuber Kette,
Schwert und Spieß noch nicht erfand!
In Europa wartet Deiner
Strenge Strafgerechtigkeit:
Nemesis steht dort mit einer
Goldnen Waage schon bereit:

Freilich stand Nemesis sechzehn Jahre lang still und rührte sich nicht. Sehr trefflich ist der Vers „an Götz von Berlichingen":

„Mit Deiner Hand von Eisen, alter Held,
Komm noch einmal in unsre deutsche Welt,
Und züchtige mit Deiner Hand von Eisen
Nebst unsern Fürsten unsre Weisen;
Denn Alle hangen allzufest
An Wälschen oder Britten. —
Ha, ein gescheidter, guter Mann
Von alten deutschen Sitten,
Wird, wo man Alles leiden kann,
Mein Seele nicht gelitten!"

So sang Gleim 1791; der Held mit der Hand von Eisen erstand aber erst ein Vierteljahrhundert beinahe später. So sehr war das Volk von den einheimischen Gewalten geknechtet, daß es sich gegen den fremden Despoten nicht zu rühren wagte. Möchten deutsche Völker nie wieder so sehr gedrückt, durch Mißtrauen entnervt, durch diplomatische Heuchelei entmuthigt, durch bornirten Argwohn in seinen besten Tugenden erlahmt werden! Ein Volk, das in seinen innern Zuständen nicht frei ist, verliert auch die Spannkraft nach außen. An den Machthabern würde es liegen, wenn die deutsche Nation einem zweiten künftigen Napoleon, er komme von Osten aus den russischen Steppen, oder von welcher Seite er wolle, abermals erliegen müßte.

Voll lustiger Kraft ist Gleim's Becherlied vom J. 1793.

„Stoßet an den vollen Becher
Unter Saitenklang:
Leben sollen Deutschlands Rächer
Hoch, ihr Leben lang!

Weg mit Freiheitskapp' und Bändern;
Weg mit Freiheitsbaum:
Dafür ist in Deutschlands Ländern
Keine Spanne Raum!

Kapp' und Baum sind schlechte Schätze
Für ein deutsches Land:

Unſre Freiheit ſind Geſetze,
Und nicht Baum und Band.

Jeder deutſche Mann ſoll leben,
Jeder Ordnungsfreund!
Jeder deutſche Fürſt ſoll leben,
Der es redlich meint!"

Nach der Melodie: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" machte Gleim 1799 die Strophe:

„Den Rhein, den Rhein, den ſoll der Feind uns laſſen,
Und jede Reb' am Rhein!
Wo nicht, ſo wollen wir den Feind ſchon faſſen,
Wir Deutſchen insgemein!"

Damals war es Zeit, Rheinlieder zu ſingen, wo es Thaten galt; jetzt haben wir gut ſingen, wo Frankreich verſchnauft und ſtill liegt! Daß ſich unter den deutſchen Sängern allezeit Patrioten finden, wird hiermit von Neuem beſtätigt. An den Machthabern, ihrem Hader, ihren Privatränken, ihrem Argwohn gegen das Volk, lag es, wenn es damals kein Deutſchland gab.

---

### Was iſt im Chriſtenthume chriſtlich?

Unter dieſem Titel laſen wir im Freihafen (Aprilheft) einen ausgezeichneten Aufſatz von Heinrich Koenig. Er reiht ſich gewiſſermaßen dem früheren Artikel von David Strauß über das Bleibende im Chriſtenthum an, dieſen ergänzend und erfüllend. Strauß ſtreift alle Form vom Inhalt ab, hält die Gedanken und die innere Bedeutung für das einzig Wahre und Dauernde im Chriſtenthum. Der Mythus iſt nach ihm das Hinfällige, das Symbol, das Ceremoniell erſcheint ihm zerbrechliche Menſchenſatzung. Es iſt gut, daß die geſammte Ueberlieferung der Luftpumpe dieſer keltiſchen Experimente unterzogen wird. Allein es genügt dieſer dünne Aether nicht zur Exiſtenz für die der Atmoſphäre bedürftigen Geſchlechter. Strauß hätte einen neuen Cultus ſchaffen müſſen, wollte er mehr als wiſſenſchaftliche Wahrheit geben. Was iſt richtig, was unverfälſcht göttlich im Chriſtenthum? dieſe Frage ſtellt ſich die Philoſophie, die in dieſer Abſtraction auszudauern vermag. Eine andere Frage iſt: Was hielten die Völker für wahr am Chriſtenthum, welche Bedürfniſſe haben die Geſchlechter der Menſchen, was muß und ſoll ihnen nach Kraft und Hinfälligkeit ihres Gefühls das Chriſtenthum ſein? Dieſe Frage ſtellt ſich die denkende Betrachtung auf dem hiſtoriſchen und auf dem poetiſchen Standpunkt. H. Koenig erinnert auf keine Weiſe an Strauß, weder anſchließend noch widerſtreitend; wir ſelbſt nur kommen auf die Parallele dieſer Aufſätze und ihrer Ergebniſſe. Koenig geht auf den Orient zurück, ſucht in den Religionsſyſtemen der alten Jahrhunderte Anknüpfungspunkte für das Chriſtenthum und findet für Inhalt und Form die Spuren uralter Verwandtſchaft. Koenig gibt ſich dem ganzen Tiefſinn dieſer Betrachtung hin; was der alte Zſchocke in ſeiner Geſchichte der Verbreitung des Chriſtenthums aufwies, tritt hier bei neuem Bedürfniß in ein neues Licht. Die Hegel'ſche Religionsphiloſophie und Marheineke's ſpeculative Theologie weiſen nach, wie viel Chriſtliches bereits in den vorchriſtlichen Religionen ſei. Es iſt ein umgekehrter Weg, aber das Ziel iſt daſſelbe, aufzuſuchen, wie tief die Glaubensſätze des Chriſtenthums, ja ſein Cultus und ſelbſt ſein Ceremoniell, ſchon im Orient wurzelten unter den Urvölkern, die ſich langſam wie in dämmernder Ahnung aus dem Schooß der Natur aufrafften. Ich will hier nicht an die indiſchen Trimurti erinnern, die uns überzeugen, daß die Lehre von dreieiniger Gottheit, die nicht blos ein Drüben, auch ein Hüben habe und ſich im Punkt der Vereinigung eines Jenſeits und Dieſſeits als reines Selbſtbewußtſein erfaſſe, keine Erfindung der Prieſter, keine Speculation der Philoſophen, ſondern ſchon eine uralte Ahnung kindlicher Völker war. Ich will nicht an Kriſchna erinnern, den von einer Jungfrau gebornen Gottmenſchen der Inder, der, von einem Pfeilſchuß getroffen, an einem Baume ſtirbt, — ein am Todesholze leidender Gott. Budda, der 600 Jahre vor Chriſto lehrte, ſprach Glaubenswahrheiten, die den Nerv des Chriſtenthums berühren. Noch beſtimmter in Einzelnheiten ergibt ſich die Verwandtſchaft des Chriſtlichen mit dem Altperſiſchen. Es iſt einſeitig, das Chriſtenthum blos als Fortſetzung und Erfüllung des Judaismus zu nehmen; es iſt vielmehr ein Schlußpunkt aller Religionen des Orients, eine göttliche Befreiung des Selbſtbewußtſeins aus dem verworrenen Drang der Elemente zwiſchen Gott und Natur. Und ſelbſt was Geltung hat im chriſtlichen Cultus und Ritus, reicht weit über Chriſti Perſon hinaus. Zoroaſter, wie geſagt, gibt die nächſte Vermittlung. Gott war nach allen orientaliſchen Religionen vom Uranfange der Einſame, der Schweigſame, bis er das Wort fand; mit dem Worte brach die Geſtaltung der Welt hervor und es begann der Schöpfungsmorgen, denn dieſe Klarheit des Sichſelbſterfaſſens iſt Allmacht. Der Menſch hat durch das Gebet Antheil am Göttlichen, das Gebet iſt das Echo des göttlichen Wortes. Zoroaſter, der zuerſt dieſe Bedeutung des Gebetes erkannte, und ihm die Macht zu-

Digitized by Google

ſchrieb, die böſen Geiſter zu ſcheuchen, ordnete in den Tempeln ununterbrochene Betſtunden an. Ein Gürtel aus weichen Ruthen, ein Roſenkranz alſo, dient, die Gebete abzuzählen. Waſſer, mit dem Worte gebraucht, vernichtet des Böſen Kraft. Alle Weihungen vom Böſen und zu höherer Vollkommenheit geſchehen durch Taufe. Eben ſo iſt der Satz von der Auferſtehung des Leibes ſchon eine Lehre Zoroaſter's. „Erde und Gewäſſer," lehrt er, „ſollen die Gebeine ihrer Begrabenen zurückgeben. Dann verſammeln Gute ſich zu Guten, und die Verdammten beſtehen ihre letzte Reinigung zur Seligkeit. Die Natur iſt dann Licht, die Materie wieſt keinen Schatten mehr. Ausgeglichen iſt der ewige Abgrund, und des Ormuz Reich umfaßt ein ſeliges All!" — Und wenn das alles, was wir für chriſtlich halten, Gebet und Taufe, ſelbſt das Katholiſche mit ſeinem Roſenkranz und Weihwaſſer, ſo tief im Orient wurzelt? — Mich dünkt, je allgemein menſchlicher, deſto unerſchütterlicher ſind Glaubensſätze. Was Satzung eines Sectenmeiſters iſt, darüber läßt ſich ſtreiten, was aber ſo weit hineinreicht bis in die Unſchuld kindlicher Geſchlechter, deutet auf eine unbewußte, göttliche Quelle. Ahnungen der Naturvölker laſſen ſich nicht widerlegen, Ihr habt ſie nur zu deuten; ſie erſcheinen wie Naturgeſetze der menſchlichen Seele. — Hat das Heinrich Koenig mit ſeinem Artikel darthun wollen? — Mit nichten. Er wollte nachweiſen, wie wenig am Chriſtenthume chriſtlich ſei; er wollte den Begriff des Excluſivern am Chriſtenthume tilgen. Jene Folgerungen, die wir machten, ſtellen ſich aber nicht minder wie von ſelbſt. Wenn, was wir chriſtlich nennen, älter ſelbſt iſt als das Chriſtenthum, das Jeſus lehrte, nun, ſo muß es wohl gewiſſe Dinge darin geben, die als Ureigenthum der Menſchheit unerſchütterlich feſt ſtehen.

## Notizen.

[Ein deutſcher Pädagog.]

Friedrich Joachim Günther heiße ein Schulmann, der die Pädagogik reſtauriren will. Er iſt Lehrer am Pädagogium in Halle und ſchrieb ein Buch über den deutſchen Unterricht auf Gymnaſien, das im laufenden Jahr (Eſſen, bei Bädecker) erſchien. Der Mann iſt naiv genug, ein fertig geſchloſſenes geiſtiges Sperrſyſtem in Schulen für möglich zu halten. Es iſt ſchon bekannt, daß der Pietismus die Grundſäulen deutſcher Bildung, Leſſing und Goethe, wegleugnen möchte. Hier wird auch Schiller als der Dichter des Ideals für die Jugend ſehr verderblich befunden. Vor allem wird Don Carlos an den Pranger geſtellt, den die liebe Frömmigkeit errichtet. Sie würde gerne noch Scheiterhaufen bauen, wenn die Nation ſie nicht verlachte. Da iſt eine Scene zwiſchen dem Prinzen und der Eboli. „Man frage reifere Jünglinge, mit denen ſich darüber ſprechen läßt, erinnere ſich vielleicht ſelbſt der erſten Eindrücke (der Verf. hat alſo unreine Eindrücke, gemeine Einfälle dabei gehabt!), welche man, wenn man die Sache verſtanden, beim Leſen empfangen hat, und man wird Wehe rufen können über den Erzieher, welcher dadurch, daß er in der Schule dieſe und ähnliche Scenen erklärt, wiſſentlich ſolches Gift in die Adern der Jugend bringt." — Man kann nur Wehe rufen über Erzieher, die nicht wiſſen, daß wer ſich ergreifen läßt vom hohen Genius, vom ſittlichen Adel, von der heiligen Begeiſterung des großen Dichters, ſich über die Geſinnungen des Wurmes im Schmutz weit hinweggehoben fühlt. Freilich gibt der ſittliche Adel des Schiller'ſchen Geiſtes auch einen Freiheitsdrang, den der Servilismus der Phariſäer fürchtet. „Gedankenfreiheit will der Marquis Poſa. Als ob es jemals irgend einem Tyrannen eingefallen wäre oder einfallen könnte, die Menſchen an dem verhindern zu wollen, was ſie bei ſich denken!" Alſo ſpricht 1841 ein deutſcher Pädagog.

[Frau v. Chezy.]

Das Juniheft des Freihafens brachte einen fünften Artikel von den Ueberlieferungen und Umriſſen der Frau v. Chezy, Friedrich Schlegel's letzte Lebensjahre beleuchtend. Der Artikel reiht ſich an die ſchon erwähnten intereſſanten Mittheilungen. Schade, daß die edle Dame, um in ihrem Styl zu ſprechen, ſoviel Brauſepulver-Exploſionen für ihren Hyperenthuſiasmus nöthig hat. Unter anderm ſagt ſie von Schlegel, er ſei zu ſtolz geweſen, um Schritte zu thun, die ſeine Lage verbeſſern konnten, nie habe „ſein Blick und Ohr die aqua toffana eines Lacquaienblicks und Tones, davon die feinſte Blüthe des Ehrgefühls zuſammenſchrumpft und die Würde des innern Menſchen zur Leiche wird, eingeſogen." — Genialität, ſagt ſie, ſei ſonſt ein Gott am Schreibtiſche, und ein Hund in der Antichambre.

[Die conſervativen Chriſtinos.]

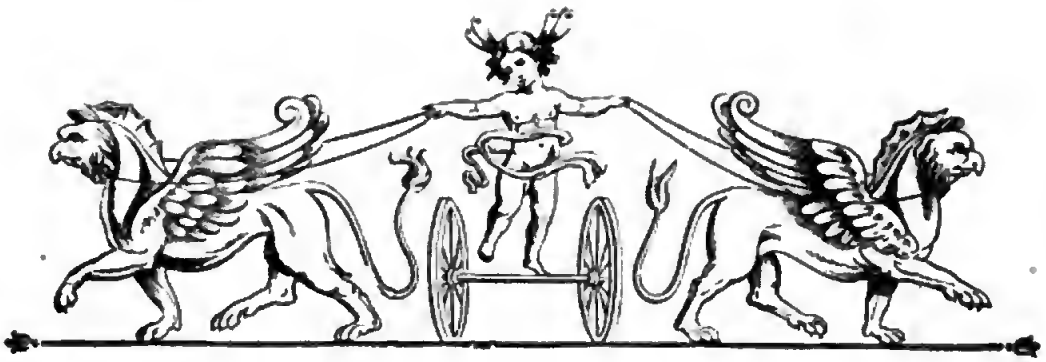
Die jetzige ſpaniſche Regierung, unter der die Freiheit wirkliche Fortſchritte macht, wird überall von den Conſervativen als anarchiſch verſchrieen, weil ſie die Vormundſchaft Iſabellens der Exregentin Chriſtine aus der Hand nahm. Allein dieſer anarchiſche Schritt hatte einen geſetzlichen Grund: die Vermählung der Regentin mit Muñoz. Nur aus ritterlichem Zartgefühl ſoll dies in der ſpaniſchen Deputirtenkammer unerwähnt geblieben ſein. Was die etwaigen Einſprüche Rothſchild's und anderer Großmächte betrifft, ſo bemerkten die ſpaniſchen Liberalen ſtolz, Spanien ſei ſelbſtändig und werde um die Anerkennung dieſer Thatſache nicht betteln.

[Die Candioten.]

Die inſurgirten Candioten haben einen Hülferuf an die chriſtlichen Mächte erlaſſen. Der Sultan adreſſirt den ſeinen gewiß an die legitimen Mächte. Alſo Chriſtenthum und Legitimität gegen einander auf der Waagſchale. Das Intereſſe der chriſtlichen Mächte wird die Waage halten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 148. — den 31. Juli 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Löwenwärter.

### 1.

O, Löwenwärter, kühner Mann,
Von heißer Sonne gebräunt,
Mir graut, wenn ich Dich kosen seh
Mit Deinem furchtbaren Freund!
Doch graut mir mehr vor Deinem Aug',
Als vor des Löwen Blicke;
Zu grollen scheint es heiß und wild
Dem Leben und Geschicke.

Jetzt streichelt dem Genossen er
Das zottige Mähnenhaar,
Jetzt schlingt er seinen braunen Arm
Ihm um den Nacken gar;
Und jetzt — wie ist sein brennend Aug'
Auf einmal wild geworden —
Solch' Schmerzensauge zähmte wohl
Der Wüste wildeste Horden.

Es sinket das Haupt ihm auf die Brust,
Als wär' es schwer und müd'
Von eines Gedankens lastender Qual,
Der ihm das Hirn zerglüht;
Auf seinem stummen Munde zuckt
Ein tiefes, unendliches Wehe —
Der Löwe schaut ihn traurig an,
Als ob er ihn verstehe.

Mit dumpfem Heulen schmiegt er sich
An den betrübten Mann
Und bietet ihm den gewalt'gen Leib
Zum weichen Polster an;
Wie schlummertrunken streckt er sich
Und athmet, stille liegend,
Mit seines Hauches Ebb' und Fluth
Den Freund zur Ruhe wiegend.

### 2.

Laßt auf seinem Löwen ruh'n den Müden,
Treu blieb ihm sein Löwe und sein Gram,
Als er aus dem fernen, heißen Süden
Nach dem rauhen Norden kam.

In der Hütt', aus Bambusrohr geflochten,
Die im duft'gen, quellgekühlten Hain
Zwischen Palmen einsam stand — dort mochten
Seine Träume milder sein.

Denn er ruht' in Tamajandri's Arme;
Fromm und friedlich, wie ein Lamm beim Lamm,
Ruhte, unberührt von Schmerz und Harme,
Der beglückte Bräutigam.

Dunkel brennend war ihr Aug', gemildert
Von des Blickes Zaubern, sanft und lind;
Schön, wie Houris, die der Dichter schildert,
Schöner war das braune Kind.

Ihrer Liebe erste Blüthe weihte
Sie Europens vielverirrtem Sohn,
Gönnte dem Getreu'n an ihrer Seite
Langentbehrten Friedens Lohn.



Digitized by Google

Aber ach, des Häuptlings Erstgeborner
Hatt' um ihre Liebe längst gebuhlt,
Und zur Rache war nun in verlor'ner
Müh' sein wildes Herz geschult.

Nachts beschleicht er Tamajandri's Lager,
Das ihr treuer Gatte heut nicht theilt,
Schwingt den blanken Dolch, der freche Wager,
Ob ihr Löw' auch nahe weilt.

Der, von seiner Herrin Todesstöhnen
Aufgeschreckt, springt mit Gebrüll empor, —
Doch es dringt des Wächterrufes Dröhnen
Nicht mehr an der Bleichen Ohr.

Wie durch enge Ritzen schlüpft die Schlange,
War der Unschuld Mörder scheu entfloh'n,
Aber stürzend dort am Felsenhange
Fand er seinen blut'gen Lohn. —

Da der Tag erröthend aufgestiegen,
Kehrt der Gatte in das Haus zurück,
Findet blutbefleckt den Löwen liegen,
Und ermordet, ach, sein Glück!

Wild, gleich der heißhungrigen Hyäne,
Schreit er auf und lacht in Wahnsinnswuth,
Faßt des Löwen aufgesträubte Mähne,
Lechzet nach des Treuen Blut.

Doch der Löwe, scheinbar sich erniedernd,
Weichet seitwärts, schüttelt murrend sich,
Solch ohnmächt'gen Angriff nicht erwiedernd,
Edel, ruhig, königlich.

Dir vergeb' ich — scheint sein Blick zu sagen —
Denn Du liebtest ja die süße Maid;
Seit Dein Nebenbuhler sie erschlagen,
Sind wir Beide schmerzgeweiht.

Stumm verzweifelnd, wirft der todtenbleiche,
Unglückselge europäische Mann
Sich auf Tamajandri's schöne Leiche,
Die er nicht erwecken kann;

Starret mit Entsetzen auf die Wunde,
Deckt sie zu mit seinem heißen Kuß,
Flucht dem Mörder, flucht der finstern Stunde,
Da den Greul er schauen muß.

Dann — nach langem, schweigendem Umfassen,
Geht er mit dem Löwen aus dem Haus,
Eine Fackel hat er drin gelassen —
Prasselnd bricht die Flamme aus.

Rache brütend sitzt er auf dem Hügel,
Bis die Grabesstätt' in Asche liegt —
Ueber seinem Haupte rauschen Flügel,
Himmelan ein Adler fliegt.

Einen blut'gen Dolch im Schnabel tragend,
Stieg er aus dem nahen Abgrund auf,
Trägt das Werkzeug frechen Mords verklagend
Zu der Götter Thron hinauf.

Doch den Witwer zieht es weit und weiter,
Rastlos, ruhlos, und zu Land und See
Ist der treue Löwe sein Begleiter,
Und theilt brüderlich sein Weh.

---

## 3.

Du — Fremdling noch im Vaterlan
Bezwinge nun Dein Herz!
Soll eines Löwen starker Freund
Vergeh'n in feigem Schmerz?
Hör' auf zu grollen dem Geschick,
Weil es die Rose pflückte,
Die einen schönen Lenz hindurch
Dich schmückte und beglückte.

Seit Tamajandri's Herz vergoß
Sein rosenfarb'nes Blut,
Steh'n Dir zur Seit' in Noth und Tod
Die Treue und der Muth.
Lern' in des Löwen Bild Dich selbst
Empfinden und erkennen,
Erröthen mußt Du sonst, wenn sie
Den kühnen Mann Dich nennen.

Wohl manchen Jüngling sah ich schon;
Mit schmerzverduhltem Sinn
Gab er um seinen Liebesgram
All' seine Mannheit hin.
Er schlief in Trübsinnsnacht, die stets
Die Schwachen gern behauste,
Ob auch die Löwenstimme Zeit
In seine Träume brauste.

Die Blüthe süßer Liebesluft
Vergeht, wie alles Blüh'n;
Doch wenn aus theurem Aschenstaub
Die letzten Funken sprüh'n —
Dann zeige, daß Dein Herz nicht mehr
Die Feuerprobe scheue —
Das ist der ächte Löwenmuth,
Das ist die ächte Treue.

Julius Hammer.

---

Digitized by Google

## Kritische Skizzen.

### Fouqué's ausgewählte Werke.

Es gab für Friedrich Baron de la Motte Fouqué eine Zeit, wo man ihn, als er seine Nordlandsrecken und fahrenden Kämpen besang, für genial hielt, wo man in Berlin „auf ihn einlud," d. h. Abendgesellschaften unter der Verheißung veranstaltete, den gefeierten Mann des Tages dort zu sehen, zu sprechen, wenigstens zu bewundern. Aus jener Zeit schreibt sich auch die parfümirte Manier seiner Schönseligkeit; das vollkräftige Kämpenthum war nur aufgekratzter Modeton, der auch in Fouqué's Wesen bald genug in süßliche Weichlichkeit umschlug, in Manierirtheit unterging. Es war das die Zeit kurz nach dem Befreiungskriege. Wahrhaft große Talente hatte der Krieg nicht erweckt, aber man ergab sich mit der Rückkehr friedlichen Wohlbehagens an poesievergnügte Stimmungen, und während ums liebe Jahr 1819 herum Van der Velde und einige Elbschäfer sammt Clauren florirten, suchte die gesellige Bildung jene Deutschheit, die sich in der Jugend als Burschenthum gestaltete, die in der Wissenschaft ihren tieferen Wurzeln nachging, in solchen aufgebürsteten nordlandsreckigen Geschichten, wie sie Fouqué brachte, festzuhalten und zu pflegen. Die Julirevolution mit ihrer Aufregung zerstörte, was Kränklichkeit an diesen Stimmungen war. In unsern Tagen kommt Deutschland von Neuem zum Gefühl seiner selber. Motte Fouqué denkt, es sei an der Zeit, langt hinter den Ofen und holt dir alten Schwarten wieder hervor. Und er thut wohl daran; der Dichter des „Sigurd" hat sein Recht zum Existiren, er hat eine Durchgangsepoche seiner Nation vertreten; der Dichter einer „Undine" hat selbst seine bleibenden Schönheiten. Er bringt eine Auswahl seiner Werke als Ausgabe letzter Hand (Halle bei Schwetschke und Sohn); es wird nicht angegeben, auf wieviel Bände die Ausgabe berechnet ist, vorläufig liegen „der Held des Nordens" in drei, „der Zauberring" in eben so viel Bändchen vor uns. Die Sprache des alten Herrn klingt uns Menschen von heute fast antediluvianisch. Die Widmung des Sigurd an Fichte beginnt:

„Entquoll'n ist mir das letzte Lied aus drei'n
Von Sigurd's Leben, Tod, Rach' und Geschlecht" u. s. w.

Man glaubt Shakspeare's unsterblichen Fähnrich Pistol in wohlgelungener Uebertragung zu hören, oder den aufgekrempelten, zottigen Schauspieler im Hamlet, der die Hekuba schildert. — Die Vorrede zum Zauberringe gibt eine andere Nuance in Fouqué's Wesen. „Es gibt Leute," sagt er daselbst, „welche darüber lachen, daß man zu irgend einem Thun den lieben Gott mit rechter Inbrunst um Hülfe anrufen könne; demungeachtet scheut sich der Schreiber nicht, zu gestehen, daß er solches jetzt von ganzem Herzen gethan habe. Schon früher hat ihm das bei ähnlichen Unternehmungen geholfen, und er verhoffet zuversichtlich, es soll auch diesmal helfen. — Ich lade Dich, mein günstiger Leser, ein, mir getrosten Muthes zu folgen. Es wäre denn, daß Du den Namen des lieben Gottes, den ich eben angerufen habe, nicht gut leiden könntest, sonst meine ich, sollst Du mit dem, was ich Dir geben will, und was mir zukam und noch zukommen wird, wohl zufrieden sein. Nur wisse, daß das, was Dir am besten gefällt, nicht mein eigen ist; sondern eine süße Gabe von oben herab, die mir nur dann wird, wenn ich selbsten besser bin, als es in der gewöhnlichen Art eines verderbten Wesens liegt." ꝛc. Auch Franz Horn seiner Zeit liebte es, seine Sachen bisweilen in den Vorreden für Offenbarungen von oben auszugeben und sie mit der ganzen süßen Seligkeit eines frommen Augenverdrehers an die Schriften der Bibel zu reihen. Goethe seiner Zeit ließ es sich drum gern gefallen, daß man ihn einen Heiden schalt.

---

## Notizen.

[Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen."]

Es ist auffallend, wie seit Nikolaus Becker's Tagen alle Freiheitspoesie, wo sie noch auftritt, mit fast burschenschaftlich nationalen Ideen versetzt ist. Diese Burschenschaftspoesie ist jetzt nur abgestanden und hat, wo sie auch aus dem Herzen kommt, einen gräberlichen Klang. Auf den sogenannten kosmopolitischen Schwindel der letzten Jahre ist ein ehrsamer, gesetzter Patriotismus eingetreten, der im Leben sehr brav, in der Poesie aber sehr hausbacken ist. Ich möchte das nicht auf Herwegh's „Gedichte eines Lebendigen" ausdehnen, die unlängst in Zürich erschienen sind; sie werden ihres frischen Tones und ihrer offenen Gesinnung wegen überall Achtung und Liebe finden; allein auch hier stößt man auf jene burschenschaftlichen pia desideria, welche Deutschland ab ovo umarbeiten möchten. Grammatikalisch, möchte ich sagen, hängt dies mit des Dichtees Abstammung von Platen zusammen, dessen „Teutschland" wie seine Prosodie auch weniger aus Deutschland, wie aus den alten Classikern her war. Man muß jedoch gestehen, daß die meisten Platenianer einen soliden, herrlich tönenden Vers bauen. Herwegh hängt sonst auch mit Grün, Beck, überhaupt mit der modernen Richtung zusammen. Das Gemisch dieser verschiedenen Einflüsse ist deutlich herauszufühlen. Während die kraft- und klangvolle Diction an Platen

Digitized by Google

erinnert, gemahnt die pointenreiche Dialektik, welche die Freiheitsidee systematisch durchführen und Anspielungen, prototypische Bilder statt großer Gedanken ausgeben möchte, an die neudeutsche politische Poesie, namentlich an Grün. Indessen wird Herwegh's Kraft sich diesen Einflüssen entwinden. Es finden sich in dieser Sammlung bereits mehrere rein poetische Eingebungen, wie das „Reiterlied," einige Rheinlieder, „an die deutschen Dichter" und die Feier Büchner's. Die polemische Widmung an den Verstorbenen müßte, um eine ganze Richtung zu treffen, sich nicht in persönlichen Sticheleien erschöpfen, obgleich einige darunter sehr glücklich sind, wie auf den Mann,

„— — der vor Gottes Sternen
Noch auf seine Sternchen weist."

Mangel an Geistes- und Herzenstiefe verräth es, Anastasius Grün, blos weil er verstummt ist oder eine Gräfin heirathete, gleich und geradezu Apostat zu schimpfen. Herwegh beingt ihm eine grimmige Katzenmusik und hält ihm die liberalen Bonmots aus den „Spaziergängen" mit umgekehrter Spitze vor die Brust. Scheelend ist diese Ungerechtigkeit der Deutschen, Alles erst renommistisch in den Himmel zu heben, um es dann renommistisch desto tiefer in den Koth zu treten. Man halte sich doch an Grün's Gedichte und frage sich, was man darin gesucht und gefunden hat. — Wenn Grün mehr als ein politischer, wenn er ein wahrhafter Freiheitsdichter war, so ist er's noch, und ob er hundert Gräfinnen geheirathet hätte. War er's nicht, so würde er's auch nicht werden, und wenn er jetzt noch hundertmal neuen „Schutt," und neue „Spaziergänge" schriebe. —f—

[Die „Weltgegenden."]

Diese neue Vierteljahrsschrift, von Chlodwig (?) herausgegeben, (Cottbus, Ed. Maier) ist schon darum eine Rarität in unserer periodischen Literatur, weil sie ganz ohne kritische, literaturrichterliche Prätensionen auftritt. Die bedeutendste unter den Gaben des ersten Bandes ist Leopold Schefer's „Göttliche Komödie in Rom;" ein Zeitgemälde im großartigen Styl. Das Jahr 1600, oder vielmehr das ganze Zeitalter spiegelt sich gleichsam in dem einen denkwürdigen Frühlingstage, an dem die römische Inquisition unter Papst Clemens VIII. den herrlichen Bruno von Nola zum großen Jubiläum auf den Scheiterhaufen sendet. Die Natur offenbart sich in ahnungsvoller Schönheit, der blaue Aether ist voller Engel, die mit goldenen Fingern auf ein Zukunftland weisen, das nur wenige prophetische Augen erblicken. Den unheimlich schönen Tag aber beschließt das Auto da fé, dem plötzlich ein Erdbeben nachgrollt, wie eine Mahnung an die zu Gericht sitzende Clerisei, daß ihre Allmacht zusammenbrechen wird. Die historischen Charaktere, die aus diesem Gemälde mehr oder weniger en Relief hervortreten, Fugger, Lord Sidney, Campanella, Galilei, Papst Clemens, sind sehr individuell gezeichnet, obgleich alle wie Propheten sprechen. Die Sonne dieses geistigen Sternenhimmels, Bruno selbst, geht den schweren Gang durch alle Wirren des Lebens mit einer übermenschlichen, jesusartigen Ruhe, und erinnert in seiner auch physischen Duldekraft an den gewaltigen, kühnen Menschenschlag des Zeitalters. Klarer als die Männer sind die Frauen gehalten, vor Allem die zarte Heldin Vanina und Bruno's fanatische Mutter, vielleicht, weil sie — hier umgekehrt als wie im Leben — weniger reden und prophezeihen. In den Gedankenergüssen nämlich zeigt sich noch mehr als in den stofflichen Partien Schefer's bekannte Manierirtheit. Ich möchte ihn nicht einen bloßen Nachahmer Jean Paul's nennen; dafür ist er zu wahr und zu warm. Er ist wie eine Geliebte des jeanpaul'schen Genius, die unwillkürlich seine Eigenheiten angenommen hat; auch besitzt er deswegen nur seine sentimentale Lyrik, nicht seine geistige Schärfe. Im Styl hingegen ist Schefer oft, weil die Nachahmung übertreibt, viel labyrinthischer, als Jean Paul selbst. Oft blitzen nach einer langen chaotischen Strecke wahrhaft göttliche Gedanken auf; und durch die ganze Komödie weht ein Glaube an die Menschheit, der diese Novelle eigentlich zur herrlichsten Freiheitshymne macht. — Sonst bringen die Weltgegenden eine interessante „Wallfahrt zu Petrarca's Grabe" von Pandita, wohl einer Nachahmerin Schefer's; eine etwas romantische Conversationsnovelle „der Einsame," von Berndt v. Guseck; einige recht naive „Winterlieder" von Richard Morning, und Gedichte von Bechstein und Schefer. —f—

[Mendelsohn-Bartholdi's Abschied von Leipzig.]

Am 28. Juli Abends wurde dem gefeierten Meister vom großen Orchester Leipzigs, unter Mitwirkung einiger Gesangvereine, vor seiner Wohnung bei Fackelschein eine Serenade gebracht. Dirigent war der Concertmeister David. Man hörte die Ouvertüren zur Melusine, die Fingalshöhle und zu Weber's Odeon. Vorher und zum Schluß wurden einige gemüthvolle Lieder Mendelsohn's von kräftigen Männerstimmen gesungen. Auch Laien, namentlich Studenten, sangen mit. Der Meister trat aus dem Hause unter die Menge und betheuerte mit herzlichen Worten, wie schwer ihm der Abschied von Leipzig falle. Am andern Morgen folgte er seinem Ruf als k. Kapellmeister nach Dresden.

[Frederika Bremer's Streit und Friede.]

Wir haben von zwei Uebersetzungen dieses Büchleins berichtet; jetzt geht uns eine dritte zu, von Dr. Wollheim, der damit in Bielefeld bei Velhagen und Klasing die ausgewählten Schriften der Schwedin eröffnet. Im Vorwort wird uns guten Deutschen der edle Wohlthätigkeitssinn der schwedischen Frau Gevatterin höchlichst angerühmt. „Werke ächter Menschenliebe sind ihre tägliche Beschäftigung und den Ertrag ihrer schriftstellerischen Arbeiten wendet sie einer Erziehungsanstalt zu, der sie vorsteht." Dies ist für Deutsche das Aeußerste, was man zur Empfehlung eines Autors sagen kann.

[François Wille.]

Dr. François Wille hat seit Kurzem wieder die Redaction der hamburger „Neuen Zeitung" übernommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 28. von G. Basse in Quedlinburg.)

Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

August.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Digitized by Google

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — württembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

**Leopold Voß**
in Leipzig.

Digitized by Google

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bengard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Braadt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brossut, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünfäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Cheulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 1841. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisul. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia ritu peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wasserkur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Federow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Vereine mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schnuider, J. A. Schubert, E. Weialig, A. Wulalig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10. Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygenaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de. Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lpz. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Digitized by Google

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonto oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinios, C.B., Agrostideal, Vilfeа. 4 maj. Petr.,1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit 1. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwicklungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

---

# Inhalt.


**No. 126.**

Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit.
Correspondenz. Aus Paris.

**No. 127.**

Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

**No. 128.**

Justus Möser, deutsches Recht und deutsche Freiheit. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.) — Notiz.

**No. 129.**

Die zwei Riesen. Irische Legende von Dr. W. Seyffarth.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

**No. 130.**

Die zwei Riesen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

**No. 131.**

Deutsche Dramen. Von †.
Die zwei Riesen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.

**No. 132.**

Deutsche Dramen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 133.**

Deutsche Dramen. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 134.**

Der letzte Februar. Novelle von Julius Krebs.
Deutsche Dramen. (Fortsetzung.)

**No. 135.**

Der letzte Februar. (Fortsetzung.)
Deutsche Dramen. (Fortsetzung.)

**No. 136.**

Der letzte Februar. (Fortsetzung.)
Deutsche Dramen. (Fortsetzung.)

**No. 137.**

Der letzte Februar. (Fortsetzung.)
Deutsche Dramen. (Beschluß.)

**No. 138.**

Der letzte Februar. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 139.**

Das Hospital zu Janval. Historische Novelle.
Correspondenz. Aus Wien. — Notiz.

**No. 140.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Döring auf der leipziger Bühne.

**No. 141.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Döring auf der leipziger Bühne. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 142.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Der leipziger Kunstverein.

**No. 143.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Der leipziger Kunstverein. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden.

**No. 144.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London.

**No. 145.**

Das Hospital zu Janval. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

**No. 146.**

Das Hospital zu Janval. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 147.**

Kritische Skizzen. — Notizen.

**No. 148.**

Der Löwenwärter. Von Julius Hammer.
Kritische Skizzen. — Notizen.


(Hierzu ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiron, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindruckaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostidea I, Vilfea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Witt, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

---

# Inhalt.


**No. 236.**

Die Ilse. Ein Harzmährchen von August Hesse.
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

**No. 237.**

Die Ilse. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Fortsetzung.) — Notiz.

**No. 238.**

Die Ilse. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 239.**

Der Ehething. Novelle von Ernst Willkomm.
Correspondenz. Aus Kiel. — Notizen.

**No. 240.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kiel. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 241.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. — Notizen.

**No. 242.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Westphalen.
Aus Dresden. — (Beschl.) — Notizen.

**No. 243.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Halberstadt.
Aus Breslau. — Notiz.

**No. 244.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. — Notiz.

**No. 245.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)

**No. 246.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)

**No. 247.**

Der Ehething. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Darmstadt. — Notizen.

**No. 248.**

Italische Lyriker. Uebersetzungsproben von Fried. Faber.
Der Ehething. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.

**No. 249.**

Der Lord-Mayors-Tag in London.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 250.**

Der Lord-Mayors-Tag in London. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 251.**

August Hagen's Künstlergeschichten.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 252.**

Vermischte Gedichte.
August Hagen's Künstlergeschichten. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

**No. 253.**

Daguerreotypen aus Oesterreich. Von Heinr. Börnstein.
Correspondenz. Aus Dresden. — Notiz.

**No. 254.**

Daguerreotypen aus Oesterreich. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 255.**

Vermischte Gedichte.
Daguerreotypen aus Oesterreich. (Beschluß.)
Notizen.


(Hierzu zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



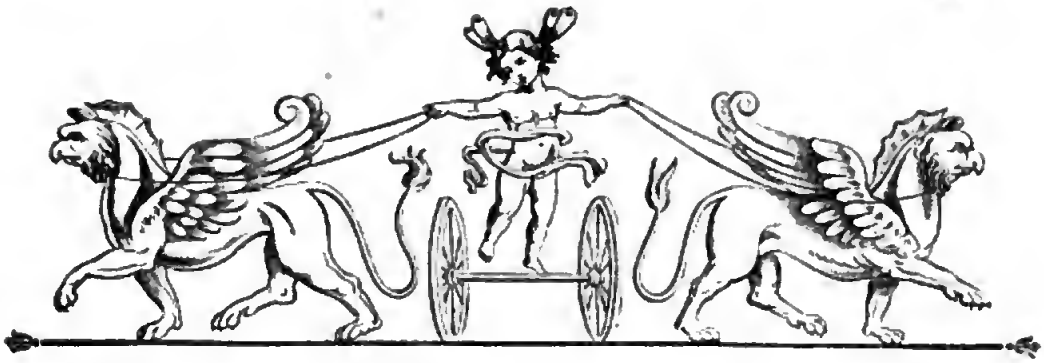
Digitized by Google

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersboorg. Sixième Série.
Sciences mathématiqoes et physiqnes. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.
Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.
Bolletin scientifiqoe poblié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacon en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)
*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.
I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzongen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chekand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.
III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen o. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.
*Bongard, H. G., Descriptiones plaotarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
*Brandt, J. F., Spicilegis ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.
*Brosset, M. F., Catalogue de la bibliothèqoe d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersboorg, 1840. 7½ Ngr.
*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersboorg. 1839. 7½ Ngr.
Buedach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Pharmaceutisches. 11r Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse ond Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.
*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.
Chonlant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.
Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Hmphey Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.
— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.
Drobisch, M. W., de Josnnis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae sacularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.
— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.
Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.
Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.
*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.
*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.
*Grundlage der peattischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:
I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gützschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig ond J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr 20 Ngr.
*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolos. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Petersb. 1839. 11½ Ngr.
*Meyer, C. A., das Alyssum minutom u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.
— — einige Bemerk. üb. die astürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versoch einer natorgetreuen Anordneng der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steiodrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.
*Muralt, Ed. de. Catalogus codicom bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.
Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.
*Pander, C. H., Beiträge zor Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.
*Parrot, G. F., Recherches physiqnes sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen josqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.
Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.
Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.
Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.
*Roprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 149. — den 2. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Ludolph Wienbarg und vier Zeitfragen.

Wie eine Möve am fernen Meeressaum erhebt Wienbarg dann und wann sein Haupt, hell und lichtgetränkt leuchtet seine weiße Gestalt, in scharfer Contur, ohne Störung nebenstehendee Objeete, ganz auf der silbernen Linie, wo Luft und Meer veeschmelzen will. Immee eetönt seine Stimme wie von fern heeüber. Wen das volle, weiche, waeme Leben verstrickt hält, der hat gar nicht Zeit, allabends an den Strand zu laufen und nach der Möve zu schauen, die oft auf lange hin unteetaucht, tief verdrossen, seelenbitter, lebenskaeg. Man muß sich aus dem Gewühl des lebendigen Bestrebens bis zu jrnem Punet der Einsamkeit, auf welchem er selber steht, heeausretten, um Wienbarg's Rede zu hören, zu verstehen. Bis ins volle, steotzende Binnenland hinein reicht der Schall seiner Worte nicht; er ist zu spröde, man muß zu ihm; Wallfahrten aber liebt das Zeitalter von heute nicht, die Propheten müssen sich Colporteure halten, geschäftskundige Mäkler und Courtiers, die ais gemünztes Gold veetreiben, was der Genius in Baeeen gibt. Wienbaeg's ganze Weisheit ist in allen Dingen eine sehr simple, und es ist jeder Zeit das Schicksal einfacher Wahrheiten, daß sie Stimmen eines Priesters in der Wüste sind. Drüben hinter Eurem Rücken ist bunter Lärm, das Volk will bei seinen Leidenschaften erfaßt, es will geschmeichelt oder geschüttelt sein, lichte Aetherweisheit macht es nicht satt und treibt nicht sein Blut sei's auf oder nieder. Wenn Ihr immer so viel da droben auf dem Sinai mit Eurem Gott allein verkehet, hört der goldene Kälbeedienst im platten Lande schweelich auf.

Peopheten aber brauchen für sich Einsamkeit; sie nennen diese Einkehr in sich Gebet; Mißliebige schreien übee unfeuchtbaee Seibstgenügsamkeit, Mangel an Lust zum Vegetiren, Kargheit im Hingeben aus Menschenleben, das mit allen seinen lächeelichen Wieren heilig ist quand même! Wienbarg's drittes Wort ist: ich bin Poet genug, um —. Nämiich, um die Süßigkeiten des Jerthums zu schmecken, mir das Verständniß der seltsamen Strebungen, die von der geraden Straße abschweifen, zu eeleichtern, — oder wie seine Rede die Wendung erheischt. Er sollte in allen jenen Fällen sagen: ich bin Einsiedlee genug, um so zu denken und der Weltgeschichte ihren tumultuarischen Lauf zu lassen, mir abee den stillen, geeaden Gang meiner Gedanken. Wienbarg's Themata sind immer Dinge, die er dem Zeitalter ins Gewissen rückt. Mit Gewissenssachen ist es aber eine eigene Sache. Die Weitgeschichte ist noch nie roth geworden, und auf den Vorwurf, daß sie nicht anders als in krummen Linien auf ihr Ziel losgehe, hat sie noch niemals mit einer strieten, logischen Theorie geantwoetet; so sehr ist sie iheer eigenen, geheimen Vernünftigkeit gewiß.

Wienbaeg ist nicht reich an Jnteressen. Er gibt sich nicht an die Welt hin, er läßt sie an sich kommen und ist dann noch sehr wählerisch im Abscheiden dessen, was in den Kreis seiner Wahrnehmungen gehören kann



Digitized by Google

und was nicht. Dadurch erhält er sich in einer gewissen abgegrenzten Harmonie seiner Kräfte und Elemente, und wenn er auf seine innere Poesie hinweist, so meint er eigentlich diese karge, streng festgehaltene Architektonik seiner innern Welt, die simple Eintracht und das rhythmische Einverständniß seiner Gedanken zwischen ihrem Mittelpunkt und ihren Außenlinien. Aber Wienbarg hat sich in keine systematische Enge hineingearbeitet, er ist kein abstracter Kopf, nur scheinbar steht er den Objecten gegenüber. Auch ist ja das Verhalten des ächten Einsiedlers keine Flucht vor der Körperlichkeit der Welt, er zieht sich nur aus der lauten Bewegung ihrer Glieder zurück, deren sinnbethörender Lärm ihn stört, er versenkt sich in die keusche Stille leidenschaftsloser Betrachtung, um den Herzpunkt der Welt zu finden. Ist er ein Religioser, so nennt er diesen Herzpunkt Gott, ist er weltlich, so nennt er ihn Wahrheit, oder nennt ihn Schönheit, und meint mit beiden das einfache Gesetz, das leise als stetiger Pendelschlag durch den scheinbar verworrenen Lärm der Bewegung tönt.

Ludolph Wienbarg gehört zu denjenigen Autoren, die immer Recht haben, und die niemals beleidigen würden, wäre die Form ihres Ausspruchs weniger spitz und dünn. Es steht fast schlimm mit solchen Naturen, die immer Recht haben. Schon um deswillen vielleicht sind sie keine Poeten, weil ihnen die Kraft zum Irrthum, die Leidenschaft zu Wagnissen fehlt. Und die Welt hört nicht auf sie, weil sie aller Illusionen baar sind. „Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen!" klagte der große Weise, der sich durch seine Irrthümer ein Recht erworben hatte, der Welt die Wahrheit zu sagen. Was die Menge an Wienbarg schilt und tadelt, ist gerade der reine Inbegriff moderner Tugenden, der sittliche Drang der Jugendlust, die freie Schönheit der hellenischen Grazie, und die nordgermanische Ehrlichkeit in der gutmüthigen Forderung einer freien, unbescholtenen Volksentwickelung. Ich weiß unter den Männern unseres Zeitalters, auch wenn ich nach andern Völkern hinüberblicke, keinen, dessen Glaubensbekenntniß aus diesen drei Cardinaltugenden gleich sehr festgefugt wäre. Nur freilich verlangt jedes Zeitalter mehr als den in sich fertigen Cyclus von Ueberzeugungen, den die geschlossene Männerkraft aller Welt gegenüber ein für alle Mal hinstellt. Das Geschlecht der Menschen verlangt immerwäheende Thaten, fordert unaufhörliche Opfer, will die Persönlichkeit in jedem Augenblicke an die Rüaneen der Weltlage preisgegeben sehen. Wer sich zurückziehen wollte, um in der Wüste seine Stimme zu erheben, müßte doch erst sicher sein, ob ihm die Menge folgt.

Doch wozu die Bildersprache, deren Schlaglichter das einfach ruhige Verhalten einer Persönlichkeit, die parteiloser Zuschauer sein will, in falsche Beleuchtung zu bringen drohen. Als wir vor Jahr und Tag in diesen Blättern Wienbarg's Stellung charakterisirten, zeichneten wir seine Gestalt auf dem Felsen von Heigoland, dessen Geschichte seine Feder schrieb, und von dessen Hochpunkte er auf die Wirren der germanischen Geschichtsentwickelung hinunterblickte. Jetzt, in seiner „Quadriga,"*) finden wir ihn auf den Alpenspitzen der norwegischen Gebirgswelt. Das gehört so zu seiner Natur, zwischen Klippen zu stehen, hoch oben, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual," zwischen karger Vegetation, wo der Saft der Thäler vertrocknet, der warme Brodem der Mutter Erde verdampft; zwischen steiler Härte und erhabener Einfalt, sonnebeglänzt, aber ätherdünn, kühl und still, aber von dem Athemzuge eines reinen Geistes beseelt.

Die Quadriga ist ein Gespann von vier Broschüren. Keine derselben hat aber, wie Flugschriften bezwecken, in das Getriebe des fraglichen Parteikampfes eingreifen sollen, jede ist mit der nachträglichen Ruhe einer classischen Sorgsamkeit gehegt, gepflegt, empfangen und ans Licht gestellt. Ein Publicist von so leidenschaftlosem Hellenismus in der saubern Formgestaltung seiner Glaubenssätze, ein Volksredner, der soviel Feinheit in der Nervenstimmung seiner Versammlung voraussetzt, ein Tribun, der es der Welt offen bekennt, er wolle lieber Diogenes in der Tonne sein, ein moderner Tyrtäus, der vor Aller Augen die Leier zerbricht, weil sein Zeitalter ihm nicht gleich die besten Saiten über den Bogen spannt, eine solche Natur scheint räthselhaft, scheint mit allen ihren Kräften im Bann widersprechender Antriebe, scheint uns eine Unmöglichkeit, und ist doch ein Ergebniß deutscher Zustände, ist in Wienbarg eine eigenthümliche Person geworden. Zum Publicisten und Tribun hält er sich selbst nicht geschaffen. Könnte er die Welt durch ein Wort nach seinem Geschmack ändern, er würde sich bedenken. Bei Allem, was er schreibt, überschwebt ihn nur der Gedanke: dies ist kräftig, schön, im lebendigen Sinne künstlerisch und dichterisch; jenes häßlich, idemlos, feige, nichtig oder gleichgültig. Ungleich ferner steht ihm die Frage, was die Partei dazu denkt, ob es sich in die Verhältnisse fügt, ob es unmit-

*) Vermischte Schriften von Dr. Ludolph Wienbarg. 1stee Bd. Quadriga. Altona, Aue.

telbare Erfolge verspricht. Er wünscht wohl, daß die Idee Macht hätte, und malt sich Zustände aus, die sich von den unsrigen in etwas entfernen; aber mit der größten Absichtlosigkeit, denn alles Predigen und Ueberreden ist ihm zuwider.

„In einer starken und handelnden Zeit," sagt er im Vorwort, „würde es mein Ehrgeiz sein, ihrer würdige Schöpfungen hervorzubringen. Dichter, Künstler zu sein, dazu habe ich Anlage, weniger zum Philosophen und Gelehrten, noch weniger zum Staatsmann oder zum Demagogen. Im Politischen würde ich mir keinen Namen erwerben. Unter Bürgern Bürger, würde ich mich überglücklich schätzen, mein Talent in Freiheit auszuüben, und auf den der Kunst geweiheten Altären die Flamme des Schönen zu unterhalten. Das klingt wie Prahlerei. Ich habe nichts geschaffen, was einem Kunstwerke ähnlich sieht. Ich kann antworten: ihr habt nichts gethan, was eines Dichters, eines Künstlers würdig. Ja, euer Zustände sind nicht einmal derartig, daß sich eine dichterische Sehnsucht nach dem Schönen und Großen kund geben kann, ohne für ein Verbrechen zu gelten. Ich spreche aus bitterster Erfahrung. Und seitdem datirt sich meine tiefere Theilnahme an der Politik. Ich habe eingesehen, daß es manche nächste und nothdürftigste Dinge gibt, die ein geselliger Verein sich erst erschaffen muß, eh' er an die Pflege des Schönen denken kann. Seitdem schätze ich den Liberalismus, trotz seiner Prosa, seiner Einseitigkeit und Beschränktheit; denn ich sehe, daß er eben das unerläßlich Nächste und Nothwendige will, wenn er anders nicht ganz und gar bei der edlen Steuerbewilligung stehen bleibt und sich von den Rechten der Persönlichkeit und der Gedankenfreiheit keine, oder allzu flaue, oder zu parteiisch beschränkte Begriffe bildet. Ich halte ihn für den natürlichen und einzig möglichen Uebergang des deutschen Philisterismus zum deutschen Bürgerthum. Seine Ausdauer in lahmer Zeit bei vermehrten Widerständen ist so lobenswerth, als seine Klugheit, mit kleinen Vortheilen vorlieb zu nehmen. Es ist rührend, zu sehen, wie jedes günstige Ereigniß, auch der Ferne, ein Lächeln des Muthes und der Hoffnung in seiner Miene aufblättert. Erfreulich auf der anderen Seite, wie auch ungünstige Ereignisse oft nur dazu beitragen, seinen Muth zu beleben und seinen Wirkungskreis auszubreiten. Wem fallen hier nicht die hannoverschen Angelegenheiten ein, und die erfolgreichen Bemühungen, wodurch einer gestürzten Verfassung mehr Anhänger erweckt wurden, als sie jemals zählte? Wenn ich in meiner Beleuchtung jenes Ereignisses mit einem gewissen Spott über die ewigen nutzlosen Protestationen mich auslasse und wenig Respect vor einem hohlen Rechtsbegriffe an den Tag lege, unter welchem Lichte mir das Recht der hannoverschen Verfassung in der That erscheint, so geschieht dies nicht aus Verkennung des anderweitigen, moralisch politischen Erfolgs solcher Rechtsprotestationen, sondern mit Rücksicht auf die Sache selbst, die ich nicht als Advocat oder Practicant des Liberalismus, sondern als Dilettant der Geschichte behandelt habe. Ich gehe allerdings von liberalen Grundsätzen aus, wenn man etwa folgenden dazu rechnet: der Staat ist für Alle. Womit will man anders die große Masse, die nicht zu den Bevorrechtigten des Talents und der Geburt gehört, entschädigen, und über den kümmerlichen Kreis des Erwerbes hinausheben, als durch die ideellen Beziehungen zu einem gemeinsamen Ganzen, durch den Stolz, Bürger zu sein. Welche andere hohe Schule gibt es, um Männer zu bilden, Männer aus Kaufmern, Bauern, Gelehrten, als die politische? Die Natur vertheilt ihre Gaben sehr verschieden, das Schicksal spaltet die Verschiedenheiten noch weiter, und in der freiesten Gesellschaft wird es deren die allergrößeste Fülle geben. Aber in Einem können und sollen sich die Menschen gleich sein: in der Berechtigung zur Freiheit; in Einem kann und soll von dem Priester, dem Künstler, dem Gelehrten, dem großen Grundbesitzer, dem Millionair, dem Erben von zwanzig Ahnen nicht unterschieden sein der Bruder, der dies Alles nicht ist: in seinem bürgerlichen Rechte. Auch mag es sich erweisen, daß ein tüchtiger Handwerker und Ackersmann rechts- und gesetzkriger ist und einen verständig praktischeren Antheil an dem Oeffentlichen nimmt, als der Gelehrte, der modern Gebildete; wie man im Mittelalter, in Nordamerika, in den noch einigermaßen freien Gemeinden Norddeutschlands, vor allem auch in Norwegen sehen kann. Wer dies leugnet, ist ein Doctrinär, und die Doctrinäre sind die ärgsten Feinde des Gemeinwesens. Ich finde aber, daß man mit solchen Ansichten dem gestürzten hannoverschen Grundgesetze wenig Geschmack abgewinnen kann. Sind jene Grundsätze in Norddeutschland seit 1789, 1813 und 1830 populärer, als man glauben möchte, so begreift es sich, daß das doctrinäre Machwerk der hannoverschen Verfassung niemals populär werden und daher so leicht vernichtet werden konnte. Dies ist der Gedanke meines hannoverschen Aufsatzes. Als einzelne Broschüre würde er wohl, zu seiner Zeit, mir das strenge Mißfallen der Liberalen zugezogen haben. Man hätte sogar argwöhnen können, ich wolle der grundgesetzlichen, und im allgemeinen Sinne politischen Bewegung im Lande Hannover entgegenwirken, Verwirrung der Begriffe anrichten und eine verderbliche Gleichgültigkeit gegen alles erreichbare, das heißt nothwendig unvollkommene Verfassungswesen und gegen die Abstufungen dieser Unvollkommenheiten in die Gemüther pflanzen. Mit welchem Schein und Recht, lasse ich unentschieden; denn ich bekenne wiederholt, daß ich auf die liberale Praxis mich nicht verstehe, daß ich weder bei dieser, noch einer andern Schrift eine bestimmte Absicht vor Augen gehabt habe, und daher niemals in den Fall gekommen bin, Berechnungen des Eindrucks anzustellen. Gegenwärtig aber und in der Verbindung, worin der Aufsatz erscheint, hoffe ich, daß man meinem Streifzuge in das Gebiet der Politik mindestens die Entschuldigung der poetischen Licenz zugute kommen lassen wird, wonach ich mir erlaubt habe, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen, ohne Rücksicht, ob es schade oder nütze, ob es erkannt oder verkannt werde. Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa. Keine neuere Constitutionsmacht wird bestehen, sie sei denn auf ihre Stärke, die Idee des freien Bürgerthums, gegründet. Was ich damit sagen will, hab' ich in der Schrift: „Geist der norweg'schen Verfas-

Digitized by Google

sung" zu erkennen gegeben, ein helles Licht zu den hannoverschen Düsternissen. Nein, ich liebe eure Staatsgrundgesetz nicht; aber ich liebe das Bürgerthum, und wäre diese Liebe allgemeiner, so würde sie schöpferisch werden und ein neues Leben beginnen, ein festes, freies, fröhliches Leben, wozu Gott und die Natur den Deutschen berufen haben. Wer denkt an eine öde, von geistigen Interessen entblößte Demokratie, wie sie in Nordamerika herrscht, und noch mehr beherrschen würde, hätten sich nicht tiefere, deutsche Elemente mit ihr verschmolzen! Durch die Politik erzielt man Männer, stolze und männliche Gesinnungen; durch Religion, Wissenschaft, Kunst, Poesie, Menschen, Sinn- und Ebenbilder des Höchsten. Und die Pfleger des Göttlichen sollen dafür sorgen, daß keine einzelne Richtung in sich erstarre, daß nicht dem Menschen der Bürger, der Jugend das Alterthum, der Natur die Kunst feindlich entgegenterte und daß die Welt im ewigen Flusse der Selbstverjüngung verharre. An solchen Pflegern wird es nicht fehlen. Seid aber, deutsche Götter, vor allem erst Männer!"

Wir haben die vier Aufsätze in kurzem zu charakterisiren. Wienbarg's vorwortliche Bemerkungen stellen den Leser zu ihm ins klarste Verhältniß; seine Aeußerungen stehen entweder als Eigenthümlichkeiten sicher, oder sie ordnen sich ungesucht und innig ins allgemeine Bewußtsein unseres Zeitalters ein. Nach dem, was ich vorausgeschickt, um Wienbarg's Stellung zum Ideenkreise und zu den Stoffen unsers Lebens zu bezeichnen, bedarf es weiter nicht einer speciellen Kritik; da am wenigsten, wo unsere eigene Ansicht mit der seinigen ineinanderläuft. Mag der Leser, von welcher Seite, welchem Bekenntniß oder Vorurtheil er zu uns herantritt, das Geschäft der Beurtheilung und Nutznießung selbst übernehmen.

Der erste Aufsatz ist über das Studium der Alten. Unser Zeitalter hält sich in der Erziehung der Jugend noch immer für alterthumspflichtig, die gelehrte Bildung sieht auf unsern Gymnasien noch immer wie die scholastische Galoppe des Mittelalters aus, unsere Primaner sollen in Rom und Athen mehr zu Hause sein als in deutscher Heimath. Sie sind es nicht, aber sie sollen es sein; sind sie es wirklich, so geschieht's auf kurze Examensfrist hin, und die Masse, diejenigen ausgenommen, die aus Amtsberuf das specielle Feld weiter beackern, wendet sich, je strenger der Zwang war, um so rascher vom Alterthume ab; bis zu ihrem Kern sind sie nicht durchgedrungen, und die pedantische Werthhaltung der Hülse wideret sie an. Die philologischen Katheder-prahlereien von der hohen Würde und dem veredelnden Einfluß der Alterthumsstudien dürfen nicht irre führen; von allen Wissenschaften ist keine — und das mit Recht — gleich sehr für sich selbst begeistert, in keiner aber hat sich zugleich das Handwerk gleich sehr breit gemacht, so daß man über der technischen Vorarbeit gar nicht zur Sache, geschweige zur inwohnenden Seele kommt. — In der Geschichte der humanistischen Studien hat deutsche Kunst und Wissenschaft von den drei Perioden, die zu unterscheiden sind, die dritte durchlebt. Die erste Epoche, die begeisterte Wiedererweckung des Alterthums, gehört den Italienern; die Holländer eröffneten eine scholastischer, die Deutschen eine wissenschaftliche Epoche. Jene erste war die schönste, weil fruchtreichste für Gestaltung des eigenen Nationallebens. Die wiedererweckten Alten traten gleichsam persönlich herein in den Kreis der Bewegung, ein wunderbarer Glanz strömte von ihrer Stirn, leuchtete aus ihrem Augenspiel. Tausend Denkmäler gaben die Decoration zum großen Schauspiel, geschichtliche Erinnerungen wurden zu neuer Gegenwart, die sieben Hügel sahen Raffael und Michel Angelo, classisch gewiegt, aber volksthümlich erwachsen, ganz im Sinn eines neuen Daseins mitten unter den erlauchten Trümmern des alten Lebens. Päpste, Fürsten, Dichter, Künstler und Gelehrte traten unter den Auspicien antiker Symbole wie zur classischen Maurerei zusammen, und man wußte nicht, ob in Italien die Alten verjüngt wurden, oder Italien das alte Leben mit frischer Kraft fortsetzte. Petrarca, Dante, Ariost, Tasso, Alle sahen sich nur wie Fortsetzer an, aber die ganze Entfaltung des italienischen Lebens war eine vollendet neue, die Vermählung mit dem Alterthum war eine productive, eine künstlerische, eine wahrhaftige. — Die Holländer mit ihrer philologischen Alterthumsepoche haben die Alten vor ihren Kleiderfalten nicht gesehen, die Ideen Griechenlands und Roms konnten bei ihnen vor lauter antiquarischen Noten nicht aufathmen. —

(Der Beschluß folgt.)

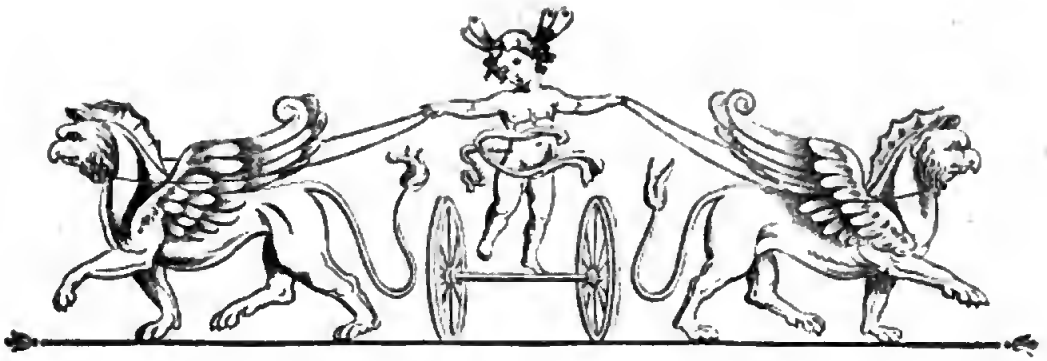
## Notiz.

[Französische Einheit.]

Die deutsche Einheit ist noch ein Traum; die französischer erschrickt schon vor der Ahnung, daß sie einst nur gefährdet werden könnte. So erblickt das J. d. Deb. in den jetzigen toulouser Emeuten, die nach Einigen nur ein legitimistischer Sprühteufel sind, eine Gefahr für die nationale Einheit. Allerdings lebt in den französischen Südprovinzen ein natürlicher Hang zur municipalen Selbständigkeit, den das eitle Paris sammt seinen etwas abstracten Liberalen nie begreifen mochte, und den die Legitimisten wohl benützen mögen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 150. — den 3. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Ludolph Wienbarg und vier Zeitfragen.

(Beschluß.)

Die Deutschen in ihrer wissenschaftlichen Epoche sind zur Sache gekommen, aber die Personen sind uns fern geblieben, statt der persönlichen Einwirkungen haben wir begriffliche gewonnen, wir suchen das Wesen der Alten zu begreifen, statt unser Wesen an ihren Ideen zu entzünden, zur Entfaltung der eigenen Nationalkraft. Winkelmann, Herder, Goethe stehen als große Anreizungen vor uns; ohne den großen Act der Vermählung des Hellenischen und Germanischen ist die deutsche Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts gar nicht denkbar, aber wir haben die Pfade verloren, welche diese Altvordern zu ihrem Ziele führten; der schöne Begriff der Humanität erfüllt die Studien von heute nicht mehr in gleichem Maße, in gelehrten Barbareien oder im Labyrinth der Speculation müdet sich unsere Kraft ab und erreicht kein Ziel. Niebuhr hat uns auf das vagste die Historie verdunstet, Creuzer die individuellen Naturanschauungen der Völker durcheinandergewirrt, die ganze Alterthumswissenschaft ist bodenlos geworden und ohne centrale Kraft, ihre Umlinien zu beherrschen. Was uns Herder und Goethe in theoretischen und praktischen Darstellungen kraft ihrer Hinneigung zur classischen Welt vor Augen geführt, geistig verklärte Natur, dem ist unsere Entwickelung seitdem nicht näher gerückt. Mechanische Civilisation tödtet in unserer Jugend den Naturgeist ab, und so lange wir uns an der Natur ganz und gar aus unserem Naturell herausstudiren, wird uns auch das Natürliche des Alterthums kein frischer Quell werden. Die Wege, die uns über Griechenland und Rom zu uns selber führen sollten, waren Umwege, sie wurden im Sinne Herder's und Goethe's zu Triumphzügen des germanischen Geistes, der sich im Fremden erkennt, der universalkräftig seine Glieder dehnt; seitdem aber sind wir wie Verstockte oder Irre auf halbem Wege liegen geblieben. Weit eher könnten wir uns in unseren eigenen alten Mythen, an den Brüsten unserer eigenen Natursprache, an dem rauschenden Quell germanischer Naturpoesie zurechtfinden, um zu uns selbst zu kommen. Auch ist uns jetzt klar geworden, eben durch jene weiten Abschweifungen der Alterthumswissenschaften nach morgenländischer Weisheit und Gestaltung, daß im Germanischen eine weit tiefere, elementarische Unverwüstlichkeit steckt als im Hellenischen, eine unerschöpfliche Kraft menschlicher Allgemeinheit, die allen Mangel und alle Zerbrechlichkeit der Form, die unserem Genius zu entfalten bisher noch gestattet war, überdauern zu wollen scheint. Das Griechische hatte schnell die Eine schöne, mit seinem Inhalt harmonische Form gefunden; mit dieser Form war auch die Idee des Hellenenthums erledigt, mit ihr zerbrach ihr Inhalt. Im Germanischen steckt ein ungeheures Wollen, ein tiefer Hunger und Durst des Geistes, der sich am Griechischen nicht für immer sättigt und stillt, eine Faustische Kraft, die nach weitergreifenden Geburten ringt. Wir möchten und müssen jetzt ein Volk sein, aber der Fond, den wir zugleich zu einer universellen Menschheit in uns tragen,



Digitized by Google

will gleich voll und mannichfach gepflegt werden. — Wienbarg sucht die deutsche Jugend mit dem Alterthume nicht zu verfeinden, vielmehr zu versöhnen, die Liebe zum Claſſiſchen, die ſonſt ſtärker war, weil ſie auf deſſen Seele ging, zu beleben, indem er die Pflege des germaniſchen Naturells als Ziel und Zweck hinſtellt.

Der zweite Aufſatz iſt eine Darlegung der norwegiſchen Verfaſſung. Dieſe Verfaſſung iſt ein Triumph des freien, ungetrübten, vollauf ſeinem eigenen Naturgeſetz hingegebenen Germanenthums. Manneskraft hat die Grundſätze dazu lange in ſich gehegt, die Gunſt des Augenblicks, der Drang der Nothwendigkeit, verhalf mit der Schnelle des Blitzes zu einer genialen Geburt. Sie iſt kein Machwerk ſchwächlicher Berechnung, künſtleriſch furchtſamen Calcüls, ſie iſt nicht Nachgemächt eines Vorbildes, ſie ruht auf eigenen Schenkeln, ſie iſt aus Einem Stück. Das iſt ihre Kraft und ihr Segen. „Die Norweger," ſagt Wienbarg, „haben keinen Höker mit den Gütern der Freiheit getrieben, ſie haben mit ihnen im Großen gehandelt." Allgemeine Menſchenrechte enthält ihr Grundgeſetz nicht; ihre Verfaſſung hat kein Hehl, ſich ganz proteſtantiſchen Geiſtes Kind zu zeigen, ſie ſchließt die Juden aus, weil ſie offen genug iſt, zu ſagen, für voll- und gleichberechtigt wolle ſie dieſe nicht gelten laſſen, eine Zwitterexiſtenz halber Menſchenanerkennung aber möge ſie ihnen nicht bieten. Sie ſchließt die Juden aus, wie ſie Chineſen und Irokeſen von ſich geſchieden halten würde, um alle Begriffsverwirrung unmöglich zu machen. Ich nenne das eng gedacht, aber edel, und bin überzeugt, daß die Art und Weiſe, wie die Juden in Polen hauſen, wie Altöſterreich ſie duldet, d. h. in Duldung hält, eine gemeinere Demüthigung, eine tiefere Verwahrloſung heiliger Menſchenrechte verſchuldet hat. — Eigenthümlich und großartig neu erſcheint die norwegiſche Verfaſſung weſentlich in zwei Punkten. Die Stellung des Königs iſt ſo ohne Lug und Trug, daß ſie aller germaniſchen Entwickelung als muſterhaft vorleuchten könnte. Die geſetzgebende Macht gehört dem Volke kraft ſeines Storthing. Der König hat die ausübende, aber er hat ſie in höherem Grade, unverkürzter als in England. Das Oberhaupt, das die Majeſtät der Nation in Perſon darſtellt, iſt hier keine heilige Puppe. Die Bevorzugung der Unverantwortlichkeit erhält der König in Norwegen nicht dadurch, daß er im Rathe eine nichtige Perſon iſt, welche den verantwortlichen Miniſtern die Beſchlußnahme zu überlaſſen hat. Das norwegiſche Grundgeſetz ſagt: Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, iſt verpflichtet, ſeine Meinung mit Freimuth zu ſagen, welche der König zu hören verbunden iſt, während es dieſem vorbehalten bleibt, ſeinen Beſchluß nach eigenem Ermeſſen zu faſſen. Zum Widerſpruch iſt jeder kraft der Verfaſſung verpflichtet. Wer nicht proteſtirt, gilt für einſtimmig mit dem Könige, iſt dafür verantwortlich und darf vom Odelsthing vor ein Reichsgericht gezogen werden. Der König verhandelt hier mit ſeinen Räthen und den Vertretern des Volkes wie ein Mann mit Männern, ehrlich, offen, derb. Der norwegiſche Bauernverſtand beſchämt die großen engliſchen und franzöſiſchen Herren, unter denen nur der König kein Mann ſein darf, und wo ein Louis Philipp, ein Talent der Speculation, ſich verleitet fühlt, mit der Verfaſſung, mit der ganzen Nation, ſein Spiel zu treiben. Dabei iſt die Macht des Königs, in Fällen, wo ein böſer Dämon mit der Krone ſich gegen des Landes Wohl verſchworen hätte, nicht übergreifend genug in Norwegen, um abſolut zu werden. Der König hat das Recht, den Geſetzesvorſchlag des Storthing, der jedes dritte Jahr neu gewählt wird, zweimal zu verwerfen; ſein drittes Veto iſt nichtig; der Vorſchlag wird Geſetz, ſobald der dritte Storthing in beiden Thingen, im Lagthing (Geſetzesverſammlung) und im Odelsthing (Verſammlung der Beſitzhabenden), ihn abermals im Gefühl nationaler Wohlfahrt ſtellt. Zu dieſen beiden Abtheilungen nämlich ſcheidet ſich die Reichsverſammlung, ohne daß Norwegen dem Zweikammerſyſtem huldigt. In Norwegen gibt es nur König und Bürger. Dieſe Ausſcheidung alles feudaliſtiſchen Elementes, ſo daß es keine Claſſe gibt, die von Geburt mehr oder anders zur Wahrung des Staatswohles, oder gar zur arroganten Bevorzugung ſachlich oder perſönlich berechtigt wäre, die gänzliche Unkenntniß eines ſolchen volkswidrigen Adels bezeichnet vor allem andern die norwegiſche Verfaſſung. Der gute Inſtinct, der freie Verſtand, das ungetrübte Herz des Norwegers, als er ſeine Urkunde verfaßte, hat ihn hier ſicher geführt. Das Zweikammerſyſtem in Ländern einführen wollen, die aus den Trümmern mittelalterlich ſtändiſcher Verfaſſungen zu einer neuen bürgerlichen Exiſtenz übergehen, heißt den Genius der Zeit, heißt den Charakter der Gegenwart, wie ſie ihre Zukunft anſtrebt, heißt den Fortſchritt der Menſchenwelt mißkennen. Die Spaltung der Volksvertretung in eine erſte und zweite Kammer beruht eben auf dem, was die Zeit negirt, auf dem Unterſchiede zwiſchen den politiſchen und bürgerlichen Rechten einer Claſſe der Staatsbürger vor den übrigen. Pairie, Ritterſchaft, ſind hiſtoriſche Or-

Digitized by Google

gane, um die Privilegien einer Aristokratie oder eines großen Landbesitzes geltend zu machen und zu handhaben. Sind die Adelsprivilegien hinweggefallen oder im Verschwinden mit den großen Gütern, und zwar auf die Weise, daß die Nation keineswegs gesonnen, der Wiedereinführung derselben Vorschub zu leisten, oder die letzten Reste reliquienartig aufzuheben, so wird sie, die Nation, unmöglich, wenn es nach ihrem Willen geht, in ihr neues Verfassungsleben ein Organ aufnehmen, dessen historische Elemente die Zeit und ihr Wille vernichtet hat. „Das Volk," sagt Wienbarg, „ist zu klug, um den Bock zum Gärtner zu setzen. Und wäre die Aristokratie eines Landes die nobelste, die man sich denken kann, und wie sie etwa nie gewesen, ja wollte sie aus eigenem Antriebe alle ihr noch zustehenden Rechte auf dem Altare des Vaterlandes und des gemeinsamen Bürgerrechts darbringen, nur mit der Ehre, eine erste Kammer oder oberständische Körperschaft zu bilden, zufrieden, — ein weiser Gesetzgeber unserer Zeit würde diese bescheidene Unbescheidenheit, die in der einzigen Ausnahme liegt, zu würdigen wissen, mitsammt allen den nichtigen Staatstheorien von Mittlerschaft zwischen Thron und Nation, parlamentarischer Bewegung und Hemmung, die sich an jene Forderung knüpfen, und so recht eigentlich nur ausgeheckt und gewoben sind, um dem alten, nackten, unverwüstlichen, vor der Anerkennung des Gleichheitrechtes und der Ehre des Bürgerthums bis in der letzten Fiber sich sträubenden aristokratischen Stolze als Philosophenmantel zu dienen." — Die beiden Abtheilungen des norwegischen Storthings gehören einzig und allein der innern Maschinerie der Gesetzgebung an, sie bilden keinen genetischen und nicht einmal stehenden Unterschied, treten zusammen und auseinander, werden durch den gesammten Storthing aus seiner Mitte jedesmal selbst gewählt, so wie der Storthing aus der einen großen Wahlquelle der Nation ohne Unterschied in den Proceduren hervorgeht; kurz, sie sind Ein Leib und Eine Seele. Das Zweikammersystem dagegen stellt zwei Leiber und zwei Seelen vor. Während die zweite Kammer von der Nation gewählt wird, ergänzt sich entweder die erste allein in sich selbst und erbt sich fort, wie ein ritterschaftliches Gesetzgebungsfideicommiß, oder wird zu gleicher Zeit von der Regierung ergänzt, oder endlich, wie in Frankreich, neuerdings ohne Erblichkeit ganz allein von der Regierung. Im ersten Falle ist die erste Kammer aristokratische Hemmung und Schranke der königlichen Macht, die auch im zweiten Falle durch die Prärogative derselben nur wenig erweitert wird; im letzten ist sie fügsames Werkzeug derselben; in allen Fällen aber im Widerstreite mit dem Geiste einer Gesetzgebung, die auf dem obersten Grundsatze der Volkssouveränetät beruht, und weder sich selbst noch die ausübende Macht durch ein egoistisches Werkzeug hemmen oder aus der vorgezeichneten Bahn willkürlich hinausschleudern lassen will. Wo jener Grundsatz nicht anerkannt ist, wo man hinsichtlich der Quelle der Souverainetät anderer Meinung ist, oder in Unsicherheit schwankt, wo das mittelalterige Ständewesen nicht aus dem Grabe geholt werden muß, sondern leibhafte Ritter und Gemeine in thatsächlicher Einzelbevorrechtung sich und dem Throne gegenüberstehen, wo „die Ehre dem Adel anvertraut ist, weil sie, dem eigenen Gefühl der Nation und den übrigen Einrichtungen des Staates zufolge, doch schwerlich bei allen Bürgern vorhanden sein kann," da ist die Pairie und Ritterschaft an ihrem Platze, und es wäre thöricht, in dies schöne alte Spiel von dem Gleichgewichte der Staatsgewalten, ihrer gegenseitigen Eifersucht und lähmenden Furcht vor einander und Aller vor der Uebermacht der königlichen Gewalt, mit Theorien eingreifen zu wollen, die darum nur so einfach und in ihrer Anwendung so stark sind, weil sie auf die moralischen Grundlagen der Gleichheit, auf Gemeinehre und Gemeingeist fußen. Nur mit den Feudalbedingungen steht und fällt das Zweikammersystem. Dies Wienbarg's Bekenntniß, und mit ihm Aller, welche die Schärfe der Einsicht nicht scheuen.

Wienbarg's dritter Aufsatz: „Hannover und die deutschen Doctrinaire" berührt uns schmerzlich; aber wir dürfen uns nicht scheuen, über diesen Schmerz öffentlich Rede zu stehen. Es gilt hier die Aufrechthaltung eines Grundgesetzes, das für das hannoversche Volk, bevor es beseitigt wurde, noch gar keine Wahrheit war, es gilt das an sich ehrenwerthe Rechtsgefühl für einen Inhalt, den sich noch Niemand zum Bewußtsein gebracht hatte. Haben die Sieben auf stärkere Sympathie im Lande gehofft, so fragt sich: was haben sie gethan, um den politischen Sinn des Volkes zu pflegen? Haben sie nicht darauf gerechnet, so müssen wir um so dringender fragen: wie können sie, da sie das höchste Sittlichkeitsgefühl für den politischen Eid fordern, der Meinung sein, Rechtsgefühl lasse sich ohne politischen Sinn in einem Volke anbauen und pflegen? Die Sieben haben sich verwahrt, um nicht im Schein von Revolutionairen zu stehen. Welcher Ehrenmann aber, der vor Gott und Menschen sein ehrlich Herz offenbar macht, darf fürchten, als Verbrecher gehandhabt zu werden? Jakob Grimm

Digitized by Google

unter Andern sagt, er sei zu keiner politischen Partei gehörig. Nun wohl, so wundere er sich nicht über den Mangel an politischem Rechtsgefühl im Volke. Er sagt, er sei eingenommen für alles Bestehende, beseelt von dem Wunsche, in stiller Abgeschiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die ihm die Wissenschaft gibt, sein Leben im Dienste eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zuzubringen. Klingt das nicht ast wie Horazens feiges Wort: dat princeps otia! Oder wenn es nicht so klingt: wer heißt die deutsche Wissenschaft, sich die ewige Möglichkeit, die unerschütterliche Wirklichkeit eines idealen Friedenszustandes zwischen Fürsten und Volk zu verträumen? Und wie anders ist denn der Fürst von Liebe und Ehrfurcht seines Volkes mehr umgeben, als wenn sein Volk mit selbstbewußter Kraft um ihn steht, so daß er nichts anderes ist, als die in Einer Person zusammengefaßte Nationalmacht, als die Seele des Volkes, dessen Körper er vertritt und lenkt? So lange deutsche Wissenschaft so gemüthlich unmännlich ist, die Sicherheit der vaterländischen Zustände vorauszusetzen, statt Alles zu thun, um wie jeder Bürger für sie verantwortlich zu sein, so lange sie nur hinter dem Ofen ihr Werk fördern zu können glaubt, thut sie besser, sie ist ganz indifferent und huldigt jedem Herrscherwort, das von oben schallt. Jakob Grimm erklärt jeden für einen Eidbrüchigen, der nicht wie er denkt. Lieber Himmel! wie hart! Von all den Tausenden, die von der Hand in den Mund leben, verlangt die deutsche Wissenschaft ein politisches Gewissen, ohne zu bedenken, daß sie nichts gethan hat, um dies Gewissen im Volke zu wecken, oder wach zu erhalten und stark zu machen. Die Sieben wollen zu keiner politischen Partei gehören, und doch verlangen sie, daß das ganze Volk für sie und gegen den königlichen Willen Partei sein soll! Fühlt sich die deutsche Wissenschaft ganz als Fürstendiener, so kann sie auch keinen constitutionellen Eid leisten. Handelt es sich in Hannover blos darum, das, was der eine Fürst gab, sich vom andern nicht nehmen zu lassen? Sind die Zustände nicht weiter? Hannover würde wenig gewinnen, wenn es sich weiter nichts als die unverstandene Maschine des beseitigten Grundgesetzes wieder erränge. Deutsche Wissenschaft aber nehme sich in Acht, daß sie hinter der bürgerlichen Intelligenz nicht zurückbleibt! Wenn wir darauf verzichten müssen, daß sie uns voranleuchte, so erlaube sie uns, ihr diese Warnung zu stellen. Dies unser bescheidenes Gutachten. — Wienbarg für seinen Theil beschäftigt sich in seinem Aufsatze wesentlich mit einer Charakterzeichnung Dahlmann's. Wer Dahlmann's früheres Verhalten kennt, wird in ihm immer den Ehrenmann sehen; aber man kann sich kaum des Glaubens erwehren, das Schicksal habe eine leise Ironie mit ihm getrieben, wenn man erwägt, daß dies derselbe Mann ist, der so eng und ängstlich die überwiegende Macht des Volkes zu behüten suchte, keine andere Furcht kannte, als eine zu rasche Entwickelung der öffentlichen Meinung. Hierüber wird sich die deutsche Doctrin getröstet haben, wir entwickeln uns sehr langsam, gehen mit unserem öffentlichen Sittlichkeitsgefühl sammt und sonders noch in die Klippschule, wo nicht in die Kleinkinderbewahranstalt.

Der letzte Aufsatz Wienbarg's über die Kunst und ihre Ausstellung setzt die Nöthigung keuscher, stiller Einsamkeit dem merkantilen Lärm der jetzigen Schaustellungen und Betriebsbeflissenheit scharf gegenüber. Was jedoch die Kunst an Weihe verliert — müssen wir hinzufügen — gewinnt das Publikum an Intelligenz und an Reife der Umsicht. Wienbarg wolle nicht glauben, daß das Genie in der Kunst noch seine Mysterien festhalten könne, während die Menge sich nach allen Seiten auf jedem Felde Bahn bricht, um das Exclusive sich zu eigen zu machen. Führen öffentliche Schaustellungen zur coquetten Profanation, so ist das schlimm für die Kunst, aber sie bilden den Sinn und das Urtheil der Masse heran. Vivat mundus, pereat justitia!

## Notizen.

[Römische Polizei.]

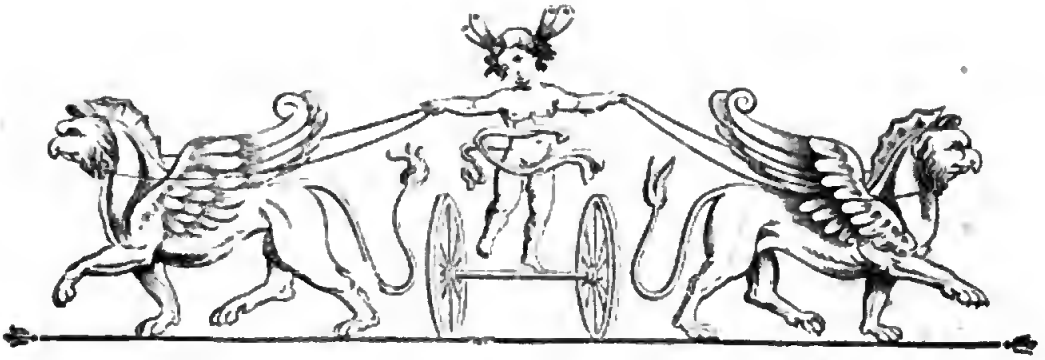
Die römische Inquisition lebt noch; sie hat unlängst einen Dr. Mucchielli geschluckt, dessen Verbrechen zwar unbekannt, aber gewiß sehr groß sind. Er soll ein Freigeist sein, der Gott beleidigt hat. Und die „falsche Humanität" unserer Tage erlaubt nicht einmal so einen Mucchielli zu verbrennen! Arme, gebeugte Mutterkirche! Man hat den Doctor auf zwei Jahre in ein Dominicanerkloster gesperrt; die guten Mönche werden wohl noch im Stande sein, einen gebildeten Menschen in zwei Jahren zur Vernunft oder zum Wahnsinn zu bringen. Mordthaten aber, Messerstiche bei hellem Tage und andern Straßenunfug kann diese fromme Polizei allerdings nicht hindern, da sie doch erst Gott und die vielen Heiligen vor Injurien zu schützen hat.

[Mendelssohn-Bartholdy.]

Nach unserer Angabe in voriger Woche könnte es scheinen, als wäre Mendelssohn-Bartholdy als fungirender Kapellmeister nach Dresden gegangen. Dies ist nicht der Fall; er erhielt den Titel ohne weitere Anstellung, und ging nach Berlin, wo er sich, wie es scheint, ohne öffentliche Verbindlichkeit, einige Zeit aufhalten wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 151. — den 5. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tabletten vom Genfersee.

Von H. Scherer.

Da, wo der Genfersee sich im Westen verengt und gleichsam nur noch ein breites Rhonebett bildet, drängen sich die anmuthigen Ufer näher zusammen, und aus dem herrlichen Epos wird eine liebliche Idylle, auf die am Abend der Montblanc und seine umstehenden Diener in goldglühenden Mänteln aus der Ferne herabsehen, und leicht aus der tiefblauen Fluth als Farbenecho wieder heraufgehoben werden. Die beiden Ufer haben lange nicht mehr die großartige Schönheit wie bei Lausanne, Vevey und Meillerie, aber in reichem Grün, aufgehügelt, erheben sie sich südlich zu den savoyischen Alpen und gegenüber zum Jura. Dort ziehen die Wolken nach Italien, hier nach Frankreich hinüber. Zwischen unzähligen Landhäusern aller Größe und Gestaltung sind Gärten, Weingelände und Felder durchgeflochten. Freilich steht hier die kleine, bescheidene, mit Reben umsponnene Wohnung neben dem Palast des Glückspilzes oder des in fremdem Dienst Reichgewordenen, aber nirgends ist Armuth oder Mangel zu sehen; Wohlstand herrscht überall im Himmelshauche der Freiheit und des ächten republicanischen Sinnes, der in seinem öffentlichen Leben keine Höhen und keine Tiefen duldet, keine Cedern und kein Haidekraut. Hier stehen auf kleinem Raum, kaum anderthalb Stunden sind es, fünf Häuser, an deren Wänden merkwürdige Erinnerungen haften. Nahe bei Genf liegt Genthod, weiterhin Ferney, und wieder dem See zu das Schloß Coppet. Das leichteste Boot trägt uns in einer halben Stunde ans andere Ufer, wo sich Coligny in lachenden Häuser- und Baumgruppen die Höhe hinanzieht. Und wer wohnte hier?

Bonnet, Voltaire, Madame Staël, Rousseau, Milton, Lord Byron, Bayle. Welcher Verein! Lauter mächtige Repräsentanten und Gesandte ihrer Zeit.

---

### 1. Bonnet.

Es ist ein einfaches Haus zu Genthod mit hübschem Garten und reizender Aussicht auf den See, auf Alpen und Gletscher, das Bonnet lange Jahre hindurch bewohnte, und wo er seine meisten Werke schrieb. Schon der Knabe wandte sich mit Begeisterung der Natur zu. Er war noch nicht sechzehn Jahre alt, da las er irgendwo, daß der Ameisenlöwe mit unendlicher List den andern Insekten nachstelle, ohne sich sehr darum zu bemühen, oder sich sonst mit Muth und Kraft in Unkosten zu setzen. Er erfuhr dabei, die kleinen Hügel locker aufgeworfener Erde seien ein weites und sicheres Grab für die Insekten, die nichts ahnend dieses Weges kämen; denn kaum hätten sie ein Sandkörnchen am Rande berührt, so rolle es mit ihnen hinunter, wo dann der tückische Feind über sie herfalle; auf diese Weise werde das stärkere Thierchen zum Opfer des schwächern, aber listigern, wie es ja auch oft im menschlichen Leben gehe. Dies ergriff den jungen Menschen so mächtig und be-



Digitized by Google

schäftigte sein Gemüth so unausgesetzt, bis er einen Ameisenlöwen in seinem Hinterhalte aufgefunden. An ihm stellte Bonnet seine erste naturhistorische Untersuchung an. Darauf las er Réaumur's Werke, die ihn noch mehr zu den naturhistorischen Studien hinzogen. Er gab sich ihnen mit so großem Eifer und mit so glücklichem Beobachtungssinn hin, daß er schon in seinem zwanzigsten Jahre eine bedeutende Entdeckung machte, und deshalb von der Akademie der Wissenschaften zum Mitglied ernannt wurde. Ganz Europa erstaunte über diese Entdeckung, wodurch ein Theil des Schleiers gehoben wurde, der die Geheimnisse der Natur verhüllt. Sie bestand darin: „es gibt Geschöpfe, die sich durch sich selbst befruchten und sich vermehren, ohne zweierlei Geschlechts zu sein." Büffon sagt einmal sehr wahr: „Wenn es Einer in der Naturwissenschaft weit bringen will, so muß er zwei Eigenschaften vereinigen, die einander entgegengesetzt und sich gegenseitig auszuschließen scheinen, nämlich auf der einen Seite große Uebersicht, die alles mit Einem Ueberblick erfaßt, und auf der andern einen scharfen Beobachtungssinn, der mit Fleiß und Liebe an Kleinigkeiten hängt und sich oft blos mit einem Punkt beschäftigt." Diese Eigenschaften vereinigte Bonnet.

Er begnügte sich aber nicht mit der Naturwissenschaft, sondern vertiefte sich auch in die Metaphysik. Selten werden die beiden Zweige des menschlichen Studiums mit gleich gutem Erfolge betrieben. Wer sich in die materielle Natur und in ihre Schöpfungen vertieft, kommt bald dahin, nur daran zu glauben, was sich physisch und mathematisch demonstriren läßt; nur Körper hält er der Beobachtung würdig, und er kann sich nicht vorstellen, daß noch etwas anderes im Universum bestehe. Daher kam es, daß den einen die Medicin zum Materialismus, den andern die Astronomie zum Atheismus führte. Die metaphysischen Studien führen zu einem andern, zu einem entgegengesetzten Extrem. Der Geist, der in dem weiten und unbestimmten Feld herumschweift und über die Eigenschaften der Seele nachdenkt, will sich zu keinem Studium materieller Dinge herablassen. Der Naturhistoriker und der Metaphysiker beschäftigen sich mit so ungleichen Dingen, daß Männer, die sich in beiden auszeichnen, außer Deutschland recht selten sind. Von Männern, wie Schelling, Oken, Schubert, Görres und Steffens weiß man aber hier nichts, und man glaubt Bonnet die höchste Ehre zu erweisen, wenn man ihn mit Bacon und Locke vergleicht. Seine Betrachtungen über die Natur sind wirklich ein schönes und tröstendes Buch. Darin spannt Bonnet eine lange Kette aus, die von dem rohen Gestein bis zu Gott hinauf führt. Leibnitz hat schon gesagt, es gebe keinen Sprung in der Schöpfung. Bonnet versuchte es, diesen Satz durch Thatsachen zu beweisen. Vom Mineralreich geht er unmerklich zum Pflanzenreich über. Man denkt noch rohen Stein unter den Händen zu haben, und findet auf einmal Organisation, z. B. beim Fiberstein und zumal beim Asbest. In der Sinnpflanze und im wundervollen Seepolypen trifft das Thierreich mit dem Pflanzenreiche zusammen. Von dem beschränkten und trägen Wurme führt Bonnet's Leiter bis zum Menschen hinauf, der durch seine Vernunft schon der himmlischen Hierarchie anzugehören und Gottes Ebenbild zu sein meint. Nach Darlegung dieser wundervollen Kette wendet sich Bonnet zu den interessantesten Naturphänomenen, und beschreibt sie in einer besonnenen, klaren und doch eleganten und poetischen Sprache. Sein Tractat über die Insekten, seine Beobachtungen über die Blätter und besonders seine Untersuchungen über die organisirten Körper sind weniger schön geschrieben, weisen aber Bonnet eine Stelle unter den besten Naturforschern an. Die kleinsten, mit bloßem Auge kaum sichtbaren Geschöpfe zogen am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich. In ihnen hoffte er, und diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht, neue Gesetze über Leben und Fortpflanzung zu entdecken.

## 2. Meister Arouet.

Es sind eben noch nicht viel Jahre her, daß eine Pilgerfahrt nach Ferney der letzte Zweck einer Schweizerreise war. Kaum angekommen an den Thoren von Genf, hatte der Fremde bereits Tag und Stunde festgesetzt, um sich nach Voltaire's Schloß führen zu lassen, das etwa zwei kleine Stunden nördlich von der Stadt entfernt liegt. Darum war es auch immer eines braven Stadtkindes erste Frage: „Sind Sie schon in Ferney gewesen?" Jeder nur einigermaßen fashionable Gastwirth machte diese erste Frage und stellte Pferde und Wagen zu Eurem Dienst. In Genf gewesen zu sein und Voltaire's Nachtmütze, Schlafrock und Spazierstock nicht gesehen zu haben, wäre ja ein Verbrechen gewesen. Man kehrte von dem berühmten Schloß, wenn auch nicht voll Erstaunen, doch mit befriedigtem Reisegewissen zurück. Man hatte den Aufenthalt des unsterblichen Schriftstellers besucht, des großen Mannes, wie man ihn zu jener Zeit nannte.

Ich muß gestehen, daß ich mit solchen Lobeserhe-

Digitized by Google

bungen und Huldigungen größeres Maß halte. Das Menschengeschlecht durch seine Lehren erleuchten oder verderben, genügt heut zu Tage nicht, um den Namen eines großen Mannes zu verdienen, wie geben ihn denen, welche die Welt mit Kanonenkugeln umstürzen. St. Helena hat unserer Generation vergessen lassen Ferney, so gut wie die Charmettes und Ermenonville, und so viel andere durch das Vorurtheil des Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts geweihte Oerter. Die öffentliche Meinung hat mit dem Wechsel ihres Gottesdienstes auch keinen Weihrauch mehr für die Götzenbilder, welche sie frühre anbetete. So ist es ganz natürlich gekommen, daß die Zahl der Fremden, welche Ferney besuchen, mit jedem Jahre abnimmt, und daß die Neugier unvergleichlich weniger fanatisch und kindisch zugleich ist, als zeither. Der Opferdienst des Heiligen der materiellen Philosophie hat aufgehört, eine Zwangspflicht zu sein. Der lodernde Enthusiasmus des Beschauers, der bald ein halbes Jahrhundert Mode war, würde zum Geringsten gegenwärtig überspannt heißen, und die lauen, kühlen Gemüther brauchen bei dem Anblick der heiligen Reliquien davon in kein Strohfeuer mehr zu gerathen. Es nimmt ihnen Niemand mehr ihre Gleichgültigkeit übel. Die Zeit der Gerechtigkeit ist für Voltaire angebrochen; alle Welt, mit Ausnahme einiger Sonderlinge, bewundert seine großen Geistesgaben, doch eben so Wenige gibt es, die nicht den Mißbrauch derselben bedauern.

Ferney ist vielleicht der einzige Ort in der Schweiz, der nicht Gegenstand der Speculation geworden. Ich dachte bereits an die wie vielen Franken, welche mir meine Wallfahrt kosten würde, denn selbst ein Verschwender kann sich ärgern, wenn er geprellt wird. Mit Freuden gestehe ich das Unrecht meiner Voraussetzung ein. Der gegenwärtige Besitzer ist so liberal, daß er das Schloß für Jedermann offen hält, unter der einfachen Bedingung, dem Kastellan von dem Eintritt Anzeige zu machen. Dieser übernimmt das erwünschte Geleit durch die classischen Localitäten. Das Schloß, man muß es sagen, ist ein Gebäude von sehr mittelmäßiger und dabei doch anmaßlicher Architektur. Leicht würde man in der Umgegend der Stadt Genf wohl funfzig ländliche Wohnungen von mehr Eleganz, Ausdehnung und hauptsächlich Bequemlichkeit finden. In dem Wohn- und dem Schlafzimmer sieht noch Alles so unverrückt, wie beim Tode des Dichters; da stand die Urne mit seinem vor sieben Jahren ins pariser Pantheon entführten Herzen, darauf die Worte:

„Mon esprit est partout et mon coeur est — ici."

Es sollte Voltaire im Jahre 1819 ein Monument in Ferney errichtet werden, und schon war man damit zu Stande, als die Nacht vor dessen Weihe drei Jesuiten mit zwanzig Gesellen dasselbe zerstörten. Dies geschah mit Wissen Ludwig's XVIII. und des päpstlichen Erzbischofs.

In Voltaire's Schlafzimmer befindet sich außer dem alten Himmelbett und den gewöhnlichen Meublen ein Portrait Friedrich des Großen im Jugendalter, die Marquise von Chatelet, seine Geliebte, Washington, Diderot, Newton, der Herzog von Choiseul, Helvetius, Franklin, d'Alembert und sein eigenes Bildniß, ferner das Bild der Kaiserin Katharina von Rußland, von ihr selbst gestickt und als Geschenk übersandt, der Schauspieler Lekain, sein kleiner Savoyarde und eine Madonna, zu der seine Wäscherin, ein gar schönes Guido'sches Mädchen, als Modell saß. Auf dem Kamin steht ein zierlich gearbeitetes Elfenbeinmodell des Monumentes der Frau von Langhaus, bei Bern, worin die Verstorbene als Genius durch den Sargdeckel bricht. Der Saal ist klein und schmal. Sechs Lehnstühle und ein Spiegeltisch stehen darin. An der Wand hängt ein Gemälde, oder mehr eine elende Sudelei in Zeichnung wie Ausführung. Es stellt den Tempel der Minerva vor, und Voltaire, der in einen großen Schlafrock gewickelt, dem Apollo seine Henriade überreicht. Die Feinde des Dichters liegen zu seinen Füßen und schneiden die entsetzlichsten Gesichter.

Die Bett- und Fenstervorhänge sind der indiscreten Gier der antiquitätensüchtigen Reisenden zum Raube gefallen. (D. F. s.)

---

## Döring auf der leipziger Bühne.

Wir haben, indem wir hier einen zweiten Artikel über Döring geben, Nachträge zu unserem ersten zu liefern. Döring wiederholte seinen alten Studenten*) und seinen ergötzlichen Banquier Müller im „Liebesprotokoll," diesen liebenswürdig komischen Repräsentanten einer wohlhabenden, christianisirten Judenschaft heutiger Zeit. Döring gab den Franz Moor, den Tartüffe, den Wurm in Kabale und Liebe. Er gab ferner den Commissionsrath Frosch (in der kleinen Kotzebue'schen Farce: der Verschwiegene wider Willen, oder die Reise von Berlin nach Potsdam), den Ludwig XI. von Delavigne, den Nathan, den Shylock, den Richelieu in dem gleichgenannten Schauspiele von Bulwer. Ueber diese fünf Rollen stehen wir jetzt Rede. Wir haben zuvor dem geistvollen Künstler unsern Dank auszusprechen, daß er vor uns

*) Lies im ersten Artikel: Alter Student, statt: Alter Feldherr.

in solchem Umfange die ganze Mannigfaltigkeit seiner Proteusnatur entwickelte, und mich dünkt, das Publikum Leipzigs hat eindringlicher, weil thatsächlich, diesen Dank an den Tag gelegt; Hr. Döring hat die lange Zeit seines Gastspiels hindurch unausgesetzt ein volles Haus gehabt. — Erwähnen wir bei so vielgehäuften Interessen auf so beschränktem Raum, den unser Blatt uns bietet, die kleine Kotzebue'sche Rolle eines Commissionsrathes Frosch, so geschieht es nur, um die sprudelnde Jovialität, die sich darin gefällt, eine solche Genrefigur voller localer Wirklichkeit in getreuester Wahrheit herauszuputzen, vor dem Gewicht inhaltsschwerer Leistungen nicht in Vergessenheit zu stellen. Döring gibt die düpirte Pfiffigkeit des commissionsvergnügten Berliners aus der dritten Mittelclasse der preußischen Residenz mit unwiderstehlichem Behagen. Sein Repertoir, sagt man, ist reich an solchen deutschen Localbildern, die allerdings nur in Masse und durch Mannigfaltigkeit der Charakteristik von höherer, künstlerischer Virtuosität Zeugniß geben. Eine bedeutende Leistung in der Charakteristik war Döring's Ludwig der Elfte. — Das Stück Delavigne's ist ein historisches Situationsstück, nur der Darsteller des Ludwig kann es, wo nicht zur Tragödie erheben, so doch die Wirkungen, die der Anblick eines solchen Seelengemäldes gibt, zu tragischen steigern. Die eigentliche Königstragödie, welche die Machtvollkommenheit irdischer Majestät bis zur schwindelnden Höhe des Wahnwitzes durchführet, ist und bleibt Lear. In ihm ist die Majestät, die sich an ihrer eignen Gottheit vollgetrunken, in den Händen eines gutmüthigen, königlichen Thoren. In Lear ist der gutmüthige Löwe König. Im Drama des modernen Franzosen liefert man uns den entsetzlichen Fall, wo der Tiger die Majestät spielt. Was dort eine Trunkenheit des seiner Machtvollkommenheit übersicheren, guten Herzens ist, das hat hier die Geberde eines hyänenhaften Heißhungers, ist hier eine krankhaft zehrende Gier nach Alleinherrschaft, die sich mit allen Lastern füttert, und doch nie satt wird. Der gutmüthige Wahn des Volkes, hier sei noch immer ein von Gott gesalbtes Haupt, ist kaum stark genug, um die Bestie in der Creatur Ludwig zu adeln. Und doch ist dies für den Darsteller die einzige Maxime, die Figur, nicht moralisch, aber ästhetisch zu halten und zu retten; er muß, wenn ich so sagen darf, in die Atmosphäre seiner Person den Glauben zu streuen wissen, er sei doch ein geheiligtes Haupt, ein Ausnahmswesen, das mit dem Himmel anders stehe, und mit dem der Richter jenseits anders rechten werde als mit gemeiner Kreatur. In dem Festhalten dieses Wahns bei sich und Andern liegt die tragische Ironie, die uns dann beschleicht, liegt das, was die Darstellung des Charakters in ihren Wirkungen der Tragödie nahe bringt. Es ist, mit einem Worte, die einzige Poesie in diesem Menschenbilde königlicher Entartung. Döring gibt diese Poesie in der Durchführung der Rolle; seine Leistung ist eine auch innerlich vollendete. Unter den Darstellern dieses Ludwig steht uns Jost sehr lebendig vor Augen. Hr. Jost ist sonst kein Künstler feineren Schlages, hier aber leitet ihn ein grundfester Instinct und mit seinen ansehnlichen Mitteln leistet er als Ludwig der Elfte etwas Bedeutendes, trotzdem er nichts von der feineren Poesie in dieser Rolle versteht. Das entsetzenvolle Schauspiel der siechen Majestät, die sich im Staube windet, um den Himmel zu versöhnen, und doch in jeden Augenblick sich wieder aufbäumt mit dem alten Gelüst nach neuen, allmächtigen Sünden, geht in Jost's Darstellung mehr auf das physische Leiden. Döring's Spiel beschäftigt sich mehr mit dem Seelenleiden des Patienten, bedarf also nicht des gesammten Krankenapparates, um das Gemälde vollständig zu machen. Unter anderem wird uns hier Jost's Husten erspart, der freilich von großem Effect ist, soll die Hoheit in ihrem entsetzlichen Ruine als Mensch recht leibhaftig vor uns zusammensinken. (D. F. f.)

## Notizen.

[Kandia und die christlichen Mächte.]

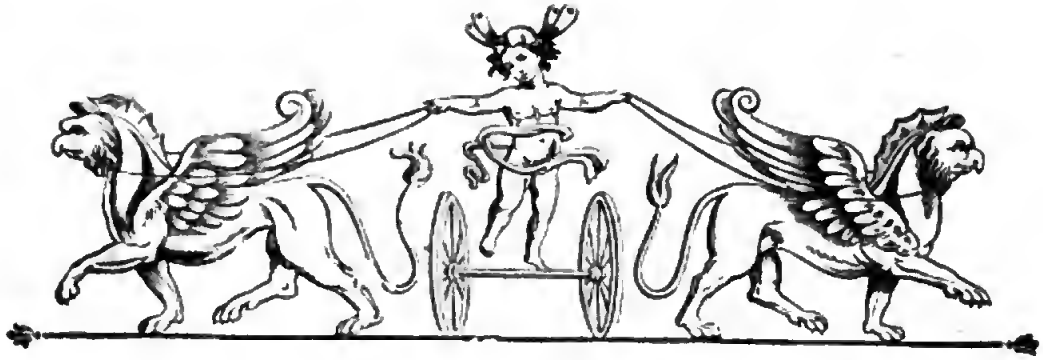
Wir glauben, die türkische Race hätte schon längst bewiesen, daß sie jedes Recht, gesittete Menschen zu regieren, verwirkt hat. Allein die Politik der christlichen Mächte scheint davon noch nicht überzeugt zu sein, wenn es sich überhaupt bei ihr um eine Ueberzeugung handelt. Eine Schmach ist es, durch welche Gräuel die Türken noch jetzt den europäischen Boden beflecken dürfen. Auf Kandia haben Tahir Pascha's Rotten Weiber und Kinder mit jener viehischen, widernatürlichen Grausamkeit geschlachtet, vor der die Feder zurückbebt, wie die Zeitungsschreiber sagen. Und doch, was thun unsere christlichen Mächte? Sie haben Mitleid mit — der Pforte, sie wollen ihre väterliche Herrschergewalt nicht noch mehr beschränken. Und doch schreiben unsere Zeitungsschreiber: „Die Nachrichten aus Kandia lauten sehr erfreulich, die Türken haben überall gesiegt." Die Türken siegten aber nur darum, weil die Kandioten bis jetzt weder Blei noch Pulver hatten. Das pariser Comité oriental, aus Männern aller Parteien zusammengesetzt, will die Griechen auf Kandia mit Geld und Waffen unterstützen. Was thun unsere loyalen, christlichen Zeitungen? Sie beschuldigen dieses Comité mit derselben heuchlerischen Verstocktheit, wie einst zur Zeit des veroneser Congresses, niedriger Nebenabsichten, anarchischer oder legitimistischer Umtriebe. Gerade wie damals, als Griechenland in Todeskrämpfen lag, reden und geifern sie jetzt wieder, alle die ehrbaren Organe der wahren Aufklärung, der wahren Humanität, der wahren Freiheit, bis ihnen der Erfolg die wirkliche Wahrheit in die Zähne stößt. — Indessen sollten die tapfern Insulaner nicht den Muth verlieren. Die christlichen Mächte interveniren nur darum nicht, weil sie noch ungewiß sind, welchen Prinzen sie zum kretischen Fürsten machen sollen. Seht vor allem, daß Ihr durch Eure eigene Hand siegt, Ihr tapfern Kandioten. Ein Prinz wird sich dann schon finden.

[Weinäufige Entdeckung.]

In Turin will man wieder Spuren von dem fernen Schein eines Grundes zum Verdacht der Möglichkeit einer Noch-Existenz der alten giovine Italia aufgefunden haben. Hat vielleicht jener Jesuit in Modena, der neulich als Falschmünzer verhaftet wurde, diese wichtige Entdeckung gemacht?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 152. — den 6. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tabletten vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

An Voltaire's Schlafzimmer stieß früher sein Arbeitszimmer, jetzt eine Bedientenstube, jenseits lag die Bibliothek, jetzt ein Orangeriehaus. Aus dem Hause tritt man in einen alten Laubgang des Gartens und gelangt bald an die Stelle des jetzt nicht mehr vorhandenen Theaters, worauf der Dichter Mohammed's und Zairens vor dem Publikum der Nachbarschaft mit Hrn. Leckain und Frln. Clairon und Delarive seine Stücke aufführte. Er nannte diese Bühne: „Theâtre de Monsieur Malet", weil das Grundstück, worauf es stand, diesem Genfer gehörte, und derselbe einer der eifrigsten Verehrer seiner Muse war.

In dem bedeckten Laubgange pflegte Meister Arouet frühmorgens und nach dem Essen, ein Buch in der Hand, zu lustwandeln. Die ihn sehen wollten und nicht bessern Anlaß fanden, stellten sich daselbst in einer Ecke oder hinter einem Baume auf und warteten seiner Ankunft. Man erzählt, daß ein reicher Engländer eines Tages, nachdem mehrere Versuche, ihn zu sprechen, mißlungen, sich dieses Mittels bedient, und dann von seinem Verstecke heraus den sorglosen Wanderer mit den Worten angefallen habe: „A remedy for a cold." Wenig fehlte, so hätte seine Herrlichkeit den Vorwitz mit der Reitpeitsche büßen müssen, da es zufällig die Stunde war, wo der Poet seine Hippogryphe, die berühmte Stute, zu besteigen pflegte.

Dieser Stute allein verdankte der englische Geschichtsschreiber Gibbon die Bekanntschaft mit ihrem Herrn. Gibbon wohnte 1776 in Lausanne, schrieb daselbst sein Werk über Roms Verfall, und unterhielt mit Voltaire in Ferney Briefwechsel. Doch hatten sie sich nie gesehen und kannten sich nur durch schriftliche Mittheilung. Voltaire war der Ruhm des Briten fatal und er schrieb beleidigend über seine Persönlichkeit. Darauf machte Gibbon eine Satyre, worin er Voltaire als einen heftigen, jähzornigen und bissigen Menschen darstellte. Dagegen machte Voltaire eine Carricatur, worin er Gibbon, der bekanntlich nichts weniger als schön war, wie einen Zwerg schilderte, mit dickem Bauch, ungeheurem Kopf, platter Nase u. s. w. Diese Carricatur schickte er ihm nach Lausanne. Von nun an hörte der Briefwechsel zwischen Beiden auf. Einige Zeit darauf ging Gibbon nach Genf und besuchte seinen Freund Tronchin, der bekanntlich mit Voltaire auch sehr befreundet war. „Voltaire moquirt sich über mich," sagte er unter Anderem zu ihm; „ich will ihm aber einen Besuch in Ferney machen, denn man sagt, er sei nichts weniger als schön." Tronchin, der sich gern amüsirte und bei dem Charakter der zwei Männer eine Reihe komischer Scenen voraussah, hatte nichts Nothwendigeres zu thun, als Voltaire von dem bevorstehenden Besuch zu benachrichtigen. Dieser ließ gleich Frau Denis, seine Nichte, welche die Wirthin des Hauses machte, kommen und sagte zu ihr: „Es wird ein sehr häßlicher Engländer kommen, Sie werden alle mögliche Aufmerksamkeit für ihn haben,



Digitized by Google

denn es ist ein Mann von großem Verdienst, auf den ich große Stücke halte, aber ich kenne seine Absicht, er wird mich nicht sehen." Darauf verschloß er sich in sein Arbeitszimmer. Schon zwei Tage hernach kommt Gibbon in Voltaire's Schloß an und läßt sich melden. Frau Denis empfängt ihn sehr artig im Salon, sagt ihm aber, Voltaire wolle ihn nicht sehen. Darauf setzt Gibbon seinen Lehnstuhl mitten ins Zimmer und sagt so laut, daß Voltaire es im Nebenzimmer hören mußte: „Gut, da er mich nicht empfangen will, so gehe ich auch nicht fort." — Er schickt seinen Wagen zurück und bleibt im Hause. Die Nacht kam, man mußte ihm wohl ein Zimmer und Bett anbieten, und so aß und trank er mit den Damen des Hauses. Den folgenden Tag war es eben so und Voltaire kam immer noch nicht zum Vorschein. Zwar bemerkte ihm Frau Denis: „Monsieur, votre visite est bien longue, elle ennuie Monseigneur" (denn so ließ sich Voltaire nennen). — „Das ist mir ganz gleich," erwiederte mit stoischer Ruhe der Engländer, „ich bin gekommen, um ihn zu sehen, und ich gehe nicht fort, ohne ihn gesehen zu haben." Dabei verblieb's drei volle Tage. Endlich wurde Voltaire ungeduldig, denn er konnte nicht aus seinem Zimmer. „Monsieur," schrieb er an Gibbon, „Don Quichotte prenait des auberges pour des châteaux, mais vous, vous prenez mon château pour une auberge", darauf antwortete Gibbon gleich mit folgenden Versen:

En ces lieux je comptais voir le Dieu du genie,
L'entendre, lui parler et m'instruire en tout point;
Mais comme Lucullus, auquel je porte envie,
Chez vous on boit, on mange et l'on ne vous voit point.

Gibbon schickte Voltaire diese Verse und reiste gleich darauf ab. Während seines dreitägigen Aufenthaltes in Ferney hatte er sich aber bei den Hausleuten nach den Gebräuchen und Gewohnheiten des Herrn erkundigt, und auf das, was er von ihnen erfahren, gründete er seinen fernern Operationsplan. Nach einigen Wochen kam er wieder. Diesmal aber hatte er seinen Wagen im Orte gelassen und war zu Fuß und recht früh nach dem Schloß gegangen, wo noch Niemand von denen wach war, die ihn hätten in den Hof treten sehen können. Er fand auch nur den Kutscher. Er wußte, Voltaire habe eine kleine Stute, die er seinen andern Pferden vorzog. Er bittet den Kutscher, sie ihm zu zeigen. Im Stall sagt er zu ihm: „Höre, guter Freund, wenn Du die Stute in den Hagebuchengang willst laufen lassen, so verspreche ich Dir ein gutes Trinkgeld." Der Kutscher war's zufrieden, und indessen versteckte sich Gibbon im Gebüsch dieser Allee. Die Stute kommt lustig gesprungen und läuft keck in dem Baumgang auf und ab. Voltaire, der zu dieser Zeit schon auf war, und in seiner auf die Allee herausgehenden Bibliothek seine Briefe vom vorigen Abend las, hört es, öffnet das Fenster und fragt, warum die Stute hier herumlaufe. Als der Kutscher ihm antwortet, sie habe sich losgerissen, eilt er selbst im Schlafrock und der Nachtmütze aus dem Hause in die Allee, um die Stute auffangen zu helfen. Voltaire war damals zwei und achtzig Jahr alt, furchtbar mager und im Gesicht eingefallen, ohne Zähne und Lippen, mit entsetzlich vorstehendem Kinn und Kahlkopf, kurz, eher einem großen Affen als einem Menschen ähnlich. Als ihn Gibbon gesehen hatte, trat er aus dem Gebüsch hervor und ihm gerade entgegen, betrachtete ihn vorn und hinten und sagte dann in die Hände klatschend und spottend zu ihm: „Adieu, Voltaire, je t'ai vu cette fois, tu n'es pas beau non plus." Damit ging er. Voltaire aber kehrte wüthend, sich überlistet zu sehen, in seine Bibliothek zurück, rief seinen Secretär Wagnière und sagte zu ihm: „Cours vite après cet Anglais et demande lui douze sous pour avoir vu la bête." Der Secretär findet Gibbon noch nahe beim Schloßgitter und eilt mit den Worten auf ihn zu: „Monsieur, Monseigneur exige, que vous me donniez douze sous pour avoir vu la bête," worauf Gibbon antwortet: „C'est juste, en voilà vingt quatre; tu diras a ton Seigneur que j'ai payé pour deux séances; je reviendrai demain." Wahrscheinlich war Voltaire indeß zu sich selbst gekommen und hatte eingesehen, wie unwürdig sein Benehmen sei, und wie lächerlich er sich selbst durch den Vergleich mit der bête mache. Denn als ihm Wagnière die Antwort Gibbon's gebracht hatte, erwiederte er beschämt: „Ce diable d'Anglais est plus mechant, que moi, il me jouera quelque mauvais tour, il faut faire ma paix avec lui. Wagnière, il faut aller l'inviter à venir diner demain avec moi." Wirklich schickte er ihm am folgenden Tage eine briefliche Einladung und ließ ihn in seiner Kutsche mit allem Ceremoniell abholen. Gibbon kam auch und betrug sich als wahrer Gentleman, denn er war artig und that, als sei nichts vorgefallen. Voltaire empfing ihn beim Aussteigen aus dem Wagen und stellte ihn der versammelten und eigens für ihn eingeladenen Gesellschaft vor. Bei Tische jagte ein Witzwort dieser beiden Männer das andere. Von nun an waren sie gute Freunde, Gibbon besuchte häufig den alten Voltaire und blieb gewöhnlich drei bis vier Tage bei ihm. Natürlich war nie die Rede von dem, was

Digitized by Google

in der Hagebuchenallee vorgefallen war. Hier bewunderte man nur die herrliche Aussicht auf die Gletscher und den See, die noch ist wie damals.

Trotz dem, daß Herr Arouet einen großen Marstall hielt, war er doch für einen Reiter ein arger Hasenfuß. Immer kaufte er sich nur ganz kleine Mutterfüllen, aus Furcht, hoch herunter zu fallen.

In Ferney lebt noch ein alter Gärtner, acht und siebzig Jahre alt, welcher Voltaire gesehen hatte. Er spricht von ihm auf interessante Weise, ohne daraus ein Gewerbe zu machen. Mit ängstlicher Sorgfalt bewahrt er ein Stück von Voltaire's Schlafrock, seine weißseidene, goldgestickte Nachtmütze und einen knotigen Spazierstock. Wenn der alte Mann so gestützt auf den großen Stock vor uns steht, erinnert er an manche Züge aus dem Privatleben Voltaire's, an seine häuslichen Wuthanfälle und die Schreckbilder, womit er die Kinder, denen er unterwegs zu begegnen pflegte, von sich scheuchte. Der Stock war das nächste Werkzeug, wornach der Philosoph griff. Schade, daß es damals noch keine Pensionen und Institute am Genfersee gab!

Derselbe Gärtner zeigt auch ein Register, welches die Siegel der verschiedenen Personen enthält, welche an Voltaire geschrieben haben. Diese Siegelsammlung, welche wie eine Graveurmusterkarte aussieht, diente ihm dazu, die Correspondenten zu erfahren, deren Briefe er nicht annehmen mochte. Denn zu jedem der Siegel schrieb Voltaire seine Bemerkung über die Person, der es angehörte, in bonam und in malam partem. Bei den Siegeln des Königs von Preußen und der Kaiserin von Rußland steht kein Wort, fast alle Uebrigen bekamen ihr Epigramm, die Damen ausgenommen, welche höchstens den Titel: „petite folle" erhielten. Ein Drittheil der Gesellschaft führt das einfache Prädicat Fou oder l'imbecille; wenn ein Ausrufungszeichen dahinter steht, ist es ernsthaft gemeint, zweifelhaft mit einem Fragezeichen. Ein gewisser Lord Dundin ist mit den Worten eingeschrieben: „Cet homme a quitté l'Angleterre, pour voir un poete français — le drôle," und bei einem andern Petschaft steht: „Comte Poluvigo, qui fait des vers." Auf der letzten Seite hat der Gärtner das eigene Siegel Voltaire's zur Bekräftigung aller übrigen aufgedrückt und darunter geschrieben:

Multis ille bonis flebilis occidit,
Nulli flebilior quam mihi.

Milledouze, so heißt der Gärtner, besitzt außer den gewöhnlich von ihm producirten ferneyschen Reliquien noch einige Mysteria Priapeja, die er blos männlichen Individuen mit geheimnißvoller Vorsicht zeigt. Diese Horazische Schwachheit war dem Philosophen eigen. Jene zweideutigen Bilder machten ihm im späten Alter, wo die Natur stillstand, großes Ergötzen. Sie befinden sich in der Gesellschaft des oft erwähnten Pater Adam, von dem er zu sagen pflegte: „Voici le père Adam, mais ce n'est pas le premier homme du monde." Adam war der Sündenbock der Gesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Döring auf der leipziger Bühne.

(Fortsetzung.)

Als Richelieu im Bulwer'schen Drama findet Döring ebenfalls ein Motiv heraus, das den Charakter adelt. Es ist des Kardinals Patriotismus, seine glühende Liebe für Frankreich, die den Absolutismus seiner ministeriellen Herrschsucht sänftigt. Richelieu ist so gut als ein geistvoller Despot aller Mittel fähig, um zu herrschen, aber sein Haupt umspielt nicht mit goldenem Sau nder Glaube des Volks als an einen von Gott Gesalbten. Dies muß die Wärme des Vaterlandsgefühls, die Begeisterung für Frankreich ersetzen. Döring accentuirt dies mit allem Recht. Aber der Dichter hat ihn hier in Stich gelassen, Bulwer mache dies blos zur Phrase und so hingestellt, als Elegie, erscheint es wie Schwächlichkeit. Das ganze Drama ist überhaupt mit seinem stofflichen Wirrwarr ein widerliches Gemisch von Unsinn in der Erfindung und Ungeschick in der Behandlung. Ich darf meine Meinung nicht zurückhalten, daß nach bester Ueberzeugung Madame Birch-Pfeifer es besser macht, daß mir ein tölpelhafter angelegtes Intriguenstück als Bulwer's auch historisch verhunzter „Tag der Geäfften," niemals vorgekommen. Ich sage, auch historisch verhunzt, weil die geschichtliche journée des dupes ganz andere Figuren und Motive zusammenführt; will aber mit dieser Rüge noch keineswegs die schärfere angeben. Vor jedem billigen Gefühl erscheint die Art und Weise, wie Bulwer hier die Intrigue anlegt, die helfende Person und den Deus ex machina jedesmal bei der Hand hat und durch die Tapetenthür oder hinter dem Vorhange hervortreten läßt, eine durchaus unbeholfene und unsinnige. Man könnte Bulwer's Befugniß zur dramatischen Dichtung bestreiten und doch den Glauben an den geistreichen, an den denkenden Autor, als den wir ihn in seinen Romanen kennen, festhalten wollen. Allein auch in diesem Glauben wird man hier irre, nimmt man wahr, wie miserabel der Verfasser seine Figuren behandelt, wie er dem weltklugen, mit allen Feinheiten der List gewaffneten Richelieu auf die gemeinste Art seine besten Geheimnisse ablauschen läßt, wie grob und lächerlich hier geriebene Köpfe sich übertölpeln, nicht dupiren. So armselig, wie hier Hr. von Baradas, legte nie ein Intriguant seine Schlingen, so schneidergesellenhaft stand nie ein Bourbon zu seiner ganzen Umgebung, wie hier Bulwer den dreizehnten Ludwig erscheinen läßt. An Döring's Spiel des Richelieu ist zunächst die getreue Emsigkeit zu bewundern, mit der er

Digitized by Google

den Charakter faſt drei Acte hindurch hinhält, bevor ihm Gelegenheit gegeben wird, ihn in ſeinen Wendungen und Hauptſeiten zu entwickeln. Auffällig blieb mir, daß er den Kardinal nicht ältre, phyſiſch hinfälliger gibt; es iſt hiſtoriſch richtig, daß Richelieu nicht blos weichlich war, ſich in einre Sänfte herumſchleppen ließ, ſondern daß ſein rieſigee Geiſt überhaupt in einem zerbrechlichen, viel zernagten Gehäuſe ſteckte. Dramatiſch wäee es doppelt wirkſam, in bewegten Momenten, wo Herrſchaft und Exiſtenz auf dem Spiele ſtehen, die Geſtalt des Mannes ſich aufraffen, den Körper auf Augenblicke von der Größe des Geiſtes getragen und ihr dienen zu ſehen. Im Gegenthril gab Döring den Richelieu faſt zu vernichtet von den hereinſtürzenden Ereigniſſen, zu gemüthsweich. Wir wiſſen, daß er dies ſein konnte, daß er vor Unmuth geweint, kindiſch getobt hat in verzagter Hinfälligkeit, abee nur zwiſchen ſeinen vier Wänden, nur vor dem innigſt vertrauten Pater Joſeph, deſſen Verhältniß zu ihm von Bulwer ſo dürftig benutzt iſt, — nicht vor den verſammelten Höflingen, wie ihn hier die Bulwre'ſche Erfindung dazu zwingt. In dem Momente der Aufraffung gibt Döring den giftigen Peleſtre, der ſeinen Fluch, ſeine Verachtung und ſeine lachende Peophetie auf den Nebenbuhler ſeiner Macht, den Hrn. von Baradas, niederſchmettert. In dieſem Momente und in den Conſequrnzen der ganzen Situation wae Döeing meiſterhaft, unübertrefflich. Auf dieſe Pointe hin ſcheint ſeine ganze Auffaſſung und Duechführung des Richrlieu hinzuarbeiten; auch macht ihm die Bulwee'ſche Dichtung jede andere Haltung des Charaktees vielleicht unmöglich.

Man kann wohl im Allgemeinen ſagen, daß Döeing's Eigenthümlichkeit in der Hervoehrbung der feineeen, zarteren, leiſeren und liebenswürdigen Nüancen eines Charakters beſtehe. Daß dies bei ſo viel Hinneigung zu ſcharf pointirtrr Charakteriſtik, zu ſchaefer Phyſiognomik, zugleich möglich und lebendig werden kann, iſt in der That die Bevorzugung eines eigenthümlichen Talentes. Doch darf man nicht hiermit eineäumen, als beruhe weſentlich oder lediglich ſeine Kunſt in dee Ausmalerei der gewinnenden Charakteeſeiten. Seine Darſtellung des Shylock z. B. iſt eine ſehr derbe, ſogar materielle Zeichnung. Döring gibt hier den gemeinen Juden, den gehetzten Juden des Mittelalters, wenn's ſein muß, die Beſtie in der Keeatur, die in der Keaft und Möglichkeit auch das Recht zur Rache fühlt. Hier war nichts von Linderung und Milderung des bitterſcharfen Bildes zu finden; Döring gab ſogar in Gang und Körperhaltung, in der Faltung des Roquelors, in dem wilden, gierigen Aufſtreifen der Aermel vor Gericht, in ſeinem ganzen Weſen die Manieren des gemeinen Juden, dee ſich unter den Knoblauchhauſen am Rialto herumgewälzt. Der Gernutus der alten Sage, ja der ewige Jude ſelber, der in allen Lebensmaetern vergeblich nach dem Tode ringt, kann nicht ſcheekenvoller erſcheinen als Döring's Shylock, deſſen wilde Natur kaum hinlänglich duech die hohe Sache für ſein „heilig Volk" aus der gemeinen Rache der Perſönlichkeit in ein höheres Gebiet gehoben wird. Am ergreifendſten war ſein gewaltiges Spiel in der Scene mit Tubal, wo er zwiſchen der Luſt geſättigter Rachgier und dem Schmerz des Verluſtes hin und hergeſchleudert erſcheint. In der Gerichtsſcene war ſein animaliſches Naturell ganz entfeſſelt, die Accentuirung einzelner Momente aufs äußeeſte genommen, der Eindruck ſo gewaltig, daß der Darſteller girich nach der Scene, noch vor dem Schluß des Actes, ſtürmiſch gerufen wuede. Wir eewähnen dies nicht blos, weil es hiee zu Lande ungewöhnlich, ſondern zugleich um die rapide Wirkung von Döring's Spiel hier zu bezeichnen. Man kann den Shylock ſo nehmen, wie ihn Döring nimmt; Shakſpeare'ſche Geſtalten ertragen überhaupt mannichfache Nuancirungen, und dem Genius des Darſtellenden bleibt mit ihnen jeder Zrit ein freier Spielraum. Man ſoll nicht ſagen, ſo oder ſo müſſe lediglich ein Charaktee gnommen werden. Nur bin ich nicht enthaltſam genug, nm nicht in Bezug auf Shylock Folgendes zu äußern. Es iſt eine Srite am Juden von Vrnedig, die das Gedicht Shakſpeare's ungern bei einem Darſteller entbehrt. Shylock hat einen Zug in ſeinem Weſen, der es glaublich erſcheinen läßt, daß er eine Verſchreibung auf ein Pfund Chriſtenfleiſch ſtellen kann. Dies iſt ſein phantaſtiſcher Humoe. Was bei dem modernen Juden offenbarer Witz, das iſt beim verſtockten Juden des Mittelalters eine gewiſſr abenteuerliche Phantaſtik. Den Schein und die Verfallzeit ſa wunderlich zu ſtellen, iſt eine humoriſtiſche Grille, kein breit und ſorglich gefaßter Racheplan, iſt überhaupt zu abenteuerlich, als daß man baeauf anders als wie auf eine Laune eingehen kann; derrn Wieklichkeit und wahrhafte Geltung niemand, weder Antonio noch Shylock, ahnen. So nimmt es die Dichtung Shakſpeaee's, und in dieſem Sinne, ſcheint mie, iſt die erſte Scene, wo Baſſanio und Antonio die Anleihe machen, zu faſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

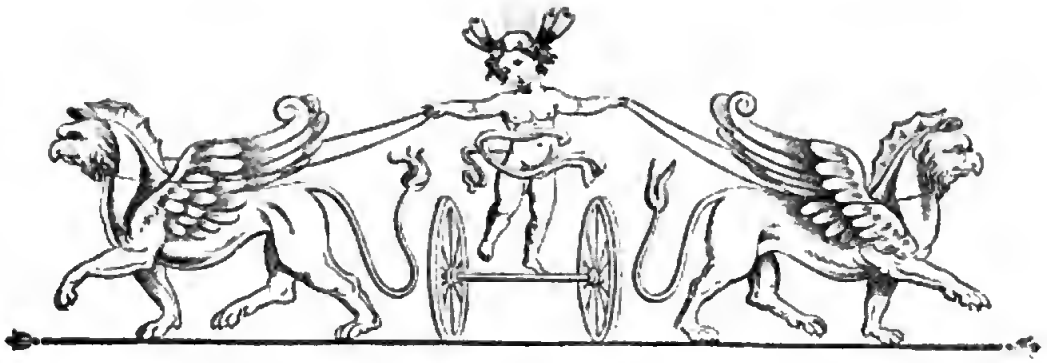
## Notiz.

[Profane Literatur.]

Die Exregentin Marie Chriſtine von Spanien ſchreibt ſehr eifrig an ihren Memoiren, warin ſie den nordiſchen Höfen broeiſen wird, daß ſie nicht Mitarbeiterin am Teſtament Ferdinand's des Siebenten war; daß ſie nur um, eine Stütze gegen Don Carlos zu haben, ſich den Liberalen in die Arme warf, daß ſie folglich an den Foetſchritten und Revolutionen im jetzigen Spanien ſa unſchuldig iſt, wie die unſchuldige Iſabelle. Mit ihree legitimiſtiſchen Schweſter, der Herzogin von Berry, hat ſich die Exregentin ſchan früher verſtändigt. — Mme. Lafarge gibt ihee Memoiren heraus, die gewiß ſehr pikant und in mancher Hinſicht auch wichtig ſind. Viele werden die Lafarge Sand's Schülerin nennen und übee das moderne Frankreich Zetee ſchrrien. Aber darf denn eine Sünderin nicht Eſprit habrn? — Berlin wied indeſſen von Teactätlein überſchwemmt, die weniger Eſprit, mehr moealiſchr Blaſirtheit zeigen. Auch Schwaben dunkeit von lauter Pirtismus. Man nennt ſolche Erſcheinungen bei uns: Regungen eines tiefern, religiöſen Sinnes. — Eine zornige Proclamation des Königs von Hannover füllt in der leipziger Allgemeinen fünf Rieſenſpalten. Man ſieht, weiche Mühe heutzutage ſelbſt Potentaten ſich nehmen müſſen, ihr gutes Recht zu beweiſen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 153. — den 7. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tabletten vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Die oft besprochene Kapelle, gegenüber dem Theater, mit der Inschrift: „Deo erexit Voltaire," ist ein armseliges Gebäude, das nicht mehr zum Gottesdienst benutzt wird. Man hat eine Scheune daraus gemacht. Voltaire hatte es nicht allein gebaut und eingeweiht, sondern auch selbst darin gepredigt. Man erzählt, daß er eines Tages in seinem classischen, beblümten Schlafrock und mit der Nachtmütze die Kanzel bestieg, und der andächtigen Versammlung, die dann die Messe hören wollte, eine Strafrede über den Diebstahl improvisirte, wozu ihm mehrere, auf seinen Besitzthümern von Wilddieben und Gaunern verübte Raube den Anlaß gaben. Die Anekdote, wahr oder erfunden, stimmt wenigstens vollkommen mit der bekannten Reizbarkeit des Philosophen, eines sonst wohlthätigen Herrn, der aber eigensinnig, launenhaft bis zum Uebermaß, proceßsüchtig und unbarmherzig bei jedem Angriff auf seine Feudalrechte war. Von der Höhe der christlichen Kanzel seine Vasallen anzureden, war außerdem ein philosophisches Vergnügen, so ganz nach seinem Geschmack. Eine neue Kirche, besser im Styl und im Charakter religiöser, wurde vor etwa funfzehn Jahren in der Mitte des Fleckens Ferney gebaut, und ersetzt die einst der Gottheit unter Anrufung Voltaire's errichtete Kapelle.* Die Reformirten, jetzt bei weitem weniger zahlreich als vor funfzig Jahren, haben ein kleines Bethaus in der Nähe. Jene monumentale Inschrift: Deo erexit Voltaire, befindet sich gegenwärtig an der Gartenmauer eines Wirthshauses angebracht. Die treuen Anbeter des Patriarchen von Ferney besuchen sie mit heiliger Ehrfurcht.

Auf der Nordseite des Parks, der völlig verwahrlost ist und Spuren ehemaliger besserer Unterhaltung zeigt, steht ein großer Ulmenbaum, zum Theil durch Blitzschlag beschädigt. Er ist Voltaire's alleiniger Sohn, vor neun und sechzig Jahren gepflanzt, wurde er noch groß genug, um dem Vater unter seinen Zweigen Schatten zu geben. Voltaire trennte sich schweren Herzens von ihm, um in Paris seinem letzten Triumphe und dem Grabe entgegenzugehen. Der Dichter sagte dies selbst. Denn als alle Corporationen der Hauptstadt in seiner Verehrung wetteiferten, antwortete er den ihn bekränzenden Schauspielern: „Je suis revenu à votre Paris, pour y trouver ma gloire et mon tombeau." An diesem Entschluß Voltaire's war hauptsächlich seine Nichte, Frau Denis, Schuld, die sich in Ferney sehr langweilte und nach der anmuthigen französischen Capitale zurücksehnte.

Die Freunde des Voltairismus haben behauptet und behaupten noch, die letzten Stunden und Tage ihres Helden seien der Triumph seines dem Christenthum abgewendeten Lebens gewesen, er habe in ihnen und durch sie recht bewiesen, daß er bis ans Ende ein Philosoph geblieben. Der berühmte Arzt Tronchin in Paris war bekanntlich Voltaire's alter Freund und stand ihm in den letzten Tagen und Augenblicken getreulich bei. Hören wir, was er in zwei erst neuerdings bekannt gewordenen



Digitized by Google

Briefen an den Arzt Tissot in Lausanne und an Bonnet in Genf über Voltaire's Tod geschrieben hat.

„Voltaire hat Hallern nur wenige Monate überlebt. Er war am 5. Februar 1778 von Ferney abgereist, um in Paris den Triumph zu genießen, den ihm da seine Bewunderer bereitet hatten. In seinem kindischen Greisenalter von allen enfans perdus der Literatur belagert, umgeben von einer Menge Schmeichler, denen Alles daran lag, sein Urtheil und seine gesunde Vernunft irre zu führen, betäubt von Enthusiasmus, bemerkte er nicht, wie man auf seine Gesundheit, auf sein Leben und auf seine Seele einstürmte. Der Hof aber nahm an diesen Ovationen nicht den geringsten Theil, was Voltaire außerordentlich schmerzte und ihn sehr nachdenklich über die Intriguen machte, wodurch man ihn nach Paris gezogen. Den Tag, wo er in der Comédie française mit unglaublichem, fast rasendem Beifall empfangen worden war, sagte er beim Nachhausekommen zu mir: „Ach, Sie kennen die Franzosen noch nicht; sie haben dasselbe für Jean Jacques gethan, ihn aber doch hernach verwiesen." Madame Denis und die andern Schranzen an Voltaire's Hof waren entschlossen, ihn in Paris festzuhalten, um da, es koste was es wolle, den Widerschein des Ruhmes zu genießen, der auf seine Umgebungen fiel. Umsonst versuchte man es, auch mich in die Verschwörung zu ziehen. Im Gegentheil sagte ich einmal zu ihm: „Ich gäbe 100 Louisd'or darum, wenn Sie noch in Ferney wären. Sie sind zu verständig, um nicht einzusehen, daß man eine vier und achtzigjährige Eiche nicht verpflanzen kann, ohne daß sie verkümmert und stirbt. Reisen Sie schnell ab; ich habe einen vortrefflichen Schlafwagen, der Ihnen zu Diensten steht." — „Kann ich denn die Reise vertragen?" — „Ja, ich stehe mit meinem Kopfe dafür." Hierauf ergriff Voltaire meine Hand, weinte heftig und sagte gerührt: „Ach, mein lieber Freund, Sie geben mir das Leben wieder." Dies half aber Alles nichts, denn der Greis war Sklave seiner Umgebungen, die ihn wider seinen Willen zurückhielten."

In einem spätern Briefe an Bonnet vom 20. Juni 1778, gleich nach Voltaire's Tode, heißt es: „Lieber Freund, wenn meine Grundsätze befestigt zu werden brauchten, so würden sie jetzt zum gordischen Knoten werden, seitdem ich Voltaire unter meinen Augen habe verkümmern, mit dem Tode kämpfen und sterben sehen. Wenn ich den Tod eines guten Menschen (homme de bien) mit Voltaire's Tode vergleiche, so kommt mir jener wie das Ende eines schönen Tages, dieser wie ein Sturm vor; dort die Seelenruhe und Heiterkeit eines Weisen, der zu leben aufhört, hier die furchtbare Qual desjenigen, dem der Tod das größte und furchtbarste der Schrecken ist. Gott sei Dank, ich brauchte diesen Anblick nicht; aber doch forte olim meminisse juvabit. — Dieser Mann war also bestimmt, unter meinen Händen zu sterben. Im habe ihm immer die Wahrheit gesagt, aber leider war ich darin der Einzige, denn alle Andern haben ihn getäuscht. „Ja, lieber Freund," sagte er mehrmals zu mir, „Sie sind der Einzige, der mir immer guten Rath gegeben hat; wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre ich nicht in meinem jetzigen schrecklichen Zustand, ich wäre nach Ferney zurückgekehrt, ich hätte mich nicht in dem Dunst berauscht, der mir den Kopf ganz irre gemacht hat; ja, ich habe nur Dampf eingeschluckt, und Sie können mir nicht helfen. Schicken Sie mir den Irrenarzt. Welch böses Geschick hat mich wieder nach Paris gebracht. Sie sagten mir ja gleich bei meiner Ankunft, daß man eine alte Eiche von 84 Jahren nicht verpflanzen könne, und Sie sagten die Wahrheit. Warum habe ich Ihnen nicht geglaubt. Und als ich Ihnen versprach, in Ihrem Schlafwagen wieder abzureisen, warum bin ich nicht gleich fort? Haben Sie Mitleid mit mir, ich bin ganz irre." — Er sollte zwei Tage nach seiner närrischen Krönung in der Comédie française abreisen; am folgenden Morgen kam eine Deputation der französischen Akademie, die ihn beschwor, sie vor der Abreise noch mit seiner Gegenwart zu beehren. Er fuhr nach Tisch hin, und da ernannte ihn die Akademie einstimmig zu ihrem Director. Er nahm diese Stelle an, die immer drei Monate dauert. Er verpflichtete sich also von neuem für drei Monate und vergaß ganz sein mir gegebenes Versprechen. Von diesem Augenblicke an bis zu seinem Tode war sein Leben nichts als ein Orkan von Thorheiten. Er selbst schämte sich darüber. So oft er mich sah, bat er mich deshalb um Verzeihung, drückte mir die Hände und bat mich, ihn nicht zu verlassen, besonders weil er neue Anstrengungen machen müsse, um der ihm von der Akademie erwiesenen Ehre zu entsprechen. Er sollte besonders an einem neuen Wörterbuche arbeiten, wie das der Crusca. Die Redaction dieses Wörterbuches war sein letzter herrschender Gedanke, seine letzte Leidenschaft. Er hatte den Buchstaben A übernommen und die andern vier und zwanzig an eben so viele Akademiker vertheilt. Einige hatten sich nur ungern dazu verstanden, worüber sich der alte Voltaire sehr ärgerte und dabei sagte: „Es sind Faullenzer und Nichtsthuer, die nur daran gewöhnt sind, im Müßiggang fortzuschlendern; aber

Digitized by Google

ich will sie schon vorwärts treiben." Von nun an nahm er zwischen zwei Sitzungen der Akademie aufs Gerathewohl eine Menge Reizmittel und beging eine Menge Thorheiten, die seinen Tod beschleunigt haben. Ich denke nur mit Schaudern an sein Sterben. So wie er sah, daß alle zur Vermehrung seiner Kräfte angewendeten Mittel ihn dem Tod nur näher brachten, stand ihm dieser immer vor den Augen. Von diesem Augenblicke an bemächtigten sich Wuth und Verzweiflung seines Gemüths; wie Orestes wurde er von ihnen gepeinigt. Furiis agitatus abiit."

So war Voltaire's Tod ein treues Gegenbild seines Lebens; er starb nicht als ein starker Weiser, der keinen Trost der Religion zu bedürfen glaubt, sondern als ein verzweifelnder Wüthender, der sich in Verzuckungen an die Erde anklallt, die er durchaus nicht lassen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Schwedische Tragödien von Bernhard von Beskow.*)

Die Uebersetzung ist, mit Ausnahme einzelner Härten und Schroffheiten, so vortrefflich gelungen, daß diese Dramen fast als deutsche Originale gelten können; der Dichter hat hier den Dichter übersetzt. Beskow, Sohn eines stockholmer Kaufmanns, längere Zeit Privatsecretär des Prinzen Oscar, später in den Adelstand erhoben und zum Hofmarschall und beständigen Secretär an der Akademie der Wissenschaften ernannt, war von 1831—1832 Direktor der königl. Bühne in Stockholm. Er entsagte dieser Stelle, weil er, wie zu vermuthen steht, als Dichter und ästhetisch durchgebildeter Geist mit dem materiellen Handwerksbetriebe, womit in Schweden wie in Deutschland die Theaterregien verwaltet werden, sich nicht abfinden und seine idealen Pläne nicht durchsetzen konnte. Als dramatischer Dichter ist Beskow sehr schätzbar, ohne deshalb ein genialer Schöpfer zu sein. Hin und wieder erinnert seine Sprache an Schiller, doch ist seine Charakteristik rauher und nordisch schroffer. Die Schweden sind bekanntlich ein nationalstolzes, patriotisches Volk. Dieser Zug beurkundet sich auch in Beskow's Tragödien, welche vorzugsweise schwedische Helden, schwedische Stoffe und Verhältnisse behandeln und, wo sich Gelegenheit dazu darbietet, in patriotischer Gluth auflodern. Das reine, ehrliche Gemüth der Schweden kündet sich auch bei Beskow dadurch an, daß er das böse Princip durch wahre Teufel in Menschengestalt, das gute durch Frauen und Männer vertreten läßt, welche zu gut für diese Welt, wie reife Aepfel von den Bäumen des Paradieses herabgefallen sind, um im Sumpfe der sublunarischen Welt verkannt und zertreten zu werden. Die Tragödien, welche uns hier geboten werden, sind: Gustav Adolph, Torkel Knudsen und König Birger. Statt aller weitern Kritik beschränken wir uns auf folgenden bedeutungs- und beziehungsreichen Auszug aus Oehlenschläger's Vorrede: „Beskow ist, wie ich, noch aus der alten Schule; in einer Zeit gebildet, wo Tugend und Seelengröße als die würdigsten Gegenstände dramatischer Kunst galten, wo man die, schon von Aristoteles verlangte Wirkung, in einer großen, charakteristischen Handlung, durch Furcht und Mitleid die Leidenschaften zu reinigen, für nothwendige Bedingnisse des Trauerspiels hielt. So betrachtet, muß dieses Stück (Gustav Adolph) gewiß schön genannt werden. Nach spitzfindigen metaphysischen Begriffen ist es nicht componirt; — — dagegen erwärmt es durch edle Gefühle das Herz. Sophokles, Shakspeare, Schiller, selbst Goethe (wo er echt tragisch schön war) haben dasselbe gethan; denn nur wo das bildende Genie sich mit einem edlen Herzen verband, hat es auf Zeiten und Menschen schön und dauernd gewirkt. Genie ohne Gemüth ist eine Blume ohne Düfte" u. s. w. Jedenfalls übertreffen Beskow's Tragödien an innerer Gediegenheit und ächt dramatischer Kunst und Oekonomie, wie namentlich an Klarheit, die Mehrzahl der in letzter Zeit in Deutschland zu Tage beförderten dramatischen Productionen. †.

*) Uebersetzt von Adam Oehlenschläger. (Bis jetzt) drei Theile. Leipzig: Weber.

## Döring auf der leipziger Bühne.

(Beschluß.)

Die ewige Wiederkehr seiner Rede: „3000 Dukaten", „Antonio Bürge sein soll, gut!" u. s. w. ist mit derjenigen Zerstreutheit zu geben, die einem verdrückten und verkrochenen Gemüth eigen ist. Hier ist wirklich, indem Shylock den seltsamen Vorschlag zur Stellung des Scheins macht, von keinem besonnen angelegten Entwurf, sich auserlesen zu rächen, die Rede. Ambulirend wirft er es nur so hin; zumal ist die anfängliche Unterredung mit Bassanio dergestalt gefärbt, daß sie nur mit einer gewissen Zerfahrenheit, die der müßige Spaziergang mit sich bringt, zu motiviren ist. Wird der Vorschlag mehr humoristisch als höhnisch und in überlegter Bosheit genommen, so ist Shylock auch nur halb die wilde Kreatur; er tritt nicht von Anfang an so völlig aus dem Bereich menschlicher Natur. Daß später, als der Scherz ihm das Mittel zur Rache gibt, als der Humor Wahrheit werden will, und zugleich sein innerstes Herz durch den Verrath der Tochter wild gepackt wird, der ganze Grimm des in seinem Volk und in seiner Person Gepeinigten zum Ausbruch kommt, versteht sich von selbst. Man fasse aber die Introductionsscene, die hier so wichtig ist, wie in der Motivirung des Lear die Reichstheilungsscene, in der angedeuteten Weise, so gewinnt die ganze Katastrophe denjenigen mythischen Anstrich, den Ludwig Devrient der Figur und dem Handel des Shylock zu geben wußte. Wir brauchen diese Färbung für den Charakter und für das Drama, das doch immer so gestellt ist, daß wir in keinem Augenblick eine vollkommen tragische Entwicklung fürchten. Selbst wenn der Jude das Messer vor Gericht wetzt, die Sache steht doch so, daß unsere Gedanken nur die Grenze der Furcht streifen, nie überschreiten; sowie die Komödie hier an die Tragödie

Digitized by Google

anstreift, aber nicht völlig in deren Element überspringt. — Soviel zur Steuer meiner schon früher ausgesprochenen Ansicht vom Spiel des Shylock.

Wir schließen mit einem Hindlick auf Döring's Nathan. Hat uns die Wildheit seines Shylock erschüttert, so sühnt uns vollständig die glorreiche Humanität, die weiche, warme Menschenliebe seines Nathan. Wie sanft und selig sind hier des Juden Töne, wie athmet Alles hier orientalisches Wohlgemach, wie ist hier die Weisheit eine Uebersicht über alles menschliche Vermögen in Kraft und Schwäche. Nathan gehört in der That zu Döring's ausgezeichnetesten Leistungen. Das deutsche Publicum kennt zum Theil noch Eßlair's Herzenswärme und getreue Biedermannsrede in Darstellung dieser Rolle; allein erst seit Seydelmann wagte man, auch in der Diction und im Accent zugleich den Juden in der Rolle zu charakterisiren und ihm gleichsam sein nationales Recht bei seiner kosmopolitischen Humanität einzuräumen.

Wie billig sollten wir hier auch der Leistungen der Mitspielenden ausführlich gedenken, nöthigte uns nicht die Beschränkung des Raumes zur Kürze. Der Kaufmann von Venedig und Nathan gaben von obgedachten Dramen den Darstellern die meiste Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte. Das Lustspiel Shakspeare's erlebte eine fast in allen Partien gelungene Darstellung. Sollen wir eine einzelne Leistung hervorheben, so verdient Mad. Dessoir als Porzia unsere Anerkennung. Im Nathan war Düringer's Tempelherr eine sehr gelungene Leistung, wie uns denn von diesem Darsteller der feste, runde Trotz einer biderben Herzlichkeit immer mehr gefallen will als die weiche Elegie aufgelöster Stimmungen. Frln. v. Tennecker war als Recha, wie auch in andern Partien, eine sehr liebenswürdige und lobenswerthe Darstellerin. Sie bringt mit der Frische der Erscheinung jeder Zeit auch viel Frische in der Stimmung mit zur Rolle, und wirkt in diesem Verein angenehmer Gaben sehr erfreulich. Nur hat sie sich in ihrer Gebärdensprache vor dem Festhalten eines Lächelns zu hüten, das ihr nicht selten sogar im Moment schmerzlicher Erregtheit stereotyp bleibt.

---

## Notizen.

[Miß Harriet Martineau.]

Miß Martineau ist 1802 in der Grafschaft Norfolk geboren, wie im 36. Hft. des Conversationslexikons der Gegenwart über sie verlautet. Sie ist bekanntlich unter den vielen Autorinnen unserer Zeit diejenige, welche sich ganz den abstracten Wissenschaften gewidmet hat. Auch ihre moralischen Erzählungen haben eigentlich den Zweck, ihre Grundsätze über Erziehung, Armengesetze und Nationalökonomie praktisch zu belegen. Ihre Illustrations of political economy erschienen in 9 Bdn. In ihrer Society in America (3 Bde.) stellt sie den Grundsatz auf, daß die politische Verfassung ohne alle Bedeutung sei, wenn sie nicht in Harmonie und auf derselben Stufe mit der Ausbildung der Individuen im Staate stehe. Einen Beleg für diese Behauptung lieferte sie in dem Gemälde von Nordamerika, dessen Zustand sie im besten Gedeihen schildert, zum Gegensatz gegen den Süden Americas, wo die Sklaverei herrsche und Unterdrücker wie Unterdrückte in gleicher Demoralisation befangen seien. In ihrem System der Nationalökonomie stimmt sie hauptsächlich mit Malthus überein, folgt ihm sogar, was in Bezug auf ihr Geschlecht auffallen muß, in seinen Ansichten über Bevölkerung und räth zu Maßregeln gegen das Anwachsen derselben, sobald die Unterhaltungsmittel im Staate unzulänglich wären. Eine Annahme, die eben so unrichtig ist als sie zu Barbareien führt.

---

[Kastner's Maschera. Briefstich aus Paris.]

Kastner hat sich früher als theoretischer Musiker hervorgethan. Für einen solchen ist es doppelt schwer, sich als Ausübender Geltung zu verschaffen. Auch ist die Jugend ein Verbrechen, wenn ein Talent durchdringen will. Nach vielen Mühen gelang es dem jungen Manne, seine in vieler Beziehung ausgezeichnete Oper, la maschera, zur Aufführung in der Opera comique zu bringen. Mit doppeltem Eifer fielen jedoch nun seine Feinde über ihn her und warfen dem Componisten seine deutsche Musik, sein Deutschthum überhaupt, bitter vor. Kastner ist Elsasser. Alle Elsasser fühlen sich empört und in ihrem Landsmann beleidigt. Es kam darüber zu verschiedenen unangenehmen Auftritten im Corsaire und im Charivari. A. W.

---

[Alexander Graf v. Würtemberg.]

Das Conversationslexikon der Gegenwart bringt in seinem 35. Hft. folgende Angaben über die Person des Dichters der Sturmlieder. Graf Alexander ist der Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, dessen in der Ehe mit der Burggräfin v. Tunderfeldt erzeugte Kinder den Grafentitel und das Prädicat Erlaucht führen. Er ist 1801 geboren, bekleidet den Rang eines Obristen in der würtembergischen Armee und lebt mit seiner Gemahlin, der ungarischen Gräfin Helena Festetics de Tolna abwechselnd in Stuttgart und Wien. In Wien, wo natürlich seine Gedichte verboten sind, sieht man ihn gern in den Salons. Als Dichter nannte er sich im Morgenblatte früher Sandor von S. Man erwartet eine neue Gedichtsammlung von ihm unter dem Titel „Lieder eines Friedenssoldaten."

---

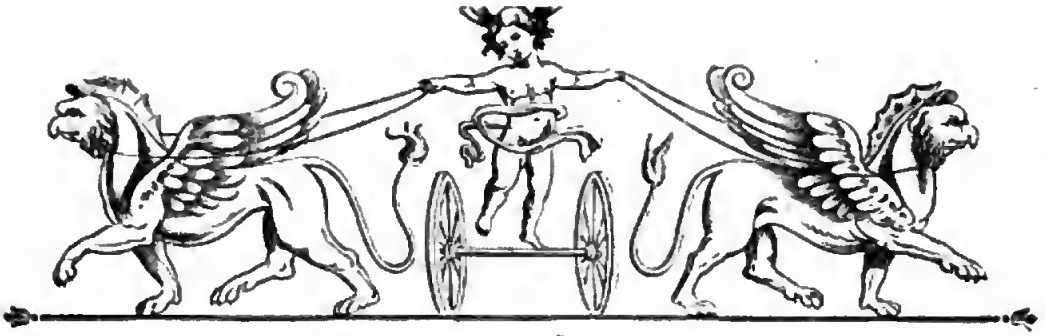
[Conversationslexika.]

Das Conversationslexikon der Gegenwart ist nun mit dem 36. Hft. geschlossen. Pierer's Universallexikon ist in zweiter Auflage bis zum 27. Hft. und zum Artikel Brasilien vorgerückt. In Schleusingen bei Glaser hat J. Funck einen „geschichtlichen Erinnerungs- und Conversationskalender" eröffnet, als Anhang zu jedem allgemeinen Lexikon, Geburts- und Sterbetage denkwürdiger Menschen aller Nationen, nach dem Kalender geordnet, enthaltend. Hiervon erschienen 2 Hefte bereits.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 154. — den 9. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Theodor Mundt über Südfranzosen und Polen.

Es gibt Menschen und Autoren, die sich sehr streng um ihr Centrum drehen. Sie behandeln lediglich den täglichen, den ersten drängenden Nothbedarf der Seele. Ihre Lebensfragen sind Pulse des klopfenden Herzens. Wissen sie den Schlagtakt der Welt, so kümmert sie nicht weiter der vielverstrickte Organismus, sie laufen Gefahr, daß ihnen die Peripherien des Lebens entzogen bleiben, daß ihre Strenge eine Kargheit wird, die vor dem reichen Inhalt der Welt verschrumpft. — Zu solchen Naturen gehört unter neueren Autoren Wienbarg. Mundt ist sein gerades Gegenstück. Er lebt gern in den Peripherien, schweift gern ab in weite, dem Mittelpunkt unseres Daseins entrückte Regionen, hat hundert Einfälle, die der Humor um sich streut, und gefällt sich in der Centrifugalkraft seiner Lebensgeister. Auch sein Styl macht zu Wienbarg's Schreibart den bestimmtesten Gegensatz. Mundt ist oft außer sich, wo Wienbarg sich in sich selbst verkriecht. Wo dieser am Mark zehrt, ist jener vollauf mit dem lebendigen Fleisch beschäftigt, phantasirt und ergeht sich elegisch, wo sein Antipode Epigramme macht. Mundt ist ein südlicher Mensch, Wienbarg ein Norde. Die Kraft zur Vegetation ist bei jenem vorherrschend; die schwellende Ueppigkeit seiner an Nüancen und Wendungen erfindungsreichen Sprache ist unerschöpflich. Zu diesem Virtuosen im Ausdruck zu sagen: Faß' Deinen Periodenbau straffer zusammen und schürze Dein Kleid, damit Dein reicher Faltenwurf nicht schleppt! — hieße seiner Eigenthümlichkeit Einhalt gebieten. Oft luxurirt sein Ausdruck, nicht an Ueberkraft, sondern an Ueberfast. Diese Ueppigkeit, in der sich seine vollbusige Phantasie gefällt, geht selbst in seine Büchertitel über; Weltfahrten, Völkerschau auf Reisen, klingt Vielen zu mundvoll.

Von seiner „Völkerschau auf Reisen" liegt ein erster Band vor uns*). Der erste Abschnitt gibt uns Mundt's Aufenthalt in Südfrankreich. Er schildert Nismes, namentlich das dortige Amphitheater, das Institut der barmherzigen Schwestern und ein kleinbürgerliches Familiendiner, das der Verfasser im Landhäuschen eines Provincialfranzosen erlebte. Die Reise nach Montpellier bringt uns noch näher auf Interessen des Provinciallebens; Marseille und Toulon mit seinen Galeeren sind dann die größeren Punkte, wo uns das warme Leben der Mundt'schen Darstellung erfreut. Hin und wieder zerstreut sich sein Sinn zu gemüthlicher Spielerei, oder läuft in der Fremde zu sehr absichtlich den Punkten und Situationen nach, wo er sich zum Phantasiren über sein Thema förmlich anschickt. Dies sind gleichsam die beiden Arten von Luxus, die seine Darstellung treibt. Der Artikel: „Suchen nach dem Meere" ist eben gesucht und gibt beiderseits davon Proben. Dann und wann zerlöst sich bei Mundt die Kraft des Denkens ganz und gar im Behagen der Empfindung. Was in dem Ab-

*) Erster Band. Südfranzosen. Polen. Naturvölker. Stuttgart, Krabbe.

schnitt über Naturvölker S. 345 gesagt wird über den Mangel an Traum- und Mythenlehrn in unserer Gegenwart, das gehört unter anderem zu dieser müßigen Schwelgerei des Empfindens. Einzelnes läßt sich nicht aufzählen, die Daestellung gibt sich an geniale Momente hin, und opfeet diesen alle Kraft und allen Reichthum des Gemüthes. Mundt offenbaet, wie nicht leicht ein anderer Autor, rine voeherrschende Charakterseite unseres Zeitalters, die man sich ungern eingesteht, weil zu diesem Eingeständniß sehr viel ruhiger Ueberblick gehöet. Es ist dies der Sybaritismus des Geistes, der in der Welterkenntniß einen leidenschaftlichen Genuß findet. Weil Mundt ein sanguinischer Autor ist, so pflegt er vorzugsweise, aber unbewußt, diesen Drang seines Jahrhunderts. Wo das Zeitalter an rinem Autor etwas verpönrn will, da ertappt es eigentlich nur sich selbst auf einer voeherrschenden Richtung seines eigenen Wesens. Und mich dünkt, dies bezeichnet Mundt's Ratur, und er ist ein genialer Ausdruck dieser Charakteeseite seines Zeitaltees.

In der Vorrede zu vorliegendem Buche spricht er mit einem gewissen empfindsamen Stolz, er werde jetzt wieder productiv sein in Gestaltung poetischer Werke. Täuschen wir uns hier nicht über ausgetretenr, mißbeauchte Begeiffe. Was Poet und Poesie, wo sie zu suchen, wo ihee Function in der schaffenden und berichterstattenden Thätigkeit der literarischen Kräfte beginnt oder aufhört, das ist ein streitiger, aber gleichgültigee Punkt geworden, seitdem voezugsweise Week des Dichters sein soll, was sich als müßige Erfindung, als Laune des Einfalls, der denkenden Betrachtung gegrnüber brüstet. Jede lyrische Leierei, jeder Pheasenklingkiang gibt sich als Poesie, während der sinnende Menschenfreund, der die ganze Welt duechwandert, sich in Hütten und Palästen eingesiedelt, um das ächt Menschliche herauszufinden und ans Tageslicht zu ziehen, auf die fraglichr Poetenwürde keinen Anspeuch machen daef. Was Mundt in riner Reihe von Jaheen an Weltbetrachtung, an Berichterstattung über Einzelne, über Völker und Länder geleistet, dazu gehört ein ganzer voller Mensch, um es zu geben, und ein ganzer voller Mensch, um es hinzunehmen; es ist nicht Poesie des activen Genius, aber macht die Welterkenntniß mit dem ganzen Behagen poetischer Anregung zum dichterischen Weltgenuß. Daß eben die Erkenntniß ein Genuß des Geistes ist, läugnet noch immer der gegen sich selbst mißliebige Mensch dieser Zeit, daß der Genuß nur Werth und Adel hat, wenn er gleich sehe die denkenden Keäfte der Seele in Bewegung setzt, will die Masse nicht wissen, dir sich Sonn- und Werkeltag noch immer getrennt erhalten möchte. Der Faust im menschlichen Denken und der Don Juan im menschlichen Fühlen sind aber für den ganzen vollen Menschen gar nicht so getheilt zu nehmen, wie sich die mythischen Gestalten nach dem vorhereschend nordischen oder südlichen Bedürfniß dee Völker als besonderte geschieden haben. Die Kultur des Geistes und die Pflege des Herzens greift nach beiden hinüber, um ein harmonisches Menschendasein zu gestalten, dem Himmel und Erde gegenwäetig sein müssen, um den Gehalt der Welt zu erschöpfen. Was darin denkende, was darin dichtende Thätigkeit, was Philosophie oder Poesie, läßt sich kaum noch scheiden. Der Schaessinn, der betrachtend duech die Welt schreitet, kommt heut zu Tage nicht weit, wenn ihm die Flügelkraft der Phantasie nicht hilft die Welt besiegen. Erst die Phantasie macht die Schätze des Lebens genießlich.

Welche von beiden Thätigkeiten, Scharfsinn oder Phantasie, in den Mundt'schen Darstellungen überwiegend sei, ist nicht gleich zu bestimmen. Mundt scheint fast nur um zu phantasieen auf Reisen zu gehen, der Scharfsinn im Erkennen scheint bei ihm nur den nöthigen Apparat für den Genuß des Geistes zurechtzulegen, und ich deutete schon an, wie sich bei ihm der forschende, der betrachtende Geist hier und da an die Schwelgerei der Seele, die männliche Function an die weibliche, zu verlieren droht. Noch eine andere Seite seines Wesens scheint dee Deutung zu bedürfen. Mundt denkt und schreibt in rinem gewissen Rausche des Augenblicks, rinem genialen Moment opfert er seinen ganzen geistigen Fond. Wollte man seine Gedanken und Meinungen, aus iheem Zusammenhange gelöst, salen und sichten, so rrwiese sich mancher Einfall, für sich festgehalten, als nicht stichhaltig. Man lese, was er S. 203 ganz gelegemlich von Schiller's „etwas künstlich zusammengesetzter Natur" sagt. Die Phantasie verbraucht oft spieleeisch, was sonst als unantastbares Kapital in der Seele des Jahrhunderts festliegt, sie verpufft ihre eigenen Grundsätze, um füe einen Augenblick ihre Tafelfreuden glänzend zu bestellen.

Wie schön aber und tiefsinnig Mundt phantasirt, entnehme man etwa aus der Schilderung der Galeerensklaven und Forçats in Toulon. „Die Melsten," sagt Mundt, „hat die Sünde hierhergeführt, und das Wort Sünde steht deutlich auf iheen beaunrn Stirnen geschrieben, auf ihren verhärteten und zerfallenen Gesichtern schattet sich breit und groß der Begriff der Todsünde

Digitized by Google

ab. Wer noch nicht hat glauben wollen an die Sünde, als ein selbstkräftig wirkendes und schaffendes Element im Menschen, das als Keim in ihm liegt, wie der Keim zu einer Pflanze, und Kraft hat zu wachsen wie ein Naturprodukt, der gehe hierher in diesen großen Sklavenkerker, der in der Sünden Blüthe steht, und dessen Bevölkerung mit allen Lebensqualen die Sünde des Daseins abbüßt. Wenn die Sünde nicht eine Naturmacht wäre, wie hätte sie in allen diesen Gestalten das Gleiche wirken können! Hier am Karren ein Vatermörder, dort in der Schmiede beschäftigt ein junger Mann, welcher seine Frau würgte, dort unter den Handlangern ein Scheusal in menschlicher Gestalt, das seine eigene Tochter geschändet hat! Sie sehen aus, als hätten sie nur eben gethan, was ihres Handwerks war, nach dem Gebot der Natur, nach dem Gesetz ihres Innern. Und sie werden hier stark und alt in der Fülle ihrer Sünden, denn das mühselig arbeitsame Leben in steter Lust, das sie hier täglich im Arsenal führen, härtet ihre Körper ab und gibt ihnen, je länger sie dies rieude Dasein hinschleppen, desto mehr Ausdauer und Energie, es zu tragen und an neuer Missethat fruchtbar zu machen. Welche Kraft der Seele gehört dazu, ein von Verbrechen ausgehöhltes Leben, unter der Last der anstrengendsten Tagesarbeit ungebrochen fortzusetzen! Einen wie starken und edlen Menschenkern setzt das nicht als ursprünglich voraus? — Die Gesichter dieser Verdammten zu betrachten, ist ein merkwürdiges und erschütterndes Studium. Die dreitausendfach maskirte Sünde der Welt auf Einem Platze, in Einem Meereshafen sich herumtummeln zu sehen! Vor manchem dieser Verbrechergesichter muß man unwillkürlich die Augen niederschlagen, denn entweder klagen sie den Schöpfer an, oder sie höhnen in ihrer ungebrochenen Gemeinheit die Schöpfung. Ich sah sehr viele junge und außerordentlich rüstige Leute unter ihnen. Manchen sieht man es noch an ihrer Haltung, an ihrem ganzen Wesen an, daß sie früher höhern Ständen angehört haben, und es hat ein eigenthümliches Interesse, aus der jetzigen Gleichheit des rothen Sklavenkittels die frühern Trachten und Unterschiede der Welt wieder herauszuerkennen. Dieser Sklavenkittel hat sie jetzt alle gleich gemacht, die Armen und die Reichen, den vornehmen wie den geringen Sünder. Die Sonnenhitze und die fürchterliche Last des Tages haben ihnen allen auf gleiche Weise die Gesichter gebräunt. Nicht die Freiheit ist es also, die wahre Freiheit, welche die Menschen in eine unnatürliche Gleichheit versinken läßt, sondern die Sünde und die Knechtschaft sind es, unter deren Joch sich die ekelhafteste Gleichheit und Einerleiheit des Lebens erzeugt, die alle, nach dem göttlichen Gesetz entstandene Verschiedenheit der Natur und des Geistes auf den einen Typus der Verworfenheit und des unwürdigen Unglücks zurückführen. So ist die Sünde der Despot, und so wird der Mensch der Sünde Knecht. So können in der Despotie keine großen menschlichen Tugenden erblühen, weil alle individuellen Unterschiede in ihr aufhören, und so wird die Freiheit zugleich die Mutter jeder höheren Tugend, indem in ihrem Reiche die Blüthe der Individualität sich entfaltet."

(Der Beschluß folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Berlin, vom 1. August.

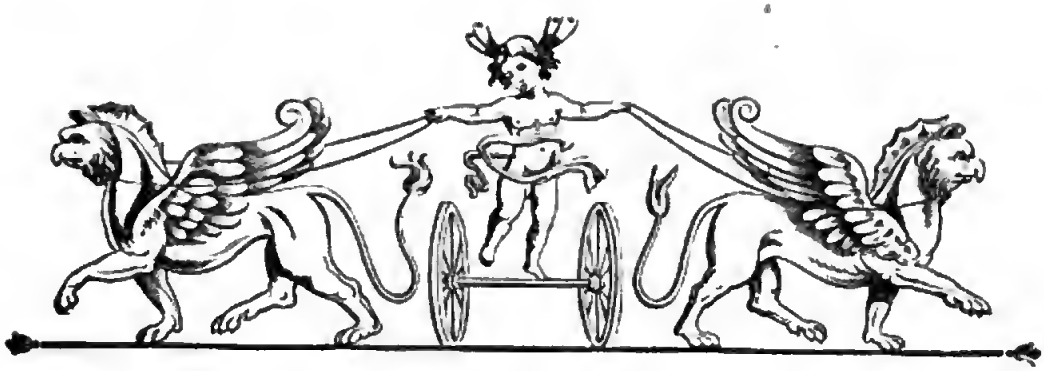
[Preßfreiheit; berliner Hoffnungen; Tractätlein; neue Junkerstreiche.]

Für die Ruhe, welche so vorherrschend in allen Verhältnissen sich offenbart, hat uns die Natur jüngst durch einen Sturm zu entschädigen gesucht, der ein wahrer Mannaguß in der Wüste für die große Zahl der Correspondenten politischer Zeitungen wurde, mit denen Berlin gesegnet ist. Es wurden Bäume und Wagen, sogar Menschen zu Boden geschleudert, ein Kahn schlug auf dem Flusse um und manche harrende Arbeit hatten die Glaser. Der Orkan fegte das Getreide von den Feldern, warf es vom Acker der rechtmäßigen Besitzer auf den der Nachbarn, die es nicht wieder herausgeben, so daß zahllose Prozesse entstehen, die schwer zu schlichten sind und trieb andere heillose Streiche mit Zinkdächern, zweihundert Centner schwer, die er wie Kinderbälle über Mauern warf und mehr dergleichen. Welche Artikel für die Correspondenten! und sie haben es daran nicht fehlen lassen, aber es war immer noch besser, als die traurige Art und Weise, mit der sie in so vielen Journalen erzählen, wie unser hochverehrtes Königspaar heut von Potsdam nach Berlin gefahren ist, wie der edle Königssohn morgen eine Reise nach Freienwalde antritt, oder in unseren politischen Salons (hört! hört!) man sich erzählt, daß es wohl den Anschein haben könnte oder dürfte, als würde der allerhöchste Herr die Zahl seiner Adjutanten um einen vermehren, dessen Namen man sich jedoch nur noch zuflüstert u. s. w. Dies Correspondentenunwesen ist leider nur zu sehr eingerissen. Es gibt mehrere arme Teufel, die ganz davon existiren, und mit Portiers, Bedienten, Stallmeistern u. s. w. eine enge Verbrüderung geschlossen haben, um sofort zu erfahren, wer kam und ging, wer bei ihren Herren gespeist oder was sich sonst für ein Anekdötchen zugetragen hat, das ein Artikelchen liefern könnte. Von Gesinnung, von Kenntniß der Zustände, von eigenen Gedanken, oder gar von Studien ist bei dieser neuerstandenen Classe schreibender Wesen natürlich nicht die Rede; die Pfiffigsten suchen jedem hochstehenden Herrn ein rühmendes Beiwort anzuhängen, sie sind Anhänger des guten alten Rechts, die

Dummen thun es aus Instinkt und so kommt es denn, wie wir es sehen. Einen großen Theil der Schuld tragen aber die Zeitungen selbst. Diese wollen keine Correspondenten, die ausführliche Artikel über Thatsachen schrieben, sie suchen nur Colporteure für Neuigkeiten und verlangen Facta, nichts als Facta, wie Shylock Geld verlangt, nichts als Geld und keine schönen Worte. Wo aber diese seltnen Dinge hernehmen in der blutarmen Zeit, in dem Lande ohne Oeffentlichkeit, ohne großes bedeutungsvolles Leben? So jagen sie sich denn um Regenwürmer statt der Schätze, und danken dem Gott der Götter für jeden hohen Reisenden und jeden Geräderten, der in den allgemeinen Bettelsack gesteckt werden kann. Wie sehr würde sich aber das Alles ändern, wenn eine größere Preßfreiheit, als wohlthätiger Regen über uns käme, wenn unsere eigenen Zeitungen das Amt der Neuigkeitscolporteure übernähmen, und man nicht mehr in fremden Journalen aufsuchen müßte, was bei uns vorgeht. Die Stimme dafür ist längst allgemein und was auf den Landtagen, namentlich auf dem der Provinz Preußen, darüber gesagt und beantragt worden ist, hat überall den Dank und Beifall der Vaterlandsfreunde hervorgerufen. Der Wunsch nach größerer Freiheit der Presse ist aber so stark geworden, daß er fast als Nothwendigkeit erscheint. Man empfindet endlich das Demüthigende, daß Preußen hierin gegen die meisten deutschen Staaten zurücksteht, und schämt sich zornig der Weise, wie die Censur bisher bei uns gehandhabt ward. Unzweifelhaft aber will der König diesen Zwang nicht, er ist ihm entgegen, weil er das Schlechte und selbst Gefährliche desselben ganz erkennt, durch welches Mißtrauen gesäet, Wahrheit unterdrückt, die Liebe zum Vaterlande und zum Fürsten geschwächt, das Fremde hervorgehoben und die wahren Bedürfnisse des Volks den Blicken der Herrscher entzogen werden. Daß der König selbst sorglich bedacht ist, der Presse größere Freiheit zu gestatten, beweist von Neuem der Brief des Oder-Burggrafen von Brünneck, und auch von anderer Seite erfährt man, daß ein allgemeines Preßgesetz nicht lange mehr vergeblich erwartet wird. Oeffentlichkeit! ist mehr als je das Feldgeschrei alles Fortschrittes geworden. Oeffentlichkeit in der Rechtspflege, Oeffentlichkeit in der Verwaltung und im gesammten Staatsleben, darin liegen die besten Bürgschaften, daß die große Maschine nicht ins Stocken gerathen, oder auf zerfressenen Stützen ruhend, bei einem heftigen Stoße von Innen oder Außen in Trümmer zerschmettern kann. Wie regsam dafür Alles ist, hat in der letzten Zeit Breslau bewiesen, das mit männlichem Muthe für seine Ueberzeugung selbst die Ungnade ertragen, und sich standhaft gegen den adligen Protokollführer der Landtagsangelegenheiten aufgelehnt hat, der ihren Antrag auf Verfassung, ein Ansinnen zu nennen wagte. Man will allerdings von Verfassung in Preußen nichts wissen, und großer Widerstand bleibt zu überwinden, viele Schwierigkeiten zu bekämpfen, ehe wir dahin gelangen; daß der König jedoch der Stadt Breslau nicht allzu schwer zürnte, ist jetzt bewiesen, da Se. Majestät die wiederholte Bitte des Magistrates, von der Stadt Einzug und Feste anzunehmen, nicht wieder abgelehnt hat, und durch seine hohe Gegenwart alle Irrungen entfernen wird. Wenn wir gerade jetzt die Frömmelei mehr als je emportauchend zu bemerken glauben, der Tractätleinkram in Häusern und selbst auf offener Straße sein Wesen treibt, wenn einige fromme Majore und Geheimräthe das Ihre redlich thun, um das Werk der Hölle umzustoßen, wenn einzelne Zeichen verkünden, daß eine mächtige Partei die hegel'sche Philosophie zu beseitigen sucht, oder andere dahin zu wirken scheinen, daß alte Vorrechte nicht verloren gehen, so sind doch dies Alles nur einzelne Zeichen und Parteiversuche, die an dem großen Ganzen machtlos zerschellen und den wahren Fortschritt um wenig oder nichts aufhalten oder gar hindern können. Denn der Fortschritt in Preußen beruht nicht mehr in den verschränkten Bestrebungen einzelner noch so mächtiger Personen, auch nicht in der Verkümmerung einer philosophischen Schule, deren logischer Kern längst in Praxis und Leben übergegangen ist, er beruht in der allgemeinen geistigen Befähigung der Nation, in ihrer industriellen Thätigkeit und Tüchtigkeit, in der Grundbasis unserer Gesetze, in unserer Erziehung, die von den Ideen des Jahrhunderts durchweht ist, in dem eingeimpften Gefühl für Freiheit und Recht, in Institutionen, die unsere Väter mit Blut und Leiden verdient haben, in Treue und äußerster Hingebung und das kann und wird nicht genommen werden, mögen sie noch so viel beten, die Philosophie verdammen, die alten Grundeigenthumsvorrechte wieder aufleben lassen, Majorate stiften und autonomische Statuten verleihen; Preußen geht nicht mehr rückwärts, seine große Zukunft liegt zu hell, seine materiellen Fortschritte bedingen die geistigen, und was unhaltbar nicht dazu stimmen kann, wird schnell genug wieder zerfallen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat es auch gar nichts zu sagen, wenn einige junge übermüthige Junker es sich dann und wann einfallen lassen, den sogenannten Pöbel allergnädigst zum Ziel ihrer nobien Scherze und Heldenthaten zu machen, Damen insultiren, Gemeinheiten begehen und wohl gar ein plebejisches Antlitz blutig schlagen. Dieser Heldenmuth ihrer Väter kommt im Grunde nur noch über sie, wenn nach alter Sitte, die sonst so liebenswürdigen zahmen Ritter in Glacéehandschuhen und Knebelbärtchen, vom Weine übermannt sind, denn sonst wissen sie wohl, wie es leider steht in unserer tiefgesunkenen Zeit, wo christliche Duldung und Liebe verschwunden und der alte Bibelspruch als Gesetz gilt: Aug' um Aug' und Zahn um Zahn! Sie haben auch verschiedentlich schmerzliche Erfahrungen gemacht, wie die Redoute im vorigen Winter dies erst erwies, so daß, was neulich hier vorkam, eigentlich nur als ein bloßer Gedächtnißfehler betrachtet werden muß. Ein paar junge Ritter und an ihrer Spitze ein edler Graf, einem berühmten, als Verstorbenen bekannten Herrn nahe verwandt, zeigten sich genial beim Hofjäger, in allerlei unaussprechlichen Kunststücken, dann prügelten sie auf der Chaussée bei Charlottenburg einen friedlichen Kaufmann und warfen ihn vom Pferde, das Alles ist wahr, aber wer ist denn anklagungswerther, diese edlen Herren, welche das Alles ungestraft thun konnten, oder die, welche es litten?!

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 155. — den 10. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Theodor Mundt über Südfranzosen und Polen.

(Beschluß.)

Die Wanderung durch die innern Räume des Bagno gibt noch zu folgenden Betrachtungen Anlaß. „Hier ist der Aufenthaltsort des Schreckens, der nackten Schande, der Hoffnungslosigkeit, der blöden Lästerung. Ein dampfender Abgrund des Unglücks und der Sünde. Ein unheimliches Gemurmel läuft beständig umher, Flüche und Seufzer brechen sich an den Wänden, dort in einem unbemerkten Winkel hat Einer stille Thränen im Auge. Man glaubt unter einer Menschenschaar sich zu befinden, welche in dumpfer Erwartung dem jüngsten Tage entgegenharrt, der auch schon über ihren Häuptern wie eine schwarze Wetterwolke schwebt und sich jeden Augenblick in Weltgerichtsdonnern über ihnen entladen zu wollen scheint. Daher an allen Ecken dies Murren, Stöhnen, Zucken, Rascheln, diese seltsamen Laute, die ganz unbeschreiblich sind. — Den mittlern Raum dieser Säle nimmt die steinerne Pritsche ein, welche abschüssig gebaut und in mehrere Lager abgetheilt ist. Das Bett eines Jeden ist blos durch ein grobes Tuch bezeichnet, welches über die ihm gehörige Stelle der Pritsche gedeckt ist. In dem Saal, wo sich die auf Lebenszeit Verdammten aufhielten, fand ich, daß es am lustigsten zuging. Und ihnen ist in der That nichts anderes übrig gelassen, als lustig zu sein, denn sie sind fertig, sie wissen genau ihre Zukunft, was jeder Tag derselben ihnen bringen wird. Sie kennen den schrecklich bestimmten Raum, auf dem ihre Zukunft ihnen zugemessen ist, und auf diesem Raume ist Alles, was Zeit heißt, gleichgültig, ein ödes, leeres, lächerliches Nichts, das keiner Veränderung in sich mehr fähig ist. Dem lebenslänglich Verdammten kann nichts begegnen, aber dafür gehört ihm der Augenblick ganz und gar, ihm gehört die Luft, die er noch einathmen darf, ihm gehört das Stück Brot, an dem er seinen Hunger stillt, ihm gehört das Lied, das er in lustiger Verworfenheit vor sich hinträllert, ihm gehört der Witz, durch den er sich zum Meister eines von ihm tausendfach verfluchten Schicksals macht. Und an all diesem Besitzthum nagt der lebenslänglich Verdammte mit teuflischer Gier, denn diese höllische Habe des Augenblicks ist seine ganze Lebensnahrung, sie ist seine einzige Religion. Es ist die Religion der Hoffnungslosigkeit, auf deren Altar ein ausgebranntes Herz langsam qualmt und zerstäubt."

Den größten Theil des Buches nimmt Mundt's Tagebuch aus Krakau ein. Diese gründliche, vortreffliche Darstellung der Geschichte und Gegenwart Krakaus und Polens ist das Ergebniß seines Aufenthaltes daselbst im Sommer 1839. Einzelnes davon, wie die Schilderung des Kosciusko-Hügels, der Besuch des Domes, lasen wir bereits früher im Freihafen. Die meisterhafte Auffassung des polnischen Volkscharakters gibt dem Verfasser auch hier Anlaß, das obige Thema, die entsittlichende Macht des Unglücks, zu bereichern. „Die größere Masse eines verlorenen und unglücklichen Vol-



Digitized by Google

kes," sagt er, „wird mit der Zeit gleichgültig gegen sein Schicksal, und kann sogar dazu kommen, sich bequem zu betten auf seiner Schmach, und Wucher zu treiben mit seinem eigenen Elend. Dieser abgestandene Rest einer Nation klammert sich noch gern an die Fußtritte seiner Besieger an, froh, ein sicheres Nest zu finden selbst unter den feindlichen Füßen, gleich dem gelähmten Adler, der an der Felsenecke, wo ihn der verwundende Pfeil niedergeworfen, ruhig liegen bleibt und sich dort festnistet, so gut und so lange es gehen will. Dies ist die entsittlichende Kraft des Unglücks, daß das Mißgeschick zuletzt seine Friedensbündnisse abschließt mit der Schande, und so versöhnlich wird gegen alle Welt, daß Götter darüber weinen müßten, wenn sie ein Herz hätten. Der Unglückliche, früher ein Held seiner ungeschwächten Kraft, wird er nicht so zahm, daß er mit keinem Kinde mehr hadert, welches ihn höhnt? So ist das Unglück der größte Fluch der Menschheit, und wie unter den Individuen, so gibt es auch unter den Nationen solche, die vorzugsweise die Unglücklichen in der Geschichte sind!"

Wir heben noch die Schilderung der polnischen Juden in ihrem besondern Stadtviertel zu Krakau hervor. „Die kleinen Quergassen dieses Stadtviertels bilden den eigentlichen jüdischen Kasimierz, in dessen jämmerlichen Wohnungen sich der polnische Jude ganz im ungestörten Besitz seiner Verworfenheit festgenistet hat. Hier sitzt das Unglück in seiner Höhle und zeugt mit der Schmach das Laster und den Betrug, welche er von sich ausschickt, um Rache an der Menschheit zu nehmen. Es kann keinen fürchterlicheren Aufenthaltsort der Verdammten geben, als den, zu welchem sich hier diese unglücklichen Juden auf den engen Fleck ihres Elends zusammengedrängt haben. Die mit giftigen Gerüchen aller Art geschwängerte Atmosphäre, welche über diesen Gassen ruht, bildet gewissermaßen den Dunstkreis, durch den der Jude hier, gleichsam in einer undurchdringlichen Luftschicht abgesperrt, von den Christen gesondert scheint, und undurchdringlich muß man diese Atmosphäre wohl nennen, weil sie den hier plötzlich Eintretenden fast zu ersticken droht. In die Zimmer dieser Häuser einzudringen, ist fast unmöglich; Schmuz, Unrath und Gestank halten Wache an diesen Kerkern des Unglücks, in welchen oft vier bis fünf Familien einen Raum bewohnen, den man kaum zum Athemholen für ausreichend halten sollte. Je elender sie aber durch den Druck der auf ihnen lastenden Verhältnisse werden, desto stärker vermehren sie sich nur und hängen nur immer fester an dem Winkel des Jammers, in welchen ein unerbittliches und beispielloses Schicksal diese Ueberbleibsel des einst auserwählten Volkes geschleudert hat. — Fast alle Häuser in Kasimierz haben Läden, in welchen aller Trödel und Schacher von Israel aufgestapelt liegt. Die Edelleute der Umgegend handeln hier oft ihre Bedürfnisse ein und ziehen den Kasimierz zu ihren Einkäufen vor, wegen der wohlfeilen Preise, welche nur die Juden bei dem geringen Erwerb, mit dem sie in der Regel zufrieden sind, stellen können. Die Genügsamkeit dieser armen polnischen Juden ist überhaupt merkwürdig. Viele enthalten sich oft Wochen lang ganz und gar aller festeren Speise, und Manche gibt es, die in mehreren Monaten nichts als Milch und etwas Brot genießen. Ein nicht unwesentlicher Theil der hiesigen Judenschaft besteht aus der Seete der Chossidim, die einen eigenthümlichen mystischen Charakter haben, und sowohl durch ihre strengen, orthodoxen Grundsätze als durch ihre Fasten sich auszeichnen. Aber auch jeder andere Jude führt in der Regel eine mäßige Lebensweise, die in Erstaunen setzen muß. Im Handel und Wandel läuft er den ganzen Tag umher, und macht, im Angstschweiß des geringfügigsten Erwerbes, den weiten Weg von Kasimierz bis in die Stadt wohl zwanzigmal hin und zurück, um wenige polnische Groschen zu gewinnen; oder er bedient als „Factor" die in der Stadt sich aufhaltenden Fremden, denn die Juden sind in Polen Alles, Lohnlakaien, Dolmetscher, Unterhändler, Vermittler aller und jeder Geschäfte, so gelehrig zeigt sich in ihnen das Unglück, das unter allen Gestalten jeden Dienst verrichtet, und mit dem der unabweisliche jüdische Geschäftigkeitsgeist zusammentrifft, um diese wunderlichen und allbeweglichen Figuren ruhelos hin und her zu treiben. Hat sich aber der Jude den Tag über zu allem Möglichen brauchen lassen, für wenig Geld und unter der schmählichsten Behandlung, ohne gegessen und getrunken zu haben, dann schleicht er sich Abends spät todtmüde in seine Judenstadt zurück, um im Schmuz seiner niedrigen Behausung ein Stück trockenes Brot zu verzehren, sein einziges Labsal. So entbehrt dies unglücklichste und verachtetste aller menschlichen Geschöpfe fast jeden Lebensgenuß und hat nichts als seinen Glauben, um dessenwillen er ausgestoßen ist, und an den er sich mit um so größerer Inbrunst immer unzertrennlicher anklammert. Der Charakter dieser Juden hat scheinbar etwas Gutartiges, und sie antworten den Christen, welche oft aus Neugierde und Spottlust durch ihre Gassen ziehen, freundlich und bereitwillig auf alle Fragen, welche sie und ihre Ge-

Digitized by Google

bräuche betreffen, obwohl mit einem Tone wehmüthiger Resignation, der auch dem gemeinsten und verworfensten Juden eigen ist. Der schwermüthige, leidende Zug, den sie alle an sich tragen, gibt ihren oft so schön geformten Gesichtern einen besonders edlen Ausdruck und mischt sich mit der Klugheit, welche aus ihren schwarzen, feurigen Augen schimmert, zu einer eigenthümlichen Physiognomie, deren dämonisches Dunkel sich dann und wann durch Witz und Laune blitzartig erhellt. Der Geist der Rache ist aber nicht minder lebendig in jedem Juden, und wo er dieselbe sicher und straflos an den Christen ausüben kann, wird er die Gelegenheit gewiß nicht vorübergehen lassen. Als in der letzten Revolution die Russen in Krakau einzogen, waren die Juden die Ersten, welche ihnen mit Lebehoch und Freudenbezeigungen entgegenkamen, und bei ihrer großen Anzahl dürften sie, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, sehr gefährliche Feinde der Polen abgeben."

„Der polnische Jude," heißt es an einer andern Stelle, „ist noch mit dem besonders niederschmetternden Fluch seines Daseins behaftet, ein polnischer Jude zu sein. Dieser Begriff wirkt weithin wie ein giftqualmendes Gespenst und verbreitet die Schreckniße der Pest in der Nähe und Ferne. Verworfen vor dem Angesicht seiner Mitmenschen, macht der polnische Jude den moralischen und physischen Eindruck eines Aussätzigen, und Jeden durchdringt ein Schauder bei seiner Berührung. Man flieht ihn stärker als einen Verbrecher, denn sein Verbrechen ist das Unglück, seine Schmach ist die Unterdrückung, unter der er seufzt. Die Welt hat ihn, indem sie ihn ausgestoßen, zu einem Ungeheuer gemacht, vor dessen Anblick sie selbst erzittert. Sie hat durch die Acht, die sie über ihn verhängt, ihn an die Unflätigkeit seines Wesens gebannt, die ihr nun selbst einen so großen Ekel verursacht. Der polnische Jude, vor dem man sich so ekelt, wo er auftritt, ist nichts als das Product der Schlechtigkeit, welche die Welt an ihm verübt hat. Er ist, in seinem ganzen schmählichen Aufzuge, in dem er dahinwankt, die Erfindung Derer, welche ihn verspotten, und die in der Verworfenheit, die sie ihm aufgenöthigt haben, ihre eigene Selbstsucht und die ganze Tücke der modernen Gesellschaft geißeln."

Ueber die Weiber, die Moral und die Sympathien der polnischen Juden mit den Deutschen äußert Mundt: „Die Sitten der polnischen Juden, besonders des weiblichen Geschlechts, gelten für sehr verderbt. Ihre Frauen und Mädchen tragen fast alle die üppige Schönheit, durch welche sie sich auszeichnen, feil. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als sonst die jüdischen Frauen, da wo die Juden in einem berechtigten und geordneten Gesellschaftsverbande leben, gerade durch eine strenge und unantastbare Sittlichkeit selbst vor den Christinnen sich auszeichnen. Bei allem Feuer ihres Temperamentes sind die Jüdinnen in der Regel kalt gegen jede Verführung, welche sie der Treue abwendig machen möchte, und ein eigenthümlicher persönlicher Stolz, so wie der Geist der Familie, in dem sie wurzeln, und der ihnen das Bewußtsein einer ethischen Würde gibt, halten diese Töchter des patriarchalischen Volkes davon ab, so leicht in Unsittlichkeit zu versinken. Dies Verhältniß zeigt sich umgekehrt, wo die Juden durch den Druck ihrer allgemeinen Zustände in einer gewaltsamen Entartung erhalten werden. So ist der Kasimiecz von Krakau ein wahres Sodom, in welchem die Sünde in allen möglichen Gestalten sich heimisch gemacht hat. Wer den Vermittler irgend einer Schandthat sucht, findet ihn gewiß unter den armen Bewohnern der Judenstadt für ein geringes Stück Geld. So sehr zeigt sich hier wieder die entsittlichende Macht des Unglücks und der Armuth, auf deren Wirkungen man jetzt überall in der Welt stößt. — Die Sprache der polnischen Juden ist vorzugsweise das Deutsche, das sie, obwohl mit dem eigenthümlichen verderbten Dialekt, sehr geläufig reden. Man bemerkt aber nicht nur bei den Juden in diesem Lande, sondern überhaupt bei allen Juden, eine überwiegende Hinneigung zu dem germanischen Element, die oft in Erstaunen setzen kann. Trotzdem, daß die Juden von dem vorurtheilsvollen, pedantischen und fanatischen Wesen der Deutschen die größten Mißhandlungen und die geringsten Begünstigungen erfahren haben, ließen sie sich doch stets mit Vorliebe in Deutschland nieder und verschmolzen verwandtschaftlich mit dieser Nation, soweit das Judenthum immer verschmelzen kann. — — Ist es der sympathetische Zug einer zerstoßenen und unglücklichen Nationalität, welche zwei Volksindividualitäten innerlich angenähert hat, oder liegt diese Annäherung in dem ihnen beiden gemeinsamen Hang zu einer mystischen Einsiedigung in sich selbst, und in der die öffentlichen Interessen zurückdrängenden Familiengemüthlichkeit und Kleinkrämergeschäftigkeit? Mag es sein, was es will, der Jude und der Deutsche gehen mit einander in einer unzertrennlichen Gemeinschaft und haben sich auf dem Wege, den sie bereits zusammen zurückgelegt, so an diese Verbindung gewöhnt, daß schwerlich Einer den Andern mehr entbehren könnte!"

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

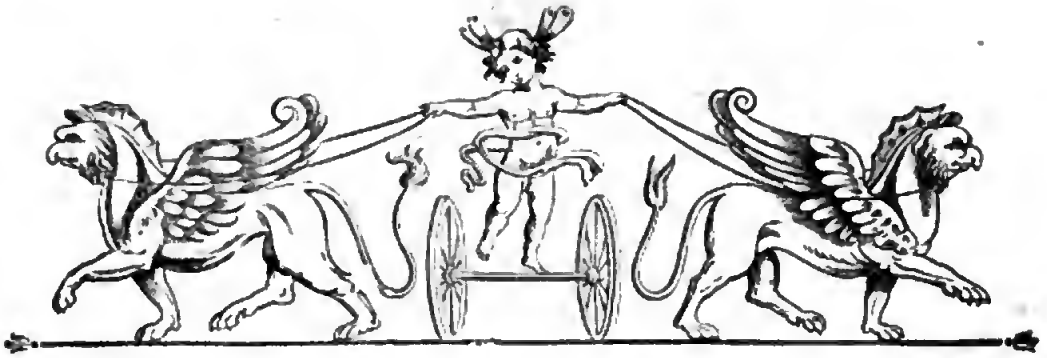
[20,000 Thaler; Eifersucht zwischen Kunst und Wissenschaft.]

Unsere Gesetze verstehen keinen Spaß, es ist ihnen völlig gleich, ob ein Graf den Straßenunfug treibt, oder ein Eckensteher, es trifft beide und nimmt wahrscheinlich selbst die Entschuldigung nicht an, daß der Graf nur des Scherzes wegen ein Experiment mittelalterlicher Ritterlichkeit auf der Landstraße versuchen wollte. Daß der Kaufmann seine Prügel gegen eine schriftliche Ehrenerklärung, die anderern Tages erfolgte, und gegen fünfzehn Louisd'or, die der erste junge Herr großmüthig den Armen übersandte, stillschweigend einsteckte, ist die wahrhaft größte Schande. Wahrlich man darf sich nicht beklagen über solchen Uebermuth, so lange das geschehen kann, wohee soll denn die Achtung oder gar das Gefühl der Gleichheit kommen! Solche kleine Tagesgeschichten, Unglücksfälle und dergleichen unterbrechen aber jetzt fast allein unsere Sommerstille. Alles reist, nur der König hält in dem schönen Sanssouci seinen Hof und versammelt jeden Sonnabend zu einer glänzenden Soiree, Concert u. s. w. die bedeutendsten Gelehrten, Künstler und andere bevorzugte Persönlichkeiten. Daß Rückert nun wirklich mit dem Titel eines Geheimraths, einer Professur der orientalischen Sprachen und einem Gehalt von 3000 Thlrn. herberufen ist, werden Sie gehört haben. Tieck ist gestern in Potsdam eingetroffen, Schelling wird etwas später erwartet, August Wilhelm von Schlegel ist seit längerer Zeit hier und hilft an der Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen, welche die Commission der Akademie, die Herren Böck, Raumer und Ranke unter Zuziehung des Professors Preuß besorgt. Daß Schlegel mit langem weißen Bart, im Sammtrock mit zeisiggrünen Unterkleidern, Degen und Schnallenschuhen, kurz in dem Hofkleide sich hier präsentirte, in dem er einst Georg dem Vierten von England aufwartete, hat natürlich bei der Einfachheit unseres überall üblichen, schwarzen Frackes zu mancherlei Geschichten auf seine Kosten Anlaß gegeben. Die Freunde des gelehrten Professors behaupten, daß er ganz noch so sei, wie er war, Vorlesungen über Aesthetik wird er uns aber wohl nicht halten und fast fürchtet man, daß auch Herr von Schelling, wenigstens nicht öffentlich lesen werde. Am wehesten würde das sicher den Hegelianern thun, denen er so oft gesagt hat, sie müßten zu ihm kommen, um zu lernen, was Philosophie sei, bei dem allgemeinen Interesse aber, das Schelling's berühmter Name mit Recht erweckt, wird er hoffentlich gerechten Wünschen und Bitten nachgeben. Bei der Universität ist man jetzt sehr beschäftigt, die 20,000 Thlr. zu vertheilen und nützlich anzuwenden, mit welchen der König das Budget derselben vermehrt hat. Vom Minister wird gewünscht, daß damit auch die bedeutende Zahl der außerordentlichen Professoren besoldet werde, die häufig schon seit vielen Jahren den Professortitel führen, ohne irgend ein Gehalt zu beziehen, ein anderer Theil aber den Museen und Cabinetten der gelehrten Anstalt zugewendet werde, für welche in letzter Zeit wenig gethan ist. Beim Leben des Herrn von Altenstein war die außerordentliche Professur eine Aushülfe für den Andrang so vieler jungen Gelehrten, welche die Universitätslaufbahn verfolgten. Man verstattete ihnen zu lesen, man beschenkte sie nach einigen Jahren mit dem Titel, aber man verhehlte ihnen nicht, wie wenig Aussichten zu Brod für sie da seien. Herr Eichhorn hat das Nachtheilige dieser Maxime wohl erkannt, und nun, da die Mittel plötzlich gekommen sind, die Herr von Altenstein niemals erlangen konnte, wäre es gewiß an der Zeit, die wohlthätige Aenderung herbeizuführen. Aber es ist ein altes Sprichwort, daß wer das Kreuz hat sich zuerst segnet, und bei der Menge von Ansprüchen, die plötzlich von allen Seiten von denen erhoben werden, die längst in Amt und Würden, ihrer Ansicht nach aber viel zu geringe Besoldungen von 1800 oder 2000 Thlrn. jährlich genießen, wird allem Anscheine nach wohl für die wenig übrig bleiben, welche eben nichts bisher erhielten, und hungern und warten gelernt haben. Man hört hier oft die Klage laut werden, daß die Wissenschaften weniger berücksichtigt werden als die Künste, allein man scheint nicht zu beachten, daß alle Universitäten eine Erhöhung ihres Etats erhielten, was bei der vorigen Regierung so oft unberücksichtigt geblieben war, daß viele Männer der Wissenschaft, die Grimm's, Rückert, allerdings auch Stahl u. s. w. berufen wurden, daß Dichter zum ersten Male in Preußen Unterstützung empfingen. Wenn dies nur nach gewissen Richtungen geschah, wenn vorzugsweise diejenigen erwählt wurden, welche nicht in Opposition mit den herrschenden Ansichten und Grundsätzen sind, so ist dies ganz in der Ordnung. Man kann durchaus nicht verlangen, daß das Widerstrebende bevorzugt werden soll; es wäre unnatürlich, wenn es geschähe und allzu gut wissen wir ja, was, als zerstörend betrachtet, die Ideen der Zeit in Kirche und Staat weiter zu führen denkt, was heilbringend und erhaltend genannt wird. — Philosophen und Literaten tragen die Sünden dieser Welt und sind von je an verfolgt und gekreuzigt worden, während die Künstler in ihrer unschuldigen Verklärung von den Fürsten und Hohen sich geschmeichelt und gestreichelt sahen. Wie viel mächtiger ist Gedanke und Wort als Meißel, Pinsel oder Note, und wie natürlich ist es, daß man die am meisten liebt, deren Kunst uns ergötzt, ohne daß wir sie je zu fürchten hätten. Ein gebildeter, kunstliebender und ehrgeiziger Herr wird auch gern mit Musikern, Sängern, Baumeistern, Malern und Bildhauern seinen Hof umringen, deren Werke sein Auge und Ohr erfreuen und seinen Ruhm auf die Nachwelt bringen. Der kunstgebildete Herrscher, welcher jetzt Preußen regiert, wird gewiß nicht darin so vielen seiner Vorfahren zurückstehen, denen Berlin seine großen Monumente und alles Schöne verdankt. Er hat die Erwartungen dafür mit auf den Thron gebracht und in der kurzen Zeit sind die Vorbereitungen zu manchem großartigen Bau und Kunstwerk getroffen worden. Vorläufig beginnt man so eben die Erweiterung des Museums, indem man die erkauften Häuser neben dem neuen Packhof niederreißt und dort ein zweites Museum für das Münz- und Medaillenkabinet, für die Kunstkammer und Kupferstichsammlung errichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 156. — den 12. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tabletten vom Genfersee.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

### 3. Corinna-Staël.

Von Ferney bis zum Schloß Coppet ist nur eine kleine Stunde; schon von weitem kündigt es sich stattlich an, und in der Nähe hat es wirklich etwas Königliches. Große Hauptgebäude und mächtige Flügel umgeben zwei weite Höfe. Im Innern des Schlosses wechseln herrliche, mit Statuen besetzte Treppen mit Prunksälen und Gemächern aller Größe. Im Erdgeschosse sind Bibliothek und Theater. Aus allen südlich gewendeten Zimmern hat man die reizendste Aussicht auf den See, die savoyischen Vorderalpen und Gletscher. In derselben Richtung liegt auch die Blumenterrasse, deren Duft durch die untern Fenster in die Bibliothek zieht, ein Bild des seltenen Frauengeistes, der darin waltete. Hinter dem Schloß, in nordwestlicher Richtung, liegt der große Park mit seinen herrlichen Bäumen und seinen dunkeln Laubgängen, nahe dabei eine in einen dunkeln Grund gar malerisch hingebaute Mühle, auf deren großes, moosbewachsenes Rad reiches, silberschäumendes Wasser stürzt. Noch westlicher liegt die Pächterwohnung mit den Ställen, Scheuern u. s. w. Nahe dabei sieht man ein kleines, mit hoher Mauer eingefangenes Gehölz, in dessen Mitte die vier letzten Generationen der Familie begraben liegen: Minister Necker und seine Gattin, Frau von Staël, August von Staël und sein Söhnchen. Mit ihm, dem letzten seines Stammes, schloß dies Columbarium, und es ist nun zugemauert. Weiter hinab sind die Weinberge und Obstgärten des Schlosses. Necker, dieser merkwürdige Mann gehört zur Hälfte Frankreich, zur Hälfte Genf an. Hier war er geboren und in dessen Nähe starb er, dort hingegen stand er auf hoher, sturmbewegter Stelle, voll Sachkenntniß, Klarheit und Uneigennützigkeit, aber nicht ohne Ehrgeiz und Schwanken. In Coppet ist Necker aus deutschem Stamme geboren.

Necker und Lafitte sind zwei interessante Erscheinungen in der französischen Finanzwelt, zu zwei ganz verschiedenen Zeitpunkten, die doch große Aehnlichkeit mit einander haben. Mit Necker's Flucht von Paris endigt sein öffentliches Leben. Von nun an lebte er in Coppet den Wissenschaften und Studien, besonders aber der geistreichen Tochter, die seinem Alter heitere Tage bereitete.

Es war an einem stürmischen April-Abend 1800, als ein Reisewagen in den innern Hof rollte. Ein kleiner, hagerer Mann stieg, ohne sich anmelden zu lassen, die große Treppe hinauf. Kaum konnte ihn der Bediente schnell genug nach Necker's Cabinet führen. Es war Bonaparte auf seinem Zug vom Dijoner-Lager nach dem großen St. Bernhard und Italien. Er unterhielt sich eine Stunde mit Necker, und Beide schieden sehr heiter und freundlich von einander. Erst später



Digitized by Google

verdarb es Necker's Wahrheitsliebe ganz mit dem Gewalthaber, der ungern seine Plane durch ihn verrathen sah. Und dies mußte auch damals schon die Tochter fühlen.

Coppet war damals der Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer und Frauen in Genf und in der Umgegend. Das Schloß glich einem italienischen Fürstenhause aus der guten Zeit. Es wechselten die geistreichsten Vergnügungen, unter denen besonders das Theater eine vorzügliche Stelle einnahm. Zahlreiche Fremde fanden sich hier aus allen Weltgegenden zusammen und wurden Wochen lang gastlich aufgenommen. Es herrschte der beste Ton, gleich weit von pariser Ziererei, wie von provinzialer Kleinlichkeit. So lebte Necker bis 1804.

Die junge, geistreiche Anna mußte ihre erste, tiefe Liebe zu dem edlen Montmorency dem Willen ihrer bigotten Mutter opfern und statt des geliebten Mannes, den Schweden Staël-Holstein heirathen, den sie nicht liebte. Ihre Verbindung mit ihm fiel in die erste Zeit der französischen Revolution, deren Beginnen sie mit Begeisterung und Entzücken ergriff. Aber auch sie ward frühe aus dem schönen Traum geweckt, und wenig fehlte, so wäre sie ein Opfer der blutigen Septembertage geworden, wie viele ihrer Freunde, die sie so gern mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Als sie später, nach dem Tode ihres Vaters, wieder nach ihrer Geburtsstadt Paris zurückkehrte, zog sie ihr genialer Geist allzusehr zu Napoleon hin, der ihre Neigung mit Undank belohnte und sie später sogar aus Frankreich verbannte, weil sie freier und würdiger sprach, als er für seine Absichten vertragen konnte. Ist es nicht die seltsamste, und eine für die Staël höchst ehrenvolle Erscheinung, daß der allgefürchtete Kaiser, der Herrscher des europäischen Continents, der stolze Schlachtengott eine Frau fürchtete und sie aus seinem mächtigen Reich verbannte? Gekränkte Eitelkeit war freilich auch Schuld an den Indigestionen der Frau von Staël, daß le petit homme, wie sie Napoleon nannte, sich nicht bei ihr für die Lobsprüche bedankte, die ihre Muse dem Helden nach den italienischen Schlachten spendete.

In ihrem Exil zu Coppet schrieb die Staël fleißig, lebte den Studien, den Musen, und vereinigte an ihrem kleinen Hof, was Genf und Lausanne an Männern und Frauen Ausgezeichnetes hatte. Alle, die einst da waren, erinnern sich des heitern, freudigen, wechselvollen Lebens, in dem eine geistige Aufregung der andern folgte. Die Leman-Corinna beseelte Alles durch ihr reiches, vielseitiges Gemüth, in dem sich noch mehr einte, als französische Anmuth, Laune und Witz. Ihre Fehler und Ecken wurden durch ein treffliches Herz aufgewogen, das in Anderer Freude und im Wohlthun seinen schönsten Beruf fand. Was Voltaire für Ferney gewesen war, das wurden Necker, die Staël und ihr Sohn für Coppet. Da war kein Bedürfniß und keine Noth, die sie nicht auskundschafteten und ihr auf die zarteste Weise abhalfen. Alles aber geschah im Stillen, und kaum durfte von Dank die Rede sein, geschweige denn von lateinischen Inschriften und Sonnenemblemen.

Ich habe mir erzählen lassen, wie man damals in Coppet lebte. Das erste Frühstück nahm Jedermann auf seinem Zimmer, denn den ganzen Morgen wollte die Staël für sich haben; Schlegel verlor auch nicht gern seine Zeit. Gegen Mittag kamen die Gäste und Besuche von Genf und aus der Umgegend. Man versammelte sich in einem herrlich gelegenen Saal, wo endlich die Hausfrau erschien und durch ihr Gespräch neues Leben über den Cirkel ausgoß. Man ging zum Frühstück, das etwas über eine Stunde dauerte, sehr substantiell war und recht gut für ein Mittagsmahl hätte gelten können. Die feinsten Leckereien aus dem Norden und Süden fehlten nicht, russischer Caviar stand neben perigorder Pasteten, italienische Würste neben mächtigen Seekrebsen. Auch schäumender Champagner war zu finden, wiewohl er damals noch nicht so nahe bei Coppet wuchs, wie jetzt. Nach dem Frühstück zerstreuten sich Alle wieder. Die Staël ging gewöhnlich von neuem an ihre Arbeit; einige Gäste verfügten sich in die Bibliothek, Andere machten einen Spaziergang im Park, oder in der reizenden Umgegend, oder begaben sich zum Fischen auf den See, oder gingen in die Oekonomie-Gebäude, in die Schäferei und Stuterei, denn man hatte nun bis vier Uhr eine schöne Zeit vor sich, kurz Jeder, wohin er wollte. In dieser langen Zeit fiel es Bonstetten einmal ein, das von der Staël immer heimlich gehaltene Grab ihres Vaters zu sehen; es koste, was es wolle. Sie hatte selbst ihm, dem Vertrauten und Befreundeten, den Schlüssel dazu versagt, und rund herum läuft eine Mauer. Dies reizte die Neugierde des Mannes noch mehr, und in einem der langen Zwischenräume zwischen Frühstück und Mittagsmahl macht er sich von den andern Gästen weg, sucht hinter dem Pachthofe eine Leiter zu erwischen, schleppt sie allein nach der Mauer, legt sie an, steigt hinauf und zieht sie dann an sich, um damit auf der andern Seite hinunter zu steigen.

Das ging Alles recht gut; Bonstetten sah das einfache Grab des edlen Necker, seines Freundes, und nach

Digitized by Google

einiger Zeit kehrt er wieder zur Mauer zurück, um die Escalade von neuem zu beginnen. Es geht auch leicht hinauf, und er freut sich schon seines gelungenen Streiches. Er will die Leiter nun wieder nach sich ziehen, um sie auf der Außenseite anzulegen, da entgleitet sie seinen Händen und fällt in den innern Park zurück. Nun war guter Rath theuer. Da sitzt nun der Autor Latiums reitend auf der harten, schroffen Mauer, und weiß nicht wo aus noch ein, denn zum Hinunterspringen war es ihm doch in seinem Alter zu hoch. Er wagt nicht zu rufen, um nicht entdeckt zu werden; die Sonne brennt immer heißer auf ihn, mit dem Hunger stellt sich auch verzehrender Durst ein. Endlich entschließt er sich zum Rufen, aber vergebens, der Ort war zu entlegen. Eine Viertelstunde vergeht nach der andern, der scharfe Sitz wird unausstehlich, da läutet es in der Ferne — es ist die Tischglocke im Schioß — einmal, zweimal, dreimal. Hunger und Durst, aber keine Hülfe; endlich vermißt man ihn und sendet Leute aus, ihn zu suchen; die hören sein Schreien, kommen herbei und heifen ihm herunter.

Um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen, und es braucht kaum bemerkt zu werden, daß über der geistigen Würze des Gesprächs die pariser Gastronomie nicht vergessen ward. Gar Manchen dünkte sie auch die Hauptsache, und sie waren klug genug, den Mund nicht zum Reden aufzuthun, sondern nur zum Essen und Trinken, zumal wenn die Staël ihre glänzende und gleißende Dialektik zu entwickeln begann, in der sie schon als Mädchen im Vaterhause zu exeelliren begann. Es gab Wenige, die es in dieser Kunst mit ihr aufnehmen konnten, und diese Sicherheit verleitete sie oft zu wunderlichen und barocken Behauptungen, die sie mit viel Schein gegen jeden Angriff zu vertheidigen wußte. Schiegel wäre wohl der Einzige gewesen, der ihr hätte die Spitze bieten können, wenn ihm die Sprache geläufig genug gewesen wäre. Unter den Frauen war ihre Cousine Saussure mit ihrer ruhigen, klaren Darstellung am gefährlichsten, und wenn sie auch die Sprache nicht so hinreißend in ihrer Gewalt hatte, so war sie doch bestimmter und treffender in ihren Gründen. Es ist leicht begreiflich, daß die meisten Männer schwiegen, um den beiden concertieenden Cousinen zuzuhören, und dabei den Gaumen nicht zu vergessen. Sehr häufig traf sich's, daß der Streit unausgemacht blieb, und im Grunde war dies auch am besten. Deutsche konnten dabei den Anstand und die Anmuth französischer Discussionen von gutem Ton lernen, wo kein verletzendes Wort vorkommt, und doch ein Hieb um den andern trifft.

Nach Tisch, gewöhnlich kam 6 Uhr herbei, wurde ein großer Spaziergang oder eine Seefahrt vorgenommen. Die Gruppen hielten sich mehr zusammen. Gar manche fuhren auch nach Genf zurück. Die vertraulichen Hausfreunde blieben länger, und man sah sie Abends noch mit der Hausfrau in traurigem Cirkel sitzen und plaudern. An dem Tage, wo Theater im Schioß war, bekam natürlich der Abend eine andere Eintheilung, und selbst das Mittagsmahl hatte weniger Ausdehnung. Bekanntlich hatte die Staël ein seltenes Talent für die Bühne, und in allen Darstellungen war sie die Hauptgestalt. Schon früher war sie die Seele eines Liebhabertheaters in Genf, das in dem ehemaligen Douanen-Gebäude auf dem Molard seinen Sitz hatte.

Die Staël hatte ihr letztes Werk, „die Betrachtungen über die französische Revolution," noch nicht vollendet, als sie Coppet verließ und mit den Ihrigen nach Paris ging. Das Schioß war wie ausgestorben, tiefe Stille trat an die Stelle des lauten, frohen, geistvollen und vielgestaltigen Lebens. In den Höfen, wo sich sonst Wagen an Wagen drängte, war nun kein anderes Gesicht zu sehen, als der kleine Eseiskarren des Milchmädchens am frühen Morgen; im Eßzimmer und im Salon war kein heiteres, beredtes Wort mehr zu hören; Gaze war über Spiegel, Kronleuchter und Bronzen gezogen, die Teppiche waren aufgerollt, und nur manchmal gab ein Heimchen mit bedeutlichem Schrillen sein Erstaunen über die Veränderung zu erkennen. Ihm antwortete ein Todtenwurm.

Die Staël starb bald darauf in Paris. Nach einigen Jahren folgte ihr August Staël, ihr würdiger Sohn, und im folgenden Jahr sein einziges Söhnchen, mit dem der männliche Stamm dieser seltenen Familie zu Grabe ging. Eine Tochter ist an den Herzog von Broglio verheirathet, der jeden Sommer seine Villegiature in Coppet, das seiner Frau gehört, zubringt.

Ich las unter den Ulmen des Parkes von einem Pavillon aus, der eine der schönsten Landschaften in der Welt übersieht, den ersten Theil ihres Buches „über Deutschland." Es ist doch mit mehr Billigkeit geschrieben, als woran uns die Franzosen sonst in ihren Urtheilen gewöhnt haben. Den esprit de la conversation stellt Frau von Staël aber doch zu hoch. Es scheint, als gälte ihr die französische Weise für die möglichst beste, und als spreche sie mithin den Deutschen die Fähigkeit ab, des schönen Umganges zu genießen. Wenigstens sagt sie Nichts über die Einseitigkeit der französischen Manier, über das Epigrammatische derselben, über die Ansicht des Lächerlichen als des Maßstabes für das Schöne dieser

Digitized by Google

Gattung, und sie erwähnt nur der üblen Folgen, die dies Gesellschaftswesen für die Moralität und die Gründlichkeit im Denken haben könne und oft wirklich habe.

Die Kunst des Umganges ist, nach meiner Ansicht, so wie jede andere schöne Kunst, eine freie, die jede Nation nach ihrer Individualität ausüben und ausbilden kann und soll. (D. F. f.)

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.).

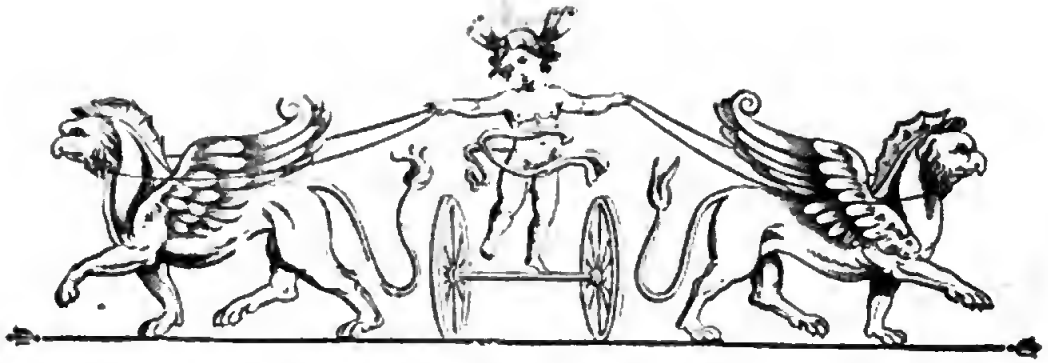
[Schinkel und Cornelius; Kunstbauten; frühere Sparsamkeit.]

Diese Kupferstichsammlung ist bisher noch gar nicht aufgestellt worden, obgleich sie sehr reichhaltig und kostbar ist. Sie lag in den Mappen, eine Beute des Staubes und der Feuchtigkeit, unzugänglich den Kunstfreunden und bedauert von Allen. Um so erfreulicher ist ihre Rettung vom Untergange. Das neue Gebäude wird ein sehr großartiges, dem Raume nach fast größer als das Museum für Malerei und Sculptur, und wird mit diesem, von dem es durch die zwischenlaufende Straße getrennt ist, durch mehrere Bogen verbunden, unter denen künftig die Passage hinläuft. Daß dieser neue Palast der Kunst im edelsten Styl, wie wir hören ähnlich dem Museum, erbaut wird, ist um so weniger zu bezweifeln, da der König selbst den Entwurf bestimmt hat. Schinkel kann leider nichts mehr thun; sein unglücklicher, besserungsloser Zustand ist derselbe; seit einem Jahre fast liegt er nun und obwohl in einigen lichten Augenblicken Freunde, wie Thorwaldsen und einige Andere von ihm erkannt wurden, so war doch in der nächsten Minute Bewußtsein und Hoffnung wieder erloschen. Der König hat von Schinkel's Gattin dessen gesammte Zeichnungen und Entwürfe abholen lassen und dem tröstend schönen Brief, wie man hört, ein Geschenk von dreißig tausend Thalern beigefügt. Diese königliche Großmuth ist um so gerechter, wenn man bedenkt, daß der berühmte Baumeister seit so vielen Jahren für den König gearbeitet, so viele Entwürfe gemacht und so wesentlich für das Fortschreiten der Baukunst in Preußen thätig gewesen ist. An seine Stelle wird wahrscheinlich der Baumeister Persius treten, der jetzt auf einer Reise nach Paris und durch Frankreich begriffen, als einer der kunstsinnigsten und talentvollsten Architekten allgemein anerkannt wird. Daß manches noch nach Schinkel's Entwürfen ausgeführt werden soll, hat der König erklärt, namentlich wird dies mit der neuen Domkirche und, im Fall es dazu kommt, mit einer neuen Bibliothek und Universität geschehen. Cornelius hat nun auch seine Beschäftigung begonnen. Unter seiner Oberleitung wird die Halle des Museums al fresco nach Schinkel's Entwürfen ausgemalt, wozu man dieselbe seit einigen Wochen mit Gerüsten und Verkleidungen versehen hat. Cornelius malt jetzt auch ein großes historisches Oelbild für den Grafen Raczynsky, auf welches man um so begieriger ist, da man weiß, daß Oelmalerei bisher von dem berühmten Maler wenig betrieben wurde. Daß Herr von Cornelius sich von hier fortwünscht, ist eben so wenig wahr, als daß er mit anderen seiner Kunstgenossen in widerstrebenden Berührungen lebt, im Gegentheil glauben wir, daß er sich bei uns gefällt und die nächsten Jahre ihn vollauf mit großen und ruhmvollen Arbeiten beschäftigen werden. Endlich werden wir auch die Monumente der Sculptur vollendet sehen, welche von rechtswegen schon längst die Treppen des Schauspielhauses und Museums und die Piedestals an der neuen Brücke besetzt halten sollten. Es gehörte aber zu den Maximen der Sparsamkeit der letzten Regierung, bei allen großen Bauten immer so viel als möglich zu streichen, was nicht wenig auch zu den Vorwürfen beigetragen hat, die man Schinkel's meisten Gebäuden macht. Denn an ihm lag es nicht, daß immer nur eine Fronte den Schmuck erhalten konnte, die anderen aber so kahl dastehen; es lag an Bestimmungen, denen sich seine Entwürfe, wohl oder übel, fügen mußten. Aus denselben Gründen blieben die Marmorgruppen u. s. w. auch bisher unausgeführt und die Räume dafür kahl. Man kann diese Art von Sparsamkeit in ihren Extremen noch jetzt hier bewundern, wie z. B. an der Bibliothek oder noch besser an dem Universitätsbau, der seit drei oder vier Jahren betrieben wird, immer ein Stückchen, weil jährlich nur eine gewisse mäßige Quote des ganzen Kostenanschlags ausgesetzt wird, und während nun der linke, westliche Flügel schon wieder vom Wetter alt wird, glänzt die halbe Mitte neu und der Rest trägt noch seine ursprüngliche baufällige Gestalt. So hat man auch seit drei Jahren die neuen Thürme auf dem Gendarmenmarkt ausgebessert und abgeputzt, und in dieser belebten Gegend das Publikum gezwungen, im Winter und Wetter, bei Lebensgefahr oft durch den Schmutz zu waten, da man das Trottoir seit Jahren versperrt hält. Das non plus ultra der Sparsamkeit war aber der Abputz des Zeughauses, wo jährlich eine Seite des Vierecks angestrichen wurde, bis es mit Gotteshülfe glücklich zu Stande gebracht war. Diese Art zu bauen und zu bessern mag politisch vielleicht für uns als Grundsatz gelten, in ihrer materiellen Anwendung nimmt es jedoch einen kläglichen Anstrich für die Größe und Mittel des Staates, und wird gewiß nicht ferner ausgeübt, da dem raschen Sinn des Königs und seinem Schönheitsgefühl diese Unvollständigkeit ganz widerstrebt. Ein sicherer Beweis dafür ist es, daß sofort die Anschläge gemacht sind, um die Treppen und die neue Brücke mit den fehlenden Statuen und Gruppen zu besetzen, deren Ausführung in Marmor und Erz den vorzüglichsten Künstlern zugetheilt werden soll. Dem Anschlage nach betragen die Kosten 200,000 Thlr., doch dürfte die Ausführung denselben wohl etwas übersteigen. Daß die Amazonengruppe von Kiß, deren Guß auf Subscription bewirkt ward, die eine Seite der Museumtreppe zieren soll, ist wohl nur Gerücht, aber schon als solches hat es kein geringes Mißbehagen erregt. Die meisten der Unterzeichner wollten, daß man einen der vielen schönen und so sehr vernachlässigten Plätze Berlins damit schmücke, nicht aber ein Staatsgebäude, und dies ist auch kaum denkbar; die allgemeine Stimme würde sich laut und mit Recht dagegen geltend machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 157. — den 13. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Komödianten und Banditen *).

In dem schönen Gasthofe des Signor Reichmann zu Mailand saßen wir eines Abends seöhlich zusammen und eezählten einander allerlei kuezweilige Begebnisse und Reiseabenteuer. Einer der ältern Herren an der Tafel gab folgende ergötzliche Geschichte zum Besten:

Eine Gesellschaft Schauspieler und Sängee, die sich vor etwa dreißig Jahren in der Fastenzeit in ihrem alten, schleppenden Fuhrwerk auf dem Wege nach einer der kleinen Peovinzialstädte am adriatischen Meere befand, wo sie die Eelaubniß erhalten hatte, zu Ostern ihee Voestellungen eröffnen zu düefen, wuede von einer furchtbaren Räuberbande angehalten. Dem Befehle der Räuber, abzusteigen und sich plündern zu lassen, so schnell gehorchend, als Furcht und Scheecken es nur immer gestatten wollten, keochen eine erste und zweite Sängeein, die beiden Tenoee und ein tüchtiger Baß aus dem Bauche, und ein Tyrann, ein erster Liebhaber und ein Geiger, der Musikdirector wae, aus dem Cabeiolet des Wagens, der mit der Arche Noä nicht geringe Aehnlichkeit hatte. Alle waren vor Schrecken mehe todt als iebendig; als sie sich abee auf der Straße vor den Räubern niederwarfen und nun das Plündern angehen sollte, versicherten sie hoch und theuer, sie seien nur arme Künstler, deren Koffer nichts als Theateekleidee enthielten, die Niemand etwas nützen könnten, deren Verlust sie selbst aber ins äußerste Elend stüezen wüede. „Cospetto di Bacco, Genti da Teatro, bravo!“ (Gott verdamm' mich, Theatervolk, Bravo!) schrieen mehrere von der Bande; „doch vor allem muß man sehen, ob dem auch so ist.“ Als das Gepäck losgeschnürt und die Kisten der aemen Schauspieler geöffnet waren, fanden die Räuber genügende Bestätigung der erhaltenen Versicheeung. Die Koffer enthielten geößtentheils einige unsaubere, mit Borten und Flitteen besetzte Kleider, eine Unzahl von Schminktöpfen, aber nue sehr wenige Hemden und deeglelchen, einige teagische und komische Perrücken, einen nach Art elner cömischen Toga zusammengestickten, alten, rothseidenen Vorhang, zwei oder drei Paar tüekische Beinkleider und ein Galakleid aus dem Zeitalter Ludwig's des Vieezehnten, worin der erste Liebhaber der wandernden Kunstjünger zu prunken pflegte. Der Musikdirector hatte nichts als seinen Violinkasten, der zugleich sein Reisekoffer war, und in dem sein stummes Insteument in ein oder zwei Hemden eingewickelt lag.

Während diese Schatzkästlein aus dem Wagen hervorgezogen wurden, stießen die Räuber indeß doch auf Etwas, das ihnen von elnigem bedeutenden Werthe zu sein schien, und dies war ein kleiner Engländer mit kupfeigem Gesichte, der sich nicht beeilt hatte, dem Beispiele seiner Reisegefäheten zu folgen, sondern zusammengekauert in einem Winkel des Wagens hockte. „Tutti Inglesi son ricchi, alle Engländer sind reich,“ sagen die Italiener; allein in Ermangeiung einigee Millionen Engländer, die zu jeder beliebigen Stunde einen

*) Nach dem Englischen des Sir John Mac Farlane.



Digitized by Google

traurigen Beweis vom Gegentheil liefern könnten, war der kleine kupfrige Mann in der Wagenecke sicherlich eine Ausnahme von der Vorstellung, die sich die Räuber vom englischen Reichthum machten. Es war ein lustiger Sohn Neptun's, der außer seinem halben Lieutenantssolde, seinem guten Humor und einer silbernen Taschenuhr nicht viel mehr bei sich hatte als die Schauspieler. Er war ein kleiner Kamerad voll so guter Laune, als nur je einer ein Halbdeck betreten oder der Wohlfeilheit wegen die Reise durch Italien mit einem Vetturino gemacht hatte, und da er, als ihm die Räuber die Uhr abnahmen, in schlechtem Italienisch einen guten Witz machte, so ließen sie ihm seine Börse, die, wie sich aus dem Gesagten schließen läßt, eben nicht schwer war, und wendeten sich nun zu den Sängern, die noch immer mit dem Gesicht auf dem Boden lagen, indem sie ihnen zuriefen, aufzustehen und etwas von ihrer Kunst zum Besten zu geben. Die armen Künstler gehorchten zwar, zeigten sich aber wegen ihrer persönlichen Sicherheit sowohl, als ihres Gepäckes halber sehr beunruhigt.

„Non abbiate paura" (habt keine Furcht), sagte der Hauptmann der Bande, „Ihr habt nichts, was sich der Mühe lohnte, Euch zu nehmen; aber es ist schon lange her, daß wir uns an keiner Oper ergötzten, und also mögt Ihr uns ein Duett und eine oder ein paar Arien singen." — „Ja, ja, singt uns eine Arie, singt uns eine Arie!" schrieen die Räuber. — Nach einigem Husten und Räuspern sang die Prima Donna eine Bravourarie, bei deren Schluß die Räuber, die während des Gesanges mit den Kolben ihrer langen Gewehre den Takt gestampft hatten, rauschenden Beifall zollten. Die Italiener wiederholen selten etwas, und die Räuber baten daher um ein Duett. Einer der Tenoristen stellte sich neben die Prima Donna, und nun wurde ebenfalls zu voller Zufriedenheit ein Duett gesungen. Die Räuber, die schon lange einen solchen Ohrenschmaus entbehrt hatten, waren entzückt und baten nach beendigtem Duett auch um ein Terzett. Der Bassist stellte sich in Reih und Glied, und da der Musikdirector mittlerweile sein Instrument in Ordnung gebracht hatte, so begleitete er die Sänger, was die Ohren der Räuber nicht wenig kitzelte. Die Versammlung bot in der That einen höchst wunderlichen Anblick: da standen zehn oder zwölf Räuber mit ihren hohen spitzigen Hüten, bunten Jacken und mit Sandalen an den Füßen, auf ihre, wie der englische Lieutenant sagte, verflucht langen Flinten gelehnt, mit Dolchen und Pistolen im Gürtel, und mit ihren wilden Gesichtern, die sich unter dem milden Zauber der Töne aufheiterten; da war ferner der Vetturino und der Fuhrknecht zu sehen, von denen der eine unter den Bäuchen der Maulthiere und der andere vor ihren Vorderfüßen den Kopf erhob, denn diese Plätze werden ihnen jedesmal, so oft eine Landkutsche geplündert wird, von den Räubern angewiesen, und endlich war auch noch der kleine Engländer da, mit seiner Reisemütze von Seehundsfell, einem schönen, blauen Gehrock und mit Wellingtonstiefeln, alle mit einander für den Augenblick ihrer Lage vergessend, nur der Musik lauschend und der tollen Lust des Augenblicks hingegeben, denn die Gesänge, die man zum Besten gab, waren, beiläufig gesagt, nicht etwa „Bel idol mio" oder „Caro per tes", sondern von hausbackenen, joeosen Volksthümlichkeiten überströmende Lieder, vielleicht dem derbern Geschmack der Räuber zu gefallen, vielleicht aber auch, weil die Sänger selbst keine bessern einstudirt hatten.

Als das Terzett beendigt war, trug der Bassist die bescheidene Bitte vor, daß es ihnen jetzt vergönnt werden möge, weiter zu reisen. „Da qui cent' anni!" (hundert Jahr lang) schrieen einige der Räuber. — „Noch nicht, noch nicht," nahm der Hauptmann das Wort, „da ist noch ein feiner, ganz wie ein Sänger aussehender Bursche, mit einer faccia di musico, der uns noch mit keinem Ton beglückt hat; auch dieser muß uns eins singen!" und dabei sah er dem zweiten Tenor ins Gesicht, der sich wohl dachte, daß er da einen Mann vor sich habe, dem man nichts abschlagen dürfe. Der Sänger hatte indeß kaum seinen ersten Ton angeschlagen, als einer der Räuber, der, wie Schwester Anna im Blaubart auf dem Thurm, in der Nähe der Straße auf einem Hügel Wache hielt, einen schrillenden Pfiff hören ließ, und eilends herbeigelaufen kam, um zu berichten, daß eine Anzahl Reisender in der Nähe sei. Diese Nachricht bewog die Räuber, sich in das Gebirge, gegen den Wald hin, zurückzuziehen, hinderte sie aber, trotz aller Eile, doch nicht, den Sängern, von denen sie auch nicht einen Bajoco Werth nahmen, herzlich zu danken. Die Letztern hatten mit Hülfe des Fuhrknechts ihren Komödienkram bald wieder aufgepackt — des Engländers leichtes Felleisen war gar nicht unter dem Kutschersitze hervorgezogen worden — und fuhren, herzlich lachend über ihr Abenteuer, davon, bevor noch die von der Schildwache angekündigten Reisenden zu ihnen stießen; ob diese letzteren reich und mit starker Bedeckung versehen waren, ob sie geplündert wurden, oder ob ihre Armuth sie schützte, und ob sie sich, wie seine Reisegesellschaft, mit

Digitized by Google

Gefang loskauften, hat der Engländer, den sein erlebtes Abenteuer so sehr belustigte, daß er es oft zum Besten gab, nicht erfahren können.

## Tabletten vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

### 4. Bayle.

Aber noch ehe Necker und die Staël das Schloß bei Coppet besaßen, lebte da in geringem Hause ein Mann, der seiner Zeit einen großen Namen hatte. Ich meine Bayle, der einige Jahre hier gelebt hat. Sein Charakter, seine praktische Philosophie und sein Muth hätten ihm Achtung und Liebe gewinnen sollen. Er war fast so kühn wie Montaigne; darum forderte er in Holland die Denk- und Schreibfreiheit, die er in Frankreich gefunden: jedoch umsonst, sie wurde ihm nicht zu Theil. Man beunruhigte, verläumdete und verwies ihn, nannte ihn bald Skeptiker, bald irreligös, gleichgültig, oder gar Ketzer. Auch politische Muthmaßungen, die in stürmischen Zeiten so bequem für die Verfolgung sind, wurden gegen ihn aufgebracht. Bayle hat das große Verdienst, daß er vor den allzubestimmten, scharfen und ausschließenden Entscheidungen in wissenschaftlichen Dingen warnte, weil fast jeder Schriftsteller und Gelehrte in Auseinandersetzung und Anwendung seiner Sätze von einem Systeme oder von einem Parteigeist beherrscht ist, wodurch besonders die Geschichte ein unsicherer Führer wird. Darin besteht Bayle's Zweifelstheorie. Wenn er die Gelehrten von den scharfen und entscheidenden Meinungen geheilt hätte, so müßte man ihm auch in Deutschland eine Statue errichten. Bayle lebte sehr eingezogen in Coppet, ja sogar ärmlich. Sein Mittagsmahl, wenn man ein armseliges Gericht Gemüse so nennen kann, kochte er sich selbst. Zwischen Folianten, Manuscripten und Pergamenten lagen Rüben und Krautköpfe in seinem Zimmer umher. Mangel zeigte sich auch in seinen Kleidern, aber über alles dies war der wahre Mann und Weise erhaben. Er brachte im Sommer oft ganze Nächte in einem Kahne auf dem See zu, wo ihn das leise Plätschern und die schaukelnde Bewegung der Wellen einwiegte, und wo weder Hundegebell, noch Katzengeheul, noch Wanzen und Fliegen ihn plagten. (D. F. f.)

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Lotterie- u. Wahlreformen, auch Umtriebe; Eisenbahnwirren; Giubilla Papsta.]

Was das Nützliche anbelangt, das uns in der letzten Zeit gekommen ist, so steht die von den Ständen beantragte Aufhebung des Lottos und die darauf erfolgte gesetzliche Beschränkung des Spiels obenan. Der Handel mit Lotterieloosen ist fast ganz in den Händen der Juden, die als Untercollecteure ihr Wesen damit treiben und auf unglaublich vielfache Art der Ueberredung und Verlockung ihre Waare an den Mann bringen. Daß nun künftig keine Klage mehr bei den Gerichtshöfen angenommen werden darf, wegen Spielschuld im Lotto, daß die Untereinnehmer aufhören und die Zahl der Loose verringert, ihr Preis auf 100 Thlr. Gold gestellt werden, die Ziehung aber nur zwei Classen haben soll u. s. w. wird die Spielwuth allerdings in den untersten Classen beschränken, in den andern aber wahrscheinlich vermehren und somit doch nur eine theilweise Abhülfe bringen. Begierig ist man, ob auch die mancherlei Mißbräuche abgeschafft werden, die zu Gunsten des Staates beim Lottospiel existiren. Nicht allein, daß dieser 12½ pCt. von allen Einsätzen für sich abzieht, er spielt auch in den ersten Classen alle Freiloose für sich, und so gibt es nicht wenige, die da meinen, eine Reform des Lotto müsse vor allen Dingen mit der Reform der Grundsätze der Direction beginnen, und der Staat nicht einen so ungeheuren Vortheil auf Kosten seiner Bürger und deren Moralität für sich in Anspruch nehmen. Gleichzeitig mit der Lotterie, deren gänzliches Aufhören viele sehr schmerzlich berührt haben würde, die darin fast den einzigen Hoffnungsanker, plötzlich einmal über Nacht reich zu werden, erblicken, beschäftigten uns mehr als je, die Wahlangelegenheiten der guten Stadt Berlin. Zum ersten Male wurde diesen ein Antheil geschenkt, zum ersten Male hörte man auch von Wahlumtrieben, und die friedlichen, stillen Menschen der Hammer, Elle und Winkelmaaß sprachen, mirabile dictu, von Oeffentlichkeit und dessen Vertretung. Die Hauptsache ist, man will wirklich wissen, wie es mit den Finanzen der Stadt steht, und es zeugt von der Regung der Zeit und dem Erwachen des Bürgersinns, daß man damit ein genaueres Umthun über die Rechte verbindet, welche uns die Städteordnung von 1808 verliehen hat. Man bemerkt mit Erstaunen, daß eine Verwaltung hinter verschlossenen Thüren nicht allein gegen den Geist dieses großen Gesetzes, sondern sogar gegen den Buchstaben desselben ist, und so kam es, daß in mehreren Quartieren der Stadt die Bürger, ehe sie wählten, ihren Abgeordneten Fragen vorlegten und Bedingungen stellten, die man freilich später, als ein ungesetzliches Verfahren, zu beseitigen gesucht hat. Das meiste Aufsehen hat es erregt, daß, als auch ein hiesiger Schulvorsteher zum Stadtverordneten gewählt wurde, sein Vorgesetzter, der Schulrath S., verlangte, er solle diese Stelle sofort zu Gunsten des früheren Abgeordneten niederlegen, widrigenfalls ihm die Concession zur Schulhaltung entzogen werden würde. Der Schulvorsteher war aber der Mann nicht, sich einschüchtern zu lassen; er wandte sich sofort an seine Wähler und achtzig Bürger protestirten beim Magistrat und baten um Schutz ihres Deputirten und um Bestrafung des Schulraths, was auch noch niemals vorgekommen ist. So zeigt sich schnell eine wohlthätige Wirkung der Entwickelungen größerer Freiheit, welche die Landtage zuerst geltend machten, und nicht zu bezweifeln ist es, daß die Anträge auf Oeffentlichkeit der Sitzungen, welche auch

Digitized by Google

von der berliner Stadtverordnetenversammlung gemacht werden sollen, einen wichtigeren Einfluß auf die Entscheidung haben werden, als was bisher von Stettin, Halle, Frankfurt, Erfurt und anderen Provinzialstädten versucht wurde. Leider ist allerdings der Einwurf sehr begründet, daß Berlin, welches wie eine Treibhauspflanze, zu einer so schnellen Blüthe getrieben wurde, dafür um so gesinnungsloser geblieben ist und sich mit einem Witz durchhilft, mit einem Nadelstich voll Bosheit, wo es gälte, männlichen Muth zu zeigen, wie ihn gelegentlich Königsberg und Breslau gezeigt haben. Möglicher Weise aber wird die junge deutsche Hauptstadt erst durch die Eisenbahnen das werden, wozu sie vom Schicksal bestimmt ist, und ihre materielle und geistige Kraft sich erst, sobald sie concentrirt ist, zu einem starken Ganzen gestalten. Die Bahn, welche uns in vier Wochen mit Leipzig verbinden wird, ist auf zehn Meilen eröffnet worden, aber unter wenig günstigen Umständen. Es war überhaupt wohl nicht klug speculativ gehandelt, die Jüterbock zu fahren und nach diesem gänzlich reizlosen Aufenthalt und Ruhepunkt die möglichst höchsten Preise anzusetzen, fast ein halb Mal theurer als die Preise der potsdamer Bahn. Natürlich fuhr fast Niemand. Die es thaten, kamen enttäuscht zurück und erhoben Geschrei über die Wüste, in der nicht einmal die nöthigen Anstalten getroffen waren, die Passagiere mit Postpferden weiter zu schaffen. Geschrei über die theuren Preise, Geschrei endlich über die kleinlichen Bestimmungen dieser Bahn, die unter andern nicht einmal zwei Reisenden, und wären es die nächsten Verwandten, gestatten will, ihre Sachen zusammenzupacken, sondern dann nur für Einen die vierzig Pfund frei rechnet und das Uebrige bezahlt verlangt. Eine solche Knickerei bei einem so großartigen Unternehmen muß dem Ganzen Schaden thun und ist geeignet es in Mißcredit zu bringen, aber das Corporationswesen ist bei uns überhaupt so neu, daß man ihm vieles Unbeholfene verzeihen muß. Es wird in die Schule gehen und lernen. Die Bahn nach Leipzig ist die erste große Bahn Berlins, die nachfolgenden drei Bahnen nach Stettin, Frankfurt und Hamburg werden die Erfahrungen benutzen und die Irrthümer vermeiden können. Indeß hat diese Bahn doch schon uns in sofern enttäuscht, daß es nicht so leicht ist, wie man anfänglich meinte, sich nach mehr als vier Meilen entfernten Punkten zu versetzen, und so Dessau und Wörlitz zu einem Tummelplatze der Berliner zu machen, oder gar Sonntags zum Besuch nach Leipzig, Dresden oder Magdeburg zu fahren. Erstens ist die Zeitdauer doch noch zu groß, denn nach Leipzig oder Magdeburg wird man sieben Stunden nöthig haben, die Schnelligkeit also doch nicht schnell genug, die Nachtheile der großen Umwege, die man statt der directen Verbindung genommen, zu einleuchtend, und endlich die Preise viel zu hoch, um Familien solche Tour als Spazierfahrt zu gestatten. Die Bahn nach Potsdam wird für Berlin auf immer die erste Vergnügungsbahn sein und bleiben, später kann die stettiner Bahn, welche die Dörfer Pankow und Buchholz berührt, derselben einigen Abbruch thun, die Bahn nach Leipzig aber hat nie auf einen solchen Ertrag zu rechnen. Das anhaltend böse Wetter vermindert natürlich in diesem Jahre alle Vergnügungsfahrten und den Ertrag der Eisenbahnen, dagegen ist es den Theatern um so günstiger, und diese haben auch in den sonst für sie schlechtesten Zeiten unerwartet gute Geschäfte gemacht.

In dem Theater der Königsstadt hat die Truppe italienischer Sänger keine üble Rechnung gefunden, besonders seit Signora Giuditta Pasta, einst der erste Stern der großen Oper in Paris, mit ihren Darstellungen die eigenen Gastspiele verband. Dieser Stern ist jedoch längst gesunken, ja erloschen und nur in einzelnen Augenblicken strahlt sein ehemaliges Feuer aus der Asche. Es ist traurig von gefallener Größe zu reden und ich kann nicht sagen, wie wehmüthig mir ward, als ich zum ersten Male die kleine, alte, dicke Frau sah, die mit dem Pathos ihrer ehemaligen Schönheit und Jugend, mit dem Feuer ihrer Bewegungen leider nur das Mißverhältniß erhöhen konnte, das zwischen dem Sonst und Jetzt lag. Diese äußere, studirte Leidenschaft wird nicht mehr von der inneren, wahren Gluth unterstützt, diese dicken, schlaffen Züge konnten die Regungen der Seele nicht mehr wiederspiegeln, es sind eingelernte Gesten geworden und aller Zauber schwindet vor dieser Stimme, die widerspenstig sich nicht mehr regieren läßt, und jede Anstrengung, jede künstliche Bemühung mit neuer, größerer Dissonanz vergilt. Was Madame Pasta einst war, kann man nur noch erkennen, wenn sie mit der äußerst kunstvoll ausgebildeten Kopfstimme, ganz pianissimo, singt, dann nur ist der Ton rein, alles Uebrige, selbst mezzo forte, geht einen halben oder ganzen Ton zu tief und die Stimme ist dann völlig klanglos, schrillend oder röchelnd unerträglich.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[Oesterreich über den deutschen Michel; verkehrte Welt.]

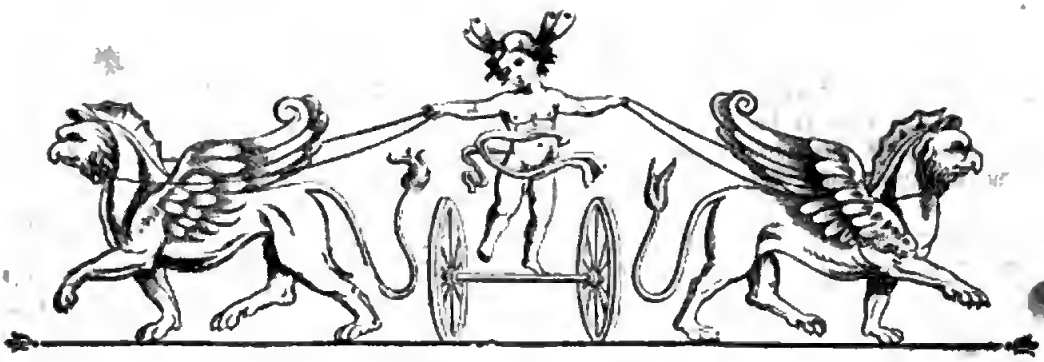
Kandia sollte man nicht aus den Augen verlieren. Diese Frage kehrt einst wieder, ob ihr auch jetzt Tahir Pascha und die christlichen Mächte den Mund stopfen. Oesterreich spricht wieder als Türkenfreund, aber ganz leise, durch den Kiel eines Correspondenten von der Donau in der augsb. Allgemeinen. Es wird sogar witzig und meint, das Philhellenen-Comité bestehe aus Ultramontanen, die den Sultan katholisch machen wollen. Solche Witze, frommes Oesterreich? Dann wird der „deutsche Michel" angeredet und für seinen Griechen-Enthusiasmus durchgehechelt. Oesterreich spricht vom deutschen Michel! Da steht die Welt nicht mehr lang.

[Panslavistische Phantasien.]

Die imaginären Eroberungen der Panslavisten erstrecken sich bereits so ziemlich über ganz Norddeutschland. Eine illyrische Zeitung erzählt vom König von Sachsen, „dessen Unterthanen auch größtentheils Slaven sind." Eigentlich ist das ein versteckter Optativ und möchte gern umgekehrt lauten: „Der Kaiser von Rußland, dessen Unterthanen auch größtentheils die Deutschen sind." Gibt es keinen Nik. Becker nach dieser Seite hin?

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 158. — den 14. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Prüfung.

In Odin's Saal ist ew'ge Wonne,
Der Becher schäumt, die Harfe klingt!
Wie süß da ruht sich's in der Sonne,
Wenn Freia luft'ge Tänze schlingt!
Warum so traurig sitzt alleine
Haeald, der braungelockte Held?
Er sitzt auf moosbedecktem Steine,
Und sieht hinunter in die Welt.

Sprich, Harald! Odin will es wissen.
Warum verschmähst Du Walhals Lust? —
Weh mir! Ich ward hinweggerissen,
Ach, von der allertreusten Beust.
Wohl möcht' ich freundlich sein mit allen,
Allein zu mächtig ist der Schmerz,
Ich fühl's, wie Asteld's Thränen fallen,
Und jede brennet mir ins Herz.

Doch Loke spricht: Wie bist Du thörichte!
Ein Weib hält fromme Treue nie.
Ein leichter Wind bewegt das Röheicht,
Und leichter lockt der Schmeichler sie.
Da lodert Zorn auf Harald's Wangen:
Wärst Du kein Gott, Du büßtest mir.
Versuch's nur selber, sie zu fangen!
Und ruhig harren will ich hier.

Und Loke mustert. Die Blicke funkeln,
Die Gäste sammeln sich umher.
Will sich Walhallas Glanz verdunkeln?
Was dräu'n die Wolken dustig schwer?
Doch Odin streng gebietet Stille,
Zum Hammer Thor schon greifet wild. —
Ruh herrsche hier! Es ist mein Wille. —
Und Frieden lächelt wieder mild.

Wohlan! spricht Odin freundlich weiter;
Ich selbst will auf die Erde geh'n.
Ihr Helden seiet mir Begleiter,
Von Menschenaugen ungeseh'n.
Ich selbst will um die Witwe freien,
Und strenge prüfen ihren Sinn. —
Und Flügel bringt man schnell den Dreien,
Zur Erde schwingen sie sich hin.

Wer ist die Frau in Schwaez gehüllet?
Sie trägt ein Kind an ihrer Brust;
Mit Thränen ist ihr Aug' gefüllet,
Und Weinen schelnet ihre Lust.
Die Schönste ist's in Drontheims Mauern,
Von Rittern ist die Halle voll,
Die wollen, daß sie nicht mehr trauern,
Den Gatten neu sich wählen soll.

Und keinen hat sie noch gewählet;
Wohl blickt ihr Aug' sich freundlich um,
Allein das Herz dem Blicke fehlet,
Und ihre Lippen bleiben stumm.
Die Diener murren und die Bauern,
Es fehlt der Fürst in Haus und Land.
Und will denn Asteid ewig trauern,
Weil Harald fiel von Dänenhand?

Und herrlich prangend, hoch zu Rosse
Ein Jüngling, wie man keinen sah,
Umringt von Dienern zieht zum Schlosse.
Wie läuft das Volk und jubelt da!



Digitized by Google

O, seht ihn, wie sein Roß sich bäumet,
Wie er's bezwingt! So wird er sie
Bezwingen, die noch nichts sich träumet, —
Jetzt steigt er ab und sinkt aufs Knie.

Aus seinen Augen Feuer sprühet,
Wie Sterne blitzen sie herauf.
Da blüh'n, die lang nicht mehr geblühet,
Auf Asteid's Wangen Rosen auf.
Die Andern weichen, und sie weiset
Ihm neben sich den Platz beim Mahl.
Die Harfe klingt, der Becher kreiset,
Sie selbst kredenzt ihm den Pokal.

Heil, Jüngling, Dir, den Alle neiden,
Der Allen doch so freundlich ist!
Du wirst von hier nicht wieder scheiden,
Daß nicht ein Herz Dich schwer vermißt.
O seht ihn mit den Knappen reiten!
Er flieget wie ein Pfeil voraus.
O seht ihn mit den Rittern streiten!
Er hat den Preis in jedem Strauß.

Wie ihn die Jubelnden umdrängen!
Er theilet Gaben ringsumher.
Der Fürstin Augen an ihm hängen,
Sie kennet selber sich nicht mehr.
Laß, Sänger, Deine Harfe schweigen!
Denn er thut auf den süßen Mund,
Da lauscht der Vogel in den Zweigen,
Da wird ein krankes Herz gesund.

Er singt von Harald's Heldenthaten,
Wie der so oft den Dänen schlug —
Und endlich ward an ihn verrathen,
Wie Asteid um ihn Trauer trug.
Aufs neue regt er ihr die Zähren,
Die Andern flüstern sich ins Ohr:
Das Weinen wird nicht lang mehr währen,
Der Mond kommt hinter Wolken vor.

Und wohl, wie er die Thränen rühret,
So weiß er sie zu trocknen auch,
Seht, wie er sie zum Reigen führet!
Sie trinket seines Mundes Hauch.
Er herzt ihr Kind, und süß erröthend
Reicht sie's ihm Herz zu Herzen dar,
Und ach, die Nacht kommt freudetödtend,
Die sonst ihr einzig Labsal war.

Die Hofburg liegt in tiefem Schweigen,
Die Brunnen plätschern durch die Nacht.
Wird sie sich noch am Fenster zeigen?
Der Jüngling stehet auf der Wacht,
Und singt ihr zu mit weicher Stimme.
Zwei Andre flüsternd seitwärts gehn,
Der ist voll Spott und der voll Grimme,
Sie gehn von Menschen ungesehn.

Du siehst nun selbst, Du hast verloren,
Spricht Loke voller Schadenlust.
Doch Harald zürnt: Es lachen Thoren
Zu früh. Zurück in Deine Brust
Die schnöde Lüge! Du wirst sehen,
Daß sie mir nicht die Treue bricht.
Und horch, das Fenster hört man gehen,
Sie neigt sich draus im Mondenlicht.

Und neue Freude bringt der Morgen,
Der Fremdling herrschet schon im Haus.
Wo hat die Trauer sich verborgen?
Man sieht sie nicht bei Tanz und Schmaus.
O, Witwe, kann Dein Sinn sich wenden?
Vergaßest Du den Gatten schon?
Der süße Rausch, wie soll er enden?
Und triumphiren soll der Hohn?

Und, soll's geschehn, was Alle meinen,
So muß es diesen Abend sein.
Die Sterne sah man nie erscheinen
So blitzend, nie den Mond so rein.
Der Fremdling singt. Ein alter Sänger
Nimmt ab den eignen Kranz in Ruh,
Und spricht: Ich trag' ihn nun nicht länger;
Nimm Du ihn! Bragur selbst bist Du.

Und hell mit Speer und Schildern schlagen
Die Helden, die er heut bezwang;
Das Volk will ihn auf Händen tragen
Und immer lauter wird der Drang:
Bleib bei uns, Göttersprößling, bleibe!
Wo ehrt ein Volk Dich so wie wir?
Nimm sie, die Schönste, Dir zum Weibe,
Nimm uns zu treuen Mannen Dir!

O, Weib, und kannst Du noch Dich halten?
Sein Auge suchet blitzend Dich.
In Deiner Brust, was für Gewalten
Bekämpfen athemraubend sich?
Sie schweigt, wird bleich und sinkt, — o Schrecken!
Die Diener eilen und die Frau'n,
Sie sanft auf Polster auszustrecken,
Mit Wohlgerüchen zu bethau'n.

Die Menge harrt in dumpfem Schweigen,
Der Fremdling stehet tiefbewegt.
Es ist, wie wenn sich in den Zweigen
Kein Lüftchen vorm Gewitter regt.
Und endlich hebt ihr Aug' sich wieder,
Die holde Stimme tönt gedämpft:
O, wohl mir, flüstert sie, darnieder
Hab' ich den bösen Feind gekämpft.

Die Andern alle heißt sie gehen,
Nur er, der Fremde, bleibe da!
Er bleibt und mit ihm ungesehen
Auch Loke bleibt und Harald nah.

Digitized by Google

Sie windet sanft sich aus den Armen,
Worin er liebend noch sie hält.
O, hoher Jüngling, hab' Erbarmen!
Sie spricht's, die ihm zu Füßen fällt.

Wie soll ich nur mit Worten sagen,
Was meine Seele kaum begreift,
Die, ach, seit wenig sel'gen Tagen
Auf fremden Bahnen irrend schweift!
Das tiefste Herz ist mir zerspalten,
Ich weiß nicht, was ich denk' und thu'!
Mich reißt's hinab, und selbst mich halten
Kann ich nicht mehr, — so halt mich Du!

Drei Jahr' hab' ich um ihn getrauert,
Der meiner Seele Spiegel war.
Umsonst hat mich die Welt umlauert
Und sein gedacht' ich immerdar.
Ein süßes Opfer war mein Leben,
Das ich zum Todtenkleid mir spann; —
Weh mir! Ein Gott hat Dir gegeben
Die Macht, der ich nicht stehen kann.

Weh, Loke hat, der Schadenfrohe,
Dich zum Verderben mir gesandt.
Im Herzen dämpf' ich nicht die Lohe,
Von Zauberguth bin ich entbrannt.
Ich kann Dich nicht vor Augen sehen;
So sei Du edel, lasse mich!
Bist Du ein Mensch, so hör' mein Flehen!
Bist Du ein Gott, erbarme Dich!

Doch lächelnd schüttelt er die Locken:
Wie sollt' ich Dich, Du Schönste, fliehn,
Aus heißer Fluth des Lebens trocken
Ans nackte Felsenufer ziehn?
O, sieh Dein Kind, wie mich's umklammert
Und stammelt Vater auf zu mir!
Vergiß ihn, den Du lang bejammert!
Mehr als Du ahnest, schenk' ich Dir.

Er spricht's und reichet ihr den Knaben,
Und schaudernd siehet sie ihn todt.
Er spricht: Willst Du ihn wieder haben,
Ich mach' ihn Dir gesund und roth.
Und rühret ihn an, der Knabe lebet. —
Erkennst Du nun, wer um Dich freit? —
Es schwebt um ihn das Paar von Raben,
Das er sich schuf vor aller Zeit.

Und vor dem Gotte sinkt sie nieder,
Das Aug' erlischt in Purpurnacht,
Zerbrochen sind die schönen Glieder
Und nur die Seele hat noch Macht.
Vom Gürtel hat sie rasch gelöset
Den Dolch, den sie verborgen trug,
Der weiße Busen ist entblößet, —
Da ruft der Gott: Es ist genug!

Die schwere Prüfung ist bestanden,
Empfange das verdiente Glück.
Den Gatten aus des Todes Banden
Lös' ich und geb' ihn Dir zurück.
Da flieht von ihrem Aug' der Schatten,
Walhallas süße Lüfte wehn.
Sie ruhet schon im Arm des Gatten
Und weiß noch nicht, wie ihr geschieht.

Sie küßt ihn, reichet ihm den Knaben, —
O, tiefe Lust, wie bist Du still!
Das ist's, was einen Gott kann laben, —
Und o, wie sie ihm danken will!
Doch fern schon schwebet trüb' und trüber
Die Regenbogenbrücke fort.
Und lebe wohl! tönt's sanft herüber,
Auf frohes Wiedersehen dort!

C. Reinhold.

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Beschl.)

[Hr. Cerf u. seine Contracte; neue Acquisitionen; Spontini u. s. w.]

Man hatte das Gerücht verbreitet, Madame Pasta müsse singen, weil sie ihr ganzes Vermögen verloren habe, man hat dies jetzt nach dem Bankbruch des Hauses Geymüller in Wien wiederholt, es ist aber beides nicht wahr; man wollte das Mitleid aufregen und mit einem testimonium paupertatis in der Hand die große Künstlerin auf die Bretter schicken. Madame Pasta will singen, sie macht es wie fast alle alten Sängerinnen. Das Geldgewinnen ist so leicht geworden, so süß, sie können und wollen es nicht aufgeben, ob die Natur, die Klugheit und endlich sogar das Mitleid mit dem Zuhörer ihnen auch zehnmal Stillstand geböte. So ist es uns denn um so nöthiger, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen, damit Berlin im Auslande über seine Kunstbildung nicht verspottet werde; denn hört man nur die Stimme des Herrn Rellstab und einiger anderen Recensenten, die immer nur für classische Kunst schwärmen, so muß man freilich glauben, in Berlin laufen die Menschen ohne Augen und Ohren umher. Madame Pasta wird, wie wir hören, im königlichen Theater noch die Semiramis, unter Beistand des Fräulein Hähnel, singen und dann abreisen, die italienische Truppe aber wird bleiben und weiter spielen, denn Herr Cerf, der Director, Eigenthümer und Commissionsrath des königstädtischen Theaters hat den Glauben, es könne eine italienische Oper bei uns bestehen, worin er sich aber sehr getäuscht sehen wird, denn der eigentliche Antheil ist gering, und wenn die Neugier befriedigt ist, wird das Haus leer bleiben, wie dies schon mehrere Male der Fall war. Vorläufig hat aber Herr Cerf die ganze deutsche Oper und einen Theil seiner Schauspieler, oder seiner Leute, wie er gewöhnlich zu sagen beliebt, aus seinem Musentempel in die bitterkalte, hungrige Welt hinausgeworfen. Er hat nämlich den schönen Gedanken ausgeführt, Contracte, die unangenehm in ihrer Erfüllung werden, auf die kürzeste Weise aufzulösen, indem er den Schauspielern und Sängern beweist,

Digitized by Google

ihr habt mich beleidigt; Beleidigungen aber sind in den Theatergesetzen bei sofortiger Auflösung des Contractes verboten, ergo geht, wohin ihr wollt, von mir bekommt ihr aber keinen Groschen mehr. So ist es unter anderen auch dem Herrn von Kaler gegangen, der noch sechs Jahr Contract hat und eine Summe von 12,000 Thlrn. jetzt beim Kammergericht einklagt. Wenn es wahr ist, was man erzählt, daß Herr Cerf gesagt hat, er wisse wohl, daß er einst bezahlen müsse, aber ehe da ein Urtheil erfolge, wären die Alle längst verhungert; so ist dies ein glänzender Ausspruch über die Schnelle und Wirksamkeit unserer Justiz. Herr Cerf hat aber ein Recht, das zu sagen, es ist ein kluger Mann, der das Gesetz wohl kennt und häufig mit ihm zu thun gehabt hat. So erinnern wir uns noch des Processes, welchen er mit der Schauspielerin Fräul. Peroni, jetzt Mad. Peroni-Glasbrenner ganz unter ähnlichen Umständen, wie jetzt mit Herrn von Kaler führte und welcher, nach siebenzehn Monaten, endlich zu Gunsten der Klägerin entschieden ward. Diese mußte so lange in Berlin bleiben und würde, mittellos, wahrscheinlich das Schicksal, mit welchem jetzt Herr Cerf seine Gläubiger bedroht, erlitten haben, denn keine Vorstellung und Bitte konnte den Gang des Gesetzes beschleunigen. Fiat justitia, pereat mundus! Vorläufig haben Freunde für Herrn von Kaler ein Concert veranstaltet, das vor einigen Tagen gegeben, von den besten Talenten unterstützt und sehr zahlreich besucht wurde. Ein besseres Geschick ist Fräulein Hähnel zu Theil geworden, die auf Befehl des Königs bei der königl. Bühne mit einem Gehalt von 3000 Thlrn. engagirt worden ist. Brauchen wird man diese Sängerin hier wenig oder gar nicht, ihre Stimme und ihr Alter rechtfertigten weit eher eine Pensionirung, als eine Anstellung, und glaublicher Weise ist auch dies Letzte eigentlich das Erste, denn wie gesagt brauchen kann und wird man sie höchst selten. Um so lebhafter haben die Gastspiele der beiden Schwestern Gentiluoma und Spatzer angesprochen, die vollendete Künstlerinnen sein würden, wenn sie bessere Schauspielerinnen wären. Die schönen, metallvollen, glockenreinen Stimmen machen jedoch diesen Mangel weniger störend und vergessen darf man nicht, daß sie beide, noch in der ersten Jugend, viel lernen können und theilweis schon gelernt haben. Engagirt sind diese kunstvollen Geschwister leider bis jetzt nicht, doch ist wohl Hoffnung dafür, wenn es möglich ist, ihre Contracte in Hannover zu lösen. Dahin zurückkehren wollen sie durchaus nicht; der Intendant des hannoverschen Hoftheaters ist, nach ihrer bestimmten Erklärung, hierher gekommen und hat eine Klage auf Contracterfüllung beim Kammergericht gegen sie eingereicht, dies hat sich jedoch incompetent erklärt, da die Sängerinnen nicht hier domiciliren und beide minorenn sind. Will der König Ernst August nichts mehr von ihnen nun hören, so werden sie gewiß engagirt und jeder gesteht ein, daß unser Theater keine bessere Acquisition machen könne. Wie es nun aber überhaupt mit der Bühne werden wird, weiß eigentlich Niemand. Spontini's fiscalischer Proceß, in Folge seiner Erklärung gegen Ihren Correspondenten, ist in erster Instanz mit sechsmonatlicher Festungsstrafe entschieden. Der König wollte diese Strafe in einen Urlaub verwandeln, aber der stolze Maestro hat diesen, wie wir hören, ausgeschlagen und wird gegen das erste Urtheil appelliren. In der That begreift man kaum, wie dies so hart ausfallen konnte, wo Jedermann fast eine völlige Freisprechung vermuthet hat, die übrigens sehr wahrscheinlich auch bei der Appellation an den Oberappellationssenat des Kammergerichts, einen der erleuchtetsten und freisinnigsten Gerichtshöfe des Landes, erfolgen dürfte. Ob nun wirklich, wie man sagt, Herr Meyerbeer an Spontini's Stelle treten, oder das ganze bisherige Hoftheater, als Nationaltheater, übernehmen wird, welche Stellung hier Herr Mendelssohn-Bartholdy gewinnen und welche Veränderungen, Stiftung von Conservatorien u. s. w. vorgehen dürften, läßt sich bei den vielen widersprechenden Gerüchten gar nicht bestimmen. Das Schauspiel ruht inzwischen. Eine gute Acquisition hat dasselbe an Herrn von Lavallade gemacht, einem jungen, talentvollen Liebhaber; wir fürchten jedoch, daß es ihm nicht besser gehen wird wie Henrichs, und die Herren Devrient und Grua eben so wenig geneigt sein werden, ihm die für seine Jugend und seine Stellung passenden Rollen auszuliefern. Von Madame Crelinger hören wir, daß sie ihre Töchter anderen Theatern überantworten will, wo es dankbarere und würdigere Verehrer des Talentes derselben gibt. Vielleicht ist es der Mutter der jungen Damen in mancher andern Beziehung auch wünschenswerth, sie von hier zu entfernen, wozu wir aufrichtig Glück wünschen. Herr Seydelmann ist in Karlsbad krank geworden, glücklicherweise ist es jedoch kein Schlagfluß, sondern ein Krampf gewesen, der ihn befallen hat, von dem er jedoch hergestellt ist. Viele andere Mitglieder der Bühne sind auf Reisen, und Fräulein von Hagn scheint das Wiederkommen ganz zu vergessen, da schon ein Monat über ihren Urlaub verstrichen ist. Bei jedem anderen Theater würde eine gerechte, nachdrückliche Geldstrafe dafür erfolgen, hier aber kennt man die Nachsicht des Intendanten und macht daraus eine Stütze für Willkür und allen Uebermuth.

---

## Notiz.

[Jüste-Milieu in England.]

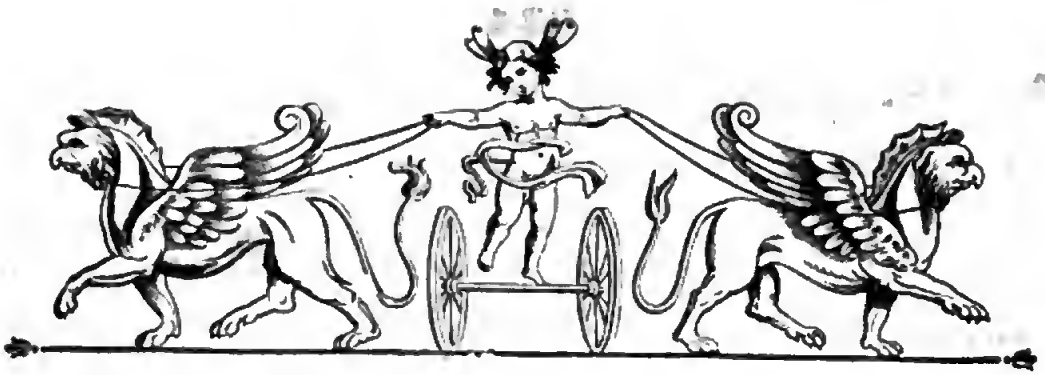
Das französische Jüste-Milieu herrscht unter anderen Namen in ganz Europa. In England heißt es Herrschaft der Mittelklassen und zwingt Tories wie Radicale in der Praxis zum Whiggismus. Man weiß, wie selbst Peel auf dem Bock der Staatscarosse sich ausnimmt; erst vornehmes Stemmen und Sträuben, dann Peitschenhiebe rechts und links, zuletzt aber drängt das Volk hinten nach und die Kutsche muß doch nolens volens vorwärts. Die Tories haben jetzt gesiegt, triumphiren aber werden die Whigs. Das neue Ministerium Peel wird nur die Ohnmacht des altenglischen Torysmus verkörpern. Seine Zeit ist um; die des Radicalismus freilich ist noch gar nicht gekommen.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von J. J. Weber in Leipzig.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 159. — den 16. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

Novelle von Julius Hammer.

Arm in Arm schritt ich mit Freund Richard durch die dunklen Straßen. Vom Thomasthurm tönte die Glocke Zwölf; der Nachtwächter drehte sein schnarrendes Instrument und rief die mitternächtige Stunde ab. Dann grüßte er uns mit dumpfer Stimme und ging nebst seinem Hündchen an uns vorüber, um in der nächsten Straße wieder zu schnarren und zu rufen: „Es hat zwölf geschlagen!"

„Laß uns ihm folgen," sprach ich. „Der Ton, mit welchem er uns grüßte, klang melancholisch genug. Der Mann scheint kein so lustiger Vogel wie sein College im Macbeth. Beim Geiste Banco's, es ist auch heute eine Nacht, als ob König Duncan noch einmal erschlagen werden sollte!" —

Der Sturm schlug an die Wetterhähne, daß sie laut krähten, die alten Giebel schnarchten unruhig, wie von bösen Träumen gestört; ein leiser Schimmer von Mondlicht ließ uns die schweren, schwarzen Wolken erkennen, die über den Himmel zogen. „Es hat Zwölf geschlagen!" rief unser Wächter abermals. Diesmal bot er uns jedoch keine gute Nacht, er wußte recht wohl, daß wir dieselben waren, die er schon einmal gegrüßt hatte. Dafür redeten wir ihn an, als er sich, tiefer in den Mantel hüllend, auf eine Steinbank niedersetzte.

„Hui, das stürmt!" sagte Richard zu ihm gewendet. „Heute ist's gut, wenn man ein trauliches Unterkommen findet."

Der Wächter lachte in die Falten seines Mantels hinein und brummte: „Die Herren wollen sich wahrscheinlich abkühlen und vom Wetter durchfegen lassen; hab's in meiner Jugend auch so gemacht."

„Wie lange ist das her?" fragte ich.

„Hm," entgegnete Jener, „nach der großen Schlacht war's aus mit der besten Hitze. Eine verfluchte blaue Pille hatte mich von allem Jugendübermuth kurirt. Als Friede gemacht war, erhielt ich die Nachtwächterstelle." Er sprach noch Einiges von der „großen Schlacht" und schloß mit den Worten: „So geht's, wenn man zu Schanden geschossen ist, meine Herren; ich hätte einmal hochfliegende Pläne im Kopfe, selbst noch als invalider Mensch, aber man muß Glück haben, wenn was werden soll. Beinahe zwei Jahre lang hab' ich nach einem bequemen Chaussee-Einnehmerposten gelungert, und nun bin ich Nachtwächter. Auch gut. Es sind beinahe fünf und zwanzig Jahre, seit ich den Tag nicht gesehen."

„Aber," versetzte Richard, „haben die langen Nachtwachen Eurer Gesundheit nicht geschadet, Alter?"

Der Alte lachte ironisch. „Man merkt's," sagte er, „daß Sie die Nacht nicht kennen. Freilich, das Nachtschwärmen mag schädlich sein, und an Ihrem fatalen Husten ist wohl auch die liebe Sonne nicht Schuld. Nein, nein, ich ziehe eine bessere Luft ein als die Tagmenschen — Lebensluft, die meine angeschossene Lunge wieder gesund gemacht hat. Die Nachtwächter sterben selten jung."

Eine Gesellschaft lustiger Leute zog jetzt die Straße herunter; wir reichten dem guten redseligen Nachtwäch-



Digitized by Google

ter eine Belohnung für seine Mittheilung und nahmen von ihm Abschied.

Der Sturm beauste uns mit erneuter Heftigkeit um die Ohren; einzelne große Regentropfen fielen, die langen Häusereeihen standen in tiefer Finsterniß, nur hier und da lugte noch Licht durch einzelne Fensteeläden oder Kellerluken, und Harfenspiel und Gesang schallte gedämpft aus den verschlossenen Räumen hervoe. Die Messe machte ihr Recht geltend — die Wiethe öffentlicher Oete waeen noch in voller Beschäftigung.

„Gehen wir schon nach Hause?" fragte mich Richard, als wir uns in dee Nähe unserer gemeinschaftlichen Wohnung befanden. „Ich bin noch veewünscht nüchtern. Sollen wir mit der ersten Stunde des Tages schon aufhören? Das wäee eine philiströse Logik."

„Deren wie uns nicht schuldig machen wollen. Komm, mein Freund, über den Markt hinweg, durch das kleine Gäßchen — dort in der Nähe des heiligen Thomas weiß ich eine Veesammlung von Gläubigen —"

„Besser als von Gläubigern. Glauben Deine Herren an Baechus und Apollo, so führe mich bei ihnen ein."

„Sogar auch an die Hoffnung, an die grüne Hoffnung glauben sie, die voe ihnen ausgebeeitet liegt."

„Ein Spielchen? So weit meine Baarschaft eeicht, bin ich dabei."

„Ich meinerseits werde mich anderweit unteehalten. Die Harfnerin, die dort spielt, ist kein gewöhnliches Geschöpf —"

„Aha, ich verstehe! — Höest Du? Das alte Lied!"

„Ist denn gae kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Dee mich führet aus der Welt hinaus!"

„Das alte Lied!" wiederholte ich, ich glaube fast, nicht ohne einen Seufzee. Mit deel Schlägen, dem veeabeedeten Zeichen, daß wohlbekannte Gäste eingelassen zu sein wünschten, klopfte ich an die Thür. Nachdem man geöffnet, stiegen wir eine dunkle Teeppe hinan und teaten in das Gesellschaftszimmer. Die Haefnerin endigte gerade das Lied:

„Ist denn gae kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der mich führet aus der Welt hinaus!"

An einem runden Tische saßen deei oder vier einsame Teinker und hatten, in ein Gespräch vertieft, die Köpfe zusammengesteckt. Sie bemeekten uns eest, als wie sie mit lauter Stimme geüßten. Da richteten sie sich auf und erwiederten unsern Gruß.

„Lichter geputzt!" eief der Eine, den ich sogleich an der Stimme erkannte; „es ist hier eine schlafmützige Atmosphäre!"

Gleichsam zur Bestätigung seiner Behauptung fing ein Andeeer, der auf dem Sopha lag, im Traume zu sprechen an. Sein weinschwerer Genoß in der entgegengesetzten Ecke des Sophas begleitete die Inarticulieten Laute mit keäftigem Schnarchen; dieses Schlummermelodeama nahm sich außeeordentlich drollig aus. Der Wieth trat mit neuen Lichtern aus dem nach dem Hofe zu liegenden Nebenzimmer, und jetzt eekannte ich bei günstigerer Beleuchtung auch die übrigen Anwesenden — gute Zechfeeunde, mit denen ich schon öftee hier zusammen gewesen war.

„Niedergesetzt!" hieß es. „Noch ein paar Flaschen!"

„Eine stärkere Sorte!" fügte jene Stentorstimme hinzu, die uns beim Eintelit bewillkommt hatte. Sie gehöete einem Heldenspieler an, der Jahr aus, Jahr ein auf Gastrollen eelste, ohne ein festes Engagement anzunehmen. „Wenn der Künstlee eine Heimath hat, wied nichts aus ihm," pflegte er zu sagen. „Immee und immer vor demselben Publikum zu spielen, ist gefährlich. Dabei leidet dieses eben so sehr, als dee Künstler selbst." Uebeigens blieb er schon deshalb keinem Theater treu, um nicht zur Daestellung mittelmäßiger odee schlechter Stücke mitwirken zu müssen. Ee hatte die Grille — wenn dies eine Grille ist — nur in Rollen bedeutender dramatischer Dichtungen aufzuteeten. Am liebsten und am vorzüglichsten spielte ee Shakspeare'sche Charakteee; beeühmt war er als Meeeutio und Hamlet.

„Wie lange bleibt Ihr noch hiee, Götz von Beelichingen?" feagte ich ihn — Götz von Beelichingen waed er gewöhnlich von uns genannt.

„Bis die Messe vorüber ist," entgegnete er und trank sein großes Kelchglas auf einen Zug leee. „Morgen spiel' ich noch einmal den Faust, dann bin ich frei und thue keinen Schritt mehr auf die hiesigen Beettee, denn mein Gretchen reist übermorgen ab. In Frankfurt treffe ich es wieder." Er wendete sich zu der Harfensängerin. „Maeie, thu' mir den Gefallen," bat er, mit einem so weichen, beezgewinnenden Tone, als man ihm gar nicht zugeteaut hätte, „sing' mie den König von Thule noch einmal, aus Dankbarkeit, daß ich Dich ihn gelehrt habe. Mir traten neulich fast die Thränen in die Augen, als ich hinter den Couliffen stand und Maegaretha das Lied sang. Das Publikum beklatschte sie und rief Beava! — Ich begreife nicht, wie man da Zeit haben kann, zu klatschen!"

Digitized by Google

Der Baßbuffo, der ihm gegenüber saß, eine kugelrunde Gestalt, hielt sich den Bauch vor Lachen. „Götz von Berlichingen wird sentimental," rief er, „gebt ihm ein Glas Zuckerwasser!"

„Sei still, Falstaff!" erwiederte der Heldenspieler mit halb launigem, halb verächtlichem Ernst, und goß ihm eine Neige Wein über das Haupt. „Vielleicht wächst Dir von der Taufe die kahle Platte wieder."

Die Harfe klang, und Maria stimmte die verlangten Verse an; zwar leise, aber mit wahrhaft rührendem Ausdruck. Und als sie an die letzten Worte kam:

„Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr —"

da war selbst der wohlbeleibte Sir Falstaff still und stumm geworden, und schlürfte in langsamen Zügen sein Glas hinunter. Götz aber hob seinen Römer hoch in die Höhe und rief: „Marie soll leben!" Ihr selbst ward ein Glas aufgezwungen, und wir stießen Alle mit ihr an. Darauf lehnte sie ihr Haupt nachdenkend oder erschöpft an den Hals ihres Instruments und glitt sanft mit der einen Hand durch die Saiten.

Einer von den Gästen, ein tiefer Dreißiger, dessen Gesicht einer verwüsteten Herbstgegend oder einer öden Brandstätte glich, hatte sich neben die verstummte Sängerin gesetzt und fragte sie jetzt leise: „Bist wohl schläfrig, Marie?" Sie nickte bejahend und zog ihre Hand zurück, die er zu fassen im Begriff war. „Willst Du mich nicht ansehen?" fügte er nach einer Weile trotzig hinzu. „Nun, so schlaf' oder geh' heim!"

„Mein Gott, wie empfindlich Sie sind!" versetzte Jene, mißbilligend und begütigend zugleich, und klimperte wieder auf der Harfe. Verlegen pfeifend stand ihr Nachbar auf und trat an unsern Tisch zurück, um sich in das Gespräch zu mischen. Ich nahm die Gelegenheit wahr und näherte mich Marien. Mit einem freundlichen Gruße reichte ich ihr die Hand, in die sie, fast unvermerkt lächelnd, die ihrige legte.

„Sie sind mehrere Tage nicht da gewesen," sprach sie zutraulich. „Es ist in den letzten Nächten hier sehr lustig zugegangen."

„Wie lange haben sie in der Regel geschwärmt?" fragte ich.

„Bis vier, fünf Uhr. Ja, ein paar Spieler sitzen sogar noch vom gestrigen Abend her auf derselben Stelle, hör' ich. Ich kam bei Tagesanbruch in meine Wohnung."

Ich sah ihr in das schöne, aber bleiche und abgespannte Gesicht. „Du Aermste," sagte ich, „das muß Dich über Deine Kraft angreifen. Und dazu noch singen!"

„O, ich bin daran gewöhnt," entgegnete sie, „und möchte um keinen Preis die langen Nächte zu Hause zubringen. — Ich thu's ja auch freiwillig," fuhr sie fort, „bei meiner Tante in Franken könnte ich still leben, wie andere Leute —"

„Und warum," fiel ich ein, „ziehst Du noch immer mit der Harfe im Lande herum?"

Sie schlug die großen, dunklen Augen nieder, sie athmete schwerer — sie senkte das Haupt, die Locken fielen ihr über das Gesicht.

„Die schönen Locken!" flüsterte ich. Da warf sie schnell das Haupt zurück. Sie lächelte wieder, sie sah mich an, sie lachte laut. „Ist dies bunte, wechselnde Leben nicht unterhaltender und tröstlicher als das Klosterleben bei einer verwitweten, alten Tante in einer kleinen Stadt?"

„Ich zweifle, ob für Dich!" entgegnete ich ihr.

„Doch, doch!" versetzte sie mit kaum verhaltener Heftigkeit, wobei sie einige leidenschaftliche Griffe in die Saiten that. „In der Einsamkeit kommen tausend quälende Gedanken, die das Herz martern, langsam martern — so aber —" Sie hielt bedrängt inne; dann zwang sie sich wieder zum Lächeln, zum Lachen, und strich mir flüchtig die Haare aus der Stirn.

„Ihr Männer," begann sie.

„Wie?"

„O, ihr neugierigen Männer," lispelte sie mir ins Ohr. „Von uns wollt ihr doch immer nur interessante Lebensgeschichten erfahren!"

„Marie!"

„Hab' ich nicht recht, gestehen Sie's offen. — Still, still," setzte sie mild hinzu, als ich antworten wollte, „ich wollte Ihnen nichts Verletzendes sagen — ich weiß, Sie sind anders als viele Männer!"

„Wenigstens nehm' ich aufrichtigen Antheil an Dir," entgegnete ich. „Ich verlange kein Geheimniß von Dir, Marie, aber ich sehe, daß Du nicht glücklich bist, nicht glücklich gewesen bist —"

„Einst war ich sehr glücklich!" sprach sie leise.

„Laß die Vergangenheit. Was Du mir vorhin sagtest, Marie —"

„Was?"

„Daß Dich Deine Tante zu sich zu nehmen wünscht —"

„Nun?"

„Nun, Du solltest ihren Antrag doch nicht mehr von der Hand weisen. Was kann aus Deinem jetzigen Leben werden?"

Digitized by Google

„Nicht viel; es soll auch nicht lange dauern."

„Du frevelst, Marie!"

„Gewiß nicht. — Vielleicht bin ich kränker als Sie glauben," sprach sie nach einer Pause. „Wozu soll ich mir das verbergen! Merken Sie nicht an meiner Stimme, wenn ich singe, etwas Fremdartiges, etwas — wie soll ich sagen?"

„Deine Stimme ist kräftig und rein."

„Mein Brustleiden nimmt mit jeder Woche zu. Doch ich glaube fast selbst, der liebe Himmel erhält mir noch den Rest Gesangsfähigkeit. Und dann —"

„Und dann?" fragte ich lauernd.

„Nun, dann ist's aus!" entgegnete sie, fast lustig. — Ein schallendes Gelächter am Gesellschaftstische unterbrach unsre Zwiegespräch. Man rief mich herbei, um mir einen witzigen Einfall mitzutheilen, den der Baßbuffo eben gehabt hatte. In meiner Zerstreuung verstand ich das frivole Wortspiel nicht, aber ich stimmte in das wiederholte Gelächter ein.

Freund Richard war indessen ins Nebenzimmer geschlichen. Als die Thüre zufällig geöffnet wurde, sah ich ihn am Spieltische sitzen. Ich trat näher hinzu, — er setzte eben einige Goldstücke auf die Coeur-Dame, da der Banquier das verhängnißvolle Tout va! aussprach. Mit dem ersten Abzuge verlor die Dame. „O, launenhaftes Geschlecht der Frauen!" rief mein Freund in komischem Aerger, indem er ein Paroli in ein anderes Blatt brach, das zu gleicher Zeit gewonnen hatte. Als ich eben den Glückstempel verlassen wollte, gewann es noch einmal. Richard ließ den Gewinnst stehen. „Nun, willst Du Dein Heil nicht auch einmal versuchen?" fragte er mich. — „Gut," entgegnete ich, „ich wage für Marien diese Goldstücke." — „Tout va!" erklang es von Neuem. Das Blatt fiel zum dritten Male glücklich. Richard's fast schon ganz erschöpfte Casse hatte sich schnell wieder erholt. Ich strich das Gewonnene ein, um es Marien zu bringen. In dem Augenblicke, als ich das andere Zimmer wieder betrat, begann ein Chorgesang; man stimmte das alte, immer neue Weinlied von Claudius an. Der Heldenspieler und der Buffo sangen, daß die Fensterscheiben zitterten und die beiden Schläfer erschrocken aus ihrem tiefen Schlummer auffuhren. Der mit dem kräftigen Schnarchorgan Gesegnete remunterte sich zuerst. Er war seines Zeichens ein Historien- und Porträtmaler, nicht ohne Talent, aber so faul, daß er selten eine Composition ausführte. In seinem Atelier — das zugleich sein bescheidenes Wohnzimmer war — fand man nichts, als flüchtig hingeworfene Skizzen, die er meist mit Kohle auf die weißen Wände zeichnete. Dabei gewann er doppelt: erstens hatte er Raum zu größern Umrissen, ohne doch das theure Papier dazu nöthig zu haben — und dann verhinderte er auch mit guter Manier seine keifende Wirthin, der er seit geraumer Zeit den Zins schuldig geblieben war, in sein Zimmer einzutreten und ihre Geschwätzigkeit geltend zu machen. Er hatte nämlich mehrere lebensgroße weibliche Figuren angebracht, die durch die Offenkundigkeit ihrer Formen den unweltlichen Zartsinn der Frau Wirthin beleidigten. Denn sie las viel in Gebetbüchern und Traktätlein, und flehte den Himmel unaufhörlich um Vergebung ihrer Sünden an. Am schlimmsten bereute sie aber, einen so gottlosen Menschen, wie den Maler, nicht allein zur Miethe bei sich aufgenommen, sondern sogar Anfangs, kurz nach seinem Einzuge, seine freveihaften Gunstbezeigungen nicht ohne Erwiederung gelassen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Notiz.

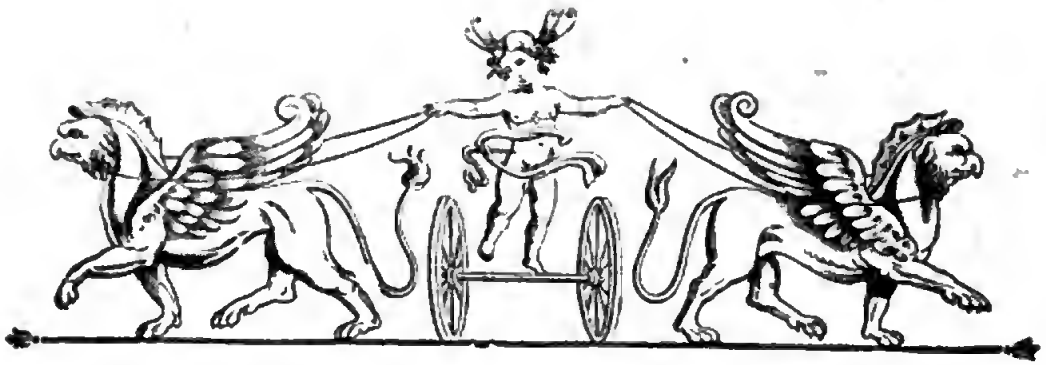
[Döring in Leipzig.]

Mit dem Oheim und dem Ossip in Raupach's „Isidor und Olga" schloß Döring den Cyclus seiner Gastrollen. Ossip's Erzählung seiner Liebesgeschichte war ein Meisterstück seines Vortrags. Mit der Beendigung der Geschichte, mit dem Bericht von Arinia's Tode, verfiel Döring in ein stilles Brüten. Er hatte die Erzählung fast mit frevelhaftem Leichtsinn, mit der Frivolität des barbarischen Hofnarren, begonnen, die Erinnerung an den alten zweischneidigen Schmerz packt ihn allmälig, sein Leid steigt in seiner Brust aus dem Grabe und wächst zum gespenstischen Riesen, der eine Flammenkeule über sein Haupt schwingt. Er verstummt vor diesem Dämon, den er in sich selbst heraufbeschworen. Seine Gedanken kauern sich still in einen Winkel, sein Auge bohrt sich fest und starr an den Boden, die Seele irrt ab; da schnurrt er ein altrussisch Lied besinnungslos vor sich hin, trunken gleichsam vom Schmerz der alten Erinnerungen. Die Wirkung dieses Singens nach der langen Pause einer schweigsamen Oede war hinreißend. Soviel wie wissen, war es früher schon ein Motiv, das der verstorbene Paulmann bei dieser Stelle anwendete. — Mad. Dessoir gab die Gräfin Olga sehr rühmenswerth und mit tiefem Gefühl; nur dricht in bewegten Momenten ihre Gestalt zu leicht zusammen. Hr. Düringer hatte den Charakter des Fürsten vortrefflich gefaßt; allein sein weiches Organ verhinderte die richtige Ausprägung seiner Leistung, die Elegie seiner Sprachtöne contrastirt geradezu mit dem Sinn der Rolle. Hr. Wollrabe erreichte als Isidor, wie immer, den äußersten Grad der Möglichkeit.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 160. — den 17. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

(Fortsetzung.)

Die Wirthin fürchtete, der Maler möchte den fatalen Umstand ausplaudern und ihren frommen Ruf dadurch aufs Spiel setzen oder völlig vernichten. Deshalb konnte sie auch nicht mit der Strenge gegen ihn verfahren, die sie sonst gewiß angewendet hätte, und die fatalen heidnischen Gestalten raubten ihr nun vollends den Trost, mündlich gegen ihn ihr volles Herz auszuschütten. Morrith — dies ist der Name des gottlosen Malers — befand sich dabei ganz wohl, denn er hatte Ruhe vor seinem ärgsten Quälgeiste, und ließ die unbezahlten Rechnungen, in der Hoffnung auf bessere künftige Zeiten, einstweilen unberücksichtigt liegen. Die Gegenwart war in der That für ihn übel genug. Da nach und nach seine Faulheit und Nachlässigkeit in der Stadt allgemein bekannt geworden war, so fand er als Porträtist fast nirgends mehr Beschäftigung. Seit mehrern Jahren gab er sich eigentlich blos mit Silhouettiren ab, wodurch er sich nur einen sehr nothdürftigen Lebensunterhalt erwarb. Dessen ungeachtet lebte er sorgloser und verschwenderischer, als jener ihm gestattete, da er sich daran gewöhnt hatte, das Schuldenmachen mit zu seinem Einkommen zu rechnen.

Morrith taumelte jetzt nach dem Gesellschaftstische und lallte das Lied, welches die Uebrigen sangen, absatzweise mit. Sein Schlafgesell folgte ihm gähnend. Dieser war Musikus und eine Art von Virtuos auf der Geige; ein solcher hätte er nämlich werden können, wenn er sein Instrument nicht in den letzten Jahren beispiellos vernachlässigt und sich selbst an den Gott der Liederlichkeit verkauft hätte. Doch merkte man ihm, wenn er den Bogen führte, recht wohl an, welche bedeutende Fähigkeit in ihm unausgebildet schlummere oder zerrüttet worden sei. Einzelne kleine Lieder, welche er componirt hatte, zeugten unverkennbar von einem Anfluge von Genialität.

Die beiden Unzertrennlichen setzten sich nebeneinander und schienen, Haupt an Haupt gelehnt, wieder einschlafen zu wollen. Da rüttelte sie, nachdem der letzte Ton des Liedes verhallt war, Götz von Berlichingen, mit kräftigem Arm, schob einen Stuhl zwischen sie und setzte sich selbst auf denselben. „So," rief er, „meine süßen Freunde! Ich will Euch lehren, wach zu sein, wenn Ihr unter uns seid. Schläft das Volk, da es kaum zwei Uhr des Morgens ist! Wollt Ihr jetzt schon Philister werden und die schönsten Stunden verschnarchen? Hast Du nicht selbst oft gesagt, Morrith, wenn Du Teufeleien und Caricaturen im Weinrausche hier auf demselben Tische zeichnetest, wie? und Du, liederliches Stück Paganini — habe Ihr da nicht oft alle rufen: „Nur bei Nacht ist der Dämon im Menschen am mächtigsten?" — Und nun laßt Ihr Eure verschlafenen Gesichter schlaff hängen, wie nasse Lappen, und schaut drein, wie eine regnerische Morgendämmerung nach einer schönen, poesievollen, sternenhellen Nacht? Pfui, schämt Euch! seht Marien an, ihr Auge blitzt und sprüht,



Digitized by Google

ihre zarten Wangen leuchten auf, wie eine plötzlich flammende Feuersbrunst —"

Marie unterbrach den Redner mit rauschendem Haesenspiel. Wirklich flog bei den letzten Worten des Heldenspielers eine hohe Röthe über ihr Antlitz, und seltsam zusammenzuckend, schien sie jetzt in brausender Tonfluth eine überwältigende Empfindung ersticken zu wollen. Ihre Brust hob sich gewaltsam, und mit Anstrengung; aber durchdringend, aus tiefster Seele hervor, stimmte sie ein Lied an, das sie noch niemals bisher gesungen hatte und auch diesmal nicht zu Ende sang. Nach dem ersten Verse brach sie plötzlich mit schmerzlichem Stöhnen ab und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Sie zog die Augenbrauen zusammen und preßte die Lippen fest aufeinander. „Mein Gott, was hast Du, Mädchen?" rief ich aufspringend. „Dir ist unwohl?" Sie schüttelte mit dem Kopfe. — „Die Tonart war falsch," sprach sie nach einigem Besinnen, „nachher will ich das Lied noch einmal versuchen." — Götz beugte sich über den Tisch und fragte, warum Marie so schnell wieder aufgehört habe, zu singen? Der Baßbuffo lachte. „Wegen plötzlich eingetretener Migräne der Prima Donna," rief er, „kann die bereits angekündigte Oper nicht gegeben werden." — Ich sprach Marien leise zu und bat, sie nach Hause führen zu dürfen. „Gut," erwiederte sie, „aber jetzt noch nicht. Wenn der Tag graut, wollen wir gehen."

Unterdessen hatten die beiden Unzertrennlichen sich völlig ermuntert und vertheidigten sich in abwechselnder Rede gegen die Vorwürfe des Heldenspielers, der wieder seinen vorigen Platz eingenommen hatte. Lustige und tollkühn ausschweifende Einfälle sprangen hinüber; Geschrei, Gesang, Gelächter wechselten in rascher Folge. Ich konnte mich eines gewissen Schauders nicht erwehren, da ich in die wüsten Gesichter um mich her blickte, auf denen ein schneidender Hohn gegen den regelmäßigen Gang des Lebens geschrieben stand. Solch ein Gefühl des Schauderns ist bisweilen verlockend; dann stößt es uns nicht ab von dem Gegenstand seiner Veranlassung, sondern zieht uns mächtig zu demselben hin, den Dämon in uns zu dem Dämon neben uns. Mein Herz pochte ungestüm, eine Art von Angst ergriff mich, doch die Angst war mir Genuß; ich ahnte, wie der Seelenzustand eines Dichters beschaffen sein müsse, der mit einem furchtbaren Stoffe ringt, und nicht von ihm los kann, bis er ihn bezwungen, oder über dem Kampfe zu Grunde gegangen. Die nächtlichen Gesellen, welche den Sturm draußen überstürmten, waren nicht solche, die „mit wenig Witz und viel Behagen sich im engen Cirkeltanze drehn," obgleich Mephistopheles auch hinter ihnen zu lauern und sich auf den Augenblick zu freuen schien, wo „die Bestialität sich gar herrlich offenbaren werde." Zerfleeute Fetzen Faustischen Geistes gleichsam sprühten hier, wie ein glänzendes Feuerwerk, auf einem finstern Nachtgrunde; aber es waren eben nur einzelne Meteore, zerfleeute Fetzen — und alle zusammengenommen, hätten vielleicht noch keine durch Eid' und Hölle dem Himmel zueilende Faustnatur gemacht. Den sittlichsten Gehalt hatte sich noch der Heldenspieler bewahrt. Trübe Lebensschicksale, viele fehlgeschlagene Pläne und Hoffnungen hatten in ihm einen, freilich nicht natürlichen, Trotz erzeugt, den er nicht selten gegen seine eigene innere Ruhe und Harmonie richtete; allein sein Streben nach einem Höhern auf dem Gebiete der Kunst war, obgleich etwas einseitig, doch energisch und frei vom Bettelstolze der Masse seiner sogenannten künstlerischen Genossen. Jetzt saß er wieder ernst und schweigend vor seinem vollen Glase, und als ihm der Virtuos auf die Schulter klopfte und ihm zurief: „Gemüthe nicht, Brüderchen, sei kein Mißton in unserer Freudensymphonie!" da lächelte er mit einem Zuge von Ueberlegenheit, der einen tiefern Blick in sein Inneres gestattete, und sprach die Worte Faust's:

„Du hörest ja, von Freud' ist nicht die Rede,
Dem Taumel weih' ich mich, dem schmerzlichen Genuß."

Dabei ließ er die geballte Faust auf den Tisch fallen, daß Gläser und Flaschen umzufallen drohten.

„Könnt Ihr nicht einen Augenblick ruhig sitzen?" schrie der Maler, der ein Blatt Papier ergriffen und zu zeichnen angefangen hatte. Zeichnenmaterial lag nämlich in der Wirthschaft, die er täglich zu besuchen pflegte, für ihn immer bereit; so wie auch der Virtuos fortwährend hier eine Geige liegen hatte, um nach augenblicklicher Laune einer musikalischen Eingebung folgen zu können. Auf solche Weise sorgte der aufmerksame Wirth für seine regelmäßigen Gäste, die, obwohl meist schlimme Zahler und hoch angekreidet, doch viele andere Gäste herbeizogen und ihm mittelbar bedeutenden Gewinn brachten.

Der Maler zeichnete den Heldenspieler als Faust, das heißt, ein komisches Zerrbild desselben. Neugierig drängten sich die Freunde um ihn her und sahen lachend die Zeichnung entstehen. Götz, ruhig sitzen bleibend, sah von weitem hin und sprach: „Morrith, mal' mir unsern Falstaff als Mephistopheles dazu. Solch' ein fetter Teufel muß sich prächtig ausnehmen." In diesem

Digitized by Google

Augenblicke entwaef der Maler wirklich den unverkennbar ähnlichen Kopf des Buffo, der durch die halbgeöffnete Thür in das Zimmee Fauſt's, einer ſpindeldürren Don Quixote-Figur in langem Talar, luſtig hereinlugte. Alle lachten laut auf, die Carrieatur war in der That höchſt drollig. Dee Virtuos quälte während deſſen ſeine Geige, daß ſie die ſonderbarſten Laute von ſich gab. Mit einee waheen Teufelsmuſik begleitete ee die kecken Züge Morrith's. Eben wollte ich meinen Freund Richard, dee ſelbſt nicht ungeſchickt im Carrieaturzeichnen, vom Spieltiſche abrufen, ais ee aus dem Nebenzimmer mit einee Miene heeausteat, die mie keinen Zweifel über ſein Schickſal am grünen Tiſche ließ. Ee hatte ſeine ganze Baarſchaft wieder verloren, und eekundigte ſich bei mir, wie hoch ſich meine Caſſe noch belaufe. Ich beruhigte ihn wegen der Bezahlung unſerer Zeche, worauf er ſich ſogieich ſein Lieblingsgetränk, Champagnee, beſtellte. Mit ganz beſonderem Wohlgefallen betrachtete ee die Zeichnung des Maiers, und konnte der Luſt nicht widerſtehen, es ihm in komiſchen Effeeten nachzuthun. Ein Stück ſtumpfe Kreide diente ihm, in Ermangelung eines beſſern, zum Zeichnenſtift, mit dem er auf der Tiſchplatte den koloſſalen Kopf eines Philiſters in einee Schlafmütze ſkizzirte. Kaum hatte der Maler den Kopf geſehen, als er meinem Freunde zutraulich die Hand ſchüttelte. „Wahehaftig," rief er und ſtarrte auf das Geſicht, „ein waheer Typus von Spießbürgeethum! Man könnte darauf ſchwören, daß man ſoich einem vertrackten Kerl ſchon tauſendmai im Leben begegnet wäre!"

Richard ward leicht und ſchnell in dem zechluſtigen Kreiſe heimiſch. Mit dem eben angelangten Champagner taufte man die junge Feeundſchaft, und je mehr ſchäumendes Taufwaſſee von dem Wirth gefordert wuede, deſto ſeliger leuchteten die dabei betheiligten Geſichter, vorzüglich die eoſeneothe Phyſiognomie des Baßbuffo. Mich ſchalt man ſcherzend ein unbrauchbar gewoedenes Mitglied der baechusgläubigen Gemeinde, das zu Amor's ſchmachtendee Sekte übergetreten ſei. Ich hatte mich nämlich wieder an der Seite Mariens niedergelaſſen. Ohne daß ſie es merken ſollte, ließ ich die gewonnenen Goldſtücke in das neben ihr ſtehende Almoſenkörbchen gleiten, doch ſie hörte das Klingen derſelben und wurde aufmerkſam.

„Ich hab' es füe Dich draußen am Spieltiſch gewonnen," ſagte ich lachend. „Beſſer, Du haſt es, als der Gauner von Banquier."

„Danke!" eewiederte ſie leiſe und nickte mit dem Kopfe. „Ich könnte es entbehren, aber — Wollen Sie ein Lied dafüe geſungen haben?" fragte ſie ſchnell, ſich unterbrechend. Ich nannte ihe das voehin angefangene und nicht vollendete Lied. In demſelben Momente ſpielte der Geigee die Melodie. Marie fuhe heftig zuſammen. „Nun hab' ich es doch einmai preisgegeben!" ſeufzte ſie und ſchickte ſich an, die Harfe zu rührrn. Der Virtuos hielt im Spiele inne. „Marie," rief ee, „ſag', wo haſt Du das koſtbare Lied hee? Es kommt mie nicht aus dem Sinn." — „Verrathen Sie mich nicht," flüſterte ſie inir zu, „ich ſelbſt habe die Melodie gemacht. Der Text iſt ſehr alt, abee ueſpeünglich nicht deutſch. Schon ais Kind hab' ich ihn gehört. Erſt ſpätee —" In ihrem Auge glänzte eine Thräne, als ſie dieſe Worte ſprach, „erſt ſpätee hab' ich ihn verſtehen lernen!" — Nach einer Pauſe ſang ſie:

„Ich vertoren, Du verloren,
Tönt es aus des Schickſals Munde —
Sind zum Elend wir geboeen,
Laß uns elend ſein im Bunde.

Ich verloeen, Du verioren,
Wolluſtſüße Schmerzenswunde —
Sind zum Elend wir erkoren,
Laß uns elend ſein im Bunde.

Ich verloren, Du veeioren,
Ha, wer gleicht uns in der Runde? —
Sind zum Elend wir erkoren,
Laß uns elend ſein im Bunde.

Ich verioren, Du verloren,
Liebchen, denk' dee letzten Stunde —
Wie wie Treue uns geſchworen,
Find' uns auch dee Tod im Bunde.

Ich verioren, Du verloren, —
Bald veehallt die lrd'ſche Kunde,
Und zue Himmeisluſt geboren,
Sind wir ſelig dort im Bunde."

(Die Fortſetzung folgt.)

---

## Correſpondenz.

### Aus Oberdeutſchland, Ende Juli.

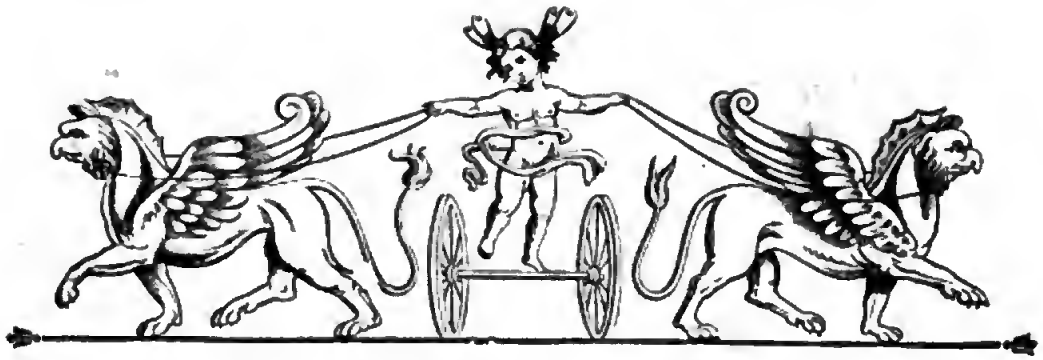
[Politiſche u. theatraliſche Triumphe; Karlsruher Zeitung; Ulms Baudenkmale.]

Wer durch das ſchöne ettlinger Thor die badiſche Metropolis betritt, übee den mit der Verfaſſungsſäule geſchmückten Platz und über den heieern, belebten Markt die ſchöne Schloßſtraße entlang fährt, lernt Karlsruhe von dee vortheilhafteſten Seite kennen. Vier hohe, geſchmackvoll gearbeitete doriſche Säulen bilden den Hauptbeſtandtheil und zugleich die ſchönſte Zierde der ettlinger Pforte; Altgriechenlands harmoniſche Formen erfreuen hiee das Auge; Styl und Erfindung ſind des genialen Baumeiſtees würdig. Dieſes Thor, duech welches man nach den beſuchten Dörfern Bei-

ertheim, Bulach und Rüppur, so wie zu den kühlen Thälern des Schwarzwaldes gelangt, ist zugleich ein Denkmal der Erwerbung der Rheinpfalz. Der unvergeßliche Markgraf Carl Friedrich wollte, daß eine im antiken Styl aufzuführende Pforte dieses denkwürdige Ereigniß verewigen sollte, denn die Pfalz ist eine glänzende Perle in der Krone des Hauses Baden. Man sieht deshalb auf der innern Seite des Frontispice in der Richtung gegen die Stadt den auf einer Halbkugel schwebenden Genius der Zeit, wie er die holde, blühende Palatina dem badischen Sinnbilde des Greisen zuführt, zum nicht geringen Verdrusse gewisser Publicisten. Die Flußgötter des Rheins und des Neckars umgeben diese wohlgewählte, sinnvolle Gruppe. Der Baumeister dieser im antiken Geschmack vollendeten Pforte ist Friedrich Weinbrenner, weiland Oberbaudirektor zu Karlsruhe. — Von allen Seiten laufen Adressen ein, von den Gestaden des Bodensees und der Tauber, voll Dankes und Lobes für die badische Deputirtenkammer wegen ihres constanten, mannhaften und vorsichtigen Benehmens in der famosen Urlaubsgeschichte, welche die Herren Redner der Regierung, die Abgeordneten und die Gemüther vieler Andern über die Maßen erhitzt und in Bewegung gesetzt hat, was in diesen schwülen Julitagen und vom Standpuncte der Staatsklugheit aus betrachtet ganz unnöthig war. Ein Opponent mehr oder weniger in der Kammer, was liegt daran? Zudem ist Opposition die Würze ständischer Debatten und ein mit physischer und moralischer Kraft, ein mit namhaften Intelligenzen ausgerüstetes Gouvernement sollte nie Furcht an den Tag legen! — Pauline Marx, die Sängerin und Louise Neumann, die Schauspielerin, zwei junge treffliche Künstlerinnen, die zu Karlsruhe das Licht der Welt erblickt haben, feierten im Laufe dieses Monats schöne Triumphe auf der umsichtig und geschmackvoll geleiteten Bühne ihrer Vaterstadt, wohin sie, die eine von Wien, die andere von Dresden, zu Gastdarstellungen gekommen waren. Man hat die artistischen Leistungen beider Damen nach Gebühr gewürdigt und besprochen, und sie verließen Karlsruhe mit dem schönen Bewußtsein, daß, dem Sprüchworte zum Trotz, eminente Productionen auch in der Heimath Anerkennung finden. Wenn nur die schlechten Poeten ihre ungewaschenen und ungeweihten Mäuler gehalten hätten! Kaum hatten sich beide Mädchen sehen und hören lassen, stracks setzten die jämmerlichen Versemacher ihre verhängnißvollen Gänsekiele in Bewegung und belästigten das Publikum mit höchst erbärmlicher Reimerei. Einer dieser Zelfige zwitscherte seinen abgeschmackten Willkomm im allemannischen Dialekt, der seit Hebel Mode geworden. Die Karlsruher Zeitung, eine wahre Cloake, nimmt all diesen Unrath bereitwillig auf, und wer die faden Dichter des Haardtwaldes kennen lernen will, darf nur einige Jahrgänge dieser köstlichen Zeitung durchblättern, die lange Jahre — bereits vor der Sündfluth — in Quart erschien, auf einmal aber in Folio und seit dieser Zeit ist auch der Verleger derselben ein Narr in Folio, denn er hält sein Blatt für das erste des Continents. Jedem Narren gefällt seine Kappe und es ist dem trefflichen Manne, auf den hier angespielt wird, nicht zu verdenken und zu verargen, daß er seine Zeitung so lieb hat, denn sie ist die Kuh — was selbst in der zweiten Kammer anerkannt wird — „die ihn mit Butter versorgt!“ — Neulich hat ein junger Mann einen andern, der, wie man sagt, von des ersteren Familie übel geredet hatte, auf der Straße ermordet, und ein bis zur Raserei verliebter Bedienter oder Auslaufer, der weder Shakspeare noch Calderon kennt, hat einem Dienstmädchen, das nichts mehr von ihm wissen wollte, den Hals abgeschnitten. Leben wir in Andalusien oder in Schwaben? Ist Karlsruhe Sevilla? Das kann ihm sein bester Freund, sein ärgster Feind nicht nachsagen. Er habe die Dirne nur verunstalten wollen, soll der Delinquent im Verhör gesagt haben, damit ihr und andern die Liebschaften vergingen, damit die sogenannten Bekanntschaften, die für einen eifersüchtigen Liebhaber allerdings gefährlichen Näschereien Anderer aufhörten. Othello sitzt in Banden in dem gelben Thurme von Karlsruhe, und wird entweder geköpft oder kommt auf sein Lebtag ins Zuchthaus. — Ich habe das weit und breit berühmte Ulmer Gebräu wieder einmal an der Quelle versucht. Gleich andern Städten ist auch Ulm darauf bedacht, seine alten Denkmale zu erhalten und zu erneuern. Ein schimmernder Beweis davon stellt sich auf dem Marktplatze dar: der Brunnen daselbst, wohl der schönste der Stadt, ein Werk jenes Jörg Syelin, der auch die berühmten Chorstühle im Münster geschnitzt hat, ist seit einiger Zeit nun gereinigt und bemalt: die drei Geharnischten schauen mit ihrer reichen Vergoldung und aus ihren Nischen mit blauem Grunde so stattlich auf die plätschernden Wasserstrahlen herab, und die leichten gothischen Zierrathen, die sich um die Pyramide winden, sind so vollständig, als hätte der Meister nicht 1482, sondern 1840 die letzte Hand angelegt. Könnte doch vom nahen Rathhause mit seinen Fürstenbildern, könnte vom Münster, das mit dem kölner Dom wetteifern darf und gleich ihm nur Ruine ist, das Gleiche gesagt werden. Im Innern zwar verschwindet gegenwärtig das labyrinthische Gerümpel der bisherigen Stühle, lichter Ordnung tritt an seine Stelle; was nun gefertigt ist, hat hübsche gothische Verzierungen und mitten durch das Hauptschiff wird ein breiter Weg gelegt, schachbretterartig zusammengesetzt aus schwarzen und weißen Platten von hydraulischem Kalk. Aber was sonst geschieht, ist wenig, beinahe nichts. Mit Eisen, Kalk und Blei haben die alten Werkmeister das kühne Heer von Spitzen und Rosen felsenfest an die Quadern befestigt, aber das festeste Menschenwerk ist dem Zahne der Zeit nicht gewachsen und zuweilen wirft der Sturm ein morsch gewordenes Stück herab. Es mag etwas übertrieben sein, wenn ein Sachkundiger die Wahl stellt, ob man jährlich zehntausend Gulden verbauen wolle oder den Thurm einmal der Stadt über den Kopf fallen lassen, was freilich nicht angenehm wäre; das wird Niemand leugnen, daß vielleicht in zwanzig Jahren hunderttausend Gulden nothwendig sind, wo man jetzt mit dem Viertheil reichen würde. Ein Münster, wie dieser, ein Fürst unter den Gebäuden, wäre wohl einiger Capitalien jährlich werth und eines Leibarztes, der für sein Wohlbefinden zu stehen hätte. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 161. — den 19. August 1841.

Redacteur: Dr. J. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

(Fortsetzung.)

Mit triumphirender, heller Stimme endigte sie die letzte Strophe; ihre Züge belebten sich, vielleicht bei dem Gedanken an „die letzte Stunde" — ihr Auge flammte wie verklärt, wohl bei dem Gedanken an eine selige Bundesfeier droben; — plötzlich aber befiel sie ein Zittern, die Harfe entglitt ihren Händen, scheu neigte sie das Ohr nach dem Fenster, in dessen Nähe sie saß, und achtete weder auf den schallenden Applaus der Zecher, noch auf meine schmeichelnden Worte. Ein dumpfes Geräusch brauste von der Straße herauf; geisterbleich erhob sich Marie von ihrem Sitze und öffnete das Fenster — der heulende Sturm schlug die lange, weiße Gardine um ihre schlanke Gestalt, ich faßte die Wankende in meine Arme, ich vernahm deutlich ihre ungestümen, raschen Herzschläge, während ihre eiskalte Stirn meine Wange berührte. Jetzt stieß der Wächter ins Horn, viele Stimmen riefen: „Feuer! Feuer!" und die Glocke des Thomasthurmes wimmerte hoch in den empörten Lüften die Schreckenskunde nach. — Der Wirth stürzte bleich ins Zimmer: „Es brennt, meine Herren, es brennt! ganz in der Nähe, am Markte!" — „Fort, hinaus!" rief der Heidenspieler, nach seinem Hut greifend. Der Bussо leerte schnell sein Glas und that ein Gleiches. „Nimm mich mit," lallte er, „hörst Du, Götz?" — Dieser stand schon in der Hausflur und donnerte mit seinem Stock an die noch geschlossene Thüre. Sämmtliche Gäste drängten und stießen sich lärmend im Dunkeln durcheinander. Nun erschien der Wirth mit Licht und dem Hausschlüssel. Eilig stürmten die vom Wein Erhitzten hinaus; der Bussо schleppte sich etwas mühsam nach; vor den Fenstern rief Richard meinen Namen und folgte dann den Andern.

Ich befand mich mit Marien allein im Zimmer. Als sie sich in meinen Armen wieder regte, führte ich sie nach ihrem Sitze zurück. Der Lärm auf der Straße dauerte indessen fort; die Fußtritte der zu Hülfe eilenden oder schaulustigen Menschen, der Hufschlag der Rosse, das Rasseln der Spritzen, das Gepolter der Sturmfässer, Waffengeklirr, Commandoruf — all' diese erschreckenden Heroidstimmen der nächtlichen Gefahr machten auf Marien den furchtbarsten Eindruck. Sie barg ihr Haupt an meine Brust und wimmerte wie ein geängstetes Kind. Ich ahnete, daß dies eine ganz eigene Bewandniß haben müsse, aber alle meine Fragen deshalb blieben unbeantwortet; ihre Aufregung, die allmälig wieder in eine Art von Ohnmacht, oder wenigstens in höchste Erschöpfung überging, gestattete ihr nicht, zu sprechen. Ich nahm frisches Wasser und besprengte ihr Antlitz; allein mein Versuch hatte nicht die gewünschte Wirkung, vielmehr veranlaßte er bei Marien ein plötzliches Nervenzucken. Sie fuhr mit den Händen abwehrend nach Augen und Stirn und redete wie im Traume. — Ich rief nach dem Wirth, er hörte mich nicht. Mehr sie tragend als führend, brachte ich Marien in das ruhig gelegene Spielzimmer auf ein Sopha und schloß dann



Digitized by Google

die Thüre. Nah an die arme Erkrankte gerückt, beobachtete ich jede ihrer Bewegungen. Ihr Athem schien ihr die Brust sprengen zu wollen, krampfhaft drückte sie meine Hand, wie mit dem Tode ringend; ihre Züge waren in der schmerzlichsten Thätigkeit. Endlich ging der heftige Anfall vorüber — sie schlug die Augen auf, ihr Blick blieb dankend an mir hangen. „Ist mein Kind gerettet?" fragte sie leise. Ich schauderte zusammen, jetzt konnte ich mir erklären, weshalb sie der Lärm so furchtbar erschreckt hatte, weshalb sie selbst von den harmlosen Worten des Heldenspielers, der ihre erröthenden Wangen mit einer aufflammenden Feuersbrunst verglichen hatte, so gewaltig erschüttert worden war. „Erinnere Dich, wo Du bist, Marie!" sprach ich. Da schrie sie auf und warf sich erschreckt in meine Arme. — „Rette mich vor ihm!" ächzte sie. Ich meinte, sie sähe ein Gespenst. Das Zimmer war spärlich erleuchtet — als ich mich wendete, sah ich an der Thür einen dunklen Schatten schleichen. „Wer ist hier?" rief ich mit starker Stimme. Die Schattengestalt entfernte sich, heftig die Thür hinter sich ins Schloß werfend. Indem durch dieselbe einen Augenblick das Licht aus dem andern Zimmer hereinfiel, erkannte ich jenen Mann mit dem von wüsten Leidenschaften entstellten Gesicht, jenen hohen Dreißiger, welchen wir schon oben flüchtig erwähnt haben. Durch den neuen Schreck schien Mariens Fieberreiz gebrochen; — gewaltsam ihre Kräfte sammelnd, richtete sie sich auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und nach einer langen Pause, die ich nicht zu unterbrechen wagte, flüsterte sie: „Es ist vorbei, es war ein Traum, nun bin ich wieder ganz ruhig. — Lieber Herr," fügte sie hinzu, „ich habe sie gequält durch meine thörichte Aufregung, verzeihen Sie mir, und jetzt, ich bitte, gönnen Sie mir wenige Minuten, mit mir allein zu sein, damit ich mich völlig fasse." — Ich wollte Einwendungen machen, aber sie wiederholte ihre Bitte mit so rührender Stimme, daß ich nicht widerstehen konnte. Schweigend verließ ich sie und ging in das andere Zimmer zurück.

Auf dem Stuhle, wo Marie vorher gesessen, saß der unheimliche Mann, gegen den sie einen so großen Widerwillen gezeigt. Er erhob sich bei meinem Erscheinen und trat mir entgegen. „Die Trotzköpfige," sprach er mit bitterem Ausdruck, „will noch immer kein Wort von mir hören. Sie verabscheut mich, und ich mein' es wahrlich nicht übel mit ihr!"

„Aber erklären Sie mir, mein Herr —"

„Es ist nichts Neues! Sie liebte einen Andern als mich — bald brachen schlimme Tage für sie an — ihr Liebster starb in Verzweiflung, ihr Kind kam um und sie herunter — ich blieb ihr treu, ich liebte sie nun einmal — aber sie verschmäht mich hartnäckig. — Das ist die ganze Geschichte! Wollen Sie Näheres über die Verhältnisse erfahren, so erkundigen Sie sich bei der Alten, die sie bei sich hat. Was kümmert mich ihr ferneres Schicksal? Ich reise wieder hinaus in die weite Welt, wie ich es schon oft gethan." —

Nach diesen Worten hüllte er sich in seinen Mantel und ging. An der Thür begegnete er der Alten, von der er eben gesprochen, und an der er schnell vorübereilte, ehe sie ihn erkannte. „Wo ist Marie?" fragte sie angstvoll, halb zu mir, halb zu dem ihr folgenden Wirth gewendet.

„Vielleicht mit beim Feuer," antwortete dieser. „Wer weiß, die Weiber sind neugierig —"

Ich gebot ihm mit einem Zeichen der Hand Stillschweigen, worauf er auch sogleich mitten in der Rede abbrach. Die Alte wiederholte ihre Frage nach Marien, indem sie betend die Hände faltete.

„Nicht so laut," entgegnete ich leise, „sie schläft, — dort in dem andern Zimmer."

„Schläft?" erwiederte der Wirth gedehnt mit zweideutiger Miene. Ohne auf ihn zu achten, legte ich mein Ohr an das Schlüsselloch. Alles war todtenstill. „Sie scheint ruhig zu schlummern, und wir wollen sie jetzt nicht aufwecken," fügte ich hinzu.

„War ihr Schreck stark, als die Sturmglocke anschlug? O, das wird ihrer Gesundheit wieder einen schweren Stoß gegeben haben!" versetzte die Alte weinend. „Das arme, gute Kind!" Sie trocknete sich die Thränen ab und sprach zu mir: „Ich bin nämlich die Dienerin Mariens; als ich den Feuerlärm hörte, hab' ich mich schnell aufgemacht und bin hierher geeilt. Ich habe sie nicht verlassen seit ihrer zartesten Kindheit. Wir haben viel, viel zusammen erlebt, und nun — ach, ich möchte mir die alten Augen aus dem Kopfe weinen! — nun hab' ich nicht einmal die Hoffnung, daß sie mich überleben werde. Daß ich's sagen muß! Aber ich sehe, was ich sehe, guter Herr — sie verbirgt es nur vor den Leuten und auch vor mir, wie krank sie ist!"

Nun weinte die Alte wieder reichliche Thränen und ließ ihr wankendes Haupt auf die Brust niedersinken. Ich selbst fühlte mein Auge feucht werden und trat einige Schritte von ihr hinweg, durch das Fenster in die dämmernde Nacht starrend. Der Sturm hatte nachgelassen — das Feuer schien gedämpft, denn die Militär-

Digitized by Google

patrouille marschirte eben wieder zurück. Auch die Glocke war verstummt und die Laterne auf dem Thurm ausgelöscht. „Es mag wohl mehe Lärm als Gefahr gewesen sein!“ sagte ich halblaut und kehrte mich um. Die Alte seufzte tief und erwiederte. „Was hilft es? Für Marien wird es doch die übelsten Folgen haben.“ Nachdem sich der Wirth entfeent hatte, that jene einige Fragen über meine Person, aus denen ich wohl abnehmen konnte, daß Marie schon zu Hause über mich gesprochen haben mochte.

„Ich vermuthete sogleich,“ sprach die Alte lächelnd, als ich ihr eine flüchtige Antwort gegeben, „daß Sie der gute, theilnehmende Herr sein müßten, den ich so lieb gewonnen, ohne ihn gesehen zu haben. Ja, Marie hat mir von Ihnen erzählt und, wahrlich! sie hat recht — je mehr ich Sie ansehe, desto auffallender teitt die Aehnlichkeit hervor —“

Sie hielt einige Augenblicke inne und betrachtete mich mit schmerzlicher Aufmerksamkeit. Darauf fuhr sie fort: „Er ist nun längst dahin, droben im Himmel, wo ihn Marie wiedersehen wird.“

Ich bat die Alte, etwas ungeduldig, zusammenhängendee zu erzählen. Da besann sie sich eine Weile und schien unentschieden, ob sie reden solle oder nicht. „Nun, wenn Mariens Schicksale ein Gehelmniß bleiben sollen,“ sprach ich, mich niedersetzend, „so sei's; schweige, ich deänge Dich nicht.“

„Nein, guter Herr,“ erwiederte Jene, „vor Ihnen, brauch' ich kein Hehl zu haben, und es ist gut, daß Jemand im frembden Lande weiß, wie es mit dem armen Mädchen steht. Man muß sich auf Alles gefaßt machen, Marie kann schnell einmal hinübergehen, Sie werden dann den Leuten, die ihren Harfengesang vermissen, sagen können: ‚Ich kannte sie, sie war ein treues, unglückliches Geschöpf — ihr Leib ruht in kühler Erde, aber ihre Seele ist bei den Engeln.‘ So weeden Sie sagen können, und das wird mie eine Beruhigung sein.“

Und nun erfuhr ich Folgendes, das ich in der Kürze wieder erzähle.

„Maeie, die gleich nach der Geburt eine Waise geworden war,“ begann die Alte, „wuchs auf einem nicht weit von der Residenz eines kleinen Fürsten gelegenen Gute bei braven Leuten auf, die keine Kinder hatten und sich nach einem lieben Töchterchen sehnten. Marie ward von ihren Pflegeeltern, zu denen ich in Dienst getreten war, innigst geliebt, doch flößte sie ihnen manche Besorgnisse ein; sie war ein seltsam träumerisches Kind, sprach wenig, und wenn sie sprach, in wunderbaeen, räthselhaften Ausdrücken. Dabei war sie bleich und schwächlich, und erst etwa im zehnten Jahre fing sie an, ein blühenderes Ansehen zu erhalten. Ein an sich geringfügiger Umstand brachte eine sehr große Veränderung in ihr hervor. Ihre Eltern nämlich bescherten ihr an ihrem Geburtstage eine kleine Harfe; von einer solchen hatte sie oft vorher gesprochen und den Wunsch geäußert, das Instrument spielen zu lernen. Merkwürdiger Weise hatte sie in der Gegend des Herzens ein röthliches Mal, das unverkennbar die Gestalt einer Harfe zeigte. Marie klimperte nun den ganzen Tag und sang dazu, und da sie ein entschiedenes musikalisches Talent kundgab, so empfing sie Unterricht und machte bewundernswürdig schnelle Foetschritte. Mit der Befriedigung ihrer Seele erstarkte ihr zarter Körper; Marie reifte in holder Schönheit dem jungfräulichen Alter entgegen; sie hatte noch nicht das funfzehnte Jahr zurückgelegt, als sie schon die Blicke dee jungen Herren auf sich zog. Ich aber hütete sie furchtsam vor diesen gefährlichen Blicken, und nährte, wie ich konnte, ihre Neigung zum Harfenspiel, damit sie darüber alle andern Zerstreuungen vergessen möge. So geschah es auch in dee That. Ich lehrte sie Lieder, die ich in meiner Jugend gehört, und leider, leider! ward eins von ihnen später durch seinen trüben Inhalt ihr Lieblingslied.“

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Oberdeutschland. (Beschluß.)

[Donauschifffahrt; Befestigung Ulms; Waldleben.]

Man vernimmt Stimmen, die meinen, das kürzlich besprochene heilbeonner Steinschiff sollte lieber zu Land nach Ulm gehen statt zu Wasser nach Köln; aber wer kann demjenigen geben, der seinen Schatz selbst für das eigene Bedürfniß verschlossen hält! Wenn einmal auf dem schönen Münsterplatze die Meißel erschallen, dann ist es auch für Andeee Zeit daran zu denken, daß in Ulm ein Kunstwerk steht, woeauf Deutschland stolz sein daef, dem in Obeedeutschland keines den Rang streitig machen könnte, wenn es den Deutschen veegönnt gewesen wäre, ihre kühnen Weeke zu vollenden. — Vergebens fragt man noch immer nach den Dampfschiffen, welche dem stolzen Donaustrome, seinen fruchtbaren Ufeen und der regsamen, rührigen Stadt so wohl anständen. Wie ganz anders müßte der alte, niemals unteedrochene Gewerbfleiß der letzteren aufblühen, wenn statt der Bretterdarken, die nur einmal abwärts die Fahrt machen und dann verkauft werden, aus Baiern, Oesterreich, Ungarn und von den Küsten des schwaezen Meeees Rückfeacht kommen könnte! Stünde es im Buche des Schicksals geschrieben, daß Moegenland und Abendland ihre alte Verbindung auf den alten Handelswegen erneuern sollten, dann

würden auch für Ulm die Tage des frühern Glanzes wiederkommen; aber zuvor schon wäre frische Regsamkeit von Nöthen, damit nicht andere Städte, wenn auch von Natur und Geschichte weniger begünstigt, die Adern des Verkehrs auf künstliche Weise ab- und zu sich herantenken. Würtemberg ist ja in Betreff des Handels nicht so begünstigt, daß es ruhig zusehen dürfte, wenn die Nachbarn sich anstrengen. — Die bevorstehende Befestigung Ulms hat neulich den kaiserlichen General Rodizki, den Präsidenten der Militärbehörde am Bundestage, hieher geführt. Der Zweck seines Aufenthalts gab aufs neue von diesem Plane zu reden, der, auch abgesehen vom Fall eines Krieges, für Stadt und Umgegend mannigfach veränderte Verhältnisse herbeiführen muß. Einstweilen aber ist noch alles still und friedlich: weder Schanzgräber noch Ingenieure haben sich bis jetzt blicken lassen, und die achtzig würtembergischen Pioniere, die, dem Herkommen gemäß, in den Sommermonaten die Ufer der Donau besuchen und auf derselben in ihrem Berufe eingeübt werden, sind das Einzige, was für jetzt an diesen Zweig der Kriegskunst erinnert. Die schwäbische Alp enthält herrliche, entzückende Partien, die dem Naturfreunde unvergeßlich sind. Die Hochebene ist von einigen Längethälern so wie von einem größeren Querthale und einer Unzahl kleinerer Thäler so durchschnitten, daß nur eine Reihe schmaler Bergrücken übrig bleibt, welche durch die Gleichheit ihres Niveaus und den vollkommenen Parallelismus der Erdschichten bezeugen, daß sie einst ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Hier rauscht ein Waldbach aus der Schlucht hervor, dort gleitet er über Floßbahnen hinab und treibt eine Reihe von Mühlen, die aus der dichten, üppigen Baumvegetation wahrhaft malerisch auftauchen. Neben einer derselben hat ein anderer Waldbach in wildem Sturze mächtige Felsblöcke hinabgeschleudert und eine phantastisch aufgethürmte Trümmerwelt hingeworfen. Unten winden sich die klaren Gewässer im engen Felsbette um herabgestürzte Steinblöcke, dort hüpfen sie über niedliche Cascaden hinab, während am Ufer die schönsten Kinder der süddeutschen Flora, die Eiche, die Buche, die Erle, die Birke, Esche, Ahorn, Ulme und Zitterpappel sich zusammenschaaren, um wetteifernd ihre köstlich erquickenden Schatten zu spenden. In diesen glücklichen Regionen findet der von den Wirren und Zwisten des Lebens Verfolgte und Gedrückte den Frieden, die heiß ersehnte Ruhe; hier reichen des Müllers lachende Kinder, die „treuen Töchter der frommen Natur," dem Dürstenden den Labetrank. Am Fuße der alten Burg Waldenstein, der weinumrankten, deren Mauerreste jetzt bescheidene Häuschen tragen, erweitert sich die Schlucht zum freundlichen Wiesenthal und der Bach fließt durch grüne Auen zwischen den Wellenlinien der Rebenberge hin, bis er sich zwischen Haubersbronn und Schorndorf mit der Rems vereinigt. Die verschiedenen Waldbäche bergen treffliche Edelkrebse und Forellen, deren Fang an wetteifernde Liebhaber verpachtet ist. Manche Thäler haben einen überaus kalten Hauch und sind mit Sommergräsern überwachsen.

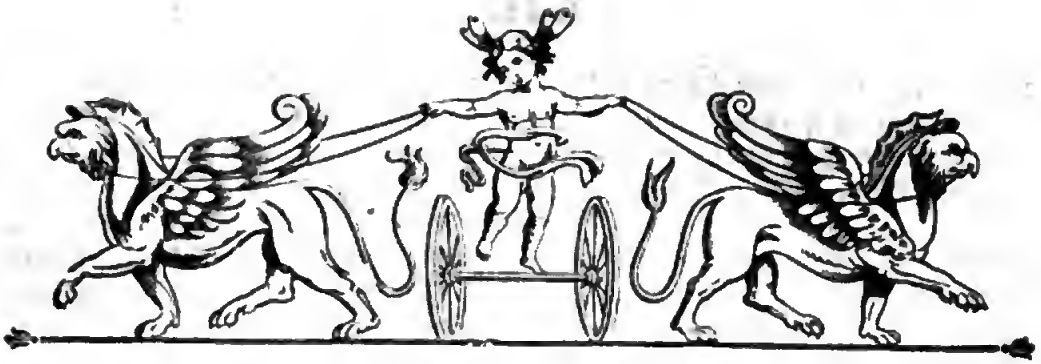
Der Winter bringt, mit seltenen Ausnahmen, gute und lang anhaltende Schneebahnen; dann beginnt ein äußerst reges Leben auf dem Walde und zahllose Holzschlitten, dieses einfachste Fuhrwerk der Welt, mit Menschen und Holzscheiten beladen, glitschen im Trab und Galopp nach allen Seiten hin. Schlimmer ist das Frühjahr, in welchem sich Frost und Schneegestöber so weit hinausziehen, daß nur die volle Sonnenhöhe die guten Tage bringt und das Wort Frühling dem Munde des Volkes fast entschwunden ist. Auf die Gesundheit äußert dieses Klima insofern eine höchst günstige Wirkung, als die beständige Luftbewegung nicht leicht Epidemien von einiger Intensität aufkommen läßt, oder die schon entwickelten unversehens wieder wegbläst. — Für die Anwohner des Bodensees war der achtzehnte Juli ein Tag des Schreckens und der Angst. Bei heißem Sonnenschein brach in der Frühe der Föhnwind mit beispielloser Heftigkeit aus und die Wellen des Sees wurden haushoch aufgetrieben, so daß die angrenzenden Wege und Straßen gänzlich überschwemmt wurden. Wie die tobenden Wogen ganze Stücke Erdreich, zum Theil mit Gebüsch und Anpflanzungen, wegschwemmten, so entleerte der Sturm weit landeinwärts die Bäume ihrer Früchte, riß auch manche mit der Wurzel ganz aus. Außer einem Schiff, das am Ufer zerschellte, hat man von keinem Unglück auf dem See gehört, und das von Lindau zu einer Spazierfahrt ausgelaufene Dampfboot Ludwig, welches wegen zahlreicher Theilnahme ein Schleppschiff genommen hatte, dessen Tau im Strome abriß und bei seinem Wiederauffangen die oberen Kajüten des Ludwig zum Theil einstieß, kam sammt seinen sehr zahlreichen Passagieren mit der Angst davon. Der heiße Luftstrom aus Süden erzeugte nicht nur bei Menschen Mattigkeit und Beklemmung, sondern es schien auch das Laub der Bäume so zu sagen erlahmt. Man ist begierig zu erfahren, ob dieser Sturm mit einem gleichzeitigen auf dem Mittelmeere oder in Italien in Verbindung steht, und ob sich dadurch die Meinung bestätigt, daß der oberdeutsche und helvetische Föhn, dessen auch Schiller im Tell erwähnt, eine Fortsetzung des Sirocco sei. — An demselben unheilbringenden Tage wurde das Dorf Fürstenberg bei Donaueschingen ein Raub der Flammen; ein einziges Häuschen ist stehen geblieben; über fünfzig Gebäude, die Kirche mit eingerechnet, liegen in Asche. In vielen Bezirken werden milde Beiträge gesammelt, um den Verunglückten, den Armen Brod und Obdach zu verschaffen.

## Notiz.

[Hr. Krummacher. Briefstich aus Berlin.]

Durch das Anathema, das Hr. Krummacher vor einiger Zeit von einer Kanzel in Bremen schleuderte, erregte er weit und breit Unwillen und Achselzucken. In Berlin trat er vorsichtiger auf. Er hielt eine gemäßigte Predigt und erklärte, daß unter den dortigen Kanzelrednern ihm Jonas, der nichts weniger als von des Eiferers Farbe ist, am meisten gefallen habe. Welche Constellation muß Hr. Krummacher dort gesehen, oder wenigstens zu sehen geglaubt haben? — Er ließe sich wohl gar herab, eine Anstellung in dem sündlichen Berlin anzunehmen? Der gerade Weg ist vielleicht für Hrn. Krummacher nicht der nächste? △.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 162. — den 20. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

(Fortsetzung.)

„Marie hat uns das Lied heut gesungen," versetzte ich.

„Wie?" fragte die Alte verwundert, „sie hat es gesungen?"

„Ja; wenn es so lautet," antwortete ich,

„Ich verloren, Du verloren —"

Die Alte ließ mich nicht ausreden. „Sonderbar, sonderbar!" entgegnete sie, „sie hielt das Lied sonst vor Allen geheim. — Doch lassen Sie mich fortfahren. Marie schien dazu bestimmt, Diejenigen, die ihr am nächsten standen, zu Grabe tragen zu sehen — auch ihre Pflegeltern starben kurz hintereinander beide, und Marie war von Neuem eine Waise. Weinend zogen wir zu einer Verwandten der Verstorbenen, die in Franken lebte und uns mit herzlicher, aufrichtiger Theilnahme aufnahm; denn sie ist eine gute, schlichte Wittwe und meint es mit Jedermann redlich. Sie betrachtete Marien als ihre Nichte und war sorgfältig für deren Ausbildung bedacht; aber sie verstand das ungewöhnliche Mädchen nicht und peinigte es oft ohne schlimme Absicht mit ihren Erziehungsmaßregeln. Vorzüglich hatte sie einen großen Widerwillen gegen Mariens Harfenspiel; bald konnte diese nur verstohlen ihre süßeste Neigung befriedigen. Sie ward wieder bleich, verlor ihren frohen Sinn und ließ besorgen, daß ihre Blüthe völlig hinwelken möchte. Die gute Tante ahnte die Ursache nicht, und als ich endlich vermittelnd einzuschreiten im Begriffe stand — —"

Bei diesen Worten brach die Erzählende ab und starrte mit schmerzvollem Blicke zu Boden.

„Nun? Sprich," mahnte ich, begierig, das Weitere zu erfahren. Jene hob jetzt lauschend das Haupt. „Horch," flüsterte sie, „mich däucht, die Schlummernde regt sich. Ein andermal, guter Herr, will ich in meinem Bericht fortfahren. Der Tag graut, wir müssen nach Hause."

Damit ging sie nach der Thür des Nebenzimmers. Sie ward geöffnet und Marie trat heraus, wie eine Geistergestalt. Sie lächelte, da sie die Alte bemerkte und reichte ihr die Hand, dann auch mir und sprach: „Sie haben sich meiner so liebreich angenommen, wie soll ich Ihnen danken?"

Ich versicherte sie, wie gern ich immer bereit sein würde, ihr hülfreich zu sein, so viel ich vermöchte.

Sie neigte leicht das Haupt und hüllte sich fröstelnd in ihr Tuch. „Marie," sprach die Alte besorgt, ihr einen Mantel umlegend, den sie mitgebracht, „wahrhaftig, Sie haben Fieber!"

„Laß gut sein," entgegnete jene ruhig lächelnd, „es ist nur ein Schauer, weil ich geschlafen habe. Komm jetzt, wir wollen eilen."

Sie wendete sich zum Gehen. Im Vorzimmer saß der Wirth auf einem Stuhl und schnarchte. Wir ließen ihn sitzen und schlichen davon. Ein Dienstmädchen öffnete eben die Hausthür. Die Morgenluft wehte uns kalt entgegen. Marie zitterte vor Frost an allen Glie-



Digitized by Google

dern, ihre Augen waren eingefallen, ihre Lippen bleich; mit haſtigen Schritten, ohne zu ſprechen, ging ſie an meiner Seite. Bald hatten wir ihre Wohnung erreicht. Die Alte öffnete; an der Treppe nahm ich von Marien Abſchied.

„Auf Wiederſehen, Marie!“ ſprach ich, ihr die kalte Hand küſſend. Sie ergriff meine beiden Hände und drückte ſie lebhaft. Ihr fieberhafter Froſt verſagte ihr die Worte! Mit einem unbeſchreiblichen Blicke ſchied ſie von mir.

Langſam trat ich jetzt den Rückweg nach meiner Wohnung an. Mit hohlen Augen ſchaute mich das Haus an, in dem es gebrannt hatte, und an dem ich vorüberkam. Schwarzes Gebälk lag auf der Straße, das einige Handarbeiter bei Seite zu ſchaffen beſchäftigt waren. Ich beſchleunigte meine Schritte und gelangte an meine Wohnung, da eben der Wächter, mit welchem ich und Richard in der vergangenen Nacht geſprochen, die vierte Stunde abrief. Darauf ſang er eins ſeiner Morgenlieder, womit er ſein nächtliches Geſchäft beſchloß. Während ich die Hausthür aufſchloß, hörte ich noch die Worte:

„Verſchwunden iſt die dunkle Nacht,
Nun auf ihr Chriſten und erwacht,
Euch iſt der Tag beſchieden!
Und wer nicht hört mein Morgenlied,
Und wer den Tag nicht wiederſiehe,
Der ruh' in Gottes Frieden.“

— — Richard ſchlief feſt und athmete aus tiefer Bruſt, als ich in unſer gemeinſchaftliches Schlafgemach trat. „Wer weiß,“ dachte ich bei mir, „ob der auch nicht plötzlich einmal die Nachtruhe fortſetzt, ohne Athem zu holen!“ — Richard war ſeit längerer Zeit bruſtkrank, und obgleich das Uebel an ſich nicht gefährlich war, ſo drohte es doch ſich zu verſchlimmern, da er von ſeinem unregelmäßigen Leben auf keine Weiſe abzubringen war. — Ich warf die Kleider von mir und mich ins Bett. Erſchöpft ſchlief ich bald ein; aber es war ein wüſter, unerquicklicher Schlaf, aus dem ich erwachte, da die Morgenſonne ſchon hoch heraufgerückt. Richard ſtand in ſeinem ziemlich unſcheinbaren, ſchadhaften Schlafrocke vor mir und declamirte:

„Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.“

Er lachte, als ich mich mißmuthig, heftiges Kopfweh empfindend, aufrichtete. „Iſt Dir die Sonne fatal? Die eiferſüchtige Coquette wirft ſtechende Blicke auf uns, daß wir es lieber mit Luna als mit ihr halten. Wir verhöhnen ſie aber und bleiben unſerer Liebe treu. — Na, ſteh' auf, ich habe ſchon einen Weg von zwei Stunden zurückgelegt — nämlich im Zimmer. Iſt Dir's gelegen, ſo frühſtücken wir ſelbander. Es iſt nichts troſtloſer als die Nüchternheit am Morgen, obgleich ſie“ — ſetzte er ſchnell hinzu — „auch bei Nacht zu verwerfen iſt.“

Ich ſagte ihm, daß ich jetzt wegen entſetzlicher Kopfſchmerzen zu nichts aufgelegt ſei; ich bedürfe Ruhe und wolle einige Briefe ſchreiben.

„Wie Du willſt,“ verſetzte er, ſeinen Rock anziehend. „Ich ſehe ſchon, mit Dir wird bis Mittag nichts anzufangen ſein. Ich meinerſeits ſehne mich nach Menſchen und Unterhaltung. Bei Tiſche finden wir uns doch wieder zuſammen? — Apropos! Wie weit biſt Du mit Marien gekommen?“

„Die Arme,“ erwiederte ich ernſt, „iſt von dem Schreck, den ſie gehabt, bedenklich erkrankt; ich fürchte überhaupt —“

— „Daß ſie nicht viel älter werden wird?“ ergänzte Richard, ſich auf die Unterlippe beißend, „die Ruhe wär' ihr zu gönnen; ſie ſcheint zu etwas Beſſerem geboren, als auf den Meſſen mit ihrer Harfe herumzuziehen. Verwünſcht, daß man kein Millionär iſt! Soich ein Geſchöpf in glückliche Verhältniſſe zu bringen, müßte eine Freude ſein! Nun, in der Welt iſt einmal Alles verkehrt, aber man muß auch aus den Diſteln Honig zu ziehen verſtehen; wer ſie als Hausmannskoſt mit Stumpf und Stiel genießt, iſt ein Eſel. Adieu!“ —

Er eilte ſingend fort. — Sein humoriſtiſcher Uebermuth, dacht' ich, ihm nachſehend, hebt ihn leicht über die dunklen Stellen des Lebens hinweg, die mancher Andere ſo lange anſtarrt, bis ſein Auge das Licht nicht mehr vertragen kann. — Ich ſetzte mich an den Schreibtiſch. Richard ſcherzte draußen noch eine Weile mit dem Dienſtmädchen und ſtolperte darauf huſtend die Treppe hinab.

Es mochten wohl mehr als zwei Stunden verfloſſen ſein, während welcher ich in einem langen Briefe an einen Freund ein rein wiſſenſchaftliches Thema abgehandelt, um, was mir auch gelang, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, als ich die Feder niederlegte, aufſtand und, im Zimmer auf- und abgehend, das Geſchriebene noch einmal zu überdenken anfing. Ein Blick auf die Straße zog mich davon ab; ich öffnete das Fenſter und ſchaute auf das bunte Meßgewühl hinab. Mit Behagen bemerkte ich, daß mich meine Migräne völlig verlaſſen hatte. Die Bilder der Nacht zogen mir traumhaft, doch flüchtig durch den Sinn, ſo daß

Digitized by Google

es mir nicht schwer wurde, sie zurückzuweisen, wenigstens ihnen einen tiefern Einfluß auf meine Stimmung zu verwehren. Zum Ueberfluß ging eben der Baßpuffo an meinen Fenstern vorüber. Lächeln mußte ich über seine verdrießliche Miene, die ihren Grund in der Widersetzlichkeit seiner Füße haben mochte. Er stemmte sich kräftig auf seinen starken Stock und schnitt bei jedem Tritt ein Gesicht, das wie eine schlechte Handschrift eines Receptes gegen das Podagra aussah. Dabei zerrte er an seiner unordentlich zugeknöpften Weste, als ob er das Corpus delicti, seinen Bauch, zu verdecken beflissen wäre. Als ihm ein Bekannter begegnete und ihm die Hand zum Gruße bot, empfing sein aufgedunsenes Antlitz all' seine ursprüngliche Laune wieder. Er machte wahrschtinlich Witze über seinen eigenen Zustand, denn der Andere lachte laut auf und zeigte auf die Füße des armen Sir John Falstaff, der sich jetzt umwendete und schwerfällig und hinkend seinen Weg auf dem schlechten Pflaster fortsetzte. Wie zum Hohne begannen hinter ihm wandernde Bergleute den Walzer von Strauß, „das Leben ein Tanz," aufzuspielen. Durch das an Mißtönen ohnedies reiche Concert schallte das Schreien und Fluchen der Fuhrknechte, das kreischende Rufen der Verkäufer und Verkäuferinnen, das Geraffel der Wagen, das Jauchzen und Pfeifen der Gassenjungen u. s. w., wozu sich die Janitscharenmusik der Gesellen in einer Klempnerwerkstätte auf das Würdigste gesellte. Ich schlug das Fenster zu, um nicht von Neuem Kopfweh zu bekommen, und griff nach einem Buche. Da ich am Abend der Darstellung des Faust beiwohnen wollte, so las ich einige Scenen desselben. Wie jedes großartige Gedicht, verfehlte auch dieses seine Wirkung nicht — ich fühlte mich bald erhoben und erleichtert, und wie ein Schleier fiel es mir von den durch die Erscheinungen der Nacht getrübten Augen. Ernstlich sann ich, ohne mich von einem empfindelnden Ausschweifen der Einbildungskraft diesmal fortreißen zu lassen, einem Plane nach, wie Marie für das Glück, mindestens die Ruhe im Leben, zu retten sein möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin, den 12. August.

[Tieck-Feier; Lortzing's „Hans Sachs."]

Wir haben am letztverflossenen Sonntage hier ein Fest zu Ehren Ludwig Tieck's feiern sehen, eine jener deutschen Verherrlichungen des Talents mittelst eines Gastmahls, bei dem es an Liedern, Trinksprüchen und Reden nicht fehlte, die freilich selten sich über den gewöhnlichen Standpunkt des guten Willens, der schlechten Verse und der gleichgültigen Schmeicheleі erheben. Ludwig Tieck ist der Gast unseres Königs, der in schöner Anerkennung seines Ruhms den Dichter geladen und seine Nähe gewünscht hat. Er wohnt in dem großen Garten und genießt die Auszeichnung, von dem königl. Hausherrn fast täglich zu dem Kreise geistreicher Männer gerechnet zu werden, welche die Abendgesellschaften im Hause des ästhetischen Philosophen von Sanssouci ausmachen. Berlin aber hat besondere Aufforderung, Tieck's Anwesenheit zu feiern. Mag es sein, daß die einem deutschen Dichter in Preußen noch nie gewährte hohe Gunst, auch manche Bedientennatur in ungewöhnliche Aufregung und Theilnahme versetzt hat, mögen die Feste, welche man kürzlich erst Cornelius und Thorwaldsen gab — und was feiert man nicht hier durch ein beliebtes Wohlthätigkeits-Zweckessen! — auch zur neuen Folge ermuntert haben: Tieck ist in diesen Mauern geboren; seine früheste Jugendzeit fällt zum Theil hierher, treue Freunde und Verwandte blieben ihm immer, auch wissen wir ja, daß zu allen Zeiten seine begeistertsten Verehrer unter uns lebten, was Müllner zu so scharfen und bitter witzigen Epigrammen benutzte. Die literarische Mittwochs- oder Montagsgesellschaft hat zudem niemals aufgehört ihn zu den Ihren zu zählen, und von dieser Societät der Herren Häring, Förster, Hagen, Raupach, Seidel, Hitzig ging auch die Festbeantragung aus, die, allgemeinen Anklang findend, eine Gesellschaft von 160 Personen zum Mahl im Saal bei Jagor vereinte. Bei den Professoren der Universität und den Beamten waren Subscriptionslisten umhergegangen, die Literaten dagegen, welche nicht zur Mittwochsgesellschaft gehören, blieben unberücksichtigt, was, dem herrschenden Cliquengeiste nach, auch zu erwarten war. Dem Himmel sei aber Dank, daß wir Männer unter uns besitzen wie Förster, Seidel und Kopisch. Wo sollten bei den vielen Festen hier von außerhalb wohl die Gelegenheitsgedichte herkommen. Ja gewiß, man würde aufhören müssen, Feste zu feiern, wenn die Vorsehung uns diese Wohlthäter nicht gegeben hätte, die unerschöpflich von Noah's Rebenstock, vom König von Thule oder vom säuselnden Wonnedrang nach der Melodie: Heil Dir im Siegerkranz, zu dichten und zu singen wissen. So geschah es denn auch diesmal; daß aber Herr Kopisch, der alle Sorten Wein durchkostet, und den Dichter mit dem Rebenstock vergleicht, ihm unter andern dabei geradezu sagt, er nicke zuweilen auch bedeutend ein, und müsse sich dann durch ein paar sehnsüchtige Rippenstöße der Schönheit aufwecken lassen, ist meines Bedünkens eine bedenkliche Stelle in dem artigen Trinkspruch. Nach den Gesängen begannen die Reden. Dr. Häring forderte den Meister Ludwig auf, eine neue Victoria zu dichten und, wie der achtzigjährige Sophokles durch seinen Oedipus die feindlichen Richter, zum Schluß durch sein bestes Werk die kritischen Feinde zu beschämen. Diesen Stich mögen die geduldig hinnehmen oder beantworten, die sich an Tieck's Ruhm und Größe vergangen haben. Tieck war sehr fröhlich an dem Abend; man sang seine Lieder, eine schöne Aufmerksamkeit, und beschloß das Fest mit Arndt's: Was ist des Deutschen Vaterland? Eine geschmackvolle Festkarte,

Digitized by Google

von Professor von Klöber entworfen, blieb den Gästen als ein werthvolles Andenken.

Im königl. Theater ist vor einigen Tagen Lortzing's neue Oper „Hans Sachs" nicht ganz mit dem Beifall gegeben worden als die frühern Productionen dieses talentvollen Componisten. Theils lag es an der nicht glücklichen Behandlung des Textes, theils an der Besetzung, die wieder durch den üblen Zustand unseres Opernpersonals bedingt wird. Herr Zschiesche mußte den Hans Sachs darstellen, Herr Fischer den Meister Steffen, denn Blume, der für diese komischen Partien noch immer unübertrefflich und ein Liebling unseres Publikums ist, befand sich auf Urlaub. Statt nun einige Tage zu warten, nachdem man ganze Monate gewartet, gab man die Oper, bei der es so viel auf durchdachtes und effectvolles Spiel ankommt, und dies blieb natürlich ganz aus, denn von Zschiesche, der sonst ein braver Sänger ist, kann man unmöglich einen feurigen Liebhaber erwarten, Herr Fischer aber war vielleicht noch trübseliger anzuschauen. Herr Lortzing hat sich mit vollem Recht bei der Regie über den Erfolg seines Stückes zu beklagen, obwohl man nicht leugnen kann, daß der Vorwurf, er wähle zu seinen Opern bekannte Schau- und Lustspiele, deren Personen ihre charakteristische Aehnlichkeit nicht verbergen können, nicht ganz abzuleugnen ist. Den Melodienreichthum und vieles Gelungene macht man auch dem Hans Sachs nicht streitig; mit einem neuen Text würde seine Musik sich gewiß auf dem Repertoir erhalten. — Viel Enthusiasmus hat das Wiederauftreten der jungen Sängerin Fräulein Grünbaum in dieser Oper erregt; nachdem die Intendanz ein Jahr lang, und nach dem Opfer mehrerer tausend Thaler für Gastspiele, sich überzeugt hat, daß Niemand für zweite Partien so schicklich und mit so trefflichen Mitteln zugleich als Schauspielerin ausgestattet ist als diese liebliche und bescheidene Sängerin. Der Antheil, welchen man mit Recht für sie nimmt, wird dadurch erhöht, daß man weiß, mit wie vielen Hemmnissen und Intriguen sie zu kämpfen hatte, so daß der rauschende Beifall und wiederholte Hervorruf gewiß auch jenen Umständen mit anging. — Von Holtei hat man eine einactige Posse: „Sie schreibt an sich selbst," gegeben, eine jener geschickt übersetzten und übertragenen Kleinigkeiten, die nicht ohne Beifall blieb.

## Notizen.

[Wernyhora.]

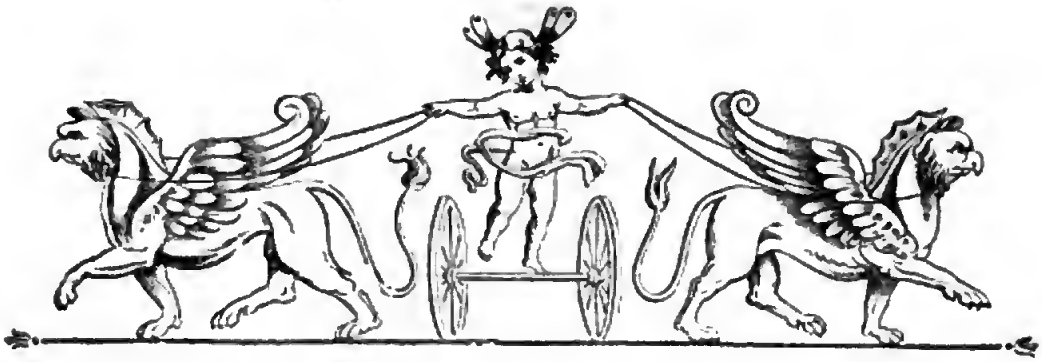
Wernyhora, der Seher im Grenzlande, eine geschichtliche Erzählung aus dem J. 1768, von Michael Czaykowski, erschien, aus dem Polnischen übersetzt, in 2 Bdn. (Leipzig, Brockhaus). Unter dem Grenzlande hat man die Ukraina (spr. Ukra-ina, nicht Ukräne, wie es die gewöhnliche deutsche Entstellung ist) zu verstehen. Der ungenannte Uebersetzer hat auch, wie er ukrainisch mit grenzländisch wiedergibt, Podolien mit dem entsprechenden Ausdruck Niederland, Polesien mit Waldland übersetzt. Die Ukraina ist der Schauplatz der geschichtlichen Erzählung, die in Umständlichkeit des Vortrags, in Zeit- und Localtreue jede Erfindung abweist. Bei der großen Theilnahme, die man jetzt ethnisch und historisch auf Rußland und alle slavischen Länder verwendet sieht, wird auch diese Darlegung der Schicksale der Kosaken und Haidamaken von Interesse sein. Bevor solche Stoffe in das Gebiet poetischer Darstellungen gezogen werden, müssen Vorarbeiten der Autopsie und der Geschichtskunde da sein. Es ist über die Geschichte der Polen im 18. Jahrhundert zuvörderst von Einheimischen selbst sehr viel noch zu leisten. Unter anderem hat die Geschichte des Adelsbundes (Conföderation) zu Bar (1768) noch keinen einheimischen Bearbeiter gefunden. Gegenwärtig ist, wie uns Michael Czaykowski in einer seiner geschichtlich erklärenden Noten erzählt, von Ludwig Nabielak, diesem unermüdlichen Arbeiter, ein reicher Stoff für diese geschichtliche Darstellung angesammelt worden; er hat denselben an einer trefflichen Quelle geschöpft, nämlich in den Archiven des französischen Ministeriums, welches zu der damaligen Zeit sehr genaue Verbindungen mit den, von ihm unterstützten Verbündeten unterhielt, in Archiven, wo das unbedeutendste Blatt Papier sorgfältig aufbewahrt ist. Von Michael Czaykowski selbst kennt man bisher „Kosakengeschichten," auf deren Noten er sich hier bezieht, um den Leser mit den Verhältnissen der Kosakenwelt bekannt zu machen. Wird die gegenwärtige Arbeit aus dem J. 1768 gut aufgenommen, so gedenkt er das Leben Nekrasa's, eines Attaman unter den zaporogischen Kosaken, der bereits in vorliegendem Werke auftritt, in einer zweiten Erzählung zu Ende zu führen. — Es ist nicht unseres Amtes, hier auf historische Forschungen und Darstellungen einzugehen. Wären die gelehrten deutschen Blätter nicht zu träge und saumselig, um von dem Ertrage neuer Arbeiten dem Publikum Meldung zu machen, so wäre selbst die kurze Notiz über Existenz obgedachten Buches hier überflüssig. Als Philosophie ist die gerühmte deutsche Wissenschaftlichkeit oft so arrogant und hohl, wie sie als Empirie steif und unbeholfen bleibt.

[Hr. Raeder auf der leipziger Bühne.]

Hr. Raeder aus Dresden gab einige Gastdarstellungen. Wir sahen ihn als Titus im Nestroy'schen „Talisman." Es steht übel um diese wiener Possen, wenn sie in Niederdeutschland gespielt werden müssen. Sie sind gleichsam losgerissen aus ihrem Zusammenhange, wenn sie des tragenden Elementes, des humoristischen wiener Dialektes enthoben werden. Ganz Wien war voll von diesem Talisman, und es gehört eben ganz Wien dazu, um diese Komik zu genießen, die übrigens hier in sprachlicher Hinsicht ein höchst ausgesuchtes Raffinement ist, und fast in Saphir'scher Wort- und Sylbendreherei besteht. — Hr. Raeder ist mehr ein grotesker Grimmassier als ein Humorist. Er hat ausgezeichnete Naturmittel, ist physisch unverwüstlich und singt sehr brav. Frln. Günther, die ausgezeichnete Soubrette der leipziger Bühne, spielt seit einiger Zeit nicht mehr mit dem sprudelnden Humor, den man sonst an ihrer Erscheinung bezaubernd nannte. Ihr Vortrag des jubelnden Volksliedes war vortrefflich.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends **163.** den 21. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

(Fortsetzung.)

So rückte die Tischzeit heran. Nach einem kleinen Spaziergange begab ich mich in das Hotel, wohin ich meinem Freund Richard zu kommen versprochen hatte. Er saß mit Morrith und dem Geiger zusammen in einem Seitenzimmer und sprach mit ihnen lebhaft über die Kunst. Ich bat sie, sich nicht unterbrechen zu lassen, und nahm neben ihnen Platz. Der Maler schien ziemlich abgespannt und verstimmt. „Wie das Leben, so die Kunst, und umgekehrt!“ sprach er mit schmerzlichem Seufzer und finsterer Miene, die auf seine zerrüttete Gemüthsverfassung schließen ließ. „Mich selbst,“ fuhr er fort, „will ich dabei nicht in Anschlag bringen; ich weiß recht wohl, daß ich mit meinen Kräften wie ein schlechter Verwalter umgegangen bin, und will der Zeitatmosphäre, in der ich lebe, nicht zur Last legen, was mir selbst, leider! am meisten zur Last fällt. Mag's sein, auch die Reue ist eine Wollust; wie gesagt, ich will nicht von mir reden — aber dessen ungeachtet bleibt der Zeitgeist ein unerquicklicher, geschraubter, wüster. Die Kunst hat ihre reine, klare Schönheit und Einfachheit verloren und geht betteln bei der modern-romantischen Unnatur oder weibischen Schlaffheit des Lebens. Der Zustand politischer, socialer und auch religiöser Ungewißheit bringt die Menschen zur Verzweiflung. Daher die allgemeine Unzufriedenheit, das athemlose Ringen nach einem Halt, die gespreizte Phantasterei, das Unbändigthun bei erbärmlicher Saft- und Kraftlosigkeit, das hohle Ideaiisiren, wie der liederliche Sinnendienst, das sentimentale Sehnen und Drängen nach sogenannten Thaten, und auf der andern Seite wieder das pietistische Müßiggehen —“

„Das Letztere,“ hub der Musikus an, indem Jener Athem schöpfend inne hielt, „hast Du wohl bei Deiner Wirthin beobachtet, indem Du ihren Gegensatz an Dir selbst ihr vordemonstrirst?“

„Das Weib,“ fuhr der Maler erhitzt fort, „ist mehe zu entschuidigen, als Du glaubst. Ihr verstorbener Mann war ein Verschwender, machte ein großes Haus, gab kostspielige Gesellschaften, gewöhnte seine Frau an alle Bedürfnisse, an den Luxus der vornehmen Welt, und ging kurz vor seinem Banquerott mit Tode ab. Das war füe ihn selbst ein glücklicher Zufall, aber die arme Frau, was sollte sie nun thun? Die Gläubiger nahmen ihre Kostbarkeiten dahin, verhöhnten sie, machten ihr Vorwürfe, nannten sie eine vergnügungssüchtige Coquette. Mit Glanz und Reichthum war's vorbei, Armuth und Sorge kamen an die Reihe. Als die kleine Summe, die sie auf die Seite gebracht, aufgezehrt war, mußte sie mit ihrer Hände Arbeit ihr Leben zu fristen suchen. Die Welt, die ihr sonst geschmeichelt, stieß sie zurück. Ihr könnt Euch selbst zusammenreimen, wie es kam, daß sie eine Fromme ward. Später machte sie eine kleine Erbschaft, von der sie leidlich bequem lebt, aber da war ihre Richtung schon entschieden. Ein Freund, der es ehrlich mit ihr meinte, könnte sie wohl noch retten.“



Digitized by Google

Der Geiger lachte. „Nun," rief er, „Du haſt ja ſchon Deinen Lehrcurſus mit ihr begonnen. Deine antiken Wandzeichnungen —"

„Wir kommen von der Sache ab," fiel ich ihm in die Rede. „Die Kunſt war unſer Thema. Was Sie geſagt, Morrith, iſt freilich nicht ohne alle Wahrheit, doch ſcheint mir der Standpunkt, von dem ſie die Dinge anſehen, etwas niedrig, ſo daß er nicht die gehörige Ausſicht in die Ferne bietet."

„Laß mich ausreden," verſetzte der Maler. „Muſik, Malerei, Dichtkunſt — betrachtet ſie einmal genauer in ihren heutigen Erſcheinungen. Sind ſie wohl noch Spiegel einer reinen, großen Natur? Nennt mir nicht die jetzt lebenden großen Maler, ſie bilden einen eigenen Staat für ſich, den das Publikum mit einer chineſiſchen Mauer umzogen. Iſt der Sinn für großartige Geſtaltungen etwa im ganzen Volke rege geworden, weil man dieſelben in München an jeder Wand erblickt? Neigt ſich der große hiſtoriſche Styl bei den Düſſeldorfern nicht bereits wieder zum Weichen, Elegiſchen? Ja! Das Unkräftige, oder, weil ſich die Extreme ſtets berühren, das Schauderhafte, Ueberreizte — das iſt es, was man haben will." Er wendete ſich bei dieſen Worten zum Virtuoſen. „Euer Gelichter vor allen verdirbt die ächte Kunſt. Mit Euren Seiltänzerſprüngen habt Ihr den Geſchmack am Einfachen, Wahren heruntergebracht. Das Virtuoſenthum ruinirt den Sinn für die Produktion, und die Produktion wird zur gehorſamen Dienerin der mechaniſchen Fertigkeit. Der Dämon, der alle Welt hinreißt, berauſcht, bezaubert, iſt ein Dämon der Unterwelt. Dieſen Opiumwahnſinn darf und ſoll die Kunſt nicht bezwecken, ſie ſoll und darf der Tarantel nicht ihren giftigen Stachel abborgen — die Kunſt ſoll kräftigen, erheben, beruhigen, reinigen, veredeln." Richard lächelte ſatyriſch und zog die Augenbrauen, erſtaunt über die geläufige Theorie Moritz's, in die Höhe. — „Darnach," fuhr dieſer indeſſen fort, „fragen freilich Eure dienſtbaren Geiſter, Eure lächerlichen Enthuſiaſten nicht, Kerle, die mit geſpitzten Eſelsohren vor Eurer Geigen und Pianofortes und Strohfiedeln und Harmonikas auf den Zehen ſtehen, ſich die Hände wund applaudiren und die Kehlen heiſer ſchreien: „Ein Phänomen! Ein großartiges Ereigniß!"

Der Geiger ſchlug auf den Tiſch. „Beim Geiſte Mozart's, Du haſt recht! Die Ehrfurcht vor dem Ewig-Großen iſt dahin, hat wenigſtens ihre fortzeugende Kraft verloren, ſie ſchwebt nur noch wie ein Nebelſtreif um die Sonnen voriger Tage; ſie iſt höchſtens noch eine Mode, kein tiefes inneres Bedürfniß mehr. Die Zeit leidet an der gefährlichſten Krankheit — ihre Nerven ſind in unnatürlicher Abſpannung, ihr Antlitz iſt bleich, und was Viele für die Röthe einer blühenden Geſundheit halten, iſt nur die fliegende Hitze der Schwindſucht."

In dieſem Tone ſprach der Virtuos noch lange fort; er ſchwelgte wahrhaft in ſeinen verneinenden Phraſen, und ich hörte ihm nicht ohne Verwunderung zu, obwohl ich weder ſeine noch Morrith's einſeitige Anſichten billigen konnte. Dieſer hatte das Haupt auf die Hand geſtützt und ſah ungefähr aus, wie Karl Moor nach dem Kampfe, als wüthende Reue über ein verlorenes Leben deſſen Herz zerfleiſcht.

„Könnt' ich zehn Jahre zurückdrehen," begann der Maler weichmüthig, „ich wollte ein ganz andrer Menſch werden! Mir graut vor meiner Vergangenheit. Wie hab' ich mein Talent vergeudet, meine Kräfte gelähmt, meine ſchönſte Zeit verloren! Verloren den Muth, den Glauben an mich, o, daß ich's ſagen muß, die Achtung vor mir ſelbſt. Es bleibt mir nichts übrig, als ein ſolides Unterkommen zu ſuchen und auf dem Heerwege der Gewöhnlichkeit zum Ziele meines Lebens zu gehen."

Bei dieſen Worten lachte er laut auf; der Geiger ſtimmte ein und rief: „Alles das Unglück der Zeit! Laß uns nicht weiter über uns ſelbſt nachgrübeln; das iſt ein ſchlimmer Punkt, wobei man wahnſinnig werden könnte. Keine Reue, Freund, nur keine Reue! Wir wie wir ſind, ſo ſind wir's durch eine unbezwingliche Nothwendigkeit!"

„Das heißt, Philiſter!" ſprach Richard zu mir, ohne daß Jene es hörten. „Nur eine andere Art von Philiſtern, vielleicht die trübſeligſte Art, die man, leider! in der Regel nicht beim rechten Namen nennt. Wenn ſie des Nachts halb trunken in der Kneipe ſitzen, haben ſie noch einen Anflug von Genialität, aber ihr Nervenkitzel reicht nicht bis zum hellen Morgen aus. Um Mitternacht leuchtet auch ein kleines Stümpfchen Licht, das am Tage höchſtens einen unangenehmen Talggeruch verbreitet. So nehmen ſich auch dieſe verlorenen Muſenſöhne bei klarem Sonnenſchein recht armſelig aus; ſie duften nach dem Unſchlitt eines troſtloſen Katzenjammers, trotz ihrer ungeheuerlichen Exclamationen. Wie geſagt, Philiſter ſind ſie, oder wenigſtens nahe daran, welche zu werden."

„Laſſen wir ſie uns zur Warnung dienen," erwiederte ich, „die wir auch mit der Nacht nur allzugern zu buhlen pflegen."

Richard huſtete. „Hm! hm!" verſetzte er. „Es

Digitized by Google

ist freilich wahr, wir haben zuweilen verdrießlich in die Sonne gesehen, aber laß uns deshalb nicht ungerecht gegen uns selbst sein; hoffentlich brauchen wir uns noch nicht mit denen da zu vergleichen. Die geb' ich auf; ihre Spannkraft ist dahin, und gib Acht, was sich der Maler so eben prophezeihte, daß er auf der Heerstraße der Gewöhnlichkeit seinem Lebensziele entgegenschreiten werde, wird in Erfüllung gehen. Ich wette, er heirathet früher oder später seine fromme Wirthin, und der Geigenvirtuos bewirbt sich nächstens einmal um eine Stadtmusikusstelle in der Provinz — falls sie Beide nicht noch weiter herunterkommen. Unter allen Umständen werden sie sich mit ihrem wohlfeilen Wahlspruche trösten, die schlechte Zeit sei an ihrem Elende schuld! — Ja, ja, die Zeit, was ist ihr nicht Alles schon aufgebürdet worden! Man sollte glauben, es sei keine gute Faser an ihr, wenn man sie von solchen Gesellen verwünschen hört, die nicht den Muth haben, sich an ihr zu erfreuen, die ihr gleich alle großen Elemente absprechen, weil das so bequem ist, und weil sie dabei ihre Armseligkeit beschönigen können. Dafür gebührt ihnen aber auch nur ein ausbündiger Hohn!"

„Still, nicht so laut," unterbrach ich den Zürnenden. „Dein Urtheil ist zu hart und voreilig!" —

„Da lob' ich mir," fuhr Richard mit gedämpfter Stimme fort, „unsern Baßbuffo! Der will für nichts mehr gelten, als er ist; er trägt seine drollige Plattheit so offen zur Schau wie seinen Bauch, und sein Bischen Humor ist eben Würze genug für seine schale Lebenssuppe."

Kaum hatte er die letzten Worte über die Lippen, so trat der Buffo herein. Er legte Hut und Mantel ab und rieb sich die Hände mit einem Blick der Rührung auf die duftenden Speisen, denen sein Gruß eben so gut gelten mochte als uns.

„Die verteufelte Probe zum Don Juan wollte kein Ende nehmen! Notte giorno fatigua," sang er, worauf Richard, einen Stuhl rückend, einfiel:

„E se ti piace,
Mangia con me!"

Bald wurden auch die übrigen noch leeren Stühle von neuen Ankömmlingen, meist Schauspielern, besetzt, und die Kellner konnten nicht genug laufen, um die hungernden und durstenden Gäste zu bedienen. Sir Falstaff bekümmerte sich, sobald er seine Kinnladen in Bewegung zu setzen anfing, nicht mehr um das Durcheinanderschwätzen seiner Tischgenossen, sondern beobachtete vielmehr bei seinem wichtigen Werke ein tiefes Stillschweigen, in welchem er sich durch die verschiedentlichen Fragen, welche an ihn ergingen, nicht unterbrechen ließ. Erst als er seinem Appetit einigermaßen Genüge gethan — und dies war nicht in einigen Minuten zu bewerkstelligen — mischte er sich in das Gespräch und gab auch seine Meinungen über die Neuigkeiten des Tages zum Besten. Morrith und sein Freund Geiger gähnten sich abwechselnd an und schienen nicht übel Lust zu einem Mittagsschläfchen zu haben, welches Richard boshafter Weise im Entstehen immer wieder wegschwatzte. (D. F. f.)

---

## Notizen.

[Ueber den Verfall des Theaters.]

In der Schlußlieferung des von Düringer und Bartheis gearbeiteten Theaterlexikons (Lief. 11. u. 12. mit 8 Tafeln Abbildungen; im Anhang die Theatergesetze) finden wir auch einen Artikel über den seit längerer Zeit vermeinten, seit kurzem jedoch lebhaft in Abrede gestellten Verfall des deutschen Theaters. Der Artikel spricht zunächst vom Verfall der dramatischen Literatur. Diese ist dermalen in neuem Fluß begriffen und es steht zu wünschen und zu gewärtigen, daß deutscher Fleiß und deutsches Talent sich dieser wichtigsten Provinz im Literaturreiche wieder ganz bemächtigen werde. Von einem Verfall, heißt es in gedachtem Artikel, könne erst dann die Rede sein, wenn in den Werken der Kunst Absichten verfolgt würden, wenn eine Faction sie zu Umtrieben benützte, wenn sie den Entsitteten das Mittel einer liederlichen Unterhaltung abgäbe, wenn die dickhäutige Menge, die doch nur höre, was sie verstände, und die auf allen Plätzen des Theaters zu finden wäre, den Sieg davontrüge, und leeres Schaugepränge, Spectakel, bunte Beleuchtung, tropische Pflanzenwelten in pappendeckener Naturtreue, goldene Paläste unterirdischer Beegmönche aus purem Flittergold auf Leinwand, Affen- und Hundekomödien, Ringer und Gaukler, ja selbst seltene Gerüche von verdampftem Rosenöl und anderem Räucherwerk statt der Gaben der Musen verlangt und lediglich dargeboten würden. Wir sind noch keineswegs so weit; aber man nehme sich auch vor der Annäherung in Acht; für die Menge, zumal wenn es der durch die Fessel der Censur gebundenen Literatur unmöglich ist, Geist unter sie zu bringen, ist der Anreiz zu gefährlich. — Ist die Kunst des Schauspielers in Verfall? Dies die zweite Frage, welche der Artikel aufstellt und verneint. Die Kunst des Schauspielers, heißt es, müsse gerade dann große Anstrengungen machen und leiste Bewunderungswürdiges, wenn die dramatische Poesie schwächer geworden; Seydelmann's Talent könne dies bestätigen. Hierbei müssen wir nur den fehlenden, allgemein anerkannten Satz hinzufügen, daß die Kunst des Mimen, will sie sich, von der Literatur emancipirt, von dieser weder genährt noch begeistigt und beseelt, als eine selbständige Kunst weitertreiben, über lang oder kurz in Ausartung und Carricatur verfallen muß. Gerade

Seydelmann mit seinen wissenschaftlich selbständigen Leistungen und Effecten, und außer ihm Emil Devrient mit dem glänzenden Aufgebot aller seiner Kräfte für literarische Bagatellen, könnten uns, jener aus Raffinement, dieser aus Coquetterie, einen Vorschmack davon geben. Womit die Bedeutsamkeit beider Talente um so weniger geleugnet werden soll, als wir wohl wissen, daß eben auch zue Aditrung hervorragende Köpfe Bahn zu brechen pflegen. Nur an einer neuen Entwickelung dramatischer Literatur in Deutschland wird es liegen, ob deutsche Schauspielkunst sich bei gesundem und energischem Leben erhalten werde. Unklar wollte uns bedünken, was der Verf. jenes Artikels an einer andern Stelle von der Goethe'schen Schule äußert, die sich in plastisch-idealem Vortrag bekanntlich als Gegensatz zue platten Natürlichkeit der Iffland'schen Schule ausbildete. Sie habe, heißt es dort, Veranlassung zu einer großen (?) Manier gegeben, die in süßlicher Geziertheit, Tonsprüngen und Deklamirestückchen, Schönheitslinien und Stellungen aller Innerlichkeit baar waed. Eine Manier, die zu dieser Ausartung neigte, könnte schwerlich groß genannt werden. Ich kannte natürlich nicht Corona Schröder, die sich unter Goethe's persönlichem Einfluß bildete, wohl aber das Wolf'sche Ehepaar, das von Weimar nach Berlin kam; außer ihnen war mir Krüger, der sich nach Wolf bildete, als Goethe'scher Schauspielschule angehörig, bekannt. Schreiber jenes Artikels muß nicht Gelegenheit gehabt haben, das Spiel dieser Mimen zu studiren, sonst hätte er weniger mangelhafte Vorstellungen von dieser Richtung deutschee Schauspielkunst. Die jetzige Deklamirerei in Berlin ist nicht als zu jener Richtung gehörig zu erachten. — Was will nun jener Artikel? Wo sucht er die Möglichkeit eines Verfalls? Nach seiner Ansicht blüht die Schauspielkunst, ist die dramatische Poesie nicht gestorben; „es lahmt am meisten an den Directionen," heißt es, und wir nehmen dies Wort als den Ausspruch eines Sachverständigen. Die Menge im Publikum, sagt er, werde jeder Zeit für das Edle und Große zu gewinnen sein, dem die Besseren sich von selbst zuwenden. „Ueberhaupt sind wir der Meinung," heißt es wörtlich, „daß Unkenntniß und Geldgier der Direktoren mehr Schuld hat am schlechten Repertoir als der Geschmack des großen Publikums, das sich leiten läßt." — Was die Honorarverhältnisse für dramatische Dichter betrifft, so äußert sich Sachverständiger äußerst günstig über diesen Punkt. Jede bedeutende Bühne, sagt er, honorirte anständig, Verfasser bühnengerechter Stücke hätten dies jeder Zeit erfahren, Holbein nehme durchschnittlich für ein großes Stück 1000 Thlr. ein, und Herr Georg Harrys hat mit der Uebertragung von „Sohn oder Braut," in einem Acte, die er natürlich in acht Tagen besorgte, 300 Thlr. verdient. — Was sonstige Hemmungen betrifft, so nennt sie Verfasser mit Recht äußere Fesseln, die nach und nach von der Kraft des Inhalts gesprengt werden müßten, und schließt mit den erhebenden Worten einer schönen Zuversicht: „Wie möchte auch ein Institut verfallen, welches so eng mit unserem Leben verzweigt ist, während das Leben selbst sich täglich kräftigt und einen kühneren, freieren Aufschwung nimmt."

[Musik.]

Meyerbeer hat Berlin wieder verlassen und ist nach Paris zurückgekehrt, um seinen „Propheten" endlich zur Aufführung zu bringen; nachdem er so lange vergeblich nach einer ganz entsprechenden Sängerin gesucht, wird er sich wohl bequemen müssen. — Ferdinand Hiller, der den Winter in Rom zubringen wird, gedenkt nächstes Jahr nach Deutschland zurückzukehren. Man hofft auf einige neue Compositionen von ihm. — Von Ferdinand David, Concertmeister in Leipzig, der kürzlich längere Zeit in London war und dort spielte, steht in den leipziger Gewandhausconcerten eine Symphonie zu erwarten.

[Deutsche Gutmüthigkeit in Hannover.]

Die hannöversche Opposition soll sich einen Tag nach dem Tode der Königin ein Bankett gegeben haben, wenn man den hannöverschen Absolutisten glauben will. Das verleumderische Gerücht zeigt nur, mit welcher plumpen, dummen Bosheit bei uns der Absolutismus seine Gegner zu verdächtigen sucht. Auf diese Seite also hätte man unsere vielgepriesene Nationaltugend, die deutsche Gutmüthigkeit, gerade nicht zu suchen.

[Rom gegen Nordamerika.]

Der jetzige Papst muß ein originelles Mann sein. Wie König Ludwig zu den Augsburgern, hat er zu den Römern gesagt: „Rom muß wieder groß werden!" Und er hält Wort. Einen freien Bürger Nordamerikas, den katholischen Bischof Rees aus Detroit, der auf seine Vorladung nach Rom kam, läßt er in den Kerker der Inquisition werfen. Die Yankees werden nur mit dem heil. Vater wenig Umstände machen und dann wird Rom wieder klein werden. Auch mit Rußland, sogar mit Spanien hat Rom vergebens angebunden, nur das politisch kränkliche Deutschland kann ihm noch eine Blöße geben.

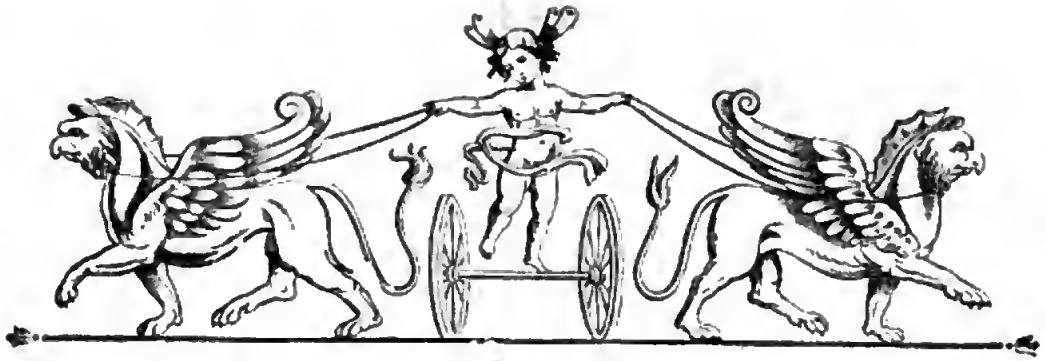
[Ein Exempel.]

Welche Logik herrscht doch in unserer Preßpolizei? Die badische Censur streicht, was im Oesterreichischen Beobachter durchgeht! Die „Oberdeutsche Zeitung" druckte nämlich eine von ihrem Censor verdammte Stelle eigenmächtig ab, und diese gelangte dann ungefähret durch mehrere Blätter bis in das Organ Metternich's. Wird die „Oberdeutsche Zeitung" nun gerichtlich verfolgt werden? Jedenfalls hat sie den Triumph, an der unnützen Willkür der Censur ein glänzendes Exempel statuirt zu haben. — Vielleicht aber war die gestrichene Stelle absolutistisch, so daß der badische Censor sie aus purem Liberalismus nicht stehen lassen wollte?! —

[Leipziger Universität.]

Der Rector Magnificus der leipziger Universität, Professor Drobisch, feierte am 18. August durch eine solenne Vorlesung den jüngst erfolgten Tod des Philosophen Herbart, dessen Lehre bekanntlich auf der hiesigen Hochschule noch jetzt die herrschende ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 164. — den 23. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

### Novelle von Julius Hammer.

(Fortsetzung.)

Die allgemeine Unterhaltung beschränkte sich nun größtentheils auf Theaterklätschereien, wobei ich mich natürlich nicht wenig langweilte. Um so mehr hütete ich mich, mit den Andern dem Glase zuzusprechen, denn ich hatte an mir die Erfahrung gemacht, daß sich durch den Wein eine heitere Stimmung wohl erhöhen, aber eine üble — und die meinige fing in der That schon an, übel zu werden — nicht verbessern läßt. Als zufällig des Heldenspielers Name genannt wurde, fragte ich, warum er nicht auch zugegen sei?

„Der läßt sich gewiß nicht eher sehen, als im Faustcostüm," antwortete lachend der Baßbuffo. „Und ich will vier und zwanzig Stunden lang keinen Bissen zu mir nehmen, wenn er heute nicht Fasttag hält. Seine Rollen lassen ihn oft ganz vergessen, daß er einen Magen besitzt, der von geistiger Speise nicht satt wird."

„Und vollends jetzt," fuhr ein Anderer fort, „da er in sein Gretchen verliebt ist, ist er eine Creatur, die allein

„vom Thau der Hoffnung schmachtend lebt!"

„Gut gebrüllt, Löwe!" fiel der Buffo wieder ein. „Bei mir schlägt die Hoffnung nicht an, wenn mir mein Magen Vorwürfe macht. Doch ‚Eines schickt sich nicht für Alle' — auf den Götz laß ich dennoch nichts kommen."

„Hat er sein Gretchen schon früher gekannt?" fragte ich weiter.

„Es scheint so," versetzte Jener. „Er spricht sich darüber nicht aus. Sie soll, sagt man, von ihrem Vater, einem sehr vornehmen Manne, verstoßen worden sein, weil sie gewagt, sich mit dem Hauslehrer ihrer kleinen Brüder in ein Liebesverhältniß einzulassen. Ob dieser beglückte theologische Candidat nun Götz selber gewesen, weiß man nicht genau, doch läßt es sich vermuthen, denn unser gelehrte Heldenspieler liest noch heut zu Tage griechische und lateinische Autoren wie Wasser, versichere ich Euch. Nun, vom Predigen zum Komödienspielen ist kein so großer Schritt und, nach Götzens Talent für die Bühne zu urtheilen, muß er ein guter Prediger gewesen sein. Gretchen hat vielleicht in seiner Schule gelernt. Es wäre Schade, wenn der starrköpfige Alte ihr verziehe und sie veranlaßte, von der Bühne abzutreten, was ich jedoch nicht glaube, denn ihre Leidenschaft für die Kunst ist so gewaltig, daß nach jeder Vorstellung ein Stückchen von ihrem Lebensfaden reißt. Sie wird sich in die Ewigkeit hinüberspielen — ein besseres Ende kann doch wahrlich kein Menschenkind verlangen."

„Wohl, wohl!" sprach ich zerstreut, oder vielmehr in den Gedanken an den Zustand Mariens versinkend, auf welche die von dem Baßbuffo ausgesprochene Verheißung ebenfalls angewendet werden konnte. Und als nun der Geiger das Lied:

„Ich verloren, Du verloren,"

vor sich hinsang, überschlich mich ein unbezwingliches



Digitized by Google

Verlangen, die fremere Leidensgeschichte der Unglücklichen zu erfahren. Ich fühlte mich beängstigt von einer trüben Ahnung, die ich vergebens von mir zurückzuweisen strebte. Dazu betäubte mich der Lärm am Tische, daß ich je eher je lieber einen Vorwand ergeiff, um mich zu entfernen. Eilig, als ob ich einen Geschäftsgang zu thun habe, empfahl ich mich, nachdem ich Richard eine Loge im Theater bezeichnet hatte, in welcher wir uns am Abend wiedertreffen wollten. Ich athmete tief auf, als ich mich auf der Straße befand, und ging mit starken Schritten weiter, ohne eigentlich zu wissen, wohin? Mir lag zuvörderst daran, mich an der frischen, freien Luft zu erquicken, die ich nicht weit zu suchen hatte, da der Himmel nach der stürmisch wilden Nacht sich völlig geklärt hatte, und kalt, doch ruhig und wolkenleer auf das Gewühl der Stadt herniedersah. Diesem entfliehend, befand ich mich bald vor dem äußersten Thore, von wo ich einen Seitenweg über die Felder einschlug. Ich wendete mich erst wieder zur Rückkehr um, als ich mich völlig athemlos gelaufen und, meine Schritte mäßigend, dachte ich bei mir: „Heißt es denn leben, und das Leben beherrschen, wenn ein trübes Ereigniß, eine schmerzliche Erfahrung das Gleichgewicht in Deinem Innern aufhebt, daß Du selbst wie ein leck gewordenes Schiff auf den brausenden Wogen unsicher umhertreibst, der Du vielmehr der sichere Rettungsnachen sein solltest für die gefährdete Ohnmacht? Bei fremdem Unglück sollten wir dem Arzte gleichen, dessen Hülfe um so wirksamer ist, je reiner und vollkommener er das Leiden, welches er heben oder mildern soll, erkannt hat. Wodurch wird unsere freie Thätigkeit, die wir zum Beistande unserer Nebenmenschen anwenden sollen, mehr gehemmt, als dadurch, daß wir ihre Noth nur mit halbgeöffnetem, erschrockenem Auge ansehen und vor ihr zurückbeben, indem wir sie furchtsam zu der unsrigen machen? Wenn ich einen Fieberkranken sehe und vor lauter Empfindsamkeit selbst fieberkrank werde, darf ich mich rühmen, mitleidiger zu sein als Andere, die beim Anblick des Kranken gesund bleiben? Ich verdiene dann im Gegentheil den Vorwurf der Feigheit, den Vorwurf einer schwachen, geringen Theilnahme, die gleich im Anfange ihre Kraft verlor. Mitfühlen und mitleiden sollen wir, aber nicht mitkranken. Wenn ich jede Gefahr, die einem Andern droht, zu meiner eigenen mache, wie kann ich ihr besonnen ins Antlitz sehen, um sie abzuwenden? Ich werde an meine eigene Rettung denken und den Hülfebedürftigen darüber untergehen lassen. So verderblich ist die Empfindsamkeit in entscheidenden Fällen — sie ist die schlimmste Feindin der Vernunft, der prüfenden, klarblickenden, und erstickt, wie überwucherndes Unkraut, die edelsten Keime in uns."

Daß ich mit dergleichen Gedanken mich selbst anklagte, brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen. Ja wohl, mich selbst, der sein eigenes Herz immer bereitwilliger war zu peinigen und anzuklagen, als zu zügeln, zu beherrschen. — Marie konnte sich wohl kaum unglücklicher und verlorener fühlen als ich, seitdem ich nähere Kenntniß von ihrem Schicksal hatte, gleichsam als wäre ihr dunkles Loos auch das meinige im Leben. Jetzt war mir's, als ob ich aus einem schweren Traume erwachte, und unwillkürlich entschlüpften mir die Worte: „Gott sei Dank, es war nur ein Traum!"

„Warum sagen wir beim Erwachen oft: ‚Gott sei Dank, es war nur ein Traum,' als weil wir das, was wir im Schlummer Quälendes erlebt, nicht für etwas wirklich Erlebtes uns anrechnen; sollten wir nicht mit demselben Rechte das, was wir wachend erleben, als einen Traum betrachten und uns sagen: Auch die Qual dieses Traumes wird von uns weichen, denn wir noch dazu vielleicht zu einem glücklichen Ende zu führen im Stande sind? Ist Träumen auch Leben — und was ist es anders? — warum nicht Leben — Träumen?"

— Gestärkt und beruhigt betrat ich wieder die Stadt und entschloß mich schnell, Marien zu besuchen und mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Mit Mühe fand ich das kleine Haus wieder, in welchem sie mit der Alten wohnte. Auf der halben Treppe kam mir ein schwarzgekleideter Mann entgegen, der mir das Aussehen eines Arztes zu haben schien. Er ging zögernd an mir vorüber, da ich ihn mit einem bedenklichen Blicke ansah. Dann blieb er stehen, als ob er erwartete, daß ich ihn ansreden sollte. Ich trat eine Stufe zurück — da schüttelte er traurig das Haupt und entfernte sich.

„Seltsam!" sprach ich nach einer Pause leise. „Wenn ich an Erscheinungen von Schatten glaubte, die aus einem Zwischenreiche zu uns kommen und verschwinden, sobald wir die Lippen öffnen, um zu ihnen zu sprechen — so hätte ich diesen bleichen, ernsten Mann für etwas dieser Art halten können."

Ein Frösteln durchlief mich; ich setzte rasch meinen Weg fort und kam im zweiten Stockwerke auf einen langen, etwas dunklen Gang, der die Wohnungen nach dem Hofe hinaus mit dem Vordergebäude verband. Instinktmäßig schritt ich an mehrern Thüren vorüber nach der letzten am Ende des Ganges. Ehe ich noch ge-

Digitized by Google

klingelt hatte, ward von innen gefragt, wer da sei; ich erkannte nicht gleich die Stimme der Alten, und war einen Augenblick in Verlegenheit, was ich antworten sollte. Indessen mochte sie durch das Schlüsselloch gelugt und mich gesehen haben, vielleicht hatte auch mein bloßes Athmen mich ihr entdeckt — kurz, es ward geöffnet und die Alte stand vor mir.

„Sie sind gut, daß Sie uns nicht vergessen und zu uns kommen," sprach sie und seufzte tief.

„Ist Marie kränker geworden?" fragte ich besorgt.

Die Alte schüttelte das Haupt mit einem Lächeln, das mir ins Herz schnitt.

„Kommen Sie herein, guter Herr," fuhr sie fort. „Haben Sie keine Ahnung gehabt; ist Ihnen kein Engel erschienen?"

„Eine Schattengestalt," murmelte ich. „Wer war der schwarze Mann, der eben die Treppe hinuntereging?"

„Der Arzt, den ich hatte rufen lassen."

„Wo ist Marie?"

„Draußen im Kämmerlein — still und verkläret — o, Sie müssen nicht zusammenschrecken und schaudern. Ich hab' es Ihnen ja vorausgesagt."

„Also todt? — Dahin?"

„Dahin, ja," versetzte die Alte, mit einem Blicke voll stiller Freude, und erhob die gefalteten Hände — „dahin, wo sie glücklich sein wird. Erlöst! — Ich will gern den Rest meines armen Lebens hier auf der dunklen Erde erfüllen, ich weiß doch sie erlöst; weinen will ich, aber mich nicht grämen, will dem Herrn danken, der es so gefügt, und der Alles zum Besten kehret."

Sie flüsterte ein leises Gebet; ich war zur Seite getreten und bedeckte mit der Hand die Augen, lange schweigend. „Erlöst!" wiederholte ich dann und wendete mich wieder zur Alten.

„Laß mich sie sehen," sprach ich gefaßt. „Wann ist sie hinübergegangen?"

Jene ging in das Nebengemach voran, leise und behutsam, als habe sie vergessen, daß Mariens Schlummer durch kein Geräusch mehr zu stören sei. Sie zog einen großen, schwarzen Schleier vom Haupte der Entschlafenen und beugte sich durch Thränen lächelnd über sie. „Gott segne Dich, mein stilles Kind," flüsterte sie. „Du hast den Frühling nicht erlebt, nach welchem Du Dich so sehr gesehnt hast. Nun ist Dir ein schönerer Frühling aufgegangen voll unverwelklicher Blüthen, und Dein welker Myrtenkranz ist wieder grün und feisch geworden. — Sieht sie nicht schön aus, wie eine bleiche Braut, die in ihrem Glücke zagt und bebt? Sie lächelte, doch unvermerklich; ihre Lippen scheinen zu leben, sie blühen noch immer rosenroth. Und wie glänzend schimmert ihre schneeweiße Stirn mit den sanften dunklen Bogen über den geschlossenen Augen. Welche selige Ruhe auf diesem Antlitz!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

Aus Bône in Africa, den 7. Juli.

[Ueberfahrt von Toulon; die Fremdenlegion und die Deutschen in Algier.]

Der Mensch denkt, Gott lenkt! Nimmer wäre mir der Gedanke in den Sinn gekommen, Africas Steppen zu betreten. Der Zufall, das Geschick, warf mich hieher. Indessen will ich diesen Brief nicht mit biographischen Notizen füllen, sondern will vielmehr meinen deutschen Freunden einen getreuen Bericht von hiesigem Lande, soweit ich selbst es kennen gelernt habe, geben. Namentlich soll das Leben der Fremden, hauptsächlich der Deutschen, im Civil- und im Militärdienst bei der Légion étrangère, geschildert werden. Ich muß jedoch mit Toulon und mit einer Ueberschiffung nach Algèr beginnen.

Toulon, bis jetzt der einzige französische Hafen, aus dem Dampfschiffe, bei regelmäßiger Fahrt, nach Africa gehen, ist zugleich auch der Ueberschiffungsort der französischen Truppen nach den africanischen Besitzungen. Jeden Dienstag geht regelmäßig ein Vapeur der Marine ab. Sämmtliche Posteffekten, Passagiere für die Route bis Bône, sowie Truppen und Mannschaften, werden mit selbigem befördert. Der Preis für einen Kajütenplatz ist bis Algèr 100 Frs., und für den Deckplatz 75 Frcs. excl. Verpflegung. Die Restaurations am Bord sind gut und der Preis bestimmt. Dejeuner 2½ Frcs., Diner 3 Frcs. incl. Wein. Diese königliche Dampfschifffahrtsunternehmung hat indessen für Passagiere den sehr großen Nachtheil, daß sie sämmtlich den Officieren, welche die Ueberfahrt mitmachen, nachstehen und daher, wenn viel Militär übergeschifft wird, sehr oft auf Betten verzichten und mit dem Fußboden der Kajüte vorlieb nehmen müssen. Sogar Damen werden nicht berücksichtigt; oder der Commodore, oder der erste Lieutenant des Schiffes müßte aus Gefälligkeit für selbige besonders sorgen. Die Einrichtung der Schiffe lasse ich unberührt, bemerke nur beiläufig, daß ich allen bis jetzt kennen gelernten englischen Steamboats hierin unbedingt den Vorrang zugestehe, weil bei den französischen so Manches desser, oder Nichts schlechter sein könnte. Alle Mannschaften, Truppen und Auswanderer haben ihr Quartier auf dem Verdeck und werden dort dem Regen, Sturm, Hagel und dem hohen Wellenschlag des Meeres bloßgegeben. Die Temperatur stellte sich, bei meiner Ueberfahrt im April, auf 8 Grad Réaumur. Daraus kann man schon abnehmen, welche Unannehmlichkeiten diese Leute auszustehen haben. Die Nächte regnet es oft fortwährend, und sie werden gar oft durch Hagel noch verschlimmert. Weshalb sich auch immer Kranke am Bord befinden, und zuweilen 18—20 derselben im Hospital zu Mahon (ein franz.

Digitized by Google

Hospital für africanische Truppen ist nämlich dort befindlich) abgesetzt werden müssen. Ich glaube, daß diese miserable schlechte Ueberschiffungsart den Uestoff zu so manchen Krankheiten in Africa bei dem Militär hergibt. Es ist eine Schande von dem französischen Gouvernement, daß es diese Behandlungsart zugibt, denn bei selbiger hört alles Menschliche auf, wie das Vieh werden diese Mannschaften behandelt. Die Verpflegung derselben ist auch nicht die beste; und wenn man bedenkt, daß größtentheils eine Ueberfahrt 5 bis 8 Tage, und oft noch länger, daueet, so steigen oft die Kümmernisse dieser Armen ins Unglaubliche

Dadurch, daß Toulon der Uebersiedlungsplatz nach Afrika geworden, ist auch diese Stadt zugleich der Hauptort der verschiedenartigen Vagabonden aller Nationen. Aus jedem Departement Frankreichs wird jeder Ausländer — Verbrecher oder nicht — wenn er sich zu der Légion étrangère gemeldet hat, mit der feuille de route nach Toulon geschickt, um von dort nach Afrika befördert zu werden. Ich nahm die Gelegenheit wahr und besuchte in Toulon das Depôt isolé, wo das Militär für Africa in Quartier liegt. Hier herrscht zuerst die größte französische Unreinlichkeit, die wohl nie einer Inspection unterworfen wird. Bei dem Anblick der Jammergestalten, die dieser Stall — der passendste Ausdruck — enthält, überläuft Einen ein eignes Gefühl. Hier sieht man das menschliche Elend auf seinem höchsten Punkt. Die Kleider bestehen aus Lumpen, der ganze Ort wimmelt von Ungeziefer aller Art. Jeder neu angeworbene Ausländer erhält, als Soldat der Légion étrangère 40 Frcs., die ihm jedoch nicht ausgezahlt werden, sondern wofür derselbe seine Einkleidung und nöthigen kleinen Militärbedürfnisse erhält, die ihm eingehändigt werden. Von dem Orte seiner Anwerbung hat er bis Toulon 1 Frc. pro étappe — etwa 5 Stunden — und freies Logement. Diejenigen aber, welche sich nur als Arbeiter, Colonisten, Handwerker ꝛc. bei der Mairie gemeldet haben, erhalten 3 Sous für die Stunde, die sie marschiren, bis Toulon, aber kein freies Logis. Auf dem Schiffe haben beide Theile freie Ueberfahrt und Verpflegung.

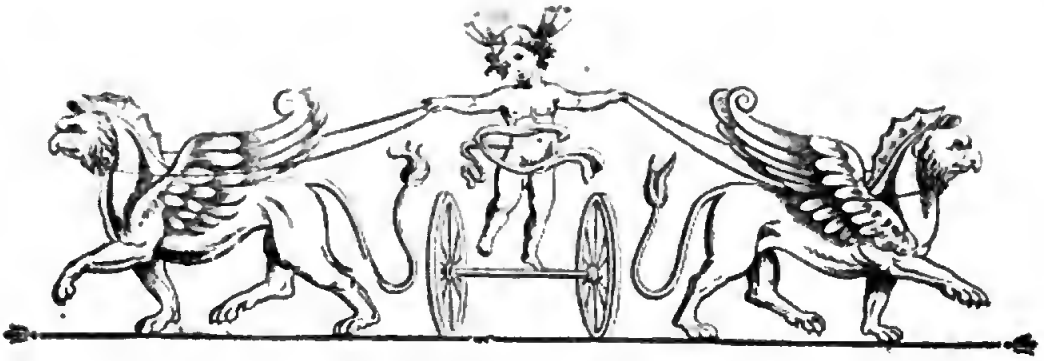
Am Abend des siebenten Tages gelangte ich in Algèr an. Das Erste, was mir auffiel, war: daß auch schon bis hierher das französische sowie deutsche Civilisationssystem gedrungen war, denn man sah sich sofort der angenehmen Visitation des Passes unterworfen, bevor man die africanische Küste besteigen konnte. Wem indessen der Passeport fehlte, konnte sich freuen, keinem deutschen Gendarmen in die Hände gefallen zu sein; die französischen meinten nur, es wäre besser, sich künftighin mit einem Passe zu versehen, und ließen dann den Fremden in Ruhe. Die englischen Paß-Officianten pflegen zu sagen, das unnöthigste Möbel in der Welt sei ein Paß; nur zur Beschwerniß des Reisenden selbst wäre derselbe erfunden, denn für einen Betrüger wäre es gar ein sehr Leichtes, sich soviel Pässe zu verschaffen, wie er brauche, wozu also wäre der Paß vorhanden? — Deutschland, auch Frankreich, denkt anders.

Hôtel du Nord in Algèr war mein Absteigequartier; es ist jedem Fremden als theure Zeche bestens zu empfehlen. Euch, meine Freunde, eine Topographie von dieser Stadt zu liefern, halte ich für überflüssig; die wenigen Sehenswürdigkeiten, die sich dort vorfinden, sind für Jeden bekannt und zu uninteressant, sie nochmals zu schildern. Stadtneuigkeiten sind mir, wegen der Kürze meines Aufenthaltes, nicht zugegangen. Das Theater ist nicht schlecht und wird viel besucht. Von Restauranten und Kaffeehäusern ist die Stadt übersäet, und täglich entstehen noch mehr. Das Leben in diesen Häusern fängt gegen 8 Uhr Abends an, und es gewähret für den Beobachter ein interessantes Schauspiel, hier im kleinen Raume, die Völker aller Ländee, ruhig und friedlich discuriren zu sehen. Das Billaed, Ecarté, sowie das Dominospiel sind an der Tagesordnung. Deutsche leben gar sehr Viele hier, sie zeichnen sich besonders durch ihre Reinlichkeit aus; aber es gibt doch unter ihnen viele, die vor Hunger und Noth nicht wissen, wodurch sie nur auf einen Tag ihr Leben fristen; sie fallen ihren Landsleuten stets zur Last. Namentlich ist in der letztern Zeit die Noth aufs Höchste gestiegen. Theils fehlt es an Arbeit, theils sind Krankheiten die Schuld des Elends. Durch das gänzliche Verwüsten der Felder von den feindlichen Beduinen sind die Preise der Lebensmittel ins Unglaubliche gestiegen. Gleichzeitig sind vom Gebirge her die Zufuhren abgeschnitten, und nur die Seeseite ist frei, wo Vivres herkommen können. Früher kostete das Livre Fleisch 3 — 4 Sous, wogegen jetzt 20 — 25 Sous bezahlt werden. Die Armuth ist dadurch aufs Höchste gewachsen. Im merkantilischen Leben ist Algèr nicht unbedeutend; der Hafen ist sehr frequentirt und Flaggen aller Nationen wehen in den Lüften. Von Stettin und Danzig selbst lagen Schiffe mit Getreide in Löschung. Von den Kaufleuten nenne ich namentlich Gugenheim, Usolaub et Comp., und Auguste Besse, aux moulins de Bab el Oued. Selbige sind nicht allein ihres ausgebreiteten Handels wegen bekannt, sondern zeichnen sich auch durch ihre leutselige Humanität aus. Erstere sind Deutsche. Von Algèrs Umgebung erwähne ich nur das Fort Cuba, zwei Stunden von der Stadt. Hier wurden kürzlich 120 Mann der Légion étrangère mit ihrem Hauptmann Mühler, einem Deutschen, von den feindlichen Beduinen überrumpelt, und starben sämmtlich nach den grausamsten Qualen unter den Händen der Feinde. Mustapha, eine halbe Stunde von Algèr, und Haupt-Depôt des ersten Regiments der Légion étrangère, ist seiner höchst ungesunden Atmosphäre wegen, berüchtigt. Diese Garnison ist dabei für die Truppen höchst miserabel eingerichtet. Betten fehlen überall, Hängematten sind an deren Stelle, welche jedoch von Ungeziefer wimmeln. Das hier stationirte erste Regiment besteht größtentheils aus Deutschen; Preußen und Baiern haben die größte Zahl dazu hergegeben.

Liebhaberei ist es von mir, solche Oerter menschlichen Elends aufzusuchen, wo oft durch guten Rath oder durch ein schnelles Handeln manchem Uebel abgeholfen wird. Bei meiner Anwesenheit in Bremen versäumte ich nie, die Stadt Baltimore zu besuchen, wo der größte Theil der Auswanderer nach America in Quartier lag. Wie oft sah ich meinen Gang belohnt. (D. Forts. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hleschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 165. — den 24. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Harfnerin.

(Fortsetzung.)

Die Alte küßte eine von den langen, schwarzen Locken und fügte hinzu. Wenn ich dies herrliche, reiche Haar berühre, und es schwillt und kräuselt sich unter meinen Fingern, dann ist mir's, als sollte Marie erwachen, als hätte ich von ihrem Tode nur geträumt."

„Wir träumen," entgegnete ich, „wir träumen von ihrem Tode, bis auch wir entschlafen — dieser Traum dauert nur ein wenig länger als die andern."

„Und bei mir nicht allzulange," sprach die Alte. Sie setzte sich auf einen Stuhl am Bett und betrachtete still weinend Mariens Gesicht. Ich stand daneben — kein Schauder, wie ich ihn sonst immer beim Anblick einer Leiche empfunden hatte, scheuchte mich von dieser Todten zurück. Sie lag in derselben Kleidung, die sie gestern Abend getragen, auf dem Lager — sie schien in der That nur zu schlummern, und die langen, schwarzen Wimpern vermehrten die Täuschung, der ich mich so gern überließ. Nach mehrern Minuten richtete sich die Alte auf und sprach zu mir: „Marie hatte sich, als wir in der frühen Morgendämmerung nach Hause kamen, angekleidet zu Bette gelegt. Vor Erschöpfung schlief sie sogleich ein; aber bald fuhr sie empor und bat, ich möchte mich neben sie setzen. Sie lag in heftigem Fieber, in dem sie irre zu reden anfing. Sie weinte und wimmerte und sang dazwischen und seufzte, als ob es ihr die Brust zersprengen wollte. Glücklicherweise war Jemand in der Nähe, den ich nach dem Arzte schicken konnte. Er ließ sie ein Pulver nehmen und blieb ungefähr eine halbe Stunde bei ihr. Sie mochte wohl schon mit dem Tode kämpfen. Nachher schlief sie abermals ein und athmete sanft und ruhig, wahrscheinlich in Folge des Pulvers. Als sie erwachte, lächelte sie und blickte verwundert um sich. Dann ergriff sie meine Hand und flüsterte: ‚Ich konnte nicht ohne Abschied von Dir gehen, Gute, Treue; darum kehre ich noch einmal aus dem Himmel zurück. Nein, nein, das war kein Traum — ich weiß nun, wie es drüben ist, und daß ich glücklich sein werde, und daß die Menschen recht thöricht sind, wenn sie auf der Erde so trostlos klagen und jammern. O, wenn Du Dir denken könntest, welch' ein kurzer Augenblick dieses Leben ist — wie flüchtig unsere Leiden sind! Ich habe einen Blick in die Ewigkeit gethan, und wenn ich jetzt ein ganzes Erdenleben voll Schmerz wiederholen sollte, ich würde lächeln und es so leicht tragen, als ob ich mich mit einer Nadel geritzt hätte. Der Himmel meint es so gut mit uns, wenn er uns Leid und Kummer sendet. Wie viel seliger ist dann das Erwachen dort — wie viel reiner sind wir dann und edler! Sage nicht, wenn ich geschieden bin, daß ich hier unglücklich gewesen sei, — sage, daß ich gelebt —' — Nach diesen Worten legte sie sich in die Kissen zurück und sprach nicht mehr, obwohl sie wach war. Ich weinte unaufhörlich. So verging etwa eine Stunde, worauf sie mich fragte, ob ich Ihnen ihre Lebensgeschichte erzählt habe? Ich bejahte, und sie reichte mir stumm die Hand, zum



Digitized by Google

Zeichen, daß sie nichts dawidee habe. Auch nannte sie Ihren Namen, mein Here, den Namen —"

Die Alte unterbrach sich und kehrte sich wiedee zu dee Todten. „Dort bist Du mit Ihm oereinigt, mein süßes Kind, mit Ihm und dem kleinen Engel," sprach sie und streichelte ihr sanft die kalten Wangen und ließ wiedee die vollen Locken durch ihee Finger lausen. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Ihr schönes Auge leuchtete in Veekläeung, ach, es brach — ihr Athem hörte allmäiig auf, ich glaubte, sie lebe noch, ich hoffte sogar noch, sie könne wiedee genesen, als der zurückgekehrte Arzt leise seine Hand auf ihr Herz legte und sprach: ‚Es steht still!' — ‚Still auf ewig!' rief ich im ersten Schmerze, aber ich sammelte mich schnell — sie wae ja genesen — so odee so — meine Hoffnung war erfüllt. — Zue Voesicht," schloß die gute Alte ihre Rede, „blieb dee Arzt eine Zeit lang noch hier, kam nach ein paar Stunden abeemals wieder, vielleicht um meinetwillen besorgt, und wies beim Weggehen jede Vergütung füe geleistete Dienste zurück. Der Himmel lohne es ihm."

Sie stand auf und ging mit mir in das andere Stübchen zurück. Voesichtig und leise, wie sie sie geöffnet, schloß sie die Thür des Kämmerchens. Ich erbot mich, füe Maeiens Begräbniß Sorge zu tragen, was jene dankbae und gerührt annahm. „Marie hinterläßt wohl," fügte sie hinzu, „so viel und mehe, als hinreichen würde, ihr eine Ruhestätte zu bereiten — ihe Haefenspiel wurde immer eeichiich belohnt — abee ich möchte mit unserer Baarschaft noch zum iezten Male eine Pflicht üben, welche die Verewigte bei Lebzeiten immer so gern geübt. Sie sollen jetzt Alles wissen, gönnen Sie mie eine kurze Ruhe."

„Ich besuche Dich in einer Stunde," sprach ich; „dann sollst Du mir erzählen. Jetzt laß mich einige Gänge durch die Straßen machen." — Die Stunde war kaum vergangen, als ich die kleine Wohnung wieder betrat. Die Alte schiug ihr großes Gebetbuch, in welchem sie gelesen hatte, zu und überreichte mir einen Brief, der an mich adressirt und bei ihe während meiner Abwesenheit abgegeben worden war.

„An mich? Und von wem?" fragte ich erstaunt, indem ich das Siegel besah.

„Ich weiß nicht, abee die Handschrift kommt mir bekannt voe. Irr' ich nicht, so ist dee Brief von dem Manne, der meiner guten Marie so viel Heezeleid gebracht. Sie sahen ihn wohl vielleicht schon dort, wo sie des Abends zu singen und zu spielen pflegte."

„Jenee," rief ich, „mit dem wüsten, blassen Gesicht, gegen den Marie einen unbezwinglichen Widerwillen zu haben schien?"

„Nun hat sie Ruhe vor ihm," antwortete die Alte. „Wir trafen in jedee Meßstadt mit ihm zusammen. Ee ist aus Franken und hielt sich lange Zeit als Kaufmann in derselben Stadt auf, wo Marie bei ihren Veewandten lebte. Ja, ja, dort kam das Unglück über sie. So vorsichtig ich sie vor den jungen Heren gehütet hatte, so konnte ich doch nicht verhindern, daß sie einen Jüngling kennen lernte, dessen Liebe die Arme einen flüchtigen Sommer hindurch beglückte, um sie dann desto elendee zu machen. Leonhard — so hieß dee Jüngling — wae ein gutes, treues, abee ungestümes Herz. Wenn ich Sie ansehe, glaub' ich ihn wiederzusehen: ganz seine Züge! Zu jener Zeit kam ein Reisender an den Oet und erblickte einst in der Kirche Marien; da entbrannte er in heißee Liebe für sie und schien entschlossen, sie unter jedee Bedingung zu erwerben. In diesem Entschlusse bestärkte ihn das Zueeden jenes Schändlichen, den Sie kennen gelernt, und dee sich an Marien für die schon früher erfahrene Zurückweisung rächen wollte. Auf seine Veranlassung wagte es der Fremde sogar, eines Nachts in Mariens Wohnung einzusteigen, um sie zu entführen. Da traf ihn Leonhard tödtlich und entfloh mit Marien. Sie wurden heimlich getraut und entgingen der gerichtlichen Nachfoeschung, weil der Gemordete in seinen letzten Augenblicken das rettende Bekenntniß ablegte, ee sei sein eigener Mördee. Abee ein entsetzliches Geheimniß sollte noch entschleiert werden. Dee Fremde wae — wie sich aus den in seiner Brieftasche befindlichen Zeugnissen ergab — Leonhard's Bruder. Ee war schon als Knabe nach dem plötziichen Tode des Vaters von einem mitleidigen Schiffscapitain mit nach Amerika genommen woeden, und kehrte erst als Mann unter veränderetem Namen in sein Vaterland zueück, wo ihn die Beuderhand erschlug. Mich litt es nicht länger in dem blutbefleckten Hause; doch erst nach einem Jahre glückte es mie, Marien wiederzufinden. Leonhard war kurze Zeit vorher gestorben. Ich kam zur eechten Zeit, um ihr bei ihree Entbindung behülflich zu sein; sie weinte vor Freude, als sie das Kind an ihre Beust drückte, dann schauderte sie, als sie an dessen Vater dachte, und dann lächelte sie wieder und sprach mit zum Himmel gewendeten Blick: ‚Du hast ihm vergeben, Du Vater Allee, dort haftet kein Moed mehe an ihm!'"

Ich war tief eeschütteet und vermochte nicht zu spee-

Digitized by Google

chen, als die Alte in ihrer Erzählung inne hielt. „Marie," begann sie nach einer Weile aufs Neue, „sang seitdem oft das alte Lied, welches Sie gestern von ihr gehört haben, und bei den Worten:

„Liebchen, denk' der letzten Stunde,
Wie wir Treue uns geschworen,
Sind' uns auch der Tod im Bunde,"

brach sie nicht selten in Thränen aus und sprach zu mir: ‚Ich habe nicht Wort gehalten: Wir sind elend im Bunde gewesen, ich verloren, er verloren, aber ich habe ihn überlebt und finde ihn vielleicht niemals wieder.' Das Kind hielt sie noch im Leben zurück; ohne dieses würde sie sich gewiß damals den Tod gegeben haben. Später war sie ruhiger geworden und harrte still entsagend aus."

„Und ihr Kind?" unterbrach ich die Alte.

Sie neigte ihr Haupt und sagte: „Eine traurige Geschichte, deren furchtbare Erinnerung Marien das Herz gebrochen hat! Wir hielten uns in einer kleinen Stadt auf, wo wir von der geringen Summe lebten, die Leonhard hinterlassen hatte. In dem Hause, in welchem wir ein Stübchen bezogen hatten, wohnte auch die junge Frau eines armen Handwerkers, die ein Kind von demselben Alter, wie Mariens Knäblein, hatte und es zärtlich liebte. Die beiden Engelchen wurden neben einander gebettet, und Marie gehörte von dieser Zeit an mit zur Familie. Mehrere Monate lebte sie zufrieden und — man kann sagen, glücklich, als jener Kaufmann aus Franken wieder sichtbar wurde und Gelegenheit suchte, seine verhaßten Liebeswerbungen wieder anzuknüpfen. Daß er abermals entschieden zurückgewiesen wurde, versteht sich von selbst. Marie stellte sich sogar, als kenne sie ihn nicht, als habe sie ihn nie gesehen, als sei sie niemals in Franken gewesen. Er gab zwar vor, dies zu glauben, sprach seine Verwunderung über eine so große Aehnlichkeit aus, die ihn getäuscht habe, ließ jedoch von seiner Zudringlichkeit nicht ab. Eines Morgens endlich war er abgereist, wie es hieß, in dringenden Geschäften. Aber, ach! welch eine entsetzliche Nacht, die diesem Morgen vorherging! Nur mit Grauen denk' ich an sie. In unserem Hause brach Feuer aus. Da wir in einer etwas fern gelegenen Kammer schliefen, so merkten wir erst die Gefahr, als schon der Rauch uns entgegendrang. Jetzt wurde Lärm auf der Straße. ‚Mein Kind, mein Kind!' schrie Marie und stürzte ohnmächtig zusammen. Mir selbst vergingen die Sinne; als ich mich wieder erholte, sah ich mehrere Leute um Marien beschäftigt, um sie ins Leben zurückzurufen. Ihr erster Laut, als sie die Lippen regte, war wieder der Name ihres Kindes. An zusammengeknüpften Betttüchern mußte sie zum Fenster hinabgelassen werden; ich stieg auf einer Leiter hinab, die man von außen an das Haus legte, als Marie bereits in Sicherheit war. Sie wollte in die Flammen springen, um nach der Wiege zu sehen; man hielt sie gewaltsam zurück und sagte ihr, daß die Kinder gerettet seien. In diesem Augenblicke eilte ein Mann an uns vorbei, der eins von den Knäblein im Arme forttrug. Marie erkannte ihren Peiniger und schrie laut auf, die Hände ausstreckend — da traf sie ein Wasserstrahl von oben herab, der sie niederwarf. Sie wurde fortgetragen und in ein anderes Haus gebracht. Hier lag sie den größten Theil der Nacht besinnungslos; ich wachte bei ihr. Nach und nach ward der Gewalt des Feuers Einhalt gethan. Der Morgen dämmerte. Marie lag zitternd und schwer erkrankt danieder. Ihr Kind" — — die Alte senkte ihre Stimme — „ihr Kind," sprach sie dumpf, „war verbrannt."

„Mein Gott," fuhr ich auf, „und der Mann, welcher —"

„Er hatte," ergänzte die Erzählende, „er hatte das Kind unserer Hausgenossin in Sicherheit gebracht, da er das Andere nicht mehr in der Wiege fand. Am andern Morgen war er abgereist, wie gesagt. — Lassen Sie mich schnell über jene furchtbaren Tage hinwegeilen. Marie genas langsam; die gräßliche Nachricht, die ihr nicht verborgen bleiben konnte, brachte sie dem Tode nahe. Die letzten Tage vor unserer Abreise besuchte sie das kleine, geschmückte Grab auf dem Friedhofe und segnete die Asche, die unter dem schwarzen Kreuze ruhte. In Ergebung verließ sie mit mir die Stadt, von welcher sich auch jene arme Handwerkerfamilie fortgewendet hatte."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Bône in Africa. (Fortsetzung.)

[Fahrt nach Bona; Küstenorte.]

Das erbärmlichste Elend herrscht unter der Legion, und nicht ein einziger von allen den Gefragten war mit seinem Schicksale zufrieden. Die Behandlung ist grundschlecht, und die Nahrungsmittel unter der Kritik. Aufrichtig sagt jeder Deutsche: lieber Bettler in der Heimath, als königlich französischer Soldat der Legion! Für die Preußen war mein Erscheinen sehr erwünscht, denn durch mich erfuhren sie erst die allgemeine Amnestie unter dem jetzigen König. Zurück sehnten sie sich Alle längst, nur bangte ihnen vor der Strafe der Desertion in ihre Heimath. Hilbrecht, einen Magdeburger, Officier der Legion, lernte ich kennen und verdanke sei-

Digitized by Google

bigem so manche Notiz. Er ist zufrieden und beabsichtigt sein Leben in diesem Lande zu beschließen. Der Lieutenant Pfersdorf, ein Baier, hat wenig Liebe bei den Deutschen; er ist bekannt als höchst grob, soll indessen auch sehr gerecht sein. Einen Leipziger fand ich auch, Namens Etze, der den Posten eines Sergenten bekleidet.

Von Algèr machte ich die Fahrt direct nach Bône. Diese Reise ist jedoch nur als Küstenfahrt zu betrachten, da der Vapeur nie die offene See gewinnt. Alle sieben Tage geht regelmäßig der Courir von Algèr nach Bône, und berührt die dazwischen liegenden französischen Ortschaften, um das Postfelleisen abzugeben und um ein neues zu empfangen. Durch diesen Aufenthalt hatte ich Gelegenheit, von folgenden Ortschaften Notiz zu nehmen:

Bougie, eingeschlossen von Bergen, besteht aus Baracken; das nun von den Franzosen erbaute Hospital ist das einzige ansehnliche Haus. Der Ort ist höchst unbedeutend, hat aber übrigens einen sehr guten Landungsplatz. Affen finden sich hier in großer Menge. Das Klima ist ziemlich gesund und der Boden sehr fruchtbar; aber für Colonisten nicht geeignet. Ollven und Lorbeerbäume gedeihen gut und sind in großer Anzahl vorhanden.

Gigelly, mittelbar auf einem Küstenvorsprung erbaut, ist der gefährlichste Landungsplatz der ganzen Küste; die Strömung ist sehr reißend, und nirgends findet sich Ankergrund. Dieser Ort ist stets den Anfällen der feindlichen Beduinen ausgesetzt, da derselbe direct ans Gebirge stößt, und oftmals von 6000 Beduinen heimgesucht wird. Die Besatzung ist sehr schwach. Die Luft höchst ungesund und die Quartiere der Soldaten — nur Bretterbaracken — sehr miserabel Häuser gibt es hier wenige, fast überall Hütten. Auch hier ist ein Hospital erstanden. Das Aeußere desselben ist großartig, ob aber das Innere demselben entspricht, bezweifle ich. Die Lebensmittel sind sonst in Gigelly spottbillig. Fleisch und Vieh erhält der Ort von den befreundeten Beduinen und die Légumes bringen die Malteser.

Philippeville ist gegen obengenannte beide Ortschaften schon von anderer Bedeutung. Es ist neu angelegt und regelmäßig erbaut. Das Klima ist gesund und der Boden höchst fruchtbar für alle Gewächse, weshalb auch dieser Ort von französischen Truppen zur Garnisonaus gewählt worden ist. Die Soldaten der Legion aber werden für Nichts geachtet; ob sie um ein halbes Jahr früher sterben oder nicht, ist einerlei. Es ist gar kein Mangel an neuen, denn Europas Länder liefern genug Opfer zu dieser Schlachtbank. Diese Stadt eignet sich vorzüglich gut für Colonisten. Die Grundstücke um die Stadt werden fast mit jedem Tage theurre und gesuchter.

Mit dem fünften Tage gelangte ich in Bône an, und beschloß von hier Constantine zu besuchen, um alsdann von dort zurück, mit dem Vapeur nach Tunis zu geben und so meine Reise nach Smyrna fortzusetzen. Mein hiesiger Aufenthalt hat sich dadurch, so wie durch andere Umstände, sehr verlängert, wodurch ich in Stand gesetzt bin, Euch, meine lieben Freunde, einen ausführlichreren Bericht von diesem Orte zu geben.

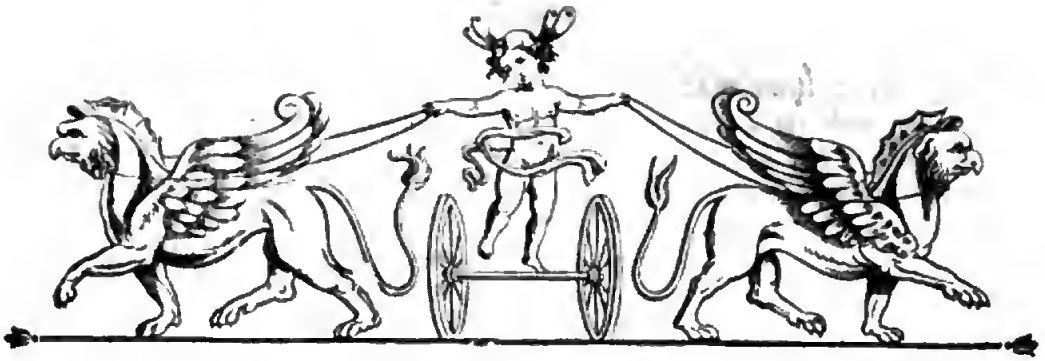
Die Gründung von Bône setzt man in das siebente Jahrhundert; sie geschah nahe bei den Ruinen d'Hyppone, von welchen man gegenwärtig noch die Spuren erblickt. Die Araber nennen die Stadt Beledel Aguel, d. h. Platz oder Stadt der Jujubes (Brustdeeren), welche Früchte in hiesiger Gegend in großer Menge geerntet werden. Die Christen dagegen gaben der Stadt deshalb den Namen Bône oder Bonne, um den Gleichlaut der Endung d'Hyppone beizubehalten und um zugleich dies Gebiet als das beste und fruchtbarste der Küste zu bezeichnen. Vom Meere aus stellt sich die Stadt amphitheatralisch dar und wird von hohen Gebirgen im Hintergrunde begrenzt. Vier Forts dienen zur Vertheidigung der Stadt: la Casbah, hoch auf dem Berge, le Caroubier, le Marabout kaserin und das Fort Génois. Der Hafen ist weder schön noch sicher; sogar seine Rhede äußerst gefährlich, und Unglücksfälle erneuern sich jedes Jahr. Nur bei dem Fort Génois gibt es einen Ankergrund, der einige Sicherheit gewähret, und durch die Schiffe der Marine angegeben wird. Die Einwohner der Stadt belaufen sich ungefähr auf 5000 Seelen; Malteser, Juden, Spanier, deutsche und französische Ansässige, während jedoch die Mauren den größten Theil der Bevölkerung ausmachen. Die Garnison ist gewöhnlich 500 Mann stark; gegenwärtig jedoch beträgt sie nicht so viel, da das neue eingerichtete 2. Regiment der Legion noch nicht vollzählig ist und erst auf neue Rekruten wartet.

Bewahre nur der liebe Himmel die Söhne des guten Deutschlands vor dem blinden Wahn, hierher zu kommen, um als Soldaten ihr Glück zu versuchen. Alles andere mögen sie suchen, nur keine Anwerdung bei der Legion!

Die Häuser der Stadt haben fast alle nur eine Etage und in der Mitte einen eingeschlossenen Hofraum. Diese Räume umzeben Bogenwölbungen, die entweder aus Marmor oder Stein gearbeitet sind. Um seldige stehen alsdann Citronen, Orangen oder Granatbäume und gewähren den in der Mitte befindlichen Brunnen Frische und Kühlung. Ohne Schornsteine sind die Häuser und die Dächer platt und gemauert. In neuerer Zeit wird die Stadt viel durch neue Anbauten der Europäer verschönert und in den engen, geradelaufenden Straßen erhebt sich manches stattliche Gebäude. Mein Hôtel ist Lion d'or, ich kann es aber ebenfalls der theuern Zeche wegen nicht empfehlen, sondern verweise den Fremden nach dem Hôtel Palais-Royal; dasselbe liegt auf dem besten Platz der Stadt, Place d'armes; und ist zugleich die Hauptrestauration des Ortes. Auch hier gibt es für jede Volksclasse gar viele Restauranten und von jeder Nation. Malteser und Deutsche sind jedoch die Mehrzahl. Maurische sowie französische Bäder sind mehrere, und für die Bequemlichkeit sowohl wie für den Luxus des Lebens manche ansehnliche Magazine vorhanden. Die Lebensmittel sind sehr billig. Das Fleisch außerordentlich gut, das Livre kostet 4 Sous. Geflügel, sowie Früchte aller Art bringen die befreundeten Beduinen in Masse täglich zum Markt, und man kann wirklich sagen, daß sogar ein Gourmand hier nie an Abwechselung Mangel leiden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 166. — den 26. August 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Denkschriften und Briefe.

Dr. Dorow in Berlin hat von interessanten „Denkschriften und Briefen zur Charakteristik der Welt und Literatur" (Berlin, Alex. Duncker) eine neue Folge eröffnet, die sich der vorigen Reihe als Bd. 5. anschließt. „Der Vorwurf der Indiscretion ist mir bis jetzt nicht gemacht worden," äußert der Herausgeber im Vorwort. Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser neuen Sammlung werthvoller Heimlichkeiten aus der modernen Menschenwelt machten sich in politischen Blättern von anonymen Briefstellern allerdings Vorwürfe solcher Art laut, doch nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Anklage, nur mit der Andeutung, ob die Gesetzgebung nicht Willens sei, hier eine feinere Gränzlinie zu ziehen, da mit umsichgreifender Veröffentlichung brieflicher Geheimnisse uns die Nachtheile der Preßfreiheit überkämen, ohne daß wir den Genuß von deren Vortheilen hätten. Daß es unter den Zuständen deutscher Nation so wenig öffentliche, so wenig ganz freie, ganz ehrliche, und so viel verkrochene und verknissene Charaktere gab und gibt, ist eine Krankheit allgemeiner Verhältnisse, von der sich das Leben des Einzelnen selten ganz rein und frei erhält. Durch Hervorziehen heimlicher Beichte in brieflichen Mittheilungen wird die Lüge, die Schiefheit, der Widerstreit zwischen unserem Wollen und Können, zwischen unserem Innern und Aeußern, unserem Herzen und unserem Angesicht, schreiend offenbar. Hier wird allerdings Schonung und Rücksicht eine Pflicht, damit die Person, die hier zum Theil nur Product ist, während der allgemeine Zustand sich als Factor erweist, nicht die alleinige Buße zu tragen habe. Eine solche Rücksicht finden wir in vorliegendem Heft allerdings geübt; in Bezug auf das kürzlich erschienene Leben des Freiherrn von Stein, in welchem Fürst Hardenberg gemißhandelt wird, spricht Hofrath Dorow sogar den Wunsch aus, daß zur Ehre des Schreibers mehrere Briefschaften besser zu unterdrücken wären, und fügt hinzu, sein eigen Erlebtes mit dem Minister Stein sammt den dazu vorhandenen Documenten müsse einer spätern Zeit zur Veröffentlichung vorbehalten bleiben, indem noch Lebende schmerzhaft dadurch berührt werden möchten. Eine allzustarke Empfindsamkeit bei Lebenden darf man jedoch nicht voraussetzen, noch ihr Vorschub leisten. Mancher erlauchte Mann, er stehe durch Geburt hoch, sei z. B. ein König, oder habe sich durch ein Talent historisch gemacht, das der Federführung entbehrte, wie der Soldat im Felde, wirft seine Privatbriefe schleunig hin, und es ergeben sich, treten diese unverhofft ans Licht der Sonne, sprachliche Merkwürdigkeiten. So ruft sogar ein sonst in Versen wohlgewappneter preußischer Staatsmann: „Wie helf' ich mich da heraus?" Generallieutenant v. Lossau, dem Preußen die erste Idee zur Organisirung einer Landwehr zu danken hat, schreibt an Dorow: „Ich schmeichle mich." König Ludwig von Baiern, der deutsche Barde auf dem Throne, schreibt an den General v. Witzleben in Berlin: „Nur in ein festes Halten an Preußen sehe ich Teutschlands Heil." Man hat dem Herausgeber bitter-



Digitized by Google

liche Vorwürfe gemacht, daß er kleine Nachläſſigkeiten dieſer Art unſterblich macht und im Druck der Nachwelt überliefert. Mich dünkt jedoch, er habe erſtlich gar nicht das Recht, dergleichen zu tilgen; in den Handſchriften Friedrich's des Großen bewahrt man königlich abſolute Grammatik und Orthographie ſogar mit patriotiſcher Pietät, und dann ſind in den meiſten Fällen ſolche Naivetäten viel zu gutartig, um ſie grauſam zu tilgen. Börne fand an den Bekenntniſſen des Kindes Bettina die Orthographie am liebenswürdigſten, und wenn früher eine Dame, die mit dem Engliſchen ſo vertraut wie mit dem Deutſchen iſt, „guter Author" an mich ſchrieb, das th der Engländer im Worte beibehaltend, ſo mocht' ich das um alle Welt nicht miſſen, denn es war mir bedeutungsvoll, daß der „Thor" im Autor durchblickte.

Gehen wir auf den Inhalt der neuen Sammlung ein, mit den brieflichen Bekenntniſſen von Staatsmännern beginnend, und von ihren Aeußerungen heraushebend, was uns ſchlagend ſchien. Es mag zugleich von Intereſſe ſein, bei jedem deutſchen Namen Geburts- und reſpective Todesjahr, auch wo die Data bekannt genug ſind, beizufügen. Vom Miniſter Altenſtein, der im vorigen Jahre ſtarb (geb. in Anſpach 1770), leſen wir vom Jahr 1826 Eröffnungen über Profeſſor Hengſtenberg, über ſeine Thätigkeit, die damals noch weniger finſter, weniger fanatiſch zu ſein ſchien, und über ſeine Weigerung, ſich nach Königsberg verſetzen zu laſſen. Ein anderer Brief des Miniſters an Johannes Schulze äußert ſich über Hegel's Tod, der in den November 1831 fiel. Auch einer von den Briefen Varnhagen v. Enſe's hat den Tod des großen Philoſophen zum Thema; zugleich macht der Schreibende eine Aeußerung über ſeine Differenz mit Hegel in Bezug auf Fichte. Der Grund der Mißliebe Hegel's gegen Fichte iſt ein begreiflicher. Er iſt nicht ſo perſönlich, wie Hegel's Scheu und Unwille war, wenn er in der Geſchichte der Philoſophie von Schelling ſprechen mußte, den ſein Syſtem überholt hatte und vor deſſen primitivem Genie er ſich nicht mehr beugen wollte. Hegel erſchien gegen Schelling als eine arbeitende Kraft des executiven Talents, und konnte gegen dieſen nie jenes Gefühl des Mißbehagens loswerden, das der ſecundäre Geiſt vor dem höheren empfindet, ſelbſt wenn er deſſen geniale Willkür durch die Conſequenzen einer rieſenhaften Arbeitſamkeit bezwungen und überwunden hat. Hier war zugleich Perſönliches im Spiele. Gegen Fichte war die Nebenbuhlerſchaft von anderer Art. Hegel war ſein directer Nachfolger auf dem Katheder und zugleich ſein directer Gegenſatz in der Wiſſenſchaft des Denkens. Zur Nothwendigkeit der Gegnerſchaft geſellt ſich aber leicht der Reiz des Widerſpruchs, und es iſt menſchlich, daß dieſer ſich in Hegel auf demſelben Schauplatze ſteigern mußte, wo er die Gemüther anfänglich noch erfüllt fand von den Wirkungen des ihm objectiv feindlichen Mannes. Fichte's Größe und Wichtigkeit iſt in den Darſtellungen Hegel's auf keine Weiſe hiſtoriſch ſachlich erledigt. Fichte's Einſeitigkeit in der Wiſſenſchaft des Denkens hält allerdings nicht Stich vor dem ſpeculativen Denkproceß, der die Conſequenz der Sache ſelber gibt, aber als Ereigniß der Geſchichte, in ſeiner Wirkſamkeit auf Volk und Zeitalter, als Mann der geiſtigen That, ſteht Fichte großartig und glänzend da gegen Hegel's ſcholaſtiſche Arbeitſamkeit. — Doch ich lenke zurück; es ſchien mir nur tauglich, zu Varnhagen's Verwunderung über Hegel's Mißliebe gegen Fichte hinzuzufügen, was ſich mir als Grund ergibt. Will man übrigens Philoſophen über Philoſophen hören und zugleich auf Grobheit gefaßt ſein, ſo leſe man, was Beck S. 152 in den neunziger Jahren über Fichte ſchrieb, und dazu Karl Leonhard Reinhold's Kritik über Schelling, an dem er mit Recht die Nüchternheit der Speculation vermißt. (Philoſoph Reinhold war ſeltſamer Weiſe Wiener von Geburt, geb. 1758, und ſtarb 1823 in Kiel.) An ſonſtigen Briefen von Philoſophen müſſen wir die beiden Billete Kant's an Hippel erwähnen. Sie berühren königsberger Oertlichkeiten. Kant's Garten ſtieß an den Gefängnißthurm, deſſen unfreiwillige Bewohner zum lauten Singen und Beten angehalten, durch ihre erzwungene Frömmigkeit den alten Weiſen täglich in ſeinem Denken ſtörten. Er wendet ſich deshalb an den Bürgermeiſter, den vertrauten Verfaſſer der Lebensläufe, dringlich bittend, die „Heuchler im Gefängniſſe" möchten genöthigt werden, „ihre ſtentoriſche Andacht" zu mäßigen; ihr Seelenheil würde dabei nicht Gefahr laufen, wenn ſie ſchluchzten, ſtatt zu ſchreien als ſtäken ſie am Bratſpieß. Dieſe Situation des königsberger Weltweiſen iſt humoriſtiſch und originell genug, um ſie weiter zu einer Scene aus ſeinem Leben auszuarbeiten. Daß er nicht ruhig denken kann, wenn die Verbrecher im Kerker nach dem jenſeitigen Himmel ſchreien, iſt ergreifend. (Der Brief iſt aus dem J. 1784; Kant lebte von 1724—1804.) (D. F. f.)

## Die Harfnerin.

(Beſchluß.)

„Unſere Baarſchaft war aufgezehrt;" — fuhr die Alte fort — „wir zogen im Lande umher; Marie er-

Digitized by Google

ward sich ihr Brot durch Gesang; doch sie bedurfte wenig und schickte das überflüssige Geld zu regelmäßigen Terminen an die abgebrannte Familie, damit diese ihr Kind, ihr glücklich gerettetes, davon erziehen möge. Diese Pflicht ist es, welche ich noch einmal erfüllen will, und dann —"

„Und dann," fiel ich ihr ins Wort, „will ich ferner für das Kind sorgen, dessen sich Marie angenommen, und auch für Dich, treue Alte —"

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen; stumm dankend drückte sie mir die Hand. „Ja, Marie hat sterbend wahr gesprochen," sagte ich, „der Himmel meint es gut mit uns, wenn er uns Schmerzen schickt — sie rücken uns ihm näher." — Still wollte ich mich entfernen, als mich die Alte an den Brief erinnerte, den ich zu mir gesteckt. Ich griff hastig nach ihm und löste das Siegel.

„Heiliger Gott, was ist das?" rief ich, als ich einen Blick hineingethan. Folgendes war der Inhalt:

„Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich abgereist, mein Herr. Wahrscheinlich sind Sie von Mariens Lebensumständen unterrichtet. Da ich schwerlich wieder den Continent betrete, so mögen Sie jetzt ein Geheimniß erfahren, das ohne mich wahrscheinlich niemals entschleiert worden wäre. Mariens Kind lebt; es ist dasselbe, welches ich in jener furchtbaren Nacht gerettet; das andere, welches mit ihm in gleichem Alter war, ward ein Raub der Flammen, ehe ich es ihnen entreißen konnte. Ich beredete damals die jetzigen Pflegeeltern des Kindes, es als das ihrige zu sich zu nehmen, da ich glaubte, es würde so einst glücklicher werden. Marie ward getäuscht; es hängt von Ihnen ab, ihr diese Täuschung zu benehmen. Ich bin meines verfehlten Lebens überdrüssig und will drüben über dem Meere meine letzten Tage beschließen."

Nachdem ich den Brief laut gelesen, stand die Alte erst einige Minuten wie erstarrt da; dann stammelte sie: „Mariens Kind lebt?" und eilte nach der Kammer, wo sie vor der Leiche auf die Kniee niederfiel und jammerte: „Marie, Marie, mein Kind, nur noch einen einzigen Augenblick erwache und höre mich — Dein Kind lebt!"

Ich zog die schmerzlich Ergriffene empor und sprach: „Besinne Dich! Siehst Du nicht ein, daß es so kommen sollte, daß es so gut ist, wie es gekommen?"

Die Alte sah mich groß an, als ich fortfuhr: „Mariens Kind wäre unglücklich geworden, denn der Fluch, daß sein Vater ein Mörder, ein Brudermörder gewesen, hätte sein Leben vergiftet. Jetzt weiß es nichts von diesem Fluch und die Welt weiß nichts von ihm, Gott straft die Verbrechen der Väter nicht an den Kindern — der Fluch ist vernichtet; die herben Mißklänge der Vergangenheit lösen sich in harmonische Accorde. O, eine gläubige Zuversicht sagt mir: Segen wird ruhen auf dem Kinde, dessen Eltern so unglücklich waren. Darum laß uns das Geheimniß niemals enthüllen, auf daß wir nicht das Schicksal von Neuem erzürnen."

„Gott im Himmel, ich vertraue Dir!" betete die Alte. Der Schimmer des Mondes fiel in das dunkle Gemach, wie ein Lächeln von oben, und leise stimmte ich ein in das fromme Gebet.

Es war schon ziemlich spät, als ich das Haus verließ. Ich schlich nach Hause und versank in tiefe Gedanken, aus denen mich erst Richard aufweckte. Er kehrte aus dem Theater heim und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht gekommen sei. Ehe ich antworten konnte, machte er seiner Begeisterung über die Darstellung des Faust Luft. „Nicht wahr," fügte er dann hinzu, „Du nimmst doch auch von unserem Götz Abschied. Uebermorgen reist er ab; in einigen Tagen ich — wir müssen noch einmal alle, d. h. die Auserwähltesten, froh zusammen sein. Marie spielt dazu auf —"

„Halt ein!" rief ich ihm ins Wort fallend; „Marie —"

„Nun, kommt sie nicht wieder?"

Ich theilte ihm meinen Besuch bei ihrer Leiche mit. Da ließ er den Kopf auf die Brust sinken und zog schmerzlich überrascht die Augenbrauen zusammen.

„Hm! hm!" sprach er, „der Tod besinnt sich nicht lange, wenn er Verlangen trägt, ein Menschenleben abzurufen. — Das Leben eines Menschen? Was liegt daran?" fügte er rasch hinzu, „das Leben, das große, allgemeine Menschenleben tastet er doch nicht an. Und in diesem Leben steckt auch die Vergangenheit der einzelnen beschlossenen Menschenleben. Alle Seelen von sechs tausend Jahren her sind im Heute enthalten. Jeder hat an der großen Erbschaft Antheil. Falten von der Stirn, Freund! Muthig! Ich kann nicht trauern!"

Lächelnd reichte er mir die Hand; bewegt drückte ich den Freund an meine Brust. „Du hast Recht," sprach ich, „und Du sollst sehen, daß auch ich kein Kopfhänger bin."

Am andern Abend schwebte ein heiterer Ernst über der kleinen Gesellschaft beim Wirth neben St. Thomas. Der Heldenspieler, Richard und ich — wir hatten uns ins Nebenzimmer gesetzt und unterhielten uns über die Kunst.

Digitized by Google

Es waren schöne, geweihte Stunden, nach denen wir uns trennten.

Mit Richard blieb ich in fortwährendem Briefwechsel. Eines Tages schrieb ich ihm unter anderem folgende Neuigkeiten: „Der Baßbuffo ist vom Schlage getroffen worden und schmerzlos entschlafen. Morrith hat sich mit seiner Wirthin verlobt, und der Geiger ist bei der Theatercapelle als zweiter Violinist angestellt. Leider ist auch Gretchen gestorben, wie ich eben aus einem Briefe des Heldenspielers erfahre, der von der Bühne abgetreten ist und jetzt an einem Werke über Shakspeare schreibt."

## Correspondenz.

### Aus Bône in Africa. (Fortsetzung.)

[Ein ungesundes Paradies; kein Speculationsgeist.]

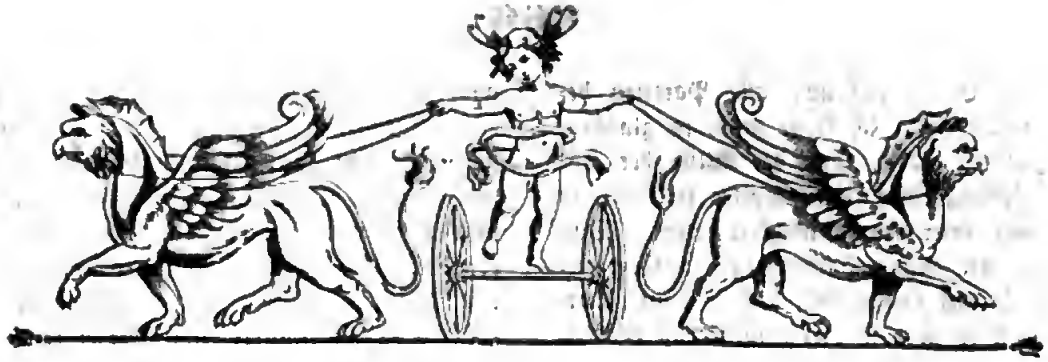
Die nöthigen Gemüse liefern die umgebenden Gärten der Stadt, oder werden von den Maltesern hinreichend und alle Tage frisch geliefert. Die Kartoffel ist jedoch nicht sonderlich; Wein und Tabak sind gut und billig, da auf beide Artikel der französische Douanensatz nicht in voller Kraft steht. — Zu einer der großen Unannehmlichkeiten der Stadt gehört der Mangel an gutem Quellwasser, da die Brunnen der Häuser weiter nichts als Cisternen sind und oftmals sehr schlechtes Wasser enthalten. Das französische Gouvernement hat zwar mit großen Kosten eine künstliche Wasserleitung erbaut, um wenigstens theilweise diesem Mangel abzuhelfen, doch das Wasser ist schlecht und fast nicht hinreichend. Denn dies vom Gebirge concentrirte Wasser hat bei der jetzigen großen Hitze stets einen fauligen Beigeschmack, und ist fast lauwarm. Reines, klares Wasser zu trinken ist indeß förmlich ärztlich verboten; selbst das Militär erhält dasselbe mit Essig vermischt. Das hier herrschende Klima ist ein ganz eignes. Am Tage die drückendste Hitze und des Nachts die empfindlichste Frische, vor welcher man sich nicht genug hüten kann. Mit einem Worte, dies Gebiet hier ist das ungesundeste des ganzen Küstenstrichs. Fieber und die fast immer tödtende Diarrhöe sind die allgemein herrschenden Krankheiten; ein mäßiges Leben trägt zwar viel zur Gesundheit bei, doch sind die Fremden gar manchen Krankheitsanfällen unterworfen, bevor sie sich an hiesige Lebensart und Luft gewöhnen. Gegenwärtig liege ich selbst an der Gelbsucht nieder und muß deshalb schon seit 8 Tagen streng das Zimmer hüten. Während 7 bis 8 Monate des Jahres ist die Hitze außerordentlich groß, und die regelmäßige Folge davon das gelbe Fieber oder die Pest. Aber auch die andere Jahreszeit ist nicht viel besser, weil alsdann der heiße Wind aus der Wüste gar oft die Luft verpestet. Im Herbst und Winter regnet es sehr viel, und jetzt bei der großen Hitze sind die stärksten Gewitter keine Seltenheit. Die Fruchtbarkeit des Bodens in dieser Gegend ist erstaunlich groß. Die herrlichsten Früchte und Gemüse aller Art gedeihen; die Getreidearten stehen üppig und fruchtvoll, die entwässerten, kräftigsten Wiesen liefern das schönste Futter. Feigen-, Orangen-, Citronen- und Dattelbäume geben ihre erfrischenden Früchte mehrmals zur Ernte, und die vielen Oliven-, Lorbeer-, Johannisbrodbäume, sowie die Palmen gewähren dem ermüdeten, fleißigen Landmann Schatten und Kühlung zur Ruhe. Von den blumenreichsten Gärten prangt Bônes nächste Umgebung und täglich entstehen neue Anlagen. Besäße dies Gebiet nicht die ungesunde Atmosphäre, man müßte es mit einem Paradiese vergleichen.

Für Speculanten ist Bône der beste Ort. Der Handel ist unbedeutend, nur der Wein florirt im Commerce und hierin zählt die Stadt manches sehr bedeutende Handlungshaus. Bis jetzt ruht auf diesem Artikel, zum Anbau in der africanischen Besitzung, noch von dem Gouvernement ein Verbot; derselbe wird aus dem südlichen Frankreich importirt, und der Export nach hierher ist nicht unbedeutend. Wird künftig der Anbau gestattet, so werden gewiß die africanischen Weine eine wichtige Rolle im Handel spielen; da die Trauben, welche aus den Gebirgen von den Beduinen gebracht werden, vor Ueppigkeit, Schwere und Süße strotzen und hinreichend den Beweis geben, daß der Weinbau eines der ergiebigsten Resultate erzielen würde. Deutsche Colonisten stehen hier im besten Ansehen, weil Fleiß und Ausdauer sie vor allen andern auszeichnen, und ihre Unternehmungen auch den besten, erwünschtesten Fortgang haben. Hier in Bône fehlt weiter Nichts als Geld und Speculationsgeist, um die großartigsten und gewinnreichsten Geschäfte zu machen. Compagnien, Societäten müßten sich bilden, um den üppigen, fruchtbaren, aber brachliegenden Boden zu benutzen. Geld müßte Arbeiter erschaffen und Arbeiter Industrie. Das Material zu Fabriken fast aller Art würde der Boden hergeben, und in einem Jahrzehend müßte Bône der blühendste Ort sein. England sollte diese Küste besitzen, besser würde sie alsdann benutzt werden und es sollte nicht lange währen, so hätte der Speculationsgeist das Hundertfache der Ausgabe errungen. Die Viehzucht schon allein könnte den größten Handelserwerb ausmachen. Lohgerbereien anzulegen, wäre wohl, wegen Mangels an Lohe, kostspielig, doch für Weißgerber kein Land besser geeignet als dieses. Die Häute werden zum Spottpreise losgeschlagen und das Leder ist enorm theuer. Der ganze fette Hammel kostet 3 bis 4 Francs. Wissen möchte ich wohl, ob nicht die Korkweide für Lohgerber passend ist? Dieser Baum, der hier viel wächst, könnte alsdann diesem Mangel abhelfen. Tabakscultur würde auch mit Vortheil möglich werden. Der von den Beduinen zur Stadt gebrachte Tabak wird gern genommen und hat stets viel Liebhaber, seiner besondern Güte wegen. Die Franzosen haben nun einmal nur für Cafehäuser Speculationsgeist, für alle anderen Zweige, wozu Ausdauer und Fleiß gehören, sind sie ohne allen Verstand, ohne allen Trieb.

Löwen, Leoparden, Tiger, Hyänen, wilde Schweine, Affen und Schakals finden sich in der Umgegend der Gebirge vor; von welchen Thieren namentlich das letztere, durch sein nächtliches Heulen, für die Bewohner sich lästig macht. Auch gehört noch zur Plage der Stadt die unendliche Menge von Ratten, Schlangen und Taranteln, die sich fast in alle Häuser einschleichen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 167. — den 27. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Denkschriften und Briefe.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zu Aeußerungen von Staatsmännern zurück und machen vor allen auf dir vier umfassenden Briefe Joh. Gotthard von Reinhold's an Varnhagen aufmerksam, in den Jahren 1817 und 1818 aus Rom datirt, wo der Schreibende als Geschäftsträger residirte, zu einer Zeit, wo Varnhagen preußischer Ministerresident in Karlsruhe war. (Reinhold, geb. zu Amsterdam 1771, starb 1838 in Hamburg.) Die Fürsten fingen damals in Deutschland an, Constitutionen zu geben. Reinhold äußerte darüber: „Ich wünsche von Herzen zu Deutschlands Wohl, daß alle die neuen Schöpfungen sich in der Anwendung bewähren mögen, wozu vor allen Dingen gehört, daß dir Deutschen sich reif und verständig zeigen. Unter dem Mancherlei, was von dorther nach diesen Gegenden herüberhallt, sind auch Zweifel an der Aufrichtigkeit der Regenten und ihrer Minister gewesen; ja mehr; doch dem hab' ich keinen Glauben beimessen mögen. Ueber alles dieses sprechr ich wie ein Blinder zu einem Sehenden. Was aber, mein Freund, haben Sie zu der Ehrenrrklärung gesagt, die der König von Baiern dem römischen Stuhle über seine Staatsverfassung zu geben für gut befunden hat? Wie wird man in Deutschland diesen Widerrruf aufgenommnen haben?“ u. s. w. Ueber Overbeck und die römische Propaganda schreibt er: „Sie fragen, ob Overbeck auch katholisch sei? Ja freilich; seit mehreren Jahren, und so heiß, daß man schon einen Mönch und künftigen Heiligen in ihm sah. Seinr Selbstkasteiungen haben nur eine andere Gestalt angenommen; denn seit einigen Wochen ist Fräulein Härtl seine Frau, u. s. w. Sie leben einsam in einem sehr entlegenen Theile der Stadt, und bewohnen ein Haus, wo Overbeck einige Zimmer mit Freskobildern schmücken soll. — Zu den Exkatholiken grhören unter Andern die Herren Veit, Söhne der Frau v. Schlegel. Die Bekehrung der hier ankommenden jungen Deutschen machen sich noch immer mehrere fromme Personen zur Pflicht. Als Gegenmittel hat Herr Niebuhr sich einen Prediger vom König ausgebeten, der ihn zugesagt hat. Den Anlaß gab zunächst dir Lage, in der sich der Graf v. Jugenheim hier befand, und zu dem, als er sterbend lag, sich allerhand Bekehrer zu schleichen versuchten, wiewohl ohne Erfolg; doch über die Geschichte dieser Versuche ist der König sehr aufgebracht gewesen. Einen russischen Legationssecretair, der nicht so gut bewacht war, haben sie vor einiger Zeit auf seinem Todtenbettr umgarnt. Dafür ruht er nun in einer Kirche, statt bei der Pyramidr des Cestius.“

Von Karl Ludwig v. Woltmann (geb. in Oldenburg 1770, gest. in Prag 1817) erhalten wir ebenfalls an Varnhagen gerichtete Briefe. Unter anderem schreibt er mit Bezug auf dessen damalige Thätigkeit, die öffentliche Meinung zu bearbeiten, ein Jahr vor seinem Tode: „Von Ihnen ist wahrscheinlich der Bericht über die Hoffnung Preußens auf die neue Verfassung, welchen ich in diesen Tagen im nürnberger Correspon-



Digitized by Google

tru u. ſ. w. fand. Er iſt treffend, alle Parteien berückſichtigend und ſchonend. Ich freue mich, zu glauben, was ich nicht geglaubt habe, daß der Wille des Königs für die Verfaſſung eines freien Volkes ſei, weil er die Erkenntniß von ihrer Nothwendigkeit beſitzt. Daß alle Parteiung in der Nähe Hardenberg's aufhöre, iſt wahr, wenn dies ſo viel heißen ſoll, daß er keiner Partei angehöre. Soll es aber ſo viel heißen, daß er Meiſter jener Blitze des Verſtandes und des Willens ſei, wodurch alle Partei zurückgeſcheucht wird, ſo werde ich ſtreben, mich auch dieſer Hoffnung zu überlaſſen, an die ich bisher nicht geglaubt habe. Ich geſtehe, daß ohne den Glauben an dieſe Hoffnung ich nicht viel auf Verwirklichung der Idee von Freiheit baur, ohne welche die preußiſche Macht leicht wie Nebel zerſtieben könnte, indem ſie ſich als eine echt deutſche befeſtigen will." Von ſich ſelbſt äußert der Ueberſetzer des Taeitus, daß er in Prag Memoiren ſchreibe, die jedoch nicht zum Druck geeignet wären, und zwar „über verſchiedene Gegenſtände, ſo wie ſie von den Oberbehörden in Wien verlangt würden." Der erſte Brief Woltmann's iſt aus dem J. 1799, eine Charakteriſtik der gelehrten Perſonen des damaligen Göttingens enthaltend.

Von Auguſt von Stägemann (geb. in Vierraden 1763, geſt. in Berlin 1840) erhalten wir vier Gedichte, die er nicht, oder nur mit ſtarken Abſchwächungen, unter ſeine gedruckte Sammlung aufnahm, und eine Erklärung über ſeine polniſchen Anti-Meſſeniennen. „Die Unternehmung eines unterdrückten Volkes, ſeine Feſſeln gewaltſam zu löſen," ſchreibt der preußiſche Staatsmann im J. 1832, „wird überall und zu allen Zeiten die Gemüther bewegen und die Dichter zu Geſängen entflammen. Ich habe in früheren Tagen die Araukaner beſungen. Aber von dieſer Art iſt die deutſche Theilnahme an der Sache der Polen nicht; man müßte die Augen abſichtlich verſchließen, um nicht gewahr zu werden, daß unſere ſogenannten Notabilitäten, zu deutſch Oberflächlichkeiten, nur die Triumphe verkündigten, die ſie über die vaterländiſchen Regierungen zu feiern erwarteten. Dieſen Triumphen, nicht den Niederlagen der Polen, habe ich mein Pereat gebracht." — Zu den kleinen ſkurrilen Merkwürdigkeiten gehört auch die Mittheilung, daß, wie Hr. v. Stägemann ſchreibt, Hr. v. Humboldt ſich vergeblich bemühe, Herrn v. Cotta einen Orden zu verſchaffen. „A. v. H. beharrt darauf," heißt es vom J. 1835, „Herrn v. Cotta einen Orden zu verſchaffen. Da der König auf den Antrag der Miniſter die Verleihung verſagt hat, ſo muß noch ein anderer Weg gefunden werden. Die Verſagung Sr. Majeſtät baſirt ſich auf der Allgemeinen Zeitung und auf einem, wie mir geſchienen, nicht ganz richtigen Grunde, wenigſtens einem für Herrn v. Cotta unſchuldigen Grunde. — Vom preußiſchen Miniſter Stein (geb. in Naſſau 1757, geſt. ebend. 1831) erhalten wir unter anderem vom J. 1826 eine Aeußerung über Kaiſer Alexander von Rußland. „Der Tod des Kaiſers Alexander!" ſchreibt er, „ich verlor an ihm einen großmüthigen, edlen, nachſichtsvollen Beſchützer — ohne ihn, wie wäre ich verfolgt, vernachläſſigt, geneckt worden!" Dieſer gepreßte Ausruf eines deutſchen Staatsmannes mitten im Schooß ſeiner Nation iſt erſchütternd genug. Wann wird die deutſche Creatur in ſich gehen und von der Mißliebe gegen ihre Talente, von der Schmähſucht gegen ihr eigen Fleiſch und Blut ablaſſen? —

Die vier Goethe'ſchen Briefe an den preußiſchen Miniſter Schuckmann, nebſt kleinem Aufſatz über die Technik der Steinmetzen und die Organiſation ihrer Bauhütte, ſind aus den J. 1815 und 1816. Sie betreffen die preußiſche Erwerbung von Kunſtſachen am Rhein, und die projectirte Gründung eines rheiniſchen Muſeums in Cöln. Daß Goethe hierbei zu Rathe gezogen, ſteht zu vermuthen. Er weiſt auf die Wallraf'ſche Sammlung in Frankfurt hin, deutet an, wie ſich die Schätze der Gebrüder Boiſſerée gewinnen ließen. Im Anhange bringt Hofrath Dorow, den Hardenberg zum Director des Muſeums beſtimmte, die weiteren Actenſtücke und Denkſchriften über dieſes Lieblingsproject des Staatskanzlers, das jedoch ſpäter, als die Ausführung des Planes in Altenſtein's Hände kam, ſich in anderer Weiſe verwirklichte. Altenſtein gab den Gedanken eines rheiniſchen Centralmuſeums auf und verwies die Sammlung dieſer Art an die Univerſität Bonn *). — Von Goethe'ſchen Briefen erhalten wir noch einen an Stägemann, nach Empfang von deſſen lyriſchen Erinnerungen vom J. 1829, und drei an Altenſtein, aus den J. 1826, 1830 und 1832. Goethe empfiehlt den hirſchberger Privatlehrer Schubarth zu einer Anſtellung als Gymnaſiallehrer und erhält die Entgegnung, daß die Anſtellungen in Preußen nach dem Grade der Prüfungszeugniſſe erfolgten. Was denn der Alte beſtens acceptirt und belobt.

*) Ueber die zweijährige Verwaltung der vorhandenen Alterthumsſchätze hat Dorow in ſeinen „Denkmalen germaniſcher und römiſcher Zeit in den rheiniſch-weſtphäliſchen Provinzen" (2 Bände mit 67 Kupfern) Bericht erſtattet.

Digitized by Google

Von Iffland lesen wir vom J. 1790 aus Mannheim einen Brief an Georg Forster; der Mime spricht seine Besorgnisse über die drohenden Gewitterwolken am politischen Horizonte aus, er fürchtet sich, er wünscht keine Aenderung der Dinge in Deutschland. Aus Berlin im J. 1800 klagt Iffland über die hämischen Verfolgungen der Recensenten, die über sein Talent und seine bürgerliche Ehre herfallen.

Von Cuiogius Schneider, dem blutdürstigen Volksführer, der am 1. April 1794 in Paris unter der Guillotine fiel, finden wir einen merkwürdigen Brief aus seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre, noch vor seinem Auftreten in Paris, aus Bonn vom J. 1789. Er erzählt dem Mann der Allgemeinen Bibliothek, Nicolai in Berlin, seine deutschen Schicksale, wie er neun Jahre dumpf und schwühl im Kloster gelebt, dann sich aus dem Kerker des Leibes und der Seele befreit habe, in Stuttgart drei Jahre Hofprediger gewesen sei, und als Professor der schönen Wissenschaften existire. Er habe Lust, seine Gedichte herauszugeben, um seines alten Vaters Schulden zu decken, und bittet um Beförderung der Subscribentenliste bei den Berlinern. An denselben Buchhändler Nicolai, den bekannten Verfasser des Sebaldus Nothanker, eine bedeutende Person damals, deren Patronat erstrebt wurde, wendet sich auch Ignaz Anselm Feßler (geb. 1756 in Czorndorf in Ungarn), und bittet für eine Subscription auf seine Geschichte der Ungarn um seine Protection.

Die vier Briefe von E. T. A. Hoffmann (geb. in Königsberg 1776, gest. in Berlin 1822) gestatten eindringende Blicke in dieses Künstlers wunderbares Erdenwallen. Sie sind aus dem J. 1803 bis 1807, wo Erde und Himmel, Himmel und Hölle in seiner Seele streitend durcheinanderliefen und jedes Element ihm den Boden unter den Füßen streitig machte. Er schreibt beängstigt und beängstigend, immer leidenschaftlich wie ein Spieler, der sein Letztes auf die letzte Karte setzt. Der Widerstreit zwischen amtlichen Nöthigungen und dem Gelüst des künstlerischen Dranges treibt ihn ins Ungemach, und dies Ungemach steigert sich bis zur Quai des Hungerns. Es sind Geständnisse, die er seinem vertrautesten Freunde macht. Sie greifen natürlich, wie auch seine Drangsal, in sein künstlerisches Arbeiten ein, und er schreibt aus Berlin vom J. 1807: „Es geht so weit, daß ich nicht mehr ruhig arbeiten kann, sondern unwillkürlich vom Tische aufspringe und Stub' auf Stub' ab laufe, ehe ich es mir versehe, auch wohl auf der Straße und im Thiergarten bin, wo mir seit einiger Zeit die einsamen Partien sehr lieb sind, indem mich Lichtenberg's Abhandlungen von lichtscheuen Hasen und dergleichen jetzt etwas näher angehen als sonst. — Zu keiner Kunst (um sie nämlich auszuüben) gehört wohl so körperliches Wohlsein, als zum Componiren, das Gegentheil bewirkt eine große Kränklichkeit, die sich nicht allein in den Ideen, sondern, was in der Composition ein Hauptmoment ist, auch in ihrer Zusammenfügung ausspricht. Lebhaft hab' ich dies alles jetzt gefühlt, und ein Salve Regina, das ich in diesen Tagen des Unglücks setzte, unerbittlich zum Feuertode verdammt; dagegen nach dem Empfange Deines Briefes Mittags gut gegessen und getrunken und Abends ein neues Salve Regina angefangen, das nun schon ein ganz anderes Ding wird. — In kurzer Zeit werden nämlich von mir drei- oder vierstimmige Hymnen an die Jungfrau unter dem allgemeinen Titel: La santa Virgine, erscheinen, die blos von Singstimmen ohne alle weitere Begleitung als höchstens des Pianoforte, welches leise und discret die Grundaccorde anschlägt, vorgetragen werden.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Bône in Africa. (Beschluß.)

[Militairisches und anderes Elend; ein Wink für England.]

Von grauem Marmor ist ein guter Bruch anzutreffen, und an sonstigen Baumaterialien in keiner Beziehung Mangel. Nur ist bis jetzt der Arbeitslohn das einzige, was theuer ist. Professionisten sowie Arbeiter fehlen, und die wenigen, die hier sind, lassen sich sehr gut bezahlen. Der gewöhnliche Arbeiter erhält für seine paar Stunden Arbeit, von Morgens 4 bis 10 Uhr, und Nachmittags von 5 bis 6 Uhr 3 bis 5 Francs Lohn. Aus Maltesern besteht größtentheils die Zahl, in neuerer Zeit ist selbige durch Deutsche noch vermehrt worden.

Das Leben in der Stadt selbst ist im Allgemeinen sehr gesellig. Das Officiercorps gibt zum größten Theil den Ton an; man lebt in guter Eintracht mit den Fremden und den Bewohnern des Ortes. Vergnügungen werden nach Möglichkeit veranstaltet, um so viel als thunlich die Langeweile zu vertreiben. Mit der Moralität steht es nicht sonderlich, weil gar viele Freundinnen Frankreichs durch den Ruhm, eine Expedition in Africa mitgemacht zu haben, hierher verlockt wurden und nun französische Sitten und Gebräuche hier nach Kräften einzuführen suchen.

Die Légion étrangère hat es zwar hier von allen mir bekannt gewordenen africanischen Garnisonen noch am besten, aber dennoch schlecht genug. Die Quartiere sind gut, nur die unangenehmen, kleinen, schwarzen Insekten abgerechnet, die sich in unglaublichen Massen in den Matrazen eingenistet haben und den Ermüdeten aufs peinlichste quälen.

Digitized by Google

Das neu eingerichtete Regiment besteht größtentheils aus Spaniern und Italienern. Erstere sind geflüchtete Soldaten des Don Carlos; sie zeichnen sich durch Rohheit, Raubsucht und schlechten Lebenswandel vor allen andern Kameraden aus, und täglich fallen blutige Scenen vor, da sie bei jeder Kleinigkeit sofort mit ihren Messern bei der Hand sind. Ihre Officiere sind gleichfalls Spanier oder Franzosen, die früher bei der alten Legion in Spanien gewesen waern. Seit dem Frieden in Spanien sind vor einem Monat 150 Mann Deutsche, welche der Christine unter der englischen Legion gedient hatten, hierher gekommen. Die von ihnen früher Officiere waren, mußten hier leider wieder als Gemeine eintreten, und sich nun selbst von ihren Feinden commandiren lassen. Ein gewisser Oppenheimer, ein Braunschweiger, der Artillerie-Capitain in Spanien war, ist der einzige, der sofort als Sergent eingetreten ist. Ihre Klagen über hiesige Behandlungsart sind groß und gewiß gerecht. Die Nahrung, ungeachtet der billigen Lebensmittel, soll kaum eßbar sein, denn Reclamationen werden nicht erhört, da Jeder, der eine Casse führt, erst sich zu bereichern weiß. Nicht allein diese Deutschen und Spanier klagen, sondern sogar selbst diejenigen, welche sich zu der Compagnie-hors-rang zählen. Von ihnen könnte man glauben, daß sie mit ihrem Loose zufrieden wären, da es Professionisten sind und sie ihre Arbeit bezahlt erhalten. Doch überall hört man Klage und ewig Klage. Die Arbeit wird mit ein Paar Sous belohnt, und Behandlung und Menage ist wie bei den Uebrigen gleich schlecht. Die Desertion ist dieserhalb auch unter der Legion neuere Zeit sehr groß geworden; leider werden nur die armen Unglücklichen fast immer wieder eingebracht und dann ist ihr Ende gewiß.

Ich war Augenzeuge bei der Execution von vier Spaniern; sie waren mit Sack und Pack desertirt und von den Beduinen, die 50 Frcs. für den Kopf erhalten, nach acht Tagen eingeliefert worden. Vor dem Füsiliren sollen sie ihren Geistlichen noch erklärt haben, ihren Tod hätten sie schon vor ihrer Flucht für gewiß angenommen, nur hätten sie ihr Möglichstes versucht, um ihre Freiheit zu gewinnen. Entweder auf diese oder auf eine andere Art wollten sie sich von der Legion befreien, der Tod sei dem ferneren Dienst vorzuziehen. Ungeachtet dieser traurigen Scene nahmen dennoch schon vier Tage später zehn Mann und zwei Corporals, Spanier, ihre Zuflucht zur Desertion. Zehn Mann sind bis jetzt eingebracht, und Bône wird bald das traurige Schauspiel wiederholt sehen.

Einige deutsche Officiere zählt auch dieses Regiment. Lieutenant Ferdinand, ein Mainzer, ist seinen Landsleuten stets mit gutem Rath behülflich und besitzt die Liebe derselben. Er gehörte schon zur alten Legion in Spanien und hat das Kreuz zur Auszeichnung erhalten. Doctor Rikzel, aus Ratibor, ist Aide-major der Legion und ein allgemein geachteter und höchst humaner, leutseliger Mann. Sein Posten ist einträglich und der Dienst für ihn nicht beschwerlich.

Die Expedition der Franzosen scheint in diesem Jahre das schlechteste Resultat zu liefern, denn von überall kommen die trübsten Nachrichten herbei. Von Oran wurden bedeutende Angriffe gemacht, sind aber stets mit großem Nachtheil für die Franzosen ausgefallen. Algèr hat kaum zwei Stunden weit freies Terrain, und täglich schweben sämmtliche Colonisten in Angst und Sorge. Bougie, Gigelly sind förmlich blokirt. Medeahe ist, wegen der Unmöglichkeit, die Stadt mit Vivres zu versehen, von den Franzosen selbst wieder aufgegeben. Nur Bône hat sich, bis vor einiger Zeit, acht bis zehn Stunden in der Runde der Ruhe zu erfreuen gehabt. Ende vorigen Monats jedoch brachten die Spahis, ein französisches Beduinenregiment, die Nacheicht, daß ihr Capitain, sowie ein Lieutenant, beim Recognosciren ermordet worden wären. Sofort gab der hiesige General-en-chef die Ordre zum Ausmarsch sämmtlicher hier stationirten Truppen, und Abends 6 Uhr setzten sie sich in Bewegung. Der Colonel der Legion übernahm, wegen Krankheit des Generals, das Commando dieser kleinen Expedition. Die Nationalgarde, sowie die Compagnie-hors-rang mußte während dessen die Wachtdienste versehen. Den fünften Tag des Abends rückten die Truppen wieder in ihre Garnison. Vom Feinde hatten sie Nichts gesehen, aber desto mehr von der Hitze und von dem Durste ausgestanden. 26 Mann waren förmlich verdurstet und auf dem Marsche todt liegen geblieben; zwei Rheinpreußen, ein gewisser Erfing aus Düsseldorf, waren darunter. Und jetzt verursacht dieser Ausmarsch bei dem Militär sehr viele Krankheitsanfälle, von denen man viel Uebles befürchtet. Vier bis fünf Todesfälle kommen jetzt schon fast täglich vor.

Hier herrscht der allgemeine Glaube, daß Frankreich niemals ruhiger Besitzer seiner Besitzungen, nie Herr der Beduinen im Gebirge werden wird. Sollte zumal nun noch ein Krieg mit England ausbrechen, so wäre nichts natürlicher, als gänzlicher Verlust dieser africanischen Eroberungen; von welchen jedoch Algèr ausgenommen wird, da diese Stadt von der Natur schon, und in neuerer Zeit durch die Franzosen, zu stark befestigt worden ist; nur durch Hunger könnte eine Uebergabe erfolgen. Alle andern Plätze würden mit Leichtigkeit genommen sein. Sogar hätte England noch den großen Vortheil, daß selbst die Soldaten der Legion mit Freuden englische Dienste nehmen würden, sobald sich die Gelegenheit darböte, das französische Joch abzuwerfen. Die Beduinen würden alle Englands Freunde werden, da sie ja jetzt nur allein durch englische Schiffe ihre Munition und Bedürfnisse erhalten. Nach einer solchen Epoche sehnt sich so Mancher hier zu Lande.

Euch Allen, Freunde in Magdeburg, Bremen und Stettin meine herzlichsten Grüße! Ich übersetze meinen deutschen Namen englich und Ihr werdet mich erkennen.

William Handsomehill.

---

## Notiz.

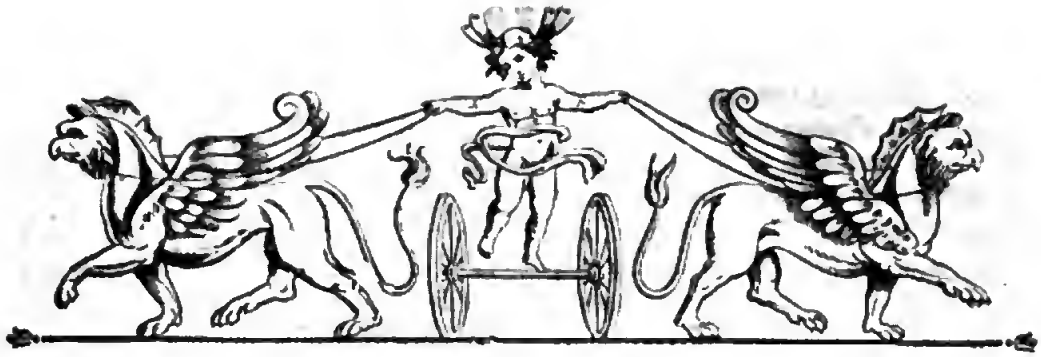
[Die englischen Korngesetze.]

Raumer's Schrift über die englischen Korngesetze macht in London Aufsehen. Der Globe und das leipziger Tageblatt rühmen sie sehr. Wir kommen darauf zurück.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 168. — den 28. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Denkschriften und Briefe.

(Beschluß.)

Ueber seinen Landsmann Werner schreibt Hoffmann in demselben Briefe: „Dein Urtheil über Werner ist ganz das meinige, jedoch wirst Du finden, daß im „Attila" es wieder herrliche Züge gibt, wiewohl auch dieses Stück wieder mit läppischen Dingen und Geschmacklosigkeiten durchflochten ist. Zu letzteren rechne ich besonders im „Kreuz" den ganzen ersten Act, wenig ausgenommen, die Scene der Pregolla: „wer wird nun hüten mein Feuerlein," und die unendlich läppische Scene des Schiffermädchens. Hast Du Werner persönlich gekannt? — ich glaube, ja! Ueber seinen schmutzigen Geiz, der doch in keiner Künstlerseele wohnen sollte, hat Iffland neulich eine charakteristische Anekdote debitirt. Als „die Weihe der Kraft" in Berlin aufgeführt werden soll, erhält Werner blos für die Mittheilung des Manuscripts, welches er gleich darauf drucken ließ, aus der Theatercasse 500 Thaler in Thaleestücken — gewiß ein ungeheuer großes Honorar. Im Begriff, sie einzustreichen, neigt er sich, bittersüß lächelnd, zu Iffland und flüstert: ‚Hätte doch gedacht in Golde, mein Herr Director!' — Iffland drückt sich sehr pittoresk aus, indem er sagt: ‚Immer nur seh' ich, wenn ich mit Werner über seine Werke für unser Theater spreche, die Goldfaust hervorragen!' (wie eine Teufelspfote). Uebrigens ist das hiesige Theater, da wegen der Gäste *) Niemand hineingehen mag, so in schlechten Umständen, daß die Schauspieler nicht mehr bezahlt werden konnten, und Iffland dem Comité administratif erklärte, daß er, bekäme er nicht bedeutende Zuschüsse, das Theater schließen müsse. — Des Brotes wegen, dessen jetziger Preis für Arme unerschwinglich, und das zuweilen gar nicht zu haben ist, sind hier einige Tage hindurch unruhige Auftritte gewesen, die aber bald durch starke Patrouillen zu Fuß und zu Pferde gedämpft wurden!"

*) der französischen Einquartirung

Von den zahlreichen Briefen von Eduard Gans (geb. in Berlin 1798, gest. 1839) an Varnhagen berühren einige ebenfalls beeliner und preußische Zustände. „Leo's Schrift gegen Diesterweg," schreibt Gans im J. 1836, „macht hier ein Mordaufsehen. Sie ist klotzgrob und in einem Teig von Gemeinheit und laissez aller gewälzt, daß man sie lesen, lachen und ausspucken muß." Andere, von bedeutendem Umfang und lebendigem Interesse, sind Reiseberichte aus Südfrankreich, über das französische Provinzialleben, aus Bordeaux über die Pyrenäen. „In den Pyrenäen," schreibt er 1837, „kam ich bis Gavarnie, d. h. bis zu einer Stunde von der spanischen Gränze. Hier konnte ich in das gelobte Land hineinsehen, wie Moses einst in Palästina, aber es war mir nicht beschieden, es zu betreten. Ich schaute Aragoniens wilde Schluchten, ich schaute mit meinem Fernglase die zerstreuten Häuser der spanischen Bergbewohner, in der Weite wollten Einige die spanische Stadt Bielsa entdecken; aber ich sah sie nicht. Doch der Spanier zerrissene Mützen und ihr zerrissenes Herz hab' ich



Digitized by Google

gesehen, und eine andere Anschauung von ihnen gewonnen. Als Europäer muß man die Spanier aufgeben; sie werden sich nie erheben von dem Fall der zwei Jahrhunderte, denn ihre Knochen sind gebrochen und ihr Mark ist von dem Pfaffenvolke ausgesogen. Sie können jetzt nur auswendig lernen, wenn sie früher schufen, und mag Christine oder Carlos Sueeeß haben, sie werden weder erhobener noch ausgemergelter von dem Despotismus. Aber als einzelne partieulare Menschen kann man seine Freude an ihnen haben; der Maler sollte die schönen, großen, bedeutenden, catalonischen Schmugglergestalten abconterfeien; der Ethnograph sollte sie betrachten und studiren; der Historiker kann sie für die Zukunft übergehen. Es ist merkwürdig, wie Beides in dem Spanier zu finden ist, Muth und Niedergeschlagenheit; er hat physische Courage, aber keine moralische, könnte man sagen. Für ein Privatunternehmen, für das, was er edel nennt, für Vortheil und Privatehre schlägt er tausendmal sein Leben in die Schanze; für ein Allgemeines ist er indifferent, dafür hat er kein Blut und keine Hingebung zu spenden. Daher nehmen diese tapfern Räuber, die auf dem Boden der Unsicherheit ihre Hütte errichten, eine so traurige Stellung ein; die kühnsten der Menschen sind auch die moralisch schlaffsten, weil zum wahren Muthe ein Geistiges das Bewegende sein muß." — Von gleichem Interesse sind auch die Briefe aus Italien ein Jahr vor seinem Tode. In Neapel schildert er den Herzog Bernhard von Weimar. „Ich mußte zuletzt noch mit dem Herzog eine Promenade um die Mauern von Pompeji (sie sind wohlerhalten) machen. Abends wurde ich in der Vittoria zum Diner eingeladen, bei welchem der Herzog und seine Frau in der liebenswürdigsten Einfachheit erschienen. Der Herzog Bernhard ist ein Mann von herkulischer Gestalt, eine wahre Reiterstatue, und ein Abbild jenes Vorbildes aus dem dreißigjährigen Kriege, an das er sichtlich erinnert. Er hat Geist, Kenntnisse und, sein ganzes Leben darauf hingewiesen, etwas aus sich selber zu machen, erzählt er gern von seiner Carrière, von seinen holländischen Verhältnissen, von seinen Schicksalen überhaupt. Er scheint Bürgerlichkeit allen prinzlichen Gesellschaften vorzuziehen. Die Frau ist eben so einfach, auf Kunstanschauung versessen. Sie erwartet hier ihre Schwester, die Königin von England."

Von Karl Immermann (geb. in Magdeburg 1796, gest. in Düsseldorf 1840) erhalten wir eine Reihe Mittheilungen, die ebenfalls an Varnhagen gerichtet sind. Ihr Verkehr bestand in gegenseitiger Zusendung ihrer Schriften und gemeinsamer Theilnahme an den berliner Jahrbüchern. Dann und wann greift der Eine oder der Andere tiefer. „Gewiß haben Sie Recht," schreibt Immermann schon 1826, „wenn Sie andeuten, daß ich in Gefahr stehe, zu vereinsamen. Daran habe ich jedoch nicht allein Schuld, sondern das Theater trägt ebenfalls einen Theil der letztern. In rascher, liebevoller Wechselwirkung zwischen Bühne und Dichter erzeugt sich allein das wahrhaft große und nationale Drama. Unser Theater gleicht aber einer alternden Coquette, welche zwar mit ihren geschminkten Wangen nach allerlei Gecken umschaut, sie an sich zu fesseln, dagegen eine wahre, tiefe Neigung nicht versteht und noch viel weniger zu erwiedern weiß. Die Ruhe der Eitelkeit ist so süß, es ist so unbehaglich, sich aus derselben zu edler Thätigkeit erheben zu müssen. Ich kann den nur glücklich preisen, der nie in Versuchung gerieth, sein Streben an das große Nichts unserer Bretter zu verschwenden." Diese Verstimmung, die eben so schief als leidenschaftlich ist, hat seinen speeiellen Grund. Daß die Bühne für das überlieferte und erlernte Pathos der Immermann'schen Tragödie unzugänglich blieb, ist erklärlich genug. Wer will die heroische Kraft dieser dramatischen Muse läugnen! Aber davon abgesehen, daß das Zeitalter keinen Sinn für spartanisches Heroenthum hatte: eine Kraft, die sich als Größe aufdringen will, und dazu reckenhafte Geberden gebraucht, wird immer im lächerlichen Mißverhältniß bleiben. Immermann's ganze Natur, auch als Mensch, als Beamter blieb im Zwiespalt roher Anfänge, riesenhafter Vorarbeiten. So schreibt er über seine Vaterstadt: „Wenn man die Poesie gründlich ausrotten wollte, so müßte man die Dichter nach Magdeburg senden; wir haben hier nur Kanonen, Beamte und Krämer, und die Phantasie fehlt in der Seelenliste gänzlich." Entweder die Welt sich unterwerfen, oder sich mit Resignation eine neue gestalten: das ist der Wahlspruch der Entschiedenheit.

Ich schließe mit einem Hinweis auf die Briefe von Ludwig Börne (geb. 1786, gest. den 12. Febr. 1837.). Er äußert sich an Ludwig Robert über dessen Lustspiel: „Der Paradiesvogel", ihm abrathend, es der Bühne zu übergeben. Die Deutschen, meint er beleidigend, möchten es mißverstehen; dies „plumpe Volk" könne nicht so viel attisches Salz vertragen, höchstens einige Körner auf ein breites Butterbrot gestreut. Es aufführen, hieße, dem Volke schmeicheln, als hätte es Geist, hieße, es gewinnen wollen, wie die Polizei sagen würde. „Es könnte Sie in den Verdacht demagogischer Umtriebe und nach

Digitized by Google

Mainz bringen. Mir wärr das schon recht," schließt rr, „ich hätte Sie dann um einige Meilen näher." Diesr lächelnden Bitterkeitrn sind vom J. 1821. — Wichtigee als ein Billrt an Rahel ist ein längeres Schreiben an Troxlrr vom J. 1835. „Die Franzosen," scheribt Börnr, „wenden sich jetzt auf einr drm Menschrnfeeunde refeeuliche, drm Geschichtsphilosophen merkwürdige Wrisr in iheem geistigen Leben dem Bessrren und Edleren zu. Es ist, als wäee drr Teufel aus ihnen gefahren. Sie fangen an zu fühlen, daß der Baum iherr Erkenntniß keinr tiefe Wuezel hat, und sie drehen ihn um und stecken ihn mit seiner ganzen brriten Kronr, mit seinen Blättern, Blüthen und Feüchten in die Eede, um nur fest zu stehen, und opfeen den Genuß der Hoffnung auf. Ihe Eifer für drutschr Wissenschaft und Philosophie steigt täglich und wiekt sich immee mehr aus. Es ist wahr, die armen Franzosen tappen in diesem neuen Leben bald bejammernswürdig, bald lächerlich umher; das ungewohntr Licht blrndrt sir, und sie sehen oft wenigee, als sir in ihrre gewohnten Dunkelhrit gesehen. Aber ihr Blick wird sich nach und nach stärken, und wir wollen sie bis dahin brüderlich führen und unterstützen. Wir wollen rtwas zue Srligkeit drr verdammtrn Franzosrn thun, da wir Deutsche ihnrn so manchen iedischen Vortheil und Genuß vrrdanken. Drn Theil der Schuld, der auf mich sällt, will ich abteagen. Ich will in mrinem feanzösisch geschriebenrn Journal den Franzosen über deutsche Literatur und drutsches Lebrn sprechen, so gut ich rs versiehe. Abrr mrin Vrrständniß und meine Keaft reichen nicht so writ als mein guter Wille." Das war die Balanee; und er macht Troxlrr nährre Vorschlägr zur thätigen Beihülfe.

---

## Notizen.

[Donizetti's Favoritin auf der leipziger Bühne.]

Ich weiß nicht, ist dies die sechzigste odee die achtzigste Opee, die Donizetti geschrieben. Unter den italienischen Malern hieß Luca Giordano der Meistee Fa-presto; man könnte unter den Musikern füglich Maestro Donizetti so nennen. Er kann zugleich, wie jener Malee, in einee ihm fremden Stylart mit einee Virtuosität arbeiten, daß man srin Werk mit den Vorbildern zu verwechseln Gefahr läuft. — Die Favoritin schrieb Donizetti für Paris; sie ist seine erste heroische Opee im Meyerbeee'schen Styl. Freilich muß man wohl von einem Meyerbeer'schen Style eeden, obschon Geist und Richtung drsselben iediglich seinem Jahrzehend angehören und Meyerbeee nur der raffinirte Kopf ist, dee sämmtliche, einzeln ausgelebte Manieren und Style zu Mosaikarbeiten verschmilzt. Italienern gilt er für französisch, Franzosen für deutsch. Allein er hat ihnen deutsche Instrumentation sehe gefällig appretirt, und im Ganzen kann man eher sagen, daß ee italienische Musik germanisirt hat. Schon mit Spontini hörte dir Musik und Poesie der Individualitäten in der Oper auf, Spontini gab Völkeemusik. Gleichzeitig wußten Franzosen die Nationalmusik dee Schotten und Neapolitaner auszubeuten. Für rinen Späteegebornen blieb noch viel Musik in der Poesie dee Volksliedee übrig, allein ein solcher brauchte neue Etemente. Diese neuen Elemente waren füe Meyerbeer die Politik und die Religionen. Er fand in Paris den Katholicismus als antiquiet; die tiefen, reichen Quellen dieser Poesie nähren Meyerbeer's und Halevy's Opern. Donizetti's „Favoritin" ist keine Aschenbrödel untee ihren Schwestern; sie stellt sich jenen dreist und glänzend zur Seite. Donizetti hat eher als Italienee gewisse Vorzüge. Die Klosterchöee im ersten und letzten Acte, die er mit der ganzen, wunderbar ergreifenden Feiee eines dee Welt entsagenden Lebens, und zum Contrast mit den Leidenschaften dieser Welt zu benutzen weiß, bekunden den Maestro des Südens, dee in geistliche Musik wie in einee Heimath bewandeet ist. Gleich der erste Chor der Mönche, des Novizen Fernando Arie und Duett mit dem Prior (voetrefflich von Hrn. Schmidt und Hrn. Pögnee vorgetragen) sind von bedeutender Wirksamkeit und ihr objectivee Werth ist nicht geeingee, wenn man auch fühlt und weiß, daß die Motive alten Klostergesängen entlehnt sind. Auch der letzte Act ist ganz geistlich. Dee Novize, dee zu Anfang das Klostee verließ, kehrt iebensbittee und weltmüde zurück; die Chöre der frommen Brüdee nehmen seine Klagestimme auf in ihren Schooß. Auch die Heldin, die von Fernando Verstoßene, weil man sie für die Buhlerin des Königs hält, kommt im Büßergewande, wehklagend und sterbend. Nachdem jenee das Gelübde abgelegt, erkennt er Leonorens Unschuld; — Versöhnung, neue Liebe, neue Lebenslust; aber die Pforten, die von dee Welt scheiden, gehen nicht rückwärts auf, Leonoee stirbt zu Fernando's Füßen; die Chöre beklagen in ihe einen jungen Novizen und Fernando stößt sich den Dolch ins Herz. Der ganze Act ist Wehklage und Sterben; sehe monoton und zu weichlich; auch sucht Donizetti hier mit denselben musikalischen Figuren zu wieken, die Bellini und nach ihm Vaccai im letzten Act ihres Romeo und Giulietta anwandten, und deren Gebrauch hiee nicht mehe neu genug ist. Die mittlern Acte sind weltlich und lebendig genug. Reiche Situationen, pikante Wendungen, buntee Wechsel von Cantabile und Instrumentation. In jenen ist der Italienee Meistee, selbst wo ihm Gedanken fehlen, setzt er für die Stimmen gefällig und geschmackvoll und beschäftigt die Sänger auf das vortheilhafteste. In Bezug auf instrumentale Wirkung scheint Donizetti am meisten in den Finalen zu — meyerbeeren. Der Text Scribe's gibt die Veranlassung zu pikanten Situationen; weitee will ee nichts, und ist auch sonst so ungenirt unsinnig, wie nur je ein Libretto ersonnen wurde. Fernando hat das Kloster verlassen und liebt Leonoren. Er kommt ruhmgekrönt aus der Schlacht, dee König schmückt ihn mit seinem Orden und fordert ihn auf, sich eine Gunst zu erbitten. Er bittet um Leonorens Hand, ohne zu wissen, daß der König sie an den

Digitized by Google

Hof nahm und zu seiner Geliebten erklärte, ohne freilich ihre Neigung zu erzwingen. Alphons gewährt ihm nach innerm Kampf die Bitte und entsagt seiner Geliebten. Nach der Trauung erfährt Fernando erst, sie sei des Königs Buhlerin gewesen und der castilianische Stolz, der sich für entehrt hält, macht eine große Aufruhrscene möglich. Alle diese starken Zumuthungen des Hrn. Scribe, der auch ein Fa-presto ist, werden schließlich durch den Entschluß Leonorens, — ins Männerkloster zu gehen, bis zur möglichsten Spitze des Unsinns gesteigert. — Für Madame Schmidtgen liegt die Partie der Leonore sehr günstig; sie erfordert wenig Höhe und bringt die guten tiefen und mittlern Töne dieser Sängerin in beste Wirkung; Erscheinung und Spiel sind bei Mad. Schmidtgen sehr geschmackvoll. Hr. Schmidt war in den elegischen Partien seines Vortrags ausgezeichnet. Madame Düringer, als Leonorens Begleiterin, sang ihre eingelegte, wie mir schien, deutsche Mezzosopranarie mit vieler Bravour. Herr Kindermann hatte als König Alphons, besonders in einer vortrefflichen Arie im zweiten Act, einem prachtvoll schäumenden, königlichen Liedesjubel, volle Gelegenheit, seinen metallvollen, sonoren Baß zu entwickeln. Hr. Jerwitz brachte geschmackvolle Balletsrenen im spanischen Nationalcharakter. Decoration und Costüm waren zum Theil ganz neu und glänzend. Und so hätten wir denn wieder eine brillante Zugoper von draußen her auf deutschen Grund und Boden verpflanzt erhalten, während deutsche Componisten, um nur nicht frivol zu werden, lieber ungeschickt bleiben.

[Judenemancipation in Oesterreich.]

In Prag dürfen die Juden jetzt, nach einem Hoferlaß, auch außerhalb der engen Judenstadt wohnen, wenn sie Fabrikanten oder Großhändler, d. h. wenn sie reich sind*). Der Antrag darauf war im J. 1826 gestellt worden. Demnach werden sie vielleicht schon in zwanzig Jahren nach Belieben wohnen dürfen, auch wenn sie arm sind. Anno 1900 erlaubt man ihnen wohl gar, Bäcker und Apotheker, Lehrer und Advokaten zu werden. Wer weiß, ob man nicht schon in hundert Jahren die weisen, aber etwas pharaonischen Gesetze über die Judenheirathen aufhebt. Freilich wird dann jeder elende Jude, ohne Erstgeborener zu sein, heirathen können und nicht einmal die Hälfte seiner schäbigen Mitgift für dieses Vorrecht bezahlen; dafür wird man in den mährischen Ghettos nicht so viel siebzigjährige Jungfrauen herumlaufen sehen; es wird nicht leicht vorfallen, daß auf dem wiener Judenamt ein gelbschnabliger Polizeischreiber donnert: „Bursch Aaron so und so!" und darauf ein Bursche, d. h. ein Junggesell, sich präsentiet, der mit seinem altergrauen Kopf und gekrümmten Rücken wie die Carricatur eines Patriarchen aussieht. Noch mehr, eine Quelle der schrecklichsten Demoralisation wird verschwinden; die zahllosen Fälschungen, gegenseitigen Denunciationen und Cabalen werden aufhören, zu denen der jüdische Pöbel getrieben wird, um ein menschliches Bedürfniß zu befriedigen, denn, man sollte es nicht glauben, es ist aber wahr, auch der ärmste Jude verliebt sich manchmal. — Ihr emancipationssüchtigen Kinder Abraham's aber, thut das Eurige für die selige Epoche in hundert Jahren. Kämmt Euere Kinder hübsch alle Tage und bürstet sie, damit man nicht Euern Urenkeln noch den Schmutz der Väter vorwerfe; gewöhnt ihnen den gehäffigen, weinerlich klingenden Jargon ab, der den Sklaven verräth; lehrt sie schlicht und gerade gehen und vor Allem treibt ihnen den übertriebenen Respect vor dem Mammon aus, obwohl man Euch zwingen möchte, ihn für den einzigen Messias zu halten und die jüdische Armuth mit doppelter Verachtung straft, zum Ersatz für die Bücklinge und Euphemismen, mit denen man um die israelitischen Geldsäcke schleicht. —f—

*) Ehe diese Zeilen gedruckt waren, kam die Nachricht aus Prag, daß diese Hofverordnung plötzlich schon wieder zurückgenommen ist.

[Pauli auf der leipziger Bühne.]

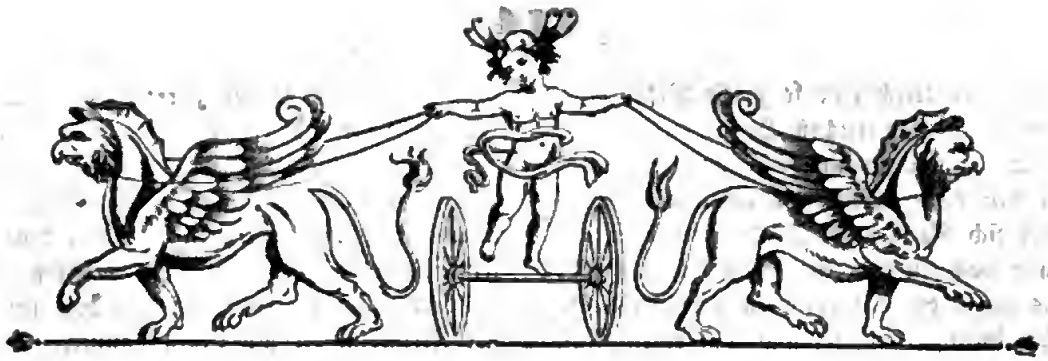
Zum Besten des Pensionsfonds gab man zwei neue Piècen, in welchen Hr. Pauli zu diesem Behuf aus Dresden eingeladen, mitwirkte. Die eine Neuigkeit war „der Fabrikant," von Emil Souvestre, verdeutscht von Eduard Devrient, wo der ehrenwerthe Gast den alten philisterhaften, aber biderben, gegen den Zeitgeist polternden, gegen die Genies scheltenden, aber gutmüthig liebevollen, praktisch menschenfreundlichen Onkel und Strumpfwirker gab. Die edle Naturwahrheit Pauli's ist in solchen rechtschaffenen Rollen mit skurrilem Anstrich um so anerkennenswerther, als dieser Darsteller uns darin wie eine classische Figur aus guter alter Schauspielzeit erscheint. Für „edle Väterrollen," „gutmüthige Poltrer" stirbt der Geschmack unter den neuen Darstellern aus, wie es scheint. Und doch bleiben diese stereotypen Figuren auf den Brettern von sichrer Wirkung. Jeder, der sich heute fühlt, möchte im dürren Princip excelliren. — Souvestre's Drama selbst mit seinen drei entsetzlich langen Acten gehört zu dem raffinirten und übertriebenen Iffland, den sich die Franzosen jetzt zu präpariren lieben. — Die zweite Pièce an jenem mildthätigen Abend war eine kleine Posse von Görner, wie sich Autor nennt, ein lustiges Stück Arbeit, wo der Verfasser ganz abgenutzte Komödienfinten rasch und ungenirt in Masse durcheinanderwirft, und übermüthig und auf Augenblicke den Schein erweckt, als gäbe er Neues. Hier hatte Pauli einen jener alten närrischen Kerle in bürgerlicher Gewöhnlichkeit zu geben, die, lustig und fade, wie sie sind, sich in ein erhöhtes komisches Licht setzen, wenn sie sich einen kleinen Rausch trinken. So einen lustigen Alten mit dem Spitz gibt Pauli meisterhaft.

[In Sachen der vier Fragen.]

Der Proceß gegen den Verfasser der „vier Fragen" ist, laut Correspondenz aus Berlin in der augsburger Allgemeinen, in eine sonderbare Lage gekommen. Das Kammergericht, als Specialgerichtshof für sämmtliche Verbrechen wider Verfassung, öffentliche Ordnung und Ruhe, hat, wie es heißt, die Acten seit längerer Zeit zum Spruch erhalten. Dies Gericht soll sich nun für incompetent erklärt haben, weil ein solches Verbrechen nach Inhalt der Acten nicht vorliege.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 169. — den 30. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tabletten vom Genfersee.

Von H. Scherer.

(Fortsetzung.)

### 5. Jean Jaques.

Als ich diesen Morgen vor das lyoner Thor ging, um daselbst in den sogenannten Grotten einen Bekannten aufzusuchen, wollte ich nicht unterlassen, in der Rue J. J. Rousseau dessen Geburtshaus zu besuchen. Allein vergeblich bestrebte ich mich, dasselbe wieder zu finden. Ich fragte. Die Menschen waren Neulinge, Uhrmacher, Zeigermacher, Rädermacher, sie antworteten: „La rue Jean Jaques Rousseau, c'est bien ici, mais nous n'avons pas l'honneur, de le connaître lui-même."

„Est-ce un maître-horloger?" fragte mich ein junger Bursche.

Glücklicherweise ging ein respectabler Genfer vorüber, der mich nicht stecken ließ in solch crasser Ignoranz. Denn er wandte sich gleich zu mir und belehrte mich, daß der bisherige Eigenthümer des Rousseau'schen Hauses gewechselt und der nunmehrige dasselbe abgerissen und neu gebaut habe. Er zeigte mir ein ziemlich großes Gebäude, worin unten gehämmert, oben geschustert und im höchsten Stockwerk gewaschen und gebleicht wurde. Ueber der Thür standen die Worte in Stein gehauen: „Ici naequit Jean Jaques Rousseau le 28 Juin 1712." Ich glaube, hätte ich sämmtliche Bewohner des Quartiers gefragt, sie würden nicht mehr von dem Manne gewußt haben, als dieser Stein.

Und somit ging ich betrübten Sinnes zum Thor hinaus, das einst der Philosoph verließ, um, sein Bündel auf dem Rücken, nach Lyon zu pilgern. Der arme Jaques! Um ihn bewegte sich feindselig die ganze damalige literarische Welt. Mitten unter jenen, auch einst bei uns in Deutschland und an den ersten Höfen Europas hochgehaltenen Schöngeistern stand er allein, — er, dem wohl mancher Vorwurf gemacht werden kann, der aber nie zu der Erbärmlichkeit seiner literarischen Zeitgenossen herabsank, den Alle lästerten und traten, der aber nie wieder gelästert und getreten hat, ob er gleich höher stand als alle Andern.

Der unbemittelte Rousseau unterzeichnete für Voltaire's Standbild, für das Denkmal „des Mannes, der nach seiner Meinung Allen, die ihm nahe kämen, den Weg zum Ruhme zeigte, des berühmten Mannes, der, wenn er gewollt hätte, die Bewunderung der ganzen Welt verdiente, der dem Menschengeschlechte einen großen Dienst erweisen und auf der glänzendsten Bahn wandeln könnte, die jemals ein Wissenschaftsmann durchlaufen, des Mannes endlich, den Rousseau wie seinen Meister ehrte, und dem er sein eigenes kleines Talent verdanken zu müssen glaubte."

Was that dagegen Voltaire? Er schimpfte, er schalt und tobte unaufhörlich in seinen Schriften gegen Rousseau. Er gebrauchte gegen ihn die schärfsten seiner Waffen, womit er so meisterlich umzugehen verstand,



Digitized by Google

und die damals in Frankreich eine so große Bedeutsamkeit hatten — Witz und lächerlichen Hohn.

So schrieb er am 29. August 1757 an d'Alembert: „Schreiben Sie mir doch, wenn Sie einen Augenblick übrig haben, wie sich Rousseau's Denkorgane befinden, und ob er immer noch an der Zirbeldrüse leidet. Gibt es einen Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele, so ist es gewiß diese Gehirnkrankheit; man hat einen Fluß in der Seele wie in den Zähnen."

Dieses Flusses ungeachtet schrieb Rousseau damals gerade seine nouvelle Heloise, beendigte seinen contrat social und bereitete seinen Emile vor. Daher half es Voltairen nicht lange, von der Wildheit des Verfassers des Emile zu sprechen und ihm ein Erziehungssystem aufzubürden, wonach er die Menschen in die Wälder zurückweisen wollte, um da von Eicheln zu leben und auf allen Vieren zu kriechen. Von alle dem stand im Emil nichts, und man kam dem Witz bald auf die Schliche.

Viel Einfluß hatten auf den genfer Philosophen, der schon seine Geburt das erste Unglück nannte, weil sie der Mutter das Leben kostete, die Frauen. In einer genfer Familie, wo ich wohl aufgenommen war, wußte man über diesen Theil seiner Lebensgeschichte eine Menge noch unbekannter Notizen, wovon ich, was mir im Gedächtniß zurückblieb, hier aufgezeichnet habe.

Als ein arglofer Jüngling von zwanzig Jahren fiel seine Unschuld in die Schlingen der bekannten Frau von Warens, welche die galanten Künste auf eine so originelle Weise betrieb, daß sie Rousseau's Herz und Geist auf einmal eroberte. Ueber die Vorurtheile der Welt setzte er sich bereits kecklich hinaus. Er glaubte daher auch nicht, ihrem Andenken nur im Geringsten zu schaden, wenn er öffentlich ihre leichtfertige Zugänglichkeit besprach. Den Maßstab deutscher Sitte dürfen wir an das Verhältniß gar nicht legen, sondern an die Frivolität der damaligen Zeiten denken.

Wenn gleich die Warens nur kurze Zeit ihm angehörte, so ging sie doch in Handlung und Erinnerung wie ein goldener Faden durch Jean Jaques' ganzes Dasein. Alle anderen weiblichen Bekanntschaften gehören nur einzelnen, längern oder kürzern Zeitabschnitten an. Seine Confessionen geben davon auf jedem Blatte Zeugniß.

Da ist z. B. Frau von La Tour, gebornе Franqueville. Sie war schön, liebenswürdig, reich, gebildet. Als sie die neue Heloise gelesen und wieder gelesen hatte, war sie so entzückt, daß sie den Verfasser durchaus kennen lernen wollte. Lange versuchte sie es auf verschiedene Weise, es glückte aber immer nicht; denn Jean Jaques lebte in der Einsamkeit, von der Welt und von der Gesellschaft zurückgezogen; weit entfernt, neue Bekanntschaften zu suchen, zog er sich sogar von den alten zurück und entzweite sich mit denen, die sich für seine Freunde ausgaben. Sie beschloß daher, ihm unter dem Namen „Julie" zu schreiben, zusammen mit einer Freundin, die sich Clara nannte. Sie war damals acht und zwanzig Jahre alt. Ganz richtig bedachte sie, daß die Illusion bei beiden nur dadurch erhalten werden könnte, daß sie sich nicht sähen. Rousseau begann damals schon mißtrauisch zu werden, und seine Laune nahm die Ungleichheit an, die aus dem Mißtrauen und der Menschenfeindlichkeit hervorgeht. Er schrieb also den beiden Frauen eine Antwort, deren Trockenheit und Wissigkeit Claren in Verzweiflung brachte. Sie entschloß sich auch gleich, künftig an diesem Briefwechsel keinen Theil mehr zu nehmen. Diese Clara, unversöhnlicher als die in der neuen Heloise, schrieb deshalb an ihre Freundin ein Billet, in dem sie sich über den Abgott Juliens folgendermaßen in komischem Zorne ausdrückt: „Ich kann Dir nicht aussprechen, ich kann nicht einmal begreifen, was der Brief Deines Wäsen für einen Eindruck auf mich gemacht hat. Hätte ich nichts als üble Laune darin gefunden, so sollte es mich nicht wundern; ich finde aber auch Inconsequenz, Falschheit und Impertinenz darin. Deshalb habe ich mir drei tüchtige Püffe gegeben, zur Strafe dafür, daß ich mich in diesen Handel eingelassen. Sokrates sagte einmal, wenn er einen Narren vor Augen haben wolle, so sehe er in den Spiegel. Geben wir unserem Thiere denselben Rath, um ihm die Mühe zu ersparen, aus seiner Höhle zu treten, wenn er eben so etwas sehen will. Mein Mann sagt, Rousseau müsse neben seinem Hunde begraben werden, ich aber finde, daß er ihm noch zu viel Ehre anthut." Frau von Franqueville dachte nicht so. Ihre Anhänglichkeit an Jean Jaques verringerte sich nicht nur nicht, sondern wurde wirklich zur Leidenschaft. Sie setzte ihren Briefwechsel mit ihm fort, und nichts konnte sie entmuthigen, weder Vorwürfe, noch Häte, noch Stillschweigen. Ja, sie verlangte von Rousseau eine Pünktlichkeit in der Correspondenz, deren er gar nicht fähig war. Oft schützte er seine Kränklichkeit, seine Unruhe und seine Verfolgungen vor. Dies half ihm aber alles nichts bei Frau von Franqueville, denn sie drang immer auf Antwort, und wenn diese endlich ankam, empfand sie doch schmerzlich die Trockenheit, mit der sie manchmal geschrieben war. In-

Digitized by Google

dessen wollte sie doch lieber unverdiente Vorwürfe als Stillschweigen. Ihre Leidenschaft für Rousseau, denn Leidenschaft war es wirklich, ist sich immer gleich geblieben. Es scheint, beide haben sich nur dreimal gesehen, und die zwei letzten Male mußte Frau von Franqueville zu dem Mittel greifen, das man gewöhnlich anwendete, wenn man Rousseau sehen wollte: — sie brachte ihm Noten zum Abschreiben. Auch nach seinem Tode dauerte ihre Anhänglichkeit an ihn fort. Sie schrieb mit Beredsamkeit und Geist gegen Rousseau's Verläumder und Feinde, besonders gegen Diderot, d'Alembert und David Hume; und bewies augenscheinlich, daß der Verstorbene nie gegen seinen Wohlthäter, Mylord Morehal, undankbar gewesen sei, sondern mit ihm bis zum Tode in den freundschaftlichsten Verhältnissen gelebt habe. Auf einer Reise nach Rousseau's ehemaligem Aufenthalt, der Insel Saint-Pierre im bieler See, soll sie die Verse an die Wand geschrieben haben, die hernach zum Theil über die Charmettes bei Chambery gesetzt worden sind:

Réduit fameux, par Jean Jaques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie.
Toujours, hélas! persécuté,
Ou par lui-même, ou par l'envie,
Contemplons, au flambeau de la philosophie,
Un grand homme et l'humanité.

Diese Zeilen sind jedoch zu wahr, um von einem enthusiastischen Gemüth ausgegangen zu sein, wie das der Frau von Franqueville war. Diese seltene Frau starb 1788.

Ein weibliches Wesen ganz anderer Art, das sich zu Rousseau drängte, war Madame Bourette, die in Paris ein Kaffeehaus hielt, und dabei Verse machte. Diese schickte sie dann an alle berühmten Männer ihrer Zeit, zuerst an Friedrich II., der ihr ein goldenes Etui schenkte. Der Due de Gesvre gab ihr eine silberne Schale, Voltaire eine Porzellantasse. Dorat bezahlte sie aber mit gleicher Münze; er beantwortete ihre Verse wieder in Versen. Auch an ihre Wäscherin und an ihren Wasserträger machte sie Verse, wahrscheinlich um ihre Dienste künftig umsonst oder doch billiger zu haben. Es schlug ihr aber damit fehl. Jean Jaques durfte in ihrer Sammlung nicht fehlen. Sie schrieb ihm also zweimal große Schmeicheleien und lud ihn dabei ein — welches Zartgefühl! — den Kaffee bei ihr zu trinken aus der Tasse, die ihr Voltaire geschenkt. Da sie aber an Gegengeschenke gewöhnt war, so bat sie ihn um ein Exemplar seiner neuen Heloise. Hierauf wurde ihr von Rousseau zur Antwort: alle Exemplare des Buches habe er entweder schon weggegeben, oder doch versprochen, er müßte also eins kaufen, wenn er es ihr schicken wollte; er schätze aber ihr Lob zu hoch, um blos Grid dafür zu bezahlen; wenn er übrigens je einmal Kaffee bei ihr trinke, so werde er dazu nicht Voltaire's vergoldete Tasse nehmen, parcequ'il ne buvait pas dans la coupe de cet homme-là. So hatte denn Madame Bourette ihre Verse und ihre Prosa diesmal umsonst gemacht. Sie sammelte 1755 ihre Gedichte in zwei Bänden unter dem Titel: Muse Limonadière. Später, 1779, schrieb sie eine Komödie in Versen, betitelt: la Coquette punie, die nicht übel ist.

(Der Beschluß folgt.)

## Eine neue türkische Anekdote.

Vor einigen Monaten ward in Konstantinopel ein Buch „der hundert Anekdoten" gedruckt, das, kaum erschienen, auf Befehl Halil Pascha's unterdrückt wurde. Die junge türkische Presse glaubte unter Reschid's aufklärendem Regiment ein Recht erhalten zu haben, auch gegen die religiösen Mißbräuche zu Felde zu ziehen; und wir sehen, wie schnell der verderbliche Geist der neuen Ideen, der Aufklärung und der reformirenden Presse vom Aufgange bis zum Niedergange um sich greift, — wenn die wohlthätige Censur fehlt. Ueber den Geist des Buches gibt die folgende erste Anekdote genügenden Aufschluß:

„In Asien lebte einst ein berühmter Scheik. Er wohnte in dem Mausoleum eines Heiligen unbekannten Ursprungs, dessen Andenken aber als das Muster aller Tugenden eines wahren Muselmannes gesegnet war. Die Tausende von Gläubigen, welche jährlich zu seinem Grabmal strömten und Heilung zahlloser Leiden dort empfingen, brachten Gaben in Ueberfluß. Der Eine opferte Olivenöl zur Unterhaltung der ewigen Lampe auf dem kostbaren Grabe des Heiligen, der Andere führte ein fettes Kalb herbei, der Dritte war mit Federvieh bepackt, ein Vierter brachte ein Schaf zur Erquickung. So war der Scheik von aller irdischen Noth erlöst und hatte alle Muße, sich den lobenswürdigsten und tiefsinnigsten Betrachtungen über die Zukunft des Menschengeschlechts zu weihen. Täglich wuchs sein Ruf, und der junge Derwisch, der sein Diener und Schüler geworden war, pries sich glücklich, einen kleinen Antheil des Ruhms und der guten Tage seines Meisters mitzugenießen und dabei die Ehre zu haben, einem so heiligen Manne zu dienen. Endlich aber zog er fort in die Welt und etablirte sich für eigene Rechnung mit dem glücklichsten Erfolge. Nun geschah es, daß der neue Diener des Scheiks ein fauler, dummer Mensch war, der zehn Jahre in dem Mausoleum diente, ohne die geringste Begier zu äußern, sein Glück zu suchen, wie sein Vorgänger. Endlich aber rief ihn eines Tages der

Digitized by Google

Scheik und, seinen Esel an der Halfter in seiner Hand haltend, sagte er: „Allah kerim, Gott ist groß! du kannst nichts mehr hier lernen, mein Sohn, so gehe denn und arbeite. Steige auf den Esel, und möge Allah und der Prophet dich geleiten (vorlar assuun); reise glücklich!" Der Schüler küßte demüthig die Hand des heiligen Mannes und, den Zügel ergreifend, leitete er ohne ein Wort den Esel in die Welt mit dem Vorsatz ihn zu besteigen, sobald er außerhalb der Umzäunung des heiligen Ortes wäre. Aber ach! schon nach wenigen Schritten bemerkte er, daß der Esel furchtbar lahm und so schwach war, daß er ganz unmöglich darauf reiten konnte. Er gab daher alle Hoffnung dazu auf, brach sich einen tüchtigen Stock aus der ersten besten Hecke, und überredete seinen Esel in der eindringlichsten Weise zum Fortschritt. So trieb er ihn den ganzen Tag bis tief in die Nacht und würde sicher auch noch weiter gegangen sein, aber die Tage des Esels waren gezählt, das Thier stürzte kopfüber, legte sich an der Landstraße hin und starb. Der Derwisch dachte nach, was am besten zu thun sei. Lasse ich den Esel liegen, sagte er, so wird sein Fleisch schnell faulen; ich bin ein Fremder, man wird mich festhalten, übel behandeln, vielleicht gar bastonadiren und ins Gefängniß stecken, mit Ketten beladen. Nach diesem Selbstgespräch gelangte er zu dem Entschluß, den Esel just da, wo er lag, zu begraben. Er wühlte ein tiefes Loch und häufte die Erde zu einem Hügel darüber, nach rechtgläubiger Art und Weise; dann setzte er sich, gänzlich erschöpft von der sauern Arbeit, neben dem Grabe nieder und beseufzte bitterlich seine gänzliche Hülflosigkeit. Mitten in seinen Klagen und Thränen bemerkte er endlich eine Anzahl Reiter, die über die Ebene sprengten. Auf schönen Pferden und in reicher Kleidung kamen sie näher und ihre Aufmerksamkeit war bald auf den Derwisch gerichtet, der auf des Grabhügels Spitze saß. Einer sagte: es müssen zwei Derwische gewesen sein, der eine starb hier an der Straße, der Ueberlebende hat ihn begraben. Dies hatte so viel Wahrscheinliches und Rührendes für Alle, daß sie ehrerbietig sich dem Trauernden näherten. Der reiche Bei, der diesen Zug führte, sprach: „Gott sei mit dir und schenke dir Gesundheit. Wir sehen, du hast deinen Bruder verloren, aber laß deine Klagen aufhören, wir sind, danke Allah! fromme Leute. Wir wollen ein Mausoleum bauen über der süß duftenden Asche dieses Todten, du sollst sie behüten, darum sorge nicht für die Zukunft!" — Der Derwisch sah wohl ein, daß es sein Vortheil nicht war, ihn zu unterbrechen. Er stöhnte entsetzlich und murmelte unter Thränen: „Gott ist groß, seine Gnade ist unermeßlich, aber hart ist es, einen solchen Gefährten zu verlieren, der manches Jahr mit mir lebte und während der ganzen Zeit unserer Bekanntschaft nie ein beleidigendes Wort oder eine Unwahrheit sprach; denn er war ein wahres Muster der Geduld!" — Erst nach manchen Tröstungen ward er wieder erfreut durch den Gedanken, daß den sterblichen Resten Ehre bereitet werden solle, und um es kurz zu fassen: es ward ein prachtvolles Mausoleum gebaut, eine ewige Lampe brannte über dem Grabe, der Derwisch ward als Scheik eingesetzt, und die gläubige Menge kam von allen Seiten zur Ruhestätte des neuen Heiligen. Im Laufe der Zeit ward dies Mausoleum das berühmteste in ganz Asien, der Ruf des Scheiks war ohne Gleichen, es fiel kaum mehr auf, daß unermeßliche Wunder hier geschahen, und täglich die Asche eines so großen Heiligen Lahme gehend, Blinde sehend und Aussätzige rein machte. Der alte Scheik, der ehemalige Herr des neuen, fand zuletzt, daß sein Ruhm verdunkelt werde, und er entschloß sich, seinem glücklichen Nebenbuhler einen Besuch zu machen, heimlich wünschend, etwas von der Weisheit zu ergründen, die ihn so sehr in Nachtheil brachte. Die Reise war weit, er machte sie jedoch voll Verlangen, also leicht. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als er, eintretend in das Grabmal, sogleich seinen alten Diener erkannte, den er, seiner unverbesserlichen Dummheit halber, fortgejagt hatte. Der Andere erkannte ihn ebenfalls, aber keiner von Beiden gab ein Zeichen, und der neue Scheik begann zu hoffen, daß seines alten Herrn Gedächtniß nicht so gut als sein eigenes sein werde. Er gab dem alten Scheik das musafir oder die Begrüßung und mehrere Tage beteten sie gemeinschaftlich auf dem heiligen Grabe. Eines Abends aber, als sie ganz allein waren, neigte der alte Scheik seinen Mund zum Ohre des jungen und sagte leise: „Möge Allah dir langes Leben verleihen, aber durch welche wunderbare Wandelung des Glücks war es dir möglich, diesen Ruf zu erlangen?" Der Andere erwiederte demüthig: „Mein Vater, Alles, was ich bin, verdanke ich dem elenden, lahmen und sterbenden Esel, den du mir gabst, als ich dich verließ. Dies ist sein Grab, alles Verdienst gebührt ihm allein." Lange saß der alte Scheik im tiefen Nachsinnen und strich seinen Bart, dann hob er seine Augen auf. „Allah kerim!" murmelte er, „Gott ist groß, vai adjaceb, das ist seltsam, denn wisse, daß in dem Mausoleum, in welchem ich selbst so viele Ehren und Vortheile gewann, die Gebeine des Vaters von deinem Esel begraben liegen."

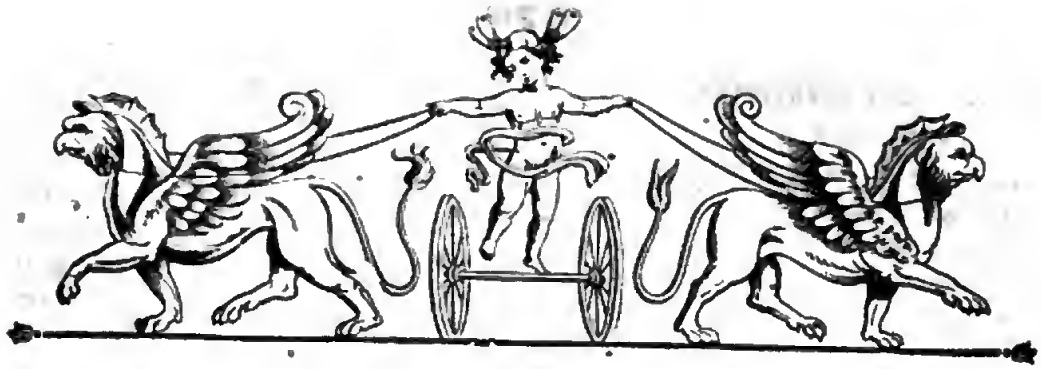
## Notiz.

[Die vier Häuser.]

Ein Correspondent der leipz. Allgemeinen aus Oesterreich zählte neulich den baronisirten Sina mit unter den reichen jüdischen Häusern auf. Das ist sehr charakteristisch. Sina aber ist ein Grieche, sogar griechischer Consul in Wien und zeichnet sich durch eine beinahe ideale Sparsamkeit aus. Er kam nach Wien aus dem Fanar in Konstantinopel, mit einem seltenen Reichthum, über dessen Ursprung im Volk unheimliche Gerüchte umgehen, ein Beweis mehr für die Bedeutung desselben. Aus den vier bekannten Häusern, Rothschild, Eskeles, Sina und Geymüller ist jetzt ein Triumvirat entstanden, da der letzte banquerottirt und sich nach Amerika geflüchtet hat. Er soll auch anvertraute Gelder mitgenommen haben; drei Millionen Taschengeld hatte er sich schon früher in der englischen Bank zurückgelegt. Baron Geymüller war der einzige Katholik unter den vier goldenen Finanzsäulen Seiner apostolischen Majestät; Rothschild und Eskeles sind bekanntlich Juden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 170. — den 31. August 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß


## Raphael's Madonna di San Sisto.

O Königin des Himmels, Weib der Erde,
Erhab'ne Göttin, unschuldsvolle Maid!
Du unterwirfst durch Würde der Geberde,
Du fesselst durch den Reiz der Lieblichkeit.
O daß sie ewig angebetet würde
Und hoch gepriesen über Raum und Zeit,
Dir hohe Schönheit, die mein Aug' beneidet,
Weil schön für den noch schön'ren Geist umkleidet!

Dein Fuß wird weich von Wolken fortgetragen,
Dein Haupt von lichter Glorie umstrahlt —
Dein Auge, dem des Himmels Sonnen tagen,
Nur überwund'ne Lust und Leiden malt;
Dein Mund, verstummt in seligem Entsagen,
Der Wonne doch ein leises Lächeln zahlt,
Da Du umschließ'st den Christ, den liebewarmen,
So wie sich Morgenroth und Tag umarmen. —

Der Tag, so frisch, so hell, so rein beglückend —
Der segenspendend ed'lem Werk geweiht —
Uns — oftmals um die Mittagsschwüle drückend —
Doch schon mit Sorg' und Müh'n im Aufgang dräut;
Daß man, auch leise Wölkchen nur erblickend,
Sich ahnungsvoll zum Kampfe hält bereit:
So sieht man, auf der Stirn des Horts der Seelen,
Sich heit're Unschuld tiefem Ernst vermählen. —

Vor Dir und Deinem Sohne hingesunken,
Kniet Barbara, mit demuthvollem Sinn;
Ihr Auge, das des Himmels Licht getrunken,
Neigt sich bezaubernd nun zur Erde hin;
Es weckt der gottgeweihten Liebe Funken,
Des Herzens reine Gluth ist ihr Gewinn —
Doch muß ihr holder Reiz dem Deinen weichen
Wie Sterne vor des Mondes Glanz erbleichen.

Der heil'ge Vater liegt zu Deinen Füßen;
Sein Aug', in Lieb' und Frömmigkeit getaucht,
Scheint Deiner Züge Himmelsmacht zu küssen,
Aus Deinem Anblick reiche Tröstung saugt.
Nach seinem Beispiel mochten eh'mals büßen —
Denn mancher Seufzer ward vor Dir verhaucht —
Die jungen Mönche, die einst mit Entzücken
Dich sah'n San Sisto's hohen Altar schmücken.

Tief unter Dir, zwei Engelein nach Oben
Voll Staunen Deines Anblick's Räthsel schau'n;
Ihr kindlich frommer Sinn fühlt sich erhoben,
Sie seh'n Dich mit Bewundrung und Vertrau'n;
Sie wagen nicht zu tadeln, nicht zu loben,
Nicht auf des Wunders Wirklichkeit zu bau'n;
Den Schaaren anverwandt, die Dich begleiten,
Den Preisenden, doch nicht den Eingeweihten.

Uneingeweiht tritt jetzt vor Dich, o Hehre,
Der Moslem, Jude und der Protestant —
Daß keine Schranke der Bewundrung wehre,
Bist Du dem einst'gen Heiligthum entwandt;
Daß sich die Zahl der Preisenden vermehre,
Dem Erdball Du als eigen zuerkannt —
So bin auch ich hier vor Dich hingetreten,
In Deiner Herrlichkeit Dich anzubeten!

Doch kein Gebet — vergib o Gnadenreiche! —
Blieb je vom Zusatz ird'scher Neigung rein,
Drum, in die Vorzeit ich, von hier, entweiche:
Dort seh' ich Bild an Bild im Lorbeerhain,
Davon ich kein's an Zauber dem vergleiche,
Dem Engel, Muse und Charis Blumen streu'n;
Dess' Genius, von Keinem überflügelt,
Im Glanze Deiner Glorie sich spiegelt!

Dresden, 1839. C. Terpen.



Digitized by Google

## Tabletten vom Genferſee.

(Beſchluß.)

Madame Dupin war die Großmutter des jetzt in Frankreich wohlbekannten Charles Dupin. Sie hatte einen ſteinreichen fermier général geheirathet. Rouſſeau war der Secretair dieſer Dame, die ein ſchöner Geiſt ſein wollte, und machte dabei den Mentor und Freund ihres Sohnes, Dupin de Franqueuil. Jean Jaques, der das weibliche Herz trefflich, die Damen der pariſer Geſellſchaften aber wenig kannte, behauptete, Madame Dupin ſei von ihren drei Schweſtern die tugendhafteſte und vorwurfsfreieſte, der keine Verirrung nachgeſagt werden könne. Andere, die ſie genau kannten, waren nicht dieſer Meinung. So ſchrieb unter Andern Lord Cheſterfield an ſeinen Sohn in Paris: „Ich rathe Dir, mit Madame Dupin anzufangen, denn ſie iſt noch ſchön, ſchöner als es ein junger Maulaffe, wie Du, verlangen kann; ſie iſt in einem Alter, wo die Frauen nicht mehr ganz freie Wahl bei ihren Liebſchaften haben, und ich bin überzeugt, daß ſie Deine Anträge nicht von der Hand weiſen würde. Wenn der Platz auch in dieſem Augenblicke beſetzt ſein ſollte, ſo ſei überzeugt, daß Du ihn in einiger Zeit einnehmen kannſt."

So ſchrieb in der damaligen großen Welt ein Vater an ſeinen Sohn! Man ſollte glauben, es ſprächen ein Kuppler zu dem andern. Madame Dupin gab alle Wochen ein Diner und vereinigte da ausgezeichnete Gelehrte und Schriftſteller. Da ſah man Buffon, Mairan, Fontenelle und Andere. Grimm behauptet in ſeiner Correſpondenz, Rouſſeau ſei nicht zu dieſen Diners gezogen worden. Es iſt möglich, aber dies beweiſt nichts gegen ihn, ſondern nur gegen Madame Dupin. Dieſe Behauptung iſt jedoch unwahrſcheinlich. Ehe Jean Jaques in das Haus dieſer Dame kam, hatte er ſich ſchon in der Literatur bekannt gemacht; mehrere Freunde des Dupin'ſchen Hauſes, unter andern Mairan, hielten ihn ſehr hoch. Dieſer Literator hatte bei der Akademie der Wiſſenſchaften über Rouſſeau's neue Art, die Muſik zu ſchreiben, einen ſo günſtigen Bericht abgeſtattet, daß dieſe ihm ihr Lob ausſprach. Er wurde von dem Jeſuiten Caſtel bei der Dame eingeführt, und ſeine Schrift über die Muſik hatte ihr ſo wohl gefallen, daß ſie den Verfaſſer ſehr freundlich aufnahm, zu Tiſch behielt und da ſeinen Platz neben ſich anwies.

Dupin de Franqueuil führte Rouſſeau bei der Madame d'Epinay ein. Damals war ſie noch liebenswürdig, gut, ſanft, geiſtreich und zuverläſſig. Später verdarb ſie aber ihr Mann durch ſeine Ausſchweifungen. So lange ſie lebte, hielt nur ihr Rang in der Geſellſchaft die Zungen im Zaum, und ſie galt blos für eine zweideutige Frau. Nach ihrem Tode erſchienen ihre Memoiren, die Alles unzweifelhaft machen. Man muß den Muth bewundern, womit ſich die Verfaſſerin dem Urtheile der Welt preisgibt. Dieſe Memoiren ſind weibliche Confeſſionen. Rouſſeau hat viel Briefe und Billets mit dieſer Dame gewechſelt, die meiſten enthalten jedoch nur Complimente und Freundſchaftsverſicherungen. Frau von Epinay drang in Rouſſeau, ein kleines Haus zu beziehen, das ſie im Wald von Montmorency beſaß. Er nahm dies Aſyl, „Hermitage" genannt, unter Bedingungen an, blieb aber nicht lange da, ſondern verließ es, als er ſich mit Frau von Epinay überworfen hatte.

Von der Hermitage aus beſuchte Rouſſeau häufig eine Frau, die eine bedeutende Rolle in ſeinem Leben ſpielt, und wohl ſeine tiefſte und würdigſte Liebe geweſen iſt. Ich meine die Gräfin Houdetot. Als ihr Mann ſie heirathete, liebte er leidenſchaftlich eine Andere, mit der er ſich aber nicht verbinden konnte. Dieſe ſtarb erſt 1793, vierzig Jahre nach ſeiner Verehlichung, in ſeinen Armen. Auch Frau von Houdetot fühlte nur Achtung gegen ihren Mann. Als ſeine Geliebte todt war, führte er, es ſei zu ſpät, ſeine Frau zu lieben. Ohne Eiferſucht und Unwillen hatte er früher ihre Neigung für einen Andern entſtehen ſehen, und ihr nichts in den Weg gelegt, denn er fühlte wohl, daß er kein Recht auf ihre Liebe und Treue hatte. Eine Freundin der Houdetot, die Marſchallin Auberre, bemerkte ihre beginnende Neigung für Saint Lambert, und machte ihr Vorſtellungen darüber. Frau von Houdetot änderte aber nichts in der Sache ſelbſt, ſondern war nur vorſichtiger. Als endlich die Marſchallin auch den Grafen darauf aufmerkſam machte, antwortete dieſer: „Ich bin nicht berechtigt, von Frau von Houdetot mehr als Anſtand in ihrem Betragen zu fordern." Der Graf, ſeine Frau und Saint Lambert erreichten alle drei ein ſehr hohes Alter. Der Liebhaber war immer voll Launen und lächerlicher Eiferſucht, ſchalt und zankte bei jeder Gelegenheit; der Graf hingegen war voll Artigkeit und Aufmerkſamkeit gegen ſeine Frau, und wer ihr Benehmen gegen Beide ſah, hätte leicht den Liebhaber für den Ehemann und den Ehemann für den Liebhaber nehmen können. Frau von Houdetot hatte ſelbſt Geiſt und Talente genug, um einen Namen zu haben, auch ohne Jean Jaques' Leidenſchaft für ſie. Dieſe Liebe begann

Digitized by Google

1757. Im Sommer dieses Jahres sah man sich oft, denn zwischen Eaubonne und der Hermitage war ein lebhafter Verkehr. Es dauerte aber nicht lange. Rousseau überwarf sich in diesem Jahre mit Madame Epinay und verließ Knall und Fall die Hermitage. Seit dieser Zeit sah er auch Frau von Houdetot nur noch ein- oder zweimal. Seine Liebe zu ihr war von ganz sonderbarer Art. Gewöhnlich verschönert die Liebe; dies war aber bei Jean Jaques nicht der Fall; er schildert seine Geliebte ganz, wie sie war, in geistiger Beziehung eher zu ihrem Nachtheil und nicht ganz gerecht. „Ihr Gesicht," sagt er in den Confessionen, „war blatternarbig und sie hatte keine feine Haut; sie war kurzsichtig und ihre Augen waren etwas zu rund." So spricht man gewöhnlich nicht von einer Geliebten, an der man leidenschaftlich hängt. So viel ist gewiß, er liebte Sophien nicht wegen ihrer Schönheit. Da, wo er von ihrem Geist spricht, bleibt er offenbar unter der Wahrheit und läßt nur den Eigenschaften ihres Herzens Gerechtigkeit widerfahren. „Sie hatte," — weiter sagt er nichts — „viel natürlichen und angenehmen Verstand. Sie war voll Witz, den sie jedoch nicht suchte, und der zu Zeiten wider ihren Willen kam."

Das Ende dieser Galerie macht die Frau, die zwar bis zu Rousseau's letzten Augenblicken neben ihm steht, aber seit sie ihm Haus hielt, den traurigsten Einfluß auf sein ganzes Leben und Sein geübt hat: Therese le Vasseur. Sie war 1721 in Lyon geboren und starb im Juli 1801 in Plessis-Belleville, einem Dorfe in der Gegend von Paris. Als Jean Jaques starb, war sie sieben und funfzig Jahre alt. Escherny, dem wir so viele interessante Notizen über Rousseau verdanken, versichert, er habe diese Therese betteln sehen, nachdem sie den Erlös von einigen Handschriften Jean Jaques', der ihr durch Girardin und Peyron zugestellt worden war, durchgebracht hatte. Sie war nahe daran, einige Jahre nach Rousseau's Tod den Stallknecht Girardin's zu heirathen, wenn dieser Liebhaber ihres Geldes nicht bei Zeiten gemerkt hätte, daß sie nichts mehr besitze. Gegen das Ende ihres Lebens betrank sie sich täglich in Branntwein, und es ist mir erzählt worden, daß Jemand, voll Begeisterung und Verehrung für den Verfasser des Emil, sich die Gattin des unsterblichen Schriftstellers auch als eine interessante, hochgeachtete Matrone gedacht und, um sie zu sehen, 1799 eigends eine Reise nach Plessis-Belleville unternommen, sie dort aufgesucht, aber — ganz betrunken gefunden habe. Einige Jahre darauf lebte im Hôtel Bullion noch eine alte Frau, die 1777 bei Rousseau, in der Rue Plâtrière Aufwärterin gewesen war. Der gute Rousseau gab ihr einmal ein altes Kleid, das Therese nicht mehr trug, rieth ihr aber doch, diese nichts davon merken zu lassen, und das Kleid nicht anzuziehen, wenn sie zu ihm komme. Sie vergaß aber diese Warnung und mußte es schwer büßen. Denn kaum hatte die le Vasseur ihr altes Kleid erkannt, so fiel sie über die arme Frau her, schlug sie mit Fäusten und riß es ihr stückweise vom Leibe. Rousseau hatte sich nie bei Andern über diese Megäre beklagt, wohl aber in einigen an sie geschriebenen Briefen. Wenn er unter andern nie die Wahrheit über sie sagte, so geschah es, weil er sich schämte, sie zu gestehen. Alle, die Jean Jaques näher kennen, waren überzeugt, daß dies Weib fast an allem Unglücke Schuld war, das ihn betraf, daß seine unbegreifliche Anhänglichkeit an sie ihn mehrmals hinderte, seinem Leben eine unabhängige und ehrenvolle Wendung zu geben; daß alle Bitterkeit seiner letzten Lebensjahre von ihr kam, desgleichen seine üble Laune und sein Mißtrauen, das sie trefflich zu veranlassen und zu unterhalten wußte, weil sie ihn von allen seinen Freunden entfernen wollte, um ihn nach Belieben gängeln zu können. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Tod herbeigeführt hat, als er ihren vertrauten Umgang mit einem Stallknecht sah, dadurch sein Selbstgefühl aufs schmerzlichste gekränkt, und sich überdies für seine noch übrigen Tage allein und verlassen fühlte. Sie war seine größte Feindin, denn sie ließ ihn nirgends Ruhe finden. Dies wird begreiflich, wenn man weiß, daß er ein gränzenloses Zutrauen in sie setzte. Der Grund desselben macht jedoch dem Menschenkenner Rousseau wenig Ehre; er meinte nämlich, ein geistig so beschränktes Wesen, wie Therese, könne nicht betrügen. Dies war der größte, theuer bezahlte Mißgriff seines Lebens. Sie mußte freilich entsetzlich und unbeschreiblich beschränkt sein, weil sie in dem dreißigjährigen genauen Umgang mit Jean Jaques nicht die geringste Bildung annahm. Er glaubte, sie sei unfähig, ihn zu hintergehen, damit aber hintergieng er sich selbst. Die lange Gewohnheit machte ihm das Drückende und Beschämende dieses Verhältnisses erträglich. Wer begreift aber den mächtigen Einfluß, den dieses beschränkte Geschöpf auf den geistreichen Mann hatte? Ueberall, wo man ihm Freundschaft und Gastlichkeit erwies, ohne sie besonders zu berücksichtigen, gelang es ihr, ihn mit seinen Freunden zu entzweien. Dies war in Motiers, Trie, in Manquin, in England wie in Frankreich der Fall. — Es ist viel darüber ge-

Digitized by Google

ſtritten worden, ob Rouſſeau wirklich mit ihr verheirathet geweſen ſei. Der Graf Eſcherny, der doch mit Jean Jaques auf ſehr vertrautem Fuße lebte, ſagt: Ich weiß genau, daß er weder bürgerlich noch religiös mit ihr verheirathet geweſen iſt; er hat ſie blos beim Aufſtehen vom Tiſch und vor zwei Gäſten „ſeine Frau" genannt. Rouſſeau ſelbſt beſtätigt dies und gibt nur dieſer Aeußerung vor Zeugen größere Wichtigkeit: „Dieſe eheliche und heilige Verbindung iſt in ihrer ganzen Naturwahrheit in Gegenwart von zwei verdienſtvollen Ehrenmännern geſchloſſen worden." — Dieſe Zeugen waren Champagneux, Maire von Bourgoin, und Roſières, ein Artillerie-Officier. Du Peyron ſchrieb bald nach dieſer Heirath an Rouſſeau und nannte ihn bei dieſem Namen, weil er vorausſetzte, daß er nun den angenommenen — Renou — abgelegt habe. Darauf antwortete ihm aber Jean Jaques: „Ich begreife durchaus nicht, warum Sie glauben, daß ich meiner Heirath wegen meinen bisherigen Namen nicht mehr führe; die Namen verheirathen ſich ja nicht, ſondern die Menſchen." Rouſſeau verheirathete ſich alſo nicht unter ſeinem wahren Namen mit Thereſe und kam auch keiner der geſetzlichen und herkömmlichen Förmlichkeiten nach; aber er hielt ſich nach ſeinen Ideen für vollſtändig und geſetzlich verheirathet, und dies entſcheidet hier. Erſt in den letzten Monaten ſeines Lebens überzeugte ſich Jean Jaques von Thereſens gänzlicher Verworfenheit, und dies trug weſentlich zu ſeinem Tode bei. Sie hatte wahrſcheinlich ſchon längere mit dem Stallknechte Girardin's in Ermenonville ein genaues Verhältniß; darum betrieb ſie Rouſſeau's Abreiſe von Paris mit ſo großer Eile, und darum widerſetzte ſie ſich ſeinem Wunſche, Ermenonville wieder zu verlaſſen, mit ſo großem Eifer. — Um Unterſtützung zu erlangen, wandte ſie ſich zuerſt an Mirabeau, der ihr am 12. Mai 1790 antwortete: „Mit heiliger Achtung habe ich am Schluſſe Ihres Briefes den Namen des großen Mannes geleſen, der Frankreich zuerſt die Kenntniß der Freiheit gegeben hat, die es jetzt erhob, Jean Jaques' Witwe hat großes Recht, Dankbarkeit von dieſer Freiheit zu verlangen. Es iſt mir ſehr peinlich, zu vernehmen, daß Sie in keiner guten Lage ſind. Ich verehre' aber das Andenken Rouſſeau's, deſſen Namen Sie tragen, zu ſehr, um Ihnen ſelbſt die huldigende Gabe anzubieten, welche Ihnen die Nation ſchuldig iſt. Reichen Sie alſo bei der Nationalverſammlung eine Schrift ein. Die Repräſentanten des franzöſiſchen Volkes haben allein das Recht, die Witwe des Mannes anſtändig zu verſorgen, den ſie ſo gern in ihrer Mitte ſähen. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu ſein u. ſ. w. Graf Mirabeau."

Es wurde Thereſen hierauf eine Penſion von 1200 und ſpäter von 1500 Franken ausgeſetzt, die aber, da ſie in Aſſignaten bezahlt wurde, bald ſo viel wie nichts betrug.

## Notizen.

[Thiers in Deutſchland.]

Thiers iſt heimal durch Leipzig gereiſt, ohne ſich aufzuhalten. In Cöln beabſichtigte man, ihm eine Serenade mit dem Rheinlied zu bringen und war ſo loyal, erſt die Polizei um Erlaubniß zu bitten. Die Polizei war ſo human, daß ſie es nicht gerade verbieten, aber auch nicht anrathen wollte. Die Patrioten waren ſo vernünftig, der Polizei für ihren freundſchaftlichen Rath zu danken und, mit dem Bewußtſein einer intendirten Heldenthat, heimzugehen. Dieſes zärtliche Einvernehmen zwiſchen Polizei und Bürgern, dieſe nationale Eintracht iſt wirklich rührend. In Berlin ſollte ein ähnliches Charivari zu Stande kommen. Da erſchien der Genius des Vaterlandes, als Gendarm verkleidet, und ſagte ganz höflich, einen jungen Chorführer ſanft beim Arme faſſend: „Bitte, meine Herren, bitte, gehen Sie nur nach Hauſe, wir ſind überzeugt von Ihrem Patriotismus." Ein heldenmüthiger Zeitungscorreſpondent wieder wollte wiſſen, Thiers habe Jena vermieden, aus Furcht vor den Studenten(!). Vielleicht fürchtete er auch, die Profeſſoren würden ihn examiniren, ob er in Politicis gründliche Kenntniſſe beſitze? Anderswo fand man es arrogant, daß er im Fremdenbuch eines Gaſthauſes ſich blos „A. Thiers" ſchrieb, ſtatt wie ein deutſcher Hofrath, ſeinen etwaigen Schweif von Titeln und Orden als eine Art Lakaiengefolge hinter ſich her zu ſchleppen; unſere politiſchen Organe aber haben ſich nicht geſchämt, ſolche Blamagen vor ganz Deutſchland aufzutiſchen. Solche Begriffe hat ein großer Theil unſerer jetzigen Patrioten von einem nationalen Benehmen, von nationalen Demonſtrationen. Welche Rolle würde er bei größeren Ereigniſſen, als die Ankunft eines franzöſiſchen Publiciſten iſt, ſpielen! — Hoffentlich hat Thiers von dem allen nichts erfahren, ſondern in Berlin den Thiergarten, die Armee, Bibliotheken und Wiſſenſchaften bewundert, und den deutſchen Geiſt durch die würdigen Vertreter, an denen es dort nicht fehlt, achten gelernt. Erfreulich iſt es auch, daß er auf ſeiner Reiſe nicht durch das Hannoverſche kam.

[Prießnitz.]

Die Zahl der Schriften über Prießnitz und Gräfenberg, die ſchon Legion iſt, hat Theodor v. Kobbe durch ſein umſtändliches, ſachgenaues Tagebuch vermehrt (Oldenb., Schulze). Ein ſehr angenehm und mit gutem Humor geſchriebenes Buch, das auch die Reiſe von Breslau dahin ſchildert und hübſche Rückblicke auf die oldenburgiſche Heimath gibt. Die hydropathiſchen Bemerkungen ſind aus Prießnitzens eignem Munde entnommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

September.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

### ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

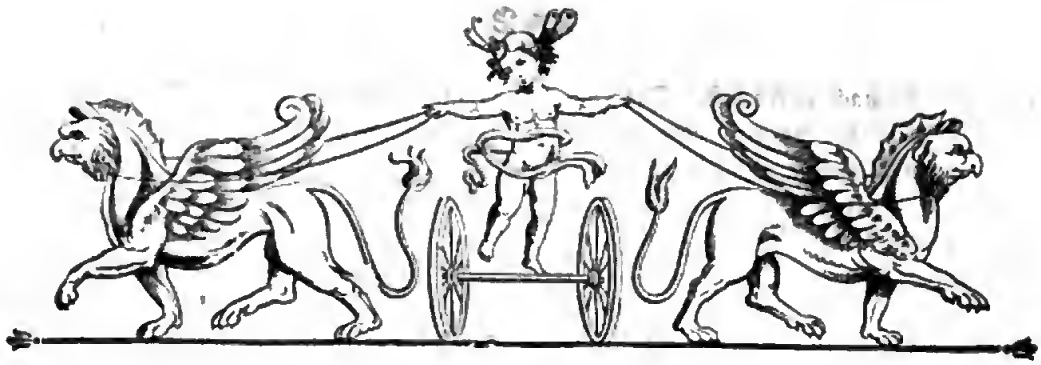
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

**Leopold Voß**
in Leipzig.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 171. — den 2. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Riemer's Mittheilungen über Goethe *).

Nachträglich kommt nun auch noch der Scholiast mit dem ganzen Geschlepp seines pedantischen Commentars, um über Goethe zu Buch zu sitzen. Er hat, wie Scholiasten pflegen, viel Pietät für seinen Autor, den er als Schreiber und als Registrator seiner Scripturen viele Jahre lang von Angesicht zu Angesicht persönlich studirte; aber wie es Leuten dieser Art ungesucht ergeht, der gelehrte Explicator erdrückt seinen Autor fast mit dem Schwall seiner Darlegungen. Ist es überhaupt ein lächerlich Bemühen, wenn der Philister an den Halbgott herankommt und ihm seinen Fußschemel unterschiebt, in der Absicht, ihn vor den Leuten zu erhöhen, so wird es in vorliegendem Falle widerlich, wenn man erwägt, daß der von Allen, die Goethe besuchten oder in seiner Nähe weilten, übersehene, wenn nicht zurückgesetzte Hauslehrer so lange seinen Groll verhielt, Alle erst ausreden ließ, still sammelnd und giftig aufmerksam, und nun endlich Rache schnaubt für alle Vernachlässigung des Herrn, die den Diener natürlich mitgetroffen, für jedes Uebelwollen, jedes gutmüthige Mißverstehen, für jeden Scheelblick wie für jede harmlose Naivetät, die nicht in jedem Augenblicke bereit und gesammelt genug war, um Goethe's Oberhoheit anzuerkennen. Es ist eben so geschmacklos, als unnütz, so lang und breit, so polternd und schimpfend den alten Herrn zu vertheidigen, längst Vergessenes noch einmal hervorzuziehen, wegen jedes halben Wortes, das Jemand über ihn fallen ließ, eine seitenlange Vertheidigungsrede schwerbeinig und böotisch loszulassen. Und dieser Rachedienst, den Riemer lächerlicher Weise dem Alten, und arroganter Weise sich selbst schuldig zu sein vermeinte, vollzieht sich in schreckensvoller Breite, in unversöhnlicher Heftigkeit gegen Freund und Feind, auf 496 und 728 großen Octavseiten, das Vorwort nicht gerechnet. Der fleißige Compilator, der des Dichters Werke im Druck corrigirte, in der Gesammtausgabe letzter Hand Orthographie und Grammatik in Consequenz brachte, dehnt seine Mittheilungen meistens durch die zehnfachen Citationen aus, mit denen er bei der Hand ist. Goethe darf nur sagen: „es war heut' gut Wetter!" so bringt der Mann mit dem ledernen Namen gleich einen Apparat von Sammeleien herbei und belegt es mit zehn verschiedenen Stellen aus Goethe und aus alten Dichtern, wie Jener, wie Diese über „gut Wetter" dachten. Ist dieser Dienst des Explicators lächerlich, so ist das Geschäft kleinlicher Rache, das Riemer hier übernimmt, die größte, und hoffentlich die letzte Schmach, die an den Manen des großen Dichters verübt wurde. Unter denen, die uns zuerst über Goethe's Person berichtet, — der Bericht über eine Persönlichkeit kann immer nur persönlich, d. h. einseitig sein, — wird vor Allen Johannes Falk nicht blos stark

*) Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. Von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, großh. sächs. Hofrathe und Oberbibliothekar. 2 Bde. Duncker u. Humblot.



Digitized by Google

angelaſſen, ſondern mit Schmach überhäuft. Die eigenen Worte ſtrafen den Darſtellers Lügen, oder widerlegen wenigſtens ſeine Schmähungen. „Falk's brillanteſte Zeit," ſagt Herr Riemer, „fiel in die Jahre von 1806 bis 1814, wo er ein öffentliches, für Stadt und Land erſprießliches Leben führete, ſich auch perſönlich zu einer anſehnlichen, ſeiner ihm ganz und gar abgehenden Erſcheinung herausgebildet hatte, und für eine der literariſchen Notabilitäten Weimars gelten konnte. In dunkelblauem Frack und gleichen Pantalons, einem franzöſiſchen Commiſſär nicht unähnlich, mit ſchwarzbeſiedertem Dreimaſter und goldener Agraffe, ein oſtindiſches Taſchentuch vor den Mund haltend, und mit ſchlau ſatyriſchen Falkenaugen umherblickend, ſah man den neuen Legationsrath ſtolz durch die Straßen wandeln, dreiſt und frei in die Zimmer ſeiner Gönner, Freunde und Bekannten treten. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit wollte ſeitdem nicht mehr viel ſagen; er widmete ſich der Erziehung der durch die Kriegsläufte verwaiſten und verwahrloſten Kinder aus den unterſten Claſſen, und ſtiftete hier ungemein viel Gutes, ſo daß ſein Name unter den Wohlthätern Weimars eine rühmliche Stelle einnimmt." Dies Zeugniß eines Feindes genügt, um die darauf folgende Schmähung, Falk ſei ein unerträglicher Schwätzer geweſen, und Frau von Staël habe ihn ebenfalls bavard genannt, zu entkräften. Wer ſelbſt nach feindlichem Zeugniß ein Wohlthäter der Waiſen und Verwahrloſten war, bleibt geſichert gegen Herabwürdigungen. Herr Riemer läßt ſich außerdem eine abſichtliche Entſtellung eines Ausſpruches von Falk zu Schulden kommen. In einem Aufruf an die Landſtände, in welchem Johannes Falk gegen die Treibhauspflanze der Gymnaſialbildung eifert, ſagte er unter anderem: „Was in aller Welt nützen dem Staate Spitzbuben, die leſen, ſchreiben, rechnen können, was nützen ihm lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Spitzbuben? Die mechaniſch erlangten Fertigkeiten ſolcher Menſchen ſind ja eben ſo viel Dietriche, die man ihnen zur Plünderung der Heiligthümer der Menſchheit in die Hände gibt!" Falk's Meinung kann gar nicht mißverſtanden werden; er wollte dem Volke wenigere Unterricht, aber mehr Erziehung, wenigere gelehrte, aber mehr moraliſche Bildung zuwenden. Und Herr Riemer legt ihm den Ausſpruch: „Die Gymnaſien erziehen nur griechiſche und lateiniſche Spitzbuben" in den Mund. Von dieſer Art iſt die prätendirte Gründlichkeit und Aufrichtigkeit Herrn Riemer's.

Gegen Bettina iſt er blos grob; mit ihr hökert der Philolog förmlich, was ihr von den in Proſa aufgelöſten Sonetten gehöre und was nicht.

Nach dieſen Vorbereitungen glaubt Riemer tabula rasa gemacht zu haben und beſchäftigt uns nun mit des Dichters Perſönlichkeit. Getreu einem Ausſpruche deſſelben in ſeiner Stella, daß die Geſtalt des Menſchen der Text zu Allem ſei, was ſich über ihn empfinden und ſagen ließe, gibt er uns Abhandlungen über Goethe's Aeußere, ſeine Conſtitution, ſeine Geſundheit, ſeine Lebensweiſe, d. h. er ordnet die Belegſtellen, detailliet die Sammelreien, die er über dieſe Themata in Folge perſönlicher Beobachtung und in Folge vielfacher Lectüre gemacht hat. Der ganze erſte Band handelt, ohne Neues zu bringen, mit tödtlicher Umſtändlichkeit über Goethe's Geſinnung, Eigenheiten, Tugenden und Fehler, ſein Verhalten gegen Näherſtehende und Fremde. Nur ein Novelliſt, der uns Goethe's Perſon, als eine bereits antiquirte, zu verlebendigen wüßte, hätte das Recht und die Befähigung, das Detail ſeines Haushaltens, die Figuration ſeiner Perſönlichkeit ſo genau zu entwickeln. Hier ſind es blos in üblem Humor zuſammengetragene Scholien, oder Raiſonnements alexandriniſcher Gelehrſamkeit, die den Text erdrücken und langſam abtödten. Wer je mit der großen Perſon des Dichters Abgötterei getrieben, wird nun durch Herrn Riemer, der den Götterdienſt bis zur Carricatur treibt, davor zurückſchrecken. Was aber von Goethe's Natur in den Genius deutſcher Nation übergegangen iſt, bleibt unverlierbares Eigenthum, bleibt von nun an bis in alle Zeiten in Gloria beſtehen, ohne daß Herr Riemer dazu beigetragen hat.

In die zweite Abtheilung: „Geſinnung" bringt Riemer die Rubriken: a) Senſibilität, b) Ruhe, c) Uneigennützigkeit, d) Dankbarkeit, e) Wohlthätigkeit ꝛc. Herr Riemer will uns überzeugen, Goethe ſei nicht ſteif, nicht kalt, nicht eckig geweſen; er belegt das mit vielen kleinen Zügen, und falls wir noch der Ueberzeugung bedürfen, räumen wir ihm gern ein, überzeugt zu ſein, ſchon um ihn loszuwerden. Um Goethe's Wohlthätigkeitsſinn zu beweiſen, bringt er ein Verzeichniß aller Gaben und Spenden, die aus ſeiner Hand gingen, führt an — um die deutſche Nation recht ſichre zu faſſen — wie oft Goethe Schiller'n ſeine Equipage geborgt habe, beim Umzuge von Jena nach Weimar u. ſ. w. Wie unſererſeits ſtaunen, mit welcher befliſſenen Getreulichkeit wie alle dieſe Darlegungen in beiden Bänden von Anfang bis zu Ende durchgeackert haben. Das Buch iſt nämlich zugleich eine Quinteſſenz Goethe'ſcher Aus-

Digitized by Google

sprüche, und hat man einmal den Widerwillen gegen Riemer'sche Insinuationen überwunden, so gewährt die Lectüre den Reiz, allen Vorrath Goethe'scher Weisheit und Eigenthümlichkeit in den citirten Stellen beisammen zu haben, da auch das Entlegenste sorgsam herbeigezogen wurde. In seinen Darlegungen hat Herr Riemer natürlich sehr oft Recht, nicht blos buchstäblich, auch sachlich. Durchaus beizupflichten ist dem, was Riemer über Goethe's Wahrhaftigkeit anführt. Goethe war eine grundehrliche Natur. Hört es, Ihr Männer von heute! Er war bis in die geheimsten Tiefen seines Charakters neidlos. Hört es, Ihr Männer von heute! Es klingt komisch, dies erst in förmlichem Ausspruch zu proclamiren; indeß Riemer will es, und er soll nicht denken, daß Goethe's bürgerliche Tugenden verkannt würden, er soll nicht glauben, daß Menzel auf die Ueberzeugungen der Deutschen gewirkt habe. Wichtig ist es allerdings für die Moral unseres perfider gewordenen jungen Zeitalters, zu wissen, daß Goethe ohne Neid war, daß er Scheelsucht und Verkleinerungsdrang nicht kannte, aus dem einfachen Grunde, weil er ein wirklich großer Mensch war. Ferner wird von Riemer Goethe's Reinlichkeit, sein Ordnungssinn, sein Haß alles Anarchischen, mit Recht als Moralität in seiner Natur festgestellt. Keiner war deutscher als Goethe, beweist Riemer. Ebenfalls ein wahrer Ausspruch, trotzdem Goethe für die patriotischen Bewegungen der Jahre 1809 bis 1815 keine Sympathie bezeigte. Sein Deutschland war ein älteres, und es kann Niemand einem andern Deutschland angehören, als das ihn geboren, das ihn trug und fesselte. Das Zeitalter ist das geistige Vaterland, der Boden nur das leibliche. Spätere Zeitalter, die noch deutscher sein werden als das Geschlecht, dem wir jetzt angehören, werden uns bestaunen, wie feig und schlaff und wenig deutsch wir noch gewesen. Es bilde sich Niemand ein, besser sein zu wollen und zu können als das Zeitalter, dem er angehört. Es wird eine Zeit kommen, vor der selbst unsere Radicalen von heute wie arme Schächer bestehen werden. (D. B. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus München.

[Thorwaldsen und Schelling in der Gesellschaft der „Zwanglosen."]

Im Juli war Thorwaldsen unter uns. Wie ein mächtiger König hielt er seinen Triumphzug durch die deutschen Gauen, die Werke seiner Kunst musternd und die Huldigungen empfangend, die das lebende Geschlecht ihm darbringt, freiwillig und aus innerem Drange, zufolge jenes mächtigen Zaubers, den die Kunst ohne Unterschied über die Gemüther der Menschen ausübt. Die Künstler sind die Begünstigten und Gesegneten des Himmels, wahrhafte Göttersöhne, die eines höheren Schutzes genießen. In lebendig anschaubare, wirkliche Gestalten hüllen sie die Seelengebilde ihrer Phantasie; unter ihrem Tritt sprossen die Blüthen der Gesittung und geselligen Wohlordnung; sie sind die Pfleger der Grazien, die in dreifach verschlungenen, rhythmischen Linienzügen sich bewegend, die Gaben der Heiterkeit, Anmuth und Schönheit über den Erdkreis ausgießen. Daeum huldigen wir auch gern dem Veteranen und Chorführer der lebenden Künstler, der schon vor länger als einem Menschenalter, im Wendepunkte des letzten Jahrhundeeds, gemeinschaftlich mit anderen Gleichgesinnten dazu beitrug, unsere Kunst aus dem Staude ihres Verfalls wieder emporzuheben. Schon damals, in der Heroenzeit der neuesten Kunstgeschichte, die am liebsten Gegenstände darstellte, welche, wie etwa die Züge der Argonauten, die Kämpfe der Titanen gegen die oberen Lichtgötter und die Heerfahrten Alexander's, ihrer jugendlich aufstrebenden Richtung vorzugsweise entsprachen, schuf und bildete Thorwaldsen, wie kein Anderer neben ihm, im Sinn und Geist der Antike. Zu diesen Vorzügen, für sich allein schon genügend, um einem Künstler unsere volle Verehrung zuzuwenden, gesellt sich aber auch noch eine eben so großartige als liebenswürdige Persönlichkeit: jenes ihm so ganz eigenthümliche, mildkräftige, sanfte und doch wieder so entschiedene Gepräge seines Wesens; jener jugendliche, lebensheitre und reine Sinn, der aus seinen Augen leuchtet und die greisen Locken Lügen strafe, endlich jene harmonische Verschmelzung der anspruchlosesten und unbefangensten, wie von dem lieblichen Duft der Mährchen und Sagen leise angehauchten und durchdrungenen Kindlichkeit mit der bewußten Klarheit und Ruhe des Mannes; — wer ist, der von dieser seltnen, wundersamen Erscheinung sich nicht angezogen und gefesselt, ja zur Verehrung gedrängt fühlte? Einen so unmittelbaren, lebhaften und durch alle Kreise der Gesellschaft verbreiteten Empfang, wie ihm zumal in Dresden und Seuttgart zu Theil geworden, haben wir ihm jedoch nicht bereitet. So etwas liegt nicht in unserer Natur, obgleich wir nicht minder warm und herzlich als Andere empfinden. Wir haben ihn nicht mit Fackelzügen und nächtlichen Gesängen begrüßt, und von Seiten der Stadtgemeinde geschah nichts, was einer Huldigung gleichgesehen. Dennoch scheint sich der verehrte Gast bei uns wohl gefallen zu haben, wozu nicht wenig auch der Umstand beigetragen haben mag, daß er unter den hiesigen Künstlern nicht nur mehrere Landsleute, sondern auch viele einheimische Bekanntschaften von Rom aus antraf, die mannichfach liebe Erinnerungen aus vergangener Zeit in seiner Seele wach riefen. Einer seiner ersten Gänge war nach dem Wittelsbacher Platze, um dort die nach seinem Modell in Erz gegossene Reiterbildsäule des Churfürsten Maximilian I. in Augenschein zu nehmen. Gegen seinen Begleiter, den Minister Grafen von Seinsheim, sprach er sich tobend und anerkennend über die Ausführung dieses Werkes aus, das aber auch in der That nicht blos unserer Sculptur, sondern auch unserer Gießkunst zum Ruhme

Digitized by Google

gereicht. Der erste Beweis öffentlicher Theilnahme widerfuhr dem Künstlergreise von Seiten der „Zwanglosen.“ So nennt sich hier eine Gesellschaft, welche die geachtetsten und angesehensten Männer des hiesigen Gelehrten- und Beamtenstandes zu ihren Mitgliedern zählt und in der Regel wöchentlich einmal zusammenkommt, um die späten Abendstunden der geselligen und literarischen Unterhaltung zu widmen. Kaum hatte sich die Nachricht von Thorwaldsen's Ankunft verbreitet, so beschlossen die „Zwanglosen,“ die sich gern einmal wieder bei außerordentlichen und festlichen Gelegenheiten in pleno versammeln, ihm in derselben Weise, wie dem Director Cornelius kurz vor dessen Abgange nach Berlin, beim frohen Festmahle, mit Gesang- und Weinspenden und allen nur ersinnlichen Gaben der Dichtkunst ihre Verehrung an den Tag zu legen. War es damals, am Corneliusfeste, die Einheit und Einigkeit des deutschen Sinns, die, nicht an eine Stadt und Provinz gebundene Allgemeinheit der deutschen Kunst und Wissenschaft, was als herrschender Gedanke Alle beseelte und in Reim und Prosa unaufhaltsam wiederkehrte, so hatte das gegenwärtige Fest eine mehr persönliche Beziehung. Es galt ausschließlich dem Ruhm Thorwaldsen's, wohl des vollendetsten Bildners seit Phidias, der durch die Art und Richtung seiner Kunst nicht Deutschland allein, sondern der Welt, und nicht der Gegenwart allein, sondern allen Zeiten angehört. Mehrere hochangesehene Künstler und Kunstfreunde, unter ihnen der Minister Graf v. Seinsheim, die Geheimen Räthe v. Schelling und v. Walther, der gegenwärtig aus Rom hier anwesende Generalsecretair der Akademie der Künste, Professor Joh. Mart. Wagner, der Generalmajor v. Heydeck, Sulpiz Boisserée und einige Andere, verherrlichten als außerordentliche Theilnehmer das Fest mit ihrer Gegenwart. Hofrath Thiersch brachte den ersten Toast aus, Thorwaldsen und Schelling in Eins zusammenfassend, als die beiden mächtigen greisen Häupter, die, gleich Göttern, der Eine das Reich der Gestalten, der Andere das Reich der Gedanken beherrsche; worauf Schelling das Wort ergriff und als den einzigen würdigen Gegenstand gemeinsamer Verehrung den anwesenden Künstlerfürsten bezeichnete, dessen große und herrliche Eigenschaften, zumal als Menschen, er mit eben so geistreicher als wahrer und herzlicher Beredsamkeit schilderte. Den lebhaftesten Enthusiasmus erregte es jetzt, als der Geh. Rath v. Walther eine Stelle des ersten Toastes mit einem Impromptü erwiederte, dessen epigrammatische Schlußwendung den Gedanken aussprach: „Götter altern nicht“, was den Gegner veranlaßte, an die jugendkräftige Greisenbildung des olympischen Zeus und des christlichen Gottes zu erinnern, die uns der Anblick der hohen Gäste ins Gedächtniß rufe. In bunter, schnell wechselnder Mannichfaltigkeit ergoß sich jetzt der trefflich eingeleitete Strom zwangloser, jovialer Heiterkeit und dichterischer Laune, die aus ihrem Füllhorn frisch aufblühende Spenden über die Tafel schüttete. Der gemeinsame Gesang patriotischer Lieder wechselte mit Scherzreden und Gedichten aller Gattungen, Formen und Sprachen, die allein nur ihn, den Festgreis, zum Gegenstand hatten. Als Arndt's so überaus herrliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ das jetzt von neuem in lauteren Accorden in treuen Herzen wiederklingend, die Runde durch Deutschland macht, ungekünstelt wie ehemals, und aus vollen Kehlen angestimmt wurde, und nun zuletzt mit gesteigertem Nachdrucke die von rauschenden Jubelrufen begleiteten Worte erschollen: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ da war es wohl schön, als Einer der Anwesenden Gelegenheit nahm, unmittelbar daran die wirksame Strophe eines auf die jüngste Gegenwart gedichteten Liedes anzuknüpfen, welche also lautet:

Wir wollen sein in Haupt und Gliedern
Ein Leib, beseelt von Einem Geist;
Wir wollen sein ein Volk von Brüdern,
Soweit die deutsche Sprache weist:
Wir wollen sein ein Volk von Männern,
Geweiht mit Einer Liebe Gluth —
Ein Volk von Vaterlandsbekennern,
Getauft mit Einem Opferblut!

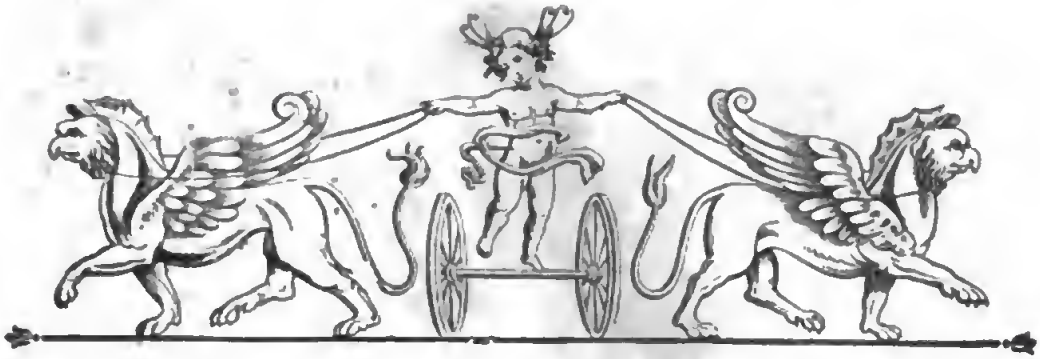
In fünf Sprachen, worunter die chinesische und armenische, feierte Professor Neumann, in isländischer Professor Maßmann den Helden des Tages; in welchen Zungen und Weisen sie ihn aber auch priesen, es war, als wenn der Geist des heiligen Pfingstfestes über die Versammlung gekommen wäre, auch die fremdesten und fernsten wurden verstanden, wenigstens hätte man dies aus dem Jubel schließen dürfen, mit dem man sie aufnahm. Die muntere Laune wuchs, als der Gymnasialdirector Hocheder, die Idee des Unterschiedes zwischen der materiell nachahmenden und geistig schaffenden Kunstthätigkeit, zwischen Industrie und Kunst, auf die ihm eigenthümliche Weise, mit satyrischer Laune erfassend, eine Erzählung vortrug, worin der Wettkampf des Satans mit Thorwaldsen geschildert war, als dessen letzte Frucht der nur durch satanische Künste in Bewegung zu setzende, dampfende und pustende Schlot der Dampfmaschine und somit diese selbst hervorgegangen. Aber nicht blos durch Schrift und Rede, auch durch die Töne der Musik wurde dem berühmten Meister gehuldigt, indem der junge, sehr talentvolle Compositeur und Clavier-Virtuose Eckert aus Berlin, der schon als Knabe durch seine große Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der nordischen Hauptstadt auf sich gezogen, seine Verehrung in einem selbstcomponirten, großartigen Musikstücke aussprach. Die fröhliche Stimmung des vielgefeierten Festgreises erhielt jedoch von neuem Nahrung, als einer der Anwesenden eine mit ächtem Monte Fiascone gefüllte und von frischblühendem Lorbeer umschlungene Fogletta vorführte, die, wie der Ueberbringer in zutraulichen Knüttelversen näher auseinandersetzte, als feurige Jungfrau, von Sehnsucht nach ihrem so lange in der Ferne weilenden Geliebten getrieben, über die Alpen geeilt sei, um ihn hier in München zu begrüßen und mit dem Kranze des Verdienstes zu schmücken, den Rom noch immer sorglich von frühern Zeiten her für ihn bewahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 172. — den 3. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Riemer's Mittheilungen über Goethe.

(Beschluß.)

Interessant ist, wie Riemer Goethe's Persönlichkeit schildert bei erstem Eindruck und erster Annäherung. Er theilt dies mit zur Entgegnung auf den Vorwurf der Kälte und der Steifheit, den man Fremde machen hört, die den Dichter zum ersten Male gesehen und wahrscheinlich die Empfindung eigener Verlegenheit und beklommener Engigkeit auf den Mann übertrugen, und den schlechten Eindruck, den sie auf ihn gemacht, umgekehrt als primäre Kälte und Vornehmigkeit bei ihm auslegten. „Bei Empfang und Begrüßung der ihn Besuchenden, mochten sie nun einzeln vor ihm erscheinen oder in Mehrzahl und bereits versammelt ihn erwarten, trat er sogleich mit natürlich heiterer Miene ohne erkünstelte Freundlichkeit ihnen entgegen, knüpfte durch Frage und Antwort mit Leichtigkeit das Gespräch an, und wenn er auch Anfangs mit Um- und Vorsicht seine Worte stellte, — da er doch auch fremde, erst kennen zu lernende Personen vor sich sah, auch wohl Andere wieder mit Anderen bekannt zu machen hatte, — so war er doch, nach den ersten unvermeidlichen Förmlichkeiten, sobald er wußte, wie er mit Jemand daran war, in seinem gewohnten Humor und besonders während der Mahlzeit durchaus Er selbst, d. h. gesetzt behaglich und Behaglichkeit verbreitend. Darin blieb er sich immer gleich, er mochte nun Gelehrte oder Künstler, mochte Civil- oder Militärpersonen, mochte Frauen oder Mädchen in seinem Besuchzimmer oder an seiner Tafel sehen. Manchmal aber waren die Fremden selbst im Anfange verlegen, oder doch befangen, weil sie ihre mitgebrachten Voraussetzungen und Vorurtheile an die Gegenwart aufzugeben hatten, oder ihr eigenes natürliches Wesen vor falschem Respect nicht aufkommen konnte, ungeachtet sie hätten denken müssen, daß hinter dem großen Manne, wie sie ihn sich dachten, auch wohl der Mensch, und zwar der eben so große, zum Vorschein kommen werde, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Der ganz natürliche Ton, die ungesuchten Worte der Anrede, die obschon ernste und würdige, doch nicht stolze, noch weniger gespreizte Haltung hätten sie doch gleich überzeugen sollen, daß sie nicht in die Behausung eines Cyklopen oder Oger gekommen, wo sie für ihr Leben zu fürchten hätten, sollten sie auch das freundlich schon an der Schwelle sie empfangende Salve übersehen haben. Meine unbedeutende Wenigkeit trat doch auch ein erstes Mal in sein Haus, ward doch auch ein erstes Mal ihm vorgestellt; aber ich wüßte nicht, daß mich bei seinem imposanten Anblick eine solche Furcht oder nur Befangenheit angewandelt hätte. Im Gegentheil ward mir auf einmal erst recht wohl zu Muthe; ich fühlte mich innigst erfreut und befriedigt, einen Mann, den ich mir auf Anlaß seiner Schriften, Werther, Stella, Iphigenia, Tasso, ganz sentimental gedacht hatte, vielmehr so natürlich und realistisch wie einen andern Lebemann, so gutmüthig und Vertrauen erweckend, wie man sich nur einen Pfarrer oder geistlichen Herren denken mag, und



Digitized by Google

doch dabei eine solche Weltklugheit und Menschenkenntniß ahnen lassend, wie mir in meiner Erfahrung bisher noch kein Mann vorgekommen war, als eine und dieselbe Persönlichkeit mir gegenüber zu sehen, und so Begriff und Anschauen eines wahren und völligen Menschen zu gewinnen. In einem einfachen blauen Ueberrock, das kräftig ausdrucksvolle Gesicht von Luft und Sonne zeugend, umwallt von schwarzen Seitenlocken, das Hinterhaar in einen Zopf gebunden, schien er auf den ersten Anblick einem wohlhabenden, behaglichen Pachter, oder einem vielversuchten Stabsoffiziere in Civilkleidung eher zu gleichen als einem sentimentalen und umbratilen Dichter, mit offenem Hemdkragen und lose um den Hals geschlungenen Seidentuch, wie etwa Schiller in den Portraiten jener Zeit zu sehen war. Aenderte sich nun auch in der Folge, durch den Wechsel der Mode und im Laufe der Jahre, sowohl Haartracht als Kleiderschnitt, zumal nach der französischen Invasion, — das Geist- und Gemüthvolle in seiner äußern Erscheinung blieb dennoch unverändert, ja gewann sogar bei größerer Annäherung und Gleichstellung mit der übrigen gesellschaftlichen Modewelt. Woher also die gorgonenartige Abschilderung von Goethe's Kälte, Steifheit und abstoßendem Wesen ihren Ursprung genommen habe, weiß ich nicht, wenn es nicht eben jene unnöthige Furcht und ungebührliche, von ihm weder verlangte, noch gebilligte Devotion solcher desappointirter Fremden war, die ihnen ein dergleichen Schreckensphantom vorspiegelte, welches sie dann der leichtgläubigen Menge als ein gefährliches Abenteuer abzuschildern bemüht waren."

Wir können Herrn Riemer von der Pietät, die wie auch für des großen Dichters menschliche Figur hegen, vielleicht nicht anders überzeugen, als wenn wir seine Mittheilungen über dessen Haarbeutel, mit dem Eingeständniß, daß wir selbige aufrichtig für interessant halten, unsern Lesern hier ebenfalls zum Besten geben. „Eine ähnliche Vereinfachung (wie die Toilette im Allgemeinen) erfuhr seine Haartracht, die vom ursprünglichen Cadogan (ou Catogan, noeud qui retrousse et attache les cheveux près de la tête) und Haarbeutel, durch die Epochen des langen und kurzen Zopfes, bei steifen und schwebenden Seitenlocken, sich bis zum Schwebenkopf reducirte. Sein Stirnhaar hatte übrigens von Natur einen ähnlichen Ansatz wie bei den Jupitersköpfen, so daß es in der Mitte der hohen Stirn aufstiegend und sich scheitelnd zu beiden Seiten wellenförmig herabfiel; welches ihm, wenn er es bis zur altdeutschen Nazarenertracht hätte bringen wollen, ein gar bedeutsames, die Künstler vielleicht mit ihm versöhnendes Ansehen würde gegeben haben." Daß es Herrn Riemer nöthig schien, den Dichter auch gegen die Künstler zu vertheidigen, gehört zu den Annahmen, die dem Buche wie fixe Ideen zum Grunde liegen.

In dem Artikel über Goethe's Religiosität zeigt sich zur Widerlegung der Anklage, der Dichter sei nicht eben sehr von der Christuslehre erfüllt gewesen, die sichtliche Bemühung, Goethe auch mit den Pietisten auseinanderzusetzen, und ihm eine Seite abzugewinnen, wo er diesen zugänglich sein könne. „Vor allem," heißt es da, „würde höchst bedeutsam sein jene an Christus gerichtete Apostrophe, in seiner schweren Krankheit zu Anfang des J. 1801, wo er, nach seiner Gattin Zeugniß, das sie wiederholt ablegte, wenn das Gespräch auf diese Epoche seines Lebens kam, von Schmerz übermannt, in Fieberphantasien, mit wahrhafter Begeisterung, in die beweglichsten, herzergreifendsten Reden an den Erlöser ausgebrochen sei. Sie bedauerte nur, daß damals Niemand daran denken können, diese aufzuzeichnen; es würde mehr als alles Andere beurkunden, was in seiner Seele für christlich religiöse Gesinnungen gelegen, und wie sie nur bei solchen Gelegenheiten ohne Heuchelei und Rückhalt sich zu äußern veranlaßt wurden." Herr Riemer merkt nicht, wie ungeschickt seine Darstellung ist, und sich mit der Wendung, „nur bei solchen Gelegenheiten," um ihre Wirkung bringt. Wo nämlich Jeder zu Kreuze kriecht, würden die Pietisten sagen, ist es kein Verdienst des Einzelnen; was wir erst auf dem Todesbette oder in höchster Noth begehen, spricht wohl für die Sache, aber nicht für die Person, nicht für deren völlig durchdrungene Religiosität. Sonst weist Riemer gut nach, daß er, um Christ zu sein, kein Hengstenberg'scher Christ zu sein brauchte, daß er den Unfug mit dem bloßen Symbol des Kreuzes mit Recht haßte, wie ihm denn die Ausstellung des Gekreuzigten zuwider war, und daß er das Leiden einer großen Persönlichkeit für zu keusch und heilig hielt, um es an allen Ecken der Welt auszuhängen. Riemer nennt mit bestem Fug und Recht Goethe's Thätigkeit eine wahrhaft religiöse. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt," waren ungefähr Goethe's eigene Worte, „hat auch Religion; wer jene nicht hat, mag fromm sein!"

Das Trivialste im ganzen Buche ist vielleicht das Kapitel von den Eigenheiten. Da heißt es denn unter Anderem: Unartig und närrisch war er nie. Er hatte höchstens, soll von Unsitte die Rede sein, die Eigenheit, im Gespräch mit Familiären, zu denen auch Riemer gehörte, ein Papierstreifchen zu drehen oder einen Bindfa-

Digitized by Google

den zu knüpfen. Lange nicht so schlimm, sagt Riemer, als F. A. Wolf's Herumwühlen in der Schnupftabaksdose, oder die Finger zu schnicken, daß alle Gelenke knacken, wie Dehlenschlägee, oder im Sitzen mit dem einen Fuße zu beben oder zu baumeln wie Heinrich Voß. „Ich schweige von noch übleren Angewohnheiten Anderer.“ Publikum hat sich zu bedanken bei Heern Riemer, daß er schweigt. Des großen Dichtees Aversion gegen Tabak übrigens ist mit Nachweis aller Parallelstellen in sämmtlichen Werken dargelegt. Wogegen es mit der Feindschaft gegen Hunde, wenigstens gegen vierbeinige, doch nicht in allen Fällen so aeg war. Denn als der Sohn Goethe's von der Universität zueückkam, hatte selbiger ein hübsches Windspiel u. s. w. u. s. w. Oel wurde Abends beim Alten nicht gebrannt, sondern Licht. Uebrigens glaubte Goethe, versichert Riemer, gefunden zu haben, daß vier Lichter in der Helligkeit keinen Unterschied gegen drei machten. Wunderbar!

Der zweite Band des Buches gibt Jahr für Jahr mit allseitigen Belegstellen Goethe's weimarische Zustände von 1775 bis 1786, seine Reise in Italien bis 1788, seine Rückkunft, Leben und Wirken von 1788 bis 1794, dann Schiller's und Goethe's Verhalten zu einander, mit reichlichem Extract ihees Briefwechsels. Dann foigt die Geschichte der einzelnen Goethe'schen Werke im philoiogischen Sinne, eine Galerie und ein Atelier sämmtlicher Dichtungen. Goethe's Uetheile über aite und neue Literatur, Naturforscher, Phiiosophen, Staatsmännee und Fürsten, ist abermais eine fleißige Sammelei seiner Aussprüche. Die Tischreden, die Herr Riemer aufgezeichnet hat und zum Beschluß mittheilt, köunen nicht anders als mit vielem Dank vom Publikum aufgenommen werden. — Was die Daestellung von Goethe's Häuslichkeit beteifft, so hat Herr Riemer mit sichtlicher Paeteilichkeit ein Mitglied dieses Keeises in ein viel zu günstiges Licht gestellt, während eine später hinzugeteetene Peeson, der die Aufgabe zugefallen war, in den letzten Jahren seines Lebens den Geeis zu erheitern, bis Mitternacht um den unermüdlichen Riesen geschäftig zu sein und ihm mit dem ganzen Zauber der Romantik frische, geistige Nahrung zu bringen, gar nicht erwähnt wird. — Gegen die Art und Weise, wie Schiller's hohe Würde von Heern Riemer vieifach gekränkt wird, hat Deutschland nur seine gerechte Verachtung. Goethe seibst ist hier der edelste Schiedsrichter, um jede an Schiller verübte Unbill zu strafen.

---

## Correspondenz.

### Aus München. (Fortsez.)

[Thorwaldsen und die Künstler im Bierkeller; der junge Eipeldauer.]

In solchee Aet, zwanglos heitee und launig feierte die Gesellschaft, ganz iheem Geist und Charakter gemäß, diesen unvergeßlichen Tag, aus dem unversieglichen Quell ihree poetischen Stimmungen reichlich mittheilend, was den Zweck dee Feiee fördern konnte. Nach dem Mahle erschien dee Festgreis in einee Loge des Theaters. Dies geschah während eines Zwischenaktes, und sa fallte es ein glücklichee Zufall fügen, daß das Beifallklatschen dee Menge, welches zunächst dem trefflichen Spiel Emil Devriene's (in Gutzkow's Wernee) galt, auf Thorwaldsen, dee inzwischen eingeteeten, übeeteagen und gedeutet wurde. Ueberhaupt wohnte Thorwaldsen öfters und, wie es schien, mit Wohlgefallen den Vorstellungen im königl. Theater bei, wohin ihn dee Intendant, Heer v. Küstner, auf die freundlichste und zuvarkommendste Weise eingeladen hatte

Es wae zu eewaeten, daß auch unsere Künstler die Ankunft des großen Meisters durch ein solennes Fest feiern würden. Anfangs beabsichtigte man, es sollte damit eine Landpaetie nach dem Starnbeeger See vebunden werden. Indeß mag man wohl diesen Plan wegen dee Unbeständigkeit unseree Witteeung und aus Rücksicht auf die weite Entfeenung aufgegeben haben. So kam es, daß man, um doch ewas vom Feeien zu genießen, das Bieekelleegebäude des Magistratseaths und Beaueeibesitzers Knoee wählte, das vor dee Stadt, in der Nähe dee Eisenbahn, auf einee Anhöhe liegt, deren obere Terrassen, Abhänge und nächste Umgebungen freundliche Aussichten, heimlich beschattete Sitzplätze und landreiche, blühende Gartenanlagen mannichfacher Art darbieten. Das Lokal ist groß genug, um meheeee hundert Gäste bequem zu beherbeegen, abee es gehörte dee bildsame und schöpferische Geist der Künstlee dazu, um in küezestee Feist aus diesen schmucklosen und dumpfigen, zur Aufbewahrung dee Bierfässer und Bierwagen bestimmten Räumen etwas den Kunstsinn Befriedigendes und dem Zwecke Entsprechendes heezustellen. Man hat diese Wahl getadelt und als ächt münchnerisch bezeichnet; wenn sie aber auch nicht in jeder Hinsicht glücklich zu nennen, da mit einem andeeen, zumal hochräumigeeen Lokal, woean wir hiee keinen Mangel haben, bei dem gleichen Aufwande von Kunst und Mitteln weit geoßartigere und schönere Effecte hätten ereeicht werden können, so gewährte sie doch den bemerkten Voetheil, auch im Freien zu sein und zugleich eine große Anzahl Menschen, wenigstens bei den Zurüstungen und beim Empfange, als Zuschauer theilnehmen zu lassen. Auch hatte der Eingeladene den Wunsch ausgespochen, auf ächt künstlerische Weise, ungenirt und ohne geoßes Gepeänge, aber gemüthlich und lustig, wie sie es stets in Rom gehalten, bewirthet zu werden; und dazu wae jenes Lokal wohl geeignet. Hier sah man nun auch bereits seit mehreren Tagen Aebeitsleute, Tapezierer und Künstler beschäftigt, die wüsten, öden Räume zu säubern, zu richten und zu schmücken. An der eohen Balkendecke eeblühten unter der fertigen Hand des Maiees geschmackvolle, architektonische Zierden, und die bestäubten, steinernen Wände überkleideten sich sofort mit kost-

Digitized by Google

baren Tapeten, jenen merkwürdigen Ueberresten einheimischer Webekunst aus dem 17. Jahrhundert, die gegenwärtig hier in der Marburg aufbewahrt werden. Sie bildeten eine reiche, schöne und interessante, was den Gegenstand betrifft, zum Theil auch passende Zierde des entstehenden Prunksaals, indem die meisten und bessern davan, nach des kunstreichen Peter Candid Compositionen, die Thaten Otto's von Wittelsbach und seiner Nachfolger darstellen. Ihnen zur Ergänzung und als nothwendige Lückenbüßer dienten einige Jagdscenen und biblische Geschichten, ebenfalls in Haute-lisse-Arbeit ausgeführt, lebendige Zeugnisse der Kunst aus der Zeit ihres Verfalls im Verlauf des genannten Jahrhunderts, als sie begann, zur bloßen Decoration herabzusinken. Mittelalterliche Rüstungen mannichfacher Art, Hellebarden, Pickelhauben, Standarten, Schwerter, Schilde und Fahnen, malerisch zu Trophäen geordnet, schmückten die Säulen und Eckpfeiler der Halle, während zwischen den Blumengewinden, die von Decke und Wänden niederhingen, Künstlerembleme und Wappen hervorschauten. Diesem mittelalterlichen Gepräge des gesammten Schmuckwerks entsprach die Erscheinung der Hellebardierer, die an den Eingangspforten Wache hielten, angethan mit dem Kostüm der Landsknechte, wie es die Künstler bei ihrem vorjährigen großen Maskenzug mit sinniger Wahrheit wieder ins Leben gerufen hatten. Ihnen war ein schweres Amt zugefallen, da sich am Festtage schon vom frühen Morgen an auch viele Unberufene herzudrängten, um die Zurüstungen in der Nähe zu schauen. Draußen von dem hohen Altane des Gebäudes flaggten drei mächtige Wimpelfahnen: die Danebrogfahne mit weißem Kreuz auf rothem Grunde, die bayrische mit dem Löwen und die Künstlerfahne mit den drei Schilden, schon von fern her dem Ankommenden entgegen. Böllerschüsse verkündeten die Nähe des anrollenden Wagens. Als nun der Festgreis, begleitet von den Notabien der hiesigen Künstlerschaft am Fuß der Auffahrt, die in allmäliger Erhebung zu den Eingängen des Gebäudes führt, erschien, schritt ihm der lange Zug des Festcamités entgegen, um ihn zu bewillkommnen und zu der Festhalle zu führen. Es war ein erhebender, rührender Augenblick, als jetzt zu dem Schall der Böller sich das Rauschen der Trompeten und Pauken mischte und die zu beiden Seiten, von unten bis zur Höhe der oberen Terrassen in dichten Massen aneinandergedrängte, mit entblößten Häuptern dastehende Menge nun auch ihr tiefes Stillschweigen brach und den langsamen Schritts heraufsteigenden, verehrungswürdigen Mann mit einem donnernden Lebehoch begrüßte, das gar nicht enden wollte. Dieser herzliche Empfang wiederholte sich, als er jetzt, unter tausend Händedrücken und bewillkommnenden Zurufen die erleuchtete, von Harrenden erfüllte Festhalle betrat und auf dem für ihn bestimmten Sitze Platz nahm. Ein galdner Pokal, in altdeutschem Styl sauber gearbeitet, stand zunächst vor ihm, überragt von einem verkleinerten, galvanoplastisch bronzirten Abguß der Reiterbildsäule Maximilian's, während ihr gegenüber, auf einem zweiten Tische, ein schöner Abguß des Schillermonuments sich erhob und noch weiterhin der schweifende Blick auf die Büste unsers Königs traf, die, rings umgeben von blühenden Granaten- und Orangenbäumen und von hohen Candelabern magisch beleuchtet, in einer dunkelschattigen Vertiefung aufgestellt war. Sinnreich war auch die übrige Anordnung der Tafel, und es herrschte dabei die Beziehung zur Plastik vor. Die zwölf vergoldeten Bronzebilder der Wittelsbacher Fürsten prangten auf der Haupttafel, die vierundzwanzig Maierstatuen von den Zinnen der Pinakothek in verkleinerten Gypsabgüssen rings umher auf den übrigen Tischen; zu ihnen gesellten sich, buntbekränzt, riesenhahe Pokale, gleich jenen Standbildern nach Schwanthaler's Entwürfen in farbiger Terra Cotta ausgeführt und mit sinnreichen Reliefbildnereien mannichfaltig und anmuthig verziert. „Es ist doch etwas Schönes ums Essen," läßt unser „Landbote" den jungen Eipeldauer aus München bei Geiegenheit dieses Festes sagen, „besonders wenn man recht viel zu Ehren eines großen Künstlers ißt, da is der Magen an waahrer Opfer-Altar." Noch klarer indeß erwies sich bei dem festlichen Mahle, daß es sich zu Ehren eines großen Künstlers, der dem freudenspendenden, thyrsusschwingenden Gatte selbst gern apfert, noch bei weitem besser trinken, als essen läßt. Doch zeigte sich bald nach dem Beginn des Mahls ein Uebelstand. So geräumig das Lokal war, so wenig konnte es doch zugleich die Menge derer fassen, die als Zuschauer herbeigekommen. Fast undurchdringliche Reihen von Damen und Herren, darunter viele Fremde, zumal Engländer, zogen durch den Saal, bei Tharwaldsen vorüber, um den Wundermann bequem in der Nähe und bei Lampenbeleuchtung anzustaunen. Dies hemmte den Verkehr und mehrte die Hitze, die bei der etwas niedrigen Decke des Saals überhaupt schon drückend und lästig war.

(Die Fortsetzung folgt.)

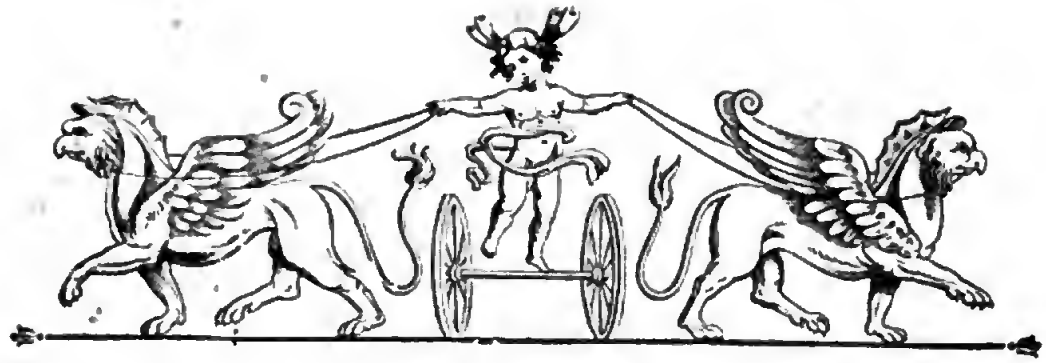
## Notiz.

[Deutschlands Retter.]

Der wahre Freiheitssinn, der echte Liberalismus findet zuletzt doch immer Anerkennung. Seine Majestät, der Kaiser von Oesterreich, haben geruht, zu erlauben, daß für das Denkmal Hermann's oder Armin's, des Retters von Germanien, in den deutschen Erblanden der Monarchie Geldbeiträge gesammelt werden. Zugleich fall ein berühmter Mitarbeiter der „Adelszeitung" den Stammbaum Armin's aufgefunden haben. Wie sich erwarten ließ, war Hermann vom ältesten, reinsten Volldiut und stammte in gerader Linie vom Kaiser Teut ab. Von mütterlicher Seite war er sogar mit Odin verwandt, dessen Name sich noch im Odenwald und in Oldenburg erhalten hat. Leider scheint das fürstliche oder herzogliche Wappen des Hauses Armin verloren gegangen zu sein; noch weniger Aussicht ist vorhanden, dasjenige unter unsern jetzigen Adelsgeschlechtern zu ermittein, welches die Ehre hat, von dem erlauchten Befreier Deutschlands abzustammen. Welche Hoffnungen müßte nicht ein solches Geschlecht erwecken! Daß der Name des gräflichen Hauses Arnim auf eine Verwandtschaft mit Armin deute, ist wohl nur eine Hypothese.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 173. — den 4. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Belgische Sagen.

### I.

### Der Frauenabend in Brüssel.

Am Abende des neunzehnten Januar ist ein gar bewegtes Leben in der Hauptstadt des Königreiches Belgien. Die Glocken aller Kirchen läuten während vieler Stunden, fröhliche Gruppen durchziehen jubelnd und jauchzend die Straßen, und aus den hell erleuchteten Estaminets schallt gar lustig hier eine schreiend kreischende Fiedel, dort eine ernstere Harfe, wieder anderswo ein vorlautes einzelnes Horn. Um die Tische in diesen Schenken haben sich bunte Reihen geschaart, Männer und Frauen, rothwangige Bursche und neckische Mädchen, ja selbst kahlhauptige Greise und graue, gebückte Mütterchen, die sich sonst im ganzen Jahre nicht von dem Herde wagen. Schwere und theure Weine gibt es in ihrem Kreise nicht, aber das hellbraune Faro, das alte tiefdunkle Lambik und das schäumend wallende Löwener fließen in den reichsten Strömen, und der schwerleibige Wirth vermag nicht schnell genug die Bierpumpe zu handhaben und das weißgeschürzte Aufwartemädchen nicht genug Krüge und Flaschen aus dem Keller heraufzuholen.

Sonst wären wir wohl gewohnt, den Hausvater eine neue Sendung befehlen zu hören. Das ist aber am neunzehnten Januar nicht. Schelmisch lächelnd zeigt die Frau ihrem Eheherrn jedes neue Litre, und nach allen Seiten hin in ihrem Zirkel zum Trinken nöthigend, wirft sie hin und wieder einen verstohlenen Blick auf den Gatten, als wollte sie ihm sagen: Warte nur, Deine Tasche soll gewiß diesen Abend leer werden. Papa aber zieht in muthigem Vertrauen auf den wohlgespickten grünen Beutel das zweite Fünffrankenstück, während der Pfropfen knallend dem Kruge entfährt und Mama die Gläser aufs Neue füllt. Papa weiß, es ist Frauenabend, und er muß regaliren; Mama hat das Regiment heute und sie sucht mit Recht sich für den übrigen Theil des Jahres schadlos zu halten.

Hier den Ursprung dieser momentanen Frauenemancipation:

Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren es bekanntlich die Flammänder und Brabanter, welche am rüstigsten sich stets um das heilige Grab geschaart hielten, und unter den Letztern zeichneten sich namentlich die brüßler Bürger aufs Vortheilhafteste aus. Den armen Frauen kam aber, trotz aller Begeisterung für die edle Sache, inzwischen das Haus gar verödet vor, und sie konnten kaum den Augenblick erwarten, wo sie die rückkehrenden Männer wieder an die treuen Brabantsherzen drücken würden. Mancher Monat war also unter Hoffen und Sehnen schon dahin seit der Abreise der wackern Kämpen, ein Jahr verstrich und noch immer wollten keine Nachrichten aus Palästina kommen. — Da schollen eines Abends, es war am neunzehnten Januar, helle Trompetentöne auf der Straße, und ein staubbedeckter Reitersmann kündete den schnell um ihn gesammelten Ein-



Digitized by Google

wohnern an, daß das Kreuzheer im Anmarsche sei, und binnen wenigen Stunden seinen feierlichen Einzug in Brüssel halten werde.

Da flogen nun Schüsseln und Teller in die Ecke, Feuer und Kochtopf waren im Nu vergessen, und wie sie eben waren, im Mieder und Hausröckchen, stürzten die von Wonne überseligen Frauen aus der Stadt und auf der Straße hin, die nach Deutschland führt, wo aus weiter Ferne die Pauken und Zinken schon in fröhlichen Weisen herklanken. Kaum aber waren sie den geliebten Männern nahe gekommen, kaum die ersten Umarmungen und Küsse vorüber, als sie auch eine Jede den Ihrigen trotz Eisenrüstung und Anderem auf die Schultern luden, und, wie wenn sie gefürchtet hätten, ihr Gatten noch zu verlieren, im Sturme mit ihnen nach der Stadt rannten, während von den Thürmen der Kirchen die Glocken ihren ernsten Gruß niedersandten und die Geistlichen mit Kreuzen, Fahnen und Kerzen die frommen Landsleute am Thore empfingen.

Von Neuem flammte nun das Feuer auf dem patriarchalischen Herde, lustiger schmorte der Braten am Spieße, und reicher floß der purpurne Rebensaft Burgundias. Des Tages vergaßen die Brüßler auch nie, und jahrjährlich feierten sie ihn bis heute unter Zechen und fröhlichem Sang.

---

## II.

### Das Kreuzfeld und die Abtei Liebfrauenthal an der Maaß.

Um das Jahr 1200 lebte auf dem Schlosse Beaufort an der Maaß Albert, Graf von Moha, der Vater der schönen Gertrud, zu deren Füßen der berühmteste Troubadour, Thibaut, Graf der Champagne, seine begeisterten Lieder aushauchte. Außer Gertrud hatte Albert noch zwei Söhne, schön gleich ihr und die wackersten Ritter, die man in der ganzen Umgebung finden konnte.

Dem Aeußern nach hätte man die beiden Jünglinge schwerlich von einander unterscheiden mögen, aber zwischen ihrem Innern lag eine himmelweite Kluft. Der Aeltere von Beiden, Wilhelm, war eines auffahrenden, jähzornigen Gemüthes, und selbst das kleinste Wort des Widerspruches hätte ihn zur Wuth gebracht. Sein alleiniges Vergnügen war Kampf und Jagd, und nur höchst selten war er im Schlosse zu finden. Erich, der Jüngere hingegen, besaß ein bei weitem sanfteres Herz; wenn er auch dem Bruder in Handhabung des Schwertes und der Lanze nicht nachstand, so zog er mehr doch stille Studien vor, denen er sich unter Leitung des Burgkaplans, eines gar gelehrten Greises, fast gänzlich hingab.

Eines Tages forderte Wilhelm seinen Bruder zu einer Jagd in dem nahen Walde auf, doch suchte Erich, dem das Morden der wehrlosen Thiere kein Vergnügen zu schaffen vermochte, auszuweichen, und bat, den Zug auf einen andern Tag zu verschieben. Wilhelm, gereizt durch diese Antwort, überhäufte Erich mit Schmähungen und Spott, nannte ihn einen Feigling und Hausbocker, und trieb seine Neckereien so lange fort, bis dieser, um denselben ein Ende zu machen, in die Jagd einstimmte. Kaum aber hatten sie das Schloßthor hinter sich und das anmuthige Thal erreicht, welches sich am Fuße des Berges ausdehnt, auf dem Beaufort liegt, als Wilhelm sein Spötteln auf's Neue begann. Erich schwieg und entgegnete kein Wort; doch eben dies Schweigen regte den rauhen Bruder, der nur beleidigende Verachtung darin sah, noch mehr auf, und brachte ihn endlich so weit, daß er das Schwert zog und auf Erich losschlug. Dieser, dem keine Bewegung Wilhelm's entging, griff gleichschnell zu seinem Schwerte und vertheidigte sich gewandten Armes gegen die wüthenden Ausfälle des unnatürlichen Gegners. Lange dauerte der Kampf, Wilhelm wurde stets heftiger, drang stets mehr auf Erich ein, bis eine tödtliche Halswunde ihm seine Besinnung fast raubte. Erich ließ sein Schwert sinken, ihm zu Hülfe zu kommen, aber in demselben Augenblicke fuhr Wilhelm's Stahl durch seine Brust, und Beide stürzten zugleich entseelt von ihren Pferden.

Graf Albert war, als die Jünglinge das Schloß verließen, auf die Thurmwarte gestiegen, um sein Vertrauen noch recht lange an den kräftigen Gestalten der Söhne weiden zu können. Kaum hatte er sie im Kampfe gesehen, als er in hastiger Eile sich auf den besten seiner Renner warf und ihnen nachsprengte — er kam zu spät, er fand nur noch ihre Leichen.

Vom herbsten Schmerze durchwühlt, schlich der Greis den Schloßberg hinan und in das Zimmer seiner Gattin. „Was würdest Du thun," fragte er mit zitternd gebrochener Stimme, „wenn unsere Söhne nicht mehr wären?" — Die Burgfrau erbleichte und sprach: „Wolle Gott ein solch Unglück fern von uns halten; sollte es aber sein, ich würde Schloß und Grafschaft verkaufen, in die Einsamkeit fliehen und ein Kloster dort gründen." — „Dann komm," rief da der Graf unter

Digitized by Google

strömenden Thränen, „komm, Du arme Mutter, — Gott nahm uns unsere Söhne.“ —

Und wie die Gräfin von Moha gesagt, so that ihr Gemahl. Er stiftete an dem einsamen Ufer der Mesagne ein Kloster, weihte es der Trösterin der Betrübten und nannte es Liebfrauenthal. In seinen Mauern brachten die beiden Gatten ihre letzten Lebenstage hin. Auf der Stelle aber, wo die beiden Jünglinge gefallen waren, errichteten sie zwei Kreuze, beschattet von zwei hohen Linden.

Schloß und Kloster liegen in Ruinen, die Kreuze sind verschwunden. Eine einsame Linde zeigt den Ort, wo sie ehedem gestanden. Aber die Geschichte von dem unglücklichen Ende der beiden Erben von Moha lebt noch in reiner Frische in dem Munde des umwohnenden Volkes. J. W. Wolf.

---

## Correspondenz.

### Aus Paris.

[Heine's Strauß.]

Ich melde Ihnen den Abschluß der Geschichte von der falschen Ohrfeige, wobei Heine vielleicht keinen großen Ruhm geerntet, sein Gegner sich aber stark blamirt hat. Das retractirende Eingeständniß der drei Herren, die in der mainzer, allgemeinen leipziger und Neuen hamburger Zeitung die Geschichte meldeten, und welche jetzt Alles nur aus dem Munde des Herrn Strauß vernommen zu haben bekennen, zeigt, wie wenig Glauben der letztere verdient und wie unredlich er gehandelt, indem er schmähende Artikel in die deutschen Zeitungen schickte, und die Redactionen täuschte, die ein notorisches Zeugniß aus unparteiischer Feder mitzutheilen glaubten. Er wußte am besten, daß seine drei Freunde nicht Augenzeugen gewesen; als Ehrenmann mußte er den Anschein, als seien sie es gewesen, durch Freimuth selbst zerstören. Die Sachen stehen nun so. Heine hat Hrn. Strauß ein Cartel geschickt und ihn auf Pistolen gefordert. Strauß schützt ältere Rechte vor, wonach ihm die Wahl der Waffen zustehe, und will sich auf Säbel schlagen. Dagegen wendet Heine ein, er wolle für die früher ihm, dem Hrn. Strauß, zugefügte Beleidigung Rede stehen, — obgleich sie längst verpufft sei und jener nie dafür Satisfaction verlangt; — für diese wolle er sich späterhin auf jede beliebige Waffenart schlagen, aber jetzt habe er die Wahl und dringe auf sein Recht; es soll ein ernsthaftes Duell sein. Diese Abneigung des Hrn. Salomon Strauß gegen Pistolen macht seine besten Freunde stutzen und es wird Zeit, daß er sich entschlösse. Uebrigens sollen Heine von mehreren Seiten Cartels zugeschickt worden sein. Einem dieser unberufenen Gegner antwortete er lachend: wenn Sie des Lebens satt sind, so hängen Sie sich. Auf solche Dinge kann Heine nicht eingehen, sonst wüchsen die Duelle um ihn wie die Pilze. Heine wäre ein Narr, seine Haut zur Disposition des ersten besten Don Quixote feil zu halten, der aus überspannter Meinung von der eigenen Wichtigkeit sich in Angelegenheiten mischt, die ihn nicht angehen. †.

---

### Aus München. (Fortsetz.)

[Thorwaldsen, Zeus und König Ludwig.]

Doch ließ man sich in seinem bunten Humor nicht stören. Trinksprüche (der erste auf den König wurde von dem Minister v. Selnsheim, der zweite auf Thorwaldsen von dem Oberbaurath v. Gärtner ausgebracht) wechselten mit Liedern und Musikchören, und als endlich der Saal, nicht ohne offenbare Handgreiflichkeiten, von seinen überflüssigen Gästen gesäubert war, entfaltete sich in dem nunmehr gewonnenen Raum die Darstellung eines allegorisch-humoristischen Festspiels, dessen Verfasser, der hiesige Landschaftsmaler Fr. Schiller, ihm den Titel gegeben: Schiedsrichterliches Urtheil des alten Zeus in Sachen Stuttgarts, Mainz et Consorten wider Ritter Thorwaldsen. Wie vormals um Homer, streiten sich hier mehrere Länder und Städte um Thorwaldsen. Es sind die Städte Mainz, Stuttgart, Kopenhagen und München, repräsentiert durch die phantastischen Gestalten Gutenberg's, Schiller's, König Christian's IV. und Maximilian's als Roß und Reiter, die, von Mercur geführt, zuerst mit ihren Ansprüchen auftreten, worauf die americanischen Freistaaten in Person erscheinen und Ihn, den freien Mann, als ihren Bürger proclamiren, indem sie erklären:

Ja, Du gehörst nur
Den freien Landen,
Wo man Gedanken
Nicht schmiedet in Banden;

während Roma, die ewige Stadt, sich rühmt, die eigentliche Heimath dieses Nestors der Kunst zu sein, wo er sich den Musen weihte und Apollo's göttlichen Lorbeer errang*). Juno indeß, die hehre Himmelskönigin, mit Schnurrbart und Pfauenfederfächer, erkennt ihn für des Olymps unsterblichen Sohn, der dem Himmel, nicht aber der Erde angehöre. Den wilden Hader zu schlichten, eröffnet Vater Zeus den hadernden Parteien, daß er ihn geboren habe aus seinem Herzen, wie die Pallas aus seinem Haupte; daher stamme der Glanz ewiger Jugend, der ihn umstrahle, der kräftige Schwung seiner Phantasie, der Musen schwesterliche Gunst und das seelenvolle Feuer, das er nicht erst, wie einst Prometheus, zu stehlen brauchte, da er selbst, der Vater der Götter, es in seinen Busen gelegt. Sein schiedsrichterliches Urtheil schließt mit diesen Worten:

Nein, dieser Mann gehört nicht einem Lande,
Nicht einer Stadt allein gehört er an,
Denn er umfaßt mit seines Geistes Bande
Die ganze Welt, nur ihr, der Welt, gehört er an!

*) Als humoristische Episode hätten nicht minder auch die Söhne Albion's angeführet werden dürfen, die Thorwaldsen den ihrigen nennen, weil er, wie sie sagen, während einer Reise seiner Eltern von Island nach Kopenhagen auf einer der schottischen Inseln geboren sei.

Digitized by Google

Das Fest, durch viele Kunstfreunde aus allen Ständen und durch die ersten Größen unserer Künstlerwelt verherrlicht, endigte erst gegen Morgen. Thorwaldsen war bereits bald nach Mitternacht aufgebrochen und, nachdem er herzliche Worte des Dankes gesprochen, unter endlosem Jubel an den Wagen geleitet worden. — So eben erhalte ich die Abschrift eines Briefes, den König Ludwig aus Brückenau an den Künstlerfürsten eigenhändig erlassen hat. Für Empfänger und Geber gleich bezeichnend, möge er meine Schilderung schließen, wörtlich, wie folgt: „Mein lebhafter Wunsch war es, Thorwaldsen, meinen alten guten Bekannten, den größten aller Bildhauer seit Hellas blühendster Zeit, in München wiederzusehen, wo das schönste Denkmal, welches er verfertigt, Bewunderung erregt. Unerreicht ist Churfürst Maximilian's I. Reitersäule. Da ich es jetzt nicht selbst überreichen kann, so trage ich meinem Minister des Hauses und des Aeußern, Freih. v. Giese, auf, Ihnen das Großkreuz des Verdienstordens des H. Michael*) zuzustellen. Nehmen Sie es an als ein neues Merkmahl, daß Sie zu würdigen weiß der, was die Welt von Ihnen besitzt, erkennende

Bad Brückenau, Ludwig.
17. Juli 1841.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bekanntlich ist Thorwaldsen bereits seit 1829 Commandeur des Verdienstordens der baierischen Krone.

## Notizen.

[Thorwaldsen.]

Die „Europa" hat ganz Recht, den Jubel in einigen deutschen Städten über Thorwaldsen affectirt und lächerlich zu finden. Dänemark mag jubeln, weil es ihn den Seinigen nennt und Kopenhagen seine Apostel besitzt. Deutschland hat gar nicht Ursache, über die Spätwerke, die es von Thorwaldsen's Meißel erbeit, zu jubeln; weder Mainz wegen der nichtssagenden Figur Gutenberg's, noch Stuttgart wegen der bedrückten Schulmeistergestalt, die uns den Sänger der Freiheit und der Seelengröße, den Schöpfer des Marquis Posa und des Wallenstein vorstellen soll. Aber Thorwaldsen arbeitete den Gutenberg, ohne Geld dafür zu nehmen u. s. w. Und darüber sind denn freilich die Deutschen hingerissen. Bei alle dem, wenn Mainz, wenn Stuttgart ihm verbindlich sein mußten, an anderen Orten war kein Grund zum Jubeln. Dergleichen kann wirklich, wie das Tabakrauchen, ohne Bedürfniß zur Gewohnheit werden; beides geschieht aus Lust, sich zu betäuben. — Rauch hat Euern Albrecht Dürer, Euern Blücher, und die wenigstens für Preußen gültigen Scharnhorst und Bülow gemeißelt. Diese Gestalten auf deutschem Boden sind bei weitem deutscher, edler und genialer gefaßt, als Thorwaldsen's deutsche Bildsäulen.

[Signora Pasta in Leipzig.]

Signora Pasta erfuhr in ihren drei schönen Villen am comer See, daß ein kleiner Theil von der, schon vor Jahren erfungenen Million durch Bankerott verloren sei. Der italienische Nationalgeiz muß diese Einbuße decken. Der hohe barbarische Norden und der deutsche Michel, denkt Madame Pasta, ist gut dazu, um ein längst verfallenes Organ noch einmal für hohes Geld zu bewundern; ihr alter Name, durch Prätension unterstützt, soll ihr die Rennbahn eröffnen. Leipzig hat ihr, wie es scheint, ein Ziel gesteckt. Sie sang den Tancred vor vollem Hause, wurde jedoch mit kaum unterdrücktem Unwillen aufgenommen. In der That könnte die Indignation über die Dreistigkeit der Donna, mit so völlig ruinirter, grenzenlos detonirender Stimme noch singen zu wollen, den äußersten Grad erreichen, wenn man nicht wüßte, daß zugleich ein momentanes Unwohlsein sie gezwungen, hinter den Coulissen zu mediciniren. — Ein böses Omen für sie war, daß die Leipziger ihren Namen Basta! aussprachen.

[Das deutsche Journal in London.]

Das seit dem 1. Juli d. J., dreimal wöchentlich in London erscheinende deutsche Journal führt den Titel: „Die deutsche Presse. Zeitung für Politik, Literatur, Handel und Gewerbe." Die literarische Abtheilung führt noch den besonderen, etwas geschmacklosen Titel: „Belletristische Blätter", und ist in ihrer Redaction, selbst in der Paginirung der Seiten, von der politischen Abtheilung ganz getrennt. Das Unternehmen soll, wie das „Magazin für die Literatur des Auslandes" bemerkt, bereits bei seinem Beginn so günstigen Erfolg gehabt haben, daß es als gesichert angesehen wird. Papier und Druck, heißt es in englischen Blättern, seien vortrefflich, was man deutschen Journalen nicht immer nachrühmen könne. — Am wenigsten kann man das dem vortrefflichen „Magazin", das diese Mittheilung macht, nachrühmen; seine gedruckten Typen auf dem bläulichen Papier sind bei Licht kaum genießbar. Will die löbliche Redaction auf die Wohlfeilheit des Blattes hinweisen, so können die zahlreichen Abonnenten versichern, daß sie die Lectüre mit ihren Augen bezahlen, was, wie Jedermann eingestehen wird, denn doch ein zu hoher Preis ist.

[Naive Beruhigung.]

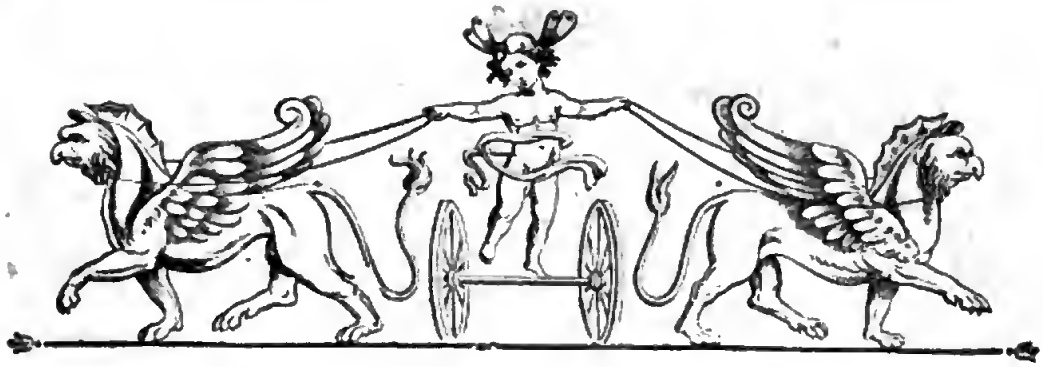
Im Collegium germanicum zu Rom sagte ein frommer Zögling, als ein Reisender von den hannoverschen Wirren erzählte, ganz naiv: „Die heiligen Väter Jesu werden das Alles schon in Ordnung bringen." Fast möchte man glauben, daß der kleine Jesuit Recht hatte. Die Chicanen, denen die Anhänger des alten Staatsgrundgesetzes, die liberaleren Wähler und Deputirten ausgesetzt sind, nehmen täglich einen schlimmeren, heimlicheren Charakter an. Die Jesuiten könnten es in ihrer Art nicht besser machen.

[Die Humanität am Rabenstein.]

In einer preußischen Provinz sind unlängst bei einer Hinrichtung durch das Rad mehrere Musketiere, welche den Kreis bildeten, in Ohnmacht gefallen. Also auch das Militär ist schon von der „falschen und weichlichen Humanität" des Jahrhunderts angesteckt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 174. — den 6. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

Von Amalie Winter.

Für wen mögen diese Memoiren wohl geschrieben sein? — Wahrscheinlich für Frauen; die Männer haben das Privilegium, ihre Vorurtheile, wie der Igel seine Stacheln, gegen die ganze Außenwelt zu richten, so daß ihnen nur das eigene Ich nahen kann, und Männer lieben die sogenannten alten Jungfern nun einmal nicht. — Warum nicht? — Auf dieses Warum gibt es viele Antworten. Vielleicht weil sie die jungen um so viel lieber haben; vielleicht weil sie die alten für verschmäht halten oder gar für verschmähend, welches beides in ihren Augen als unverzeihlich erscheint. Vielleicht auch weil sie meinen, eine alte Jungfer müsse unglücklich sein; denn in ihrer großartigen, d. h. ins Große und Weite gehenden Eitelkeit meinen die Männer, Frauen seien nur durch Männer glücklich zu machen, folglich müsse eine alte Jungfer immer unglücklich sein, und Unglückliche sind für egoistische Naturen peinlich, unangenehm, langweilig. Auch vermuthen die Männer sehr häufig, daß die Unvermählten, und wären sie auch noch so alt, doch immer noch gern heirathen möchten.

Darin mache ich nun freilich eine Ausnahme. Ich will nicht mehr heirathen und bin auch nicht unglücklich, d. h. nicht unglücklicher als die Mehrzahl des weiblichen Geschlechts, unter der ich so wenige Glückliche, aber sehr viel Ruhige, Resignirte, Entsagende gefunden habe, und wenn ich auch nicht ganz ohne die Bitterkeit der Verschmähten bin, nicht ganz ohne den Hochmuth der Verschmähenden, so sind doch alle diese Richtungen des Blutes und der Galle gemildert durch den philosophischen Standpunct, wozu ich mich mit Hülfe der Jahre emporgeschwungen, und von wo aus ich auf mein und Anderer Leben wie aus einer Vogelperspective herabblicke. Mit Lebensverhältnissen ist es nicht wie mit andern Gegenständen, die man um so besser sieht, je näher man ihnen ist; nein, das Leben kann nur aus der Ferne richtig beurtheilt werden. Ergraute Locken können zuweilen noch feurige Gedanken bergen, Erinnerungen die Seele zum Adlerflug ermuntern. Hinauf, hinauf! Das älteste Herz kann sich noch erheben — weit über die Wolken und die Sterne hinaus, zum Throne des Allerhöchsten. — — Die Kindheit ist zwar ein schöner Garten, voll herrlicher Blumen, die man leicht pflücken kann, und die für jeden Leser duften — denn jeder Leser hat im schönen Blüthengarten der Kindheit gespielt und findet sich selbst aus allen jenen Schilderungen heraus. Die Kindheit ist ja die erste Sprosse der Leiter und verkündet, ob diese auf Baum, Dach, Thurm, oder in den Himmel führen soll. Die Kindheit ist der Schlüssel zum Charakter; in der Kindheit wurzeln oft die Sünden der Jugend und des Alters, und die Wiege des Kindes ist zugleich auch die seines Schutzengels. Als Fichte ein kleiner Knabe war, schenkte man ihm ein schönes Buch, das er immer wieder lesen mußte, und von dem er sich den ganzen Tag nicht trennen konnte, so daß er alle seine kleinen Pflichten und Schularbeiten darüber versäumte. —



Digitized by Google

Da warf er das Buch unter heißen Thränen ins Waſſer. Das waed der Philoſoph, der Fels im Meere, an dem die Wellen und Verſuchungen dee Außenwelt brachen.

Deſſen ungeachtet will ich nicht aus meiner Kindheit erzählen; nue ſo viel möge der Leſer wiſſen, daß mir nicht an der Wiege geſungen ward, daß ich eine alte Jungfee werden ſollte; im Gegentheil, ich wae ſchön. Das würde mir jetzt zwae Niemand glauben, denn Naſe und Kinn küſſen ſich, die Brille deckt die Augen, die grauen Locken beegen die eingefallene Schläfe, und den Lehnſtuhl, den ich nie mehr verlaſſe, füllе ich beinahe ganz aus, wie hineingegoſſen. Ja, mein Leſer würde mich ſelbſt nicht ſchön finden, wenn ee mir begegnete, wie ich in meinee Jugend durch die ſteif geſchnittenen Hecken des Praees und Augartens einberging, mit den Abſatzſchuhen, dem Reifrock und Poſchen, dem hochaufgebauten, wohl gepuderten Kopfputz, woeauf ein Hütchen thronte, das nicht gegen die Sonne ſchützte, mit den Schönheitspflaſterchen und dem großen, majeſtätiſchen Fächer; er würde vielleicht an meiner Grazie bei den tiefen Veebeugungen, bei dem feierlichen Menuettianz zweifeln, und es geziemt eigentlich meiner Beſcheidenheit nicht, dieſe Zweifel zu löſen. — Ich weiß es aber, daß ich ſchön wae, daß es mie oft geſagt wurde, denn einige der Stimmen, die es mir ſagten, haben noch immer ein Echo in meinem Heezen.

Als ich Anno 1774 als achtzehnjähriges Fräulein in einer muntern Mädchengeſellſchaft bei einer beſeeundeten Beaut die Bohnenchokolade teank, fiel mir die Bohne zu, und alle lachten und applaudirten, und Jede nannte mir einen andern waheſcheinlichen Bräutigam. Die Chokoladengeberin war mit einem Dichter verlobt, und er hatte zur Bohneuchokolade ein ſchönes Gedicht gemacht, und in dem ſechsmonatlichen Brautſtande ſchon ihee Augen, Zähne, Grübchen, ja ſogar ihre Ohren beſungen; jedes Gefühl wurde bei ihm zum Sonett, jede Trennung zum Heldengedicht, und das Ungereimteſte wußte er zu reimen. Wenn ſie an ſeine Bruſt ſank, meinte ſie die ganze Mit- und Nachwelt zu umarmen und gedachte mit ihm ein Schloß auf dem Parnaß zu beziehen, obgleich er nur beſcheiden ſich in einem Hauſe auf dee Zeile zu Frankfurt eingemiethet hatte. Sie war wirklich außeeoedentlich glücklich, und weil ſie mich liebte, hatte ſie mie die Bohne in die Chokolade gelegt, denn dieſer Bohne ſollte nach ihrer Meinung ein Glück wie das ihrige entkeimen. — Sie blieb aber eine Bohne.

Wae Münchhauſen nicht an der ſich emporeankenden Bohne in den Mond gekletteet? Waeum nicht ich in den Himmel? Nach einer alten Sage iegend einer indianiſchen Nation, wollte die eeſte Frau an einer Weinranke in den Himmel ſteigen — ſie war aber zu ſchwer und brach mit der Ranke herab. Der Himmel war aber das Glück.

„J'ai peine à concevoir pourquoi la plupart des hommes ont nne si forte envie d'être heureux et une si grande incapacité pour le devenir.“

Ja wohl, die Menſchheit iſt zu ſchwer für dieſe Ranken und ſo lange nur ſolche ins Glück hineinführen, und nicht Eiſenbahnen und Chauſſeen, wird wohl Niemand dahin gelangen.

Als ich beſagte Bohne in meiner Taſſe fand und Alles jubelte, ſah ich eine der Freundinnen erblaſſen. — Es war eine ſchöne Blondine mit ganz lichtblauen Augen; bald trat indeß dunkle Röthe ein, und dieſer Farbenwechſel blieb keinee von uns ein Räthſel. Graf S., ein ungariſcher Edler, hatte bis jetzt die Huldigungen zwiſchen uns Beiden getheilt — und in ihrem Aberglauben meinte das gute Kind, das Schickſal habe für mich entſchieden. Er wae ein reichee Gutsbeſitzer, und ſeine beüllenden Kühe und blökenden Schafe, nebſt allem ſonſtigen Zubehöe des ländlichen Wirkens, ſpeachen Leontine ſehr an — mich aber gar nicht. Mich zogen überhaupt weder Umſtände noch Verhältniſſe an, und ich machte nur Anſpeüche an Eigenſchaften. Da waeen mir aber nicht eine oder zwei, ja nicht einmal viele gute Eigenſchaften genug; ich wollte ſie alle in dem Geliebten vereint wiſſen, keine Fehler — und vor Allem kein Ridieül dulden. Und Geaf S., der ſo viel von ſeinen landwiethſchaftlichen Speculationen ſpeach, bei allen Gelegenheiten mit ſeinem Reichthum peahlte, hatte für mich ein Ridieül. Sein Chaeaktee wae ſchroff, ſein Verſtand voller Vorurtheile, und ſein Bewegen und Speechen hatte manches dem Salon Feemdes. O, nein, das war kein Mann für mich. Louiſens Autor hätte viel eher mir zugeſagt, wenn auch nicht als Gemahl, doch als Beäutigam; auch hatte ee mir ſchon gehuldigt, ich hatte zwei liebende Dichteeaugen ſich mie zuwenden ſehen, und von ſeinen Lippen manches poetiſche und doch innige Wort gehört.

Leider trug Arthur keinen Puder, etwas wilde Locken, einen romantiſchen Rockſchnitt, und zuweilen einen Tintenfleck an dee Manſchette.

„Diable, mit wem ſpricht ma cousine?“ flüſterte mir Vetter Alfred zu. Ee war zweimal in Paris geweſen, und ſeine Seele duftete wie ſeine Wäſche von pariſer Parfümerie. „Diable, von welcher fernen ver-

Digitized by Google

zaubeeten Insel kommt dieses Wesen, zu welcher Menscheneace gehöet es? Vielleicht gar nicht zu den Menschen?" — Und ich eeöthete.

Vetter Aiseed stand bei der Gaedz und bewegte sich in den eesten Kreisen der Residenz, er verstand sich sehe wohl auf die Sitten dee großen Welt. Seine Reden mischte er mit feanzösischen Ausdrücken, Bonmots, und seine Witzwoete waeen meist sehr glücklich gewählt. Ohne boshaft zu sein, wußte er doch den Menschen mit einem ewigen Ridieül zu stempeln, und so auch Arthur; er wußte dessen kleine Verstöße gegen das Gewohnte mir ais Schwäche darzustellen, daran erkaltete meine Bewunderung, und dadurch kam ich zur Entdeckung einer wirklichen Schwäche Arthue's: Er wollte nämlich bewundeet sein, und so wie ich das Auge niederschlug und nicht mehr zu ihm empoeblickte, so wie mein Scherz und Witz seine begeisterten Worte für hochtrabend, sein Teäumen füe Gedankenlosigkeit, sein Vergessen dee Menschen und Foemen für Rücksichtslosigkeit eekläete, entzog ee mie seine Liebe, und als ich nun gar an seinem männlichen und Autoeen-Egoismus zu eütteln begann, höete auch seine Aufmerksamkeit füe mich auf. Louise wußte viel bessee zu bewundern, und so zog sie auch jenes große Loos der Liebe.

Es wae zwae zu jener Zeit, in den 1770er Jahren nämlich zu Wien, wenig Aufmunteeung der schönen Dichtkunst gewähet. Maria Theeesia war in ihren Teauerschleiee und in den noch viel dichteren der Frömmigkeit gehüllt; der Kieg hatte ihre Jugend, die Staatsgeschäfte ihe ganzes Leben ausgefülle, und den Sinn für die schöne Poesie zu bilden hatte sie keine Zeit gehabt. Vielleicht mochte sie sogar dieselbe für eine gefährliche Brücke zur Liebe halten, für eine Rebellion gegen die enggezogenen Scheanken der Sitte, die sie duech ihre Keuschheitscommission ängstlich bewachen ließ. Kurz, Aethur wae mit dee edlen, frommen Füestin nicht zufeieden und meinte, jenes Scepter des Anstandes sei das viene, welches die deeifach gekrönte Kaiserin Königin an sich gerissen, und ihn wie die andeen der Blumen entkleidet habe. Das waeen indeß auch die einzigen Klagen, die man gegen diese so weise Fürstin mit einigem Rechte füheen konnte; und die große voenehme Partei am Hofe, welche über das Anstandsgericht klagte, gab sich im Geheimen allen Ausschweifungen hin, und schien das „erlaubt ist, was gefällt," als Hauptmotto ihres Lebenswandels gewählt zu haben.

Peinz Rohan, der feanzösische Gesandte, gehörte nun zwar nicht zu diesen, doch liebte er das Leben und meinte Wien einen besondern Dienst zu erweisen, wenn er pariser Sitten und Moden einführte; die Soupees, die er gab, waren Alles, was man Heiteres und Geisteeiches sich damals denken konnte, Munterkeit herrschte, niegends wae Gène. Man versammelte sich um 9 oder 10 Uhr und blieb bis um zwei in dee Nacht, was für Wien eine ganz ungewöhnlich späte Stunde war. Man speiste an kleinen Tischen zu 8 bis 12 Couverts, und deren waren oft unzählige, denn diese Soireen bestanden aus 100 bis 150 Peesonen. Einladungen und Vertheilung dee Plätze waeen mit vielem Takt besorgt, und die Gäste hatten stets Ursache, ihm dankbar für die Wahl ihrer Nachbaen zu sein, da er sowohl Heezensangeiegenheiten ais Familien- und Freundschaftsinteeessen zu beeücksichtigen veestand. — Nach den Soupers pflegte man zu tanzen, zu spielen oder zu musiciren, und die Jugend erfeeute sich unter den Augen ihrer Eltern einee willkommenen Feeiheit, welche Hofetiquette und die steife Gesellschaft der Ministee ihnen nicht gewährte.

Diese Soupers waren allgemein beliebt, und Jeder strebte danach, bei dem Peinzen Rohan eingefühet zu werden, und daß es nicht so leicht war, zu den Einladungen zu gelangen, eehöhte den Weeth bedeutend.

Jedes Jahehundeet hat seine eigene Aristokratie, die das vergangene nach und nach empoegetragen hat, das folgende nach und nach wieder stürzt. Der Adel ward in der Revolution auf etwas vehemente Weise heeabgeschleudert und wich der Büegeraeistokratie. Wee weiß, ob nicht im nächsten Jahrhundert der Handwerkstand am höchsten steht? Keaft, Genie und Metall kämpften seit Anbeginn der Welt um die Obeeherrschaft — und deejenige Stand, welcher eine oder zwei odee alle drei dieser Locomotiven sich voespannt, wird in rascher Bewegung vorwäets sausen und in die Höhe steigen und die Aristokratie bilden.

Damals existirte kein Zweifel über die Bedingungen der Aeistokeatie; diese waren alle duech die Geburt gelöst, und 16 — 32 — 64 Ahnen; Peinz, Geaf und Baeon bildeten die Stufen jenes geoßen Paradieses, woein die jetzt in Oesteereich so wenig geltenden „Heern Vonerl" sogar eine Rolle spielten und nach verbotenen Früchten langen durften, denn es war damals dem Adel, wenn auch nicht Alles, doch sehe viel erlaubt und verziehen.

Peinz Rohan hielt nun nicht so ganz steeng auf Geburt bei seinen Einladungen; man brauchte nicht 32 Ahnen zu haben, und es lag ihm mehr daran, daß seine Soupees den Ruf des Amusanten, als den des Vornehmen eehielten. (D. F. s.)

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus München. (Beschluß.)

[Theater und Theaterrecensenten.]

Auf unserer Bühne ist in den letzten zwei Monaten eine bunte Reihe von Erscheinungen und Gastspielen an unsern Blicken vorübergegangen. Zuerst sahen wir Herrn Döring aus Stuttgart, unstreitig einen der ausgezeichnetsten lebenden Künstler im Fache markirter Charakterrollen, der seit Anfang Mai neun Mal, als Jude Shewa, im Clavigo und im Verschwiegenen wider Willen, als Michel Perrin und als Hofmeister in tausend Aengsten, als Faust, als armer Poet und als Elias Krumm, zuletzt noch als Franz Moor auftrat, eine Partie, in welcher er durch die erschütternde Wahrheit seines Spiels sich selbst zu übertreffen schien. Er hat uns mehrere genußreiche Abende verschafft, wie sie einem nur selten zu Theil werden. Das Theaterpublikum wußte dies auch wohl zu schätzen. Dennoch mäkelten unsere Tagesblätter an seinem Spiel herum, als gälte es, den Preis einer guten Waare herabzudrücken. Noch hatte er uns nicht verlassen, als der treffliche Tenorist Mantius aus Berlin dreimal sich hören ließ, ohne eben besonderes Gefallen zu erregen. Dazwischen war bereits Madame Dessoir aus Leipzig als Maria Stuart aufgetreten und vom Publikum, wie Anfangs auch von der gedruckten Kritik, mit aufmerksamer Theilnahme empfangen worden. Doch änderte sich plötzlich der Ton der Recensenten, wie es scheint, in Folge verschiedener, inzwischen eingetretener wirksamer Insinuationen, und es begann jetzt ein Feldzug wider die fremde Künstlerin, der mit schonungslosen und unrühmlichen Waffen geführt wurde und die Gemüther in solche Aufregung versetzte, daß der feindselige Widerhall davon in unsern Blättern noch nachtönte, nachdem uns der Gast schon längst verlassen hatte. Mad. Dessoir erwies sich durchaus als eine glücklich begabte, den Charakter ihrer Rollen richtig erfassende und besonnen durchführende Künstlerin, die jedoch, vielleicht zum Nachtheil eines frischeren, unmittelbar ergreifenden Spiels ihrem Naturell einen zu großen Zwang auflegt, weshalb ihr die leidenschaftlichen, ein freieres, naturgemäßeres Hervortreten der Kraft begünstigenden Momente, sowie die naiven, munteren Partien im Ganzen besser gelingen als die tragisch ruhigen, die eine zwar gemäßigtere, aber nicht kalte Behandlung erfordern. Jedenfalls verdiente sie eine bessere und vorurtheilslosere, wenigstens freundlichere Beurtheilung, als ihr von Seiten unserer stimmführenden Tagesblätter zu Theil geworden ist. Den meisten Beifall trug sie als Griseldis davon. Bald nach ihrem Abgange sahen wir im Gebiet der höheren Anstandsrollen Mad. Stein aus Mainz einige Mal auftreten. Bei ihr war es ebenso, wie nach Einiger Vermuthen bei Mad. Dessoir, auf ein Engagement für unsere Bühne abgesehen; doch befriedigte sie nicht, und ihre Anstellung unterblieb. Zu gleicher Zeit trat einige Male Hr. Becker aus Darmstadt, der bekanntlich früherhin Bonvivantsrollen mit Auszeichnung gegeben hat, und nur ein Mal Hr. Daners aus Linz auf; unsere Intendanz, die den Fremden so gastlich ihre Bühnenhalle öffnet, um die besseren Talente Deutschlands kennen zu lernen und zugleich dem Publikum einen abwechselnd neuen Genuß zu verschaffen, fühlte sich nicht gestimmt, mehr zu bewilligen. Den lebhaftesten und allgemeinsten Anklang fand Mad Rettich, Sängerin vom ständischen Theater zu Grätz, die in mehreren Opern von Bellini und Meyerbeer, mit vorzüglichem Beifall jedoch in dem Liebestrank von Donizetti auftrat und vielleicht ein Engagement gefunden hätte, wäre sie nicht noch durch frühere Contracte gebunden. Sie scheint besonders für Gesangspartien der leichteren tragischen Gattung geeignet; ihr Vortrag ist überaus anmuthig und natürlich, und ihr geschmeidiges Organ, namentlich in den höheren Lagen, ungemein kräftig, rein und wohlklingend, in den tieferen jedoch weniger energisch und umfangreich. Auch gelingen ihr die getragenen, recitativischen Stellen minder als die Mannichfaltigkeit der Coloraturen. Schwerlich würde sie daher in den höheren tragischen Partien zumal deutscher Opern unsere Madame Mink haben ersetzen können, eine in vieler Hinsicht treffliche Sängerin, die jedoch häufig zu leidend ist, als daß man nicht wünschen müßte, neben ihr noch eine andere ihres Faches beschäftigt zu sehen. Endlich erschien auch Herr Emil Devrient aus Dresden als Gast, noch von seinem vorjährigen Gastspiel her bei uns in gutem Andenken. Er wollte diesmal nur Rollen geben, worin wir ihn noch nicht gesehen, wozu Rubens in Madrid, St. Georges, Raupach's Torquato Tasso und Gutzkow's Werner gehörten. Doch trat er, einem vielseitig ausgesprochenen Verlangen entsprechend, auch als Hamlet auf. Devrient, der sich unter Herrn v. Küstner, damals Director des blühenden leipziger Theaters, ausgebildet hat, ist unstreitig einer unserer reichbegabtesten, strebsamsten und durchgebildetsten Bühnenkünstler, der die gesteigerten Ansprüche unseres Publikums an seine Kunst kennt, aber auch zu befriedigen weiß und, was nicht genug anzuerkennen, offenbar zugleich dahin trachtet, durch den Adel seiner Auffassung und die Wahrheit seines Spiels auf die Belebung und Veredlung des sittlichen Gefühls und geistigen Strebens im Volke einzuwirken. Es ist das so überaus schwierige und auf unsern Bühnen nur selten erträglich besetzte Fach der Liebhaber, in welchem Devrient seine Triumphe feiert. Er hat aber auch alle Eigenschaften, die ihn befähigen, seine übrigen Nebenbuhler auf diesem Felde zu verdunkeln, eine schlankwüchsige, geschmeidige Körperbildung, eine im hohen Grade ausdrucksvolle Physiognomie, die durch das melancholische Gepräge, das ihr aufgedrückt ist, beim ersten Blick für ihn einnimmt, endlich ein tiefes, rein und angenehm klingendes, umfangreiches und biegsames Organ, das sich allen Empfindungen seiner Seele und allen Metamorphosen seiner Charaktere und Situationen willig fügt. Er ist ein von Natur reichbegabter Künstler, der die Scala seiner Gefühle und Leidenschaften wie ein Meister beherrscht und fern von aller falschen Uebertreibung in Rede, Mienenspiel und Gestikulation, zu jeder Zeit ein künstlerisch bemessenes und gehaltenes, dennoch aber stets feuriges, lebendiges und ergreifendes Spiel entwickelt.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 175. — den 7. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Langier, der geistreiche Hofarzt, war oft zugegen; er hatte über Glück und Freude viel nachgedacht. „Mit zwanzig Jahren," sagte er, „erschöpft man das Vergnügen, und mit dreißig Jahren genießt man es, während man mit vierzig Jahren haushälterisch damit umgeht und schon an künftige Zeiten denkt, denn man ahnet, daß man es mit funfzig Jahren suchen, und mit sechzig regrettiren muß." Dieser Langier war oft geladen, so wie auch der stets liebenswürdige Prince de Ligne, der besonders in Gesellschaft Bouffler's unwiderstehlich war, und noch manche andere geistreiche Männer, nebst den schönsten, gefeiertesten Frauen.

Ich selbst war von meiner Tante, der Prinzessin von Auersperg, in die große — und auch in diese kleine Welt eingeführt. Ich hätte vielleicht unter besserem Schutz mein Entree in Wien machen können, denn der Heiligenschein der Tugend, der die Frauen bis ins Grab begleiten sollte, war bei ihr geschwunden. Meine Tante war die letzte Freundin oder Geliebte Franz I. gewesen; sie hatte durch Geist und Schönheit den lebenslustigen Monarchen gefesselt, der von den Regierungsgeschäften ausgeschlossen, an dem frommen, keuschen, strengen Hofe seiner hochgeachteten und verehrten Gattin sich langweilte, und auswärts Freuden und Interessen sich zu schaffen versuchte. Seine chemischen Experimente, zu welchen er oft, im Bestreben Gold zu machen, seine Zuflucht nahm, hatten sein Herz nicht ausgefüllt, so daß meine schöne Tante in den letzten Jahren noch Raum darin gefunden; glücklicherweise für mich und für sie, hatte er am Tage vor seinem Sterben ihr eine Anweisung von 200,000 Gulden an den königlichen Schatz gegeben, und es war sehr gut, daß er sich nicht begnügt hatte, sie auf das selbstgemachte Gold anzuweisen; denn nun war meine Tante reich. Man hätte ihr zwar, da die Verschreibung auf die so bedeutende Summe am letzten Abend ausgestellt worden und auf eine Geistesabwesenheit schließen ließ, die Auszahlung verweigeen können, und die Minister hatten auch solches vorgeschlagen, doch die Kaiserin-Königin, die immer groß war, auch in ihrer Eifersucht und in ihrem Schmerz, hatte darauf bestanden, daß die Zahlung Statt finde.

Ob nun meine Tante die zweideutige Ehre der Fürstengunst aus Liebe und wahrer, inniger Zuneigung angenommen oder aus Eitelkeit, weiß ich nicht. Als sie an der Trauercour um den hohen Todten mit dem ganzen Hof vor der kaiserlichen Witwe erschien, war sie die einzige Dame, die trotz des Verbots sich geschminkt hatte — vielleicht war sie vom stillen Gram gar zu blaß gewesen, weshalb zum ersten Male die hohe Fürstin sich mit Abscheu von ihr abwendete und sie von Wien auf einige Zeit verwies.

Die Zeit der Verbannung war aber nun herum, Maria Theresia war so mild und weich geworden durch Kummer, Alter und Frömmigkeit, daß jeder Groll sich in ihr löste und die christliche Liebe ganz in ihrem Her-



Digitized by Google

zen regieren konnte, und meine Tante glänzte wieder in allen Kreisen, wenn auch nicht mehr durch Schönheit, doch durch Vermögen, Rang und Geist.

Es ist überhaupt eine Eigenheit der Wiener, daß sie stets bewundern, was sie einst bewundert haben, und die Schönheit noch in ihren Ruinen verstehen und ehren, während in andern großen Städten die Jugend als nothwendiges Attribut der Schönheit betrachtet, und wenn diese vorüber ist, die gefeiertste Schöne von ihrem hohen Thron abgesetzt wird.

Diese Tante hatte nun mich, die Waise, adoptirt; die böse Welt meinte, ich sei eine Tochter des Kaisers Franz I., und man fand in meinen Zügen sogar Aehnlichkeiten mit den seinigen, was mir neues Interesse gab; doch war es nur allzugewiß, daß mich meine gute Mutter, der Tante jüngere Schwester, im tiefsten Ungarn in Armuth nach des Vaters Tode geboren hatte, und daß ich eine Waise war, die der Tante Alles verdankte.

So waren wir denn zum Prinzen Rohan geladen. Ich hatte mich sehr schön geputzt, denn Alfred hatte mir ein neues, ganz mit Rosen durchwirktes Kleid aus Paris gebracht; die Rosen waren von der Größe der größten Centifolien. Die Tante trug aber auf ihrem Staatskleide lauter sich schnäbelnde Papageien, und der Zufall wollte, daß eine Ramage über dem Kopfe des einen eine Krone bildete, was zu mancher stillen Anmerkung Veranlassung gab.

Eine der ersten Eintretenden war die schöne Herzogin von Aremberg, welche, obgleich die erste Unterthanin der Kaiserin in Flandern, doch in Wien als Fremde auftrat, da sie so selten dort erschien. Sie war außerordentlich schön, doch so zurückhaltend, daß man sie für stolz hielt. Der Herzog von Braganza war ihr feuriger Anbeter und gab ihr bei allen großen Gelegenheiten den Arm.

Heute trat der Herzog von Braganza denn auch ein, mit einem jungen Fremden, den er unter dem Namen Aloys de Seray vorstellte. Dieser war erst kürzlich angekommen, und man hatte wohl nie eine so angenehme Erscheinung gesehen. Er war schlank und zart gebaut, hatte die feinsten, regelmäßigsten Züge, die schönsten Augen, welche dann und wann aufflammten; der hochgewölbten Stirn sah man es recht an, daß sie ein Lieblingsasyl für den Genius, und die bleiche Gesichtsfarbe war mehr die Blässe des Gedankens als die der Kränklichkeit. Der Herzog von Braganza machte ihn mit allen übrigen Gästen bekannt. Als er ihn der Herzogin von Aremberg vorstellte, sagte er: „Madame la duchesse, permettez que je vous présente un de mes amis, à qui j'ai mille obligations.“ Dann wendete er sich an den jungen Freund und sagte: „Monsieur, il me semble que nous sommes quittes.“

Der junge, schöne Fremde lächelte dabei und schien überzeugt, daß diese Bekanntschaft durch alle Opfer der Welt nicht zu theuer erkauft sei. O, wie gern wäre ich die Herzogin von Aremberg gewesen!

Das Souper des Prinzen Rohan war wie gewöhnlich sehr belebt; Arthur's Verlobung mit Gräfin Louise S. ward erklärt, und man trank Beider Gesundheit. Ich war viel schöner als Louise, und an diesem Tage mochte ich recht gut aussehen, denn Arthur blickte mich lange schwermüthig an. — „So weit haben Sie mich gebracht mit Hohn, Spott und Kälte, mein Fräulein,“ sagte er, „und wenn ich unglücklich werde, so sind Sie daran Schuld.“

Ich war höchlich erstaunt; Arthur wendete sich darauf zu seiner Braut mit den süßesten Blicken und Lächeln. Ist es möglich, dachte ich, daß das männliche Herz zwei Lieben in sich tragen, und während es in der einen beglückt ist, über eine andere trauern kann? Oder ist Arthur so gewissenlos, daß er selbst im Glück mir ein Unglück zurücklassen möchte, ein ewiges Unglück der Reue? O ja! die Tante hat Recht, es ist ein verrätherisches, entsetzliches Geschlecht, das mit zwei Zungen spricht wie die Schlangen.

Mein Nachbar am Tisch war gerade nicht geeignet, mich mit dem Männergeschlecht zu versöhnen; es war Graf S., schön frisirt, gepudert, mit einem höchst originellen Haarbeutel, wohl parfümirt, mit den feinsten Spitzenjabots und Manschetten, brillantene Knöpfe an dem Rock und herrliche Stickerei — gegen alles das war nichts einzuwenden, doch kam er so eben von der Thierhetze, diesem so barbarischen Schauspiel für das Volk, und hatte mit Entzücken das Todesringen eines Ebers, eines Ochsen und eines Hundes angesehen, wobei auch ein Mensch verunglückt war, was dem Schauspiel natürlich noch größeres Interesse gegeben hatte. Er hatte im siebenjährigen Krieg mitgefochten, und bedauerte, daß derselbe so bald geendigt worden sei, da er gewiß seinen Weg darin gemacht haben würde. Also das Blut von Tausenden sollte fließen, damit er bis zu höhern Graden in der Armee avancirte!

S. gehörte auch zu den Unzufriedenen mit Maria Theresia. Seine Güter lagen in Ungarn, und er war mit allen Vorurtheilen der ungarischen Edelleute aufgewachsen. Daß Maria Theresia sich der armen Walla-

Digitized by Google

chei annahm, daß ſie dieſelbe gegen den Druck des Adels ſchützte, daß ſie von den großen Beſitzungen deſſelben kleine Lehngüter an die Bauern abzutreten befahl, damit ſie ein Eigenthum hätten, für die Ihrigen arbeiten, wirken, ſchaffen konnten, das war der großen Kaiſerin Wille und Befehl. Daß die Wallachen nicht den Launen der Reichen anheimfallen, nicht von ihnen gemißbraucht, zu unmäßigen Frohndienſten benutzt würden, daß die ihnen als Kriegsentſchädigung beſtimmte Summe nicht in die Taſchen der Reichen käme, darnach ſtrebte Maria Thereſia, obgleich ſie ihren Zweck noch lange nicht erreicht hatte. Graf S., der nun ſeine Ländereien und ſeine Privilegien beeinträchtigt ſah, war natürlich nicht mit dieſer Regierung zufrieden; er war ſo ganz mit ſeinem ariſtokratiſchen, das niedere Blut gering achtenden Egoismus erfüllt, daß er die armen wallachiſchen Bauern auf eine Stufe mit den Hausthieren ſtellte, weil ſie bis jetzt noch nicht hatten dazu kommen können, ſich über dieſelben zu erheben. Seine Aeußerungen ſchienen mir ſo roh, ſo brutal, daß mir alle Geduld ausging und ich die Partei der Unterdrückten mit großem Eifer ergriff. — Eine Ahnung von den Rechten der Menſchheit tagte in meiner jungen Mädchenſeele, und meine Wangen rötheten ſich, meine Augen funkelten, als ich dem Grafen die Spitze bot. Auch begegnete ich einem beifälligen Blicke des jungen Fremden, der mich nur noch mehr auf der eingeſchlagenen Bahn anfeuerte; denn kein Lorbeerkranz, kein koſtbarer Preis konnte dem Gladiator oder Kämpfer ein ſchönerer Lohn dünken, als mir dieſer Blick, und von meinem Mitleid für den Unterdrückten ging ich zum Abſcheu vor dem Unterdrücker über.

Graf S. war zwar halb verletzt, doch ſeine angeborenen und anerzogenen Vorurtheile konnten von der Meinung eines ſechzehnjährigen Mädchens nicht erſchüttert werden, und er lauſchte meiner eifrigen Verfechtung wie dem Geplauder eines thörichten Kindes; deshalb zwang er ſich zum ſüßlichen Lächeln, indem er ſagte:

„Wahrhaftig, mein Fräulein, Sie wären würdig, über dieſe Wallachen, deren Sie ſich ſo annehmen, zu herrſchen.“

„Vielleicht,“ war meine Antwort, „doch nie an der Hand eines jener Edeln, die ihnen das Menſchenrecht verweigern.“

S. erblaßte. — Das war ein Korb in allen Formen; in dieſem Augenblicke hatte meine ſchöne Freundin über mich geſiegt, obgleich ſie gar nicht zugegen war. In dieſem Augenblicke wendete ſich ſein Herz ihr zu.

Wie doch die Liebe der Männer an ſo dünnen Fäden zu leiten iſt, die geringſte Anregung iſt ihr wie der kleine Ring dem großen Elephanten, und wendet ſie einem andern Gegenſtande zu; und auf ſolche Liebe bilden ſich die Frauen etwas ein, auf ſolcher Liebe führen ſie nicht nur das Gebäude ihres Lebensglückes auf, nein, auch der Eitelkeit mit ihren bunten, duftenden Freudenblumen, legen ſie einen Luſtgarten auf dieſer Liebe an, hoch in den Lüften wie die babyloniſchen Gärten der Semiramis!

O, ihr armen, ſchwachen, beſchränkten Frauen! Werdet ihr denn nie klug werden? — Ein halbes Jahrhundert iſt jetzt ſeit den Soupers des Prinzen Rohan verſtrichen, die Damen tragen nicht mehr Schönheitspflaſterchen, nicht mehr papageidurchwirkte Kleider mit Poſchen und Reifröcken, nicht mehr die hohen Thürme mit den Schäferhütchen — doch ſie fühlen noch eben ſo wie ſonſt, ſind noch immer eitel auf die Liebe der Männer, und rechnen ſich die ihnen zukommenden Männerherzen noch immer als Verdienſt an.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

## Correſpondenz.

### Aus Berlin.

[Carriere's Religionsphiloſophie.]

Dem gebildeten, mit der Jouenaliſtik vertrauten Theile des deutſchen Publikums iſt Moritz Carriere wohl ſchon durch manchen geiſtreichen Aufſatz bekannt. Er hat jetzt das erſte größere Produkt ſeiner philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien der Welt übergeben: „Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeſchichtlichen Entwickelung und Vollendung. Ein Beitrag zur Verkündigung des abſoluten Evangeliums und zum Verſtändniß der Hegel'ſchen Philoſophie“ (Weilburg, Lanz, 1841).*) Ich halte es für meine Pflicht, das Publikum auf das Buch als auf eine nicht unwichtige Erſcheinung aus dem Kreiſe einer Schule aufmerkſam zu machen, die, ſo bedeutſam und wichtig für die Geſchichte der neueſten Zeit, die Blicke ſo Vieler auf ſich gezogen und doch von den Meiſten nicht verſtanden und daher falſch beurtheilt wurde. Es iſt das Schickſal der meiſten philoſophiſchen Schriften aller Völker und Zeiten geweſen, daß ſie dem größten Theile des eigentlichen Publikums unzugänglich blieben, bis Talente kamen, die den Gewinnſt mit Glück veralgemeinerten. Die Urſache liegt ziemlich nahe. Es vermochten die den Stempel der Schule auf jedem Blatte tragenden Schriften, in ihrer abſtracten Haltung, in ihrer äſthetiſch ganz oden und nackten Form, ſich nicht den Weg in die Herzen des Volks, ſelbſt nicht in die über das gewöhnliche

*) Gleichzeitig erſchien von M. Carriere ein erſtes Heft: „Studien für eine Geſchichte des deutſchen Geiſtes,“ zwei enthuſiaſtiſche Aufſätze über Achim v. Arnim und die Günderode enthaltend. D. Red.

Digitized by Google

Bewußtsein schon erhabenen, aber der Schule fern stehenden, gebildetern Kreise zu bahnen. Man betrachtet sie wie verschlossene Gärten, in denen viel Herrliches blühen und keimen, manch seltsam Exotisches reifen mag, die aber zu betreten nur Denen vergönnt ist, die mit dem Schlüssel des Geistes die schweren, eisernen Thüren zu öffnen vermögen. Dieses herbe Schicksal traf nun besonders die aus dem Innern der Hegel'schen Schule in die Welt gesandten Schriften, sie wurden nur von den Auserkornen gelesen und verstanden, die Meisten standen ganz unberücksichtigt in der Ferne, sahen von dort aus staunend dem fremdartigen Treiben zu, und konnten so nur aus einzeln herüberkommenden dunkeln Gerüchten einige Belehrung über Hegel und sein System schöpfen. Und daher kommt es denn auch, daß man oft auf die verschiedenartigsten, abenteuerlichsten, von der krassesten Unkenntniß zeugenden Ansichten über das Letztere, selbst bei sonst gebildeten Leuten, stößt. Während die Einen schreien, daß wir keinem Andern als dem Hegel jenen hohlen Mysticismus zu danken haben, der jetzt so geharnischt und gerüstet gegen den freien Geist zu Felde zieht, seufzen die Andern, daß nur durch seine neue Lehre alle die Freidenkerei und Freigeisterei, alle die Frivolität und Selbstsucht hervorgerufen sei, die sich in unserer Zeit so breit mache, um der Menschheit ihre höchsten Güter, ihren Glauben und ihre Sittlichkeit zu rauben. Wir sprechen hier nicht etwa von der Opposition, die sich auf dem wissenschaftlichen Felde gegen das Hegelthum geltend gemacht hat, auch nicht von der Sanction der Regierungen gegen dasselbe, bei welchen Beiden, neben andern Gründen, auch wohl der des Mißverständnisses obwalten mag, sondern blos von der Unwissenheit, in der die Nation über eine neue Lehre gelassen wurde, die ihr und eigentlich doch nur ihr, einen neuen Himmel und eine neue Erde verkündigen wollte. Während es das kräftigste Streben unserer Zeit ist, alles Kastenartige aus unsern Verhältnissen zu verdrängen, alle Standesunterschiede abzuschleifen, während die Wissenschaft schon mit dem großen Werke begonnen hat, aus den dumpfen Gelehrtenstuben in die rege, blühende Welt zu treten, ist es gerade die neuere Philosophie, die doch bewußter Zeit- und Volksgeist sein will, ist sie es gerade, die sich noch in den engen Bezirk einer Schule einschließt und jedem Ungeweihten, nicht in ihr Auferzognen den Eingang versagt. Und wenn sie einmal vor dem Volke zu erscheinen sich herabläßt, ist sie mit einem demselben so fremdartigen Gewande angethan, daß das erstere natürlich nur lächeln, höchstens verwundert den Kopf schütteln, nicht aber unter der sonderbaren Hülle die göttliche Wahrheit vermuthen kann. Aber in ihrem Einflusse, in ihrer Wirkung auf das Volk kann ja die neue Lehre nur zeigen, daß sie dem göttlichen Geiste entflossen, daß sie wirklich bewußter, allgemeiner Volksgeist und nicht ein bloßes Machwerk des subjectiven, endlichen Menschengeistes sei, das von den Wellen der Zeit, in die es etwa ein augenblicklich günstiger Windstoß hineingetrieben, bald wieder vernichtet werden könne; auf das Volk aber kann sie nur wirken, wenn sie demselben in concreterer Gestalt, in einer leichter faßlichen Form vorgeführt wird. Wir wollen mit dem hier Gesagten durchaus nicht die große Nothwendigkeit der Werke für die Schule leugnen, die Geweihten des Geistes werden sie immer mit offnen Armen empfangen und sich daran kräftigen und stärken können, wir wollen auch gern zugeben, daß nicht Jeder dazu geschaffen sei, das im Schweiße seines Angesichts unter Mühen, Kämpfen und Nachtwachen Erworbene, seine ganze geistige Errungenschaft, seine Ideen und Lehren gleichsam auf den offenen Markt hinzulegen, aber es müssen doch immer Einzelne sein, die mit der leuchtenden Fackel des freien Gedankens in der Hand, sich, frisch und jünglingsmuthig, gern mischen in das rege Treiben lebendiger Menschen. Höchst erfreulich ist es daher, diese Richtung aus dem Innern der Hegel'schen Schule jetzt auch durchbrochen und einen der jungen, rüstigen Kämpfer in den Reihen des freien Geistes vor sein Volk hintreten, und diesem gleich das erste, größere Produkt seiner angestrengten, wissenschaftlichen Thätigkeit darbringen zu sehen. Moritz Carriere ist, so viel wir wissen und das Gebiet der aus der Hegel'schen Schule hervorgegangenen Schriften überschauen können, der Erste, der, in dem oben schon als eine nicht unwichtige Erscheinung bezeichneten Buche, die Ideen seines großen Meisters, wie sie sich im Laufe der Zeit und in ihm selber fortgebildet haben, den Gebildeten seines Volks vorzuführen, sie gleichsam auf eine ihnen angemessene und würdige Weise, so zu sagen, zu populariſiren sucht. Aber weit entfernt, die Philosophie in das Reich der Trivialität herabzuziehen, weiß er sie nur mit einem eigenthümlich lieblichen, süßen Hauch von Poesie zu durchwehen, der Jeden unwillkürlich anziehen muß, in dessen Herzen das Gefühl für das Schöne und Hohe nicht ganz und gar erstorben ist, verlangt er aber auch von dem Leser, mit ihm zu denken und zu arbeiten, denn obwohl, wie er selbst sagt, es Zweck seiner Schrift ist, „dem großen Meister sein Volk immer näher zu führen," obwohl er sich bemüht hat „weniger für die Schule als für die Nation zu schreiben, so daß das Buch jedem Gebildeten verständlich sein wird, der die Tiefe nicht scheut, muß doch wer mitgenießen will, mitarbeiten, denn nicht bei Würfeln und Schmausgelag lernt man den Bogen des Odysseus spannen, sondern im Kampfe mit Troern und Cyklopen, und

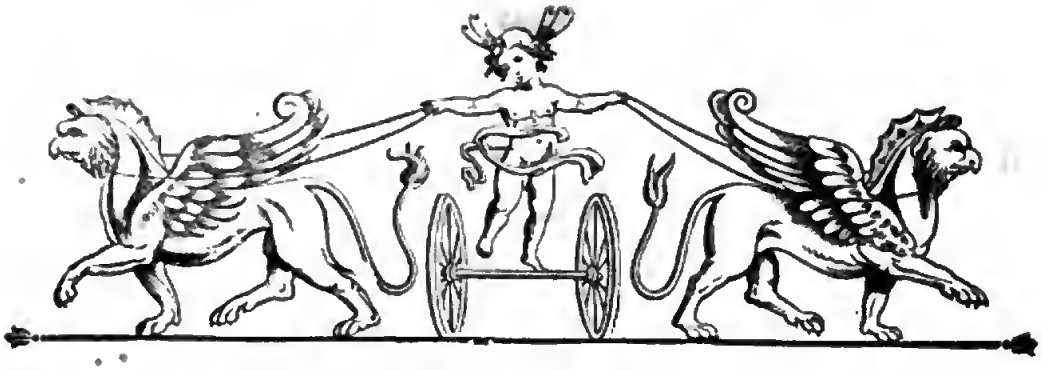
> Nicht auf dem Wege gebar bei Tand und Spiel die Nereïs,
> Sondern von Peleus' Arm feurig umstrickt, den Achill."

Freilich, für die große Masse des Volks, für den ganz rohen Haufen, dessen Augen nur auf den Staub gerichtet und von da wohl schwerlich zu erheben sind, sowie für Jene, die auf einer tiefern Stufe stehend, nur den glänzenden Mantel einer gewissen Scheinbildung auf Augenblicke umzuwerfen gelernt haben und höchstens einmal vor dem Eintritt in eine Abendgesellschaft ein Buch zur Hand nehmen, um daraus einige Phrasen auswendig zu lernen, oder sich nach durchschwärmter Nacht die Langeweile des Katzenjammers zu vertreiben, für dergleichen Leute werden natürlich solche Bücher nicht geschrieben. (D. B. f.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 176. — den 9. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Als S. im stillen Ingrimm verstummte, spielte um Seray's Lippen ein Lächeln; ich aber wendete mich meinem andern Nachbar, dem Vetter Alfred, zu, der gerade ganz besonders guter Laune war. Eine alte Dame, uns gegenüber, hatte große Schmetterlinge von den buntesten Farben in ihre gepuderte Frisur angesteckt; — die lebendigen waren ihr schon längst entflohen. Die Tante sprach von Verachtung des Reichthums und Ranges, und schien nicht zu begreifen, wie Fürstengunst anziehen könne — sie hatte des gekrönten Papageies vergessen! Arthur sprach der schönen Braut von der ewigen Poesie der Liebe, und noch manche andere Worte fielen, die eben so unwahr und unpassend als der Papillon auf dem alternden Haupte waren; und dem Vetter Alfred entging nichts. Nicht der einzelne Zahn des Alters, der beim Lächeln wie eine Ruine im Sonnenschein sich zeigte; nicht die mit Schminke übertünchte Runzel; kein Verjüngungsapparat, kein Streben nach dem Scheln. O, Alfred war sehr witzig und schien dem Ridieül eine ewige Fehde geschworen zu haben; auch erzählte er Anekdoten, was damals eine sehr beliebte Unterhaltungsweise war, die jetzt von andern verdrängt ist. Man hatte damals noch nicht die philosophischen und religiösen Gespräche; der Katholicismus hatte in den höhern Kreisen Wiens die Ansichten von allen dem menschlichen Herzen nahe liegenden Interessen festgestellt, und kein Feld für Zweifel und die Beseitigung derselben gelassen. Die meisten Söhne und Töchter der Reichen wurden in Klöstern erzogen, und die noch festgegründete Macht der Geistlichkeit hatte die Wurzeln der Aufklärung so sehr beschnitten und zernagt, daß nicht einmal an eine Blüthe, geschweige denn an eine Frucht zu denken war. Weichlichkeit, Bequemlichkeitsliebe, Sorglosigkeit und beständige Dissipation hatten auch das Ihrige dazu beigetragen; Aufklärung war zwar das Modewort, ein Jeder meinte aber, sie sei schon eingetreten und man brauche nicht mehr darnach zu streben.

Einige meinten, die Aufklärung bestehe darin, wenn die Katholiken nicht mehr so viel Geld nach Rom schickten und die Ketzer auf Erden duldeten. — Andere sahen die Herausgabe von tausend wiener Tractätchen gegen das Mönchswesen, die Halben-Gulden-Messen und das Cölibat für die Aufklärung an; Andere hielten es für Aufklärung, daß man in Ungarn auf Universitäten und in Kanzleien Alles deutsch vortragen sollte, wenn auch die Ungarn der deutschen Sprache gar nicht kundig, und ihre Muttersprache eben so sehr liebten, als die dem Hause Oesterreich unterworfenen Italiener und Niederländer die ihrige. Ein Jeder führte also wohl die Worte Kultur und Aufklärung im Munde, aber das Nachdenken über das menschliche Leben und über dessen Bestimmung, jenes Streben, Ringen nach Aufklärung, was eigentlich selbst die wahre Aufklärung ist, das war auch unter den höhern Kreisen fremd, und der Conver-



Digitized by Google

sation gebrach dadurch die höhere Weihe des Veredelns und Beförderns.

Dagegen sprudelte sie von Witz, Bonmots und Anekdoten, und mein Vetter Alfred vor Allen wußte solcher unzählige: „Der Jelländer, welcher seiner Amme die gewünschte Gabe versagte, weil sie ihn in der Wiege umgetauscht habe, da er als Kind gesund gewesen, und jetzt sehr kränklich sei."

„Der liebende Banquier, der seiner Verehrten ein Gericht grüner Erbsen für hundert Thaler kaufte, und da die Schöne zu einer Milchkur von ihrem Arzte verurtheilt war, die theuern Erbsen der milchgebenden Kuh zu essen gab u. s. w."

Die Toilette der Damen bot damals besonders Gelegenheit zu Witzen; das Schönheitspflästerchen hatte nämlich, je nach seinem Sitz, verschiedene Namen; im Augenwinkel hieß es passionnée, in der Mitte der Stirn majestueuse, in der Falte, welche der Mund beim Lachen bildet: enjouée, in der Mitte der Wange: galante, im Mundwinkel: baiseuse, auf der Nase: effrontée, auf der Lippe: coquette, und barg es ein Leberfleckchen oder Blüthchen, hieß es recèleuse.

Die ältern Damen trugen Hüte, die man während der politischen Gährungen in Frankreich à la caisse d'escompte nannte, weil sie keinen Boden hatten. Auch pflegten die Damen wegen der hohen Absatzschuhe Stöcke zu tragen, und es war oft gefährlich, sich mit einer Heftigen zu entzweien.

Alfred erzählte auch Anekdoten von Betrogenen, Angeführten, Geprügelten, beinahe bei allen gab es irgend eine victime, und immer mußte man lachen. So hatte denn ich, die noch vorhin über eine Ungerechtigkeit und Barbarei des einen Nachbars so empört war, an den Ungerechtigkeiten und Barbareien des andern meine Freude, denn was ist am Ende das Lächerlichmachen der Nebenmenschen anders als eine Grausamkeit, ein Mißbrauch der eigenen Kraft, ein aristokratischer Uebermuth des Geistes?

Aber ich lachte. Was gibt es wohl Schöneres für die Jugend als das Lachen, jenes herzliche Lachen über Etwas oder auch über Nichts! Es ist Jugendkraft, Jugendglück, Jugendseligkeit zugleich. Die Perlenzähne leuchten, die Augen glänzen in den Thränen der Freude, und die Stimme wirbelt wie ein murmelnder, plätschernder Bach, in dem ein munteres, lustiges Bild sich spiegelt. Das Lachen gehört nur den Menschen — Thiere können lieben, hassen und weinen wie die Menschen, aber nicht lachen.

Das Lachen ist ein Gemeingut der Jugend und aller Nationen. Der alte Türke lacht vielleicht wenig, der alte Indianer gar nicht, aber der Jüngling beider Nationen lächelt noch, und die Türkin, die Indianerin, die Kinder lachen gewiß von ganzem Herzen. Das Lachen gedeiht in jedem Klima und auf jedem Boden, es wärmt in der Kälte und erfrischt in der Hitze, das Lachen ist ein Segen der Menschheit, und ich lachte beim Souper des Fürsten Rohan, wie man eben lacht, wenn man ein frohes achtzehnjähriges Mädchen ist.

Plötzlich aber verstummte ich, denn ein stiller, vorwurfsvoller Blick des jungen Mannes mir gegenüber, hemmte wie durch einen Zauberschlag meine Lachlust. Wie konnte dieses sanfte, blaue Auge nur so großen Einfluß auf mich ausüben? Ich begriff es nicht.

Als ich nach Hause kam und Elisabeth, das Stubenmädchen, mich entkleidete, als ich das rauschende Gewand ablegte und den leichten Pudermantel überwarf, als eine Blume nach der andern, die verschiedenen goldenen Nadeln dem Kopfputz entnommen wurden, zogen auch die Gespräche, Anekdoten und Blicke durch meine Seele — und alles wurde bei Seite gelegt, nur letztere nicht.

Elisabeth gehörte zu der großen Schar der Stubenmädchen, die in Wien eine ganz eigene Kaste bilden. 1781 erschienen in Wien funfzig Broschüren „über das Stubenmadel", und alle fanden reißenden Abgang.

Die Stubenmädchen waren damals noch nicht mit andern weiblichen Wesen zu verwechseln, denn sie trugen noch ihre eigene Tracht, die goldgestickten Häubchen, und Kleider von besonderem Schnitt. Sie waren nicht von der Art, wie die pariser Grisetten, obgleich eben so allgemein bekannt und berühmt. Die Grisette in Paris lebt nur für einen Mann auf einmal, der ihr zwar nicht angetraut ist, dem sie aber gewöhnlich treu bleibt und ergeben, so lange er in Paris lebt. Sie gehört dem armen Studenten mit der größten Ergebenheit an, theilt ihr kleines Verdienst mit ihm, und geht dann stolz an seiner Seite zum Sonntagsplaisir.

Das Stubenmädchen weiß nichts von Treue, nichts vom Mittheilen des Ihrigen, sondern will nur empfangen, sie will Staat machen mit dem Putz, nicht mit dem Manne; darum muß er reich sein, und sie zieht genaue Erkundigungen über seine Vermögens- und Familienverhältnisse ein, während die Grisette sich nur um die Vornamen kümmert, ein Alfred, Leon oder Charles ihr vollkommen genügen. Das Stubenmädchen liebt im

Digitized by Google

Stillen, geheimnißvoll, ist ein Gemeingut für die Männerwelt und jeglicher Verführung ausgesetzt.

Elisabeth, die man im Hause nur die Lisel nannte, schien heute ganz besonders schnippisch und machte mancherlei Anmerkungen über mein bedenkliches, zerstreutes Wesen, denn ich hatte ja nicht einmal die schönen Blumen bemerkt, die man mir ins Zimmer gestellt hatte.

Es waren zwei große Bouquets — das eine von Arthur, welches irgend etwas in der Blumensprache mir sagen sollte, was ich aber nicht verstehen konnte; Frauen verstehen doch nur die, welche sie lieben — und Arthur liebte ich nicht.

Von wem mochte aber wohl jenes andere Bouquet sein, welches von den schönsten Blumen strotzte? Das Geheimnißvolle desselben sprach viel mehr zu meiner Seele, als das Geheimniß des andern. Die Lisel lächelte auch gar zu schelmisch, als ich sie fragte, und zeigte mir einen schönen Silbergulden, womit man ihre Verschwiegenheit erkauft hatte.

Träume, Blumen, Blicke und Lächeln winden sich leicht in einen duftenden Kranz um die Schläfe des blühenden achtzehnjährigen Mädchens. In dem nächtlichen Weben meiner Phantasie nahm die schöne Lilie, die den Strauß überragte, jenes Sinnbild der Unschuld oder des stillen, bleichen Ernstes, Seray's Züge an, und aus der Tiefe des Kelchs blickte mir die tiefe Seele entgegen; ich reichte ihm die Hand, die er an die kühlen Lilienblätter drückte, statt an den glühenden Mund, und erwachte. Ich hatte wirklich den Strauß ergriffen, der neben meinem Lager stand. Wie unvorsichtig von dir Lisel, daß sie ihn so nah der Schlafenden mit seinen narkotischen Düften aufgestellt. Warum aber gerade die Lilie Menschengestalt angenommen und mir als Seray erschien, warum nicht der Ritterspron als Vetter Alfred, die Nachtviole als Arthur, die grelle Königskrone als Graf S., hätte leicht ein Räthsel sein können, wenn ich mir nicht zu genau bewußt gewesen wäre, daß ich Aloys Seray für den Geber des Straußes hielt. Und warum ihn? Er hatte nicht ein einziges armes Wörtchen mit mir gesprochen, sich mir gar nicht einmal vorstellen lassen; dessen ungeachtet wußte ich, daß ich sein Interesse erweckt hatte.

O, das wissen die Frauen immer, wir fühlen den Blick, selbst wenn wir ihn nicht sehen, wir verstehen uns auf alle Telegraphenzeichen der Liebe, die uns aus der Ferne zugeschickt werden. Beim Tanz, nach dem Souper hatte Aloys hinter einer Säule hervor beständig nach mir gesehen, und ich war immer sehr froh gewesen, wenn die Tour der Menuett mir gebot, den Kopf nach seiner Seite zu wenden — gewiß, dann sah ich stets an meinem Tänzer vorüber. Dessen ungeachtet wagte ich nicht, Elisabeth nach dem Geber des Straußes zu fragen.

Am Abend war bei der Tante gewöhnlich Soirée und ich nahm meinen Platz am Theetische ein. Seray erschien mit dem Prinzen Rohan, an dessen Gesandtschaft er attachirt war — der Herzog von Braganza hatte ihn empfohlen.

Als mein Geschäft beendigt, als ich die sonst so übliche Knötchen-Arbeit hervorgesucht hatte, nahm er an meiner Seite Platz.

„Sie haben, mein Fräulein, gestern mit großem Eifer sich der Menschenrechte angenommen — darf ich fragen, wie Sie mit den Resultaten Ihrer kühnen Vertheidigung zufrieden sind?" —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Beschl.)

[Carriere über Strauß' „Leben Jesu."]

Dem wahrhaft Gebildeten aber, der eben die Tiefe nicht scheut, der sich gern hinein wagen will in das ihm nun mehr geöffnete, brausende Meer des Gedankens, wird das Werkchen gewiß eine recht willkommene Gabe sein. Es ist eben neben der schärfsten Dialektik, neben der feinsten Entwickelung des Gedankens, wie schon gesagt, die ästhetisch schöne Form, überhaupt die poetische Seite des Ganzen, die uns so unwiderstehlich anzieht, die Citate und Belegstellen aus den verschiedensten Dichtern könnten schon für sich eine ganze Blumenlese bilden, immer führt der Gedanke zum Bilde und das Bild wieder zum Gedanken, beide ergänzen und erklären sich gegenseitig, und so ist das Buch denn auch jungen Studirenden, zur Einführung in Hegel, recht sehr zu empfehlen, besonders da auch aus dessen übrigen Schriften viele Stellen citirt, manche schwierige Partien der Logik klar gemacht werden und die ganze Darstellung nicht an jener Trockenheit leidet, die junge Gemüther anfangs leicht mit einem leisen Abscheu vor der Philosophie erfüllen kann.

Es liegt nun den eigentlich kritischen Journalen ob, die wissenschaftliche Seite des Buchs, besonders das, was dasselbe uns Neues aus dem Gebiete der Philosophie bringt, im Einzelnen gehörig zu beurtheilen. Der Verf. hat sich den für das Volk wichtigsten Theil, die Religion, gewählt und gibt, neben vielem überraschend Originellen und Geistreichen, „einen großen Theil von Hegel's Religionsphilosophie, nur in einer neuen Form." Dem denkenden Leser wird gleich die erste Abhandlung besonders interessant sein, in welcher uns auf eine neue Weise das Verhältniß der drei Offenbarungsformen des absoluten Geistes zu einander, der Kunst, der Religion und Philosophie, dargethan wird. Den ewi-

Digitized by Google

gen Begriff des Einen Göttlichen in sich tragend, sucht der Verf. dasselbe in allen Erscheinungen des Geistes und wirft sich ihm freudig in die Arme, er mag es bei den Eskimos, bei ägyptischen oder christlichen Priestern, bei dem wilden Neger oder dem gebildeten Hellenen, bei Platon oder Goethe, bei Aeschylos oder Shakspeare, Anakreon oder Schiller, in dem feudalen Staate und der Kirche, in der Kunst und Wissenschaft des Mittelalters oder in der französischen Revolution und Napoleon, in Spinoza oder Böhme, Leibnitz oder Hegel finden. Alle diese und ähnliche Erscheinungen werden in lebendiger Beziehung zur Religion gestellt und so sehen wir hier viele, früher von der orthodox-religiösen Seite verdammte und als unchristlich verschrieene, von einer schwachen Gegenpartei auf eben so äußerlicher Weise als christlich vertheidigte, große Persönlichkeiten, wie z. B. Goethe, Schiller, Spinoza u. s. w., als integrirende Momente der Religionsentwicklung selber anferten. So den Strom des religiösen Lebens, von seinem Ursprung an, durch die ganze Weltgeschichte hindurch bis auf die neueste Zeit verfolgend, sieht der Verf. in der letztern die Bedingungen des Hervorgangs der Wahrheit, der neuen oder vielmehr vollendeten Religion erfüllt, die zu verkündigen er sich berufen fühlt. Seite 175 sagt er: „So schreitet die Menschheit ihrem Urbilde entgegen, auf das hinzuweisen vornehmlich das vielverkannte Streben des edlen Krause war. Der Einfluß auf die Wissenschaften durch die Philosophie ward bereits berührt und hat sich in unsern Tagen für die Theologie am entschiedensten geltend gemacht durch das gewaltige Leben Jesu von Strauß. Dies Buch ist das Schwert, womit der Rationalismus und Supranaturalismus hingerichtet wurde in Deutschland, und sein kühner Verfasser war der Cortez, der die Schiffe verbrannt hat, die aus dem neuen Lande zum alten zurückführen könnten. Erst nachdem die Kritik das wirkliche Geschehensein unmöglicher Fakten, welche die Vorstellung mit Christi Persönlichkeit verknüpft, siegreich geleugnet, und an den Erzählungen derselben das Mythische dargethan und sie als das aufgefaßt hat, was sie sind, wahre, bedeutungsvolle, aber nicht wirkliche „Geschichte" nach Neander's Ausdruck; — erst jetzt kann die Gottmenschheit wahrhaft ergriffen werden, nachdem das Besondere seinen speciellen Heiligenschein an das Ganze abgegeben und ihn von diesem als einen allgemeinen zurückempfangen hat. Strauß ist der Spinoza des neuen, ewigen Evangeliums, dessen in den Büchern des neuen Testaments verheißene Zeit Lessing als die gewiß kommende Zukunft ahnte; aber nur der Spinoza, denn ihm fehlt noch der Begriff der absoluten Einzelnheit, in welchem sich jenes vollendet und den religiös aufzustellen der Zweck meiner Schrift ist*). Um seine Geburtsstätte hat sich die gewaltige Gährung und das Ringen der Menschheit in Staat und Wissenschaft gestellt; unsere Poeten waren seine Propheten, Lord Byron war der Psalmsänger des neuen Geistes, Mirabeau und Napoleon haben ihm den Boden geebnet. Schelling und Hegel haben seinem Begriff gefunden und die Vollendung der Religion durch ihn geweissagt, die nun eintreten muß. Denn ihre Wahrheit ist erkannt, und wär' ich ihr einziger Bekenner, und die Wahrheit kommt immer zur rechten Zeit, die Bedingungen ihres Hervorgangs sind erfüllt." — Dieser frische Muth, „der nimmer erschrickt, weil er die feste Siegeshoffnung gottvertraund in sich trägt, die Kraft der That, die Seligkeit der Liebe, die Freiheit," diese Innigkeit und Wärme, diese kühne Begeisterung für die zu verkündigenden Ideen, zieht sich durch das ganze Buch hindurch, und es mag der Einzelne an demselben vielleicht noch so viel auszusetzen haben, Deutschlands freisinnige Männer werden in ihm vor allem Andern, das rücksichtslos ausgesprochene, freie, männliche Wort zu ehren wissen und sich mit dem Verf. angeregt fühlen, freudig und thatkräftig einer schönen Zukunft entgegen zu gehn, in der endlich einmal aus den schroffen, unerfreulichen Gegensätzen der Gegenwart die ewige Versöhnung erblühen und der freie, der heilige Geist allein, in seinem Schooße die unendliche Liebe tragend, sein gnadenreiches „Regiment" führen wird. Und wenn eben jetzt gerade der finstre Irrwahn wieder sein lächerliches, popanzmäßiges Unwesen treibt, mit Händen und Füßen so gewaltig um sich schlägt und mit seinen alten, verrosteten Waffen ankämpfen will gegen die neue Zeit, gegen den freien Geist, so daß die Kleingläubigen am Geist schon zitternd die Hände zu ringen beginnen, um wie vielmehr müssen wir nicht freudig wieder einen der kühnen Jünglinge begrüßen, der, in der Weise seiner hohen Vorgänger, Gedanken gegen den finstern Goliath schleudernd, denselben in seinem innersten Wesen zu vernichten sucht? So lange der Sieg noch nicht entschieden, muß natürlich der Kampf währen, es ist ein heiliger Kampf, Jeder sei uns willkommen, der muthig in seine Reihen tritt und seiner Zeit mehr zu bringen hat als wilde Worte der Verzweiflung, als ein bloßes Ach und Weh über sie, aus jenem Kampfe wird und muß einst, früher oder später, siegend und glänzend die Sonne der ewigen Wahrheit emporsteigen und freundlich auf eine neue Zeit, auf jenen Völkerfrühling herabblicken, den Carriere uns hier mit so feurigen Worten verkündigt und Karl Beck so prophetisch besungen hat:

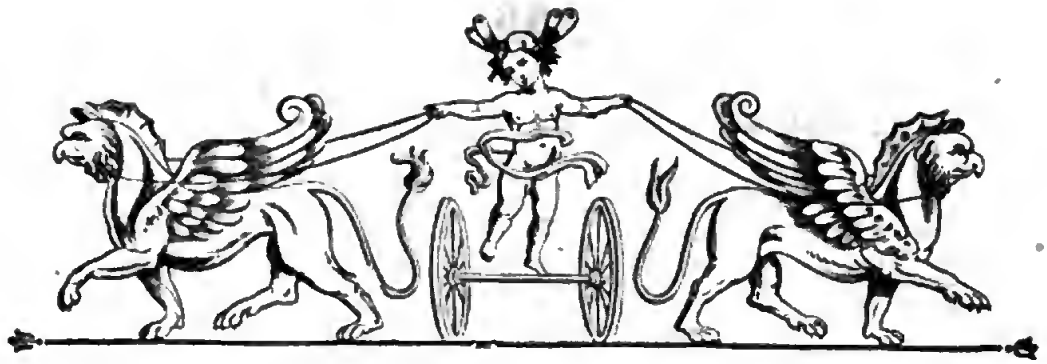
O seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt,
Ein Glaube ernst und heiter wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Das Buch der Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunk'ner Zeiten strahlen!
Mit Thränen ist ein jedes Blatt versiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt,
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen."

A. F.

*) Näher ist des Verfassers Standpunkt in seinem Verhältniß zu dem Straußischen in der Schlußabhandlung, „speculative Betrachtungen über die Dogmatik von Strauß," auseinandergesetzt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 177. — den 10. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

„Wahrscheinlich blieb dieselbe ohne irgend ein Resultat," erwiederte ich, „denn Vorurtheile weichen nicht so leicht."

„Man muß dieselben auch nie so offen und direct angreifen, denn dieser Krieg erheischt ganz andere Taktik als der wirkliche; man muß sie nicht im ehrlichen Kampfe, sondern von der Seite angreifen, nicht mit dem Schwert bekämpfen, sondern mit Gift und Dolch."

„O, Vorurtheile pflegen hieb-, schuß- und stichfest zu sein, und sind wahrscheinlich auch für Gift unzugänglich; das Vorurtheil ist die wahre Hydra, jeder abgeschlagene Kopf ersetzt sich durch neue Köpfe, und wenn ich eifrig gegen dieses Ungeheuer zu Felde ziehe, so geschieht es mehr, weil mein volles Herz überströmt, als in der Absicht, Resultate herbeizuführen."

„Vielleicht wissen Sie sogar, mein Fräulein, wie gut es Ihnen steht, wenn Sie im Feuer eines edlen Herzens, sich der Menschheit annehmen — und doch könnte solch edles Ereifern Resultate haben. Die Vorurtheile sind, wie alles andere, den Gesetzen der Erde, und folglich auch dem Vergehen unterworfen, sie weichen nach und nach der sogenannten Aufklärung, die meist ein anderes Vorurtheil an die Stelle des verscheuchten einsetzt. Um jene in Ungarn die Menschheit bedrückenden Vorurtheile zu bekämpfen, muß man sich mit der Aufklärung nicht an die Unterdrücker, sondern an die Unterdrückten wenden; denn wenn die gekreuzigte Menschheit nicht das Blut sieht, sich nicht entsetzt über die eigenen zerfleischten Hände, wenn sie sich nicht Rechenschaft gibt über die Schmerzen und Entbehrungen, wer soll denn da das Kreuz zerschlagen? Der Kreuziger thut es gewiß nicht."

„Sie möchten wohl eine Revolution herbeiführen," fragte ich, ihn mit großen Augen anblickend.

Seray fuhr zusammen bei diesen Worten und sah sich ängstlich um, ob auch Niemand lausche. Dann lächelte er.

„Sie sprechen da mit der süßen Mädchenstimme ein Wort aus, welches unendliches Elend und Gräuel mit sich führt, und Sie nehmen es in den Mund wie ein Stück Zucker. Gott behüte jedes Land vor dem Entsetzlichen!"

Er blickte einige Augenblicke, in tiefes Nachdenken versunken, vor sich hin, und strich dann mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle er Gedanken bannen.

„Weß Landes Kind sind Sie denn?" fragte ich, um das Gespräch wieder anzuknüpfen, „Sie reden alle Sprachen so geläufig, daß man durchaus nicht errathen kann, welchem Vaterlande Sie angehören, und wo Ihre Heimath ist."

„Ich habe kein Vaterland, keine Heimath!" sagte Aloys mit einer schmerzlich zitternden Stimme.

„Wo sind Sie denn geboren und erzogen?"

„Ich bin in Spanien geboren, in Italien erzogen, und habe in einem Kerker meine Studien vollendet. Ich



Digitized by Google

habe kein Vaterland, keine Heimath, keine Eltern und keine Verwandten, kein Band knüpft mich an das Leben, keins!"

Die Stimme zitterte, er sprang auf, um die tiefe Erschütterung zu verbergen, und verließ das Zimmer.

Ob Seray mir wohl die Blumen gesandt hatte? Rechts an dem Tische hatte sich ein Kreis junger Damen und Herren gebildet, welche Alfred unterhielt; er machte Kartenkunststücke und gab Räthsel auf; sie waren sehr einfach, und doch erglühten die Wangen, und doch war Alles so in Feuer gerathen, wie ich über das Räthsel meines Herzens.

Die Tante saß mit einigen alten Herren auf der andern Seite, und ernste politische Gespräche beschäftigten diesen Kreis. Frankreich war das Augenmerk von ganz Europa, und nach Frankreich richteten sich Aller Blicke. Ludwig XV. war todt, und Ludwig XVI. hatte den Thron bestiegen. Die schöne, liebliche Antoinette, die der Wiener in Anmuth und Glück heranwachsen sah, war nun die Königin des schönen Frankreichs. — Als Franz I. nach Innsbruck reiste, um dort zu sterben, war er am Wagen umgekehrt und die Schloßtreppe wieder hinangeeilt, um das Kind Marie Antoinette noch einmal zu umarmen, zum letzten Male, und mit einer Innigkeit, als ahne es ihm, daß sie sein schönstes und unglücklichstes Kind sei. Die scharfen Blicke des Ausländers bemerkten die Gährungen und Präliminarien der Revolution viel mehr als der Pariser selbst, der dem Vergnügen und dem Moment lebte.

Noch eine andere, weniger politisch bedeutende, doch für die lebenslustigen Wiener der guten Gesellschaft wichtige Sache war mit halblauter Stimme zur Sprache gekommen. Die strenge Kaiserin Königin hatte nämlich an den ungekannten Freuden der Soupers des Prinzen Rohan ein Aergerniß gefunden und ihm dieselben untersagt. — Prinz Rohan war höchlich darüber empört gewesen. Seine Constitution, meinte er, bedürfe der Abendunterhaltung nach angestrengter Arbeit des Tages, und er vertheidigte gegen den Prinzen Coburg, der ihm die Botschaft der Kaiserin brachte, die harmlosen Freuden so gut, daß es ihm wirklich gelungen war, die Erlaubniß zur Fortsetzung derselben zu erhalten. — Doch es stand zu vermuthen, daß nicht mehr alle Geladenen kommen, und die um die Hofgunst Buhlenden sich alle möglichen Entschuldigungen für ihr Nichterscheinen ausdenken würden.

Trotz dem nun, daß der Kreis meiner Tante sehr eifrig im Gespräch war, und wohl mein eifriges Gespräch ihr entgehen konnte, hatte sie doch gesehen, wie Seray schnell sich verabschiedet hatte. Als nun die Gäste uns verlassen, sagte sie zu mir: „Du hattest Dich wohl mit dem jungen Seray entzweit, da er Dich so plötzlich verließ? Du bist gar zu schnippisch und kurz angebunden mit den Männern; ich billige zwar sehr, daß Du nicht gleich in Liebe erglühst für den ersten, besten, der sich Dir bewundernd naht. Ueberhaupt ist das Liebesinteresse das undankbarste für das Menschenherz, und Fühlen und Lieben geben nur Weh; aber man muß doch mit gewisser Manier die Leute abfertigen und auch Gründe haben. Ich fürchte immer, mein Kind, Du liebst den Vetter Alfred und weisest seinetwegen alle die Männer so kalt von Dir." Ich konnte ihr nur lachend die Hand küssen und ihr versichern, daß dieses nicht zu befürchten sei.

„Es wäre auch wirklich sehr thöricht von Dir, denn obgleich der Vetter Alfred Dir im Range gleich steht, so wäre es doch für ein Mädchen in Deinem Verhältniß gerathener, nach einem höhern Rang zu streben; und was das Vermögen betrifft, so hat er durch Reisen und lockeres Leben das seinige gewaltig verschuldet, und es wäre möglich, daß er mehr nach Deinem Reichthum als nach Deiner Liebe strebte — ainsi ma chère enfant, garde à vous!"

Ich wiederholte ihr darauf Seray's letzte Worte, worauf die Tante erblaßte und in tiefes Nachdenken versank. „Sie sind ermüdet, liebe Tante," sagte ich, „Sie sollten sich niederlegen." Sie schien mich aber nicht zu hören. „Nein, es ist unmöglich," sagte sie endlich, „c'est impossible!" — und ohne mir gute Nacht zu wünschen, verließ sie das Zimmer. — — —

Maria Theresia lebte außerordentlich still und einfach; sie war mit Geschäften überhäuft, und ihre Frömmigkeit füllte den übrigen Theil ihrer Zeit aus; der Hofstaat war für gewöhnlich klein, die Dienerschaft schlicht gekleidet; auf einige Tage waren die Audienzen für die Fremden bestimmt, welche, nach der Etiquette des österreichischen Hofes, einzeln in Privatgemächern vorgestellt wurden. Dann waren Tage für die Zulassung der ärmsten und niedrigsten ihrer Unterthanen, beinahe ohne Auswahl, festgesetzt. Und so groß war ihr Vertrauen in die Liebe ihres Volks, daß diese ihr leise zuflüstern und sie allein sprechen durften, wenn sie darum baten. Hier sprach sie der unglücklichen Witwe den Lohn für die Dienste des Manns zu; Waisen wurden, je nach ihrem Range, versorgt; Mädchen ausgestattet; in diesen

Digitized by Google

Stunden wurden Ungerechtigkeiten ausgeglichen, manche im Dunkel ruhende Angelegenheit aufgeklärt.

Einige Personen ihrer Umgebung stellten ihr vor, daß diese Audienzen ihre Gesundheit und ihr Leben in Gefahr bringen könnten, daß sie dadurch unbescheidenen Klagen die Thür öffne und ein schlechtes Licht auf die Pünktlichkeit ihrer Minister werfe. Maria Theresia glaubte, solchen Vorstellungen nachgeben zu müssen, und diese öffentlichen Audienzen wurden eingestellt. Schrecken verbreitete sich unter den Bürgern; sie glaubten, das Herz ihrer Kaiserin sei ihnen auf immer verschlossen, und wendeten sich an den Pater M., den Hofprediger, der ihnen versprach, der Kaiserin ihre Klagen zu überbringen. — Demzufolge übersandte er ihr, wie gewöhnlich, die Predigt, die er einige Tage später zu halten gedachte, die sie aber nicht las, so daß sie folgende Worte von der Kanzel vernahm: „Wie können die Fürsten wissen, was das Volk leidet, wenn sie sich vor Aller Augen verbergen? —— Könige, seid die Väter der Armen, der Witwen und Waisen, hört ihre Klagen, helft ihnen oder legt Eure Kronen nieder; denn wenn Ihr diese Pflichten nicht erfüllt, hört Ihr auf, derselben würdig zu sein!"

Diese, mit fester, Ehrfurcht gebietender Stimme ausgesprochenen Worte rührten die Kaiserin bis zu Thränen, und als sie aus der Kirche kam, rief sie: „Alle Thore des Schlosses sollen den Unglücklichen geöffnet werden; von heute an will ich sie alle selbst vernehmen!"

Nur einige Male im Jahr, am Neujahrstage und an Maria Theresia's Geburtstage ward eine große Cour gehalten, wobei der ganze Adel, die bürgerlichen und Militairbeamten, welche zu andern Gelegenheiten keinen Zutritt erhielten, herbeiströmten, um ihr die Hand zu küssen; bei solchen Gelegenheiten war große Gala angesagt. Ludwig's XVI. Thronbesteigung ward durch eine solche große Cour in Wien begangen, wo die Mutter der neuen Königin Glückwünsche annehmen wollte; und an diesem Tage sollte ich Maria Theresia zum ersten Male vorgestellt werden. Sie hatte das Schwarz der tiefen Witwentrauer, die sie sonst nie ablegte, in Grau umgewandelt, um der festlichen Gelegenheit Ehre zu machen, und ich sah sie so zum ersten Male, die hohe, alte Frau, deren Züge keine Spur von Schönheit mehr trugen, das Embonpoint des Alters hatte ihre Gestalt, ein Sturz mit dem Wagen ihr Gesicht entstellt; doch machte sie einen freundlichen, Vertrauen erweckenden Eindruck, als sie, vom Kaiser Joseph und der Erzherzogin Mariane geführt, eintrat.

Es war für mich, den Neuling dieser Welt, ein beinahe blendendes Schauspiel, jener Zusammenfluß von Edelsteinen und Gold, jene Pracht der Beleuchtung, der Uniformen, der Ausschmückung der Säle; jene besternten Fürsten und mit Ordensbändern geschmückten Edelleute, die ungarischen Magnaten, nebst deren Frauen im Nationalcostüm; Alles war mir so neu, so unerwartet, ich meinte an das Firmament versetzt zu sein, unter Sterne, die sich in ungewohnten, unverstandenen Kreisen um mich her bewegten. (D. F. f.)

## Zmudzinski's Modellsammlung.

Es gibt noch kein deutsches Lehrbuch, das uns die Structue unserer alten gothischen Bauten historisch und ästhetisch erläuterte, uns die Perioden und die Stylarten der mittelalterlichen Architektur gründlich scheiden lehrte. Deutsche Gelehrsamkeit kümmert sich noch immer weit mehr um römische Trümmer als um die unendlich wichtigeren Bauten der eignen Nation, in denen sich Tiefsinn und höchste Pracht so wunderbar vereinigen. Die Unkenntniß im Bereich alter germanischer Kirchenbauten geht unter uns Deutschen, die wir uns eine gründlich wissenschaftliche Nation dünken, so weit, daß geschickte Architekten von heute nicht immer im Stande sind, am fragmentarischen Bauwerk ein fehlendes Glied harmonisch anzufügen. Was wir neumittelalterlich nennen, eine Compositionsart, welche eigentlich in England mit größerem Glück betrieben wird, hat der geistvolle Schinkel mit seiner kecken Combination bei uns aufgebracht. Allein das Gemisch widerstrebender Elemente scheint hierbei auf Unkenntniß der durch den Zeitgeist von Jahrhunderten geschiedenen Stylarten gothischer Structur zu beruhen und ist weit davon entfernt, uns einen neuen Styl gegeben zu haben. An den Erneuerungen des gothischen Doms zu Brandenburg überrascht uns ein byzantinischer Fries. An der Werder'schen Kirche zu Berlin, von Schinkel, befremdet uns, bei schlanken, aufstrebenden, also deutsch-gothischen Verhältnissen, ein so plattes Dach, wie es selbst an den ins Schwere und Breite gezogenen englischen Kirchen nicht vorkommt; während die Thürfassungen mit Säulen und Laubcapitälen der byzantinisch-gothischen Weise von 1220 bis 45 ähnlich sind, die Krönung der Kirche und Thürme dagegen ein späteres Gothisch zur Schau stellen, die Fenster mit Wulsten jedoch, wie die dortigen, in keiner Epoche des Mittelalters zum Vorschein gekommen sein mögen. Nun wissen wir wohl, daß auch von den großen Kirchenbauten des Mittelalters keine einzige so ruhig und stetig Arbeit Eines Meisters, Ausdruck Einer Epoche des Kirchenstyles ist. Wo der Bau sich durch drei Jahrhunderte hinzog, mußte das Werk den Wandel des Geschmacks, die Stufenfolge der Stylepochen an sich erleben und dem nachfolgenden Geschlecht, dem allein es sich als Ganzes darbietet, in Sinn und Form ein Gemisch von Verschiedenartigem, wo nicht Widerstrebendem zur Schau stellen. Allein dies Verschiedenartige an einem und demselben Gebäude erscheint nicht willkürlich durcheinan-

Digitized by Google

dergeschoben, wie in der verworrenen modernen Nachahmung, sondern tritt massenweis auf, hat sich gegliedert und charakteristisch beisammengehalten. Sind z. B. an einem Münster Thurm, Schiff und Chor Produkte verschiedener Jahrhunderte, so haben wir an dem Gebäude die Geschichte der germanischen Architektur manifestirt, aber keineswegs das Gewirr unserer heutigen Combinationsversuche.

Bei der Vernachlässigung, welche unsern Alterthümern von Seiten deutscher Wissenschaft widerfährt, ist es um so anerkennenswerther, wenn die Technik, wie dies bei der Zmudzinski'schen Modellsammlung der Fall ist, sich das Ziel setzt, uns die glorreichen Werke unseres heroischen Zeitalters en miniature zu vergegenwärtigen. Hr. Zmudzinski, aus Königsberg in Preußen, ist der Besitzer, Georg Gottfried Kallenbach nennt sich der Künstler, der hier im Kleinen bewundernswürdige Meisterstücke mit einer Sorgsamkeit und Treue lieferte, wie sie nur deutschem Fleiße möglich. Die erste Abtheilung der Sammlung circulirt bereits seit zwei Jahren. Möchte sie irgend ein deutscher Fürst zur Ehre deutscher Kunst als dauernden Besitz an sich bringen und zu fortgesetztem öffentlichen Genuß darbieten. Man sollte denken, Berlin, das für Festungen en miniature ein eignes Haus als Modellkammer hat, werde bei seiner dermaligen Richtung und Vorliebe sich diese Schätze nicht entgehen lassen, zu deren Aufstellung vorläufig ein mäßiger Saal genügt. Der freiburger Münster und der magdeburger Dom, diese beiden fertigen Werke gothischer Kirchenbauten, sind die Hauptstücke der ersten Abtheilung; ihnen reihen sich an: das Schloß Marienburg, die Rathhäuser zu Danzig und zu Breslau, nebst einer Menge kleiner Denkmale, denen sich moderne Gebäude aus Berlin, München u. s. w. als Gegensätze bieten. Sämmtliche Modelle sind in einem verjüngten Maaßstabe von 160 Fuß auf einen rheinländischen gearbeitet.

Wir folgen hier, um unsern Lesern den Werth der Sammlung anzudeuten, der Anleitung, in welcher Hr. Kallenbach in historischer Reihenfolge die Kunstwerke der ersten Abtheilung aufzählt. Von der rein byzantinischen Bauweise ältester germanischer Zeit wird uns nichts mit Sicherheit geboten. Die drei byzantinischen Häuser aus Cöln könnten füglich aus der Spätzeit dieses ältesten Styles herrühren, weil man auch nach dem J. 1200 in Cöln noch byzantinisch baute. Der älteste Theil des freiburger Münsters ist ebenfalls vom J. 1200. Es ist der Querbau zwischen Schiff und Chor, mit verhältnißmäßig stärkeren Wänden, um bei dem Mangel an äußeren Strebepfeilern den Druck der inneren, vielleicht 3 Fuß starken Gewölbe tragen zu können. Der byzantinische Fries, in aneinandergereihten Halbkreisen bestehend, läuft unter den Gesimsen wagerecht hin, an den Giebeln in schräger Richtung; die Fenster sind klein, oben rund geschlossen, verhältnißmäßig tief liegend; die Thüren, ebenfalls mit rundem Schluß, vertiefen sich mit ihren Gewänden stufenweise, in jede Stufe eine Säule aufnehmend; die Doppelfenster werden wie auch bei den drei Wohnhäusern, durch Säulchen getrennt. Dem Aeußern nach könnte man diesen Querbau des Münsters für ächt byzantinisch halten, wenn nicht im Innern bereits der Spitzbogen vorhanden wäre. — Der erste Uebergang des Byzantinischen zum Gothischen wird uns am östlichen Theil des magdeburger Doms anschaulich, am niederen Chor mit seinen fünf vorspringenden Kapellen und den beiden sich daran anlehnenden massiven, und bis ans Kirchendach sich erstreckenden unvollendeten Thürmen. Das Byzantinische ist in den Hauptformen hier noch vorherrschend, während die Mannichfaltigkeit der Friese an den Absätzen der Thürme, der durchgängige, wenn auch noch gedrückte Spitzbogen in Fenstern, Vertiefungen und Thüren und der Knauf in der Mitte des Säulenschafts die Hinneigung zum Gothischen bekunden. Besonders eigenthümlich dieser Periode ist die Unterbrechung der Säulenschafte durch Knäufe. Erst im Gothischen fallen diese Mittelknäufe fort, die gestreckten Schafte verlieren ihre Natur als Säulen und werden zu schlanken Streifen ohne Unterbrechung, oft ohne Capital. Als ein schönes Bauwerk dieser Uebergangsperiode zeigen sich uns auch die Domthürme der halberstädter Kathedrale in der Modellsammlung. Beide Dome weisen uns auch den Fortschritt nach, wie das Byzantinische mehr und mehr zum Gothischen erwuchs. Der hohe Chor des magdeburger Doms und die oberen Theile der halberstädter Thürme sind mit den aufstrebenden Mauern, durch kräftige Pfeiler im Aeußern unterstützt, und mit den weit und hoch geöffneten spitzbogigen Fenstern fast ganz gothisch; nur die reichlich angebrachten Säulen, mit sehr reichen Laub-Capitälern, deren Charakter auch auf die Gesimse übergeht, haben noch byzantinische Verwandtschaft. (Die Liebfrauenkirche zu Trier und der westliche Chor am naumburger Dome sind von derselben Structur.) — Völlig rein und einfach gothisch ist das hohe Schiff des magdeburger Doms. Alles Byzantinische, selbst der Gebrauch der Säulen, fehlt hier. Die großen, aus weniger breiten, aber desto höher gestreckten Gliedern zusammengefügten Massen finden ihre Hauptstützpunkte in Pfeilern und Pfeilerchen. Auf diese allein ist der Gewölbedruck gewiesen; daher die Möglichkeit der oft sehr dünnen Füllungsmauern, und die bedeutenden Fensteröffnungen. Das Ganze erscheint oft nur wie ein luftiges Gerüst, das seinen Halt allein in der sicheren Berechnung des Druckes und Gegendruckes finden konnte, oft in so abgemessener Weise, daß das Verschieben eines einzigen Steines das ganze Gebäude zum Wanken bringen könnte. Das hohe Schiff des magdeburger Domes besteht nur aus Pfeilern und Fenstern ohne Schmuck, imponirt nur durch richtige und erhabene Verhältnisse.

(Der Beschluß folgt.)

## Notiz.

[In Sachen des jungen Deutschlands.]

Der Pilot berichtet aus Berlin, der Beschluß, das Verbot der Schriften des sogenannten jungen Deutschlands aufzuheben, habe jetzt die betreffenden drei Ministerien, nach dem gesetzlichen Instanzenzug in Censursachen, die Ministerien des Innern und der Polizei, des Auswärtigen und der Unterrichtsangelegenheiten als die höchsten Instanzen, passirt und werde demnächst veröffentlicht werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 178. — den 11. September 1841.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser Joseph pflegte an den großen Galatagen, an welchen er keinen besondern Geschmack fand, die Feldmarschallsuniform zu tragen. Er schlief auf Stroh, trank nur Wasser und aß so einfach als möglich; er wollte sich für die Beschwerden des Krieges vorbereiten, denn ihn dürstete nach Kriegsruhm. Er liebte die Geselligkeit, die ihm vergönnte, sich auf die Stufe des Privatmannes zu stellen, dann war er auch außerordentlich liebenswürdig, duldete Widerspruch und ließ sich gern belehren; aber alles Repräsentiren war ihm zuwider; und wenn die ersten Ceremonien des Begrüßens und Gratulirens vorüber waren, entfernte er sich aus der Nähe seiner hohen Mutter, um sich unter der Foule der vornehmen Gäste zu mischen, oft ins tiefe Gedränge. Es geschah, daß ihn an meiner Seite ein Bedienter mit dem Plateau heftig anstieß; — er wendete sich dem Erschrockenen zu und sagte, ihn beruhigend: „Du hast Recht, Du hast hier viel mehr zu thun als ich."

Die Hofetiquette war damals noch außerordentlich steif; es war bei derselben noch manches von der spanischen beibehalten; die spanische Tracht war Hoftracht und die Kniebeugungen erst ganz vor kurzem abgeschafft worden. Die Oberhofmeisterin hieß noch immer Aja und mußte sehr streng auf alle Vorschriften der Etiquette sehen.

Die französische Sprache war noch nicht allgemein üblich und als Hofsprache anerkannt, obgleich sie durch Maria Antoinette's Heirath und die zahlreichen Reisen der Vornehmen nach Paris viel gesprochen wurde. Die italienische Sprache war indeß noch allgemeiner und wurde in den Hofkreisen beständig geredet. Metastasio war Lehrer der kaiserlichen Familie gewesen. Das italienische Theater war das allgemein besuchteste, und die italienische Literatur die gelesenste, denn französische und englische Bücher waren so streng verboten, daß diese Untersagung beinahe einer Proscription glich.

Als ich nun der Kaiserin vorgestellt werden sollte und schüchtern nahte, sah ich, wie die würdige alte Fürstin die Lorgnette hervorzog, um mich genau zu betrachten, dann wendete sie sich zu Kaunitz und sagte: „Ich kann keine Spur von Aehnlichkeit finden, auch ist das hübsche Kind viel zu jung — so rechnen Sie doch!" Die Antwort konnte ich nicht verstehen, aber gewiß hatte man mich ihr als des verstorbenen Gemahls Tochter genannt.

„Gefällt es Ihnen in Wien?" fragte sie, „haben Sie keine Verwandte außer der Frau Tante? — Ihre Eltern sind in Ungarn gestorben?" Und sie entließ mich.

Die Fürsten sollten neben den goldenen und Diamantenkronen auch eine von Fragezeichen führen, denn man lehrt sie schon von Jugend auf, ihre Fragen in die Menge hineinwerfen, wie man die Kinder auf Kußhändchen abrichtet. Fragen sind die Scheidemünzen, die sie gegen das Wort auswechseln, und es gehen un-



Digitized by Google

endlich viele Fragen auf ein einziges goldenes, wahres Wort.

Das Fragen ist die falsche Schminke, womit die Fürsten der bleichen Gleichgültigkeit eine wärmere Färbung verleihen.

Das Fragen ist ein fürstliches Gemeingut, das wie die andern Kammergüter auch Renten einbringt, nämlich Liebe, Verehrung, Bewunderung, und deshalb wohl cultivirt werden muß. Das ganze Menschenleben ist ja eine große Frage, worauf die Vorsehung uns die Antwort schuldig bleibt — oder sie nur unverständlich stammelt; wie wenig fürstliche Fragen werden wahr und ehrlich beantwortet!

Man fand, daß Maria Theresia ungewöhnlich freundlich mit mir gesprochen habe, und ungewöhnlich freundlich nahm mich das Gedränge der Hofleute auf. Ich zog mich in den äußersten Winkel des Saales zurück, wo die andern jungen Mädchen meiner Bekanntschaft mit einander flüsterten, während nach der Etiquette die vordern Reihen der hochgeschminkten, gepuderten, in Brillanten strahlenden, mit langen Schleppen versehenen Damen, stumm und schweigsam neben einander, wie Bildsäulen, ausgestellt waren.

Plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, verneigten sich diese Reihen wie bei dem Winde die Bäume eines Waldes auf ein Mal, die Kaiserin zog sich zurück und grüßte die Gesellschaft. Der Kaiser Joseph war verschwunden, und plötzlich sahen wir ihn unter uns, unter den rangloſen Wesen, im Kreise der jüngern Mädchen. „Lassen Sie mich hier verweilen," sagte er, „bis der Hof fort ist, ich möchte wohl sehen, wie die Gesellschaft auseinander geht." — Er mußte daran erinnert werden, daß der Hof nicht fort sein könne, so lange er noch anwesend war.

Während dieser Cour hatte Seray mich nicht angeredet und nur von weitem den tiefdenkenden Blick auf mir ruhen lassen. Erst beim Nachhausegehen, als Prinz Rohan meine Tante die Treppe hinabführte, bot er mir den Arm. „Sie sind wohl berauscht von Ihrem Triumphe?" fragte er lächelnd.

„Ich habe mich gar nicht amüsirt," sagte ich, „nicht ein einziges Mal gelacht, und die Zeit verging langsam."

„Trotz der Fürstengunst, die Ihnen zu Theil ward?"

„Fürstengunst?" fragte ich verwundert.

„Die Kaiserin hat zwei Fragen mehr als an Andere an Sie gerichtet, und der Kaiser hat Sie für schön erklärt, und so weiß es jetzt auch der ganze Hof." —

Ich blickte ihn fragend an — er mußte meine Gedanken errathen, denn er legte die Hand aufs Herz und sagte: „Ich wußte es schon längst — leider!"

„Leider?" fragte ich erblassend. —

„Ja! denn ich bin eine ruhelose Barke, die auf dem Ocean des Meeres herumtreibt und nirgends Anker werfen darf."

Wir waren an dem Wagen angelangt, und wieder hatte ich vergessen, des Blumenstraußes zu erwähnen, um zu erfahren, ob er von ihm sei. — —

Die Freundlichkeit Maria Theresens gegen mich hatte den Kreis, worin ich lebte, sehr zu meinen Gunsten gestimmt, und überall begegnete mir Wohlwollen.

Vor allen war Prinz Kaunitz gütig gegen mich; dieser große Mann, vor dem sich die ganze Welt beugte, jener Nestor der europäischen Minister, war ein Freund meines Großvaters väterlicher Seite gewesen, und obgleich er meiner Tante manches verziehen hatte — nämlich ihr Verhältniß zum Kaiser Franz — und manches nie verzeihen konnte — nämlich die Anweisung auf die Schatzkammer — so schien er doch keinen Groll auf mich überzutragen, und ich war viel in seinem Hause, welches durch die an Witz und Verstand ausgezeichnete Gräfin Ernestine von Kaunitz sehr beliebt wurde. Gern verzieh man dieser den kleinen Anflug von Sarkasmen, so wie das wenig hübsche Aeußere, wegen der unendlichen Anmuth ihres Wesens und des reichen Talentes ihrer Rede.

Da es allgemein bekannt war, daß Kaunitz den höchsten Einfluß über die Kaiserin ausübte, und daß alle ihre Gnadenertheilungen und Huldbezeigungen durch seine Hände gingen, waren auch Aller Augen nach ihm gewendet. Der Kaiser selbst nahm oft Theil an der Partie Billard, die er täglich nach Tische zu spielen pflegte, und die Reichsfürsten, die Großen von Wien, die Gesandten fremder Höfe, drängten sich um ihn her und überhäuften ihn mit Beweisen von Achtung; auch besaß er ein ganz besonderes Talent, durch sein freundliches Wesen das Herz zu gewinnen.

Er hatte eine besondere Abneigung gegen alles Unwahre und durchschaute jede Heuchelei. Selbst jene liebenswürdigen Geschichtserzähler, welche erfinden, um zu amüsiren, oder das Erlebte ausschmücken, was man jetzt achselzuckend — brodiren nennt und charmant findet, waren ihm zuwider, und er vermied solche Leute, wenn er konnte. — Er selbst sagte nie eine Unwahrheit, wenn er auch manche Wahrheit verschwieg; er kannte alle geheimen Triebfedern des menschlichen Herzens und

Digitized by Google

verstand dessen Leidenschaften, ohne sie zu theilen. Eine einzige Eigenheit raubte seinem Umgange den vollkommenen Reiz: für ihn gab es keine Eintheilung der Zeit, und die Uhr war umsonst für ihn erfunden.

Wenn er sich schlafen legte, las er, bis er einschlief, Zeitungen; wenn er aufwachte, ließ er sich die eingelaufenen Depeschen vorlesen; er arbeitete, ritt spazieren, speiste und schlief, wann es ihm beliebte, und die zum Diner geladene Gesellschaft mußte oft Stunden lang warten. Selbst die Kaiserin hatte oft warten müssen, wenn sie ihn eingeladen, doch war sie immer freundlich und gütig gewesen, und hatte diese Schwäche nie gerügt.

Das war mein väterlicher Freund, der mich oft sein Kind nannte, oft meine Hände in die seinen schloß und mir von vergangenen Zeiten erzählte. Von der neuern Zeit wollte er mir aber nichts mittheilen; „die Politik," sagte er, „gehört nicht für Frauen, besonders nicht für junge, die müssen tanzen, lieben, lächeln, athmen und nichts von dem herzlosen Gewebe der Politik wissen wollen."

Von allen dem wollte ich auch nichts wissen, ich wollte nur wissen, ob Seray mich liebe und ob der Blumenstrauß von ihm sei, und doch hatte ich nicht den Muth, ihn darum zu befragen.

Endlich konnte ich die Neugierde nicht mehr bezähmen, und als ich eines Abends beim Auskleiden die Blumen welken sah, befahl ich sie wegzuwerfen, und wiederholte wie durch Zufall meine Frage nach dem Geber. Elisabeth weigerte sich zwar, doch ein hübsches buntes Halstuch entlockte das Geständniß — der Strauß war von Vetter Alfred!

Ich hatte einige kleine Blumen herausgesucht, die das Schicksal der andern nicht theilen, sondern wohlaufbewahrt und für die Ewigkeit getrocknet werden sollten.

Junge Mädchen legen gar zu gern solche Heusammlungen an, welche sie einst erinnern sollen an die verdorrte Jugend, an Ereignisse, die damals wichtig schienen und jetzt eben so farblos dem Staub und dem Vergehen verfallen sind wie die Blumen, und in dem Buche der Erinnerung eben so selten herausgeblättert werden als in den Büchern, die man in der Jugend gelesen.

Wie manche schöne, glühende Liebe der Jugend liegt im Alter vor uns wie die breitgequetschte, gebräunte Mumie einer Rose, deren Sinnbild.

Im Kaunitz'schen Hause sah ich Seray oft; so wie auch im französischen Theater und italienischen Possenspiel, denn beide waren die Rendezvous der großen Welt. Das erste bot uns die Stücke von Racine, Molière, Corneille, und gewährte wahren Genuß, während die italienischen Possen, die nicht sehr erhabener Art waren, die Leute sehr belustigten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Zmudzinski's Modellsammlung.

(Beschluß.)

Hatte der Genius einmal die Möglichkeit gefunden, das luftige Gerippe eines solchen Baues hinzustellen, den kühnen Schwung seines Gedankens fest, sichre und einfältig erhaben in Stein zu fesseln, so konnte es nicht fehlen, daß zum schlicht Erhabenen in Erfindung und Ausführung das großartig Prächtige, die reiche Fülle des Schmucks sich fügte. Die Architektur begann ihre Blüthe, die man von 1180 bis 1400 zu setzen hat. Was die Zeit der Hohenstaufen an phantastischem Schwung in die lebendige Menschenwelt gebracht, dessen bemächtigte sich die Kunst und hielt noch Jahrhunderte lang im Geist und in der Wahrheit das germanische Heroenthum fest. Wir treten jetzt weiter zum freiburger Münster und betrachten den Thurm und den Theil der Kirche zwischen Thurm und Mittelschiff. Beides gehört in diese Epoche der Kunst. Der westliche Aufriß des Thurmes ist das Geschmackvollste, Kühnste und Eleganteste, was je eine Baukunst geschaffen hat. Nirgends, auch nicht am Straßbuerger, nicht am St. Marien in Antwerpen, nicht am St. Stephan in Wien, ja selbst nicht zu Cöln, am wenigsten im Auslande, findet man ein so sinnreiches Emporschwingen aus der ernsten Würde des Unterbaues durch immer zierlicher aufsteigende Fortsetzung bis in ein pflanzen- und netzartiges Gestein der obersten Theile. Der Uebergang vom Viereck zum Achteck ist bewundernswürdig fein und schön; die durchbrochene Arbeit der Laterne gleicht der Kunst beduhter Spitzenmuster. Ueber der Zierlichkeit, die sich hier tausendfach in Einzelnheiten gefällt, vergißt man auf Momente die Erhabenheit, die der Geist des Ganzen athmet, und doch drängt wieder Alles mit tausend himmelanstrebenden Armen und Händen zum feierlichen Ernst, zur würdevollen Stille; Alles, was Reichthum ist, dient doch nur der Größe. — Das Modell ist ein vollendetes Meisterstück von Miniaturarbeit; Treue, unendlicher Fleiß und Geschmack haben sich mit der feinen Hand des Künstlers vereinigt, um dies glückliche Gleichbild im Kleinen hervorzurufen. — Zum Geschmack und Charakter des bewundrungswürdigen Thurmes gehört auch das Schiff des freiburger Münsters. Besonders zeichnet sich das niedre Nebenschiff mit seinen breiten Fenstern durch schöne Verhältnisse und edlen Schmuck aus. Hier hat man ächt gothischen Baustyl in reichster Fülle, in üppigster Blüthe. Die senkrechten Strebepfeiler dienen den innern Gewölben zu Widerlagern, und erhalten selbst mehr Festigkeit durch die Thürme und Thürmchen, welche auf ihnen lasten. Die schönen Streben, welche an diesen Pfeilerthürmchen ruhen, gewähren wieder dem nach außen hin drängenden Gewölbe des hohen Schiffes den nothwendigen Gegendruck. Alles ist nothwendig zur Construction des Ganzen und dennoch so gegeben, als wäre nur

Digitized by Google

Schmuck der alleinige Zweck. Am magdeburger Dom gehören dieser Blüthezeit an die kunstreiche Krönung des niedern Schiffes mittels der zehn, durch Galerien und Thürmchen verbundenen Giebel; sowie das westliche herrliche Portal unten am Thurmbau. Ferner gehören in diese Zeit die drei ersten gothischen Wohnhäuser in Backstein, aus Eibing, Hannover und Thorn. Es darf nicht befremden, hier sowohl den Rundbogen, wie im obern Fensterschluß die Horizontale zu finden; sie kommen in dieser Weise an profanen Bauwerken im ganzen Mittelalter vor. Hier in der Modellsammlung auch an den Rathhäusern zu Danzig und Breslau. — Das von 1274 bis 1341 gebaute Schloß Marienburg gehört gleichfalls in die beste Epoche gothischer Bauten. Allein man hat hier in Erwähnung zu ziehen, daß die Baukunst, je mehr sie sich aus ihrer südwestlichen Heimath deutscher Lande nach dem flachen, sandsteinlosen nordöstlichen Flachlande hinzog, an ihrem eigenthümlichen Charakter verlieren mußte. Es wurde Unglaubliches geleistet, um mit Hülfe des gebrannten Thones den Styl der südlichen Kunst zu erreichen, allein schon dies Baumittel bedingte Abweichungen, und das kriegerische Bedürfniß war selbst bei Kirchenbauten für den deutschen Orden in Preußen eine Nöthigung, wehrhafte Festigkeit aller Schönheit oder Zierde voranzustellen. Selbst die dortigen Kirchen sind oft kolossale, im Aeußern fast immer schmucklose Backsteinmassen. In diesem Sinne sind die großen, oft leeren Mauern der Marienburg zu nehmen. Nur vor den vom Hochmeister bewohnten Theilen findet man mehr als gewöhnlichen Schmuck, der gleichwohl niemals den Ernst eines wehrhaften Zustandes verleugnet.

Die Zeit der Ueberblüthe setzt man von 1400 bis 1480. Zierlichkeit oder üppige Fülle überwuchert den Ernst der Größe. Dies der Charakter der Bauten aus dieser Zeit, die immer noch edel, immer noch geschmackvoll, oft glänzender und bestechender sind als die Arbeiten bis zum J. 1400. Die Modellsammlung liefert uns aus dieser Epoche den Mühlthorthurm zu Brandenburg, dies fast liebliche Stück einer gefälligen Einfachheit. Am magdeburger Dome gehört hierher das über dem Portale sich erhebende Feld mit seinen Thürmen, Thürmchen und Standbildern, das einen seltenen, in der Wirklichkeit wegen zu bedeutender Höhe nicht genug aufzufassenden Reichthum bietet. In diese Zeit fällt eine Veränderung des gewöhnlichen Spitzbogens. Es ist dies der sogenannte Eselsrücken, welcher dadurch entsteht, daß die Kreislinien, statt in ihrem Laufe gegen einander zu stoßen, sich wieder rückwärts krümmen und so eine aufstrebende Spitze bilden. Man sieht diese Spitzbogen in Form des Eselsrückens an den beiden Fenstern im reichen Felde über dem westlichen Portale des magdeburger Domes, und noch weiter oben in der Krönung des Treppenhäuschens auf dem westlichen Thurme. Ferner fällt in diese Epoche die Art der Fensterverzierung, wie sie am Chore des freiburger Münsters mit ihren Fischblasenmustern vorkommt. Diese, erst nach 1400 erfundene Zeichnung wandte man auch in den Gurten der Gewölbe an; auch bei scheinbaren Durchbrechungen. Das Rathhaus zu Breslau zeigt das Vorherrschen des Eselsrückens in allen seinen Theilen, an dem reichverzierten mittleren der drei neben einander stehenden Giebel, in den Fensterkrönungen der langen Hauptseite und in dem Schmuck der drei vorspringenden Erker.

Für die Verfallzeit der gothischen Kunst liefern ein Beispiel die oberen Thürme des magdeburger Domes, die 1520 vollendet wurden. Sie setzen die unteren schweren Massen nicht entsprechend fort; man hatte die Gesetze des naturgemäßen Aufstrebens verloren, fand sich nicht mehr zurecht und machte mit den nichtssagenden, abgestutzten Thürmen einen schlechten Abschluß. Das Wohnhaus zu Naumburg, das die Modellsammlung enthält, ist ebenfalls aus der letzten gothischen Bauzeit. Charakteristisch sind an ihm die Stäbchen, welche in den Thür- und Fenstergewänden sich durchkreuzen. Die Kreuzung solcher Stäbchen zeigt bereits die Zeit seit 1450 nicht blos an Thüren und Fenstern, sondern auch an den Gurten der Gewölbe und dem Wandschmuck.

Für eine zweite Sammlung ist das Modell vom Thurmbau des straßburger Münsters begonnen, das bereits in seiner fragmentarischen Gestalt aufgestellt ist. Die Domkirche in Naumburg und die Katharinenkirche in Brandenburg, die vielleicht das zierlichste aller vorhandenen Backsteinbauten ist, sind bereits zum Behuf der Modellirung vermessen und gezeichnet.

Von neueren Bauten finden wir in der ersten Abtheilung, zum Theil wegen des interessanten Gegensatzes zu den Werken des Mittelalters, das Zeughaus zu Danzig, ein beachtenswerthes Gebäude des 17. Jahrhunderts, nach Art der holländischen, in den Nord- und Ostseestädten häufig nachgeahmten Wohnhäuser. Modern mittelalterlich ist das neue Gymnasium zu Danzig, desgleichen der Redern'sche Palast in Berlin und das Schlößchen Kurnick, zwei Meilen von Posen, nach Schinkel'schem Entwurf. Von münchner Bauten finden wir Klenze's Pinakothek und die im jonischen Tempelstyle erbaute Glyptothek. Das neue Landschaftsgebäude in Posen mit der abgeschrägten Ecke ist nach einem Entwurfe von Soller. Von Schinkel'schen Entwürfen finden wir noch zwei großstädtische Wohnhäuser und das Lusthaus zum Wilhelmsgarten bei Magdeburg, das freilich in der Ausführung hinter dem Plane Schinkel's weit zurückgeblieben ist. Auch von den beiden Gymnasien zu Stettin und zu Marienwerder finden wir Modelle.

Hr. Zmudzinski kam von Berlin zu uns und wird von Leipzig aus seine Reise nach dem Westen antreten.

---

## Notiz.

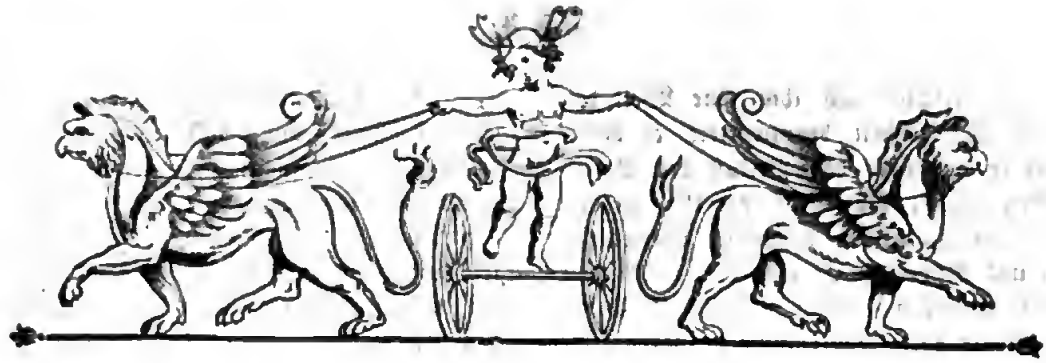
[Händel's Messias.]

Am 1. November soll in Halle das hundertjährige Jubiläum des Händel'schen Messias gefeiert werden. Händel war aus Halle gebürtig. 1741 war das Geburtsjahr seiner großen Tondichtung.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 179. — den 13. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

Von Amalie Winter.

(Fortsetzung.)

Wie in der großen Himmelssphäre sich tausend kleine Sphären bewegen, so finden in der großen Welt sich am leichtesten kleine Welten zusammen. So sprach ich denn Seray in dem mit Menschen angefüllten Salon viel und lang; bei manchen feurigen Liebesscenen der Racine'schen Stücke begegnete ich seinem feurigen Liebesblick, und bei den Zwistigkeiten von Harlequin und Polichinell, und deren etwas plumpen Huldigungen vor Colombine, machte Seray mir eine Liebeserklärung, und oft, während die Musik im Nebenzimmer wirbelte und der Tanz die Jugend beschäftigte, hatten ernste Interessen uns erfaßt, und ich folgte ihm oft Stunden lang in sein schicksalreiches Leben, das tausend Räthsel aufstellte, zu tausend Vermuthungen Veranlassung gab.

Seray wußte nichts von seiner ersten Kindheit und nichts von seinen Eltern. Er erinnerte sich kaum einer weiblichen Pflege, und nur der männlichen eines alten Jesuiten, der ihn wie ein Vater geliebt, gewartet und unterrichtet hatte. Er war für den Orden bestimmt gewesen und wußte nicht, daß es ein besseres Schicksal gäbe als das ihm zugedachte; die Jesuiten standen auch in Spanien in großem Ansehen beim Volke, dem sie wohl thaten, das sie beleheten; und wie ein Gewitter aus heiterer Luft brach am 2. April 1767 gegen Abend das Ungiück über sie ein: sie wurden alle zur selben Stunde ergriffen, gefesselt, nach dem Hafen transportirt und eingeschifft — auf Befehl des Königs. So sahen sich denn die würdigen Kämpfer Jesu wie gemeine Verbrecher mit Ketten beladen, verhöhnt, mißhandelt, dem Vaterland, dem stillen Asyl ihres Wirkens entrissen, doch sie klagten nicht, sie ertrugen Ungemach und Demüthigungen aller Art mit der höchsten Geduld, und wenn Aloys von der stillen Ergebung des Vaters Bernhardin, seines Pflegees und Leheers, sprach, traten ihm oft die Thränen in die Augen, und er war dem Himmel dankbar, unter dem Heiligen gelebt zu haben, der ihm den Weg zum Himmel gezeigt hatte. Er ward mit ihm an der Küste von Neapel abgesetzt.

Doch im November ward auch in Neapel ein gleiches Schicksal über die Jesuiten verhängt, und Aloys mußte plötzlich das kaum gefundene Asyl verlassen und sich in den Kirchenstaat begeben, wo sicherer Schutz ihm zugesagt wurde.

Hier lebte er mit Vater Bernhardin in ernster Beschäftigung und Streben nach Kenntnissen; er wollte einst ein wackerer Streiter des Herrn werden; — da starb der gütige Vater, der sich bis jetzt seiner angenommen hatte, und er stand nun allein, noch ein schwacher Knabe, unfähig sich selbst zu leiten und zu versorgen.

Da vernahm der General der Jesuiten, der Vater Ricci, vom Kummer des Knaben und ließ ihn zu sich kommen. Als Aloys in des würdigen Mannes edles Antlitz schaute, das mehr den Stempel der schönsten Tugenden und der edelsten Gemüthseigenschaften, als des



Digitized by Google

großen Geistes trug, erschloß sich ihm eine Welt des Vertrauens; ohne Verlegenheit beantwortete er dessen Fragen, und als er dem über den Verlust des Vaters trauernden Knaben anbot, Vaterstelle bei ihm zu vertreten, war Aloys ihm zu Füßen gesunken, überwältigt von Dankbarkeit und Rührung. Er war nun nicht mehr von seiner Seite gewichen und ihm sogar 1773 ins Gefängniß gefolgt. Er hatte während zwei Jahren seine Gefangenschaft getheilt, und als er starb, ihm die Augen zugedrückt.

Nun stand er wieder allein in der Welt; noch hatte er das Gelübde nicht abgelegt, das erst mit 23 Jahren und nach genauer Prüfung angenommen wurde, damit die Gesellschaft Jesu nur würdige Mitglieder zähle und sich vor allen andern Mönchsorden auszeichne. — Jetzt war der Orden aufgehoben, und Seray sei — und heimathlos.

Von Vater Bernhardin hatte Aloys einen Brief an den Herzog von Braganza erhalten, den er zwar nach vielen Jahren erst abgeben konnte, der ihm jedoch eine gute Aufnahme trotz der verjährten Empfehlung gewährte. Der Herzog war ein Freund und Beschützer der Jesuiten gewesen, hatte selbst unter der Ungerechtigkeit seines Fürsten und dessen Minister gelitten, und sah sich genöthigt, fern von seinem Vaterlande in den Herzen neuerwachener Freundr eine Heimath zu suchen, und so stand jedem Heimathlose ihm nah, und des jungen Aloys' Klage fand ein Echo in seinem Herzen. Er wollte ihm auch behülflich sein, die Eltern wieder aufzufinden, die dem Vermuthen nach von hohem Stande sein sollten. Aloys de Seray wollte durchaus wissen, welche Rechte er auf den Namen habe, den er führte, er wollte seine Familie kennen, nur so meinte er in der Welt etwas sein und leisten zu können.

Der Name, sagte er, sei das Fundament der geselligen Stellung, der Name sei das einzige Wort, das der Schutzengel dem Menschen bei seiner Arbeit zurufe, damit er sich dessen würdig mache. Den Kaufmann deute er nach der Firma, und jeder Sohn müsse den Namen des Vaters kennen, damit er diesem Ehre bringen könne.

„Ich muß von einem hohen Geschlecht abstammen," sagte Aloys einst zu mir, „denn ich beuge mich nicht gern. Auch muß der Ehrgeiz mir durch das Blut eingegeben sein, denn ich möchte unendlich viel werden, leisten und erstreben; obgleich ich mein ganzes Leben beinahe gehorchen mußte, habe ich doch große Anlagen zum Befehlen."

Aloys war außerordentlich ernst, doch immer mild; seine Klostererziehung hatte ihn gelehrt, jeglichen Ausbruch der Leidenschaft zu unterdrücken; er war bleich, wenn ihn etwas bewegte, doch nie heftig. Vor allem lag ihm das Volk am Herzen, Mißbräuche verwundeten ihn wie die schärfsten Waffen, Vorurtheile nannte er vergiftete Pestblumen, er wollte überall helfen, läutern, bessern, beglücken. Es war ein ewiges Streben, Sehnen, Ringen in ihm; tröstend und belehrend für Arme und Betrübte, schien er noch immer dem Beruf des Priesters folgen zu wollen, und bei allen dem liebte er mich. Ein und ein halbes Jahr war verflossen seit jenem Abend bei Prinz Rohan, wo ich Seray zum ersten Male gesehen, und wir waren uns so nahe gerückt in unseren Seelen, daß uns nichts mehr trennte als das Schweigen — und im italienischen Possenspiel wurde dieses gebrochen. — Der Ort mag wohl etwas unpassend dazu erscheinen — ich kann aber dem Leser nicht helfen.

Polichinell machte einen Sprung und sagte zu Colombine: „ich liebe Dich halter wie mein Leben!" — und Harlekin sagte: „ich habe Dich halter freßlieb." — Colombine wendete sich letzterem zu, und diese einfache Erklärung trug den Sieg davon. Alles lachte — und Seray sagte:

„Harlekin's Geständniß umfaßt wirklich unendlich viel, denn bei diesen Leuten ist der Appetit des Magens das Höchste; solche Leute kennen den Hunger, der nicht immer gestillt werden kann, deshalb ist der Appetit bei ihnen viel heftiger, das Essen viel größerer Genuß als uns; ein anderer lebenslustiger, nicht an künftiges Leben glaubender, müßte sagen: ‚ich liebe Dich wie mein Leben,' da das Leben ihm das Höchste ist. Wir Männer der höhern Bildung aber müssen die Liebe also erklären: ‚Ich liebe Dich wie die Wahrheit, wie die Erkenntniß, wie die Freiheit! und, Rosalie, so liebe ich Dich!'"

Wie erzitterte mein Herz; zum ersten Male mich von ihm mit dem Taufnamen genannt, zum ersten Mal das trauliche Du zu hören, welche Seligkeit! Was war mir Aloys nicht alles. Er hatte wie eine Welt vor mir gelegen, wie eine feene ersehnte Welt, und jetzt war sie mein; das Du war der Schlüssel meines Reiches, den er mir überreichte, und auch ich war sein, denn als er mich bei meinem Vornamen nannte, war es mir, als pflanze der Eroberer die bunte Flagge auf dem ihm ergebenen Eiland auf, um es als sein Eigenthum zu bezeichnen; noch nie hatte ich meinen Vornamen so schön, so süßtönend, so rosig gefunden.

Digitized by Google

Harlekin und Colombine tanzten ein pas de deux und wir Beide blickten uns im seligsten Entzücken in die Augen.

Ich konnte von jeher die Ballette nicht leiden, weder die Kunststücke der Pas und Sprünge, noch die Pantomimen; das Tanzen in Schmerz und Freude ist eine Unnatur, denn die Freude macht stumm, still, regungslos; so stand ich neben ihm im Hintergrund der Loge und blickte ihn an unter Thränen.

Der Vorhang fiel, der Wagen war da, er führte mich die Treppe hinab.

O, glaubt mir nur, von allen den Seligkeiten der Liebe ist die, am Arm des Geliebten einherzugehen, eine der größten. Man fühit, daß man ihm angehört, von ihm gestützt, getragen, durchs Leben geführet werden kann.

Ist es mir doch, als ob in den jetzigen Zeiten der Emancipation der Frauen, das Führen eine ganz andere Rolle im Leben spiele, nicht mehr jene innige; das Führen eines Paares läßt auf Zeit und Standpunkt des Verhältnisses, auf den Grad der Liebe schließen. Ich sah Pärchen, welche wie in eins gegossen waren bei dem Arm in Arm; die weibliche Hand ruhte dabei in der männlichen und ward von dieser gedrückt; Sie schmiegte sich eng und fest an ihn, Er drückte sie so nah als möglich an sich; es blieb kein Platz zwischen Beiden für einen Bogen Papier. „Das ist gut," sagen die Leute, „da kann der Teufel nicht dazwischen treten!" Das ist die Liebe der Flitterwochen.

Dann sah ich Eheleute oder Verlobte, die sich nur der Form wegen den Arm gaben und selbständig neben einander herschritten; das ist das Führen der Emancipation, es sind Freunde, welche dieselben Wege wandeln; der Mann, dessen Liebe verraucht, die Frau, die auf gleicher Stufe mit dem Manne steht, gleiche Rechte mit ihm hat. Ich sah auch Männer, denen die Frau wie ein Arbeitsbeutel an dem Arm hing; die machten große Schritte, und die Frau trippelte geschäftig in kleinen nebenher; solche Männer pflegen dann auch auf dem besten Weg zu gehen, die Frau vom überhängenden Buschwerk zerkratzen zu lassen, und so egoistisch zu sein auf dem Spaziergang wie im ganzen Leben.

Da ich nun dieses Führen zu Tisch oder zum Wagen schon damals für ein Thermometer des Gefühls und Charakters hielt, so kann man sich denken, welche Seligkeit ich empfand, als ich jetzt zum ersten Male den Arm eines Geliebten ergriff, der mein war, als ich mich stützen konnte auf ihn, den ich unter so vielen zu meinem Lebensgefährten erwählt hatte. Ja, am ganzen Hofe, in ganz Wien, in der ganzen Welt war kein Mann, den ich so gern und stolz mein genannt hätte.

Als ich nach Hause kam und mit der Tante von meiner Herzensangelegenheit sprechen wollte, war der Herzog von Beaganza zugegen, und sie winkte mich hinweg auf mein Zimmer. Wie gern hätte ich mein Herz ausgeschüttet, es war bis zum Zerspringen voll. Was hätte ich aber der Tante sagen können? — Seray hatte nicht um mich angehalten, er hatte mir nur seine Liebe erklärt, und ob diese Erklärung ein Ueberwallen des Gefühls, oder das Resultat eines bestimmten Planes gewesen; wer konnte das wissen? Ich nahm mir also vor, der Tante noch das Vorgefallene zu verschweigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Düsseldorf.

[Zustand der Akademie und Schule; Gemäldeausstellung.]

Wir sehen auf die diesjährige Ausstellung mit Interesse hin, insbesondere da wir auffallende neue Talente zu gewahren glauben. Doch ist im Uebrigen sehr viel Mittelgut vorhanden von Jung und Alt, d. h. sowohl von Jüngtingen, die zum ersten Male die Arena betreten, wie von Veteranen, deren Kräfte der Strom der Zeit und ein zu stolzes Selbstbewußtsein geschwächt. Ueberhaupt schleicht in den letzten Jahren ein unheimlicher Geist in der düsseldorfer Schule um, welcher die Schüler zum Eifer wider die Meister anspornt, alte Perrücken in Tonsuren verwandelt, und neidischen Mehlthau auf junge, stolze Pflanzen streut. Wohl leuchtet aus der Nebelmasse noch manches herrliche Gebilde in zauberhaftem Glanz hervor, allein das frühere gemeinsame Streben ist erloschen. Der akademische Vorstand hat im vorigen Jahre eine Revision der Talente und Genies gehalten; wer unter den studirenden Malern nicht in einem gewissen Zeitraum eine gewisse Dosis ungewöhnlichen Geistes gezeigt hatte, wurde fortgeschickt, oder mit anderen Worten, er verlor seine Stelle im Akademiegebäude. Bei dieser Operation soll es nicht an Cabalen und Ungerechtigkeiten gefehlt haben, wie sich leicht denken läßt, und mancher junge Raphael zog mit Ingrimm seinen Sammtrock aus und mischte sich unter die Philister. Andere nicht Verwiesene, die schon auf eignen Füßen stehen konnten, trennten sich freiwillig vom Institute, weil sie sich zurückgesetzt glaubten, weil sie, ob wahr, ob eingebildet, unzählige Unbilden erlitten zu haben meinten. So vor einigen Jahren der geistvolle Rethel, der Stillebenmaler Peeyer (gegenwärtig wieder in Düsseldorf), die Landschafter Funk, Lasinsky ꝛc., der treffliche Genremaler Hasenklever u. A.; so später der genialr Achenbach, der nun in einem prachtvollen Atelier zu Hause malt und con amore gegen das Haupt der Schule Opposition bildet. — Den Leitern des Kunstvereins haben die rheinischen Künstler seit vielen Jahren Parteilichkeit in der Auswahl der angekauften Bilder vorgeworfen, und wirk-

Digitized by Google

lich mußten ihre Klagen nicht ungegründet sein, da endlich in der diesjährigen Generalversammlung ein Antrag auf Auflösung des bisherigen Ausschusses und Verwaltungsraths und Wahl eines neuen durchgegangen ist. Aus all diesen Wirren geht deutlich genug hervor, daß dem Institute ein kräftiger Leiter Noth thut, dessen Auge weniger in den dumpfen Regionen altkatholischer Mystik als in den lichteren reiner Kunstschönheit zu weilen liebt.

Das räumlichste historische Bild der Ausstellung ist Volkhardt's „Ermordung des Sängers Rizzio". Ein großes Talent! Die Composition ist wunderschön und die Ausführung, mit Ausnahme einiger Zeichnungsfehler, vollendet. Welcher warme, goldne Ton, — welche Kraft und Anmuth der Färbung — welcher Reiz der Gruppirung! Das bleiche im Todesschrecken fast erstarrte Antlitz Rizzio's ist von erschütternder Wirkung; Maria's Züge wünschten wir belebter, weicher; am gelungensten ist die Charakteristik der beiden Kammerfrauen, besonders der über dem Prunktisch liegenden halb Ohnmächtigen. Die Züge von Maria's Gemahl sind dagegen flach und nichtssagend, und die Stellung des Mörders leider eine so mißlungene, daß derselbe nach dem Stoße unfehlbar zu Boden stürzen würde. Auch seine Größe ist außer allem Verhältniß zu den übrigen Personen. Wir wünschen dem Maler Glück zu diesem Werke und hoffen, daß er den frischen Lebensreiz in aller seiner Fülle durch alterthümliche Rathschläge nicht ersterben lasse.

Alfr. Rethel's „Versöhnung Kaisers Otto I. mit seinem Bruder Heinrich" gehört wohl nicht zu des Malers besten Werken. Wie schön und charaktervoll auch die Köpfe, wie großartig die Gewandmotive, wie lobenswerth die historischen Costüme — und Architekturstudien, — es liegt etwas Beengendes, Steifes in dieser Composition, und der Farbenton ist nicht ohne Härte. Auch mit der Intuition des Künstlers können wir uns wenig befreunden: ein Mann in reifem Alter, der vor seinem Bruder kniet und um Erbarmen fleht, ist für uns ein unnatürlicher und widerlicher Anblick. Warum überhaupt derartige barbarische Scenen der vaterländischen Geschichte verewigen wollen? Ist unsere Vorzeit denn so arm an erhebenden, großen Zügen? — Ein liebliches Bild von H. Mücke aus Breslau lockt uns in den Zauberkreis mittelalterlicher Romantik. „Chriemhilde", die schöne Jungfrau, ruht auf ihrem Lager, die schlanken Glieder nur mit weißem Hemde bedeckt, Arme und Nacken sind bloß. Da dünkt es ihr im Traume:

„Sie zöge sich einen Falken, stark, schön und wild,
Den griffen ihr zwei Aare: daß sie das mußte sehn,
Ihr konnt' auf dieser Erde kein größer Leid geschehn."

Die Züge der Schlafenden sind offenbar zu ruhig, doch drückt der aufgehobene, halb abwehrende Arm annähernd ihre bangen Traumgefühle aus. Der Maler hat auch die Vision verbildlicht, doch nach unserer Ansicht ist dieser Theil seines Werkes der schwächste, der am wenigsten poetische.

E. Leutze, ein Nordamerikaner, introducirt sich mit vielem Glanze. Sein Bild: „Columbus vor dem Rath von Salamanca", ist wahrhaft ausgezeichnet durch hohes Streben nach Charakteristik. In den Köpfen der zuhörenden Räthe zeigt sich ein höchst mannichfaltiger, prägnanter Ausdruck, der an die Auffassung Lessing's in seinem Huß vor dem Concile erinnert. Columbus selbst, obwohl ihn der Maler etwas zu alt darstellte, imponirt durch seine hohe Gestalt und energische Haltung, sein Auge glänzt von intelligentem Bewußtsein und einer unbeschreiblichen Macht der Begeisterung. — Ungleich weniger anziehend erscheint uns das in seinem Sujet ähnliche Bild eines Schweden, A. Tiedemand, welches „Gustav Wasa eine Rede haltend" darstellt. Des Helden Haltung ist steif und theatralisch, die Züge der Umstehenden zwar nicht ohne unterscheidende Charakteristik, doch zu gewöhnliche Modelle und Muster verrathend. — Bedeutsamer durch originelle Auffassung, kräftiges Colorit und kühne Zeichnung ist W. Camphausen's „Schlacht bei Breitenfeld"; Tilly, auf der Flucht von einem schwedischen Rittmeister angefallen, wird durch einen kaiserlichen Herzog von demselben befreit. Die Gruppen sind mit vieler Wirksamkeit angeordnet, Einzelnes in der Malerei ist höchst vollendet und das Ganze zeigt von unverkennbarem ernergischem Streben. — Auch „Gustav Adolf's Abschied von seinen Reichsständen zu Stockholm", von A. G. Lasinsky jun. in Coblenz, erfreut durch correkte Zeichnung und geistreiche Belebtheit der Charaktere, nur sind einige Töne des Colorites zu kühl und mißklingend.

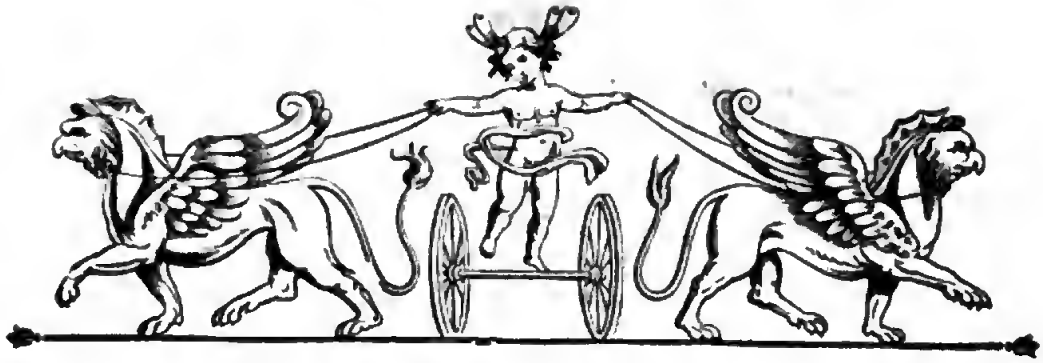
An die romantischen Nachklänge der antiken Geschichte gemahnt Fay's „Cleopatra", ein schönes Bild, das nicht lange ausgestellt war, und später vom cölner Kunstverein angekauft wurde. Die Auffassung der ägyptischen Königin ist edel, obgleich dem Charakter der Darstellung wenig entsprechend; Form und Farbe des Körpers sind von sinnlich reizendem Schmelze. — Eine vag romantische Darstellung von Th. von Oer: „Mönche vom Orden der Trinitarier (congregazione della mercede), welche in einer afrikanischen Stadt von den Barbaresken geraubte Christensklaven loskaufen", enthält zu wenig Reiz der Conception, Einheit der Gruppirung und Harmonie der Farben, um höheres Interesse zu erregen. — Ansprechender sind die Porträt-Historienbilder von Carl Claren und P. J. Riederich. Der erste malte den „heiligen Petrus" für die Kirche zu Kellinghausen, der andere für den Saal im Römer zu Frankfurt a. M. den „Kaiser Heinrich V." Eine mächtige Zeichnung vereinigt sich in diesen Bildern mit markiger Pinselführung. In Zügen und Haltung des Kaisers hat der Maler mit Recht die verborgene Heimtücke des Charakters angedeutet; Petrus' grobgeschnittenes, offenes Antlitz zeugt von seinem leidenschaftlichen Glaubenseifer.

Ein trauriges Beispiel von der unfreien Richtung der christlichen Kunstschule ist wiederum A. Zimmermann's „Grablegung Christi". Wie monoton und gewöhnlich die Auffassung, wie geleckt und zimperlich die Ausführung! In keiner dieser Gestalten eine kräftige Individualität, nirgends in den Formen eine tiefere Durchbildung. Das ist Alles so nüchtern und glatt, so leblos und platt wie ein neugehobelter alter Heuboden. —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 180. — den 14. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Schwer wurde das nicht, denn die Tante hatte nichts zum Plaudern Anregendes in ihrem Wesen. Sie liebte mich zwar, doch beschäftigte sie sich mehr mit der Politik als mit mir. Sie hatte geliebt, so sagte die Fama, — aber wie?

Es gibt Frauen, denen die Liebe eine Nebensache im Leben ist, die nicht dem Lichte zuschweben, wie wir armen andern Insekten, sondern sich von den Spinnengeweben der Eitelkeit fangen lassen, wenn dieselben über ihrem Haupte an irgend einem vergoldeten Karnies aufgehängt sind. — Meine Tante war nie unglücklich geworden, und der Tod des liebenswürdigen Kaisers hatte nicht ihr Herz gebrochen. Und doch war sie oft in Träume versunken, und irgend ein schmerzlicher Gedanke zog sie von der nächsten Umgebung ab und in unbekannte Regionen hinein. Daher kam es, daß, obgleich sie alles für meine Erziehung that, was nur die zärtlichste und reichste Mutter hätte thun können, ich doch nie das Bewußtsein von ihr geliebt zu werden hatte, und ihr auch nie vertrauen konnte. Ein junges Mädchenherz will auch eher errathen sein, als sich selbst zu verrathen, und noch vor vier Wochen hatte die Tante mich einer Neigung zu Vetter Alfred beschuldigt. So wenig kannte sie mich.

Wie sehnte ich mich nach dem nächsten Gespräch mit Seray, wie hoffte ich ihn zu finden, als wir zur Soirée des Ministers Kaunitz fuhren; aber er war nicht dort. Oft, wenn die Thür aufging, wendete ich den Kopf derselben zu; oft auch wendete ich ihn nicht und blickte recht eifrig auf meine Arbeit. — Ich hörte Schritte nahen, Jemand hinter mir Platz nehmen, der Athem stockte mir, mein Herz pochte hörbar, ich hoffte seine Stimme zu vernehmen, seinen Gruß, seine Entschuldigung wegen des zu spät Kommens. — Da war es aber Alfred, der mich ansprach, oder sonst ein Gleichgültiger; Aloys kam nicht. Erst nach drei Tagen gab ein Souper des Prinzen Rohan uns Gelegenheit zum Wiedersehen.

„Mein Fräulein," sagte Seray, als er mich zum Souper geführt hatte, „ich habe neulich ein Wort gesagt, das —" — er stockte — und seine Stimme zitterte.

„Das Sie nicht fühlten," sagte ich mit einiger Heftigkeit, denn ich war piquirt, daß er so lange mir kein Lebenszeichen gegeben, und es ist eine Eigenheit der liebenden Frauen, daß sie gern dem Gegenstande ihrer Liebe etwas Unangenehmes sagen; doch ein vorwurfsvoller Blick strafte mich dafür.

„Wenn ich es nicht gefühlt hätte," sagte er ernst, „so würde ich es nicht gesagt haben; aber das ist es eben, daß das Gefühl so mächtig in mir war, so über alles mächtig, und mich hinriß, so daß ich nicht bedachte, was ich hätte bedenken sollen — nämlich, daß ich arm, namenlos und ohne Heimath bin, während Sie geehrt, allgemein verehrt und reich, als einzige Erbin Ihrer Tante, auf große Partien und glänzende Zukunft Ansprüche machen können."



Digitized by Google

„Aloys," antwortete ich leise, „ich kenne kein höheres Glück, als das — Ihre Gattin zu werden, sprechen Sie mit meiner Tante, meine Einwilligung gab ich schon an jenem Abend, als ich das Geständniß Ihrer Liebe anhörte, mit dem Gefühl von Seligkeit, welches ich noch nie vorher gekannt."

„Nur einige Tage lassen Sie uns zögern; ich erwarte Briefe aus Spanien mit den verheißenen Nachrichten über meine Familie; der Herzog von Braganza hat sehr angelegentlich die Nachforschungen betrieben, und ich hoffe, das Resultat ist gut. Vater Bernhardin nennt mich Aloys von Seray; er berichtet, ich sei unter diesem Namen, den er aus Gründen jedoch nicht für meinen wahren halte, ihm von einer deutschen Familie anvertraut worden, welche nach Amerika ausgewandert sei. Er zeigte mir in meiner Kindheit einige Kleinodien, welche, wie er sagte, mir gehörten, unter diesen einen Siegelring, dessen Wappen leicht auf die Spur meiner Familie führen konnte; diese Schätze sind in fremde Hände gekommen, und nur mit Mühe wurden sie aufgefunden. Bald hoffe ich Sie zu meiner Gattin nicht so demüthig verlangen zu dürfen; also, Rosalie, nur noch einige Tage Verschwiegenheit."

Ein Gespräch beim Souper mit dem Geliebten färbt die Wangen höher als alle Schminke, und wenn auch Niemand die Worte, die wir wechselten, vernehmen konnte, so entging doch die Wichtigkeit derselben nicht. Beim Nachhausefahren gab mir die Tante einen herben Verweis: daß ich mich affichiren ließ von einem jungen Menschen, von dessen Abkunft Niemand wisse, der kein sort mir zu bieten habe. Ich sei berechtigt, auf eine gute Partie Anfprüche zu machen, denn ich sei ihre Erbin. — Sie sprach sehr heftig, vermuthlich hatte der Herzog von Braganza, der bei Tische neben ihr gesessen, sie auf unsere Unterhaltung aufmerksam gemacht, denn sie selbst hätte sie gewiß nicht bemerkt.

Wir waren in ihrem Zimmer angekommen; ich hatte stumm den ganzen Schwall der Rede über mich ergehen lassen; das war ein fatales Ende gewesen des schönen Abends, der noch in allen meinen Pulsen pochte, und die Röthe des Glückes war der Blässe der Verzweiflung gewichen.

„Hörst Du, Kind," sagte sie, als ich ihr, wie gewöhnlich, die Hand zur guten Nacht küßte, „in solch einer Heirath gebe ich nie meine Einwilligung, da wäre mir ja der Vetter Alfred sogar noch lieber."

„Ei, ich wüßte gar nicht, warum gerade dieser," sagte Lisel, die mit dem Lichte an der Thür gestanden, um mir in mein Zimmer zu leuchten, „der macht sich gar nichts mehr aus dem Fräulein."

Ich hörte diese Bemerkung nicht, welche nur allzudeutlich verrieth, daß mein Stubenmädchen mehr von ihm wußte als nöthig; ich eilte auf mein Zimmer, warf Shawl, Blumen, Roben, alles so schnell als möglich von mir, und legte mich zu Bett; Elisabeth nahm das Licht weg, und ich war allein im dunklen Zimmer, in meiner dunkeln, jugendlichen Verzweiflung.

Nein! im Bette liegen kann man nicht, wenn man außer sich ist; das Blut tritt in den Kopf, der vom Elend schon überfüllt ist, die Gedanken werden riesiggroß, sie wachsen zu Ungeheuern heran; sie vermehren sich, steigen auf, steigen nieder, reihen sich an einander, es gibt eine Ewigkeit des Schmerzes in so einer einzigen nächtlichen Stunde, welche Andere friedlich durchschlafen und in ruhigen Athemzügen wie eine kurze Minute durchleben!

Ich verließ das Lager, ich ging in schnellen, ruhelosen Schritten durch das Zimmer, ich rang die Hände, ich warf mich auf die Erde; es war ein entsetzlicher Schmerz — doch nicht der schlimmste, den ich erlebt. Ich haßte die Tante, die Verhältnisse, die Reichthümer, die Vorurtheile der Welt, aber ich konnte doch noch Aloys lieben, und diese Liebe schwamm in all dem Haß wie ein gesegnetes Eiland einher, schön und ruhig, in das Immergrün der Hoffnung gekleidet.

Und doch war mein Unglück groß. Alte Leute pflegen meist das Unglück der Jugend zu belächeln; weil es sich so leicht verwischt, meinen sie, es sei weniger heftig. Sie irren sich darin. Die Jugend ist nicht zum Unglück geschaffen, sondern zum Glück, und das Weh gibt eine entsetzliche Dissonanz in den zu frohen Weisen gestimmten Saiten des Herzens, und droht das Instrument zu zersprengen — aber es zerspringt nicht, denn die Jugendkraft hält es, und ihre Elasticität weicht dem einen Eindruck auf Momente, um sich dann andern Eindrücken hinzugeben. Mit sechzehn Jahren ist man noch des Schmerzes ungewohnt und noch unkundig der Heilkraft der Zeit, da glaubt man noch an Ewigkeiten, und die Ewigkeit des Kummers steht wie ein Gespenst uns zur Seite.

Es ist jetzt schon mehr als ein halbes Jahrhundert, seit jene Nacht über mich dahin gezogen, und doch gedenke ich ihrer noch mit Schmerz. Und wenn ich von jungen Leuten und deren getrennten Liebesverhältnissen höre, ergreift mich immer ein tiefes Mitleid, weil ich jener Zeit gedenke, wo ich so viel gelitten.

Digitized by Google

Ich hätte mir das Leben nehmen können, wenn nicht die Religion mit starker Gewalt noch einen Accord in dem verstimmten Saitenspiel des Herzens hätte ertönen lassen. — Aber ich durcheilte das Zimmer während der ganzen Nacht, bis ich gegen Morgen zusammenbrach am Fenster und so erstarrt von Elisabeth gefunden wurde. Man brachte mich zu Bett, und das ganze Haus ward von des Stubenmädchens geläufiger Zunge in Allarm gesetzt.

Die Tante erschien im Pudermantel, ohne Toupé, im weißen Mützchen, und hatte sogar im Schreck vergessen, die falschen Zähne einzusetzen, so daß der eine große Zahn, der noch ihr Eigenthum geblieben, sehr scharf hervortrat, und ihr etwas Hexenartiges gab, wovon, wenn sie geschminkt, gepudert und mit Sorgfalt gekleidet war, keine Spur sich zeigte.

„Was ist Dir, Kind?" fragte sie besorgt, mir an den Puls fühlend.

Ich hatte Fieber, und nur das Delirium konnte es mir eingeben, ihre Hand stürmisch an die Lippen zu ziehen und unter Thränen und Schluchzen sie anzuflehen, daß sie mich nicht von Aloys trennen möge.

„Albernes Kind," sagte die Tante, „also eine Komödie war die Krankheit, um den Wunsch des Herzens durchzusetzen? Du möchtest wohl gar sterben, um mich für meine Hartherzigkeit zu bestrafen! Nein, mein Fräulein, ich lasse mich nicht durch Furcht überreden, ich pflege mich nicht zu Narrheiten bringen zu lassen, und meine Einwilligung in solch eine Partie wäre eine Narrheit. O ja! Der Herzog von Braganza wußte auch recht gut, mir zuzureden und den jungen Mann herauszustreichen, mais il n'en sera rien. Du brauchst zwar bei Deiner Heirath nicht auf Vermögen zu sehen, aber auf Rang der Geburt oder Rang der Stellung, und wenn das auch nicht in Deine romanhaften Ansichten paßt, so paßt es doch ganz in meine. Ja, ja! Ich habe es mir wohl gedacht, daß die Geßner'schen Idyllen den jungen Leuten den Kopf verdrehen würden, rechten Unsinn enthalten sie; verzuckerten Wahnsinn — nach der Natur schön angemalte Unnaturen. Wir leben in der Welt, mein Kind, und nicht im siebenten Himmel, wir leben in Wien und nicht in Arkadien, und um das Glück zu begründen, gibt es noch andere Bedingungen als Liebe und einen treuen Schäfer."

„Elisabeth, gib doch Rosalie ein Brausepulver, schließe die Rouleaux, und laß sie ruhig schlafen." — Und die Tante verließ mich, und ich — ich schlief ein, fest, tief, ruhig, und ohne zu träumen; ich hatte ja die ganze Nacht nicht geschlafen und erwachte erst spät am Nachmittag. Am Abend kam die Tante und brachte einen dicken Band Memoiren, um mir vorzulesen. Das war sehr gütig von ihr. — Sie las folgende wahre Geschichte des 17ten Jahrhunderts:

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Düsseldorf. (Beschluß.)

[Genrestücke und Landschaften; Copien Rambour's.]

Dagegen gestehen wir einem „St. Hubertus", von J. Kehren aus Wevelinghofen eine poetische Intuition zu, welche von der zierlichen Ausführung keineswegs beeinträchtigt wird. — Weniger können wir dies von einem Bilde Steinbrück's: „Aus der Zueignung zum Merlin von Karl Immermann" behaupten. Hier verschwindet der poetische Hauch unter der symmetrisch-trocknen Gruppirung, der scharfen Zeichnung und schweren Farbe. Wir hatten von dem sinnigen Maler der Tieck'schen Elfen etwas Duftigeres, Zarteres erwartet; diese allegorische Apotheose Immermann's würde höchstens als Radirung oder Randzeichnung in einem Taschenbuch geschmackvoll erscheinen.

Vom Professor Sohn enthielt die Ausstellung das Porträt (Kniestück in Lebensgröße) einer sehr reizenden Dame, worin der Künstler seine alte Meisterschaft in Darstellung weiblicher Schönheit bekundet. Möglichst klare Carnation, äußerst delikate Behandlung der Draperie, lebendiges Hervorheben der üppigen Gestalt aus der Fläche des Bildes und die zarteste Durchbildung der Formen verleihen dem Porträt den Stempel höchster Vollendung. Jedes Auge ruht voll Entzücken auf dem herrlichen Bilde.

Unter den Genrebildern bemerkten wir recht viel Gelungenes, doch war das Beste leider nur kurze Zeit ausgestellt. So unter Andern zwei herrliche Cabinetsstücke von J. G. Meyer aus Bremen: „Die Zurückkunft des Sohnes aus dem deutschen Befreiungskriege" und „Weihnachtsabend", worin sich neben deutsch-gemüthlicher Auffassung das lebendigste Streben nach vollendeter Technik kundgibt. — Demnächst verdient rühmend genannt zu werden: „Der Aufschneider", von H. Ritter aus Canada, volksthümlich humoristisch, frisch in Conception und Ausführung. Sehr brav sind ebenfalls F. A. Köner's aus Braunschweig: „Gasthofsküche", und A. Richter's aus Thorn: „Hessische Auswanderer am Meeresufer". — Eine höchst ergötzliche Charge: „Falstaff in Begleitung des Pagen", skizzirte Scheödter. Ein zweiter „Falstaff, der Mahlzeit mit den Friedensrichtern hält" scheint uns im Einzelnen zu frazzenhaft. — Hasenclever's „Kinder am Weihnachtstage", eine artige neue Auffassung dieses vielbesprochenen Sujets, mißfällt durch gar zu rohe Behandlung der Farbe. — Im Gegensatze hierzu erscheinen J. B. Sonderland's: „Kosaken bei einem Geistlichen einkehrend" fast zu minutiös und emaillirt ausgeführt. — Außerdem sind recht gute Genrebilder: „die Weinprobe" und „das Dachstübchen", von P. Schwingen aus Gudes-

Digitized by Google

berg; „Kinder, den Anfang einer Procession bildend", von G. Herz aus Hildesheim; „ein Knabe, Pfeifen schneidend", von Aug. von der Embde in Cassel; „die Gerettete unter Fischern", von E. Ebers aus Breslau; „der Kirchgang in der Weihnacht in Tyrol", von M. Artaria aus Mannheim u. s. f. — Deutschlands vorgestriger Patriotismus ist in einem ziemlich mittelmäßigen Genrestück von F. Schammert in Düsseldorf: „Sie sollen ihn nicht haben" betitelt, verbildlicht worden. Ein Wegebauaufseher oder dergleichen — gemein in Zügen und Haltung — sitzt da, mit N. Becker's Liede vor sich und im Begriffe, mit geballter Faust auf den Tisch zu schlagen und so seinen Franzosenhaß zu bethätigen. Daß seine Begeisterung theilweise vom Weine stammt, zeigt die halbgeleerte Flasche. Soll diese Darstellung Ironie enthalten, so ist sie zu plump, um nicht widerwärtig zu sein. — Andr. Achenbach zierte die Ausstellung mit 4—5 trefflichen Landschaften. Zwei große Marinen: „gescheitertes Dampfboot an der schwedischen Küste" und „Maasmündung an der holländ. Küste, Ausschiffung von Passagieren," erfreuen beide durch geniale Auffassung und gewandte Ausführung; zeichnet sich letztere durch eine gefühltere weiche Behandlung des Wassers aus, so zieht die erstere mehr durch lebendige Staffage und herrliche Wolkenbildung an. Eine „große norwegische Berglandschaft im Nebel" ahmt die atmosphärischen Erscheinungen des Nordens mit täuschendster Wahrheit nach, sowie endlich eine „holländische Abendlandschaft" in ihrer warmen Färbung sich dem Besten dieser Art anschließen darf. — Von Lessing sahen wir eine kleine „Landschaft", deren sorgfältige Ausführung und gelungene Fernung zu bewundern. Die Stimmung ist unangenehm nüchtern. — Schirmer bot unsrer Betrachtung zwei italienische Landschaften, über welche die Urtheile sehr getheilt sind. Die größte derselben: „Campagna, zwischen dem Sabiner- und Volskergebirge", ist jedenfalls ausgezeichnet in der Anordnung, die Technik steht aber der von Achenbach und Lessing bedeutend nach, und der Ton hat nichts Südliches. — Eine Landschaft von Funk: „Sonntag Nachmittag", Composition im Charakter der Umgebung von Frankfurt a. M., entsprach unsern Erwartungen nur in geringem Grade. — Von übrigen Landschaften sind zu nennen: „Winterlandschaft" von G. Lange aus Mühlheim am Rhein; „Felsenthal" von Arn. Schulten; „Winterlandschaft" von Fr. Wichert aus Düsseldorf und andere von Scheuren, R. von Normann, Happel, Haecke, Hengsbach rc. — Ein „Viehstück mit Landschaft" von Simmler und Scheuren zeigt das nicht ganz mißlungene Bestreben, Verboeckhoven's herrliches Bild: „Schafe beim Gewitter" (gegenwärtig in Cöln ausgestellt) nachzuahmen.

In der letzten Zeit der Ausstellung wurden von Cöln austauschweise mehrere Bilder der dortigen Exposition eingeschickt, unter denen besonders des Deutschen Bouterwek in Paris: „Rebekka und Isaak bei ihrem ersten Begegnen" die Scheelsucht manches Düsseldorfers erregt. Das Bild ist in der That unbeschreiblich schön und verliert nichts von seinem Werthe, wenn man sich auch alle erdenkliche Mühe gibt, Zeichnungsfehler und den Mangel einer typischen Auffassung nachzuweisen.

Den gebildeteren Kunstliebhabern bieten die oft erwähnten (jetzt in einem eignen Cabinet aufgestellten) Copien Rambour's von „Denkmalen der Malerei in Italien", chronologisch geordnet, einen hohen Genuß. Man findet hier unter Andern Abbildungen von Gemälden benannter Künstler von Petrolino (12. Jahrhundert); Jakob de' Cosmati (13. Jahrh.); Guido da Siena (1221); Giunta der Pisaner (1236); Giov. Cimabue (1300); Duccio de Boninsegna zu Siena (13—14. Jahrh. — „eine heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde" ausgezeichnet); Giotto (13—14. Jahrh., hier von herrlicher Vollendung für die Epoche: „die drei Gelübde des H. Franz: Keuschheit, Armuth, Gehorsam") und seine Schüler und Nachfolger („das Leben des H. Franz von Assisi in 26 Abbildungen von Wandgemälden zu Assisi"); Buffalmacco (14. Jahrh. — besonders schön die „letzte Communion der H. Maria Magdalena"); Pietro Cavallini aus Rom († 1344); Simone di Martino („aus dem Leben des H. Martin", „der H. Franz" und „die H. Clara", die Originale zu Assisi); Tommaso di Stefano genannt Giottino († 1356 — „die heil. Jungfrau und St. Clara von Engeln umgeben"); Taddeo di Bartolo aus Siena (1407); Giov. Angelico da Fiesole († 1455 — „der Heiland als Weltrichter", „der Chor der Propheten"); il Zingaro († 1455); Nicolo di Alunno aus Foligno (1458—99 — „die Schutzheiligen von Assisi"); Lorenzo da Viterbo; Matteo da Gualdo (15. Jahrh.); Mesastri von Foligno (15. Jahrh.); Botticelli († 1515); Domenico del Ghirlandajo († 1495); Giovanni Santi († 1494 — „die heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde auf einem Throne sitzend, mit Heiligen und Engeln zur Seite, darüber ein Engelchor"); Perugino († 1524 — besonders schön „das Bildniß des Meisters", „die Anbetung der Hirten", „das Martyrthum des H. Sebastian", „die Anbetung der Könige"); il Pinturicchio (1513); Andrea di Luigi genannt l'Ingegno („die heil. Jungfrau mit dem Jesuskinde, von einem Seraphimenchor umgeben, auf Wolken sitzend"); Giov. di Spagna (bis 1530 — ein herrliches Bild: „die heil. Jungfrau in einer Glorie von Seraphimen, zur Seite der H. Hieronimus, Joh. der Täufer, der H. Franz und Antonius von Padua"); Luca Signorelli († 1521 — „Chor der Apostel" u. s. f.); Lionardo da Vinci; Franc. Francia von Bologna; Fra Bartolommeo di San Marco; Rafael; Giovanni Antonio Razzi; Innocenzo Francucci von Immola; Michael Agnolo Buonarotti. — Wir bedauern, über diese höchst interessante Aquarellensammlung (bekanntlich eine Stiftung des Königs von Preußen und des rheinischen Adels zu Gunsten der Kunst und Künstlerbildung) nichts Näheres an diesem Orte sagen zu dürfen.

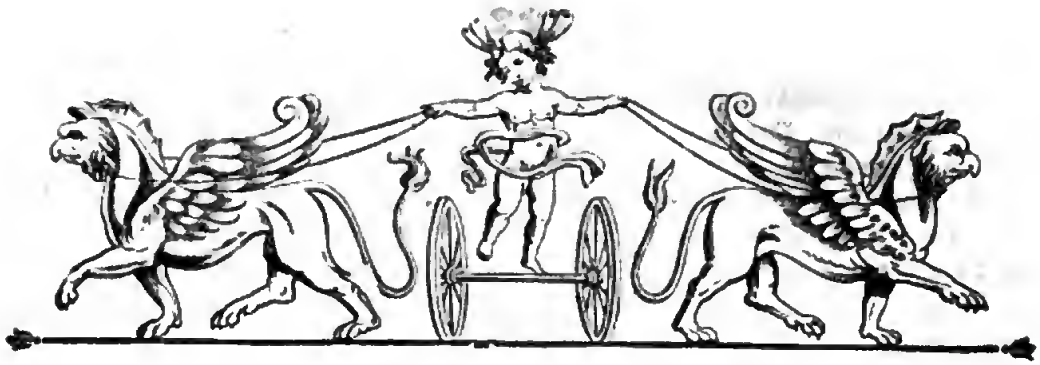
## Notiz.

[Journale auf Actien.]

Ein neues modernes Element kommt in die deutsche Journalistik; es erscheinen nächstens drei, auf Actien begründete, neue Zeitschriften in Königsberg, Cöln und Nürnberg. Das erste wird Alex. Jung redigiren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 181. — den 16. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Lady Fitzgerald war die jüngste Tochter eines irländischen Squire gewesen; sie hatte noch acht ältere Schwestern, alle unvermählt, mit welchen sie nach des Vaters Tod von einem geringen Einkommen lebte. Wenn die neun Schwestern zusammen spazieren gingen, pflegte sie immer voran zu schreiten, sie war die einzige, die weder Mops noch Katze hatte; dagegen führte sie aber den Schlüsselbund und das Scepter des Haushaltes, und alle neun hatten nur einen Willen, das war der ihrige; und es hatte ganz den Anschein, als ob es dabei das ganze Leben hindurch bleiben sollte, denn sie war schon nahe an dreißig Jahren, und noch hatte sich kein Freier gezeigt, als Lord Fitzgerald auftrat, und von dem röthlichen Haar, der weiß und rothen Gesichtsfarbe, der hohen, steotzenden Gestalt angezogen, zu Miß in Liebe entbrannte. — Lord Fitzgerald war ein kleines, schmächtiges Männchen, mit einer feinen Fistelstimme, die der tiefe Alt der Gemahlin leicht zum Verstummen brachte. Stolz führte er sie heim auf seine Burg; ihm war es, als sei er noch einmal so groß geworden durch die große Frau, und ihre Charakterstärke, meinte er, sei auch auf ihn übergegangen; er war voll ungeheurer Zärtlichkeit, Liebe, Hingebung und Gehorsam, und hatte es durchaus nicht zu bereuen, denn Lady Fitzgerald trug Sorge für ihn, mit Kraftsüppchen, gebratenen Hühnerchen, mit Flauellwesten und Ermahnungen, sich vor dem Abendthau zu hüten; — auch führte sie bald alle Geschäfte, und diese gewannen nur dadurch; der Haushalt ging mit der höchsten Ordnung, die Burg waed in besten Stand gesetzt und erhalten, die Viehställe und Gärten im Innern konnten eine Belagerung aushalten; für Alles hatte Lady Fitzgerald gesorgt, und alle Abende machte sie selbst die Runde bei der Zugbrücke, bei den Thoren und Thüren, um nachzusehen, ob auch wirklich alle ihee Befehle genau befolgt seien.

Als nun die Orangisten 1690 das Schioß belagerten, dachte sie ernstlich auf Vertheidigung. — Sie hatte große Steine im Innern aufhäufen lassen, und diese warf sie auf die Belagerer hernieder und tödtete viele; auch goß sie mit heißem Pech und mit heißem Brei auf sie herab, welche Massen sie auch, mittels Spritzen, weiter ins Lager spritzen ließ; und alle Gefangenen ließ sie auf den Zinnen aufhängen, so daß bald die Angeeifenden entmuthigt sich zurückzogen nach bedeutendem Verlust. —

Da sah man Lord Fitzgerald auch auf der Mauer erscheinen; er hatte berechnet, daß, so lange Steine, Wurfspieße und Pfeile herabfliegen konnten von der Mauer, deren auch hinaufffliegen könnten, weshalb er denn das kostbare Leben des Burgherrn geschont, aus Liebe zu Lady Fitzgeeald, die er nicht gern zur trostlosen Wittwe machen wollte. — Lady Fitzgerald mochte auch wohl in ihrem Innern sehr dankbar für diese Berücksichtigung sein, aber der Blick, den sie über die Achsel ihm zuwarf, als er sich theilnehmend nach ihrem Be-



Digitized by Google

finden erkundigte, war sehr zweideutig; — sie hatte auch mehr zu thun, als zärtlich zu sein, denn Vieles war zu besorgen und wieder in Ordnung zu bringen. — Lord Fitzgerald war unnütz und begab sich hinweg in den Garten, in dem er über sein eheliches Glück träumte; ja, er verließ sogar die Burg, um sich ein wenig in der Umgegend zu ergehen, und da der Feind noch in der Nähe verweilte, ward er gefangen und gefesselt vor die Mauern seiner Burg gebracht. — Ein Herold ging voran, und Lady Fitzgerald ward auf die Wälle beschieden. Da stand sie nun, die stolze, schöne Frau, in halb kriegerischer Kleidung, und erkannte verwundet den zitternden Gemahl zu den Füßen der Burg. — „Sie solle die Burg übergeben, dann wolle man den Herrn in Freiheit setzen, wo nicht, so müsse er hängen." Der Burgherr war von jeher ein bescheidener Herr gewesen; er bedurfte nicht des Glanzes und der Hoheit, ihm genügte eine demüthige Hütte, stille Beschäftigung und eheliche Liebe. In diesem Augenblicke war er aber demüthiger als je, er zitterte mehr vor Schreck als vor Todesangst, denn er war so überzeugt, daß die Gattin ihn retten werde, daß erst, als sie sich lange besann, ihm ein Zweifel ankam; er hob die Hände flehend zu ihr empor und kniete nieder. — Lady Fitzgerald konnte das Alles mit ansehen, seine feine Stimme erreichte aber ihr Ohr nicht, so wenig als seine bittende Pantomime ihr Herz, und ihre Antwort lautete also: „Ein Gemahl ist leicht zu ersetzen, denn es gibt der Männer viele in der Welt, aber der Burgen gibt es nicht viele; — hänget also immerhin den Burgherrn; es war unklug von ihm, sich in die Verlegenheit zu bringen, so mag er dafür büßen, ich werde reichliche Messen für ihn lesen lassen, aber die Burg gebe ich nicht." — Sie wendete gerührt ihr Haupt ab, um den armen Lord nicht in seinen letzten Nöthen zu sehen, und erst als man ihr meldete, daß Alles vorbei sei, blickte sie wieder um; darauf sandte sie ihre Leute aus, um den Körper abzuschneiden, und bestattete denselben feierlich im Schloßgarten; auch trug sie zwei Jahre Trauerkleider, und wollte sich nie wieder vermählen! —

---

Nein, das war gewiß keine Geßner'sche Idylle. „Die Frau hatte Recht," sagte die Tante; „es gibt entsetzlich viel Männer in der Welt, und eine Frau mit einer Burg — mit Vermögen, hat die Wahl unter ihnen. Ich will, daß Du vernünftig wählest; — die Liebe vergeht — und man muß noch andere Dinge als die Liebe berücksichtigen. Auch Dein Herzenskummer vergeht; eine unglückliche Liebe muß jedes Mädchen gehabt haben, und es ist noch keine daran gestorben. — Gute Nacht." —

Die Tante ging, und ich weinte wieder. Ach, ich war doch entsetzlich unglücklich, ich weinte mich abermals in Schlaf. — Thränen und Schlaf sind die Hülfstruppen des Schmerzes in der Jugend; — erst spät am andern Morgen erwachte ich.

Die Tante hatte schon zweimal geschickt und mich rufen lassen; der Herzog von Braganza, hieß es, sei schon seit einigen Stunden bei ihr, man habe heftig sprechen hören; die Tante habe viel geweint; darauf hatte Lisel gehorcht und vernommen, daß sie den Herzog um Gottes willen gebeten habe, etwas zu verschweigen; was? wußte sie nicht; und das war gut, denn gewiß würde sie es nicht verschwiegen haben; nun wurde ich erwartet.

Ich war schnell angekleidet, sah bleich aus, meine Schritte wankten, doch Elisabeth führte mich. Als ich eintrat, saß die Tante mit dem Herzog auf dem Sopha; sie hatte Riechflaschen und andere Hülfstruppen gegen die Ohnmacht in der Nähe, und war sehr verweint, doch hielt sie sich gerade, wie immer; die Stürme der Erinnerung hatten ihr übel mitgespielt, aber ihr stolzes Haupt nicht gebeugt. Der Herzog von Braganza sah dagegen sehr vergnügt aus, ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen, als er mir zunickte, und kaum war ich durch die Privatthür, die aus meinen Zimmern zu denen der Tante führte, eingetreten, als die Hauptthür sich öffnete und Seray erschien.

Wir standen Beide einander gegenüber wie versteinert, gleich Marmorstatuen, und der Blick der Begrüßung sprach ein Lebewohl. Da erhob sich die Tante, schritt feierlich auf uns zu, ergriff unsere beiden Hände und blickte uns mit verklärtem Auge an: man sah, sie hatte einen schweren Kampf gekämpft und gesiegt. Die untergehende Sonne schien durch die Fensterscheiben, und ihre brillantenen Nadeln auf dem Kopfputz erglühten wie ein Heiligenschein. Sie glich einem ehrwürdigen Thurme mit glänzenden Zinnen; — so fügte sie unsere beiden Hände zusammen und sagte mit zitternder Stimme: „Seid glücklich, ich segne Euren Bund."

Dann wankte sie und ward ohnmächtig.

Nachdem sie sich erholt und uns verabschiedet hatte, folgte mir Seray zum ersten Male in mein Zimmer, und hier hielten wir uns lange umschlungen, und „Du bist mein!" — „ich bin Dein!" waren die einzigen Worte, die wir hervorbrachten. Dann aber konnte ich

Digitized by Google

mich nicht der Frage enthalten: „Wie ging das zu, woher kam der plötzliche Wechsel?“

„Das ist ein Geheimniß,“ antwortete er, „nach dem Sie nicht forschen dürfen, mein Ehrenwort fesselt meine Zunge. Wir können glücklich sein — ist das nicht genug? Was braucht man da noch zu fragen, woher das Glück kam?“

Und gewiß, die ersten Monate unseres Brautstandes gewährten ein vollkommenes Glück. Seray, der vereinsamte, war nun nicht mehr einsam, der Heimathlose hatte nun eine Heimath; er war geliebt; er hatte auch eine Familie, denn die Tante liebte ihn bald, wie sie mich liebte, und wir brachten mehrere Stunden des Tages bei ihr zu. Sie war seitdem sanft und mild geworden, las nicht mehr so viel Zeitungen, und ging mehr ein in das menschliche Fühlen und Leben. Sie war auch heiter und wie umgewandelt.

Geübte Schrittschuhfahrer pflegen oft auf dem Eis mit verschlungenen Armen zu zwei oder auch zu mehrern dahin zu fliegen, in anmuthigen Schlangenlinien, mit wogender Bewegung des Körpers, die sie alle theilen, bald schnell und bald langsam, das nennt man holländern. Mit diesem Holländern mußte ich öfters unsere Conversationen vergleichen, sie glichen nicht jenen Discussionen, die so leicht in Disputationen ausarten, und doch nicht ohne Reiz sind, es war ein harmonisches, gemeinschaftliches Schweben durch Literatur, Geschichte, Leben und Verhältnisse. Aloys erweckte erst in mir das Interesse für Literatur, das mir durch mein ganzes Leben ein treuer Begleiter blieb; die schönen Dichtungen von Uz, Gleim, Pfeffel; Tiedge's fromme Gedanken, Lavater's Physiognomik, Klopstock's Oden führte er mir vor; aus Werther's Leiden, und Wilhelm Meister's Lehrjahren las er mit Auswahl; die verpönten Geßner'schen Idyllen mußte die Tante noch einmal erlauben; aus der nouvelle Héloise hörte ich einige der glühenden Briefe mit an; so hätte ich sie auch an Aloys schreiben können, diese Gefühle waren mir wie aus dem Herzen genommen. Ach, es ist eine Seligkeit, so für, mit und in einem einzigen Wesen zu leben. O! es ist ein Himmel, der Brautstand.

Wenn ich an mein kleines Fräuleinstübchen denke, — es war ein Dachstübchen, — der täglich neuen darin aufgestellten Bouquets, die nun wirklich von Aloys waren; der Bücher, die er sandte; der Stunden, die er darin verbrachte; der Theeurne, welche für uns Beide summte; des zahmen Kanarienvogels, der von seinem Kopf auf den meinigen flog, des geöffneten Claviers, an welchem wir vereint sangen, worauf er mir oft vorspielte, die schönsten Phantasien seiner weichen, hinschmelzenden Seele, die Strahlen der untergehenden Sonne, dann das Dämmerstündchen, und am Ende die herabgebrannten Lichter! Wie diese Besuche so lange dauerten und uns nie zu lang wurden, da wir sie stets mit gemeinschaftlichem Interesse ausfüllten. — O, es war eine herrliche Zeit. Das war nicht Amüsement, nicht Vergnügen, dieser Lust- und Irrgarten des menschlichen Lebens — nein, das war Glück — ein schöner, fester Grundbesitz, den, wie wir wähnten, Niemand uns rauben könne. (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus München.

[Keine Literatur, keine Journalistik.]

In neuester Zeit ist die Schwäche der hiesigen Literatur, besonders unserer Journalistik und Tageskritik so häufig zur Sprache gekommen, daß es sich vielleicht einigermaßen der Mühe verlohnt, auf diesen Gegenstand so vielfacher Anklage auch in diesen Blättern noch einmal zurückzukommen. Was zunächst unsere Journale betrifft, so erscheinen hier gegenwärtig mehrere, welche wissenschaftliche, praktische oder politische Belehrung zum Zwecke haben. Zu ihnen gehören die in ihrem frühern Gleise ruhig fortschreitenden Münchner Gelehrten Anzeigen, das Kunst- und Gewerbeblatt des polytechnischen, das Monatsblatt des landwirthschaftlichen, und das Archiv des historischen Vereins, sodann die von Guido Görres und Phillipps herausgegebenen historisch-politischen Blätter und die Münchner politische Zeitung. Von diesen Zeitschriften rede ich hier jedoch nicht, indem ich mich einzig und allein auf diejenigen beschränke, deren Zweck es ist, das Publikum zu unterhalten. Anderwärts würden dergleichen Blätter einen belletristischen Anstrich haben. Hier ist es anders. Es sind bloße Lokalblätter, die, wie das Tageblatt, vorzugsweise Stadtneuigkeiten und sogenannte Intelligenz-Anzeigen oder, wie der Landbote, die Landbötin, die Nationalzeitung und Volksfreund, zu gleicher Zeit auch Miscellen aus der politischen Tagesgeschichte enthalten. Werden Sie mir glauben, daß sich gegenwärtig die hiesige Journalistik auf die erwähnten Blätter beschränkt? Und doch ist dem also! Seitdem auch die „deutschen Blätter,“ theils an der Nachwirkung ihres frühern, nicht eben sehr glücklich gewählten Titels: „Deutsche Theeblätter“, theils an der Indifferenz des hiesigen Publikums, theils vielleicht auch an einigen innern Mängeln zu Grunde gegangen sind, obgleich unsere tüchtigsten Gelehrten und Literaten daran theilnahmen, haben wir kein belletristisches Journal mehr. Doch kann der Geist der Kritik, dieser Mephistopheles der schönen Literatur, nirgends ganz zum Schweigen gebracht werden. Von Allem, was die Literatur erzeuge und als Folgen nach sich ziehe, bleibe überall, auch wenn die schöpferische Kraft schon längst verblichen, wenigstens noch das kritische Element als trauriger Niederschlag zurück. Daher hebt auch in un-

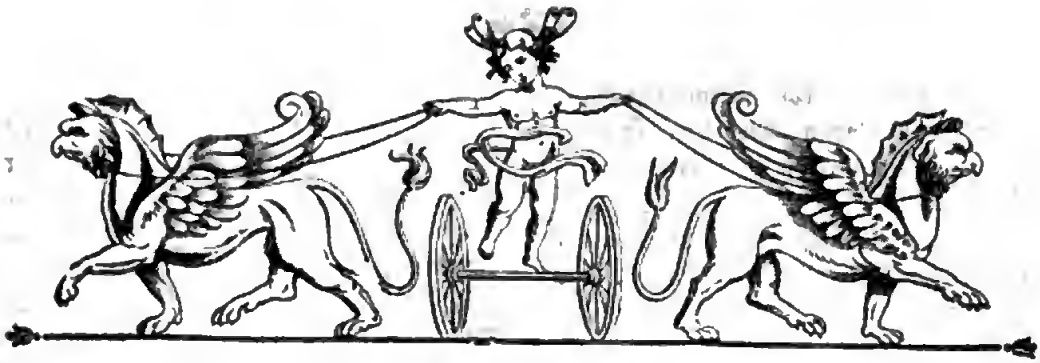
Digitized by Google

sern Tagesblättern mitten aus dem wuchernden Unkraut trivialer Neuigkeiten die Schlange der Kritik zuweilen ihr stolzes Haupt empor, deren Zischen uns erinnert, daß wir noch nicht gänzlich verlernt haben, uns für Gegenstände des Geschmacks zu interessiren. Diese kritischen Anwandlungen finden ihr Organ vornehmlich im Tagblatt, im Volksfreund und im Landboten, welcher letztere außerdem zuweilen auch kleine Erzählungen und Räthsel, als weitern Ballast seiner politischen Ladung, mit sich führt. Man könnte fragen, ob der Geist dieser Blätter den bei uns herrschenden Mangel an literarischem Sinn, oder ob der letztere jenen hervorgerufen habe. Man möchte sich für das Letztere entscheiden, wenn man bedenkt, wie viele Versuche, der hiesigen Journalistik eine bessere und edlere Richtung zu geben, gescheitert sind. Ueberdies gingen die beliebtesten Unternehmungen der Art größtentheils von Ausländern aus, und diese sahen sich in der Regel zum Selbstverlag genöthigt, weil kein Buchhändler etwas daran wagen wollte, und geschah dies, so blieben in der Regel Redacteur und Mitarbeiter ohne Bezahlung, und die Blätter konnten daher ihrem Schicksale um so weniger entgehen. Meistens jedoch trugen die neuen Zeitschriften den Kern des Verderbens in sich selber. Hatte der Redacteur, wie etwa Saphir, der auch hier einmal seine Rolle spielte, munteren Fond genug in sich, und einen hinreichenden Vorrath von Witz, so konnte das Blatt wohl auch längere Zeit sein kümmerliches Dasein fristen. Hätten sich aber auch alle Swifts und Lichtenbergs in seiner Person vereinigt, so würde er dennoch über kurz oder lang sein Bündel haben schnüren müssen. Denn es fehlt an einem genugsam empfänglichen Boden, obgleich in der That die humoristische und satyrische Seite der Literatur noch immer vorzüglich diejenige ist, welche mit einiger Selbständigkeit und Originalität gepflegt wird. In der Regel jedoch ermangelten die Redactoren selbst der nöthigen Umsicht und Bildung, um ihren Bestrebungen Nachdruck zu geben. Dazu kam, daß die neu entstehenden Zeitschriften entweder eine zu ausschließlich oder, wie die deutschen Blätter, zu wenig lokale Tendenz hatten. In jenem Falle blieben sie auf die an sich äußerst geringe Theilnahme des hauptstädtischen Lesepublikums, in diesem auf das Ausland angewiesen, das ihnen aber ebenfalls seine Neigung nicht allgemein und dauernd zuwendete, weil es in ihnen weder die lokalen, noch auch die unsere Zeit bewegenden, allgemeinen Interessen in Literatur, Kunst und Leben vertreten sah. Aus innern und äußern Umständen mancherlei Art erklärt es sich daher, weshalb unsere besseren literarischen Talente sich nach und nach immer mehr von jeder mitwirksamen Theilnahme an unsern journalistischen Bestrebungen lossagten, indem sie schon genug gethan zu haben glaubten, wenn sie die Bedürftigen dann und wann mit den sparsamen Brocken, die von der Heeren Tische fielen, abzuspeisen suchten. Offenbar fehlt es an gemeinsamen Ideen und Zwecken, es fehlt an jener naiven Frische und ungebrochenen, jugendlichen Strebsamkeit des Geistes, wodurch die verschiedenen Kräfte aneinander gedrängt und zur Erreichung eines und desselben Zieles hingetrieben würden. Spiegelt sich aber in dieser egoistischen Absonderung und Ermattung des produktiven, schaffenden Genius nicht der Geist unserer Zeit? Gleichen in dieser Hinsicht unsere hiesigen Zustände nicht den allgemein herrschenden? Wer möchte dies leugnen wollen! Doch haben auch wir unsere Vereinigungen, aber sie beschränken sich immer noch zu sehr auf dies gesellige Unterhaltung, der selbst die literarische und poetische Produktion dienstbar sein muß; während die Schriftsteller unter einander doch nicht einmal in dem Grade zusammenhalten, wie dies mehr oder weniger bei den norddeutschen der Fall zu sein pflegt, die ihre literarische Thätigkeit zugleich dazu brauchen, die gegenseitigen Zwecke zu fördern und einander der Welt bekannt zu machen. Diese zum Theil mit dem herrschenden Phlegma zusammenhängende Indifferenz, dieser fast gänzliche Mangel an literarischem esprit de corps wirkt auf den Zustand der Literatur und auf das Ansehen der Schriftsteller jedenfalls selbst nachtheiliger, als offene Befeindung, die doch wenigstens das Gute hat, die Kräfte in Regsamkeit und Bewegung zu erhalten. So ist es kaum zu vermeiden, daß bei uns das Kleine mit dem Großen auf demselben Niveau des Ruhmes steht, das heißt: daß man weder das eine noch das andere eben sehr beachtet, ja man scheint es zum Theil zu wünschen, der öffentlichen Aufmerksamkeit entzogen zu bleiben. Von einem höheren Standpunkte aus läßt sich dies nicht billigen, wenn auch die daraus hervorgehende Gleichstellung der geistigen Größen im Leben manches für den geselligen Verkehr Angenehme darbieten mag. Auf der andern Seite beklagt man sich aber auch wohl im Gegentheil wieder über den Mangel allgemeinerer Anerkennung, während doch im Ganzen wenig dafür geschieht, sie zu heben. Nehmen wir hiezu die Abwesenheit alles höheren, geistigen Aufschwungs in der großen Masse des Volks und den Reiz eines in gleichmäßigen Vibrationen behaglich sich fortbewegenden täglichen Lebens, dessen kaum merkbare Strömung selbst ernstere und emsigere Naturen mit sich zieht, so ist es wohl klar, wie wenig dazu gehören mag, die Ansprüche des lesenden Publikums zu befriedigen. Wozu brauchen wir aber auch, fragen Viele, eine pretentiöse, dickleibige Literatur? Wozu eine ernsthafte und gediegene Journalistik? Wir wollen leicht unterhalten sein, und müssen wir denn immer erst lesen, was wir eben so gut beim Glase Bier, im geselligen Wechselgespräch von Mund zu Mund erfahren und verhandeln können? Da, im lebendigen Austausch unserer Gedanken, bilden und üben wir uns im kritischen Urtheil, und zwar ohne Mühe und Anstrengung, während uns das Theater zehnfach ersetzt, was wir durch Vernachlässigung der Lectüre etwa versäumen. Pflichtarbeiten, Theater und Gesellschaft, auch der uns so nöthige und doch nur selten ungetrübt vergönnte Genuß der Landluft nehmen alle unsere Kräfte in Anspruch, wir haben keine Zeit, uns mit dem Lesen zu befassen. So philosophirt man, und von seinem Standpunkte aus, mit Rücksicht auf die einmal eingeführte Lebensordnung, mag man vollkommen Recht haben. Doch wissen wir zugleich recht gut, was wir von jedem dies geselligen Austausch unserer Gedanken, Urtheile und Erfahrungen halten dürfen, wenn er nicht durch den literarischen angemessen unterstützt wird.

(Die Fortsetzung folge.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 182. — den 17. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Aloys war durch die auf die ernste Seele geimpfte ernste Jesuitenerziehung ein Jahrhundert vorausgeeilt; er stellte und löste sich Fragen, an welchen erst die jetzige Zeit zu rütteln beginnt. Es war ein stetes Streben und Fördeen in ihm, und ich fühlte, wie ich besser wurde durch seine Liebe und durch seinen Umgang, und wie ich nach und nach die Eitelkeit der Welt abstreifte, die mich umfangen hielt.

Sonderbar war es aber, daß Aloys, trotz meiner heißen Liebe zu ihm, mir eine Art von Ehrfurcht einflößte, daß ich nur ernst mit ihm sein konnte, nicht das scherzende, frohe Kind, das durch Witz und Humor die Schaar der jungen Freundinnen oft in Lachkrampf versetzt, die Herrenwelt entzückt hatte. Das Lachen, sagte Aloys, sei immer ein Zeichen des Stolzes, ein sich Ueberheben über Andere; man lache nur aus Uebermuth, nur auf Unkosten eines andern Menschen. Satan soll oft höhnisch gelacht haben — doch Gott sehe man nie lachend abgebildet, und Herr Christus, das Vorbild der Menschheit, habe wohl geweint, vielleicht auch gelächelt, aber gewiß nie gelacht, selbst nicht auf der Hochzeit zu Cana. Ich scheute mich also, jener Munterkeit des jungen Mädchens mich hinzugeben, und ein stiller Ernst wohnte jetzt auf meiner jugendlichen Stirn. Aber ich war unendlich glücklich, so recht in meiner tiefsten Seele. Die Hochzeit sollte auch bald gefeiert werden, so wie das Trousseau fertig sei, sagte die Tante. Denn das Trousseau wurde damals, wie auch jetzt, als eine Hauptsache des Ehestandes betrachtet, und es wae damals noch viel bedeutender, denn man dachte, wie bei Allem, mehr an die Zukunft, und rechnete dabei schon auf Kinder und Kindeskinder. Die kleinste, stillste Wiethschaft eehielt Tischgedecke zu funfzig Personen, man konnte ja nicht wissen! — Die Dutzende aller Art wollten gar kein Ende nehmen.

Da riß die Politik uns zwei Liebende auf einige Zeit aus einander.

Maria Theresia konnte nämlich dem Prinzen Rohan die Soupers nicht verzeihen, — die nicht dazu Geladenen mochten ihr gar zu Schlimmes darüber berichtet haben; — sie hatte zwar nie wieder derselben erwähnt, doch der Tochter Marie Antoinette im Geheimen geboten, ihren Einfluß anzuwenden, um thn von Wieu zu entfernen.

Marie Antoinette hatte eine Abneigung gegen den Prinzen, wegen einer brieflichen Aeußerung desselben über Maria Theresia. „J'ai effectivement vu pleurer Marie Therèse sur les malheurs de la Pologne opprimée, mais cette princesse paroît avoir les larmes à commandement; d'une main elle a le mouchoir pour essuyer ses pleurs et de l'autre elle saisit le glaive pour être la troisième puissance copartageante.“ —

Dieser an den Herzog gerichtete Brief war in Madame du Barry's Hände gekommen, sie hatte diese Stelle an einem ihrer muntern Soupers vorgelesen; Maria



Digitized by Google

Antoinette hatte es erfahren, und von diesem Augenblick iheen Haß auf den Prinzen Rohan geworfen; sie rieth seinen Bekannten und Freunden, ihn zu überreden, daß er einen Urlaub fordeee.

Peinz Rohan erhielt eine freundliche Abschiedsaudienz von Maria Theresia, und Niemand ahnete, daß sie seine Entlassung beabsichtigte. Seeay sollte ihn nach Paeis begleiten.

So teat also der eeste Schmeez in meinen Beautstand, die erste Abschied. Ein Lebewohl ist stets betrübt; es ist das Samenkörnchen, das den Keim zum Baum des Schmeezes in sich trägt. Die ietzte Umaemung, dee ietzte Blick, dee letzte Händedeuck, sind, wie alles Letzte, schrecklich. Man lauscht noch dem Scheitt die Treppe hinab, der Thür, die zufällt, sendet noch den Blick auf die Straße nach, das Seelenauge begleitet noch um die Ecke; dann findet man Theänen.

Viel schmeezlicher ist abee das Erwachen am nächsten Moegen, wenn man sich sagen muß, die Weit ist jetzt ieer um mich her, alles ist verödet, ich kann ihn nicht mehr eewarten, ihm nicht mehr begegnen, er wird nicht zur bestimmten Stunde erscheinen. O! das ist gar zu schmeezlich — und ich baeg mein Gesicht in die Kissen und schluchzte laut.

„Nun, wie kindisch doch das Fräulein ist," sagte Elisabeth, „was sind denn so ein paar Monate!"

Ich weinte aber nicht über die Monate, sondern über den einen Tag, der vor mie lag, und an dem ich Aloys nicht sehen konnte. In meinem nächsten Keeise hatte sich indeß manche Veränderung zugetragen, die ich in meinem Glücke nicht bemeekt hatte. — Aethur und Graf S. hatten meine beiden Freundinnen geheiraihet und aus Wien entführt. Die eine wohnte im tiefsten Ungaen, die andere in Feankfurt am Main.

Es ist nichts so entbehelich, wenn man liebt, als die Feeundinnenschaae; sie treten dann so ganz in den Hintergrund, nicht aus dem Leben heraus, aber aus der Beleuchtung, und man sieht sie nicht, wenn sie da, man entbehet sie nicht, wenn sie fort sind. Freundschaft ist nur das Suerogat für die Liebe, so wie die Liebe mit ihren tausendfachen Interessen das Herz einnimmt, ist kein Piatz mehe für die Feeundschaft darin.

Auch Vetter Alfred war abgereist, ohne daß ich es empfunden hätte. Lisel hatte zwar einige Tage rothe Augen gehabt, denn da das Fräulein ihn veeschmäht, hatte er dem Stubenmädchen gehuldigt, und gewiß, Lisel konnte sich wundern über meine Thränen bei einer Trennung von wenig Monden, während die ihrigen schon getrocknet waren, trotz der Trennung auf ewig.

Auch die Tante vermißte Aloys sehr, und um sich zu zerstreuen, ging sie täglich mit mir aus, und Putzen, Gesellschaften, Bälle nahmen kein Ende. Wie sehr litt ich dabei, wie langweilig kamen mir diese Kreise vor, wie entsetzlich war es mie, mich zu schmücken, da Aloys mich nicht sehen sollte; wie fade und gehaltlos schienen mie die Gespeäche, die ich theils führen, theils anhören mußte, und für mich hatte nichts Interesse, als Aloys' Briefe. Ich schrieb ihm täglich, und jeder Gedanke war füe ihn. Ja, in den lärmendsten Umgebungen dachte ich mir die Beiefe aus, die ich dann nur niederzuschreiben brauchte, wenn ich nach Hause kam. Eine gute Nacht schloß dann das Scheeiben, dann gab ich noch die Zahl der verstrichenen Tage an, und freute mich der verringeeten Anzahl der noch zu verlebenden. — —

Als ich eines Abends im hellerleuchteten Salon des Prinzen Esterhazy nicht weit von der Thür meinen Platz genommen, und eben meine stillen Bemerkungen machte, wie doch nue gleichgültige Menschen hier eintraten, nue Ungeliebte, und wie die Vorüberziehenden für mich nur Schatten eines Schattenspiels waren, öffnete sich die Thür, und ein sehr schlanker, hoher Mann teat ein. Es war eine majestätische Erscheinung, und selbst die liebende Braut mußte sich sagen, daß er der schönste Mann auf Eeden sei. Man hätte meinen sollen, der beeühmte Gladiator sei sein Zwillingsbruder, von so antikee, vielbedeutender Schönheit war er. In seinem tiefen, dunkeln Auge glühte ein stilles Feurr; seine Veebeugung war würdig, jede seiner Bewegungen war eine Attitüde. Ee waed mir und Andern als Herr von Firmiani vorgestellt, und als er meinen Namen hörte, sprach er von Briefen, die er für mich habe, denn er kam aus Ungaen, und hatte meine Freundin, die Geäfin S., viel gesehen.

Er war übeehaupt viel gereist, erzählte von den Türken, von Asien, von dem wilden Kaepathengebirge und dessen rauhen Bewohnern; er war auch in Rom gewesen, hatte Ganganelli's, des Papstes Clemens XIII., Tod doet eeiebt, und erzählte von dessen Reue über seinen Urtheilsspeuch gegen die Jesuiten; in Paeis war er gewesen, als Ludwig XV. gestorben; in Berlin hatte er den König von Preußen kennen gelernt, und wußte tausend schöne Woete des großen Friedrich's mitzutheilen; auch Kathaeine le grand war er peesönlich vorgestellt worden; den älteeen Frauen erzählte er von deren galanten Abentreueen, den jungen Mädchen von ihren Bril-

Digitized by Google

lanten, während er die Männer von Potemkin's guten Bissen unterhielt, so daß den Gourmands der Mund voll Wasser lief.

Firmiani wußte Alles zu interessiren, und bald war er die Hauptperson aller Kreise, besonders meine Tante war entzückt von ihm, und lud ihn beinahe täglich ein. Er verlieh solchen Abenden ein ganz besonderes Interesse; denn er kam nie mit leeren Händen, und brachte immer irgend etwas Merkwürdiges, womit er die Gesellschaft in Erstaunen setzte.

Bald war es ein Schmuck des Alterthums, ein Ring mit einem Schlüssel, eine wunderlich gestaltete Nadel zum Befestigen der Toga; oder ein Thränennäpfchen, denn die beneidenswerthen Alten durften noch Thränenströme vergießen, während wir in unserer hohen Civilisation selbst die einzeln hinabrollenden Thautropfen des Wehs, jenes Krystall der Sehnsucht, im Auge zerdrücken müssen.

Dann brachte er Mineralien von besonderer Form und Werth; Gold- und Silberstufen, Krystallbildungen, Versteinerungen aller Art; sein Interesse reichte bis über die Sündfluth hinaus, und er wußte unser Interesse mit dahin zu locken.

Besonders aus der Türkei hatte er die für uns interessantesten Kleinodien mitgebracht, und er lud uns sogar ein, seine Schätze in seiner eigenen Behausung zu besehen und ein Frühstück bei ihm einzunehmen. Mehrere Damen und Herren führte er daselbst in ein auf türkische Weise eingerichtetes Zimmer. — Divane standen ringsumher, persische Teppiche breiteten sich zu den Füßen, da sah man Kleidungsstücke der Frauen und der Männer, prachtvolle türkische Shawls, diesen Typus aller weiblichen Wünsche; Arbeiten der türkischen Frauen, die den luxuriösen Müßiggang, die selige Langeweile ausgefüllt; — selbst das schöne türkische Schnupftuch, jene Wetterfahne der sultanischen Gunst, mit bunten Ramagen von feiner Stickerei. Der Pantoffel des Mannes, das dem so wenig mächtige Pantöffelchen der Frau, dessen schwaches Regiment im türkischen Harem nur die kurze Zeit der Blüthe dauert. Die kostbaren Pfeifen, jene Gefährten des Nichtsthuns, jene Spenderinnen des süßen Träumens, der duftenden Wolken, durch deren durchsichtigen Schleier die Sklavin des Kaukasus als Houri erscheint; alles das zeigte er uns, und diese Welt war von Rosenöl durchduftet, mit dem süßlichen, wollüstigen Aroma, das den Eindruck eines türkischen Harems verdeutlichte. Die Männer unserer Begleitung verstummten im Betrachten aller dieser Attribute des so oft von ihnen beneideten türkischen Lebens, während die Damen sich für die einzelnen Kunstwerke interessirten.

Ich, die nur einen Gedanken hegte, war in das Beschauen eines Geldbeutels vertieft, den ich für Aloys imitiren wollte, und während ich die Stiche zählte und prüfte, hatten die andern Gäste das Zimmer verlassen und sich nach dem Frühstück zurückbegeben. Da trat Firmiani zu mir.

„Es scheint Ihnen, mein Fräulein, hier in diesen Umgebungen zu behagen, möchten Sie nicht eine türkische Frau sein?" —

„Das käme auf den Türken an," sagte ich scherzhaft, denn ich dachte an Aloys, „doch nein! selbst dann möchte ich kein Herz mit Andern theilen müssen!"

„Sie meinen wohl, daß es angenehmer sei, selbst ein getheiltes zu haben."

„Das ist unmöglich," rief ich lebhaft, „man kann nur einen Mann lieben — und nur einmal im Leben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus München. (Forts.)

[Sonst und jetzt; die Akademie der Wissenschaften.]

Indeß würde man doch irren, meinte man hiernach, daß die Zeit- und Tagesliteratur bei uns völlig vernachlässigt und unbeachtet liege. Es gibt noch immer viele Privatleute, die ihre Bibliothek stets mit den wichtigsten belletristischen Novitäten versehen; auch findet man solche zum Theil in den hiesigen Leih-Bibliotheken, deren wir aber nur zwei haben. Ueberdies bieten die Journalzimmer der königl. Bibliothek, des Museums, des literarischen Vereins und, in beschränkterer Weise, auch des Frohsinns Gelegenheit dar, das Neueste aus dem Gebiet der Tagesliteratur kennen zu lernen. Auch werden diese Anstalten besucht, wenn auch verhältnißmäßig eben nicht sehr zahlreich und eifrig und, wie ich vermuthe, mehr von Fremden als Einheimischen.

Es gab einmal eine Zeit, wo die hiesigen Schriftsteller eine Regsamkeit, ein Streben und Drängen beurkundeten, welches für die Zukunft die besten und schönsten Früchte versprach. Diese Zeit begann mit dem Schluß des großen europäischen Völkerkrieges und umfaßte das letzte Decennium der Regierung des Königs Maximilian Joseph, sowie das erste Quinquennium unter der gegenwärtigen Regierung. Es war das frische, üppige Keimen und Treiben jugendlicher, neu sich fühlender Kräfte, hervorgerufen durch die Gewalt des freien Bewußtseins, dem alles Große, Schöne und Edle entsproßt, es war die Zeit, wo, wie Posa sagt: der Mensch, sich selber zurückgegeben, zu dem Gefühl seines Werthes erwacht und der Freiheit erhabene, stolze Tugenden gedeihen; es war jene schöne Zeit, wo die dichterische Phantasie in den Menschenseelen reicher sich erschloß, um die damals an sich schon lebendigre erregte Wirklichkeit noch mit dem Zauber-

Digitized by Google

schimmer der Poesie zu verklären, und der schaffende, productirende Genius seine Schwingen höher beflügelte, bis in Folge heterogener, von außen kommender Beimischung jene Gegenwirkung eintrat, unter deren Allgewalt sie erlahmten. Doch gleicht die Ermattung und Ruhe, die sich seitdem, verschuldet und unverschuldet, hier wie anderwärts kund gibt, nicht jener Ruhe eines Kirchhofs, von welcher der Maequis ebenfalls spricht. Es ist, wir wollen es hoffen, die Stille der Vorbereitung und des Werdens, die den Keim künftiger Wirklichkeiten in sich birgt!

Während der erwähnten Periode sahen wir eine achtungswürdige Anzahl lyrischer, dramatischer und epischer Dichter unter uns auftreten. Der buchhändlerische Verkehr entwickelte ein regeres Leben, und ein paar neue Buchhandlungen, die aus jenen Tagen stammen, gehören noch jetzt zu den unternehmendsten. Damals entstanden bei uns viele, meist belletristische Zeitschriften, wovon auch nicht eine einzige in der frühern Gestalt und Tendenz die Stürme der Zeit überdauert hat. „Der baierische Volksfreund", „der Landbote", „die bairische Nationalzeitung" und das „Tagsblatt" haben sich dem Namen nach bis heute erhalten, aber die mit sehr gediegenen Aufsätzen über Kunst und Literatur ausgestattete „Eos", sodann die von W. A. Klebe von 1820—31 redigirte „Flora", ferner „Orpheus", herausgegeben von Weichselbaumer, „Aurora", „die Grazien", „das Inland", „die baierischen Blätter für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", das eine Zeit lang von Freih. v. Aretin redigirte „Sonntagsblatt", „die Damenzeitung" und „der Zeitspiegel", zwei gehaltreiche, schönwissenschaftliche Zeitschriften, von Spindler gegründet und geleitet, endlich das „Münchner Conversationsblatt", welches eine Zeit lang Saphir redigirte, der 1829 auch den in neuerer Zeit von Correk bis 1839 herausgegebenen „Bazar", und 1832 den „Horizont" gründete; diese und noch einige andere Blätter sind seitdem bis auf den Namen verschwunden. In jener Zeit erschienen hier außerdem noch die militairischen „Mittheilungen" von Kretschmar und Xylander, sowie die von Fr. Stöpel herausgegebene „Münchner Musikzeitung". Auch dürfte man wohl erwähnen, daß auch das zum Morgenblatt gehörende „Kunstblatt", welches von 1826 an etwa fünf bis sechs Jahre lang in der Blüthe seiner Wirksamkeit stand, damals von hier aus redigirt wurde. Erinnern wir uns dabei an das, was um jene Zeit hier zugleich im Bereich der ausübendrn Kunst Neues begann, so werden wir uns ein Bild davon entwerfen können, welches rege Leben um jene Zeit hier in allen Gebieten geistiger Thätigkeit herrschte.

Im Felde der Wissenschaft glänzten damals, in den Jahren zwischen dem Anfang und Schluß des erwähnten Zeitraums, die Namen Schelling, Baader, Oken, Schubert, Thiersch und Görres. Unter den Literaten und Dichtern, darunter der königliche Sänger, nahmen Platen und Ed. v. Schenk die ersten Stellen ein; ihnen reihten sich als mehr oder minder produktive Talente: Aurbacher, Büssel, Welchselbaumer, Dorenberger, Joh. v. Plötz, Erhard, Th. A. Mörtl, Hortig, bekannt durch mehrere satyrische Schriften, Fr. Xav. Gistl, Söltl und Jos. Sutner, sämmtlich geborne Baiern, an. Die Lyrik war nur zum Theil das Feld, welches diese Dichter bebauten. Die Meisten versuchten sich auch im Drama. In dieser Hinsicht verdienen Platen, Schenk und Plötz mit Auszeichnung, Büssel, Weichselbaumer, Dorenberger, auch Aurbacher, Erhard und Mörtl mit Achtung genannt zu werden. Mit vorzüglichem Glücke widmeten sich Büssel und Welchselbaumer auch der Novelle, Aurbacher, bekannt durch seine Abenteuer der sieben Schwaben, der komischen Erzählung und Sutner dem Epos. Man lese über die literarischen Bestrebungen und Leistungen dieser Schriftsteller, wenigstens der meisten von ihnen: Ad. von Schaden's „Gelehrtes München im Jahre 1834," und man wird Ursache haben, sich über die Produktivität und Thätigkeit derselben nicht minder, wie über den Muth der münchner Buchhändler zu verwundern, die deren Werke verlegten, ohne doch, wie es scheint, Lust und Eifer zu besitzen, sie in weitern Kreisen zu verbreiten. Die meisten freilich waren nichts als Commissionsartikel.

Vieles trug dazu bei, diese Regsamkeit im Felde der schönen Literatur zu fördern und dem Namen eines Schriftstellers und Dichters Achtung zu verschaffen. Im Allgemeinen, kann man sagen, achtet man hier den Literaten an sich schon, man achtet ihn aber noch mehr als den Wortführer, der die öffentliche Meinung zu beherrschen im Stande ist. Dazu gesellte sich damals eine Begünstigung des schriftstellerischen, zumal dichterischen Talents von oben herab, und das in der That neue und schöne Verhältniß, welches sich zwischen der Akademie der Wissenschaften und den zur Wissenschaft und höhern Bildung von einer kräftigen Natur berufenen, jungen Männern im Vaterlande zu erheben begann. Mehrere solche, wie der akademische Jahresbericht von 1825 sich ausdrückt: „frühe schon glücklich aufstrebende Geister," übersendeten der Akademie ihre ersten gelungenen schriftstellerischen Versuche, und fanden von Seiten dieser geheiligten Gesellschaft die aufmunterndste Anerkennung; ja, Graf Platen-Hallermünde, der Dichter, welcher bis dahin noch kein wissenschaftliches Werk geschrieben hatte, wurde sogar im Jahre 1828 zum außerordentlichen Mitgliede der königl. Akademie der Wissenschaften mit Gehalt ernannt, eine gewiß sehr ehrenvolle Art, dichterisches Verdienst zu belohnen. Warum hat dieses Beispiel keine Folgen gehabt? Wenn das wissenschaftliche Verdienst besonderer Auszeichnungen und Belohnungen genießt, warum entziehen wir es dem dichterischen, das sich zu jenem verhält, wie das Leben der Blüthe zu den organischen Funktionen der Pflanzenkräfte, die nur durch den Hinzutritt des höheren Licht- und Feuerelements zu jener sich entwickeln und gestalten? Doch ist das Band zwischen dem geheiligten Institut und den Dichtern, wenigstens bei uns, keineswegs als aufgelöst zu betrachten, insofern mehrere der ausgezeichneten Mitglieder der königl. Akademie der Wissenschaften besonders durch ihre Theilnahme an der literarischen Gesellschaft der „Zwanglosen", wovon unten das Nähere, jetzt unmittelbarer und wirksamer noch als früher in die Belebung unserer dichterischen Kräfte eingreifen. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 183. — den 18. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Firmiani lächelte einen Augenblick, dann aber ließ er sein großes, glühendes Auge auf mir ruhen, es fing meinen Blick auf und senkte den seinigen tief in meine Seele. „Armes Kind," sagte er, „wie wenig kennen Sie da des Menschen Herz. Es hat der Kräfte viele, und unendlich viele Arten von Liebe, die es geben kann. O, es ist sehr reich, und das Theige reicher als alle."

„Das Menschenherz hat eine Liebe des Bewußtseins, diese hängt mit der hohen, himmlischen Natur zusammen, aber der Mensch gehört auch der Erde, und, wie das Eisen vom Magnet angezogen, bewußtlos diese Kraft empfindet, wie der Magnet sie bewußtlos übt, und beide bewußtlos derselben folgen, so kann auch der Mensch angezogen werden vom Menschen, an die hoch klopfende Menschenbrust sinken und in Liebe erglühen, selbst wenn er schon geliebt hat, noch liebt und ewig lieben wird."

Ich verstand Firmiani nicht, weder seine Behauptung, noch worauf sie sich gründete, deshalb vermochte ich nicht ihn zu widerlegen, ich war aber wie festgebannt durch den Blick, er hatte meine Hand ergriffen und hielt sie, und ich entzog sie ihm nicht. Ich stand, wie der Vogel vor der Klapperschlange, festgebannt, ich ahnete Gefahr, aber die Schlange war schön und geschmeidig. Mir wurde so bang, so beklommen ums Herz, es befiel mich eine Wehmuth, wie am Grabe meiner Mutter — wie bei Stray's Abreise. Thränen traten mir in die Augen — und doch war ich nicht unglücklich, doch hätte ich noch lange so verweilen mögen — ja, ich konnte mich nicht losreißen. Waren es übers odre unterirdische Zauberkünste, die er gegen mich spielen ließ? — Nein, es war nichts als sein Blick und sein Händedruck. — Dann küßte er meine Hand — lange hielt er sie an seine Lippen — wollte er meine Seele einsaugen, mir die seinige einhauchen? Wollte er überhaupt etwas — was? — Alles war mir unklar — wie ein Traum — wie ein Rausch — wie das Herannahen oder Entweichen einer Ohnmacht. Gott, was war in den zwei Minuten mit mir vorgegangen!

Die Tante rief — Firmiani hielt mich aber zurück. „Mein Fräulein," sagte er, „von dem schönen, reichen Herzen, welches Ihnen vom Himmel verliehen ward, verlange ich nur ein Fünkchen Wohlwollen, ein Atom von Interesse. Ich habe viel erlebt, viel gelitten, Ihre Nachsicht wird ein lindernder Balsam auf manche Wunde sein."

Seine Züge hatten bei diesen Worten eine so tiefe Trauer angenommen; überhaupt, was konnte dieses bewegliche Mienenspiel nicht alles sagen! Oft eisige Kälte — oft hohe Begeisterung, oft kalten Hohn, und einen Augenblick vorher, was hatten sie nicht da ausgesprochen? ich hatte darin lesen können — was die Braut eines Andern, die liebende, geliebte Braut nicht hätte lesen sollen; — ich konnte am Abend im meinem Briefe an Aloys des kurzen tête à tête mit Firmiani nicht erwähnen.



Digitized by Google

Ueberhaupt schrieb ich jetzt seltener; Firmiani wußte alle Fäden meines Verstandes zu beschäftigen, indem er mir ferne Länder, unbekannte Wissenschaften erschloß. Firmiani hatte sich der Chemie ergeben, und alle seine Geisteskräfte angewendet, um die Goldmacherkunst zu erfinden, wozu er in Wien die nöthigen Apparate und Beförderungsmittel fand. Der Professor Jacquin war von Maria Theresia bevollmächtigt, die Anträge Derer anzunehmen, welche Versuche, Gold zu machen, oder den Stein der Weisen zu entdecken, anstellen wollten, wozu sie ein Zimmer, Kohlen, Werkzeuge, Ingredienzien und Materiale von der Kaiserin erhielten.

Firmiani wollte reich sein, er mußte reich werden, und das Wort il n'y a que les ennuyeux et les sots qui ont le besoin d'être riche konnte nicht auf ihn Anwendung finden. Er strebte nach Reichthum als einem Piedestal zur Größe, denn er war ehrgeizig; auch Aloys war ehrgeizig, aber auf ganz andere Weise; das Piedestal der von ihm erstrebten Größe sollte die Tugend sein; er wollte die Menschheit beglücken, Firmiani nur sich selbst; Aloys hatte sein edles Gemüth zum Entsagen und Entbehren erzogen, Firmiani das seinige zum Genuß.

O, wäre doch Aloys wieder gekommen; doch des Prinzen Rohan Geschäft verzögerte sich, und als endlich seine Verabschiedung von dem Gesandtschaftsposten zu Wien kund wurde, ward Aloys krank und konnte nicht eilen.

Firmiani kannte Menschen und Leben genau, und die kleinen, armseligen Fasern eines jungen Mädchenherzens lagen vor der Anatomie seiner Seele ausgebreitet, die erwachte Eitelkeit und das schlummernde Weben der Sinne, das Sehnen und stete Fragen und Harren auf Antwort, alles was ich selbst nicht an mir ahnete, wußte er.

Daß ich sein Hauptinteresse in Wien sei, wußte er mir bald verständlich zu machen. Er hatte in jeder Gesellschaft ein Wort für mich, eines jener Worte, welches zu denken gibt. Im Anfang war es eine Frage, deren Lösung mich in meinen einsamen Stunden beschäftigte. Ich mußte Glauben, Hoffnung, Liebe, Freundschaft, alle dem Menschenherzen zunächst liegenden Interessen zergliedern; es war eine langsame Schule zum Skeptiesmus, die er mich durchmachen ließ. Dann war er oft wieder kalt, schroff, abstoßend. Oft sprach er seinen Schmerz aus, daß ich Braut sei. —

Ich wußte, daß er Unrecht handelte, ich wußte, daß Aloys viel besser war als Firmiani, ich war nie der Angst los in seiner Gegenwart, er war mir immer unheimlich, und doch fühlte ich mich unwiderstehlich von ihm angezogen, und sein Auge übte eine Kraft über mein ganzes Wesen aus, daß, wenn es auf mich gerichtet war, ich in der tiefsten Seele erzitterte, und die Hand ihm nicht entziehen konnte, wenn er sie gefaßt hielt.

Noch jetzt kann ich meine Leidenschaft für diesen Mann mit dem Gefühl der Somnambülen für den Magnetiseur vergleichen, und gewiß war es auch Magnetismus oder Zauber, den er, in allen Kräften der Natur eingeweiht, über mich armes Mädchen ausübte. Ich fühlte es, wenn er die Straße, die ich bewohnte, wenn er den von Menschen angefüllten Ballsaal betrat, und es gab Stunden, wo ich fühlte, daß er sich in seinem Zimmer mit mir beschäftigte, und meine Gedanken zwang, ihn aufzusuchen.

Mein Grauen wuchs täglich, je mehr ich mich mit ihm beschäftigen mußte; ich konnte des kranken, theuern Aloys nur wenig gedenken, ihm nur selten schreiben. „Ach, wäre er doch hier! wäre ich doch sein Weib und könnte mit ihm fort von hier!" — Das waren meist meine Gedanken spät vor dem Schlafengehen, nach jenen gehaltreichen Thee-Abenden, wo Firmiani mit meinem Herzen so gewaltig zu spielen pflegte, daß es mir war, als werde es mir wie ein Ball bald in den Himmel, bald in die Hölle geschleudert.

Die Nächte waren aber fürchterlich! Mir träumte von Aloys' Rückkunft, ich hörte den Wagen, das Posthorn, das Oeffnen der Hausthür; ich eilte ihm entgegen, in seine Arme — und es war Firmiani. Ein andermal träumte ich von der Trauung, dem Brautkleide, dem Schleier, dem Myrtenkranz und Aloys, der mich zum Altar führte, und als ich das Ja gesagt, war es Firmiani! Ueberall sah ich diesen; oft nahm das Dunkel der Nacht menschliche Gestalten an, und ich begegnete Aloys' vorwurfsvollem Blick, während mir von einer andern Seite Firmiani's in leidenschaftlicher Liebe erglühendes Auge entgegenleuchtete. O, es war entsetzlich! Nach einer solchen Nacht hatte ich spät das Lager verlassen und trat bleich und erschöpft von der schlaflosen Nacht ans Fenster — da erblickte ich, im Haus gegenüber, Firmiani. Er hatte sich da eingemiethet und zeigte sich mir nun täglich im schönen türkischen Morgenrock, die griechische Mütze in die dunkeln Locken gedrückt. Gott, wie war er schön! Es war ja unmöglich, ihm zu entfliehen, die Nacht in meinen Träumen, der Morgen am Fenster, der Abend im Salon, das

Digitized by Google

ganze Leben, jede Stunde, jede Minute führte mir Firmiani entgegen. O, es war entsetzlich!

„Elisabeth," sagte ich, „laß uns ausgehen, mir ist nicht wohl, die Luft wird mir gut thun," und wir gingen vor der Kirche vorbei, wo so eben Gottesdienst gehalten worden; die Messe war zu Ende, und die in hellblaue Rockelors gekleideten Männer, welche die Armenbüchsen hielten, waren vor die Kirche getreten und lockten mit dem gewohnten Ruf: „Geht's zum Segen, geht's zum Segen!" die Menge ins Heiligthum.

Mein Herz dürstete nach dem göttlichen Segen, denn ich meinte vom schweren, unvermeidlichen Fluch belastet zu sein; und ich trat ein. Ich warf mich nieder und betete mit heißer Inbrunst, so daß ich mich selbst vergaß und die Umgebung, und das beklommene Herz Luft fand unter Thränen. Ich hatte nicht gemerkt, daß eine männliche Gestalt sich neben mich gekniet, und als ich mich dieser zufällig zuwendete, glaubte ich meine nächtlichen Träume verwirklicht zu sehen; es war Firmiani.

„Rosalie," flüsterte er mir zu, „Du liebst mich, wie ich Dich, warum hängst Du nur an veralteten Banden, die so morsch sind, daß sie leicht zerrissen werden können? Habe Muth, theures Mädchen, und werde die meine!" —

Es schwindelte mir, ich fühlte mich unwohl. Die Menschen drängten zur Kirche hinaus und nirgends erschien ein bekanntes Gesicht, das mir Rettung hätte zuwinken können; auch Elisabeth, die erst an meiner Seite an Firmiani's Stelle gekniet, war verschwunden, wahrscheinlich durch Bestechung. Ich wankte, Firmiani hob mich in einen Wagen, ich weinte, und er fand die rührendsten Worte, um mich zu trösten.

So verweint könne ich doch nicht nach Hause, meinte er; und ertheilte dem Kutscher Befehle — ich hörte nicht, was er sprach, er hatte meine Hand gefaßt, seinen Blick auf mich gerichtet, und es erschloß sich mir abermals jener wunderliche Zustand des Heraustretens aus mir selbst. Mein Denken war abgestreift und ich war nur Empfinden allein. Was ich sprach, was ich that? Ich weiß es nicht. Mit seinem von Rosenöl durchdufteten Tuch rieb er mir die Schläfe und ich erkannte halb träumend die Atmosphäre des türkischen Harems. Er bat mich, das Auge aufzuschlagen und ich gehorchte. Mein Kopf ruhte an seiner Schulter, und ich fühlte an meiner Brust das heftige Pochen seines Herzens: er hatte den einen Arm um mich geschlungen und drückte mich fest an sich, und ich lag ruhig wie das Kind an der Mutter Brust. Seine Stimme klang mir wie das Säuseln des Windes, während das schnelle Dahinrollen des Wagens auf dem Stadtpflaster mir wie fernes Donnern ertönte, vor dem ich Sicherheit suchte wie der Vogel im Sturme, mich dicht anschmiegend an den schützenden Hort. Ich war wie gelähmt, ich hätte mich um alles in der Welt nicht erheben, meine Hand der seinigen nicht entziehen können. Seray war in diesem Augenblick ganz vergessen und auch Firmiani's Nähe war ich mir nur unklar bewußt; ich fühlte mich glücklich, es war ein wunderbares, noch nie empfundenes, ein pochendes, geheimnißvolles Glück! und ich schloß die Augen. — Als ich sie wieder aufschlug, hatte der Lärm des Wagens nachgelassen, denn wir befanden uns vor der Stadt und im Freien. Fiemiani kniete vor mir und ich begegnete jenem glühenden Liebesblick, der mir stets in die tiefste Seele drang, den ich nie vermeiden konnte, dem ich mich zuwenden mußte wie die Blume der Sonne, in Thränen gebadet wie diese in Thau.

„Rosalie," sagte er, „Du liebst mich," und er zog mich an seine Brust und ein heißer Kuß brannte auf meinen Lippen; es war ein langer, ein geisterhafter Kuß, der mein ganzes Innerstes erschütterte, der mir eine unbekannte Welt erschloß, ein Chaos von Empfindungen; alle Dämone meiner Erdennatur waren erweckt, und aus dem Himmel des Mädchenherzens ward ich in die Hölle der Liebe hinabgerissen. Doch zu heftig war diese Erschütterung, ich erwachte aus meiner Lethargie, ich schüttelte sie ab die magnetischen Fesseln, ich stieß den Verführer von mir und wendete mich schaudernd ab.

„Rosalie, Du hassest mich!" stöhnte Firmiani und sein Antlitz zeigte abermals das Bild des Schmerzes, „Rosalie, ich sterbe, wenn du mich hassest."

Jetzt bemerkte ich erst, daß ich nicht mehr in der Stadt, daß die Dämmerung eingetreten war. — Da warf ich mich ihm zu Füßen und bat ihn, barmherzig zu sein, von mir zu lassen, und mich nach Hause zu bringen, ich bedeckte seine Hände mit Küssen und Thränen, denn ich liebte ihn. — Aber Aloys, der edle, große, fromme, treue Aloys! O, ich war entsetzlich unglücklich!

Als ich nach Hause kam, war Aloys angelangt, und bei dieser Nachricht, die mich vor sechs Wochen mit Entzücken erfüllt hätte, sank ich in Ohnmacht. —

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

[Marggraff's Täubchen auf der leipziger Bühne.]

Marggraff's Täubchen von Amsterdam hat nun endlich auf einer deutschen Bühne die Feuerprobe bestanden. Wir

Digitized by Google

haben schon vor zwei Jahren, als es im Druck erschien, über dies interessante Drama unsere Ansicht geäußert, und die gute Darstellung, die es jetzt erlebte, hat dieselbe nur bestätigen können. Zugleich sind wir jedoch, was den Unterschied zwischen Auffassung einer dramatischen Produktion nach Lectüre und nach lebendiger Aufführung betrifft, um eine wesentliche Erfahrung reicher geworden. Das Publikum auch, wie es schien; vielleicht auch der Autor. Bei der Lectüre faßt man am Drama Scene für Scene, hat den Genuß der einzelnen Gruppen in der Arbeit, ein Urtheil über die Wirkungen der Einzelnheiten. Bei der Aufführung tritt alles was Einzelnheit ist zurück, das Ganze faßt sich als Ganzes zusammen. Und hier ergab sich uns denn, daß so vortrefflich einzelne Scenen gehalten und gearbeitet sind, dem Drama der eigentliche Faden fehlt. Ganze Acte könnten wegfallen und die Verworrenheit, der Alles entgegenläuft, würde dadurch nicht erst noch gesteigert werden. Einzelne Figuren, namentlich Düveke, der König Christiern II., Torben, sind vom Verfasser so sorgfältig gezeichnet, mit so viel glücklichen Einfällen ausgestattet, als die Scenen zwischen diesen drei Figuren bei dem guten Spiel der Darsteller ihre richtige Wirkung machten. Selbst Hr. Wollrabe, als Christiern, gab eine zusammengefaßte Leistung. Hr. Düringer, als Schloßhauptmann Torben, gab die Neigung zur Geliebten des Königs mit der zarten Innigkeit, die ihm eigen. Mad. Dessoir spielte die Düveke mit einer Aufmerksamkeit und einer sichtlichen Liebe, die höchst erfrischend wirkte. Der Kanzler im Stück ist zu sehr ein schwächliches Nachbild des Polonius, um ohne Störung zu sein, wie denn das manierirte Wortgedrehe und die Anatomie der Rede, diese üble Angewöhnung aus Shakspear'scher Schule, beseitigt werden sollte. Hr. Reger gab den Kanzler sehr brav. Gleich gut wurde die Königin, die der Verfasser gleichsam nur versuchsweise einführt und dann wie lere an seinem eignen Plan wieder fallen läßt, von Frln. v. Tennecker repräsentirt. Mad. Brüning gab die Mutter Sigbrit, die Hökerin, die am Hofe die strenge Wirthschaft einführt, in der Schlußscene als Nachtwandlerin auftritt und die todte Tochter der Juwelen beraubt. Diese Gestalt ist mit vieler Absicht vom Verfasser accentuirt. Und so hätten wir schon eine ganze Galerie guter Figuren, die, fehlte dem Ganzen nicht der Halt, die Elasticität und der leitende Faden, richtig ineinandergreifend von Wirkung sein mußten. Der Autor hat wie ein sorgfältiger Chronikant Scene an Scene gereiht, unbekümmert um das Ganze; während die Erfindung des Dichters den Stoff zwingen mußte, sich Einem Hauptinteresse unterzuordnen. Dies Hauptinteresse im Drama konnte entweder der Kampf des Königs und des Torben um das Herz der Geliebten sein. Oder es konnte politischer Art sein, ein demokratischer Kampf der Düveke und der Hökerin gegen den Adel Dänemarks, auf dessen Seite dann die Königin treten mußte, während der Monarch in diesem Schwanken zwischen beiden Elementen die Hauptfigur wurde. Oder endlich — was wohl das dankbarste war — Vorspiel und erster Act mußten zu einer bloßen Introduction zurücktreten und mit dem Erscheinen der ehelich angetrauten Königin mußte der Kampf zwischen der Geliebten und der rechtmäßigen Gattin um die Person des Königs und das Land beginnen. Dies gab ein steigendes Interesse, einen dramatischen Inhalt. Alles dieses war denkbar, nichts von allem jedoch ist durchgreifend, das Drama schwimmt unentschieden zwischen diesen drei Möglichkeiten. — Wir zweifeln nicht, daß das dramatische Talent, welches der Verfasser in der Gestaltung einzelner Scenen bekundete, sich künftig auch in der Composition des Ganzen bethätigen werde.

[ Naumann's Denkmal. ]

Am 17. April d. J., an welchem Tage vor hundert Jahren Naumann in Blasewitz bei Dresden geboren ward, ist bereits von der dortigen Gemeinde der Grundstein eines Denkmals zu seinen Ehren gelegt, dessen Entwurf von Prof. Semper ist. Es besteht aus einem Gebäude, das zugleich einen moralischen Zweck hat, aus einem Schulhause; seine schöne Fronte im gothischen, aber nicht strengen Style ziert das Einladungsblatt, das zur Beisteuer zu dem wohlthätigen Endzweck auffordert. Man erzielt einen Fond, dessen Zinsen es möglich machen, den künftig dort erzogenen Schulkindern ein jährliches Fest zu geben. Die königliche Kapelle wird aus Compositionen des dresdner Kapellmeisters eine große geistliche Musik aufführen. Es wäre von Interesse, auch eine seiner Opern, etwa Aci e Galatea wieder hervorzusuchen. Naumann's Leben mit seinem Portrait erschien in einer dresdner Handlung.

[ Welcker in Leipzig. Berichtigung. ]

Am 14. d. Mts. Abends kam Welcker auf einer Durchreise nach Leipzig. Die Universität soll den Studirenden erlaubt haben, dem Herrn Professor Welcker ein Lebehoch zu bringen. Die leipziger Allgemeine meldet, die Studirenden hätten Herrn Hofrath Welcker ein Lebehoch gebracht. Diese Angaben beruhen auf einem Irrthum; die Studenten haben ihr Lebehoch dem liberalen Deputirten Welcker gebracht. So behaupten sie wenigstens selbst.

[ Theater. Briefl. aus Berlin. ]

Gutzkow's bürgerliches Drama „Herz und Welt" wurde bereits zum zweiten Male gegeben. Eduard Devrient und Frln. v. Hagn spielen meisterhaft. Auch Laube's Monaldeschi wird zur Aufführung kommen. Was soll man dazu sagen, daß Gutzkow's Telegraph versprach, die Unaufführbarkeit dieses Drama's beweisen zu wollen? Bevor es gedruckt oder irgendwo aufgeführt! Will man es schon vor der Geburt abtödten? Die Scene, die auf dem Schiffe spielt, im Sturm des Meeres, ist ein pikanter Einfall und was die Ausführbarkeit auf der Scene betrifft, so hat man in der Oper schon andere Sachen geleistet, ohne den Hals zu brechen.

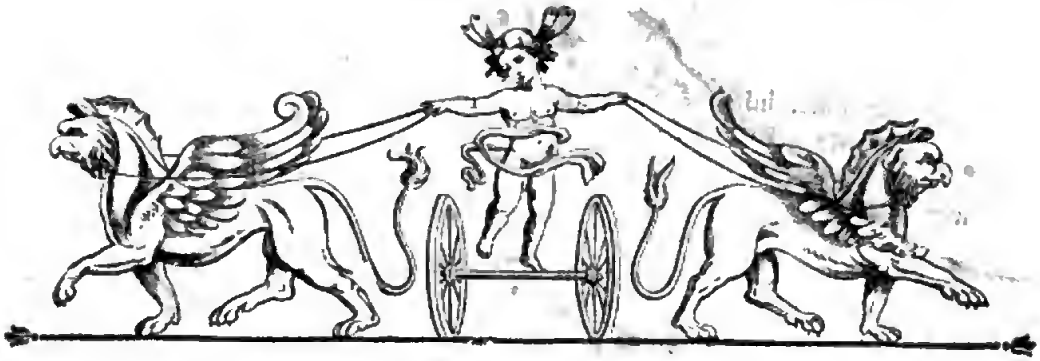
[ Silvio Pellico. ]

Jüngst starb der Verfasser des tragischen Buches: Le mie prigioni, Graf Silvio Pellico, Carbonaro. Eh er auf den Spielberg kam, war Pellico ein hoffnungsvoller Dichter, wie sein Trauerspiel „Francesca da Rimini" zeigt. Nachher versank er in Frömmelei, ohne jedoch, wie es scheint, seine politischen Grundsätze aufzugeben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Joh. Fr. Hammerich in Altona.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 184. — den 20. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

Von Amalie Winter.

(Fortsetzung.)

Aloys saß an meinem Krankenlager und breitete die schönen Gaben, die er von Paris gebracht, vor mir aus. Er, der zu hoch stand für die kleinlichen Angelegenheiten des Lebens, er hatte an alle Tändeleien der Mode gedacht, um mir Freude zu machen. Er sah sehr bleich aus von der langen Krankheit, denn er hatte kaum die Genesung abgewartet, um zu mir zu eilen, zu mir, die er über Alles liebte, die ihm Heimath, Vater, Mutter, Verwandte, Alles ersetzte. Er drückte den heiligen, reinen Kuß der wahren, ewigen Liebe mir auf die Stirn, und ich gedachte des glühenden Firmiani's.

Ja, Aloys war viel besser als Firmiani, ich wollte diesen nie wieder sehen, ich wollte ihn vergessen. Konnte ich es denn? Durchzitterten nicht seine Worte meine Seele? Vibrirten nicht seine Gedanken in den Saiten meines Gemüths; durchduftete nicht das Rosenöl, das er mir gegeben, mein Zimmer, jedes Taschentuch, das ich an meine glühenden Augen drückte; stand er nicht den ganzen Tag am Fenster, als wollte er den Blick in meine dunkle Stube, durch die geschlossenen Gardinen senden; wie war es möglich, ihn zu vergessen?

Als ich wohler war und ausgehen mußte, nahm ich mir jedesmal vor, mit Firmiani recht wenig, mit Aloys recht viel zu sprechen; aber an Aloys hatte ich nichts mehr zu sagen, und Firmiani sprach so viel, so feurig von seiner Liebe und von andern Dingen; er wußte Allem eine doppelte Bedeutung zu geben, und wenn die Nebenstehenden nichts verstanden als eine bloße Redensart, so zeug dieselbe einen tiefen, schmeezlichen Sinn in meine Seele.

Aloys ward immer trauriger. „Du liebst Firmiani," sagte er einst, „Rosalie? Sei wahr!" — Da sank ich weinend an seine Brust und sagte: „Nein, ich will ihn nicht lieben, Du bist so viel besser als er!" Ich nahm mir nun auch ernstlich vor, Aloys nicht mehr zu betrüben, ich vermied Firmiani, ich trat nie ans Fenster, die Gardinen waren beständig geschlossen, ich ging nicht aus, die Tante war auch krank, und Aloys vereinte sich mit mir an ihrem Lager. Wie gut pflegte Aloys; an alle jene kleinen Attentionen zur Erleichterung des Zustandes, die ich im Egoismus der Liebe vergaß, dachte er; — er pflegte die kranke Tante und meine kranke Seele zugleich; er sprach mit jener halblauten Stimme, die dem Unglücklichen und Kranken so wohl thut; er hatte so ruhige, gleichmäßige Bewegungen und einen leisen Tritt; sein ganzes Thun war auf Andere berechnet, und nie auf sich selbst. O, wie gut war Aloys!

Firmiani schrieb mir täglich durch Elisabeth, es waren glühende Briefe; ich sandte sie zuletzt uneröffnet zurück. Elisabeth bat dringend, daß ich den Einen eröffne, es sei der letzte, sagte sie. Firmiani drohte darin mit Selbstmord, wenn ich nicht antworte; da ward ich zur Tante gerufen; sie war kränker geworden, im To-



Digitized by Google

bezwingen und starb. — Ich kniete n Aloys an ihrem Todtenbette, sie hatte uns Beide egnet, Beider Hände in einander gefügt. Da öffne ich die Thür und Firmiani trat ein, er war erbleich, doch schön wie eine belebte Statue. Er den ernsten Blick auf mich ruhen. „Rosalit," sagte er, „wirst Du mich sterben lassen?" — und er breitete die Arme nach mir aus. Da ergriff mich das Delirium meiner Träume abermals; seine Allgewalt über mich erwachte von Neuem. Er war ja mein Pol — und ich die schwache Nadel, die sich ihm zuwenden mußte, sie mochte wollen oder nicht. Mich ergriff die Raserei des Irrsinns — Schrecken, Furcht, Liebe, Freundschaft — und ich eilte in seine Arme. —

Aloys sah ich seitdem nicht wieder; nur beim Leichenzuge der Tante erschien eine in schwarzen Mantel gehüllte Gestalt unter den ersten Leidtragenden; sie war am Gottesacker zum Zug gestoßen; und als ich einige Abende später der Tante Grab besuchte, sah ich dieselbe Gestalt sich schnell zurückziehen und hinter den hohen Monumenten des Kirchhofes verschwinden.

Nur einige Zeilen hatten mir Aloys' Abschied gebracht:

„Rosalie — Du liebst — sei glücklich — Du bist frei. — Ich scheide ohne Groll — Du hast mir während mehrerer Monate ein unbekanntes, unendliches Glück verliehen, dafür werde ich Dir ewig danken. Wer ist denn glücklich während seines ganzen Lebens? So soll auch mir das kurze Glück genügen. Lebe wohl!" —

Ich war frei und hätte in der neuen Liebe glücklich sein können. Aber ich war es nicht. Firmiani drängte ängstlich zur Hochzeit, die Trauer um die Tante war ihm erschrecklich; seine ungeduldige Liebe hätte eine eitle Frau beglücken können, die fühlende verletzte sie.

Eines Tages ließ der Herzog von Braganza sich melden, und bat um eine Audienz unter vier Augen. Er war sehr feierlich und zog Papiere hervor. — Darunter auch das Testament der Tante.

„Ich muß Ihnen, mein Fräulein, ein Geheimniß anvertrauen, und somit ein Räthsel lösen, das Sie einst sehr beschäftigt, jetzt aber vielleicht an Interesse für Sie verloren hat. — Die schnelle Einwilligung der Tante in Ihre Vermählung mit Aloys gründete sich auf die aufgefundene Spur seiner Abstammung. Aloys ist der Sohn Ihrer Tante, eine Frucht der kaiserlichen Liebe; ihm gebührt also das Vermögen seiner Mutter, und ihm vermacht sie es in ihrem Testament, damit er es mit seiner Gattin theile. Diese Gattin sollten Sie damals sein, Sie wiesen ihn aber von sich, dem neuen Eindruck sich hingebend. Ich will hier nicht erörtern, ob Sie wohl daran gethan haben, selbst nicht, ob Firmiani's Liebe mehr Anerkennung verdient als Aloys' Gefühl; auch will ich nicht Beider Charaktere hier einander gegenüberstellen; ich habe nur Facta Ihnen vorzulegen. Aloys tritt Ihnen sein ganzes Vermögen ab durch diese Schenkungsacte, und meint auf diese Weise, da Firmiani gar nichts besitzt, Ihrem Glück förderlich zu sein."

„Edler, edler Aloys!" rief ich, „wie habe ich das um Dich verdient, nein, nimmermehr kann ich das annehmen!"

„Sie können es," antwortete der Herzog ernst, „Sie können es annehmen, denn Aloys bedarf nichts mehr in dieser Welt."

Ein Schrei entwand sich meiner Brust. „Er ist todt!" rief ich, denn ich gedachte Firmiani's Drohung des Selbstmordes.

„O, nein," sagte Braganza, „mein Freund ist zu edel, um zu solchem Mittel zu greifen, er ist in einen Mönchsorden getreten und hat gestern sein Gelübde abgelegt. — Für Sie ist er freilich todt, aber nicht für die ganze Welt; er will der Menschheit nützen und hat um eine Mission zu wilden Völkern gebeten, wo er in Gefahren und Mühseligkeiten vergessen wird, was er vergeben hat."

Der Herzog von Braganza hatte Thränen im Auge, denn er hatte die ganze Größe von Aloys' Charaktere erfaßt und ihn wie einen Sohn geliebt.

So hatte denn dieser edle Freund mir seine ganze Existenz geopfert, mir, die ihn so tief gekränkt, so schwer beleidigt.

Firmiani fand mich in Thränen, und als ich ihm den Grund derselben sagte, küßte er mich und versicherte mir, seine Liebe solle mir Aloys' kalten Edelmuth ersetzen. „Rosalie," sagte er, „ich habe eine Bitte, Du sollst Dich heute mit mir trauen lassen, wir müssen noch heute Abend reisen."

Dieser Vorschlag verletzte mein Zartgefühl. „Nein," entgegnete ich, „ich habe zwei Wohlthäter zu betrauern, der Schmerz ist zu neu, da darf nicht von Freudenfesten die Rede sein. Ich bin es dem Andenken der Tante, dem Schmerz des Freundes schuldig, die Trauung noch auf Monate zu verschieben."

Firmiani stampfte mit dem Fuß und äußerte sich hart über meine Sentimentalität; einen Augenblick erglühte ein furchtbarer Unwille in seinem Blick. Er ward

Digitized by Google

einsylbig, blätterte in den Papieren, prüfte das Testament der Tante, die Doeumente über mein Vermögen. Auch Aloys' Abschiedsbrief hielt er einen Augenblick, und durchflog ihn mit höhnischem Lächeln; diesen entriß ich ihm aber und schloß ihn sorgsam in die Beiftasche; dieses mir heiligste Doeument sollte nicht entweiht werden.

Ich wies auch an jenem Abend Firmiani's Zärtlichkeiten von mir; die Vorwürfe meiner Seele waren stärker als meine Liebe, und die nagendste Reue hatte die Allgewalt seiner magnetischen Kraft gebrochen. Endlich sprang er auf und ging; ich sah, daß er zürnte, und nun übermannte mich die Gutmüthigkeit wieder. Ich reichte ihm die Hand: „Haben Sie Geduld mit mir, Firmiani, ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf, dem Sie nicht zürnen düefen."

Er ging, kalt und stoiz und ohne einen Blick der Verföhnung.

Wie schmerzlich durchzuckte mich da die Gewißheit, daß Fiemiani mir nicht Glück geben, sondern daß er meine Untreue an Aloys rächen werde.

Am andern Tage aber erwachte doch wieder meine Sehnsucht nach Firmiani; es that mir leid, daß er unzufeieden von mir geschieden war, ich wollte ihn verföhnen, ich schrieb ihm, aber er war nicht zu Hause, und der Tag verging unter Sehnen, Eewarten, Geämen.

Es war der Todestag Maria Theresiens, sie war schon lange krank gewesen, man hatte schon längst die Auflösung eewartet, das Volk mit Angst, doch sie selbst mit Sehnsucht, sie hatte sich schon längst daran gewöhnt, dem Tode fest ins Antiitz zu schauen, und als die Stunde der Peüfung heeankam, hatten Eegebung, Seelenstärke und demüthiges Veetrauen in die Vorsehung sie auch nicht verlassen. Bis jetzt hatte sie Selbstbeherrschung und Bewußtsein und verrieth keine abergläubische Furcht vor dem Tode. Sie hatte den Ihrigen noch Trost zugesprochen, troz des großen Leidens sich noch mit Unterzeichnen von Papieren beschäftigt und ihrem Nachfolger die letzten Rathschläge ertheilt; als man sie gebeten hatte, zu schlafen, hatte sie geantwortet: „In wenig Stunden werde ich vor dem Richteestuhl Gottes stehen, wie sollte ich da schlafen." Glockengeläute verkündete, daß sie geendigt. Es war am 29. November, und kalte Winde wehten durch die Straßen, und die Bäume des nahen Praters rangen veezweiflungsvoll die entlaubten Zweige, es war wie ein furchtbaees Händeringen der Reue; die Nacht brach ein und Firmiani kam nicht.

Am andern Tage sandte ich abermals einen Brief mit Fiehen um Vergebung und Erbarmen, er war vereist. Wohin, wußte Niemand, und mich nicht auf wie lange.

Da stand ich nun allein und verlassen in dem großen Hotel der seligen Tante, ohne Freund, ohne Stütze und ohne Rath. Ich beachte den Tag am Fenster zu; ob er nicht kommen werde? Unzählige Wagen kamen herbei; Posthörner ertönten, noch nie war die Straße so belebt gewesen, so schien es mir wenigstens; aber kein Fuhrwerk hielt vor Firmiani's Thür. Ich quälte meine Seele und rang in meinem Innern, ich strengte das geistige Auge an, um die Räume und Entfernungen durchschauen zu können, ich flehte zum Himmel um eine Ahnung, eine Eingebung, wo er sei? was aus ihm geworden? warum er von mir gewichen? Umsonst! So vergingen Tage, ich weiß nicht wie viel, sie schienen mir unendlich lang, würdige Glieder der Ewigkeit.

(Die Foetsetzung folge.)

---

## Correspondenz.

### Aus München. (Fortsetz.)

[Jetzige Autorenwelt; Näheres über die „Zwanglosen."]

Neben den eewähnten Literaten waren noch manche andere, zumal von auswärts kommende Schriftstellee thätig, die sich jedoch meist nur auf kueze Zeit in München niedeelieẓen, aber durch ihren journalistischen Unternehmungsgeist mehr oder weniger dazu beitrugen, das literarische Interesse und die produktive Wirksamkeit der einheimischen Schriftstellee, welche ohne sie vielleicht eemattet wären, immer von Neuem wieder anzueegen. Außer Saphie, gehören dahin desonders Spindiee, Duller, Bacherer, Fr. v. Eisholz, Lewald und Gutzkow, Männee, die gewiß im Stande, wenigstens Willens waren, auch dem spröden Stoffe Leben und Bewegung einzuhauchen; abee alles, was sie hier ersteebten und wirken, war nur momentan und vorübergehend. Beentano, dieser gesellschaftliche Einsiedee, von dem man kaum noch wüßte, daß er untee uns lebt, sähe man ihn nicht zuweilen behaglich über die Straße wandeln, steht zu abgeschlossen gegen die bewegee und bewegende Masse der modernen Literatenwelt, und hat sich zu tief in den dämmernden, phantastischen, ja kindischen Bilderkeam seiner Mährchenwelt hineingearbeitet, als daß er für etwas anderes Sinn, und für die Förderung der von der Gegenwart und Wirklichkeit getragenen, produktiven Kraft Bedeutung haben könnte.

Auch jetzt fehlt es uns wedee an Zufluß literarischer Kräfte von außen, noch an einheimischen Talenten, abee sie sind nicht mehr so eegsam und so thätig wie damals, um den Buchhandei mit belletristischee Maculatur zu bereichern. Von den schon oben erwähnten Männern sind seit den letzten fünf oder sechs Jahren mehrere ausgezeichnee von dem

Digitized by Google

Schauplatz ihres Wirkens abgetreten, wie Platen, der in der Blüthe seines Ruhmes starb, Baader, in den letzten Jahren seines Lebens zwar noch jugendlich und geisteskräftig, aber mehr strebend und wollend als vollbringend, und Ed. v. Schenk, von dem wir noch manches edle Werk der Poesie erwarten durften, aber er starb, ehe er sein großes, mit universalhistorischem Geiste aufgefaßtes und behandeltes Epos vom ewigen Juden, woran er seit vielen Jahren gearbeitet, vollenden konnte. Inzwischen hatte auch wieder der Kreis der hiesigen Literaten von andern Seiten her manche Erweiterung erfahren, und es gesellten sich Männer zu ihm, die, mit anderen in gleichem Geist und Streben verbunden, wohl würdig und geeignet waren, einen mit seinen Aesten und Zweigen selbst in eine fernere Zukunft reichenden literarischen Stamm zu bilden. Es war eine interessante und seltene Erscheinung, jetzt auch einen Prinzen des königlichen Hauses als Schriftsteller auftreten zu sehen; denn es konnte nicht länger verborgen bleiben, daß unter dem Pseudonym Phantasus, welcher 1831 zwei Bände „Novellen" und in den darauf folgenden Jahren das nach Victor Hugo frei bearbeitete Drama „Lukrezia Borgia", ein „Skizzenbuch für 1834", und dann die beiden Novellen „Jakobina" und „der Stiefbruder" erscheinen ließ, Niemand anders zu verstehen sei, als der Herzog Maximilian in Baiern, derselbe, welcher später unter seinem eigenen Namen die von ihm im Jahre 1838 unternommene Wanderung nach dem Orient veröffentlichte. Als Erzähler schloß sich ihm in der neuesten Zeit W. Röckel mit seiner Lokal-Novelle: „die Beterin an der Mariensäule" (in München) an. Melchior Meyer schrieb „Wilhelm und Rosina", ein ländliches Gedicht von hoher idyllischer Anmuth, Fr. Löhle das Drama „Bianca Medicis", welches ein nicht gewöhnliches dramatisches Talent beurkundet, obgleich es bei der Aufführung auf der hiesigen Bühne nur zweifelhaften Beifall fand, und außer Destouches verfaßte auch der Schauspieler Heigel einige nationale Stoffe behandelnde Dramen für die Bühne. Diese und mehrere minder nennenswerthe Dichter leben mehr für sich, abgesondert von der Gesellschaft der „Zwanglosen", die für die besseren hiesigen Literaten eine Art von Vereinigungspunkt bildet. Diese Gesellschaft, der sich allmälig die bedeutendsten hiesigen Gelehrten und Schriftsteller und die angesehensten Männer des hiesigen Beamtenstandes anschlossen, wurde im Jahre 1838 gestiftet, nicht auf dem Grunde geschriebener oder mündlicher Statuten, wenn auch nicht völlig bedingungslos. Ihr Zweck ist nicht blos gesellige, sondern vorzugsweise auch literarische Unterhaltung. Es besteht jedoch keine bindende Vorschrift über den Besuch der wöchentlichen Zusammenkünfte, noch über die Art und Richtung der literarischen, besonders dichterischen Theilnahme, die der Einzelne der Gesellschaft widmen will. Eben so zwanglos ist das gesellige Verhältniß der Mitglieder zu einander. Diese sind entweder hiesige oder auswärtige. Zu den letztern gehören alle diejenigen, außerhalb München lebenden Gelehrten und Literaten, die irgend einmal Zutritt in die Versammlungen der Gesellschaft gehabt. Ihr literarisches Zusammenwirken ist mit manchen erfreulichen Erfolgen verknüpft gewesen; doch sind bis jetzt immer noch erst nur vereinzelte Proben davon öffentlich bekannt geworden, die ihren Platz größtentheils in den von den Hrn. von Elsholtz, v. Maltitz und von Zu-Rhein redigirten deutschen (Thee) Blättern fanden, einer Zeitschrift, deren Idee und Ausführung ebenfalls dem Schooße der Gesellschaft entkeimten. Bei der großen literarischen Ebbe, die im Allgemeinen bei uns herrscht, ist daher dieser Verein nicht ohne eine gewisse literarische Bedeutung, die sich nothwendigerweise dadurch noch steigern muß, daß seine Mitglieder nicht leicht eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um besonderen Notabilitäten in Literatur und Kunst bei solennen Festmahlen ihre poetische Huldigung darzubringen, wie dies erst jüngst den beiden großen Meistern Cornelius und Thorwaldsen zu Ehren geschah, und es ist wohl zu bedauern, daß die dichterischen Abschiedsgrüße, die man dem von uns scheidenden Malerheldenzurief, nur als Manuscript für Freunde, dagegen die dem vielgepriesenen Bildnerfürsten dargebrachten Liederspenden und Scherzreden gar nicht gedruckt worden sind*).

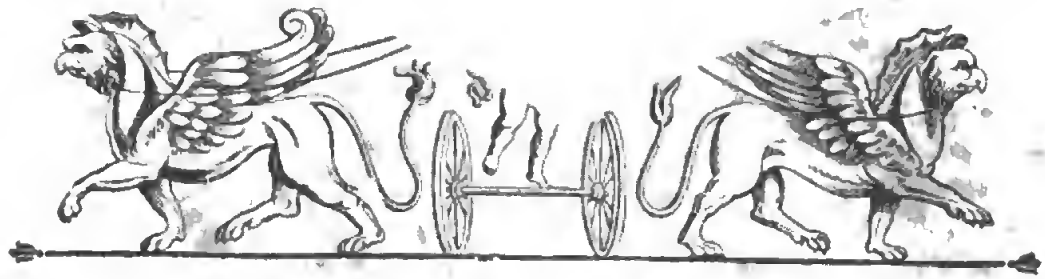
Es verlohnt sich übrigens der Mühe, die thätigsten Mitglieder dieser Gesellschaft zu nennen, die mit ihren Bestrebungen zugleich auch vortheilhaft auf die allgemeine Förderung unserer literarischen Interessen eingewirkt haben. Zu ihnen gehören zunächst mehrere, als Menschen, wie als Staatsbeamte und Literaten höchst achtungswürdige Männer, die jedoch bereits wieder aus ihrer Mitte geschieden sind: Ed. v. Schenk, den ein unerbittliches Geschick in der Blüthe seiner Jahre hinwegraffte, Freih. v. Zu-Rhein, der an des vorigen Stelle als Regierungspräsident nach Regensburg, und Apollonius von Maltitz, der als kaiserl. russischer Geschäftsträger nach Weimar berufen wurde. Die beiden Letztgenannten gaben mit Franz v. Elsholtz die deutschen Blätter heraus; Freih. v. Zu-Rhein ist überdies Redakteur einer Zeitschrift für Civil- Criminal- und öffentliches Recht, und Verfasser vieler zartsinnigen und gemüthvollen Gedichte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Es ist vielleicht hier der Ort, eines Aufsatzes zu erwähnen, der bei Veranlassung des Cornelius-Festes, welches am 16. Februar stattfand, in der augsburger Allgemeinen Zeitung erschien und hier wie anderwärts den gerechtesten Unwillen erregte. Auf eine nichts weniger als discrete Weise sah darin die Gesellschaft ihre harmlosen Bestrebungen den vermeintlichen Zwecken eines nur noch in der ausschweifenden Phantasie Einzelner existirenden „Jungen Deutschlands", und einzelne ihrer Mitglieder in bevorzugter Erhebung den übrigen gegenübergestellt, was eine augenblickliche Trübung ihres gegenseitigen Verhältnisses hervorgerufen zu haben scheint, und wie man vernimmt, soll daher auch die Gesellschaft die in dem Aufsatze liegenden Motive nicht als die ihrigen anerkannt haben.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 185. — den 21. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Da ertönten abermals Traueeglocken, mir ward, als sollten alle meine Hoffnungen zu Grabe geläutet werden, denn im Egoismus des Unglücks bezieht man alles Bewegen der Außenwelt auf seinen Schmerz; es war Maria Theresiens Leichenzug, mit dem trauernden Volk und Hof; da sah ich das Trauergeleite in dir Farbe der Nacht gekleidet, denn dir Sonne auf dem Theon wae untergegangen; Thränen flossen, Seufzer stiegen gen Himmel, das Volk hatte seine Mutter verloren, seinen Engel auf Erden; brsonders dir Armen weinten und schluchzten ihe nach. „Wenn ich mir Unsterblichkeit auf Erden wünschen sollte, so wäre es nur, um immer den Nothleidenden beistehen zu können.“ So hatte für gesagt. Ach, und dieser Schutz der Armen war nicht unsterblich gewesen.

Drr Schmerz des Volkes rührte mich nicht, ich hatte ja meinen eigenen, und die Glockenschläge schienen mir nur das laute Pochen meines eigenen Herzens zu sein.

Spät am Abend, als die Feierlichkrit der kaiserlichen Bestattung vorüber, ließ der Minister, Prinz Kaunitz, mich bitten, zu ihm zu kommen. Der greise Freund der großen seligen Kaiserin war tief betrübt und gebeugt, das Auge war verweint, und wichtig mußte die Angelegenheit sein, die er mit mir zu besprechrn hatte.

„Liebes Kind,“ sagte er, „kennen Sie einen gewissen Firmiani?“ — Ich erblaßte, als ich bejahte. — „Wir kam er denn zu diesen Documenten Ihrer Tante, die bei ihm gefunden wurden?“

„Bei ihm gefunden?“ rief ich entsetzt, „so ist er todt?“

„Nein, das nicht, aber gefänglich eingezogen, rr ist als berüchtigter Abenteueer verhaftet und strengee Untersuchung übergeben.“

Das wae zu viel, ich sank bewußtlos zusammen.

Und was mußte ich nicht Alles in den darauf folgenden Tagen erfahren. Ja, Firmiani war einer jener Glücksritter, wie man deren jetzt selten mehr sieht, deren es aber in damaliger Zeit öftees gab, da weniger gereist, weniger correspondirt wuede, und der Verkehr mit andern Städten und Ländern viel geringer war. O, ich hatte oft von solchen Glücksrittern gehört, von jenen Betrügern der großen Welt. — Firmiani selbst hattr mir oft wunderliche Geschichten von ihnen erzählt. Sir waren oft auf dir sonderbarsten Ideen gekommen, um Geld zu erwerben und in Luxus zu leben. — Der eine reiste von Stadt zu Stadt und beredete an den verschirdenen Tables d'Hôte dir Fremden zum Besehen eines schönen Elephanten, zu welchem er sie auch führte. — Erst nach Jahren fand rs sich, daß der Elephant ihm selbst gehörte, und er auf diese Weise sein Leben fristete. Auch Vetter Alfred wußte unzählige Anekdoten von solchen Abenteurern, und nun war Firmiani, mein Verlobter — ein solcher; die Sucht nach



Digitized by Google

Reichthum hatten ihn hinausgetrieben a.. Verhältnissen, Schönheit und Talente hatten Kreise gelockt, denen er der Geburt nach nicht ang.., denn er war von niederer Abkunft. Bald war er als Spieler aufgetreten, bald hatte er durch sein Vorgeben, Gold zu machen, betrogen, er hatte sich zu mehreren Malen verlobt und war mit dem Heirathsgut davongegangen. Man hatte schon oft seine Spur verfolgt, und Wiens wachsamer Polizei war es endlich gelungen, ihn, trotz aller verschiedenen Veränderungen seines Namens, aufzufinden. Als er an jenem Abend mit der Trauung mich drängte, war er gewarnt worden, und da er mich selbst nicht haben konnte, hatte er im Nebenzimmer meine Documente entwendet.

So war Firmiani denn ein gemeiner Betrüger, der seine ganze Verstellungskunst, alle Waffen der List gegen mich gewendet und mich armes Mädchen bethört hatte, und das edelste Herz war ihm zum Opfer gefallen; ein Blendwerk der Hölle hatte mich demselben entlockt, und nun war keine Hoffnung mehr auf Lebensglück zu erwarten. O, und ich hatte Firmiani geliebt, ich konnte ihn nicht vergessen, ich rang die Hände in Sehnsucht nach ihm, und in Weh nach dem verlorenen Freund. Ja, mein Herz war getheilt, es empfand zwei große Schmerzen zugleich, und ich konnte nicht sagen, welcher von Beiden der größte.

Vielleicht hatte Aloys noch nicht das Gelübde abgelegt? — Und dann, was dann? — Hätte ich ihm nun meine Hand antragen können, diese besudelte Hand, die ich liebend einem Andern gereicht; das von der Untreue auf ewig befleckte, entwürdigte Herz? Denn die Untreue ist Geschwisterkind mit der Lüge, sie zieht den Menschen herab, sie drückt den Kainsfluch auf die Stirn. Untreue und Lüge sind schlimmer als der Mord, denn der Mord trifft nur den Feind, sie aber treffen die Freunde — und die Geliebten.

O, wie beschämt war ich mir jetzt der Untreue bewußt, jetzt, wo kein magnetischer Blick, kein Kunstgriff des schönen Firmiani mich bethören konnte.

Nein, ich war Aloys' nicht mehr würdig; und wo hätte ich ihn auch auffinden sollen; der Herzog von Braganza hatte mir das Kloster nicht genannt, wo er eingetreten, nicht das Land, das er als Missionair zu besuchen gedachte. Ich sandte zwar sogleich nach dem Herzog von Braganza, dieser war aber abgereist, und ich war allein und hoffnungslos in der Welt.

Ich war erst zwanzig Jahre alt, aber ach, nicht die Jahre sind es, die den Menschen alt machen, und wie ein starker Stoß den Sand der Sanduhr schneller ablaufen läßt, so das Unglück bei dem Menschen die Jugend. Mein Herz war alt, denn es hatte der Liebe und dem Liebesglück auf ewig entsagt.

Einen Augenblick wollte ich den Schleier nehmen; Firmiani's Umgang hatte aber meinen katholischen Glauben so sehr benagt, daß ich das in jeder Hinsicht beschränkte Leben einer Nonne nicht als für mich geeignet erkannte.

Ich lebte mehrere Jahre außerordentlich eingezogen, und wenn ich irgend eine Wohlthat meinem kranken Herzen konnte angedeihen lassen, so war es, wenn ich in Aloys' Geist und Sinn handelte. Später trat ich wieder in der Welt auf; die Welt war ganz anders geworden, die französische Revolution hatte sie erschüttert, Politik, Ansichten, Verhältnisse und Toilette hatten eine ungeheure Umwälzung erlitten; — die geselligen Kreise waren von Emigrirten angefüllt, und die Gräuel der Revolution waren der Gegenstand aller Gespräche. Das schöne Haupt der schönen Königin war gefallen, und der Wiener stöhnte bei dieser Nachricht und theilte ihren Todesschmerz. — Und bei allen diesen schrecklichen Ereignissen gedachte ich Aloys' und seiner Gefahren, und meines Unrechts gegen ihn; und kein Glockenläuten konnte ich hören, ohne jener Stunde des Unglücks und der Reue zu gedenken; jedes neu erscheinende Werk, jedes alte wieder gelesene, erinnerte mich an ihn, und wenn ich auch in der Welt oft heiter schien [illegible], so gab es doch zu Hause schreckliche Stunden des tiefsten Wehs. —

O, nur einmal möchte ich ihn wiedersehen!

Nach funfzehn Jahren kam ein bleicher Bruder in schwarzer Kutte, mit dem Strick um den Leib, durch die Straße, stellte sich meinem Hôtel gegenüber und blickte hinauf. — Ich lese nie den Ritter Toggenburg, ohne dieses Mönchs zu gedenken, und jetzt lese ich ihn gar nicht mehr, weil diese Erinnerung Thränen in die alten Augen lockt.

Er kam jeden Abend wieder, und ich stand jeden Abend am Fenster, ihn erwartend; endlich kam er nach wiederholten Bitten zu mir herauf. Ich sank vor ihm auf die Kniee. — Wie heilig war mir dieser heilige Mann, mit den eingefallenen Wangen, den hohlen, fieberglühenden Augen, der abgemagerten, gütigen Hand, die mir den Segen ertheilte. — Ihm beichtete ich, was ich gelitten, geduldet, bereut, und er vergab mir im Namen Gottes und auch im seinigen. Er kam jeden Abend — und im geistigen, schönen Verkehr mit ihm erhob sich meine Seele wieder vom tiefen Fall, und es gelang mir,

Digitized by Google

manche Eitelkeit der Welt abzustreifen, die noch fest an mir haftete. Das Unglück hatte jeglichen Uebermuth getilgt — Aloys' Umgang gab mir wieder den Muth.

Die Literatur, dieses nie zu verscherzende Paradies der Geister, nahm auch jetzt unser gemeinschaftliches Interesse ein; Goethe, Schiller und noch Andere lasen wir vereint, und jedes neu erscheinende Werk dieser großen Autoren war uns wie eine neue aufgehende Sonne, die ihre Strahlen wärmend in unsere Seelen senkte. — Am politischen Himmel ging Napoleon auf, und Aloys deutete nach ihm mit erglühendem Blick und triumphirendem Lächeln. „Er wird Krieg führen gegen alle europäischen Staaten und deren Vorurtheile — und zu beiden Zwecken wird es ihm nicht an Truppen und Waffen fehlen. Das Genie beut ihm das prächtigste Arsenal; aus seinem Umsturz der Völker- und Fürstenrechte müssen, nach den natürlichen Gesetzen der Natur, die Menschenrechte hervorgehen, wie nach der Schöpfung der Welt aus dem verwesenden Moos edle Pflanzen entstanden, und aus der Raupe die Puppe, und aus dieser der Schmetterling herausbricht."

Er kam täglich, selbst als seine Schritte matter wurden, seine Haltung gebeugter, als ein tiefdröhnender Husten ihm die bleiche Wange mit Fiebergluth färbte.

Einstmals hatte er noch genug Kraft gefunden, um zu kommen, er fand sie aber nicht, um wieder zu gehen; er erkrankte bei mir zum Tode, und nachdem ich ihn wochenlang gepflegt, die schöne Seele Schritt vor Schritt begleitet bis an die Pforte des Himmels, starb er.

Gewiß war meine Seele ihm noch in jene Welt gefolgt, denn ich lag mehrere Tage in starrer Bewußtlosigkeit. Aloys hatte mich täglich gesegnet; als er den Tod herannahen fühlte, hatte er oft mich gebeten, der Ehe nicht ganz zu entsagen. „Ich läugne es nicht," sagte er, „wenn ich Dich vermählt gefunden hätte, würde mir das Herz gebrochen sein, denn unter der Kutte wohnt noch die Liebe zu Dir, aber wenn ich todt bin, möchte ich Dich glücklich, geschützt und geliebt wissen."

Ich wiegte aber das Haupt verneinend: „Ich verspreche, Dir zu leben," sagte ich, „aber weiter nichts; ich kann, ich will nicht mehr lieben, nicht mehr geliebt werden, und wenn ich Dir auch nicht treu sein konnte, während Du lebtest, so soll doch dem Todten mein Herz, meine Erinnerung und meine Liebe allein gehören, das habe ich mir und meinem Gott gelobt, und gelobe es hiermit auch Dir."

Ein dankbarer Blick belohnte mich für dieses Versprechen, und als dieser Blick verlöschte, als das Auge, dem er angehörte, brach, als das Leben entfloh, war die Sonne meines Daseins untergegangen, und wenn ich mich auch nicht über ewige Nacht beschweren kann, so gab es doch seitdem für mich eine ewige Dämmerung.

Ich hatte schon früher eine alte Verwandte zu mir genommen, wegen des Anstandes, und nicht um mich zu leiten, denn ich war selbständig genug. Sie war zufrieden mit dem Unterkommen, welches ich ihr bot, und mit der stets freundlichen, rücksichtsvollen Behandlung, die ich gewährte.

Ich bin nun alt, sehr alt; ich habe viele frohe Stunden seitdem gehabt, denn selbst mit einem Grab im Hintergrunde kann eine Landschaft noch in bunten Farben strahlen, und der Vordergrund voll munterm Lebens sein. (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus München. (Fortsetz.)

[Lyrik; Gedichte in oberbairischer und pfälzischer Mundart.]

Maltitz entwickelte während seines sechsjährigen hiesigen Aufenthaltes eine vielfältige, dichterische Thätigkeit, indem aus seiner Feder nicht nur mehrere Lustspiele unter dem Titel: dramatische Einfälle und zwei Heroiden „Bothwell an Maria, und Maria an Bothwell," sondern auch zwei starke Bände Gedichte und viele novellistische Erzählungen von einem meist heiteren, satyrischen Charakter hervorgingen, die in Zeitschriften zerstreut sind. Noch glänzen aber in den Reihen der Zwanglosen manche würdige Häupter, unter ihnen der alterthumskundige Fr. Thiersch, der als Publicist in den jüngsten politisch-religiösen Wirren manches kräftige und beschwichtigende Wort gesprochen, der mit gewandter Reimbeherrschung besonders treffliche Sonette improvisirt und auf Anregung der Gesellschaft auch wiederum mehrere seiner frischen, zartempfundenen Jugendlieder und antiken Dramen ans Tageslicht gezogen hat; sodann Fr. Ph. v. Martius, vorzüglich bekannt durch seine mit Spix unternommenen und herausgegebenen naturwissenschaftlichen Reisen in das Innere von Brasilien und durch sein großes umfassendes Palmenwerk, der seinen Mußestunden manches gute Gelegenheitsgedicht und allmälig auch die Fortsetzung seiner episch-didaktischen Schilderung von Suitrams Reisefahrten abgewinnt, wovon die „Chaeltas" einige Bruchstücke mitgetheilt hat; ferner endlich der ihm in wissenschaftlichen Studien verwandte, durch viele botanische Schriften und als gelehrter Mitarbeiter an dem wissenschaftlichen Reisewerk der Herren Martius und Spix, sowie an der japanischen Flora von Siebold ebenfalls rühmlichst bekannte Professor Joseph Zuccarini, der mit zwei Geschwistern, Friedrich und Virginie, gleiche poetische Neigung, Gemüthsrichtung und Sinnesweise theilt, wie eine kleine Sammlung einiger ihrer Gedichte beweist, die er unter dem Titel: „Kleeblätter, Lie-

Digitized by Google

der dreier Geschwisterte", 1839 als Manuscript für Freunde erscheinen ließ. Er entschuldigt sich deswegen in der Widmung unter andern mit folgenden Worten:

Siehst Du der Krystalle Schimmer
Im zerklüfteten Gestein,
Sollen im zerriss'nen Herzen
Nimmer Lieder denn gedeih'n?

So wahr ist es, daß die traurigen und zerrissenen Gemüther, ohne welche keine Poesie, nicht blos im Norden zu Hause sind.

O arme, arme Menschen!
Ein einzig Blümlein auf der Au,
Da blicket ihr freudig darauf,
Ein dämm'rig Thal im Nebelgrau,
Da geht das Herz euch auf!
Ein einfach Lied erfüllt euch schon
Mit wunderbarer Lust,
Ein einz'ger lauter Orgelton
Schwellt mächtig euch die Brust. —
O arme, arme Menschen! —

So melancholischer Art ist die Stimmung, die in Friedrich Zurrarini's Liedern herrscht, und wohl lassen dieselben den frühen Hingang dieses tiefgemüthvollen Sängers, der als Stabsarzt in königl. griechischen Diensten starb, aufrichtig bedauern. Noch enthält jene Sammlung einige Gedichte in baierischer Mundart, von dem älteren Bruder Joseph, welche beweisen, daß diese lebhafteren Rhythmen sich auch dem Ausdrucke trauriger und tragischer Stoffe und Gemüthsregungen willig fügen. Fast durchgängig heiterer Art dagegen sind die Gedichte in oberbaierischer und pfälzischer Mundart von Franz v. Kobell, die mit vielen hochdeutschen vereinigt unter dem gemeinsamen Titel: „Triphylin" seit 1839 bereits in zwei Heften erschienen sind. Kobell, vielfach verdient um die Kenntniß der Mineralogie und in Gemeinschaft mit Professor Steinheil eifrig bemüht um die Förderung und Vervollkommnung der Daguerre'schen und Jakobi'schen Erfindungen im Gebiete der Heliographie und Galvanoplastik, hat sich in jenen Erzeugnissen seiner poetischen Muse als einen ächten und ursprünglichen „Naturlautdichter" bewährt, der selbst auf allgemeinere Anerkennung Anspruch machen darf. Ein paar Proben, die eine in oberbaierischer, die andere in pfälzischer Mundart, mögen hier ihre geeignete Stelle finden.

S' schlafadi Dirndl.

Es schlaft a Dirndl untern Baam,
Daneb'n liegt ihr Huet,
Der Tag is warm, bei'm Baam is's kühl,
Sie schlaft so sueß, so guet. —

Da kimmt a Jager aus'n Wald,
An alter finst'rer Mon,
Der schaugt dees Dirndl in sein Schlaft
Grad in Vorbeigeh'n on.

Auf oamal aber kehrt er um,
Jetz steht er lang vor ihr,
Aufs Mieder schaugt er, g'fällt ihm g'wiß
Da dran dees reicht G'schnür.

Er werd' ja bö koa Räuber sein
Und werd' ihr ja nix thoan,
Is ja a bluetjungs Dirndl no
Und grau is scho der oan.

Na schau, er geht und thuet ihr nix
Und do hat'n was druckt,
Er hat si hintern Ohrna kratzt
Und's Hüetl hat er g'ruckt. —

Werbung.

O Mädche du bische mei Frühlingssunn',
Dei Blick der gleicht ihrr Strahle,
Bei dir is mer wohl, do südl' ich a Lusche;
Die könnt' mer kee König dezahle.

O Mädche du bische mei Morchestern,
So scheinscht da mer freundlich zum Herze,
Bische lieb, wie's die Schäscher am Himm'l sin',
Uf dene Eng'lcher scherze.

O du mei Gedanke bei Tach und Nacht,
Du Blum vun alle Juwele,
Was hot dir jetz' deß a Vergn'eche gemacht,
Mei Ruh' an mein Friede zu stehle?

O geb' mer se wieder, ich bitt' dich schön,
Du holcht se im Händche verborche,
O geb' mer deß Händche, ich ged dir en' Ring
Un will dich dein Ledtach versorche.

Noch gehört zu diesem Kreise: C. Fr. Neumann, Professor der Geschichte und chinesischen Sprache und Literatur, die er an Ort und Stelle selbst kennen lernte, und um welche er sich nicht minder, wie um die armenische namhafte Verdienste erworben, ein Mann von mannichfaltiger Erfahrung und von der ehrenfestesten und humansten Gesinnung, der sich auch gelegentlich mit der Poesie beschäftigt und von seinen Uebersetzungen chinesischer Dramen in der jüngsten Zeit einige interessante Proben in den „deutschen Blättern" mitgetheilt hat; es gehören dahin der Bibliothekar Joh. Andreas Schmeller, der gelehrte Verfasser des baierischen Wörterbuchs, und Professor H. Ferd. Maßmann, beide vielverdient um das Studium der altdeutschen Sprachen und ihrer Denkmäler und mit Glück auch in eigenen Poesien sich versuchend. Namentlich fand der letztere noch erst 1839 wiederum Gelegenheit, in seinen von Gedichten weiteren Inhaltes begleiteten „Armin's-Liedern" sein schätzbares Talent als Dichter, wie seine in unveränderlicher Frische fortblühende deutsch-patriotische Gesinnung zu bethätigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Notiz.

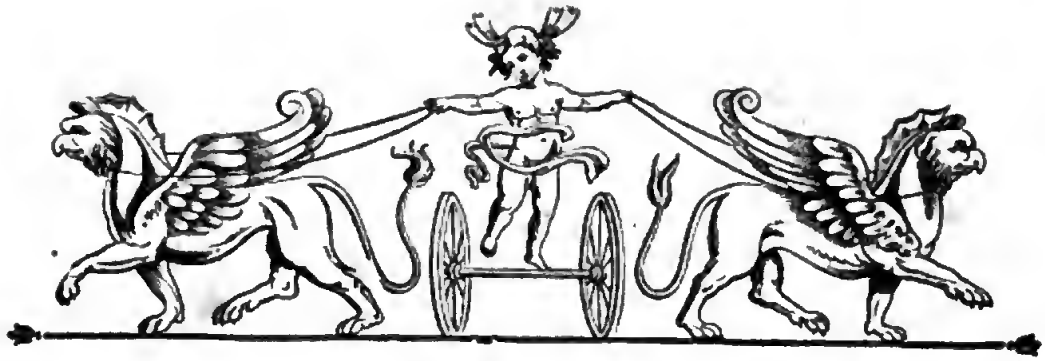
[Schelling wider Stahl.]

Schelling soll dem Professor Stahl dessen Staatsphilosophie mit einem sehr abweisenden Schreiben zurückgeschickt haben. So erzählt die augsb. Allgemeine.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 186. — den 23. September 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Fortsetzung.)

Ich fand noch oft Liebe und hätte durch meine Hand wohl beglücken können. Die Elasticität meiner Seele überwand den Kummer und machte mich wieder empfänglich für jegliches Interesse. Daß ich die Liebenswürdigkeit Anderer so zu schätzen wußte, ihren Beifall gelten ließ, ihre Gedanken in mich aufnahm, gewann mir oft Gefühle, und ich ward von den Männern geliebt, weil sie glaubten, mir zu gefallen. Aber ich liebte Niemand. — Ich begegnete zwar noch oft Blicken, wie denen Firmiani's, sie hatten aber ihre Macht über mich verloren und nichts Bezauberndes mehr, wie einst für das junge, unwissende Mädchen, und ich schlug die Augen nieder und wich ihnen aus. — Ich fand auch schöne Eigenschaften bei edlen Männern, die, wie Aloys, groß waren in Glauben, Lieben, Handeln — ich konnte noch mit ganzer Seele bewundern, hochstellen, verehren, — aber ich konnte nicht mehr lieben, denn mein Herz empörte sich gegen den Gedanken, Aloys nicht treu zu sein. — Ich hatte auch manchen Kummer, aber keinen wie den, welchen ich damals überlebt, und an diesen gedachte ich immer, wenn irgend etwas mich schmerzlich verletzte, und sagte mir leise: „O, es ist doch nichts gegen damals."

Ich besaß kein Bild von Aloys, dadurch wurde er in meiner Erinnerung immer schöner, denn das in unserem innersten Herzen eingenahmte Antlitz eines Freundes ist ein idealisirtes, dem kein gemaltes gleichkommt, denn es gibt uns die Essenz des Angesichts.

Ich lebte im höchsten Wohlstande und sah in meinem Hause Gelehrte, Künstler, geistreiche Menschen; Champagner sprudelte, und meine Säle waren mit allen Agrémens des Luxus versehen. Als ich 1809 bei der Reduction der Staatspapiere einen Theil meines Vermögens verlor, kamen diese Gäste seltener, doch es blieben mir Freunde und Freundinnen, auf deren Treue ich rechnen konnte. Dessen ungeachtet gab es manche Stunde, wo ich meine Einsamkeit schmerzlich fühlte. Ich fand, daß ein Jeder in der eigenen Werkstatt an dem eigenen Glück herumhobelt, und ich, die vereinsamte, die keine eigene Werkstatt hatte, mußte mich mit den fremden Hobelspänen begnügen, welche die mitleidigen und liebenden Freunde mir zuwarfen.

Als Matrone besuchte ich Arthur's Frau in Frankfurt. Ach, in deren Hause sah es wirklich nicht aus wie der Parnaß, der Lorbeerkranz hatte dieses nicht vor Gewitter und Blitz geschützt. Arthur hatte entsetzlich viel Verse gemacht und sehr oft liebend nach andern Frauen geblickt — dazu hatte er schon als Bräutigam Anlagen gezeigt. Die Frau war oft eifersüchtig gewesen, und es hatte an häuslichen Gewittern nicht gefehlt. Jetzt war aber die Zeit solcher Stürme vorüber, und Louise freute sich eines so prosaischen, ruhigen Glücks, wie nur irgend eine Frau nach zwanzigjähriger Ehe, und war zufrieden, obgleich sie von einem poetischen Glück geträumt hatte.



Digitized by Google

Auch Gräfin S. besuchte ich; ich machte die Reise mehr der guten Wallachen wegen, deren Menschenrechte ich einst vertheidigt hatte, als aus Interesse für das Paar. Sie nahmen mich freundlich auf und wollten mich gar nicht wieder fortlassen. Die große Gastfreundschaft der ungarischen reichen Familien rührt noch jetzt manchen Reisenden; sie gründete sich größtentheils auf die Langeweile ihres monotonen Lebens, und diese Langeweile gestaltete sich in eine Tugend. Gräfin S. hatte auch manche Sorge gehabt, und eine Falte des Mißmuths hatte sich auf der Stirn ausgebildet und stand ihr nicht schön.

Ich machte die Bemerkung, daß Kummer und Sorgen so leicht den alten Frauen den Ausdruck von Bosheit verleihen, deshalb besah ich mich recht aufmerksam in dem Spiegel; nein, ich sah nicht bös aus, nicht übler Laune. Und als ich über die Eitelkeit der Matronin lächelte, gefiel ich mir sogar. O, hätte Aloys noch gelebt!

Ich bereue es nicht, unvermählt geblieben zu sein; über die Jahre der Sehnsucht brachte mich der Schmerz um ein verlorenes Glück hinweg, und später war ich glücklicher als alle meine verheiratheten Bekannten; ich konnte Andeeer Soegen theilen, ohne von den eigenen zu sehr in Anspruch genommen zu werden.

Die Interessen des Verstandes sind dankbarer als die des Herzens; Wissen und Forschen gibt Freude, Fühlen und Lieben unendliches Weh. Selbst die Liebe der Mutter gibt mehr Kummer als Freude. Die erwachsene Tochter folgt dem fremden Mann, und zwar nicht immer in ein Glück — der Sohn zieht hinaus und trägt die Liebe der Mutter mit sich, wie der entflohene Vogel das Stück der Kette, die ihn gefesselt, und die selbst als Fragment ihn noch genirt.

Wohl dem, der durch das große Interesse des Wissens und Forschens an das Leben gekettet ist, der wie die neuerfundenen Spinnmaschinen mit mehrern Fäden zugleich sich an die Erde festspinnt; denn diese Fäden sind noch lange gut, wenn das auf dem einsamen, altmodischen Altenweiberrädchen des Herzens gesponnene, und durch tausend Risse und Knoten entstellte Fädchen lange abgenutzt ist. Die Geselligkeit hatte bald für mich den Reiz verloren, und ein Thee schien mir bald etwas Entsetzliches. Da bleib ich denn zu Hause auf dem Fauteuil festgewachsen wie die Polype und lasse nur die langen Arme meines Geistes mir Nahrung auffangen und zutragen.

Oft denke ich an die selige Tante, wenn ich mit Eifer am Morgen nach der Zeitung greife, um von den neuesten Begebenheiten und großartigen Fragen über Politik zu erfahren. Da ich keine Söhne habe, muß ich mich für alle großen Männer und gekrönten Häupter interessiren.

An den neuen Erfindungen erfreue ich mich und beuge mich mit der ganzen Welt vor der Gottheit des Dampfes, die im jetzigen Zeitalter eine so große Rolle spielt. —

Gern lasse ich mir von Reisenden aus fernen Ländern erzählen, von wilden Völkern, fremden Sitten, großartigen Nationen. Ich habe auch Freundinnen, die ich liebe, mit denen ich verkehre, und die unvermählten sind mir im Durchschnitt lieber als die verheiratheten; sie haben gewöhnlich mehr Charakter. Es ist nicht eine Frau in der Welt, die nicht einmal hätte heirathen können, und wenn sie es nicht gethan, weil ihr Herz nicht sprach, ihre Ansprüche zu hoch gestellt waren, um leicht befriedigt zu sein, so ist sie um so achtungswerther, während es unzählige Frauen gibt, die nur heiratheten, um nicht alte Jungfern zu werden, und die dem Egoismus des Familienlebens huldigen, ohne dessen Glück und Liebe gekannt zu haben.

Das Kartenspiel ist eine Freude des Alters; das Coeur-As spielt sich leichter aus, wie in der Jugend das Herz, und die Patience ist die Elegie der Vereinsamten. Wohl denen, welche die große Aufgabe des Lebens, die Geduld, nur in den Karten zu lösen brauchen.

Auch die Literatur liegt mir noch am Herzen, und ich lese viel. Das Neuere freilich mit der Brille, da der Druck kleiner, das Gedruckte vielfältiger ist und weniger Bedeutendes hervorgeht. So klagt man wenigstens, und ich, die über ein halbes Jahrhundert in der Literatur verschiedener Sprachen gelebt hat, sollte eigentlich entscheiden können, ob die Klage gerecht sei oder nicht. Wenn die größten Autoren des vergangenen Jahrhunderts eine Fülle von Gedanken und Gefühlen kurz und zusammengedrängt dem entzückten Leser auf jeder Zeile boten, und er, im Bewußtsein zu lesen, was ein großer Geist dictirt, und ein ausgezeichneter Mann geschrieben, das Buch gern aufbewahrte und immer wieder las, so sah er einige Jahre später die Werke der besten Autoren, Bilder in den buntesten Farben vor ihm aufstellen, mit Licht und Schatten, goldenen Rahmen, mit allen Details der Ausführung; man las nicht mehr, sondern man sah die Gestalten — und welche Gestalten?

Digitized by Google

Mit dem neuen Jahrhundert wurde die Feder noch belebender; Walter Scott bot nicht Bilder mehr, nein, die lebenden Wesen zogen in wechselnden Gruppen an dem Leser vorüber, man sah sie athmen, hörte sie sprechen, sie lebten, starben vor unsern Augen. Kein Buch mehr — nein, ein Schauspiel schien vor der Seele aufgeführt zu werden. Jetzt reißen Bulwer und Boz den Leser mit in den Strudel hinein, er lebt darin, ängstigt sich, flieht, wird erfaßt, weint, lacht ꝛc. Der Leser ist nicht mehr Zuschauer, sondern Mitspieler im Drama, er hat selbst eine Rolle übernommen.

Andere Autoren gehen noch weiter. Balzac, George Sand sehen in die innere Werkstatt des Herzens, und was in den geheimsten Tiefen der Menschenseele schimmert, und was in ihr erwacht, man empfindet es, denn man lebt nicht nur, man denkt und fühlt in und mit ihnen.

Und wenn auch in der jetzigen Zeit kein einziger Autor allgewaltig hervorragt, wenn auch über Mangel an neuen Gedanken geklagt wird, so ist der Genius doch nicht gestorben, und das Talent webt und wirkt auf die Zeit angemessen, in der von der Zeit verlangten Weise, und schmiegt sich den Vollkommenheiten und Schwächen des Jahrhunderts an.

Ich sah so viele Autoren am Himmel der Literatur vorüberziehen, auf- und untergehen, oft so spurlos verschwinden, so selten einen Namen zurücklassen, daß es mir schien, als seien die Autoren in der Hand des Höchsten nur die Buchstaben, deren sich der Setzer beim Druck bedient, um, wenn der Bogen vollendet, sie wieder auseinander zu streuen. Wenn das Wort Gottes in die Welt gerufen ist, fällt der Autor in das Nichts zurück. Was ist denn der Mensch anders, als ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, wenn er auch in seinem Titanenstolz sich zum Zweck stempeln möchte. Er liefert seinen Schädel in das große Beinhaus der Weltgeschichte, und aus allen den über einander aufgebauten Schädeln, wie in den pariser Katakomben, kann man in steter Wiederholung die ewigen Wahrheiten vom Steigen und Fallen, Kommen und Scheiden, Auf- und Untergehen lesen. Die Lehre aber von der Auferstehung liest man doch nur im eigenen Herzen, und der Gedanke an Wiedersehen und Wiederfinden ist der schützende Stamm, an welchem des Menschen Seele wie das schwache Epheu sich hinanrankt.

---

Nicht ohne Zagen sende ich diese Blätter in die Welt. Werden sie freundliche, gütige Leser finden? Es ist jetzt ganz aus der Mode gekommen, sich in den Vorreden an diese zu wenden, da es keine freundlichen und gütigen Leser mehr gibt, sondern nur kritisirende.

Der Leser wirft sich jetzt nicht mehr dem Buch in die Arme und gibt sich nicht dem Eindruck desselben hin; man hört selten mehr sagen: „Das Buch gefällt mir, oder es gefällt mir nicht," sondern: „es ist gut oder schlecht." Das dem jetzigen Jahrhundert so eigene Streben nach Klarheit hat die Freude am Genuß gestört und Jeder gibt statt des Eindrucks, den das Buch auf ihn gemacht, eine Kritik desselben. Statt behaglich lesend auf dem Sopha zu liegen, sitzt man aufrecht im Richterstuhle und theilt Lorbeerkränze aus, oder bricht den Stab, je nachdem es beliebt. Auf diese Weise werden aber manche Ungerechtigkeiten gegen den Autor begangen, denn da das Gefallen und Mißfallen an einem Buch von der momentanen Stimmung des Lesers abhängt, so hat der Leser wohl das Recht, zu sagen, es gefällt mir, oder gefällt mir nicht, aber nicht, es ist gut oder schlecht, so wie der Opiumesser das Buch nicht anklagen kann, wenn er über'm Lesen desselben eingeschlafen. Dem Privatleser kann man indeß keinen Prozeß machen, wenn er am Theetisch oder in andern geselligen Vereinen den Autoren ein solches Unrecht zufügt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus München. (Fortsetz.)

[Dramatiker, Epiker, Novellisten, Satyriker u. s. w. u. s. w.]

Es gehören ferner dahin: Fr. Beck, der wohlmeinende Redacteur der münchner polit. Zeitung und Verfasser der vor mehreren Jahren erschienenen, aus der Vorliebe für mittelalterlich-christliche Kunst hervorgegangenen „Geschichte eines deutschen Steinmetzen", der jedoch sein sinniges und weiches Gemüth bezeichnender noch in einzelnen, ebenso gedankenreichen, als in eigenthümlich ernsten Rhythmen und in gediegener Sprache sich bewegenden lyrischen Gedichten auszusprechen gewußt hat, und Aloysius Büssel, königl. Postbeamter in München, mit Recht wohl geschätzt als gewandter, angenehmer Novellist, als Dramatiker und Balladensänger, der seine ersten Dichterproben schon 1819 unter dem Titel: „poetische Blüthen", und seitdem nacheinander folgende dramatische Dichtungen: „San Pietro von Basletica", „Hero und Leander", „Graf Albrecht von Altenburg", „Zapolyas, Prokris und Kephalos" (die drei letzteren unter dem gemeinsamen Titel: „Dramatische Blüthen"), „das St. Johanneskind", und endlich „Winkelmann", so wie mehrere Romane: „die Hochalpe", „die Pilgernächte des Meisters Tiefotheus" und in drei Novellen die „Irr- und Minnefahrten des Rynonoepr" im Druck erscheinen ließ. Mehrere andere seiner

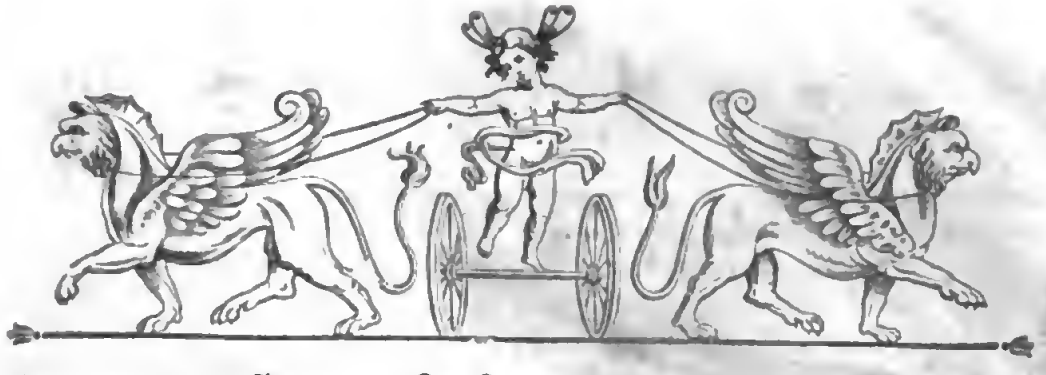
neuesten Novellen und Balladen stehen in den „deutschen Blättern". Die von ihm 1825 begonnene Zeitschrift „Antiope" hörte mit dem 24sten Hefte wieder auf. Allgemeiner aber als durch alle diese ebenso mannichfaltigen als beachtungswerthen Bestrebungen wurde Büssel's Name durch seine elegisch-epische, in südlichen Reimformen abgefaßte Dichtung: „Des Kaisers Schatten" bekannt, die, was Tendenz, Schwung der Phantasie und Vollendung der Form betrifft, wohl verdienen, neben Gaudy's Kaiserliedern und den Todtenkränzen von Zedlitz genannt zu werden. Noch gehören zu den Zwanglosen: Dr. Sebastian Franz Daxenberger, Geheimsecretär des Kronprinzen, der die ersten Proben seines dichterischen Talents in mehreren dramatischen Mährchen, Legendenspielen und Canzonen an den Tag legte, welche in Spindler's Damenzeitung und Zeitspiegel erschienen sind. In seinen bis jetzt noch ungedruckten und nur in einzelnen Fragmenten auch weiter bekannt gewordenen Trauerspielen herrscht eine schöne, edle Sprache; es ist darin das lyrische Element der Auffassung und Charakteristik überwiegend. Einzeln sind noch 1833 sein romantisches Gedicht: „Die sendlinger Schlacht am Christtage 1705" und seine „Ode, den Manen der im Jahre 1812 in Rußland gefallenen Baiern gewidmet", herausgekommen. In der neuesten Zeit hat er ein Bändchen „mythologischer Dichtungen" und eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte, unter dem Titel: „Edgar oder Blätter aus dem Leben eines Dichters von Karl Fernau" erscheinen lassen; und nur auf diese letzteren ist es wohl zu beziehen, wenn ihr Verfasser im Conversationslexikon der Gegenwart unter dem Artikel: „München", als sentimentalen Traumdichter bezeichnet wird, da wie in jener Sammlung nur wenige Gedichte bemerken, die nicht von Traum und träumerischen Gefühlen reden. Daxenberger's Lyrik hat etwas sehr Weiches und Zartes, ja Schwermüthiges, das überhaupt in seinem Wesen liegt, und wodurch er, ohne Nachahmer zu sein, sehr an Hölty erinnert. Das jüngste Erzeugniß seiner Feder ist das „Münchner Hundert und Eins", eine Sammlung kurzer, charakteristischer Schilderungen aus dem geselligen, literarischen und künstlerischen Leben dieser Hauptstadt, die uns viele unbekannte oder in Vergessenheit gerathene Thatsachen ins Gedächtniß zurückruft und von der sinnigen, reichen und gesunden Beobachtungsgabe des Verfassers das erfreulichste Zeugniß gibt. Ein vollständigeres und wahreres Bild von allen Heimlichkeiten Münchens kann man kaum erwarten. Es ist in leichten, anmuthigen Zügen gezeichnet und gereicht der Darstellungsgabe des Verfassers zur Ehre. Ferner gehören zu diesem Literaten-Kreise, um in alphabetischer Ordnung fortzufahren: Franz v. Elsholz, seit 1837 als Geschäftsträger der sächsischen Herzogthümer wie durch seine Familienverhältnisse bleibender an München gefesselt, der in der jüngsten Zeit durch Stiftung der Gesellschaft und als Begründer der deutschen Blätter viel zur Belebung unserer geselligen und literarischen Verhältnisse beigetragen hat; sodann Dr. Ernst Förster, rühmlich bekannt durch seine „Beiträge zur neueren Kunstgeschichte" und gegenwärtig mit der Herausgabe, Beschreibung und kunstgeschichtlichen Würdigung der von ihm aufgefundenen mittelalterlichen Malereien in der Kirche St. Georgia zu Padua beschäftigt, ein Schriftsteller, der mit seinem Bruder, Friedrich Förster in Berlin, dieselbe literarische Regsamkeit und Beweglichkeit theilt, und gleich diesem ein eben so gewandter, als stets bereiter Gelegenheitsdichter, dessen Walhalla-Lied, durch die meisterhafte Composition von Stunz, eines der beliebtesten Volks- und Künstlerlieder geworden ist; ferner Franz v. Paula Hocheder, Rector des neuen Gymnasiums zu München, welcher seine Mußestunden der Satyre widmet, deren sanfte, aber nach allen Seiten des Lebens hin ausgreifende Geißel er jedoch nur schwingt, um sich selbst und die Gesellschaft zu erheitern, die seinen Vorträgen gern horcht; sodann Dr. Rudolph Marggraff allgemeiner bekannt als Kunstkritiker und durch Herausgabe der Münchner Jahrbücher für bildende Kunst, als durch die von ihm und seinem Bruder Hermann 1830 gemeinschaftlich herausgegebene und von der Kritik günstig aufgenommene, aber durch die gleichzeitig eintretenden politischen Stürme und neuen Literaturbestrebungen fast in Vergessenheit gedrängte Sammlung ihrer Gedichte; ferner Franz Graf von Pocci, der Begründer des in Norddeutschland mehr als hier zu Lande beliebten „Festkalenders in Bildern und Liedern", und Herausgeber einer Anzahl trefflicher, in gemüthlichem und kindlichem Tone erzählten Mährchen für die Jugend, die er mit anmuthigen, von ihm selbst entworfenen und radirten Vignetten und Randzeichnungen schmückt, und mit selbstcomponirten Liedern versieht, wie denn von ihm auch die einaktige Operette: „Der Alchymist" herrührt, die auf dem hiesigen Theater einige Male zur Aufführung gekommen ist; alsdann Dr. E. A. Quitzmann, praktischer und Distrikts-Arzt hierselbst, der sich durch mehrere Leistungen im historisch-medicinischen Gebiete bereits einen geachteten Namen erwarb und als Dichter der „Volkslieder zu den geschichtlichen Fresken in den Arkaden", wie durch seine ächtdeutsche, biedere Gesinnung, die sich wiederholt in manchem neuen kräftigen Liede ausspricht, auch allgemeiner bekannt und geschätzt ist; endlich der Historiker Söltl, dessen neuestes Werk: „Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich II. von der Pfalz", von einem gründlichen und gewissenhaftem Studium der Quellen Zeugniß gibt, und C. Weichselbaumer, königl. Geh. Staatsrath hierselbst, der schon im Jahre 1813 eine gekrönte Preisschrift: „Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Poesie", und späterhin, außer mehreren guten Erzählungen, wovon ein Theil 1822 unter dem Titel: „Abendbilder", und zwei andere 1825 unter dem Titel: „Die Vertrauenden" erschienen, namentlich auch eine größere Anzahl classischer Dramen herausgab, von denen unsere Literaturgeschichten und Uebersichten bis jetzt keine Notiz genommen. Es sind folgende: „Menoikeus", „Oenone" (beide erschienen 1821 unter dem gemeinsamen Titel: „Dramatische Versuche"), „Dido" (1821), „Niobe" (1821), „das Fürstenwort", „Dion", „Virginia", „die Barden", sowie zwei Lustspiele: „Constellation" und „die Täuschenden".

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 187. — den 24. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Aus den Memoiren einer Unvermählten.

(Beschluß.)

Die Autoren sind überhaupt die Parias der jetzigen civilisirten Welt, und Alles blickt du haut en bas auf sie herab. Der Leser thut es, denn er wirft sich als des Autors Richter auf, der Nicht-Leser thut es, denn er hält ihn für ein unnützes Geschöpf, das weder Brot bäckt, noch Stiefeln macht, weder Processe führen, noch hinter Criminalacten sitzen kann, und zu nichts Vernünftigem zu gebrauchen ist. Der Verleger thut es, denn er ist überzeugt, daß ohne ihn kein Autor bestehen könne, und aus diesem Grunde blickt sogar der Buchdrucker und Setzer auf den Autor herab. Und unter einander achten sich die Schriftsteller auch nicht hoch, denn nur Wenige lassen Andern gern die Lorbeerkrone, ohne an deren Laubwerk hier und da zu knicken und einzelne Blätter auszurupfen, und zwar durch die Kritik!

Da steht der Autor wehr- und waffenlos den offenen und aus dem Hinterhalte abgeschossenen Pfeilen der Kritik bloßgestellt, und kein Gesetz hält schützend ein Schild ihm vor. Wie kommt es, daß in jetziger Zeit, wo Alles so sehr nach Vollkommenheit strebt, wo der ganzen Welt Gerechtigkeit widerfahren soll, wo überall heilsame Institute und Gesetze zu diesem Zweck gegeben werden, noch so gar nichts zum Verbessern des Recensentenwesens geschieht?

Zuerst kommt es darauf an, genau zu ermitteln, was der eigentliche Zweck der Kritik ist, und für wen die Recensionen geschrieben sind! Vielleicht für die Autoren, um sie auf die Fehler ihrer Producte aufmerksam zu machen, damit sie dieselben künftig vermeiden möchten?

Molière las seine Werke seiner Haushälterin, Jean Paul Richter einer alten Hökerin vor; wenn die eine lachte und die andere weinte, waren Beide zufrieden; sie wurden dabei große Schriftsteller, und ganz Frankreich und Deutschland lacht und weint noch jetzt bei ihren Werken. Ganz anders ist es mit dem Urtheil der Kritik. — Ein wunderhübscher Roman lag in meinen Händen und ward von aller Welt mit großer Freude gelesen und von Mund zu Mund weiter empfohlen. Da trat die Kritik auf und meinte, er habe nicht die gehörige Form, sei nicht nach den Regeln der Romanbaukunst aufgeführt, ihm fehle der Rahmen, und hatte noch Tausenderlei daran auszusetzen. Das Jahr darauf schrieb der Autor — oder vielmehr die Autorin (denn Männer haben mehr Respect vor der Kritik als Frauen) wieder einen Roman mit denselben Fehlern, und dieser ward wieder allgemein mit Vergnügen gelesen. —

Der Autor soll den Hauch des Genius mit allen Segeln aufnehmen und auf dem Ocean der Literatur einherschiffen, ohne der Klippen und Sandbänke und Untiefen zu gedenken, ohne sich ängstlich zu bemühen, dieselben zu umsteuern; indem er sie vermeiden will, verliert er an Freiheit der Bewegung, und das Genie an Kraft. — Solchen verderblichen Einfluß kann schon die gerechte und wahre Kritik ausüben, wie vielmehr nicht die falsche, leichtsinnig und gewissenlos hingeschriebene. Der un-



Digitized by Google

verdiente Tadel wird erbittern, den schüchternen Genius entmuthigen, das unverdiente Lob wird eitel machen. Wo ist also der gute Einfluß der Kritik auf den Autor?

Ist die Kritik für das Publikum? Was ist denn eigentlich das Publikum? Ist es nicht von allen Wesen das sonderbarste, und eben so wenig zu definiren wie die Transsubstantiation? Beides sind die größten Mysterien der Menschheit, und sie gleichen sich auch in gewisser Hinsicht, denn so wie der Geistliche das eine Mysterium hervorbringt, so erzeugt der Autor das andere, und beide beugen sich vor der selbsterschaffenen Gottheit. Das Publikum ist ein Kreis, dessen Mittelpunkt überall ist; es besteht aus mehreren Kreisen, die alle in einander laufen. Jeder Mensch ist der Mittelpunkt eines eigenen Kreises, und zugleich mit in andere verwickelt. Das Publikum gleicht jenen zum Verkauf verfertigten Schachteln, wo immer die eine in die andere hineinpaßt. Das Publikum existirt in allen Größen, und das kleinste von allen ist das denkende; da hat man ein vornehmes Publikum, ein religiöses, ein theaterlustiges, ein politisches, ein jagd- und pferdeverständiges, ein Handels-, literarisches und lesendes Publikum, und noch viele andere. Für welches von diesen schreibt nun ein Recensent? Was er dem einen anempfiehlt, muß dem andern, von ganz anderem Interesse beseelten, mißfallen. Warum soll nicht jedes Publikum für sich selbst ein selbständiges Urtheil fällen, so wie auch jeder Leser, und das ist gewiß nicht schwer. Er soll nur Acht haben auf die Stimmung, womit er das Buch aufnimmt, und auf die, womit er es niederlegt. Es gibt noch Leser, die nie Abhandlungen über die Aesthetik lasen, und also noch ein gesundes Urtheil haben können; denn die Lectüre solcher Bücher verbessert eben so wenig den Geschmack, als die eines Kochbuchs den Appetit erhöht. Wenn nun der einfache, schlichte Leser ein Buch in die Hand nimmt, mit dem guten Willen, es nicht schlecht zu finden und sich dadurch erfreuen zu lassen, und wenn er dankbar ist, daß es ihn erfreut, wenn er einigemal vor sich hin gelächelt hat und einigemal gerührt war, wenn er alten, wohlbekannten Gedanken in neuer Form begegnete, und bei den ihm neuen sich sagen konnte, „diese hätte ich doch auch haben können!“ dann ist das Buch gut, und wenn auch keine Kritik es ihm angepriesen hat.

Natürlich ist hier nur von Unterhaltungslectüre die Rede; denn für wissenschaftliche Werke gehört die Kritik, da geben alle Reibungen Funken, und Meinungen werden duech Prüfen und Widerspruch berichtigt.

Wäre vielleicht die Kritik für die Buchhändler und Verleger, damit sie die Manuscripte der Autoren viel gepriesener Bücher lieber kaufen, besser honoriren? — Dafür spricht der gute Abgang des Werkes bei der Berechnung der Ostermesse viel deutlicher, und eine zweite Auflage am allerdeutlichsten.

So wäre denn die Kritik nur, um die Wahl der Leihbibliotheken zu leiten? Das lasse ich gelten; die Leihbibliotheken werden oft von ungebildeten Leuten gehalten, und da mag es wohl gut sein, wenn deren Urtheil einigermaßen geleitet wird; und selbst wenn die Kritik nur die Etiquette der Apothekerbüchsen für die Bücher sein und deren Inhalt angeben sollte, so muß sie doch der Wahrheit gemäß und mit Gewissenhaftigkeit geschrieben sein.

Der eigentliche, ursprüngliche Zweck der öffentlichen Kritik ist aber wohl, das Urtheil des Capitols zu ersetzen, dem Autor den Lohn zu reichen für die Leistung, den Lorbeerkranz, der das geweihte Haupt vor Sturm und Blitzen des Lebens schützt. Die Kritik soll dem Muthlosen, vom Genie Begabten die Hand reichen zum weitern Ersteigen des Parnaß, sie soll der Sporn sein des Hippogryphen zum stärkern Anlauf, und den Unberufenen soll sie hinabführen aus der ihm nicht ziemenden Bahn hinaus, vielleicht in eine angemessenere hinein. Gewiß, dieses ist ein edler Beruf! Die Kritik sollte die letzte Instanz sein, das Oberappellationsgericht der Autoren, und es versteht sich von selbst, daß diesem nicht Unwürdige präsidiren dürfen.

Und wer sind denn die Richter dieses Oberappellationsgerichts, die es sich anmaßen zu können oder den Stab zu brechen?

Jeder Staatsdiener muß examinirt werden, ehe er die ihm zugedachte Stelle erhält, ja selbst die höchste Protection vermag sie keinem unwürdigen mehr zu verleihen. Das Kind rückt erst nach einem Examen in die höhere Classe; der Unteroffizier wird examiniet, ehe er zu seiner bescheidenen Würde gelangt; der Handwerker muß eine Probearbeit liefern, ehe er Meister wird, des Autors Examen und Probearbeit ist sein Buch. — Der Recensent aber wird nicht examinirt, er braucht keine Rechenschaft von seinem Wissen, Können und Wollen abzulegen, und doch möchte wohl einem Recensenten gerade manche Eigenschaft als zu seinem Berufe unentbehrlich zu wünschen sein.

Statt dessen wird das Scepter der Kritik oft in die wenigst fähigen Hände gelegt, und man liest die entschiedensten Urtheile von Leuten, welche selbst nichts Originelles hervorbringen können, oder nur Unbedeutendes geleistet, die sich für geringes Honorar pro Bogen

Digitized by Google

verpflichtet haben, die Literatur zu säubern, und sich begnügen, die Vorplätze derselben auszukehren, wie unsere geringsten Tagelöhner die Straßen, denn tiefer können sie nicht eindringen. Sie erhalten monatlich ein Packet Bücher, alles unter einander in verschiedenen Fächern, Novellen, historische Romane und politische Aufsätze. Sie beginnen mit letzteren. Wenn sie an die Novellen kommen, sind sie so lesemüde, daß ihnen alle Gedanken ausgehen; dann blättern sie am Anfang, am Ende und in der Mitte, um nur den Faden wegzubekommen. Der Duft, der Geist, die Tendenz, alles entgeht ihnen. Romane und Novellen sind die Blüthen der Literatur, in denen die Poesie nistet; die meisten Recensenten halten sie für dürre Blätter, die nur raschelnde Töne von sich geben, wenn man sie mit Füßen tritt. Besonders Frauenschriften werden also behandelt. Sie werden mit dem Kochlöffel oder der Stricknadel gemessen: „besser thäte sie, wenn sie sich um die Küche bekümmerte!" Und solche Gemeinplätze nennt man eine Kritik. Warum aber Männern, die also denken, solche Werke zum Kritisiren geben? — Warum überhaupt das Recensiren fabrikmäßig betreiben? Warum die Leute lesen lassen, um zu recensiren, — statt das Urtheil derer aufnehmen, die zu ihrer Freude lesen? Man kann es den Kritiken oft anhören, welches das letzte Buch einer Sendung war, und wo dem Recensenten die Lesegeduld ausgegangen. Und wem sollte nicht beim monatlichen Lesen von zwanzig Romanen, worunter vielleicht zwei gute, die übrigen mittelmäßige waren, der schlechten nicht zu gedenken, einer Fülle lauwarmen Wassers, das die Gedärme füllt, ohne den Durst zu löschen, nicht die Geduld ausgehen? Er müßte ja ein Engel sein, und ein solcher ist ein Recensent schwerlich.

Wer berufen wird, den Tempel der Literatur zu reinigen, wie Christus den in Jerusalem, der muß auch wirklich ein von Gott Gesandter sein, und nur als solcher kann er die Geißel schwingen. Ein Recensent muß vor allem die Gewissenhaftigkeit besitzen, nicht zu recensiren, wenn er das Buch nicht gelesen hat. Er muß sich nicht vom Parteigeist hinreißen lassen, — nicht Persönlichkeiten rügen — nicht Privatantipathien Gehör geben. Ferner muß er in Wissen und Kenntnissen den Autoren, die er beurtheilen will, überlegen sein, er müßte selbst etwas geleistet haben, damit er die sowohl überwundenen als nicht überwundenen Schwierigkeiten kenne. Er muß Interesse für die Literatur und zugleich für die Autoren hegen. Mit dem scharfen Verstande muß er ein menschenfreundliches Gemüth verbinden; er muß das mit Liebe geschriebene Werk nicht kalt bekritteln, nicht Federstriche thun, die zu Dolchstichen werden können; er muß der unbestechlichste, gewissenhafteste und zugleich menschenfreundlichste Richter sein, denn wenn auch nicht Leben und Tod in seinen Händen ruht, so kann er doch großen Einfluß haben auf Lebensglück und Unglück, und wenn er das jetzt nicht haben kann, wenn er nicht mehr Dolchstiche, sondern nur Nadelstiche zu versetzen vermag, so ist es nur, weil die Kritik herabgekommen und ihr Tempel so oft entweiht wurde.

Deshalb sollten die Autoren, Verleger, Redacteurs der kritischen Blätter ernstlich zu Rathe gehen, wie dem Unheil abzuhelfen, und sowohl beim Recensiren als bei der Wahl der Recensenten gewissenhaft zu Werke gehen. Sie müßten alle sich bestreben, daß sich wieder ein Capitol erhebe, ein geistiges, unsichtbares, aber gerechtes, das selbst in seiner Strenge der Menschheit zum Segen werde.

Wie es dann diesen meinen Memoiren hier ergehen würde, das wissen die Götter, eben so wenig als man es wissen kann, welches Schicksal sie jetzt haben werden. Die Reflexionen einer alten Unvermählten mögen leicht durch ihre Unzufriedenheit mit dem Jetzt Aergerniß geben; das Tadeln und Bekritteln ist ja ein uns von der menschlichen Gesellschaft angewiesenes Feld, und wenn ich jetzt zu stark an der Kritik der Literatur gerüttelt, mögen die Kritiker es meinem Stand und Alter zu Gute halten.

Wohl mir, wenn es mir gelingt, nur Einen Leser zu erfreuen; ja selbst wenn der Schlafiose durch meine Blätter in den Schlaf gelullt werden sollte, will ich zufrieden sein, im Bewußtsein, genützt zu haben.

---

## Correspondenz.

### Aus München. (Fortsetz.)

[Einfluß norddeutscher Literatur; Lustspieldichter.]

Die sechs letzteren Stücke sind in zwei Bänden unter dem Titel: „Dramatische Dichtungen mit Unterhaltungen über die dramatische Literatur und das Theater" im Druck erschienen. In den Jahren 1824 und 1825 gab Weichselbaumer die Zeitschrift „Orpheus" heraus, die es jedoch nur bis auf vier Hefte brachte, und in neuester Zeit eine Reihe geistreicher Schilderungen aus dem Leben der Süddeutschen, unter dem Titel: „Tutti Frutti", die auch in weitern Kreisen beifällig aufgenommen wurden und mehr als vieles andere beweisen, daß die neuesten Bewegungen in der Literatur auch bei den hiesigen Schriftstellern nicht unbeachtet und spurlos vorübergegangen sind.

Dies sind die Namen der literarischen „Zwanglosen", die Mitglieder der „modernen münchner Poetenschule", wie

Digitized by Google

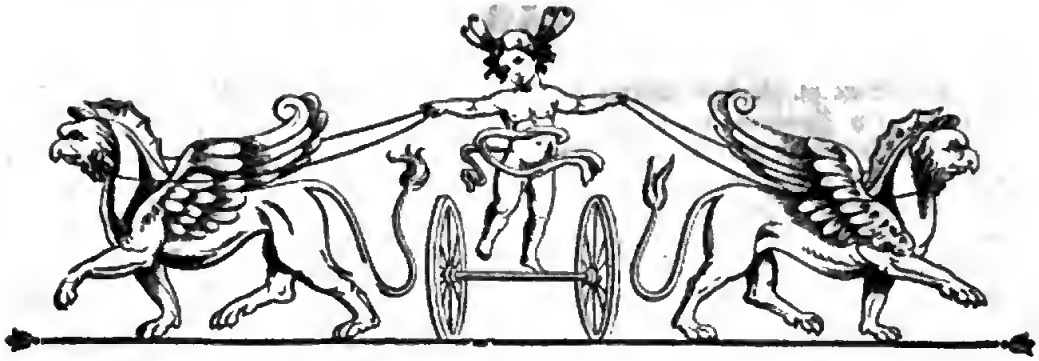
Carl Fernau dieselben bezeichnet. Ich habe es der Mühe werth erachtet, sie einzeln aufzuführen und ihrer literarischen Thätigkeit und ihren Verdiensten nach kurz zu charakterisiren, in doppelter Absicht, einmal um Ihnen zu zeigen, wie Poesie und Schriftstellerei hier fast ausschließlich nur von thätigen Geschäftsleuten neben ihren Berufsarbeiten und zur Erholung betrieben werden, besonders aber auch, um Ihnen den Beweis zu geben, wie wenig man noch im Ganzen anderwärts von den Bestrebungen der hiesigen Schriftsteller im Gebiete der schönen Wissenschaften weiß. Könnte ich daher durch diese Schilderung etwas dazu beitragen, mehr die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, so wäre mein Zweck erreicht. Nur möge man von unsern Dichtern keine neuen, eigenthümlichen Formen und Auffassungsweisen erwarten als Resultate einer neuen Richtung des Geistes und einer neuen Anschauungsweise der Natur und des Lebens, wodurch eben unsere moderne Poesie ihr eigenthümlich unterscheidendes Gepräge empfangen hat. Wir sind hier von dem Buß- und Läuterungsfeuer der letzten zehn oder zwölf Jahre mehr oder weniger unberührt geblieben, wir haben die Erschütterungen, die zumal von der philosophischen Spekulation und dem Drange nach allseitiger Emancipirung der geselligen Verhältnisse ausgingen, höchstens nur als Beobachter aus der Ferne kennen gelernt und gehören daher mit unsern dichterischen Anschauungen und Bestrebungen im Ganzen noch immer mehr einer viel frühern Literaturperiode an, jener Periode nämlich, die man die sentimentale genannt hat. Unsere Gedichte erinnern noch vielfach an das, was durch Hölty, Matthisson, Salis und Tiedge unser literarisches Eigenthum geworden, und nur selten und bei Wenigen macht sich eine neue Form und ein neuer Inhalt der Poesie geltend, welche daran erinnerten, daß die von Goethe, Uhland, Rückert, Chamisso, Lenau, Anastasius Grün, Freiligrath und einigen Andern ausgegangenen Umwandlungen, besonders im Gebiet der lyrischen Poesie, auch bei uns nicht ohne Erfolg geblieben sind. Mit dieser Erscheinung hängt es zusammen, wenn auch die Heine'sche Lyrik, die im Norden fast allen jungen Leuten die Köpfe verrückte, unter den hiesigen Dichtern keine oder nur höchst mittelmäßige und namenlose Anhänger fand. Diese Lyrik, dem subjektiven Belieben der Sinnlichkeit und Phantasie anheimgefallen, war zu offenbar ein Kind der neueren Zeit und ihrer Tendenzen, als daß sie hier einen ähnlichen Anklang, wie anderwärts, hätte finden können. Ganz allerdings konnte sich auch die hiesige Literatur dem Einflusse der politischen, religiösen, wissenschaftlichen und poetischen Bewegungen der Zeit nicht entziehen; es regte sich hier in der literarischen Jugend ein frischerer, produktionslustiger Geist. Aber man blieb, zum Theil aus Mangel an buchhändlerischem Verkehr, unbemerkt und ohne Anerkennung bei Einheimischen und Auswärtigen. Die dichterischen Kräfte des heranwachsenden, strebsamen Geschlechts hörten somit wieder auf zu wirken, noch ehe sie ihre vollständige Entwickelung erlangt, und als zuletzt am Ende der zwanziger Jahre, in Folge des neuen von dem regierenden Könige, dem Freunde und Beschützer der Musen, ausgehenden Umschwungs in allen Gebieten der Kunst, unternehmende fremde Schriftsteller ins Land kamen, und nun auch im Bereich der Literatur ein neues Leben aufzublühen schien, war der ausgestreute Samen doch zum Theil eben nur von der Art, daß man sich eher geneigt fühlte, ihn zu desavouiren und von sich zu werfen, als weiter darauf fortzubauen. Demnach konnte es nicht fehlen, daß, während mit dem Jahre 1830 anderwärts die mannichfaltigsten inneren wie äußeren Bewegungen, Zerwürfnisse und Kämpfe entstanden, und neue Kräfte aller Art in Wirksamkeit traten, daß gerade damals für die bairische Literatur ein Stillstand begann, der seitdem mehr oder weniger fühlbar, bis zum heutigen Tage angedauert hat. Im Vergleich zu dem zweiten und dritten Jahrzehend ist daher im vierten bei uns nur wenig im Gebiet der schönen Literatur geschehen. Die Zeit der Produktion scheint vorüber; doch ist sie es hoffentlich nicht. In Vielen regt sich wieder lebendiger das Verlangen, es zeigt sich in ihnen die Kraft, Neues und Eigenthümliches zu schaffen. Man betrachte nur vor allem, um sich davon zu überzeugen, die in mehr ungewöhnlichen und seltnen Sprachformen, Bildern und Rhythmen sich bewegenden Volkspoesien einiger unserer lebenden, einheimischen Dichter, sowie die Bemühungen einzelner unserer Dramatiker, die, wie Philipp Berger (jetzt in Rosenheim) in seinen Lustspielen: „Die Bastille", „Maria Medicis", „Die Körde", und Fr. Löhle in seinem Lustspiel: „Bianca Medicis", nicht ohne Talent und Glück Shakspeare nachzuahmen gesucht, oder, wie Joh. v. Plötz, ihre frühern Sujets von mehr allgemeinem Inhalte verließen, um Gegenstände darzustellen, welche unmittelbar in das Leben und Treiben der Gegenwart eingreifen. Diese Richtung hat Plötz besonders in den Lustspielen: „Die Kunstausstellung", „Der Kaufmann von Hamburg oder Stolz der Geburt und Stolz des Glücks", „Die Choleramanen", „Der Ruf oder die Journalisten", sowie in dem Charaktergemälde „Der Hausetyrann" eingeschlagen, während seine früheren zum Theil dem Französischen entlehnten Stücke: „Poesie und Prosa", „die Gunst der Kleinen oder die Hintertreppe", „der Argus", „die Zwillinge" (Original-Trauerspiel in 3 Aufzügen), „der Stadt-Tag in Krähwinkel" (Original-Lustspiel in 5 Aufzügen) mehr allgemeine Stoffe behandelten.

Es mag von mehr als einer Seite wahr sein, daß man die Journalistik als einen Spiegel, als einen Barometer betrachten dürfe, an welchem man den Höhenstandpunkt des literarischen, artistischen und socialen Geistes eines Volks und einer Zeit bemessen könne; doch würde man Unrecht thun, die Sünden der hiesigen Tagesblätter ohne Unterschied auch denen aufzubürden, die sie nicht begangen, und von ihnen überhaupt auf das zu schließen, was etwa bei uns an literarischen Kräften vorhanden ist. Unsere besseren Talente schließen sich freiwillig von der Theilnahme daran aus, und verirrt sich bisweilen in ihre Spalten ein oder das andere Gedicht von der Hand eines namhafteren Schriftstellers, so geschieht dies nur, weil kein anderes Mittel zur Veröffentlichung seines lokalen Inhalts zu Gebote stand.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 188. — den 25. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Marbach's Hippolyt.

Es war ein kleines auserlesenes Publikum von etwa funfzig Personen, das sich auf Dr. Marbach's öffentliche Einladung im Saal der leipziger Buchhändlerbörse zusammenfand, um ein neues von ihm gedichtetes Drama durch seinen eigenen Vortrag kennen zu lernen. Das Entrée war nicht niedrig genug gestellt, um das Publikum des Parterres herbeizuziehen, und auch vom sogenannten Logenpublikum war immer nur ein geringer Theil versammelt, weil die Art und Weise dieser Mittheilung eines dramatischen Gedichtes im Allgemeinen wenig anziehend sein kann und zu der sinnlich lebendigen Darstellung auf der Bühne sich wie der Schatten zum Körper verhält. Marbach sprach einleitend von der Ungunst, welche in unseren Tagen dem ernsten Drama widerführe, nicht weil in Deutschland die darstellende Kunst rückgängig geworden, sondern weil die deutschen Theater der durch Oper und Posse verwöhnten Menge fröhnen müßten. Was seine Arbeit selbst beträfe, so sei es ein Wagniß, den alten Conflict zwischen Phädra und Hippolyt von neuem dichterisch zu produciren, nachdem bereits erlauchte Vorgänger ihn zu Tragödien verarbeitet. Nicht lediglich in Erfindung neuer Stoffe jedoch, sagte Dr. Marbach, weit mehr in neuer Auffassung gegebener, uns schon als Sage oder Historie überlieferter, habe der Poet seine Aufgabe zu suchen. Und Auffassung betreffend, so bestehe die seinige in Herausbildung der sittlichen Motive für die Katastrophe des tragischen Stoffes, während Euripides die Conflicte nur wie Phänomene genommen habe, Racine und Schiller aber von der Ursprünglichkeit der älteren Historie ganz abgewichen seien. — Indem wir dem Verfasser für öffentliche Darlegung seiner einfachen Zwecke, Tendenzen und Glaubensmeinungen hiermit unsern Dank abstatten, geben wir zugleich zum Austausch unsere Ansicht über seine Arbeit. Der Fall scheint wichtig. Ein dramatischer Dichter, von dem ein früheres Stück keine besondere Gunst durch Vermittelung theatralischer Darstellung fand, wendet sich, da das Drama immer eine versammelte Menge in Ansprache nehmen will, an ein esoterisches Publikum, dessen Urtheil aufrufend. Der Fall wäre unerhört, wenn hier wirklich ein Werk des Genies sich nicht an die Nation wenden dürfte, indem die Organe der Vermittelung zwischen ihm und der Oeffentlichkeit, die deutschen Theater, dies behinderten; der Fall, sag' ich, wäre unerhört, wenn ein Werk des Genies sich zu einem kleinen Haufen Culturmenschen, in eine Loge Auserlesener gleichsam, vor der Menge förmlich flüchten müßte, wenn der Heiland, der den Geschmack reinigen wollte, diesmal nicht, wie ehedem, die Feilscher und Wucherer aus dem Tempel Apollo's triebe, sondern sich vertreiben ließe. — Bildersprache und Werke des Genies bei Seite: betrachten wir Marbach's Drama als Product des Talentes im speciellen Falle. Dem Talent ist Alles eingeräumt, es kann drechseln oder hobeln, es hat die Berechtigung zu jeder isolirten Liebhaberei; während das Genie nach seinem großen Instincte weiß, wie, wann und wo das Jahrhundert zu erfassen und in Flamme zu setzen ist. — Dr. Marbach hat den Hippolyt des Euripides umgedichtet. Er hat über die innere Nöthigung zu seiner Arbeit ein Bewußtsein; er hat, wie er sagt, die sittlichen Motive zu der tragischen Katastrophe ausgeführt, und die zwei ersten Acte bewahrheiten uns fast diesen Ausspruch. Das Stück ist ganz in der schlichten Weise der alten classischen Tragödie gehalten, ohne Chor freilich, wofür jedoch die handelnden Personen selbst um so mehr ein Bewußtsein über ihr Verhalten zu einander offenbaren. Und in der That liegt für modernes Denkvermögen ein eigener Reiz darin, die Naivetät des antiken Dramas mit der Reflexion unseres eigenen Selbstbewußtseins zu versetzen. In diesem Sinne dichtete Goethe die Iphigenia noch einmal, er verinnigte den Stoff, indem er ihn aus dem Bereiche



Digitized by Google

der hergebrachten helleniſchen Sitte in die freie Willkür des ſubjectiven Gefühls verlegte, den Perſonen nichts von der friſchen Naivetät des antiken Verhaltens zu einander nahm, und ihr Thun und Laſſen doch zugleich im Zauberglanz des modernen Empfindens leuchten ließ. Dieſer Doppelreiz liegt für uns im Drama des deutſchen Dichters. Seine Iphigenia iſt deutſch, iſt unſere Dichtung, denn wir finden die Conſequenzen unſeres Fühlens und Denkens in ihr, wenn auch in fremder Beleuchtung, auf ungewohntem, ungeahntem Gebiet. — Hat Dr. Marbach vielleicht hier eine Spur zur Neubelebung unſerer dramatiſchen Literatur zu finden geglaubt? Sucht er hier, um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen, den Meſſias des deutſchen Dramas? — Die Romantik Shakſpeare's kann zur Verworrenheit führen; das antike Drama aber zur reizloſen Monotonie, und in jedem Falle, wo unſere Talente nicht ihre eigene Bahn gehen, wird das Publikum ein Opfer der Beſtrebungen ſein, falls die Beſtrebungen nicht ſelbſt einem ziemlich ruhmloſen Martyrthume anheimfallen. Ich bin überzeugt, daß man die alten Fabeln der Griechen wieder bearbeiten kann, nur muß es in einem Sinn ſein, der uns wie eine neue Macht überkommt. Kann uns der Dichter ſo erfaſſen, daß wir in den Perſonen der alten fremden Sagen uns ſelber wiederfinden, unſer Schickſal im Schickſale der alten Heroen wittern, ſo hat er freie Hand und kann mit uns thun, was er will, Stoffe entnehmen, woher er mag. Goethe's Iphigenia iſt von dieſer Art. Marbach's Hippolyt iſt in demſelben Sinne eine Studie, aber kein freies Erzeugniß ſelbſteigner Schöpferkraft. Der Verfaſſer hat den Figuren der alten Fabel zum moraliſchen Selbſtgefühl verholfen, Phädra und Hippolyt überkommt die ſchaudernde Empfindung deſſen, was wir im modernen Seelenleben Sünde nennen; in dieſem Bewußtſein erſchrickt die Mutter vor ihrer Neigung zum Sohne, der Sohn vor der Liebe zur Mutter, und indem beide nach der alten Reinheit der Seele ringen, bringen ſie dieſen Widerſtreit der Gefühle zum lebendigen Ausſpruch. Dies erledigt ſich in den beiden erſten Acten, und in der Declamation beider Geſtalten iſt ein ſchöner ſittlicher Aufruhr, ein Adel der Geſinnung und Diction von belebender, wohlthuender Wärme. Dies die eigenthümlichkeit und der Werth deſſen, was Marbach an dem gegebenen Stoffe that und leiſtete. Mit dem dritten Acte fällt ſeine Arbeit ganz und gar an die Unmittelbarkeit der antiken Tragödie zurück. Dieſe naive Unmittelbarkeit, nachdem uns die Conſequenzen eines modernen moraliſchen Empfindens bereits beſchäftigt haben, wird nun leider zur offenbaren Rohheit. Hippolyt, von der Amme irre geführt, iſt ſofort bereit, den Gegenſtand ſeiner göttlichen Anbetung, ſeine Mutter, die ſeine Geliebte iſt, mit dem Aufruhr des bornirten Naturmenſchen zu beſchmutzen. Dieſer ganze Ausbruch der Verwünſchung des weiblichen Geſchlechts iſt ſogar ſpeciell Euripideiſch; ein Poet von heute, will er mehr geben als eine bloße Umarbeitung der alten Tragödie, kann ſo gar nicht empfinden, der ganze dritte Act iſt keine Production im dichteriſchen Sinne, vielmehr eine Studie, ein Exercitium über ein bekanntes Thema in bekannter Manier, die nicht frei und nur aus unſerem Fühlen herausgeboren, uns alſo fremd, gleichgültig und äußerlich bleibt. Phädra ſtirbt freiwillig, die Scham, ſich verachtet zu ſehen, wo ſie liebte, treibt ſie in den verzweifelten Tod. Dieſe Verachtung lag aber nur in einem Mißverſtändniß, durch eine elende Vertraute verſchuldet, in einem Mißverſtändniß, das der bewußte Menſch raſch beſeitigen mußte, während nur der Naturmenſch daran unklar untergeht als eine Beute des betäubenden Augenblicks. Sie ſtirbt aber im Gefühl, daß der Tod ſie ſühnt. Und doch kann ſie ſterbend durch ihre ſchriftliche Anklage vor dem Gemahl den mit ſich im Gedanken geſühnten Hippolyt noch förmlich entehren! — Heißt das nun die moraliſchen Motive der Perſonen in der alten Fabel zur Erſcheinung gebracht zu haben? Sind das noch die freien, ſelbſtbewußten Menſchen, als welche ſie ſich in den beiden erſten Acten uns angekündigt? Es ſind unfreie, unbewußte, es ſind Menſchen eines naiven Zeitalters, die uns in ihrem Thun, iſt einmal der Anſpruch an denkende Weſen rege geworden, bornirt erſcheinen. Theſeus flucht nun ſeinem Sohn, und der ſtürzt, abermals die Beute des Augenblicks, von dannen. Act vier und fünf ſind ganz epiſch in ihrem Verlauf, wie das die antike Tragödie ſich oft genug erlaubte. Der Hippolyt des deutſchen Dramas geht für uns zufällig, für die Griechen freilich ſchickſalsmäßig unter. Die Diction der drei letzten Acte gibt die ganz platte Nacktheit, in welche der Verlauf des Stückes verfällt, kann ſich alſo mit der muſikaliſchen Diction der antiken Tragödien gar nicht meſſen, noch gibt ſie als deutſches Product durch Gefühlstiefe und Gedankenfülle Erſatz für die fehlende Muſik. — Ich bin überzeugt, daß die Wiederbelebung der deutſchen dramatiſchen Literatur in dieſer Weiſe eine unmögliche ſein möchte.

---

## Correſpondenz.

### Aus München. (Beſchl.)

[Atmoſphäre der Stadt; Journalumfang; königl. Bühne.]

Ueberhaupt iſt man hier, in Bezug auf öffentliches Auftreten zurückhaltend, ja zaghaft, ſeitdem frühere literariſche Beſtrebungen keine oder nur geringe Anerkennung gefunden. Zu dieſer Entmuthigung ſcheint aber auch die vor mehreren Jahren über den einheimiſchen Gelehrtenſtand verhängte Decimation durch Entfernung oder Quieſcirung manches beigetragen zu haben, während die vielerlei falſchen, böswilligen und ſchiefen Urtheile, welche über hieſige Perſonen und Verhältniſſe in die Welt ausgeſtreut wurden, ein unſeliges Mißtrauen gegen alle Oeffentlichkeit des literariſchen Wirkens hervorriefen, das noch nicht völlig wieder geſchwunden iſt. Dürfen wir uns da wohl wundern, wenn unſere Literatur und Journaliſtik in den Zuſtand der Ermattung geriethen, in welchem ſie ſich offenbar gegenwärtig noch befinden? Bei alle dem kann es uns zugleich nicht entgehen, daß München, wie jede andere große Stadt, ſeine beſondere geiſtige Phyſiognomie und Atmoſphäre hat, eine Atmoſphäre, die zwar beruhigend auf heftige, erheiternd auf trübſinnige und verſöhnend auf feindſelige Gemüther wirken mag, die aber zu gleicher Zeit auch einen mehr oder weniger lähmen-

Digitized by Google

den Einfluß auf die freie Beweglichkeit und Regsamkeit des wissenschaftlichen und literarischen Geistes auszuüben scheint, wodurch der Einzelne leicht dahin gebracht wird, über dem vorliegenden lokalen und materiellen Interesse das höhere und allgemeinere zu vergessen. Das hiesige Leben ist in der That mehr oder weniger lokal, und was darüber hinausliegt, interessirt in der Regel nur, insofern die lokale Subjektivität Stoff, Nahrung und Reiz zu eigner Befriedigung darin findet. Daher ist auch unsere Literatur vorzugsweise, ja fast ausschließlich eine lokale, und die Beschreibungen von München und seinen Umgebungen spielen deshalb in unserem Buchhandel die bedeutendste Rolle. Diese Ausbeutung der einheimischen Schätze wäre übrigens an sich gut, wenn Anderes nicht darunter leiden müßte.

In dieser lokalen Beschränkung ist nun natürlicherweise besonders auch unsere Journalistik befangen, auf die wir somit zum Schluß noch einmal zurückkommen. Die Quintessenz des journalistischen Geistes, der sich in diesen Blättern breit macht, offenbart sich vorzugsweise unter der Form der Kritik, deren Gegenstand ausschließlich das Theater ist. Denn empfehlende Anzeigen von Lokalschriften werden wir doch wohl schwerlich mit unter jene Rubrik rechnen wollen. Wie nun diese Kritik, mit der übrigens, im Vorübergehen bemerkt, keiner der oben namhaft erwähnten Schriftsteller etwas zu schaffen hat, geübt wird, das hat sich namentlich in diesem Sommer bei Gelegenheit einiger Gastspiele zur Genüge herausgestellt. Wenn bei der Beurtheilung die Subjectivität der Ansicht und des Geschmacks als Norm gilt, so darf uns das nicht Wunder nehmen; es ist dies ein Fehler, den unsere Kritiker mit den übrigen theilen. Eben so wenig dürfte man sich beklagen, wäre entsprechende Opposition das Hauptprincip ihres Verfahrens. Denn ohne Widerspruch und Gegenwirkung kein Fortschritt, keine Entwickelung! Aber wir verlangen wohl mit Recht, daß die Kritik redlich und wohlmeinend, in jeder Beziehung wenigstens einsichtsvoll, wahr und gerecht sei. Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen nachzuweisen, ob und inwiefern unsere Tagesblätter diesen kritischen Anforderungen entsprechen; aber Unparteilichkeit und Wahrheit sind ihre hervorstechenden Tugenden nicht. Nur selten erhebt sich ihre Kritik über das bloße Tagesgewäsch, indem sie sich lieber in einem Kreise von Inconsequenzen und Widersprüchen bewegt, die von der losen und lockern Grundlage zeugen, auf welcher sie ruhen. Daß persönliche und andere fremdartige Triebfedern dabei obwalten, ist augenscheinlich; und so konnte es nicht fehlen, daß sich hier schon einzelne Stimmen gegen den Unfug erhoben, während in einem vielgelesenen und geachteten auswärtigen Blatte von einer offenbar kundigen Feder Anklagen lautbar wurden, die auf die Motive eines kritischen Insinuations-Unwesens ein helleres Licht warfen. Am meisten zu bedauern dabei ist freilich unser Publikum, das in solchen Händen sich befindet, wiewohl es sich merkwürdigerweise durch alle Machinationen der letzten Zeit nicht irre machen ließ und seinen Beifall um so entschiedener kund gab, je absprechender und gehässiger die Kritik sich zeigte, wie man dies namentlich in Bezug auf Devrient's Gastspiel sagen darf, und wir können daraus wohl mit Recht den Schluß ziehen, wie wenig geachtet überhaupt die literarische Kritik bei uns ist. Auf die letztere scheinen übrigens die öffentlich lautgewordenen Rügen von Wirkung gewesen zu sein, indem einzelne kritische Stimmen in unsern Blättern seitdem lieber gänzlich schwiegen, um nicht loben zu dürfen, wo directer oder versteckter Tadel lächerlich gewesen wäre, während ein kurzer Correspondenzartikel der Theaterchronik den Sturm der Leidenschaften in einem solchen Grade erregte, daß das Gezänk und Gekläff schon wochenlang hin und her geht.

Inmitten dieser endlosen, das königliche Theater betreffenden journalistischen Wirren ist es erfreulich zu sehen, wie dieses Institut selbst durch die in der That achtungswürdigen Bemühungen der gegenwärtigen Intendanz, sowohl was die Kräfte und Mittel, als was die Leistungen betrifft, allmählig, aber sicher vorwärts schreitet und schon jetzt auf einem Standpunkt angelangt ist, wo es sich nicht scheuen darf, selbst mit größeren und reicher dotirten Bühnen auf den Kampfplatz zu treten, wenn auch, um doch etwas zu erwähnen, namentlich für das Personal des recitirenden Schauspiels, zumal aus dem Kreise der chevalereskken und höheren Anstandsrollen, und in Bezug auf die zum Theil dadurch beschränkte Aufführung neuer Stücke noch immer Manches zu wünschen übrig bleibt. Doch sind die vielen Gastspiele*) dieses Sommers von dem Vorstande offenbar mit in der Absicht veranlaßt worden, um Gelegenheit zu finden, die vorhandenen Lücken würdig auszufüllen. Mit dieser Betrachtung schließe ich, besonders da dieselbe eng mit dem Thema des gegenwärtigen Aufsatzes zusammenhängt, insofern sich an das weitere Empoeblühen des Theaters Vieles knüpft, was für die Läuterung unserer Journalistik wie für die höhere Belebung und Förderung unserer jüngeren dramatischen Talente nothwendig von dem heilsamsten und nachhaltigsten Einfluß sein muß.

*) Seit dem 1. Mai bis jetzt sind auf dem hiesigen k. Hoftheater folgende fremde Künstler aufgetreten; in der Oper: Herr Mantius aus Berlin, Dem. Rettich aus Grätz, Dem. Evers aus Stuttgart und Dem. Marx aus Dresden; in dem recitirenden Schauspiel: Hr. Döring aus Stuttgart, Mad. Dessoir aus Leipzig, Hr. Becker aus Darmstadt, Mad. Stein aus Mainz, Hr. Danets aus Linz, Hr. Emil Devrient aus Dresden und Hr. Pohle aus Hannover. Der letztere, ein noch sehr junger, aber talentvoller Schauspieler, dem es zwar nicht in den leidenschaftlichen, wohl aber in den ruhigern Scenen an Ausdruck im Vortrag, sowie überhaupt noch an der gehörigen Spielgewandtheit fehlt, dürfte, wie es scheint, nach Ablauf seines gegenwärtigen, noch ein Jahr bestehenden Contracts ein Engagement an unserer Bühne finden.

---

## Notizen.

[Deutsch in Elsaß.]

„Widriges Gefühl," schreibt Freimund Pfeiffer in seiner Schrift über Goethe's Friedrike aus Straßburg, „wo

Digitized by Google

so viele Erinnerungen an deutsche Kunst und Wissenschaft auftauchen, wo die tiefsten und ausgezeichnetsten Minnesänger heimisch waren, wo Goethe seine deutschesten und tiefsten Conceptionen entwarf, wo das erste Denkmal deutscher Kunst in den Himmel zeigt, wo Erwin und seine Kindee begraben liegen: da hat man sich des alten Vaterlandes ganz entäußert! Sie eeden oder veestehen zwar deutsch, abee das Herz hängt an Frankreich, mit dem es die große Epoche des Ruhms theilte. Wie lange wird es dauern, und hier ist die deutsche Speache gänzlich ausgestoeben." Ein späterer Zusatz berichtigt: „Manchen ächt deutsch gesinnten Mann habe ich später kennen gelernt, namentlich sind's die Dichter, die dem deutschen Geist treu verblieben. Die eheenwerthen Herren Adolph und August Stöber hebe ich hier als Hauptstützen deutscher Literatur und deutschen Geistes gegen den Andeang des Franzosenthums hervor. Die von ihnen redigirte Zeitschrift „Erwinia" ist vor einiger Zeit eingegangen. August Stöbee beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Sammlung oberrheinischer Sagen und Volksliedee. — Wie die deutsche Liteeatue im Bürgerstande des Elsasses wurzelt, zeigt unter anderen dee straßburger Drechslermeistee Georg Daniel Hirtz, dessen Gedichte (Steaßburg 1838) voll deutschee Zucht und Sitte, Herzlichkeit und Wahreheit sind. He. Eduard Strauß in Steaßburg, der sie beim Publikum einführt, sagt bei dieser Veraniaffung: „Wir reden deutsch, heißt ja nicht blos, daß wir unsee Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unserer ganzen Art und Sitte, in unserem Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemüthlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsere Kindee vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt füe uns nur Ein Volk. Schlachten und Weithändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht." So denkt doet eine kleine Anzahl.

[Düsseldorfer Mater. Briefsch vom Rhein.]

Peofessor Theodoe Hildebrand, der sonst seit längerer Zeit besonders mit Portraitiren hohee Personen beschäftigt war, — das Bild des Heezogs von Nassau mußte er sechs Mal in seinem Ateiier unter seiner Leitung eopiren lassen, — ist mit einem großen historischen Bilde beschäftigt, den Kaedinal Wolsey darstellend. Auf eigenthümliche Beieuchtung — aus dem Hintergrunde beechen die Strahlen der untergehenden Sonne über die Gruppe um den Kaedinal — ist auch hiee der Effeet gestellt. — Lessing, der zum Verdruß des Meisters der düsseldorfer Schule den Kreis katholisch poetischer Interessen überschritten hat, bewegt sich mit einem neuen Bilde im Hussitischen Zeitalter. (Director Schadow hält sich mit seinen Bildern im altkatholischen Ritus, wie er selbst bekanntlich in Rom zue alten Kirche übergetreten ist; katholisch aber ist die ganze Romantik der düsseldorfer Geisteseichtung.) Lessing malt diesmal den edlen, kecken Johann Huß selbst, vor einee Veesammlung von Kardinälen seine Glaubenssätze vertheidigend. Sein Antlitz steahlt von Freiheit des Geistes; einige von den Kaedinälen sehen schwankend, halb übeezeugt aus, andere verschlossen, brutal und hieeaechisch verdummt.

[Journalistische Fehde.]

Die Redaction dee „Sächs. Vaterlandsblätter" sendet uns Ne. 135 iheer Journals zu, in welcher sie die leipziger Allgemeine des Plagiats anklagt, mit der Aufforderung, diese iheer Rechtssache auch in unseren Spalten zur Sprache zu bringen. Was hiermit geschieht. Die Anklage bezieht sich auf Actenstücke aus Breslau, welche die Sächs. Vaterlandsbl. brachten und die leipzigee Allgem. später ebenfalls und zwae mit der bloßen Bemerkung mittheilte, daß ihr dieselben gedruckt voegelegen. Es handelt sich also um Citation der Quelle, deren Verschweigung, falls die Benutzung geschah, unrechtmäßig bleibt. Die leipz. Allgem. wird auch auf diese Herausforderung der Vaterlandsbl. schweigen. Die Vateelandsblätter nennen dies Schweigen ein feiges. Dies Schweigen könnte jedoch leicht ein Schweigen dee Verachtung sein. In deeselben Nr. ist die Rede von einem „Sündenfall dee knechtisch feilen" leipz. Allgem. Durch Wuthausbrüche büßt dee Gegner das Recht ein, Gegeneede zu fordern.

[Böhmen im Freihafen.]

Ein „politischer Tölpel" malt im Feihafen interessante kleine Bilder aus Böhmen, odee vielmehe nue aus Prag. Neue Erscheinungen und Thatsachen finden wir nicht, doch ist die Auffassung in mancher Beziehung treffend. So die Rhapsodie über den Tod gewisser Nationalitäten, über die Bedeutung dee böhmischen Gassenmusik und die Sceneeie auf der prager Brucken. Daß „Jesus Christus kaum solcher Verehrung bei den Böhmen genießt wie der heilige Nepomuk", ist für die Bigotteeie nicht nur des stockböhmischen Katholicismus, sondern aller verstockten und verknöcherten Confessionen bezeichnend. Uebrigens pflegt das norddeutsche Raisonnement, wo ihm der Hauptschlüssel zum Inneesten fremder Zustände fehlt, geen ins Phantastische überzuschlagen und durch sagenhafte Uebertreibungen oder Ueberschwänglichkeiten die richtige Würdigung des Guten wie des Bösen ersetzen zu wollen. Dahin gehört auch, was unser „Tölpel" über die böhmische Verfeekerwuth erfahren haben will: So furchtbae sei auf dem Schlachtfeld dee Böhme in seiner einmal entioderten Wuth, daß ee, wenn er des Feindes nicht habhaft werden könne, in seinen eigenen Reihen zu morden beginne und nicht des Landsmannes, nicht des Bruders schone." — Daß unsere Toueisten und Publicisten sich selbst immer Naeeen, Tölpel, Verrückte, Verstorbene u. s. w. nennen, ist ganz überflüssig. Es steckt aber eine unsägliche Eiteikeit hintee diesee seinsollenden Selbstieonie.

[Heckscher in Breslau.]

Ein Brief aus Breslau meldet uns von dem stüemischen Beifall, den Ferdinand Heckscher dort als Hamiet, Wallenstein, Karl Moor, Maequis Posa, Don Cäsae in Donna Diana u. a. eineruntete.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 25. September 1841.



Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

---

## Neue Schulausgabe von JOHNSONS RASSELAS.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**RASSELAS,**

**PRINCE OF ABYSSINIA.**

A TALE

BY SAMUEL JOHNSON.

Für Deutsche bearbeitet, und mit einer einleitenden Formenlehre, syntaktischen und die Wortbildung betreffenden Noten und einem etymologischen Wörterbuche versehen von H. Wedewer, Gymnasiallehrer.

8. in Umschlag geheftet 16 Sgr. (20 Sgr.)

Vorliegendes Werkchen hat den Zweck, den deutschen Leser auf eine leichte und zugleich gründliche Weise in die englische Sprache einzuführen. Zu dem Ende ist der Weg der Sprachvergleichung eingeschlagen, und das Englische nach allen Seiten hin auf seine beiden Hauptelemente, das Germanische und Romanische, zurückgeführt worden.

Münster, im Juli 1841.

Friedrich Regensberg.

---

## Für Lesezirkel und Leihbibliotheken.

Bei C. L. Fritzsche in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die

**Auswanderer nach Texas.**

Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit

von

**H. E. R. Belani.**

„Das Leben ist ein Andres als die Theorie. — Die Wahrheit anders als der Wahn."

3 Bde. 8. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

---

## Schriften von Ernst Schulze.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Vermischte Gedichte von Ernst Schulze.**

Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1½ Thlr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

**Sämmtliche poetische Werke.** Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

**Cäcilie.** Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

**Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2½ Thlr.

**Psyche.** Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

---

Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien soeben:

**C. von Wachsmann's**

**Erzählungen und Novellen.**

Zweite Folge 5—8r (Neue Folge 11—14r) Band.

Preis 6 Thlr. — 9 Fl. Conv.M.

**Inhalt:** V. Die geheime Sendung. — Der Untergang der Scala. — VI. Seine und Kaukasus. — Brautwerbung. — VII. Die Maronneger. — Entsagung. — VIII. Das Majestätsverbrechen. — Der Unbekannte.

---

**Ideale weiblicher Anmuth.**

Ein Album für jedes Alter, in höchst gelungenen Stahlstichen. Heft X—XII. Preis 15 Ngr. — 45 Kr. Conv.M.

**Inhalt:** Lucretia. — Antonia. — Rosa Maria. — Bretislawa. — Editha. — Magdalena.



Digitized by Google

Bei Ph. Reclam jun. in Leipzig ist so eben erschienen:

## Neues Taschenbuch:

# Perlen.

Taschenbuch romantischer Erzählungen

für

**1842.**

Von

Robert Heller.

Mit prachtvollen Stahlstichen aus der Kunstanstalt von Herz und Koen in Nürnberg.

Elegant gebunden 2⅓ Thlr.

Die Vorliebe, die das elegante Publikum der Taschenbuch-Literatur noch immer widmet, der beliebte Name des Verfassers und die Sorgfalt, welche auf die glänzende Ausstattung der „Perlen" verwendet worden ist, lassen den Verleger hoffen, daß die Lesewelt das neue Taschenbuch ihrer Beachtung würdigen werde. Es enthält dasselbe drei Erzählungen von Robert Heller: „der Aufstand in Aetolien", ein lebendiges Spiegelbild der jüngsten griechischen Zustände, „die Mordnacht von Luzern", eine historische Novelle aus der schweizerischen Vorzeit, und „Abenteuer einer Steppenreise", eine Erzählung, welche uns von den Schicksalen einer Reisegesellschaft in den Steppen von Otschakow auf eine eben so spannende Weise unterhält, als sie ein gleich vortreffliches Gemälde jener Gegenden darbietet.

---

In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Gedichte

von

Dr. Mises.

In 8. Broschirt. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im September 1841.

**Breitkopf & Härtel.**

---

**Penelope.** Taschenbuch für **1842.** Herausgegeben von **Th. Hell.** Mit Beiträgen von **W. Alexis, Th. Mügge, Isidor (v. M.), Wold. Seyffarth, El. Ehrhardt** und den Originalportraits der Verfasserin von Godwie-Castle und Wil. Alexis ꝛc. 8. mit Goldschn.

wird im August versandt und bittet um Aufträge

die Heinrichssche Buchhandlung in Leipzig.

---

Bei G. Finke in Berlin ist erschienen:

## Münzen und Siegel

der preußischen Städte Danzig, Elbing, Thorn,

so wie

der Herzöge von Pomerellen im Mittelalter;

von **F. A. Voßberg.**

Mit vielen Münz- und Siegel-Abbildungen.

4 geheftet. 1 Rthlr. 15 Sgr.

---

## Wohlfeile Ausgabe

der „Skizzen aus dem Alltagsleben"

von **Frederike Bremer.**

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Die Nachbarn.

Von

**Frederike Bremer.**

Zweite verbesserte Auflage.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

**Zwei Theile.**

Gr. 12. Geh. ½ Thlr.

Unter der Presse befinden sich und werden binnen kurzem zu ähnlichen **ungemein wohlfeilen** Preisen erscheinen: **„Die Töchter des Präsidenten"** (zweite verbesserte Auflage), **„Nina"** (2 Theile), **„Das Haus"** (2 Theile) u. s. w.

Der Roman „Die Nachbarn" bildet zugleich den 1. und 2. Band einer **„Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes"**, in neuen Uebersetzungen mit biographisch-literarischen Einleitungen, die in meinem Verlage erscheint. Sie wird nur wahrhaft Classisches in gediegenen Uebersetzungen enthalten und bei sehr schöner Ausstattung doch wohlfeil sein.

Leipzig, im Juli 1841.

**F. A. Brockhaus.**

---

So eben ist im Verlage der Unterzeichneten erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Theresens Briefe aus dem Süden.

Herausgegeben von einem Freunde der Verfasserin.

8. Fein Velinpap. geh. Preis 1 Thlr. 12 Sgr.

Braunschweig, Juli 1841.

Friedrich Vieweg und Sohn.

---

In der Rein'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

Sammlung

## Deutscher Volkslieder,

welche noch gegenwärtig im Munde des Volkes leben und in keiner der bisher erschienenen Sammlungen zu finden sind.

Herausgegeben von **Wilibald Walter.**

20 Bogen, geh. 1 Thlr.

Diese Sammlung, größtentheils auf Reisen, aus allen Gauen des lieben Vaterlandes zusammengetragen, bringt gewiß Jedem einige alte Bekannte mit und führt ihm die Erinnerung an so manche frohe, gemüthliche Stunde, in welcher er die Lieder singen hörte oder selbst mit sang, wieder lebendig vor die Seele.

Digitized by Google

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

**Mathilde.**

**Memoiren einer jungen Frau.**

Von

**Eugen Sue.**

Deutsch von L. v. Alvensleben.

1—4. Bdchen. Taschenformat. Broschirt 2/3 Thlr.

☞ Dieser äußerst anziehende Roman des berühmten Verfassers darf in keiner Bibliothek fehlen.

Leipzig den 15. August 1841.

**Otto Wigand.**

---

**Erklärung und Bitte.**

Vielfache Mißhelligkeiten öffentlicher, so wie privater Art veranlassen mich, meine Pseudonymität „Alexander Soltwedel," die ich übrigens niemals verläugnete und mit der ich mich in die Literatur einführte, vollkommen aufzugeben. Alles, was von mir in Zukunft, sei es in Journalen, sei es als selbstständig, erscheinen wird, werde ich durch meinen bürgerlichen Namen bezeichnen und vertreten. Alle mir befreundeten Redactionen deutscher Blätter, so wie überhaupt alle öffentlichen Organe Deutschlands, die den Bewegungen der Literatur, so wie den Interessen und Conflikten der Literaten ihre Aufmerksamkeit zuwenden, ersuche ich eben so freundlich als dringend, diese Erklärung aufnehmen zu wollen und für die Verbreitung derselben möglichst Sorge zu tragen. Persönliche Freunde werde ich privatim über den Grund aufklären, weshalb ich meine Pseudonymität jetzt unerwartet und plötzlich niederlege; dem großen Publikum sei es genug, zu wissen, daß mich Mißhelligkeiten bedeutender Art dazu veranlaßt haben und veranlassen mußten.

Hamburg. Dr. Friedrich Saß.

---

Bei W. Einhorn in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Randzeichnungen.**

Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen

von **Friedrich von Heyden.**

2 Thle. Broschirt 3⅓ Thlr.

Inhalt des ersten Theiles: Die Bewerbungen, Novelle.
Anton Hart, Erzählung.
Der graue John, Novelle.

Inhalt des zweiten Bandes: Die Unbehaglichen, Novelle.
Cesarone, Erzählung.
Der Schleier der Königin, Novelle.

---

**Zwanzig Vorlegeblätter**

zum

**Figurenzeichnen.**

In Futteral Preis 18 gGr. (22½ Ngr.)

---

**Polytechnisches Centralblatt**

(Redacteur: Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Wetzlig).

7. Jahrg. f. 1841. No. 37—49. mit 61 Abbildungen.

Neuestes Macerationsverfahren von Mathieu de Dombasle. — Dr. Scholdwaller's Röstverfahren für Flachs und Haaf. — Gaual's Aufbewahrungsmethode für Fleisch. — Peirée's bewegliche Gerippwehre. — v. Körber's Beschreibung des neuen Hafenbaues in Algier. — Ueber das Phenotyp. — Ueber die Vorbereitung des Stahls zum Stahlstechen. — Ed. Mullay über die Brocian-Stahlarbeit. — Bericht über Dombasle's Macerationsmethode, von Prof. Siemens. — Kuhlmann's Mittel gegen die Incrustationen der Dampfkessel. — Dr. Steinheil's Bierprobe. — Ueber die Bereitung der Stärkeschlichte, von J. Fries. — H. Schlumberger über die Fixation der Eisenbeizen. — Noch einige Bemerkungen zu M. de Dombasle Macerationsverfahren. — Ersatzmittel der Felsenkeller für Lagerbiere. — Balling über die Wirkung der erhitzten Gebläseluft und den Kohlenaufwand in Hohöfen. — Ueber die Bereitung essigsaurer Salze im Grossen, von Maire. — Gegenwärtiger Arbeitslohn in England. — Patentirte Streichmaschinen von Ruffer und Hofmann. — Erzeugung der Frictionsfeuerzeuge und Zündhölzchen des Kölen v. Römer Kis-Ergilake. — Der Zinkdraht von Tlach u. Hirsch in Treppau. — Beschreibung des Ritter von Diokmaaa-Sochorau'schen Eisenwerks Lölling in Kärnthen. — Beschreibung der Messingfabrik der Gebr. Roathers zu Oed. — Mos. und Isr. Lauchheimer's verbessertes Pergamentpapier. — Goucho's Appretur für Weisszeug. — Entdeckung von Colophonium und anderen Harzen in fetten Oelen. — Die Zinkbleche von dem Walzwerke zu Ohlau. — Ueber verbesserte Talglichtfabrication vom Seifensiedermeister Tritschler. — Ueber einige neuere Fortschritte der Galvanoplastik. — A. Burg über Pressen im Allgemeinen und die hydraulischen insbesondere. — Rothglühwachs für Goldarbeiter, von Hottler. — Glasspinnerei in Mailand. — Drei Preisa auf den Bau von Kreiselrädern. — Damemme, Prüfung der Stahlarten. — Böhmens Lefawandfabrication. — Maschinenanlage bei der Eisensteingrube Neugeboren Kindlein zu Stenn bei Schmeeberg. — Eiserne Radschaufeln. — Methode zu Herstellung von Kupferabdrücken durch Druck, von G. Osann. — Das Amalgamirwerk zu Halsbrücke bei Freiberg. — Verfertigung des Hammerleders für Instrumentmacher, nach Stoialager. — Cloeter über die Vortheile und Nachtheile blechorner Schornsteine. — Verfertigung der Rothstifte in England. — W. Brindley's Packpresse. — Ueber Wasserbetropfung von Maschinengestängen. — A. R. le Mire de Normanby's Thaten. — Verbesserung an Pendeluhren zu genauester Zeitmessung, von Dr. Mohr. — Ueber die Anwendung der Ventilatoren (Windräder) zu verschiedenen Zwecken, nach A. v. Babo u. Hoff. — Ueber die Säure und Fabrik chemischer Producte zu Dieuze. — Verkleinerter Abdruck von Kupferplatten, nach Gouord. — Entdeckung von Baumwollenfäden in Leinengeweben. — Sauvages, über die Darstellung des gedörrten Holzes (charbon roux) in Meilern nach der Methode von Echement. — Boisse's Hydrometer für Dampfkessel. — Ueber die Hitze der Gichtflamme des Hohofens zu Niederbrunn (Niederrhein) und ihre Benützung, von Rubin. — Die Koksöfen zu Gleiwitz in Schlesien. — Reinigung schlechter Haosenblase. — Holzconservirende Flüssigkeiten. — Fabrication von Glaubersalz. — Versuche über die Sicherheitslampe von Du Mesnil, von Gruner. — G. E. Noone's Verbesserung an Bierpumpen. — Palmer's Verbesserung an Windlichtern. — W. A. Noble's Verbesserung an Pumpen. — Kaffeemaschine von Vardy und Platou. — Kaffeemaschine von Besrt. — Ebelman über die Zusammensetzung der Hohofengase und ihre Benutzung. — Uebertragung von Kupferstichen auf Zinkplatten, nach Redmann. — Bereitung von Pariserroth (Goldpolirpulver). — Berry's Metalllegirungen. — Die Centrifugaltrockenmaschine oder der Hydroextracteur von Penzoldt und

Digitized by Google

Caron. — Die Dampfmaschine von C. Faivre mit Kugelgelenk, Hochdruck, einfacher Wirkung und Absperrung. — R. Saladin's Leitrollen für Riemen und Schnuren. — Ueber den Schörg'schen Brodbackofen in München. — Johannisbeerwein, vom Apotheker Weismann in Stuttgart. — Mörtelbereitung nach Dany de Curtis. — Jones Verbesserungen in der Stärkefabrication. — H. Griffith's Verfahren zu mehrfarbigem Bilderdruck.

---

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. September 1841.

*Leopold Voss.*

---

Bei L. Fernbach jun. in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Selma, die jüdische Seherin.** Traumleben und Hellsehen einer durch animalischen Magnetismus wiederhergestellten Kranken, von Dr. M. Wiener. 1839. 1 1/3 Thlr.

**Paris in Pommern** oder die seltsame Testamentsklausel. Vaudeville-Posse in 1 Akt von L. Angely. 1840. 1/3 Thlr.

**Die Wahnsinnige.** Drama in 2 Akten nach Melesville's elle est folle bearbeitet von L. Angely. 1840. 1/3 Thlr.

**Der Geizige und seine Tochter.** Drama in 2 Akten nach Bajard und Duport von L. Angely. 1840. 1/3 Thlr.

**Moll, F. E. Neue gemüthliche Polterabendspiele** mit gleichzeitiger Berücksichtigung silberner und goldener Hochzeitsfeste, nebst einer Reihe neuer Hochzeits- und sonstiger Gelegenheitsgedichte ꝛc. 1839. 1 Thlr.

— — **Fünf Travestien** im Berliner Volksdialect. 5 Sgr.

**Scribe. Das Glas Wasser** oder Ursachen und Wirkungen. Lustspiel in 5 Akten. Uebeesetzt von Dr. Nagel. 1841. 11 3/4 Sgr.

---

## Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Sechstes Bändchen: **Streit und Friede.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

**Diese neueste Dichtung der beliebten Verfasseein erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.** Von dem 1. Bändchen: „Die Töchter des Präsidenten", und dem 2. und 3. Bändchen: „Die Nachbaen", sind **neue wohlfeile Auflagen** unter der Presse. Das 4. und 5. Bändchen: „Das Haus" (1840), kostet 3 Thlr. **Binnen kuezem erscheint auch noch von derselben Verfasserin: „Nina" (2 Theile).**

Leipzig, im Mai 1841.

*F. A. Brockhaus.*

---

Im Verlage von Carl Kaßmus erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Angelika

von **Anna Maria** (Gräfin Hautefeulle),

Verfasserin der verbannten Seele.

Aus dem Französischen übersetzt.

12. br. 375 S. Preis 1 Thaler.

Diejenigen, welche starke Gemüthsbewegungen suchen, Diejenigen, welche sich nur um Ereignisse in einem Werke der Einbildungskraft bekümmern, dürfen dieses kleine Werk nicht lesen, sie würden keinen Geschmack daran finden. Dasselbe ist das, was die Maler eine Studie nennen, es ist Charakter, eine wiedergegebene Idee; mit Recht darf Obiges sich den bessern Unterhaltungsschriften an die Seite stellen.

---

## Vortheilhaftes Anerbieten.

Die in unserm Verlage erschienenen neuen Romane, deren in den meisten belletristischen Zeitschriften lobend gedacht worden, haben wir auf unbestimmte Zeit bedeutend im Preise herabgesetzt.

Verzeichnisse davon sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im August 1841.

*Kirchner & Schwetschke.*

---

In der Fest'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Conversations-Abende

im Salon der

Gräfin von S***.

Herausgegeben von **C. Herloßsohn.**

2 Theile. broch. Preis 2 1/2 Thlr.

---

## ☞ Neuestes Heft. ☜

Bei Jgn. Jackowitz in Leipzig erschien so eben als Fortsetzung und ist durch jede Buch- und Kunsthandlung zu beziehen:

**Berlin wie es ist und — trinkt.**

Von

Ad. Brennglas.

XIII. Heft: **„Komische Scenen und Gespräche."**

Enthält: Die beiden Zeitungsleser.
Das Pferderennen.
Herr Buffey in der italienischen Oper.

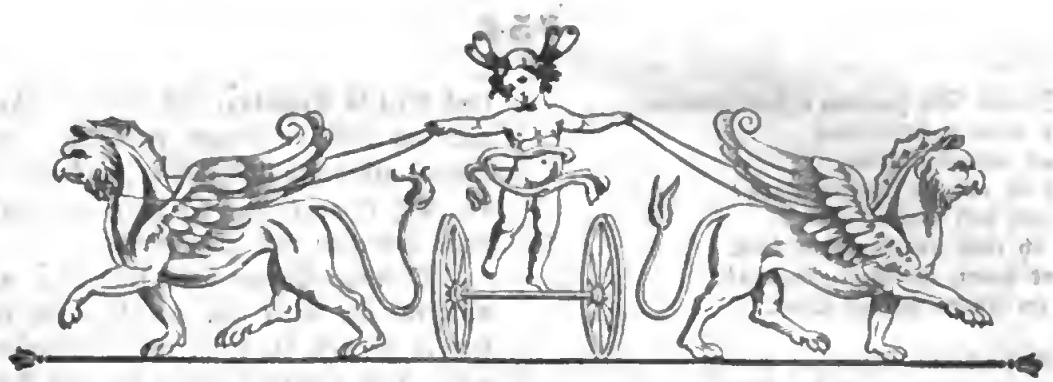
Mit color. Titelkupfer von Th. Hosemann.

8. geh. im Umschlag. Preis 6 gGr. = 7½ Ngr.

☞ so wie nun auch I. bis XII. Heft wieder vollständig zu haben sind.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 189. — den 27. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Gedichte von E. Reinhold.

### Der Ritt der Räuber.

Da liegt die Halde nebelgrau,
Der Winterwind, wie weht er rauh!
Vier Rappen vorüber schnauben im Wind.
Das sind die Räuber; sie reiten geschwind.

Die finstre Schlucht, sie senkt sich jach,
Es weicht der Boden, der Fels stürzt nach;
Vier Rappen hinunter klettern mit Macht;
Das sind die Räuber; sie reiten sacht.

Der See gähnt schwarz, wie der Hölle Mund,
Im Rohre kauret des Fährmanns Hund.
Scheu stampfen die Pferde das schwankende Boot;
Das sind die Räuber; sie rudern mit Noth.

In Berges Schooße die Höhle klafft,
Da strudelt die Woge, da braucht es der Kraft.
Die Pferde schon wiehern, sie wittern den Stall;
Die Räuber, sie stemmen sich gegen den Schwall.

Und Fackellicht blitzt aus der Höhle herauf.
Grüß Dich, o Hauptmann! So jubeln sie auf.
Und habt ihr die Braut mir, das himmlische Kind? —
Wir haben sie, Hauptmann, wir ritten geschwind. —

Hervor dann, ihr Sterne, aus stürmischer Nacht,
Der Gott in der Brust ist mir wieder erwacht.
Heran, meine Treuen, zum sicheren Port!
Wie die Könige sollt ihr mir leben hinfort. —

Die Jungfrau todtbleich lieget im Kahn.
Aus Leibeskraft stemmen die Rudrer sich an;
Da wirbelt der Strudel, da gähnt's wie ein Grab,
Reißt Jungfrau und Reiter und Rosse hinab.

### Im Schwarzwalde.

Lockt der grüne Hang herüber?
Und was rauscht im Tannenwald?
In der Seele wird mir trüber,
Ach, mich ziehet's mit Gewalt,
Berggeist, hin zu deinem Bronne,
Deinem kühlen grünen Saal.
Soll ich so viel Leid und Wonne
Wiederholen noch einmal?

Lustig plätschern grüne Wogen,
Sagen Alles mir voraus,
Und so bin ich eingezogen
Ins geheimnißvolle Haus.
Schon aus Oefen Funken sprühen,
Mächtig dröhnt der Hämmer Streich,
Unter Flammen seh' ich glühen
Das berußte Zwergenreich.

Ja, hier wirken andre Kräfte,
Nur ein Fremdling bin ich hier,
Aber dieses Bodens Säfte
Schaffen mächtig auch in mir.
Von Erinnerungen taucht es
Wunderseltsam in mir auf;
Und von naher Zukunft haucht es
Schwellend voll in meinen Lauf.



Digitized by Google

Sprich! Mit frommer Schelmenmiene
Hinter welchem Felsenhang
Treulos liebliche Undine,
Harrst du auf den leichten Fang?
Aber dies und das erfahren
Hab' ich einst und bin nun stark.
Kommt heran, ihr Geisterschaaren!
Noch im Busen hier ist Mark.

Wohlbekannte Stimmen wehen,
Ach, wie süß schon durch den Wald,
Aber, was mir mag geschehen,
Göttter, laßt's geschehen bald!
Ob mich holde Liebe segne
Fern der Welt in Zauberbann,
Ob mir jäher Tod begegne, —
Finden sollt ihr mich als Mann!

---

N a c h t s.

Der Wipfel Rauschen höre' ich zu;
Sie rauschen noch, sie flüstern sacht
Der stillen Welt ihr Gute Nacht,
Und sinken in Ruh.
Dann wachen nur die Sterne noch,
Und, wenn auch die der Schlaf befällt,
Ueber den Sternen hoch
Allein der Herr und Vater der Welt.

---

## Zur Erinnerung an Charlotte Corday *).

Maria Anna Charlotte von Corday und Armont kam den 27sten Julius 1768 in der Commune Ligneries (des Bezirks Argentan) zur Welt. Ihre Familie war arm und lebte in beinahe dürftigen, jedoch stets durch Würde gehobenen Umständen. Ihr Vater, Franz von Corday und Armont, war der dritte von vier Knaben und hatte außerdem vier Schwestern.

Charlotte Corday hatte früh ihre achtbare Mutter verloren; ihr Vater war genöthigt, sich von seinen Töchtern zu trennen, die er in eine Erziehungsanstalt zu Caen gab. Dort blieben dieselben bis zum Ausbruch der Revolution. Die jüngere Corday kehrte sodann zu ihrem Vater zurück, der seinen Aufenthalt in Argentan genommen hatte; Charlotte Corday fand eine bescheidene Zufluchtsstätte bei einer Tante, einer sechzigjährigen Witwe, von der sie sich erst trennte, als sie im Juli 1793 die Reise nach Paris antrat.

Charlotte Corday war mit Schönheit und Anmuth begabt. Sie hatte eine mehr als mittlere Größe, ihre Formen erschienen von classischem Ebenmaße. Jung, blühend, voll Liebreiz, mit bescheidener, stets ungezwungener Haltung, verbarg sie die Lebhaftigkeit ihres Blickes unter einem Anfluge von Schwermuth. Ihre Lippen und Wangen färbte dasselbe anmuthige Karmin. Ihr in Locken niederfallendes, kastanienbraunes Haar, und der schöngeformte Bogen ihrer Augenbrauen verliehen ihrem Gesichte, das regelmäßig und von länglich runder Form war, einen bezaubernden Ausdruck. Ihr blaues Auge, in welchem sich Geist, Anmuth und Bescheidenheit zu erkennen gaben, vermehrte den unendlichen Reiz der sanften und reinen Laute ihrer volltönenden Stimme. Sie sprach in kurzen, gutgewählten Ausdrücken, vorsichtig und mit edlem, natürlichem Gefühl.

---

Es ist falsch, daß diese erhabene Heldin durch gemeine und persönliche Antriebe zur Ausführung ihres Unternehmens bestimmt worden sei. Kein anderer Beweggrund gab der Corday den Dolch in die Hand, durchaus kein anderer, als das Verlangen, die Menschheit zu rächen und einem Bürgerkriege vorzubeugen.

---

In der Sitzung des 12. Juli (am Tage vor der Ermordung des Marat) hatte der Jakobiner-Club auf den Antrag eines seiner Mitglieder, Namens La Faye, beschlossen: es solle eine Deputation dem Marat, der wegen Krankheit den Sitzungen des Clubs nicht mehr

*) Mittheilungen aus der Schrift: Charlotte de Corday. Essai historique, offrant enfin des details authentiques sur la personne et l'attentat de cette heroine; par M. Louis Du Bois, membre de plusieurs académies de Paris etc. chevalier de la legion d'honneur. Paris 1840.

In dem historischen Taschenbuche von Raumer, Jahrgang 1840, findet sich unter Anderem ein sehr lesenswerther Aufsatz von C. L. Jacob, mit der Ueberschrift: „Die Frauen in der französischen Revolution, Skizzen und Zusammenstellungen." Es wird daselbst bei Erwähnung der Charlotte Corday bemerkt: die That derselben sei bekannt genug, um dort nach ihren Einzelnheiten wiederholt zu werden. — Dieser Ansicht entgegen ist, außer der genannten Biographie der Corday, noch eine zweite von Alphons Esquiros im Jahre 1840 in Paris herausgegeben worden. Es scheint also ein neues Interesse an dieser Heldin in Frankreichs jetziger Generation erwacht zu sein. — Beiläufig werde hier an den geistvollen Aufsatz Jean Paul's über Charlotte Corday erinnert, der sich in dem Taschenbuche für 1801 (Berlin), verlegt von Vieweg in Braunschweig, befindet, und den man vergeblich in der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Berlin, bei Reimer, 1826) sucht, wie denn diese Ausgabe überhaupt, besonders aber in Hinsicht auf typographische Correctheit viel zu wünschen übrig läßt.

Digitized by Google

beiwohnen konnte, einen Besuch abstatten. — Der Abgeordnete Maure hielt im Verlauf der Sitzung über den Besuch Vortrag, den er gemeinschaftlich mit David dem Kranken gemacht hatte. „Wir kommen so eben," sagte er, „von unserem Bruder Marat. Er befand sich im Bade; neben ihm stand ein Tisch, worauf ein Schreibzeug, Tageblätter und Bücher, indem er sich unabläßig mit dem Wohle des Staats beschäftigt. Es ist keine eigentliche Krankheit, an der er leidet; es ist nur ein Unwohlsein, das niemals bedeutend werden wird. Die Ursache des letzteren besteht in sehr vielem Patriotismus, der sich in einem kleinen Körper zusammengedrängt und verschlossen befindet. Die gewaltsamen Anstrengungen des Patriotismus, aus allen Theilen hervorzubringen, tödten ihn. Er beklagt sich über den Convent, der mehrere von ihm an denselben gerichtete Entwürfe seiner Ansichten, das Gemeinwohl betreffend, zu lesen unterlassen hat."

---

### An den Bürger Marat.

Paris, am 12. Juli, im 2ten Jahre der Republik.

Bürger!

Ich bin von Caen hier eingetroffen. Ihre Liebe zum Vaterlande läßt mich vermuthen, daß Sie gern nähere Mittheilungen über die unglücklichen Ereignisse in diesem Theile der Republik vernehmen werden. Ich werde mich gegen Ein Uhr bei Ihnen einfinden. Haben Sie die Güte, mich vor Sich zu lassen und mir eine kurze Unterredung zu gewähren. Ich hoffe, Sie in den Stand zu setzen, Frankreich einen großen Dienst zu erweisen.

Ich bin u. s. w.

Charlotte Corday.

---

### An den Bürger Marat.

Paris, am 12. Juli.

Ich habe diesen Morgen an Sie geschrieben, Marat. Haben Sie meinen Brief erhalten? Ich kann es nicht glauben, weil man mir den Zutritt zu Ihnen versagt hat. Ich hoffe, daß Sie mir morgen eine Zusammenkunft bewilligen werden. Ich wiederhole es Ihnen, ich komme von Caen. Ich habe Ihnen Geheimnisse zu enthüllen, die für das Wohl der Republik von der höchsten Wichtigkeit sind. Ueberdies werde ich um der Freiheit willen verfolgt; ich bin unglücklich. Es ist hinreichend, daß ich es bin, um auf Ihren Schutz Anspruch zu haben.

Charlotte Corday.

Nach Empfang dieses zweiten Schreibens gestattete Marat der Corday, vor ihm erscheinen zu dürfen.

---

David*), der in der Sitzung vom 15. Juli den National-Convent anredete, drückte sich folgendermaßen aus: „Am Tage vor Marat's Tode sandte der Jakobiner-Club uns, Maure und mich, zu ihm, um uns nach seinem Befinden zu erkundigen. Ich traf ihn in einer Haltung, die mich überraschte. Er befand sich in seiner Badewanne; neben derselben stand ein Block von Holz mit Tinte und Papier. Seine freigelassene Hand schrieb seine letzten Gedanken nieder. Er sagte ohne Prahlerei zu mir: ‚Ich beschäftige mich mit dem Gemeinwohl.' Gestern ließ mich der Chirurg, der ihn einbalsamirte, fragen, auf welche Art ich denselben in der Franciskaner-Kirche dem Volke vor Augen zu stellen beabsichtige. Ich habe gedacht, daß sein Körper, der mit einem durch sein erhitztes Blut verursachten Aussatze bedeckt ist, nicht enthüllt werden könne; aber ich hielt dafür, daß es anziehend sein würde, ihn so ausgestellt zu sehen, wie wir denselben Tags vorher angetroffen hatten."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Regensburg.

[Baierische Stimmen über Eberhard und den Bischof Schwäbl.]

Aus der, wie seelig etwas spät zugekommenen Nr. 125 der Zeitung f. d. eleg. Welt ersah ich, daß die traurigen Conflicte zwischen dem verewigten Bischof von Regensburg, F. X. v. Schwäbl, und dem ehemaligen Hofprediger Eberhard nicht zur genauen Kenntniß des Auslandes gekommen sind, und man von der ärgerlichen Geschichte nicht ganz und genau unterrichtet zu sein scheint. Ich halte es demnach für Pflicht, die wir der Wahrheit schulden, Sie, verehrter Herr, durch officielle Documente, so viel als möglich, von der Sachlage in Kenntniß zu setzen und meine dankbare Anerkennung eines zu frühe Dahingegangenen auszusprechen, welcher von Manchem seiner Glaubensbrüder verkannt wurde, weil er nur lieben, nicht hassen konnte. Sie ersehen hier abermals eine Scene des nie endenden Kampfes zwischen Licht und Finsterniß, Glauben und Fanatismus, Wahrheit und Lüge, und abermals hat ein Weiser den Sieg des Rechts mit seinem Märtyrertod besiegelt. Lesen Sie beiliegende Nummern des Regensburger Tagblattes, welches immer, so viel es nur seine Stellung erlaubt, sich ferne zu halten trachtet von Parteisucht und Einseitigkeit. Den fingirten Brief aber, unter den man fälschlich des ehrwürdigen

*) Berühmter als Maler denn als Deputirter.
Anmerk. d. Herausg.

Digitized by Google

Bischofs Namen setzte und der ihm das Herz brach, kann ich nicht beilegen, weil ich ihn zur Zeit noch nicht habe. Diese Niederträchtigkeit sei zu denen geworfen, die von der Welt noch unbestraft der Nemesis anheimfallen. Meine Parteilosigkeit ist nicht in Zweifel zu ziehrn, denn ich bin Protestant und hänge an meinem Glauben mit innigster Gluth. Der verewigte Bischof war aber ein ächter Christuspriester, ein frommer und getreuer Knecht des Herrn, und ich kann nur mit der innigsten und kindlichsten Hochachtung von ihm reden. Wahrhaft fromm, aber heiter und gesellig, voll Würde, aber dennoch demüthig und leutselig, gerecht gegen Jedermann, streng gegen sich, mild gegen Andere, freute er sich des Guten, wußte er das Schöne zu ehren, wo er es fand. Es fehlt mir an Talent wie auch an Muth für die Oeffentlichkeit zu schreiben, auch kenne und würdige ich den 34. Vers des 14. Cap. Pauli an die Corinthee; aber hier ist es Pflicht zu reden, weil sonst Niemand redet. Es ist dies eine Handlung der Gerechtigkeit, ein Stein zum Denkmal eines Weisen, eine Blume der Dankbarkeit auf eines Edlen Grab. Und so wie ich, erkannte auch meine ganze Gemeinde seinen Werth. Tiefe Trauer herrschte in der ganzen Stadt über seinen Verlust. An seinem Begräbnißtage waren alle Läden und Gewerbe geschlossen und die ganze protestantische Bürgerschaft folgte, in Trauer gekleidet, dem Sarge dieses ächten Jüngers seines göttlichen Meisters. O möchte er das letzte Opfer gewesen sein, welches sich der Fanatismus schlachtete, und Jeder in tiefster Seele und mit wahrster Ueberzeugung erfassen, daß die Früchte des wahren Christusglaubens nur Liebe und Milde, nimmermehr aber Haß und Verfolgung sind.

„Um den Beweis zu liefern, wie weit sich fanatisirte Menschen vergessen können," heißt es in Nr. 17 des regensburger Conversationsblattes (eines Beiblattes zum dortigen Tagblatte), „und was wir noch im 19. Jahrhundert von der Leidenschaftlichkeit eines aufgereizten Pöbels zu erwarten haben, bringen wir hier einige wörtliche Stellen aus einem anonymen, im Namen mehrerer Bürger der Residenzstadt geschriebenen und mit dem Postzeichen „München 18. Mai" bezeichneten Brief an den hochseligen Herrn Bischof v. Schwädl, einen stets allgemein verehrten und durch seinen Lebenslauf hoher Verehrung gewiß würdigen, wahrhaft katholischen Oberhirten:

„. . . . . Glauben Sie nicht, daß alle Menschen so gleichgültig sind und ein stummer Hund bleiben als wie Sie, zum Spott der Gottlosen und zum ärgerlichen Anstoß der besser denkenden Menschheit . . . . . Sie schreiben: „Ich bin schon 40 Jahre Priester und habe stets meine Kirche aufrecht erhalten" (hier wird falsch citirt). Dies Eigenlob klingt übel, denn Sie haben während dieser langen Zeit weder zur Aufrechthaltung der katholischen, noch zur Belehrung einer fremden Religion ein Wort gesprochen . . . . Auf Ihrem Gewissen lastet der Fluch aller Verführten, weil Sie mit Ihres Gleichen Schuld daran sind. Gerade Sie sind die ersten Widersacher der göttlichen Wahrheit und die Verleumder der Tugendhaften. Ihr Geist ist nur Fleisch, nicht eine Himmelsgabe . . . . . Wir verstehen Sie! Ihr Benehmen ist: Allen zu gefallen; auf diese Weise wird man leicht Bischof. Sie sind der größte Feind unserer gerechten und heiligen Sache . . . Pfui der Schande! welch erbärmliches und verächtliches Oberhaupt sehen wir in Ihrer heuchlerischen Person. Geben Sie Acht! Sie Wolf im Schafskleide! es könnte nicht gut ausfallen, wenn Sie sich noch einmal erfrechen, die Ehre unseres hochgeschätzten und vielgeliebten E . . . . . nur im Geringsten zu betasten! — . . . . Wenn Sie noch einen Funken Ehre und Gewissen im Herzen haben, so hoffen wir nicht weiter gehen zu müssen u. s. w."

Ganz Eberhard's Styl von Wort zu Wort, ganz die Kraftausdrücke seiner Predigten und sicher von ihm dictirt, einem Menschen, der von der öffentlichen Kanzel sagen konnte und durfte, es wäre besser, eine protestantische Mutter gebäre Ratten als Kinder, weil diese doch nur der Verdammniß anheimgegeben wären.

Das Conversationsblatt stellt noch dazu folgende Betrachtungen an: „Wie man heut zu Tage auf einer Seite so gerne Alles hervorsucht, um das Volk in den Pfuhl der Verdummung und des Aberglaubens, als z. B. Jesuitismus, alleinseligmachende Kirche, Verdammtheit gemischter Ehen, Nonnenwundmale, Wundermedaillen, Geisterspuk, kurz den Todtentanz bereits abgethane Gespenster früherer Jahrhunderte, wieder zurückzubringen, so scheint man auf der andern Seite den Pietismus unter vielfachen Formen als den Weg gebrauchen zu wollen, auf dem man die des Heils bedürftigen Seelen bequem zurückführt in die Finsterniß des Geistes. — Wahrlich, man möchte sich manchmal die Augen reiben, um nur gewiß zu werden, welcher Zeit, welchem Jahrhundert man angehört! Es hat das zwar Alles keine so große Gefahr, weil die Geschichte niemals stirbt und Niemand auf Erden so mächtig ist, um Unmögliches möglich zu machen, und weil eben die Geschichte lehrt, daß jede Zeit, welche vorwärts strebte, ihre Noth mit den Leuten hatte, die sich mit den Saugrüsseln in die Vergangenheit festgebissen hatten, oder aus namenlose Angst vor der Zukunft, in den stehenden Sümpfen der Verfinsterung kreb'sten; aber so ganz muß man jene Partei der Rückgänger doch nicht gewähren lassen, denn die Zeit ist ein weitausschreitender Riese, der mitunter sich auch einmal umdrehen muß, um die Gassenjungen, welche mit Koth und Steinen auf ihn werfen, zu züchtigen! So betrübend die jüngsten Vorfälle waren, sie mußten kommen, um die Lehre zu geben, wie sehr es vom Uebel sei, die Zeit in ihrem Laufe zu hemmen, — wem aber jetzt nach dieser Lehre die Schuppen nicht von den Augen fallen, der ist für das Licht gar nicht empfänglich, und dessen Verstand könnte selbst durch Anwendung der angorischen Nieswurz nicht gereinigt werden! Hoffen wollen wir aber, daß, durch dieses Beispiel belehrt, unser Vaterland in Zukunft sich rein von solchen Vorfällen erhalte und wir nicht mehr veranlaßt werden, Aehnliches zu berichten."

(Der Beschluß folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 190. — den 28. September 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Zur Erinnerung an Charlotte Corday.

(Fortsetzung.)

### An den Bürger Barbaroux,

Deputirter bei der National-Versammlung, jetzt ein Geflüchteter, in Caen.

Im Gefängnisse der Abtei, in dem vormaligen Zimmer Brissot's, am zweiten Tage der Vorbereitung des Friedens.

Bürger!

Sie haben gewünscht, ich möchte Ihnen von meiner Reise eine ausführliche Schilderung liefern; ich werde Sie daher auch nicht mit dem geringsten Ereignisse derselben verschonen.

In den Mitreisenden erkannte ich sogleich unverhohlene Anhänger der Bergpartei. Ihre Aeußerungen, eben so flach als ihre Personen, waren mir zuwider, und machten mir sehr bald Langeweile. Ich ließ sie nach Lust schwatzen und schlief ein. Einer von diesen Herren, der wahrscheinlich die schlafenden Frauen liebt, wollte mich bei meinem Erwachen überreden, ich sei die Tochter eines Mannes, den ich niemals gesehen, und ich hätte einen Namen, von dem ich niemals etwas gehört habe. Er endigte damit, mir sein Herz und seine Hand anzutragen, und wollte gleich zu meinem Vater reisen, um bei demselben um mich anzuhalten. — Diese Herren thaten alles Mögliche, um meinen Namen zu erfahren, und wo ich in Paris aufzufinden sein würde; aber ich verstand mich nicht dazu, es ihnen zu sagen, und ich blieb der Regel meines lieben und tugendhaften Raynal treu, daß man seinen Tyrannen nicht die Wahrheit schuldig ist.

In Paris angelangt, stieg ich in der Straße Vieux Augustins im Hôtel de la Providence ab. Hierauf besuchte ich Ihren Freund Du Perret. Ich weiß nicht, wie der Ausschuß der allgemeinen Sicherheit von meiner Unterredung mit ihm Kenntniß erhalten hat. Sie kennen den festen Sinn des Letzteren; er hat seinen Peinigern die Wahrheit geantwortet; ich habe seine Aussage durch die meinige bestätigt; es findet sich nichts, was ihm zur Last fiele; aber seine Festigkeit ist ein Verbrechen. Ich habe ihn aufgefordert, sich zu Ihnen zu begeben, aber er ist zu starrköpfig.

Werden Sie es glauben? Fauchet befindet sich als mein Mitschuldiger im Gefängnisse, er, dem sogar unbekannt war, daß ich auf der Erde sei.

Ich bin von Chabot und Legendre verhört worden; Chabot benahm sich wie ein Verrückter. Legendre wollte durchaus mich am Morgen bei sich gesehen haben; mich, die niemals an diesen Menschen gedacht hat. Mir ist nicht von ihm bekannt, daß er hinreichend große Talente besäße, um der Tyrann seines Landes sein zu können, und ich wollte nicht Jedermann bestrafen.

Uebrigens ist man nicht damit zufrieden, nur ein Frauenzimmer ohne alle Bedeutung den Manen des großen Mannes als Opfer daebringen zu können. Verzeihung, o Männer! dieser Name entehrt Euer Ge-



Digitized by Google

schlecht. Er war ein reißendes Thier, das im Begriff stand, den übrigen Theil Frankreichs durch das Feuer des Bürgerkrieges zu vernichten. Jetzt rufe ich: „es lebe der Friede!" Dem Himmel sei Dank, er war kein geborner Franzose *).

Ich glaube, man hat Marat's letzte Worte gedruckt. Ich bezweifle indessen, daß er noch gesprochen habe; die letzten Worte aber, die er zu mir sagte, als er die Namen von Ihnen Allen, und die der Verweser des Calvados, die in Evreux versammelt sind, vernommen hatte, waren diese: „in wenigen Tagen werde ich sie in Paris mit der Guillotine hinrichten lassen," wodurch er mich trösten wollte. Diese letzten Worte entschieden sein Geschick. Wenn das Departement das Bildniß desselben dem von St. Faegeau gegenüber aufstellen läßt, so kann es jene Worte in goldenen Buchstaben darunter setzen lassen.

Ich übergehe die näheren Umstände dieses großen Ereignisses, da die Tagebläter Ihnen davon Kunde geben werden.

Ich gestehe, daß der Entschluß dazu in mir einzig durch den Muth zur Reise gedieh, mit dem unsere Freiwilligen sich am Sonntage den 7. Juli stellten; Sie werden sich erinnern, wie entzückt ich darüber war.

Ich erwog endlich, daß so viele brave Leute, wenn sie nach Paris kämen, um den Kopf eines einzelnen Menschen zu holen, denselben vielleicht hätten verfehlen können, oder daß er viele gute Bürger in sein Verderben mit fortgerissen haben würde. Eine so große Ehre verdiente derselbe nicht; dazu war eine Frauenhand hinreichend.

Ich gestehe, daß ich einen Kunstgriff der Hinterlist gebraucht habe, um Marat zu meinem Empfange zu bewegen. Ich rechnete darauf, als ich von Caen abreiste, ihn an der Spitze der Bergpartei im National-Convente hinzuopfern, aber er fand sich dort nicht mehr ein.

In Paris kann man nicht begreifen, wie eine, der Beachtung gar nicht werthe Frau, deren längstes Leben ganz nutzlos sein würde, ihr Dasein mit kaltem Blute für die Rettung ihres Landes zum Opfer bringen kann. Ich war ganz darauf gefaßt, in dem nämlichen Augenblicke zu sterben. Muthvolle und wahrhaft über jedes Lob erhabene Männer schützten mich vor der sehr zu entschuldigenden Wuth Derer, die ich unglücklich gemacht hatte. Da ich bei kaltem Blute war, so wurde mir das Klagegeschrei einiger Frauen sehr lästig; aber wer sein Vaterland rettet, achtet nicht darauf, was es ihn kostet.

Möge der Friede sobald wieder hergestellt werden, wie ich es sehnlich wünsche! Ein großer Verbrecher ist zu Boden geschmettert; ohne daß solches geschehen, würden wir nie den Frieden erlangt haben. Ich empfinde denselben seit zwei Tagen. Das Glück meines Landes macht das meinige.

Ich zweifle nicht daran, daß man meinen Vater quälen wird, dem mein Verlust schon Betrübniß genug verursacht. Ich schrieb ihm letzthin, daß ich mich, da ich das Umsichgreifen des Bürgerkrieges fürchtete, nach England begeben würde. Damals hatte ich die Absicht, meinen Namen in Bezug auf den Tod des Marat zu verheimlichen, und ich wollte die Pariser vergeblich nach meinem Namen forschen lassen. Ich bitte Sie, Bürger, und Ihre Amtsgenossen, die Vertheidigung meines Vaters zu übernehmen, wenn er in Ungelegenheit kommen sollte.

Ich habe nur Ein Wesen jemals gehaßt, und der Welt gezeigt, wie ich denke. Die mich beklagen werden, wird es freuen, mich in den elysäischen Gefilden mit Brutus und einigen Alten vereinigt zu sehen; denn die Neueren haben keinen Reiz für mich, sie sind von zu niederer Gesinnung. Es gibt wenig wahre Patrioten, die für ihr Vaterland zu sterben wissen; fast alle sind Egoisten.

Man hat mir zwei Gendarmen gegeben, um mich vor Langeweile zu bewahren; ich finde das bei Tage recht gut, aber nicht in der Nacht. Ich habe mich über diese Unschicklichkeit beklagt; der Ausschuß hat jedoch nicht für angemessen erachtet, darauf Rücksicht zu nehmen. Ich glaube, das ist eine Erfindung von Chabot, denn nur ein Capuziner kann auf solche Gedanken kommen.

Man hat mich aus dem Gefängnisse der Abtei hierher nach der Conciergerie gebracht, und die Herren von dem höchsten Gerichtshofe haben mir versprochen, Ihnen meinen Brief zukommen zu lassen. Ich fahre daher fort.

Ich bin in einem langen Verhöre gewesen; ich bitte Sie, es sich zu verschaffen, wenn es veröffentlicht wird.

Ich hatte, als ich verhaftet wurde, eine Adresse an die Freunde des Friedens bei mir; ich kann sie Ihnen nicht schicken, ich will aber darauf antragen, daß solche

*) Marat war 1744 zu Baudry im Canton Neufchatel geboren.

Digitized by Google

zur Oeffentlichkeit gelange, wiewohl ich glaube, daß dieser Wunsch nicht erfüllt werden wird.

Ich hatte gestern Abend den Gedanken, dem Departement des Calvados dadurch meine Verehrung zu beweisen, daß ich ihm mein Bildniß widmete; aber ich habe von dem Wohlfahrtsausschuß, den ich darum gebeten hatte, gar keine Antwort erhalten, und jetzt ist es zu spät.

Sollten einige Freunde die Mittheilung dieses Briefes verlangen, so bitte ich Sie, dieselbe Niemanden zu verweigern.

Ich muß einen Vertheidiger haben, das bringt so die Regel mit sich. Ich habe den meinigen von der Bergpartei gewählt.

Ich werde darum nachsuchen, über den verbleibenden Betrag meiner Baarschaft verfügen zu dürfen; ich will ihn den Frauen und Kindern der muthigen Einwohner Caens überweisen, die aufgebrochen sind, Paris zu befreien.

Es ist wahrlich zum Verwundern, daß das Volk meine Herüberschaffung von der Abtei nach der Conciergerie hat geschehen lassen; dies ist ein neuer Beweis seiner Mäßigung. Sagen Sie das unsern guten Bewohnern Caens; sie gestatten sich zuweilen kleine Aufstände, die man nicht so leicht unterdrückt.

Morgen um acht Uhr wird mein Urtheil gesprochen werden. Wahrscheinlich gegen Mittag werde ich gelebt haben, um nach Art der Römer zu reden.

Man muß an die Herzhaftigkeit der Bewohner des Calvados glauben, weil selbst die Frauen des Calvados der Entschlossenheit fähig sind. Uebrigens weiß ich nicht, wie die letzten Augenblicke meines Lebens beschaffen sein werden; das Ende krönt das Werk. Ich habe nicht nöthig, Unempfindlichkeit über mein Geschick zu erkünsteln, denn bis jetzt fühle ich nicht die geringste Furcht vor dem Tode. Ich habe niemals das Leben anders als nach dem Nutzen geschätzt, den es gewähren soll.

Marat wird nicht in das Pantheon gelangen; er ist desselben jedoch vollkommen werth. Ich gebe Ihnen den Auftrag, die zur Fertigung seiner Leichenrede erforderlichen Materialien zu sammeln.

Ich hoffe, Sie werden die Angelegenheit der Madame Forbin nicht vergessen. Ich bitte Sie, ihr zu sagen, daß ich sie von Herzen liebe.

Ich will einige Worte an meinen Vater schreiben. Meinen andern Freunden sage ich nichts. Ich verlange von denselben nur eine schnelle Vergessenheit; ihre Betrübniß würde mein Andenken entehren.

Leben Sie wohl, Bürger! ich bitte die Freunde des Friedens, sich meiner zu erinnern.

Die Gefangenen in der Conciergerie, weit entfernt, mich zu beleidigen, wie es von den Personen auf den Straßen geschehen, hatten das Ansehen, mich zu bedauern. Das Unglück macht immer mitleidig. Dieses ist meine letzte Betrachtung. Corday.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Regensburg. (Beschluß.)

[Documente: Ein Brief des Königs und Diepenbrock's Trauerrede.]

Schließlich noch aus Nr. 215 des regensburger Tagblattes folgendes Scheiden König Ludwig's: München, den 4. Aug. Von Sr. Majestät dem Könige ist in Sachen Eberhard's eine Cabinetsordre eingetroffen, in welcher sich Seine Majestät dahin ausgesprochen: „daß, sollte auch der hochwürdigste Herr Erzbischof die Güte haben, dem Prediger Eberhard, welcher sich nicht entschuldigt, sondern nur gehörig abgebittet habe, die Besteigung der Kanzel zu erlauben, Se. Majestät sich dennoch nicht bewogen finden, ihn wieder die Kanzel in Deren Hofkirche zu St. Michael betreten zu lassen. Nur nach abgelegter wirklicher Besserung könnten Se. Majestät sich bewogen finden, Eberhard in seine Stelle wieder einzusetzen, jedoch lassen Se. Majestät sich hier zu einem Versprechen auch nicht einmal bedingungsweise bewegen, denn Liebe und Demuth soll jeder Christ haben, um so mehr der Priester, was aber des Eberhard's Stärke nicht zu sein scheine; daß Eberhard einen starken Anhang besitze, dürfe den König nicht abhalten; ebenso wenig, daß Se. Majestät, obgleich als guter Katholik bekannt, durch diese Entschließung verkannt werden dürfe; Eberhard habe des edlen Bischofes zu Regensburg letzte Tage, wenn auch nicht abgekürzt, doch verbittert; Lamenais habe gut, ausgezeichnet angefangen, was sei aus ihm geworden? das soll Eberhard bedenken und sich nicht übernehmen."

Der Trauerrede, die der hochw. Domdechant, M. Diepenbrock, auf den Hinteritt des Bischofs v. Schwäbl hielt, entnehmen wir die Schlußworte: „Vergiftet nicht," so lauten diese Worte, „vergiftet nicht die traurige Wunde, die seit drei Jahrhunderten durch das Herz der Christenheit und durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft, vergiftet sie nicht aufs Neue durch leidenschaftlichen Streit und geifernden Hader; streuet nicht, in dem Wahne, sie zu heilen, den ätzenden Höllenstein des Fanatismus hinein, und holet nicht aus der Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen ergrimmter Polemik hervor, damit sie nicht noch einmal in euern Händen sich in blutige Mordwaffen verkehren, und in den eigenen Eingeweiden des Vaterlandes wühlend, mit neuem dreißigjährigem Blutbade und Feuermeere Deutschland, Europa verwüsten. Nur im Frieden, in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständi-

Digitized by Google

gung Einigung, nur in der Einigung Heil; der Hauch der Leidenschaft aber raubt dem Worte der Wahrheit die überzeugende Kraft. Um diesen Frieden, diese Einigung flehet ja täglich die katholische Kirche in ihren heiligsten Gebeten; die edelsten Geister haben darnach gerungen, indem sie, von der gemeinsamen Grundlage des Christenthums ausgehend, durch friedliche Beseitigung der Mißverständnisse und Irrthümer den Riß zu heilen sich bemühten. Was vergangener Zeit nicht gelungen, es kann, es soll, es muß der künftigen aufbehalten sein. Alles mahnet zu dem großen Werke. Blicket um euch! eine große Zeit nahet heran, ein neues Siegel wird gelöst an dem Buche der Weltgeschicke: Die äußersten Glieder an dem großen Leibe der Menschheit, die seit Jahrtausenden in dumpfer Starrsucht beharrt, die Völker Asiens, Afrikas, Polynesiens, werden gewaltsam aufgerüttelt aus ihrem Todesschlummer und hineingerissen in den beschleunigten Blutumlauf, der von dem Herzen, vom christlichen Europa aus nach allen Richtungen in immer mächtigern Pulsschlägen hinausdringt. Die höchste Aufgabe wird dem Christenthume gestellt; es soll sein Werk vollenden, soll allen Völkern der Erde das Licht des Glaubens und mit ihm die allein wahre Gesittung zutragen. Aber wie mag dies geschehn, so lange innere Zerrissenheit dies arme Herz krampfhaft bewegt, und das Blut in tödtlicher Zersetzung fieberisch aufgährt! Werden die aufwachenden Völker euch Gehör, euch Glauben schenken, wenn ihr in der Lehre der Wahrheit ihnen den feindlichen Widerspruch, in der Lehre der Liebe den tödtlichen Sectenhaß vortraget? Werdet ihr den reichen, wogenden Erntesegen ferner Zonen in Gottes Scheune einzusammeln vermögen, wenn die Schnitter sich mit ihren Sicheln untereinander anfallen und entwürgen? — Euch vor Allen, ihr katholischen Christen, die ihr auf dem göttlichen, die Pforte der Hölle zermalmenden Felsen der alten wahren Kirche Christi fußet, gefestet durch den Mittelpunkt der Einheit, euch vor allen ziemt es, das große Werk des Friedens, im sichern Bewußtsein des vollen Besitzes der Wahrheit, mit leidenschaftsloser Ruhe zu fördern, indem ihr, wohl unterscheidend und großmüthig verachtend die einzelnen Lästerstimmen einzelner Gegner, den Tausenden und aber Tausenden Wohlgesinnter und nach Wahrheit und Frieden sich Sehnender mit der Palme des Friedens winket, und, alten Grolles vergessend und nur älterer Liebe eingedenk, einander ruhig und klar in das Auge blicket. Mancher Balken wird dann zum Splitter, mancher Splitter zum Nebelfleck werden, zumal wenn ihr selbst — Balken, Splitter und Nebel von dem eigenen Auge entfernet. Ihr erfreuet euch des vollen Reichthums der Heiligungsmittel, welchen die Liebe des Erlösers über seine Kirche ausgegossen. So heiliget euch denn in Wahrheit, zeiget euch als wahre, würdige Kinder eurer Mutter, ein göttliches Geschlecht! Dann wird der befleckte Schleier, womit eure Gebrechen und Sünden ihre hehre Gestalt vielleicht für Vieler Augen verhüllen, niederfallen, sie wird leuchtend dastehen als die Braut des Herrn ohne Runzel und ohne Makel, und Alle, in denen eine Sehnsucht des Heiles sich regt, werden von der Welt Enden in ihre offnen Arme eilen, werden zu den Füßen ihres Bräutigams anbetend niedersinken, und es wird sein Ein Hirt und Eine Hürde!" — Und nun lege dein Haupt im Grabe zur Ruhe nieder, edler Bischof! und auch ihr, Männer der Liebe, Sailer, Wittmann! flehet vor dem Throne Gottes, daß Er zu diesen Mahnungen, Wünschen, Hoffnungen spreche Sein allmächtig Amen!"

## Notizen.

[Königsberger Literaturblatt.]

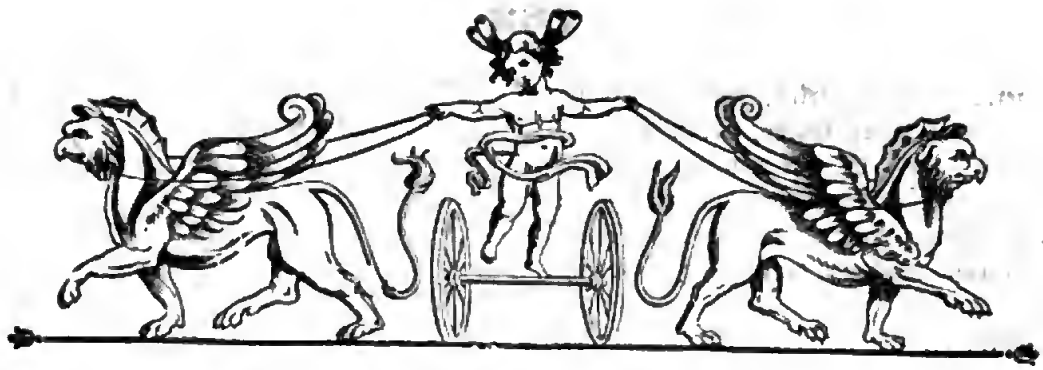
Es ist erfreulich, in dem fernen Königsberg, dem alten Sitze alter Weisheit, so viel lebendige Kraft deutscher Gegenwart auf das verschiedenste entfaltet zu sehen. An demselben Orte, wo Präsident v. Schön am doppelten Januskopfe des preußischen Wesens die helle Seite zur Erscheinung bringt, an dem Orte, wo Dr. Jacobi die Vier Fragen aufwarf, Rosenkranz Kant'sche und Hegel'sche Philosophie deutet, hat Dr. Alexander Jung ein Literaturblatt eröffnet, dessen Probenummern uns vorliegen. Der Zweck dieses, wöchentlich in einem halben Bogen erscheinenden Blattes (Preis für den Jahrgang 3 Thlr.) soll sein, rasch und umsichtlich auf die wichtigsten Erscheinungen hinzuweisen, um altes Wissen mit neuem Forschen, die vorhandene Bildung mit der fortschreitenden im Zusammenhange zu halten. Dabei wird das Blatt die Durchschnittsbildung berücksichtigen, nicht aber „das leidige Amüsement, nicht jene satt sich dehnende Suffisance, die bereits zu kontrart ist für jede Vertiefung und jede Erhebung des Geistes." Alexander Jung beschreibt einleitend in einem umfassenden Artikel die gegenwärtige Stellung der deutschen Journalistik. Er rügt mit Recht, daß viele unserer Journale noch in einem völlig gleichgültigen, ideenlosen Verhältnisse zu den öffentlichen Thatsachen stehen; was allerdings dadurch noch begünstigt und genährt werde, daß jedes freiere, harmlose Beurtheilen politischer und kirchlicher Verhältnisse bedenklichen Folgen ausgesetzt ist; weshalb einige sogenannte Unterhaltungsblätter, vielleicht schon durch die Natur der Mitarbeiter dazu geneigt, sich vollends aus Grundsatz der Gewöhnlichkeit und Fadheit ergeben hätten. Auch gegen die steife Unbehülflichkeit gelehrter Organe eifert Jung. Sein Blatt soll deutsche Wissenschaft mit allgemeiner Bildung vermitteln, die Schranke forträumen, die jene zum Logenwesen macht, während sie die Masse an die mäßige Seichtigkeit preisgibt. Um diese Versöhnung zu wollen, dazu gehört sehr viel Gemüth, um sie getreu durchzuführen, sehr viel umsichtiger Geist. Wir glauben, daß Alexander Jung beides besitzt.

[Deutsche Eintracht.]

Vier Erzherzöge von Oesterreich waren bei den Kriegsübungen zugegen, die der preußische König in Schlesien abhielt. Andererseits inspicirt der Prinz von Preußen in Mähren ein österreichisches Armeecorps, dem auch der Prinz Johann von Sachsen beiwohnte. Das sind bessere Eintrachtszeugnisse als das Fest vor der Hermannssäule, diese Chimäre, mit der nichts gesagt ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 191. — den 30. September 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Zur Erinnerung an Charlotte Corday.

(Beschluß.)

### Brief der Charlotte Corday an ihren Vater.

Vier Tage vor ihrem Tode geschrieben.

Verzeihen Sie mir, lieber Vater, daß ich ohne Ihre Erlaubniß von meinem Dasein freien Gebrauch gemacht habe. Viele unschuldige Opfer sind durch mich gerächt worden, ich habe vieles andere Unheil abgewendet. Das Volk wird einst, wenn es von seiner Täuschung zurückgekommen, Freude darüber empfinden, von einem Tyrannen befreit worden zu sein. Wenn ich gesucht habe, Sie in die Meinung zu versetzen, ich begebe mich nach England, so geschah dieses, weil ich hoffte, ich würde unerkannt bleiben; aber ich habe eingesehen, daß solches unmöglich war. Ich hoffe, daß man Sie nicht quälen wird; in jedem Falle glaube ich, daß Sie in Caen Vertheidiger finden werden. Ich habe Gustav Doulcet zum Vertheidiger gewählt. Eine solche That erlaubt keine Vertheidigung, es ist der Form wegen. Leben Sie wohl, lieber Vater; ich bitte Sie, mich zu vergessen, oder vielmehr, sich über mein Geschick zu freuen; die Ursache, welche dasselbe so gestaltet hat, ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe, so wie auch alle meine Verwandten. Vergessen Sie nicht diesen Vers des Corneille *):

*) Graf Essex. Act 4, Scene 3. Le crime fait la honte, et non pas l'échafaud. —

Nur das Verbrechen, nicht die Richtstätt' macht die Schande.

Morgen um acht Uhr wird mein Urtheil gesprochen.

Am 16. Juli. Corday.

---

An die Herausgeber des Tageblattes: „die Chronik von Paris."

Paris, am 20. Juli im 2ten Jahre der Republik. (1793.)

Bürger!

Nachdem das Schwert des Gesetzes die Mörderin des Marat getroffen hatte, erlaubte sich ein gewisser Legros, einer der bei der Hinrichtung Hülfeleistenden, als er den Kopf ergriffen hatte, um ihn dem Volke zu zeigen, diesem leblosen Kopfe, der nicht mehr strafbar war, einige Backenstreiche zu geben. Diese Handlung roher Gefühllosigkeit wurde von dem Volke gemißbilligt, und der Polizei-Verwalter, der Bürger Michonis, konnte sich nicht enthalten, diesem Menschen, der, wenn er nicht ein Barbar ist, eine Gemeinheit beging, eine Rüge zu ertheilen. Das, von diesem unangemessenen Benehmen unterrichtete Tribunal hat für nöthig erachtet, dem Bürger Legros eine Lehre dadurch zu geben, daß er ihn zur Haft bringen ließ, und behält sich vor, ihm die Unziemlichkeit seines Verfahrens coram populo (vor versammeltem Volke) zu verweisen.

Ich habe geglaubt, diese Handlung der Gerechtigkeit zur Kenntniß des Publikums bringen zu müssen, das



Digitized by Google

stets groß, stets gerecht, billigen wird, was der Freund des Volkes stets gebilligt haben würde, wenn er seine Verwundung überlebt hätte. Er war von zu erhabener Gesinnung, um eine solche Gemeinheit gut zu heißen; er wußte, und Jedermann muß es wissen, daß, wenn das Verbrechen bestraft worden, dem Gesetze Genüge geschehen ist.

Einige Personen, die sich täuschten, haben geglaubt, daß der Nachrichter selbst es gewesen, der diesen Fehler begangen. Das ist ein Irrthum. Samson ist ein sehr guter Bürger, und zu wohl unterrichtet, um sich einen solchen Mißgriff zu gestatten. Der Vorfall hat ihn im Gegentheil sehr verdrossen. Gruß und Brüderschaft.

Roussillon.

Dieser Brief war an dir Herausgeber der Chronik von Paris gerichtet, weil dieselben in ihrer Nummer vom 19. Juli die nachfolgenden Betrachtungen eingerückt hatten, denen es nicht an Muth gebrach.

„Charlotte Corday, von der Natur reich begabt, mit einem gebildeten Geiste, und einem seltenen Muthe — hat den Tod der Verbrecher erlitten. Ihre Kaltblütigkeit in ihren letzten Augenblicken wird vielleicht noch mehr als ihr Verbrechen dazu dienen, ihren Namen der Nachwelt zu überliefern."

„Ohne Trotz oder Hochmuth, ohne ein Merkmal von Ueberspannung, zeigte sie während ihres Verhörs eine Ruhe, die ihre Richter und die Zuhörer in Erstaunen setzte, und selbst in dem Augenblicke, der sie an den Zeitpunkt einer nahen Auflösung erinnern mußte, entschlüpfte ihrem Munde der Scherz mit solcher Leichtigkeit, daß der kälteste Beobachter über den geringen Antheil, den sie an sich selbst nahm, Unwillen empfand."

„Sie hat keinen Beichtiger gewollt. Auf dem Karren, der sie zum Richtplatz führte, und selbst auf dem Blutgerüste hatten ihre Bewegungen noch das Ungezwungene und Anständige, was von höherem Werthe als die Schönheit ist, und das die Kunst nie nachahmt, ohne in das Lächerliche zu verfallen. Sie hat selbst ihr Haupt niedergelegt das von dem fürchterlichen Beil abgeschlagen wurde. Es herrschte ein tiefes Schweigen. Als der Scharfrichter den Kopf zeigte, gab er demselben einen Schlag mit der Hand. Ein fast allgemeines Murren des Volks bestätigte das Sprichwort: Das Gesetz straft, aber es rächt sich nicht."

„Der Kopf war damals blaß, aber von einer vollkommenen Schönheit. Als der Scharfrichter ihn zum zweiten Male zeigte, hatte derselbe durch das Ergießen des Blutes seine schönsten Farben erhalten. Laut erscholl der Ruf: es lebe die Nation! es lebe die Republik! und Jeder entfernte sich tief erfüllt von ihrer schrecklichen Unthat, und von der Erinnerung an ihren Muth und an ihre Schönheit."

---

## Ueber die Hinrichtung der Corday.

Die Hinrichtung der Corday und die Art der Schamröthe, die allgemein auf ihrem Gesichte wahrgenommen wurde, als der Henkersknecht, nachdem er ihr den Kopf abgeschlagen hatte, die Gemeinheit beging, demselben einen Backenstreich zu geben, wurden der Gegenstand einer anziehenden Untersuchung, und es erschien in Folge derselben 1795 in dem, von Millin herausgegebenen encyklopädischen Magazine*) eine aus dem Deutschen übersetzte Abhandlung **) des berühmten Anatomen Soemmering über die Vollstreckung der Todesstrafe mittels der Guillotine.

In seinem Sendschreiben an Millin hatte der Uebersetzer Oelsner, indem er zum voraus anmerkte, er theile die Meinung des Verfassers der Urschrift, „daß der vom Körper getrennte Kopf nach der Hinrichtung noch lebe," sich folgendermaßen geäußert: „Ich will eine der ganzen Welt bekannte Thatsache anführen. Wer hat nicht bei der Hinrichtung der Charlotte Corday das Gesicht derselben vor Unwillen erröthet gesehen ***), als der gräßliche Henker, der diesen so ruhigen und so schönen Kopf in der Hand hielt, demselben einen Backenstreich gab?...."

Der Doctor Sue unterstützte mit seiner Gewicht habenden Meinung die Ansicht Soemmering's. Er bemerkt hinsichtlich der Corday Nachstehendes: „Sogar noch lange nach seiner Trennung vom Rumpfe drückte der Kopf der Charlotte Corday im Gesichte ganz unzweideutig die Kennzeichen des Unwillens aus. Man erinnert sich des Augenblicks, wo der Henker mit einer Hand diesen hängenden Kopf hielt. Das Gesicht der Corday war damals blaß; aber es hatte kaum den Backenstreich erhalten, den der blutgierige Mensch demselben gab, als seine Wangen sich merklich rötheten. Alle Zuschauer wurden durch diese Veränderung der Farbe in Erstaunen gesetzt, und verlangten sogleich durch ein donnerähnlich sich verbreitendes Gemurmel Rache für diese un-

*) Bd. III. S. 463.

**) Datirt aus Frankfurt a. M. vom 20. Mai 1795.

***) „Diese Gefühlsäußerung," sagt Oelsner in einer Anmerkung, „würde nur aus einem Moralprincipe entspringen können, und läßt sich nur durch ein solches erklären."

Digitized by Google

erhörte Rohheit und Unmenschlichkeit. Man wird nicht sagen können, daß diese Röthe die Wirkung des Backenstreiches gewesen sei, denn man mag immerhin auf diese Weise die Wangen eines Leichnams unmittelbar nach dem Ableben schlagen, sie werden sich niemals färben. Ueberdies wurde der Schlag nur auf die eine Wange gegeben, und man bemerkte, daß die andere sich gleicherweise färbte." Sue zog aus diesen Beobachtungen den, vielleicht etwas gewagten Schluß, „jene Thatsache allein beweise, daß nach der Enthauptung unzweifelhaft in dem Gehirn noch etwas Urtheilskraft, in den Nerven noch etwas Empfindungsvermögen (sensibilité) vorhanden sei." (Encykl. Magazin, Bd. IV. S. 170.)

Cabanis*), der wohl befähigt war, über diesen Gegenstand richtig zu urtheilen, antwortete den von uns genannten drei Gelehrten. (Encykl. Magazin, Bd. V. S. 155.) Seine Entgegnungsschrift, die eine eben so scharfsinnige als unterrichtende Abhandlung ist, enthält folgende, auf die Hinrichtung der Corday sich beziehende Stelle. „Was den Fall mit der Charlotte Corday betrifft, so erkläre ich rein heraus, daß ich davon nichts glaube. Ich weiß zu gut, wie leicht man in den Zeiten der Unruhe und des Unglücks Wunder sieht. Wenn die allgemeine Aufklärung nicht mehr übernatürliche Ereignisse zu sehen gestattet, so will man wenigstens neue Erscheinungen in der Natur finden. Ich bin weder bei der Hinrichtung der Corday, noch bei irgend einer anderen zugegen gewesen; aber mehrere meiner Bekannten sind dem Karren, auf dem diese, trotz der schrecklichen Leiden, deren Ursache sie war, oder zu denen sie wenigstens das erste Zeichen gab, so anziehende Person weggeführet wurde, von der Conciergerie ab bis zum Blutgerüst gefolgt. Sie sind Zeugen von der großartigen Ruhe derselben auf dem Wege, und von der Gehabenheit ihres letzten Augenblicks gewesen. Ein mir befreundeter Arzt hat dieselbe nicht eine Minute aus den Augen verloren. Er sagte mir, ihre würdevolle und ungekünstelte Heiterkeit wäre sich stets gleich geblieben; am Fuße des Blutgerüstes sei sie leicht erblaßt, aber sehr bald habe ihr schönes Gesicht eine noch lebhaftere Farbe erhalten. Von jener neuen Röthe, die, wie behauptet wird, nach dem Abschlagen des Kopfes, die Wangen desselben überzogen habe, hat er nichts wahrgenommen, obgleich er ein sehr aufmerksamer Beobachter gewesen ist. Die vorerwähnten Personen haben eben so wenig etwas davon gesehen." (Encykl. Magazin Bd. V. S. 155.)

Hier noch eine Stelle aus der physiologischen Abhandlung des Doctors Leveillé (damals Chirurg des Hotel-Dieu zu Paris), der ebenfalls Soemmering und diejenigen, welche dessen Meinung theilten, widerlegte. „Das Gesicht der Charlotte Corday ist geröthet; ich glaube es nicht! Indessen will ich die Möglichkeit dieser Röthe zugeben; wenn ich aber nach der Ursache derselben forsche, so zeigt sie sich von selbst, und scheint mir rein mechanisch. In der That behielt der Kopf, ich sage nicht seine Lebenskraft, aber wohl seine Lebenswärme; denn es ist nöthig, diese beiden Bezeichnungen genau zu unterscheiden. Das noch flüssige, und in den kleinen haarförmigen Gefäßen (petits vaisseaux capillaires) enthaltene Blut fließt frei aus, wenn sein Lauf nicht plötzlich durch den heftigen Eindruck der Hand unterbrochen wird. Dieses rohe Verfahren hat die Wände der Gefäße einander genähert; das von dem oberen Theile kommende Blut hat unter der zusammengedrückten Stelle nicht fortfließen können, es hat sich dadurch oberhalb in hinreichender Menge gesammelt, um eine kleine Röthe zu erzeugen, die Herr Sue irriger Weise, ich glaube, dem übriggebliebenen Theile der Urtheilskraft und der Empfindbarkeit beimißt." (Encykl. Magazin, Bd. V. S. 453.)

R—n.

*) Starb 1808 zu Paris. Er war ausgezeichnet als Arzt, Philosoph und Literator. Sein Rapport du physique et du moral de l'homme, fand auch in Deutschland, übersetzt von L. H. Jacob, 1804, gute Aufnahme.

## Correspondenz.

### Aus Berlin.

[Schelling — Vatke.]

— Schelling soll wirklich auf dem Wege nach Berlin sein. Man ist in den gelehrten und den höheren Kreisen äußerst gespannt auf seine Ankunft; der düstere Nebel wird doch nun wohl endlich sinken, der schon so lange diese früher so hochbedeutende Persönlichkeit einhüllt. Schelling's großer Geist kann unmöglich so arm geworden sein, als seine vorgeblichen Schüler uns glauben machen mußten. An der Universität, für die studirende Jugend, wird Schelling schwerlich ein anderes Zeitalter heraufrufen. Es steht sogar zu bezweifeln, ob Schelling lesen wird. Sinn und Neigung der Jugend wird sich immer nur durch den frischen Drang eines begeisteten Aufschwungs wecken und gewinnen lassen. Man überzähle die Zuhörerschaft in den Auditorien, und man wird finden, daß da, wo sich der Kern der Jugend dauernd einstellt, ohne von der Nöthigung des nächsten Examenbedarfs getrieben zu sein, sich ein kräftiger Aufschwung des Geistes seine Bahn bricht, ein wahrhafter Quell des reichen Lebens strömt. Unter den Docenten, die sich dauernd die Liebe der studirenden Jugend erwarben, ist Vatke nennenswerth. Man

Digitized by Google

weiß, daß er zu denen gehörte, welche die Lebehochs ihrer Zuhörer mit einer Rede erwiederten, und wenn politische Zeitungen die Toaste der Docenten bringen, kann auch wohl von den Docenten selbst in dem Kreise einer allgemeineren Oeffentlichkeit die Rede sein. Erst kürzlich haben Vatke's Zuhörer dem verehrten Lehrer eine Aufmerksamkeit zu bezeigen gesucht, indem sie sein wohlgetroffenes Bildniß lithographiren und hier in der Schröder'schen Kunsthandlung erscheinen ließen, wo es seit einigen Tagen zum Verkauf ausliegt, besonders geschmückt durch die als Motto darunter gesetzte schöne Stelle 1. Korinth. 2, 10: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." Vatke ist ein außerhalb der theologischen Welt, selbst im berliner Publikum wenig gekannter und genannter Mann, der aber doch neben allen den andern Viel- und Obgenannten einen ehrenvollen Platz einnimmt und die öffentliche Würdigung und Anerkennung in hohem Grade verdient. Er ist bisher noch selten, immer aber nur mit Bedeutendem als Schriftsteller hervorgetreten*), und suchte mehr praktisch als Docent, durch die Reihe gediegener Vorlesungen zu wirken, die er seit 1830 an unserer Universität hält. Die Fächer, in denen er als Lehrer auftritt, beziehen sich meist auf die kritische Exegese des Alten und Neuen Testaments und auf das religionsphilosophische Gebiet, seine Vorlesungen über Einleitung in das Alte und Neue Testament, über Hiob, Jesaias, die Genesis und Psalmen, über Religionsphilosophie und einzelne Theile der Dogmatik fesseln immer eine Menge von Zuhörern, seine in dem jetzt verflossenen Sommersemester vor einem äußerst zahlreichen Auditorium gehaltenen öffentlichen Vorlesungen über „die neueren dogmatischen Systeme" erweckten bei den meisten Zuhörern den Wunsch, einmal die Geschichte der Philosophie von ihm zu hören. Vatke ist ein kritischer, speculativer, systematischer Kopf, voll tiefen, vielseitigen, wohlgeordneten Wissens, begabt mit einem seltnen philosophischen Blick und Geschmack. Das Element, in dem er zu leben und sich behaglich zu fühlen scheint, ist die Kritik, und diese ist scharf, streng, unparteiisch und kalt, er hält jeden einzelnen Gegenstand fest und entwickelt ihn durch alle die verschiedenen Ansichten, die über denselben aufgestellt sind, hindurch, ohne daß man bei den barocksten unter diesen mehr als ein leises ironisches Lächeln an ihm bemerkt. Ueberhaupt beherrscht ein feierlicher Ernst, eine würdevolle Haltung sein ganzes Wesen, das sich neben großer Klarheit und Gediegenheit noch besonders durch eine höchst bescheidene Liebenswürdigkeit auszeichnet, die wohl auch von großem Einfluß auf seine Zuhörer sein mag, auf welche er durchaus nicht durch glänzende Redekünste zu wirken sucht. Mit jener Klarheit verbindet sich eine Kraft und Festigkeit des Charakters, der man es ansieht, daß sie schon manchen Kampf siegreich bestanden und jedem künftigen muthig entgegengehen werde.

So lange man der speculativen Philosophie solche im Stillen kraftvolle Stützen zu nehmen nicht im Stande ist, so lange wird sie blühen und über spät oder kurz wieder glänzend nach außen schlagen. Nach Glanz aber geht die Jugend nur, wenn sie hinter demselben Kern wittert. Sie geht nicht nach dem Schaugepränge, nicht nach dem Ruhm, wenn er sich überlebt hat, nicht nach der Schönrednerei, die sich vornehm brüstet. Berlin hat glanzvolle Berühmtheiten herangezogen, mit denen es ein theatralisches Gepränge vorführt. Die Universität hat Savigny, hat Steffens, hat brillante Heroen. Aber was diesen Centralpunkt norddeutscher Wissenschaft bisher charakterisirte, war der Geist der Forschung, die Universalität des kritischen Genius. Man tödte diesen nicht in der Wurzel ab, sonst möchten die glänzenden Berühmtheiten wie vorüberziehende Meteore ein kurzes Leuchten sein, auf das Dunkelheit folgt. ††.

*) Seine in den letzten Tagen hier erschienene Monographie: „über die menschliche Freiheit," erregt bereits vieles Aufsehen.

## Notiz.

[Die Prinzessin Orsini.]

Eine der interessantesten Figuren unter den politischen Weibern ist die Prinzessin Orsini, welche am Hofe des Philipp von Anjou zu Madrid weit länger eine so mächtige Rolle spielte als die Herzogin Marlborough am Hofe der Königin Anna. Die Orsini beherrschte eilf Jahre lang das königliche Paar von Spanien, die Granden der stolzen Nation und den allmächtigen Herrn der Heere, Ludwig XIV., und die Maintenon in Versailles. Sie war Französin, eine geborne de la Tremoullie. Ludwig machte sie zur Oberhofmeisterin der Königin von Spanien, um eine Creatur am Hofe seines Enkels zu haben. Sie machte sich Allen nothwendig und wurde ihnen furchtbar. Selbst als sie, so zu sagen, im Wetterschein des allgemeinen Hasses stand, ging man damit um, ihr im Friedensvertrag zu Utrecht von den spanischen Erbländern das Land Limburg als souveränes Herzogthum abzutreten, während sie dem Wittwer gewordenen Philipp V. ihre Hand anzutragen Miene machte. Erst die zweite Gemahlin des Königs, eine Prinzessin von Parma, mit Hülfe ihres Landsmannes Alberoni, war im Stande, die Mächtige zu stürzen. Die Orsini zog sich nach Italien zurück, machte in Rom die Bekanntschaft des Prätendenten Stuart und machte dort die Honneurs seines Hauses, bis sie im hohen Alter 1722 starb. — Im Juliheft des Freihafens lasen wir einen sachlich ausführlichen, als Charakteristik und philosophisches Bild sehr unbedeutenden Artikel über die Orsini, vielleicht aus der Feder Professor Jacob's, des fleißigen Compilatoren. Mit diesem Artikel wird eine Reihe politischer Charaktere aus dem 18. Jahrhundert eröffnet werden. Was die Charakterzeichnung der Orsini anbelangt, so hat Autor hierin nichts geleistet; eine Feder wie etwa Ranke's gehörte hierzu. Der Styl des Ungenannten ist auch gewöhnlich; wir lasen: „das unerwartete Gelangen des Erzherzogs auf den Thron hatte die Sache geändert ꝛc.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brossot, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 11r Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae et depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choolant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Prelsel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Vereis mit G. Altmütter, A. Borg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schaeider, J. A. Schubert, E. Wolnlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) qner Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Artea der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10. Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristotelī vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Digitized by Google

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

* Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

* Trinius, C.B., Agrostideae, Vilfeae. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzeae. 4 maj. Petropoli. 1839. 15 Ngr.

* Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit 1. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weintig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chymie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

---

# Inhalt.


**No. 149.**

Ludolph Wienbarg und vier Zeitfragen. — Notiz.

**No. 150.**

Ludolph Wienbarg und vier Zeitfragen. (Beschluß.)
Notizen.

**No. 151.**

Tableaux vom Genfersee. Von H. Schreer.
Döring auf der leipziger Bühne. — Notizen.

**No. 152.**

Tableaux vom Genfersee. (Fortsetzung.)
Döring auf der leipziger Bühne. (Fortsetz.) — Notiz.

**No. 153.**

Tableaux vom Genfersee. (Fortsetzung.)
Schwedische Tragödien von Bernhard von Beskow.
Döring auf der leipziger Bühne. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 154.**

Theodor Mundt über Südfranzosen und Polen.
Correspondenz. Aus Berlin.

**No. 155.**

Theodor Mundt über Südfranzosen und Polen. (Beschl.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 156.**

Tableaux vom Genfersee. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 157.**

Komödianten und Banditen.
Tableaux vom Genfersee. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 158.**

Die Prüfung. Von C. Reinhold.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 159.**

Die Harfnerin. Novelle von Julius Hammer.
Notiz.

**No. 160.**

Die Harfnerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Oberdeutschland.

**No. 161.**

Die Harfnerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Oberdeutschland. (Beschl.) — Notiz.

**No. 162.**

Die Haefnerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notizen.

**No. 163.**

Die Harfnerin. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 164.**

Die Harfnerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bönr in Africa.

**No. 165.**

Die Haefnerin. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Böne in Africa. (Fortsetzung.)

**No. 166.**

Deutsche Denkschriften und Briefe.
Die Harfnerin. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Bönr in Africa. (Fortsetzung.)

**No. 167.**

Deutsche Denkschriften und Briefe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Bönr in Africa. (Beschluß.)
Notiz.

**No. 168.**

Deutsche Denkschriften und Briefe. (Beschl.) — Notizen.

**No. 169.**

Tableaux vom Genfersee. (Fortsetzung.)
Eine neue türkische Anekdote. — Notiz.

**No. 170.**

Raphael's Madonna di San Sisto. Von C. Treyen.
Tableaux vom Genfersee. (Beschluß.) — Notizen.


(Hierzu eine Beilage.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Sciences naturelles. Teme IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.
Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.
Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)
*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.
I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gens, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.
III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.
*Beagard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
*Braadt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.
*Brasset, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Echmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.
*Brosset, M. F., Monographie des mennaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.
Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Pharmaceutisches. 11r Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Beg. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.
*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.
Cheulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.
Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.
— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Proisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.
Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rito peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.
— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.
Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.
Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwalde, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.
*Federow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.
*Garbard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.
*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:
I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
Allgemeine Musebinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmüttor, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schaelder, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Woinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr. 20 Ngr.
*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Pétersb. 1839. 11½ Ngr
*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Phitenema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10. Ngr.
— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.
*Muralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.
Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristotoli vulgo adscripti. Ex Isaaci Boa Hen ain versione arabica latina vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit K. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.
*Paader, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.
*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuexen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840.. 1 Thlr. 15 Ngr.
Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.
Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.
Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.
*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, J. W. Theile, C. Wallentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindetaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideal, Vilfea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zor Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rosenhauer, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Iconea physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritter Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thle.

---

# Inhalt.


**No. 171.**

Riemer's Mittheilungen über Goethe.
Correspondenz. Aus München.

**No. 172.**

Riemer's Mittheilungen über Goethe. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.) — Notiz.

**No. 173.**

Belgische Sagen. Von J. W. Wolf.
Correspondenz. Aus Paris.
Aus München. (Fortsetz..) — Notizen.

**No. 174.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. Von Amalie Winter.
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.)

**No. 175.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.

**No. 176.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

**No. 177.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Zmudzinski's Modellsammlung. — Notiz.

**No. 178.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Zmudzinski's Modellsammlung. (Beschl.) — Notiz.

**No. 179.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf.

**No. 180.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Düsseldorf. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 181.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München.

**No. 182.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)

**No. 183.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Notizen.

**No. 184.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)

**No. 185.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.) — Notiz.

**No. 186.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)

**No. 187.**

Aus den Memoiren einer Unvermählten. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus München. (Fortsetzung.)

**No. 188.**

Maebach's Hippolyt.
Correspondenz. Aus München. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 189.**

Gedichte von C. Reinhold.
Zur Erinnerung an Charlotte Corday. Von N—n.
Correspondenz. Aus Regensburg.

**No. 190.**

Zur Erinnerung an Charlotte Corday. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Regensburg. (Beschl.) — Notizen.

**No. 191.**

Zur Erinnerung an Charlotte Corday. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.


(Hierzu ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.

Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)

*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.

I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Gans, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.

III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. de Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baumgarten, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.

*Bongard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Brossat, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.

*Brosset, M. F., Musographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6r Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 11r Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In 52stög. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.

*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.

Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.

Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. E. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.

— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlecht. Deutsch bearb. von E. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Prelsel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.

Drobisch, M. W., de Joannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.

— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ehrenberg, H., Ansichten über die Gräfenberger Wassercur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.

Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Freiwaldr, von einem Curgaste. Bevorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.

*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.

*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.

*Grundlage der praktischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:

I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.

Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, E. Weinlig, A. Weinlig und J. Weisbach, herausgegeben von J. A. Hülsse.

Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.

Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr 20 Ngr.

*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Anacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Petersb. 1839. 11½ Ngr.

*Meyer, C. A., das Alyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Phitonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.

— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.

*Monralt, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.

Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit R. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.

*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.

*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'Imatra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840.. 1 Thlr. 15 Ngr.

Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.

Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.

Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.

*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.

*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.

Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, J. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2r Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Digitized by Google

leg der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stouckhardt, H. R., de recto jurisconsulti eruditione proxima justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostidea I, Vilfea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

— — Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Kroll, W. F. Erichson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Weinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thle. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. J. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thle.

---

# Inhalt.


**No. 192.**

Der alte Volund. Von C. Terpen.
Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.

**No. 193.**

Heleathen in Jeland. Von S.
Der alte Volund. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 194.**

Therese. Novellistische Skizze von August Hesse.
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 195.**

Therese. (Fortsetzung u. Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notiz.

**No. 196.**

Sarah Austin über deutsche Schriftstellerinnen.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 197.**

Sarah Austin über deutsche Schriftstellerinnen. (Beschluß.)
Notizen.

**No. 198.**

Die leipziger Kunstausstellung.
Correspondenz. Aus dem Braunschweigischen.
Aus Cassel. — Notizen.

**No. 199.**

Die leipziger Kunstausstellung. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. — Notiz.

**No. 200.**

Die leipziger Kunstausstellung. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Fortsetzung.)

**No. 201.**

Tage der Prüfung. Novelle von Johannes Rudolphi.
Die leipziger Kunstausstellung. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)

**No. 202.**

Tage der Prüfung. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Halberstadt. — Notizen.

**No. 203.**

Tage der Prüfung. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 204.**

Tage der Prüfung. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kiel. — Notiz.

**No. 205.**

Tage der Prüfung. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kiel. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 206.**

Tage der Prüfung. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart.

**No. 207.**

Deutsche Romane.
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

**No. 208.**

Deutsche Romane. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 209.**

Frankfurter Briefe. Von A. Weil.
Correspondenz. Aus London.

**No. 210.**

Frankfurter Briefe. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)

**No. 211.**

Ein Stiergefecht zu Madrid. Aus den Papieren des Hauptmanns L.....
Frankfurter Briefe. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus London. (Fortsetzung.)
Notizen.

**No. 212.**

Ein Stiergefecht zu Madrid. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus London. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 213.**

Eine Scene im Kaukasus. Aus den Mittheilungen eines Augenzeugen.
Correspondenz. Aus Braunschweig. — Notizen.


(Hierzu zwei Intelligenzblätter und eine Beilage.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

October.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Digitized by Google

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

### ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sacheregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Geänz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Intreſſenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

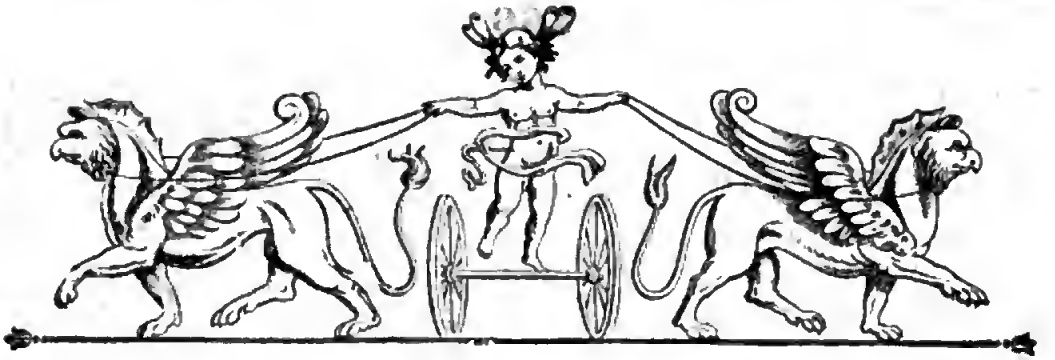
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

**Leopold Voß**
in Leipzig.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 192. — den 1. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der alte Volund.

Von C. Terpen.

Ich weiß ein Schloß, im Norden weit,
Tief in des Waldes Einsamkeit,
Die Buche wölbt sich ihm zur Laube,
In den Gesimsen heckt die Taube;
Die Wolken zieh'n darüber her,
Zu seinen Füßen braus't das Meer;
Rings huscht das Reh, wie Laub im Weste,
Stolz trägt der Hirsch des Hauptes Aeste.

Dort stand ich lang' und schaute viel
Hernieder auf der Wellen Spiel,
Und suchte Bilder ohne Gleichen
In der Gewässer weiten Reichen —
Die Sonne sank, und weicher Duft
Umhüllte Meer und Wald und Luft —
Die Sterne und der Mond erschienen,
Und Wunder-Schauer foigten ihnen.

Ja — war es Dichtung, war es Traum? —
Es lebte bald der ganze Raum:
Schon sah ich auf der Gräser Spitzen
Die leichten kleinen Elfen sitzen;
Kaum floß herab des Lichtes Schein,
So schlangen sie den luft'gen Reih'n;
Bald hörte ich den Takt der Schwingen
Und sie die Räthselworte singen:

„Herbei, Ihr Schwestern allzumal,
Aus Wald und Wiese, Berg und Thal,
Herbei zum Ringeltanz der Freuden!
Es ruhen Mühen, Sorg' und Leiden,
Kein Schmerzenslaut aus tiefer Brust
Stört unf're wonnigliche Lust;
Man hört, so weit die Wolken jagen,
Den alten Volund nicht mehr klagen!"

Kaum tönte des Gesanges Klang
Den hochgewölbten Wald entlang,
Da kamen der Walküren Schaaren
Auf weißen Hirschen hergefahren,
Sie sangen: „Auf aus blauer See
Ihr Schwestern, tauchet in die Höh'!
Man hört, so weit die Sterne scheinen,
Den alten Volund nicht mehr weinen."

Geflügelt trug der Winde Heer
Die laute Weise übers Meer —
Ich sah das Wasser kräuselnd schwellen
Und aus der Fluth, der spiegelhellen,
Schaut, schilfbekränzt, der Nixen Chor,
Mit blauen Augen, mild hervor,
Leis' singend: „Volund hat verwunden
Der langen Leiden Schmerzens-Stunden."

Das Echo schallt vom Fels zurück
Und, noch im selben Augenblick,
Die Salamander aufwärts steigen
Und sich in blauen Flämmchen zeigen;
Sie hüpfen kreuz, sie hüpfen quer,
Sie summen hin, sie summen her:
„Der Hölle ist ihr Raub benommen,
Der Reue Gluthen sind verglommen."

Die Neubegier raubt' mir den Sinn,
Keck trat ich vor die Nymphen hin
Und sprach: „Ihr holden Feen der Lüfte,
Gewässer, Berge, Felsenklüfte!

Verzeih't mir, stör' ich Eure Lust,
Mich treibt die Sehnsucht meiner Brust —
Denn gar zu gerne möcht' ich fragen,
Was Ihr von Volund wiß't zu sagen?"

Die Nachtgestalten blieben stumm,
Betroffen schaute rings ich um —
Da war ein Nixchen hergeschwommen
Und an des Ufers Rand gekommen —
Gewitzigt schien sie mir, und klein,
Geschmückt mit Muscheln zart und fein,
Umglinstert von des Mondes Lichte —
Die nickt mit lächelndem Gesichte:

„Fremd bist Du" — sprach sie alsogleich —
„In unserm nächtlich-kühlen Reich,
Weil Du, so weit Du hergekommen,
Von Volund dennoch nichts vernommen —
So wiss', an Islands fernem Strand
War Dieser weit und breit bekannt,
Als noch, vor langen, langen Jahren,
Dort unsre Götter heimisch waren.

Kein Recke war wie er so kühn,
Galt's in den blut'gen Kampf zu zieh'n;
Doch mußte er sich heimwärts wenden
Und legt' die Streitaxt aus den Händen,
Dann wußte, an Erfindung reich,
Mit tiefem Sinn er schnell und leicht,
Um Schild und Waffen zu verzieren,
Die schönsten Bilder zu vollführen.

Er zauberte aus hartem Erz
Die holde Freia, weich an Herz,
Und wie der Jugend blüh'nde Reihen
Ihr am Altar Gelübde weihen;
Die Götter Baldur, Odin, Thor
Rief er aus plumpem Stein hervor,
Und Edle, deren Glanz und Thaten
Hell aus der Vorzeit Dunkel traten.

Er schuf in Kampf, er schuf in Lust
Die Bilder seiner reichen Brust;
Er hatte Ruhm und Preis erworben
Und wäre hochverehrt gestorben,
Wenn nicht in Islands Thal und Höh'
Hin durch Gefilde, Eis und Schnee,
Des Auferstand'nen sanfte Lehren
Von Süden eingedrungen wären.

Dies wandelte des Künstlers Sinn,
Er neigte sich zum Kreuze hin;
Schlug an die Brust und bat mit Beben,
Ihm Wahn und Sünde zu vergeben.
Er schiffte, angstgequält, sich ein,
Um fernhin die Gewissenspein
An des Erlösers Grab zu sühnen,
Sich dessen Himmel zu verdienen.

Als so er schwamm auf hohem Meer,
Erhob Gewölk sich, schwarz und schwer —
Schon rollt der Donner durch die Lüfte,
Durchzittert Meer und Felsgeklüfte —
Der Sturmwind heult, das Schifflein kracht,
Die Möve schreit, die Windsbraut lacht,
Die Sonne flieht, die Wellen brausen,
Jach züngeln Blitze durch dies Grausen.

Zersplittert liegt des Schiffes Mast! —
Die Mannschaft schreit, von Angst erfaßt —
Man hörte fluchen, toben, jammern,
Verzweiflung sich an Hoffnung klammern —
Nur Volund, mit erhob'nem Blick,
Erwartet betend sein Geschick;
Da fühlt ein Recke sich getrieben,
Unwürd'gen Hohn an ihm zu üben.

„He, Volund," ruft er, „sage her
Die Zauberformel, kreuz und quer,
Die oftmals drang in meine Ohren,
Wenn Du die Waffen hast beschworen!
Pah, wie ein altes Weib Du stehst,
Seit Du wie eine Memme flehst
Zu dem, der, trotz der Wunderthaten,
Sich selber wußte nicht zu rathen!"

In Volund sprüht des Zornes Gluth,
Aufflammt das alte Heldenblut —
Weh, weh, denkt er der alten Götter?
Nicht an den duldenden Erretter? —
Voll Wuth das kaum enthlößte Schwert
Wie Sturmwind auf den Spötter fährt,
Es blitzt — es kämpft — hat überwunden,
Des Gegners Brust als Ziel gefunden!

„Todt," schreit die ganze Mannschaft, „todt!
Schau' Himmel, schau' auf unsre Noth!
Des Meeres Wüthen nicht entgangen,
Sind wir in Blutschuld nun befangen —
Verderben nahet unserm Bord,
Denn ungerochen bleibt der Mord,
Weil Niemand mag der Götter wegen
Die Hand an Meister Volund legen!"

Verzweiflung schaut aus Volund's Blick,
Doch trägt er muthig sein Geschick;
Er schreitet fest, spricht ohne Beben:
„Die Götter mögen mir vergeben,
Ich will, weil Glück und Trost mich flieh'n,
Nicht Euch in mein Verderben zieh'n ...."
Und stürzt, die Worte zu erfüllen,
Sich in der Wellen gräßlich Brüllen!

Im Wirbel ziehet ihn hinab
Die Strömung in das feuchte Grab —
Der letzte Seufzer ist verklungen,
Die Seele hat sich losgerungen.

Digitized by Google

Sie schwingt im Fluge sich empor,
Tritt hoffend an des Himmels Thor,
Worin der Jungfrau Sohn die Frommen,
In Liebe, segnend, aufgenommen.

Sanct Peter öffnet — und entzückt
Sie bald das Licht der Welt erblickt:
„O, Strahlenreicher, laß mich Blinden
Bei Dir die ew'ge Wohnung finden —
So ruft sie — denn Dein war mein Herz,
Als, sinnberaubt von bitt'rem Schmerz,
Von Zornesgluth, ohn' Ueberlegen,
Ich Blut vergossen Deinetwegen!"

Der Herr versetzt: „Wer mich versteht,
Nicht blut'ge Freveltat begeht,
Den meine Lieb', den meine Lehren
Vom Erdendrang zum Himmel kehren —
Nicht lindern kann ich Deine Noth,
Mich hält des Vaters Machtgebot —
Geh', bleibst Du treu, werd' ich Dich finden,
Wenn wir das Weltgericht verkünden."

Betrübt die Seele abwärts steigt,
Und bald Walhalla's Thor erreicht;
Sie tritt hinein — sieht wie hier Zecher
Im Kreise senden volle Becher;
Wie Götter, König, Held beglückt,
Mit Keule, Streitaxt, Schwert geschmückt,
Und sieht im Spiel die Würfel regen
Den, der durch ihre Schuld erlegen.

„He, Volund, sage ohne Hehl,"
Rief dieser, „lange gingst Du fehl,
Weil sonst Du, ohne Nutz' und Frommen,
So spät nach mir hier angekommen?" —
„Ja wohl, gefehlt hab' ich gar sehr,"
So seufzt' die Seele sorgenschwer,
„Als ich in blindem Zorn befangen,
Den Mord an Deinem Leib begangen!"

„Ha, Mord?" rief hier ein alter Held,
„Wer nennt denn so in aller Welt
Den Streich, der, wie bezeugt von Allen,
Im ehrlich gleichen Kampf gefallen?
Ruft er Dich an, Du schlitst ihn auch,
Denn Stoß um Stoß, so ist es Brauch,
Und fällt der Feind durch Deine Wehre,
Ist sein der Schaden, Dein die Ehre."

„Es spricht aus ihm der Christen Gott,"
Ruft der Erschlagne voller Spott,
„Der hat, weil er mein Blut vergossen,
Ihm seinen Himmelsraum verschlossen;
D'rum tritt er jetzt zu uns herein —
Nun, Alles soll vergessen sein,
Wenn Odin Du willst laut bekennen
Als den, den wir die Allmacht nennen."

„Nein," rief die Seele, „nimmermehr!
Ihn sah ich thronen hoch und hehr,
Der für uns Alle, unverschuldet,
Den herben Tod am Kreuz erduldet;
Die Jünger standen um ihn her,
Sein Licht ergoß ein Strahlenmeer —
Ich ging — beschämt, doch überwunden,
Weil ich das Heil der Welt gefunden!"

„Dir werd' das Heil, und uns die Lust!" —
Rief Alles wie aus einer Brust —
Und mit des Hohnes rohen Sinnen
Trieb man die Seele hart von hinnen. —
Die schwebt hinab mit tiefem Weh,
Hernieder in die weite See;
Wo sie als Wohnung muß erfassen
Den Leib, den sie erstarrt verlassen.

So lag auf tiefem Meeresgrund
Der alte Volund Stund' für Stund';
Und nur bei nächtlich stillem Schweigen
Sah man ihn auf die Fläche steigen.
Dann seufzt' er lang, dann seufzt' er viel
Bei heimlich leichtem Wellenspiel,
Dann hörte man ihn traurig klagen,
Wenn Winde hart die Fluthen schlagen;

Doch wenn das Meer, vom Sturm durchwühlt,
Mit Gischt des Felsens Riff bespült,
Dann hört' man, bei der Wolken Eilen,
Ihn durch die Lüfte schaurig heulen.
So Jahr auf Jahr und Zeit auf Zeit
Trübt' er uns Spiel und Heiterkeit —
Bis durch ein seltsamlich Verketten,
Wir sah'n die arme Seele retten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin, im September.

[Manöver und Patriotismus; Thiers; Bedeutung der Landtagsabschiede.]

Wir sind so eben aus dem Stadium unserer jährlichen Heldenzeit, aus der Zeit der Paraden und Manöver, getreten, die, wie Alles in der Welt, auch ihre Bewunderer und Feinde, ihre Anbeter und Verleumder hat. Einigen scheint das friedliche Kriegsspielen vorzugsweise eine Lust für die commandirenden großen Herren, um derentwillen alljährlich eine Anzahl junger Staatsbürger Leben und Gesundheit opfern müssen; Andern sind die Manöver eine durchaus nothwendige Schule des Krieges. Daß Feldherren nicht auf den Exercierplätzen wachsen und der Krieg etwas ganz Verschiedenes von den friedlichen Angriffen ist, die unter Pulvergeknall und Trompetengeschmetter nun seit sechs und zwanzig Jahren über unsere Felder ziehen, ist allerdings wohl nicht zu leugnen. Die glänzenden militairischen Lustspiele geben aber, wenn auch nur ein schwaches Bild dessen, was da kommen kann; die Feldlager und alle kriegerischen Gebräuche finden ihre Anwendung, und wenn die Generale einer

Armee umhergehen, die Suppe kosten und mit den Soldaten plaudern, so können sich diese wohl einbilden, die Kriegszeit sei wirklich da und der Geist des alten großen Königs scherze mit seinen unüberwindlichen Grenadieren. Selbst daß die Zeitungen Alles so getreulich wiederholen, jedes Wort, das so ein Herr gesagt, jede witzige oder wie man will, nichtwitzige zufällige Bemerkung, hilft diesem Glauben auf, und es gilt dann für boshaft, auch Liebedienerei und Servilismus darin zu wittern. Der Patriotismus der schlesischen Zeitungen hat bei diesen Gelegenheiten ein Höchstes geleistet. Ganze Spalten voll Beschreibungen, wie die königlichen Zimmer aussehen, von der Wandtapete bis zum Speinapf; ganze Spalten, wie die Menschen vor Staunen zu Salzsaulen wurden, wenn ein Hochgestellter ein gut gestelltes Wort sprach, u. s. w. Ganze Spalten voll Anekdoten endlich, Wortspiele, Fragen, die ein glücklicher Landrath oder Adjutant sogleich zu Papier brachte. Was ist natürlicher, als solche Züge der Nachwelt zu erhalten; was bedauerungswerther, als diesen Eifer verkannt zu sehen! Der preußische Journalismus excellirt hierin. Während nun in Schlesien die großen Kriegsspiele von 50,000 Mann in der verbesserten Form gefeiert werden, wonach nicht schon vier Wochen vorher fest bestimmt ist, wo und wie jeder Theil angreifen, siegen oder geschlagen werden soll, sondern nur allgemeine Dispositionen getroffen und dann den befehlenden Officieren überlassen wird, ihre strategischen Talente zu entwickeln; während dann in Breslau die großen Feste gefeiert werden, von denen Ihr breslauer Correspondent Ihnen mehr sagen kann als ich, haben wir in Berlin ruhige Tage verlebt; die Anwesenheit des Herrn Thiers brachte allein einige Bewegung hervor, doch damals war der König noch hier. Herr Thiers war genugsam in Deutschland angekündigt, und die Meinungen waren außerordentlich getheilt; die politischen Parteiungen machten sich geltend. Dort fand man es unverschämt, daß ein Mann, der kurz zuvor so feindlich gegen Deutschland gesprochen, gleich darauf kommen wolle, um zu sehen, inwiefern wir Lust hätten, Franzosen zu werden; hier vertheidigte man den kleinen Expräsidenten, der von seinem Standpunkte gesprochen, wie er müsse, und wünschte für Deutschland wenigstens ein halbes Dutzend Thiers. Man beschützte das große Talent, den Empoerkömmling, den Sohn des Tischlers, und wenn auch ein kleiner Theil der Bureaukratie und der Aristokratie einige Tiraden, selbst in öffentlichen Blättern, wie z. B. der deutsche Graf aus Cöln in der leipz. allgem. Zeitung wagte, so waren Theilnahme und Neugier doch so überwiegend, daß, als der berühmte Staatsmann wirklich kam, dichte Schaaren von Menschen das Gasthaus umstellt hielten und ihn gleichsam verfolgten, wohin er ging. Daß einige betrunkene Junker ihm ein Pereat beingen wollten, ist eine Geschichte, die hier noch immer sehr bezweifelt wird, und zur Ehre Berlins bezweifelt bleiben muß. Mag man von Herrn Thiers denken was man will, mag man seine Ansichten hassen, nur Leidenschaft und Gemeinheit können das Gastrecht so sehr verletzen. Noch abgeschmackter ist es freilich, einen Act des Patriotismus daraus machen zu wollen, als ob ein guter Patriot durchaus dem berühmten Franzosen gleichgültig oder verächtlich begegnen müsse, als ob die Achtung vor dem Talent, das Europas Schicksal lenkte, es nächstens einmal wieder lenken kann, weniger werth sei als die unterthänige Ehrerbietung, die man bei uns so gewöhnlich den Zufälligkeiten der Geburt erzeigt. Man hat sich natürlich nicht daran gekehrt. Herr Thiers war mit vollem Rechte Gegenstand der Theilnahme, die ihm selbst von der Seite gezollt wurde, wo man sich das Ansehen gab, zu thun, als sei er nicht vorhanden. Wäre Herr Thiers der Sohn eines Fürsten, man würde seine Rheinphrase und seine Politik ganz anders beurtheilt haben. Es gibt hochgeborene Minister, die Deutschland ganz anders geschadet als mit Worten, und wie hat man sie empfangen! Wie hätte man Talleyrand aufgenommen, wie fêtirte man den Herrn v. N. oder den Fürsten C.?! So geht es noch immer in Deutschland.

Erst nach der Rückkehr des Königs wird es wohl etwas lebhafter werden, denn eigentlich leben wir noch immer in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Den Landtagsversammlungen sind die Landtagsabschiede der meisten Provinzen gefolgt; Viele aber, welche sich mehr davon versprochen hatten, fanden sich getäuscht, da ihr Inhalt im Allgemeinen wenig von den früher üblichen abwich. Die materiellen Interessen sind jedoch mannichfach berücksichtigt worden. Handelstraktate, Sundzollangelegenheiten und verschiedene wichtige provinzielle Wünsche wurden durch Zusicherungen erledigt, für Anderes Hoffnungen gegeben und auf die Zukunft hingedeutet. Der Staat kann allerdings nicht dafür, wenn die erhitzte Einbildungskraft die Erwartungen höher spannt, als er nach seinen Grundsätzen gewähren kann. Er will die Entwickelungen der berathenden Monarchie; zwischen dieser und der constitutionellen liegt aber eine unvermittelte Kluft, die man nicht ausfüllen will und es auch, wenn man die Grundlagen des Bestehenden so streng fest hält, wie es den Anschein hat, nicht kann. Die Kreisordnung, die Provinzialstände in ihrer bisherigen Zusammensetzung, sind ganz überwiegend zum Vortheil der großen Grund- oder Ritteegutsbesitzer. Die lebhaften Klagen des zweiten und noch mehr des am schlechtesten vertretenen dritten Standes haben nichts daran ändern können. Was würde aus einer Reichsverfassung werden, wenn diese aus den also zusammengesetzten Provinzialständen hervorginge? Mehr als die Hälfte der Deputirten würde der Ritterstand liefern, das übrige wären Stadträthe und Dorfschulzen. Und wo blieben Wissenschaft, Intelligenz und Industrie?

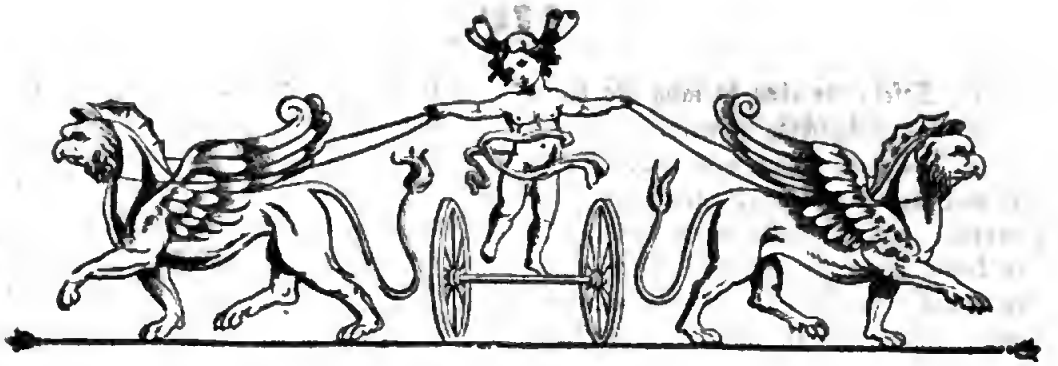
(Die Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

[Silvio Pellico.]

Die Nachricht von Silvio Pellico's Tode war ungegründet; der Sémaphore de Marseille, der sie zuerst brachte, widerruft sie selbst. Pellico lebt in Folge der Amnestie jetzt in Mailand. Vielleicht wurde er eben deshalb todt gesagt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 193. — den 2. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Heirathen in Irland.

In dem von Mr. und Mrs. Hall unter dem Titel: Ireland, in monatlichen Heften erscheinenden Werke — so weit es vorliegt, zu dem Besten gehörig, was über irische Sitten und Gebräuche gedruckt worden ist — befindet sich folgender, „Heirathen in Irland" betitelter Aufsatz: „Wenn die Partie gemacht ist, muß der Bräutigam bei seinem Kirchspielsgeistlichen ein Certificat lösen, daß er mit jeglichem, von kanonischen Banden oder Hindernissen ebenmäßig freien Frauenzimmer sich verehlichen darf. Das kostet fünf Schillinge. Dann hat er vom Bischofe oder General-Vikar eine Traumgslleenz auszuwirken, die sieben und einen halben Schilling kostet. Hierauf begibt er sich mit seiner Braut, begleitet von seinen und ihren Freunden, so viel Beide deren auftreiben können, in die Wohnung des Kirchspielsgeistlichen der Braut, und erlegt die Traugebühr nach Maßgabe seiner Umstände. Auch die Freunde werden ersucht, etwas zu entrichten, und die diesfallsige Weigerung ihrer Seits, so wie die Weigerung des Geistlichen, die Trauung zu vollziehen, veranlaßt bisweilen eine lustige, öfter eine unlustige Scene. Ist der Vater oder Bruder der Braut ein wohlhäbiger Pächter, der ein gutes Mahl ausrichten kann, so findet die Trauung im Hause der Braut Statt und der Bräutigam bringt so viele seiner Freunde mit, als Lust haben ihm zu folgen. Hier erneuert sich die Scene des Geldgebens, und je nach Zahl und Vermögendheit der Anwesenden beträgt die Sammlung nicht selten an die 20, 30, wohl gar 40 und 50 Pfund. Das Trauformular ist lateinisch, ziemlich dasselbe wie das englische in der anglikanischen Kirche, und am Schlusse sagt der Priester: „Gebt Eurem Weibe den Friedenskuß." Ueber diesen Kuß — den ersten? — entsteht häufig zwischen dem Bräutigam und irgend einem jungen Rasewciß ein Handgemenge, das meist mit dem Rücktritte des Letztern endigt. An einigen Orten untersagen, an andern übersehen die Priester den Gebrauch. Ich selbst bin aber Zeuge gewesen, wie ein Priester einem jungen Burschen, der den Kuß rauben wollte, einen massiven Backenstreich versetzte. — Die beliebteste Zeit zu den Trauungen ist kurz vor den Fasten. Die Gäste sind immer zahlreich und oft aus allen Ständen, vom Gutsherrn und von der Gutsfrau durch die vermittelnden Gradationen der gentlemen, squireens und Pachter, bis herab auf den gemeinen Tagearbeiter — die Weiber natürlich inbegriffen. Obwohl völlige Gleichheit die Tagesordnung ist, verhindert doch die natürliche Artigkeit des Irländers eine Störung der geselligen Ordnung — männiglich bleibt an seinem Platze, in völliger Ungebundenheit. Das Mahl wird, wie bemerkt, in der Regel von der Familie der Braut ausgerichtet, und da man bei Anschaffung des Materiellen nicht zu sparen pflegt und die Nachbarn Köchinnen u. s. w. schicken, und Tafelservice u. s. w. leihen, geht es in verhältnißmäßig bestem Style von Statten. Der Priester sitzt obenan; ihm zunächst Braut und Bräutigam, seine Gehülfen und die angesehensten Gäste. Die Uebrigen rei-

hen ſich beliebig an die Tafel, die eben ſo lang als die Scheuer, wo jene meiſtens aufgeſchlagen wird. — Unmittelbar nach Wegnahme des Tiſchtuches erfolgt die Trauung. Dann wird der Brautkuchen gebracht und vor den Prieſter geſtellt, der im Meßgewande den Kuchen ſegnet und in kleine Stücke zerſchneidet, welche ein Gehülfe auf einer Schüſſel unter den Gäſten herumreicht. Jeder nimmt ein Stückchen und erlegt dafür auf die Schüſſel als Geſchenk für den Geiſtlichen, ſei es Pfunde, Kronen oder Schillinge, je nach dem Maße ſeiner Kräfte. Demnächſt erſcheint, wie bei andern Feſtmahlen, Wein und Punſch. Nach ungefähr einer Stunde wird ein Theil der Tafel entfernt und die Muſikanten — gewöhnlich ein Sackpfeifer und ein Geiger —, die bis dahin einige der langſamen, klagenden Nationalweiſen geſpielt haben, ſtrelchen tüchtig auf, und der Tanz beginnt, erſt reels, jigs und doubles, zuletzt Contretänze, an welchen wie an jenen Prieſter und Laie, Alt und Jung, Reich und Arm, der Herr mit ſeiner Magd, der Gutsherr mit ſeines Pachters Tochter, und des Gutsherrn Tochter mit des Pachters Sohn ohne Unterſchied Theil nehmen. Aber auch hier iſt es eine erfreuliche Bemerkung, daß die armen Landleute die Herablaſſung ihrer Oberen nur mit geſteigerter Achtung vergelten. In den Zwiſchenpauſen wird, oder wurde, das Trinken fortgeſetzt; obſchon das aber häufig bis zum Uebermaße geſchah, habe ich doch nie geſehen oder gehört, daß bei einer Hochzeit irgend etwas wie Zank und Streit vorgefallen; ja, ich kann als Augenzeuge verſichern, daß Männer, wicked in their licker, ſich bei ſolchen Gelegenheiten betranken, ohne zu krakeln, vielmehr recht amüſant wurden, gleich als habe die allgemeine Concordia den Dämon Discordia ausgetrieben. Dabei wird Engliſch und Iriſch geſungen. Eins dieſer Lieder — nach der wohlbekannnten Melodie: Shule Aroon, lautet folgendermaßen:

Oh, have you seen my Norah Fay?
She's left me all the sad long Day,
Alone to sing a weary lay:
Come, come, come, my love,
Come quietly, come — come stealingly
Beside the door and away with me,
And may my love come safe.

You'll know her by her raven hair,
Her deep blue eye, her forehead fair,
Her step and laugh that banish care;
Come, come, come, my love, etc.

* * *

In form you may her semblance find,
But none like her, of womankind,
If you can see her heart and mind;
Come, come, come, my love, etc.

Oh bring to me my Norah Fay,
For hours are days when she's away;
The sun looks dark, and sweet birds say:
Come, come, come, my love,
Come quietly, come — come stealingly
Beside the door and away with me,
And may my come love safe.

Im Laufe der Nacht werden zwei Einſammlungen gehalten, eine für die Muſik, die andere für die Armuth. Gewöhnlich dauert das Tanzen bis an den hellen Morgen, wo ein Tanz, der Sir Roger de Coverley heißt, das erſte Zeichen zum Aufbruche gibt. Sobald der vorüber, ſucht der ſchüchterne Theil der weiblichen Gäſte zu entſchlüpfen, um dem Finale zu entgehen, welches in Folgendem beſteht: Die Muſik ſpielt eine Quadrille, die ſogenannte Voulez-vous-danser-Quadrille; ein Herr geht mit einem Tuche umher, wirft es einer beliebigen Dame um den Hals, fällt auf die Kniee, zieht jene ſanft nieder und küßt ſie; gibt ihr dann das Tuch und läuft in kurzem Trabe die Scheuer entlang. Die Dame thut ein Gleiches mit einem beliebigen Herrn, gibt ihm dann das Tuch, erfaßt den erſten Herrn bei den Rockſchößen und trabt hinter ihm her. So geht es abwechſelnd, bis die ganze Geſellſchaft im Trabe iſt. Dann ſchließen ſie um den letzten Inhaber des Tuches einen Kreis. Inhaber oder Inhaberin wählt eine Dame oder einen Herrn, und nach der Kußceremonie führt er ſie oder ſie ihn auf einen Sitz. Das wiederholt ſich, bis das letzte Glied der Kette gelöſt iſt, und ſo endigt in Irland eine — Bauernhochzeit." S.

## Der alte Volund.

(Beſchluß.)

Ein Schifflein ſchwamm von Norden her,
Von Islands Strand, auf hohem Meer,
Darinnen lag, in Leid und Schmerzen,
Ein armes Weib mit bangem Herzen —
Bald aber hört ihr Ohr entzückt
Den Schrei, der hoch ihr Herz beglückt;
Es war die Stimme eines Knaben
Den ihr zum Lohn die Götter gaben.

Sie nimmt das Kindlein in den Arm,
Sie hält es lang und liebeswarm;
Bis nächtlich friſch die Wellen gaukeln
Und ſie in ſanften Schlummer ſchaukeln.

Da steigt hinauf aus fernem Ort,
Steigt Volund an des Schiffleins Bord —
Zum Bett sich seine Schritte wenden —
Er faßt das Kind mit starren Händen.

Das schöne Kind, so hold, so warm,
Wiegt er in kaltem, kaltem Arm,
Und wunderbare Melodien
Um ihn geheime Kreise ziehen —
Erweckt, der Vater diese hört,
Ein Schrei des Schreckens ihm entfährt —
Doch mit des Fingers drohend Neigen
Gebietet Volund ihm zu schweigen.

„Still, still, laß mich dem Kinde nah'n —
Singt er — ich bin sein ferner Ahn,
Ich hauch' ihm ein des Geistes Helle,
Daß seine kleine Seele schwelle
Vom Keime überird'scher Kraft,
Womit man Werk auf Werk erschafft;
Daß dort es wirkt, wo ich erlegen,
Und also weiter lebt mein Leben."

Der Alte singt, das Kindlein lacht,
Den Vater hält des Schlafes Macht,
Die Mutter ruht im Traum befangen
Bis — Volund leise fortgegangen. —
Das Schifflein setzt die Reise fort
Und landet bald im sich'ren Port;
Wo beider Eltern reinste Freuden
Sich an dem schönen Knaben weiden.

Denn, wie ein Baum, der aufwärts strebt,
Die Aeste in die Lüfte hebt,
Entfaltet bald der Blätter Fülle,
Und von sich wirft der Blüthen Hülle —
Den reich an Pracht das Aug' erblickt,
Im Geist schon durch die Frucht erquickt —
So sieht man aus dem Keime streben
Die Kraft des Genius ins Leben!

Ihm lacht des Frühlings Sonnenschein
Froh zieht er in die Welt hinein;
Er regt des freien Geistes Schwingen
Um Dunst und Nebel zu durchdringen,
Trinkt aus dem Licht, schöpft aus dem Quell
Des Geistes Nahrung, stark und hell;
Mit frischem Athem zu beleben
Gebilde, die dem Stein entstreben.

Geflügelt trägt der Ruhm umher
Des Künstlers Ruf durch Land und Meer;
Er schwelgt in hohen Vollgenüssen
Den alle Götter lieben müssen! —
Doch, fällt die Blüthe, reift die Saat,
Der Scherz entweicht, die Würde naht;
So ist auch bei der Jahre Fliehen
Der Jüngling schon zum Mann gediehen.

Da faßt ihn ernst des Glaubens Kraft
Mit heilig' wunderbarer Macht —
Es ist der Ton, der ihn durchdrungen
Wie er in Volund's Lied erklungen —
Er regt die Hand — und aus dem Stein
Tritt in des Duldens bleichem Schein,
Der Christen Gott, um hocherhaben
Das Herz der Gläubigen zu laben!

Die Welt gerührt dies Wunder preist —
Hernieder schwebt der Liebe Geist,
Ruft Volund — spricht: „In langen Stunden
Des Schmerzes bist Du treu befunden,
Wie wir im Bild des Herrn geschaut,
Das Du dem Enkel anvertraut,
Drum darfst, auf unser aller Flehen,
Du ein zum ew'gen Leben gehen."

„Jetzt weiß ich Alles" — rief ich aus —
„Das Bild steht hoch im Gotteshaus,
Es ist von Lieb' und Licht umgossen
Von hoher Siegeskraft umflossen;
Der Auferstand'ne dort erscheint
Mit der Apostel Zahl vereint,
Erglänzend in des Geistes Helle
Spricht Er: „Ich bin des Lebens Quelle!

„Ich bin die Kraft, ich bin das Licht,
„Wodurch die Macht des Bösen bricht;
„Ich bin der Schild, ich bin die Wehre,
„Daß bald der Feind sich von uns kehre;
„Ich bin das Brod, ich bin der Trank
„Wenn Ihr im Glauben schwach und krank:
„Drum kommt, ich will Euch All' erquicken
„Wenn Euch des Lebens Bürden drücken!"

Die Menge hört's, sie strömt herbei,
Die Seele wird der Sorgen frei
Im Anschau'n Dessen, Dem im Siegen
Versöhnung, Tod und Schmach erliegen! — —
Des Künstlers man mit Staunen denkt
Der ihn verherrlicht uns geschenkt;
Den Nord und Süd als Meister kennen
Und Thorwaldson mit Namen nennen.

Kopenhagen, 1840.

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Letzter Bescheid über die Verfassungsfrage.]

Es ist ein Lieblingsgrundsatz geworden, die Scholle als das conservative Staatsprinzip zu betrachten, was an sich Richtigkeit haben mag; daß man aber geneigt ist, darin das einzige wahre Heil zu erblicken, es durch Majoritätsgesetze stabil zu machen denkt, Stände mit verschiedenen Vorrechten, statt Bürger mit gleichen Rechten zur Verfassung ordnet, ist eine

mittelaltrige Tendenz, welche dem modernen Staatsleben wie ein allzuknapps Kleid steht, das bei jeder Regung bersten und platzen muß. Wir verschieden die Ansichten und Hoffnungen waren, hat auch die Provinz Posen bewiesen, wo der polnische Patriotismus entscheidende Schritte versuchte, einen Staat im Staate zu bilden und seine Particularität von der Allgemeinheit abzulösen. Es war vorauszusehen, daß die extravaganten Wünsche der Polen, die das Schicksal zu Preußen gemacht hat, keine Billigung finden konnten und durften. Ihre strenge Zurechtweisung war eine Nothwendigkeit, die durchblickende Milde ein gerechtes Mitgefühl für die Leiden dieses unglücklichen Volks. Was kann aber daraus werden, wenn ein solcher Dualismus herrschend bleibt? Die Polen versöhnen, zu wirklichen Preußen und Deutschen machen, wird man nimmermehr. Politischer und religiöser Haß werden sie ewig von uns entfernen. Ihre Leidenschaften, ihre Erinnerungen, ihre Vaterlandsliebe, ihre ganz entgegenstrebende Nationalität trennen sie auf immer, und wenn man diese pflegen, ihre Sprache und Sitte schirmen, alte Rechte ehren, Zusicherungen halten will, so darf man kaum glauben, daß Dankbarkeit und Erkenntniß jemals die billigen Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen auslöschen werden, wieder in die Reihe der Völker und Staaten einzurücken.

Die Festtage in Breslau haben aber für die Hoffnungen unserer gemeinsamen Zukunft ein ungemein wichtiges Ergebniß herbeigeführt. Mitten in dem Enthusiasmus erblickte man doch einzelne Zeichen jener großen Zeitseuche, um derentwillen Breslau den königl. Zorn verschuldet. Man sagt, daß einige der Gewerke gleich Anfangs sich gegen eine Einholung nach Handwerksinnungen erklärten, sondern es paßlicher fanden, wenn die Bürger, als solche, nach den Quartieren oder Vierteln geordnet, den Landesfürsten empfingen, da die Aufzüge nach Innungen und Gewerken mit alten Zeichen und Fahnen doch nach dem Fortschritt zur Gewerbefreiheit nur ein äußerlicher, bedeutungsloser Prunk seien. Dies wurde jedoch beseitigt, indeß kamen bei dem Aufzuge selbst einige Anspielungen vor. So z. B. trugen die Böttcher ein Faß mit der Aufschrift:

Die Hoffnung bleibt uns unbenommen
Was jetzt nicht ist, kann später kommen.

Auch bei der Erleuchtung und in den Anreden fanden sich einige Zeichen der unvergessenen Hauptfrage, wie denn ein Theil der Einwohner überhaupt noch mancherlei Hoffnungen bewahrte, so daß der König, wohl um alle Irrungen zu beseitigen, sich bei dem Feste der Bürgerschaft klar und unumwunden aussprach. Das Vergangene solle, sprach er, für immer vergessen sein, und was nach fünf und zwanzigjähriger reiflicher Prüfung als schädlich erkannt sei, werde von keiner Macht der Erde von ihm erzwungen werden. Eine solche feste Erklärung muß die stärksten Illusionen beseitigen, und welche Bestürzung und tief schmerzliche Empfindungen sie auch erregen konnte, diese königl. Erklärung läßt nun keinen Zweifel mehr übrig. Von einem nahen constitutionellen Preußen kann wohl fürder nicht mehr die Rede sein. Dagegen werden alle materiellen Interessen gewiß kräftig beschirmt, und die berathenden Provinzialstände auch paßlich ausgebildet werden. (D. F. f.)

## Notizen.

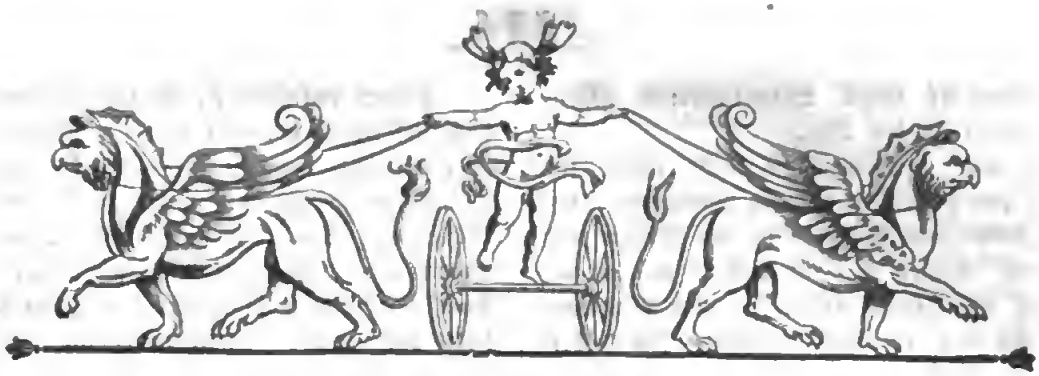
[Russische Bestrebungen.]

Die Unternehmung, in Berlin ein „Archiv für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" herauszugeben, — heißt es in der leipziger Allgemeinen — ist ein Schritt von höchster Wichtigkeit, dessen Folgen für das geistige Leben Europas noch gar nicht zu ermessen sind. Was wir nicht wissen und woran wir nicht denken, das ist für uns nicht da, und die russische Regierung konnte unmöglich ein wirksameres Mittel wählen, sich in Europa geltend zu machen, als indem sie Sinn und Gedanken auf Rußland hinlenkt und mit Rußland beschäftigt. Und wie zweckmäßig, wenn auch zufällig, ist dies Mittel allmälig in Wirksamkeit gekommen! Zuerst erschien die Pentarchie und stachelte unsere Empfindlichkeit durch die schärfste Darlegung, wie Rußland durch Verbindung mit den kleinen Fürstenhäusern Deutschland spalten und seinen Zwecken dienstbar machen könne. Darauf erschienen die wohlwollenden, gemüthvollen Beschreibungen Kohl's, die mit deutscher Herzlichkeit und Arglosigkeit ein reiches Gemälde der russischen Natur- und Menschenwelt darboten. Daß solche Werke in Deutschland allgemeinen Eingang finden und das aufgereizte, mit Widerwillen Rußland zugewandte Interesse allmälig milder stimmen würden, war leicht vorherzusehen: es gilt jetzt nur, die einmal gewonnene Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Um dies nachhaltig zu thun, und im deutschen Geistesleben zuerst scheinbar harmlose Punkte zu besetzen, von denen aus sich dann allmälig weitee dringen und im Volksbewußtsein mehr Boden gewinnen lasse, konnte kein besseres Terrain gewählt werden als die unpraktische, lebensfremde, vaterlandslose deutsche Gelehrtenrepublik. Als ein äußeres Merkmal dieser Richtung erscheinen die russischen Ehrenzeichen und Ordensdecorationen, die sich auf der Brust einzelner — um nach russischer Classificirung zu reden — Generale deutscher Wissenschaft oft sehr seltsam ausnehmen. Wenn die Franzosen einst alle Künstler, Dichter und Denker für ihre Mitbürger erklärten, so war dies eine Anmaßung, die Fortschrittsthaten für sich anführen konnte; wo aber das Gegentheil der schaffenden Geisteskraft, die willenlose Unterwürfigkeit, das Einzige ist, was man zur Virtuosität gebracht hat, kann man wohl ein Gegenstand der Beobachtung werden, aber nicht ein Recht auf Würdigung höherer Bildung in Anspruch nehmen. — Beginnt das Werk auch so allmälig, daß im ersten Hefte das Literarische gegen das Mathematische völlig zurücktritt und das Geschichtliche nur den Körper, nicht die Serie der Historie berücksichtigt: die Unternehmung, in Berlin ein „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" herauszugeben, ist ein Schritt, dessen ganze Bedeutung sich noch gar nicht ermessen läßt!

[Statt brieflicher Antwort.]

Die Redaction bedauert, von dem anonym eingesandten Aufsatz über „Theresens Briefe" keinen Gebrauch machen zu können, da bereits ein Bericht zum Abdruck vorliegt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 194. — den 4. October 1841.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Thereſe.

Novelliſtiſche Skizze von Auguſt Heſſe.

„Siehſt Du, ich ſpreche vernünftig; das kommt daher, weil ich kein Kind mehr bin.“
Immermann's Epigonen.

Endlich einmal macht' ich ihre nähere Bekanntſchaft, nach der ich ſo lange mich geſehnt hatte. Ich erging mich wieder in meinem Lieblingsgehölz am jenſeitigen Ufer der Elbe — die Erzählung ſpielt in dem kleinen Bad Elmen bei Magdeburg — und mochte der Unbekannten, die ich kurz vor mir den Kahn hatte beſteigen ſehen, gerade heute nicht gern begegnen, da ich durch trübe Nachrichten aus der Heimath verſtimmt war.

Unweit von mir hört' ich das Rauſchen eines Baches und ging demſelben nach, um mich an dem kühlen Ufer ins Moos zu ſtrecken und meiner trüben Laune ungeſtört freien Lauf zu laſſen.

Auf meinen Morgenſpaziergängen pflegte ich jener Dame ſchon früher zu begegnen. Dies öftere ſonderbare Zuſammentreffen an ſonſt einſamen Orten hatte einen beſondern Reiz für mich, welchen ſie ſelbſt, die gleich beim erſten Blick Intereſſe erregen mußte, noch erhöhte. Ihr Antlitz war mit einer faſt krankhaften Bläſſe bedeckt, ihre Geſichtszüge ſcharf und markirt hervortretend, aber ſchön und von edlem Ausdruck, ihre Geſtalt ſchlank, doch mit vollen, runden Formen. Dabei ein ſchneller, oft ſtürmiſcher Gang, ein lebhaftes Auge — dies ihr Bild, wie es ſich von Fern und im flüchtigen Vorübergehen mir anfangs einprägte.

Während ich durchs Gebüſch bog, gewahrte ich, daß eben jene Stelle, die ich mir erwählt hatte, von jener jungen, bleichen Dame ſchon in Beſitz genommen war. Sie hatte ihre Füße entblößt und plätſcherte mit denſelben im klaren Waſſer des Baches. Wie eine Nymphe des Waldes ruhte ſie ſo; ihr Auge ſchaute in die Wellen hinab, während ihre Geſtalt wunderſam von den Streiflichtern der Morgenſonne, welche durch das dichte Laubwerk blitzte, umſpielt wurde.

Um ihr ein Erröthen zu ſparen, wollt' ich mich leiſe wieder zurückziehen, aber ſie hatte mich ſchon erblickt — und winkte mich zu ſich heran. Ich war verlegen, glaubte den Wink nicht recht verſtanden zu haben, und ging endlich mit zögernden Schritten näher.

„Ich muß Ihre Bekanntſchaft machen, mein Herr!“ rief ſie mir entgegen, indem ſie mich mit ſcharfen Blicken muſterte. „Wir kennen uns ja wohl ſchon länger. Wollen Sie nicht neben mir Platz nehmen?“

Es war eine peinliche Lage, in der ich mich befand; doch ſetzt' ich mich einige Schritte von ihr entfernt nieder, und antwortete ſtotternd, daß ich freilich ſchon die Ehre gehabt, daß ich aber längſt gewünſcht, eine nähere Bekanntſchaft mit ihr anzuknüpfen.

„Sie ſcheinen verlegen,“ verſetzte ſie lächelnd und erröthend, „mich in einer ſolchen Situation anzutreffen. Sie müſſen aber wiſſen, daß ich der feſten Ueberzeugung bin, dieſe Art von Bad ſei meiner Geſundheit bedeutend förderlich — wenn auch der Doctor das Gegentheil behauptet.“

Ich legte ebenfalls meine Bedenklichkeiten gegen diese ihee Curmethode an den Tag.

„Lassen wir das," unteebrach sie mich, indem sie fortwäheend mit den Füßen im Wasser plätscherte; „ich habe die augenscheinlichsten Beweise für den Nutzen dieses Heilverfahrens. Sagen Sie mir lieber, wie es zugehen mag, daß uns gewisse Gedanken oder Melodien oft Tagelang nicht aus dem Sinn kommen. Ich dachte hieeüber nach, als ich Sie erblickte."

„Jedenfalls," erwiederte ich, „scheint mir diese beständige, unwillkürliche Richtung des Gedankens auf einen Gegenstand hin ein Symptom von Krankheit, wenigstens von Seelenleid. Nicht allein mit Woeten und Melodien, auch mit Bildern, die wir angeschaut haben, geht es zuweilen so. Es ist, als ob Bilder und Töne sich eingedrückt hätten in die Masse des Gehirns, und nue daraus wieder verschwänden, wenn das Gehirn seine urspründliche Gestalt wieder angenommen. Man hat sogar Beispiele, daß Menschen, die sich eines fortwährenden Gedankens nicht entschlagen konnten, darübee in Wahnsinn verfallen sind. So ist es einem meiner Bekannten ergangen, dem sich das Bild seinee sterbenden Geliebten so fest eingeprägt hatte, daß sie, auf dem Sterbebette mit dem Tode ringend, Tag und Nacht vor seinen Augen schwebte."

Sie schauderte leise bei diesen Worten zusammen. Dann sagte sie: „Mir will seit einigen Tagen ein Vers Raimund's nicht aus dem Sinne, der in jenem bekannten schönen Hobelliede vorkommt:

Da plagen sich die Leut herum
Wohl um den Werth des Glücks,
Dee Eine schilt den Andern dumm —
Am End' weiß Keinee nix.

Wie viel melancholische Wahrheit in diesen vier Zeilen! Raimund hat das Leben bessee gekannt, als manchee von den weltbeeühmten brillanten Poeten. Raimund hat es veeachtet. Sagen Sie, gibt es denn ein veeachtungswürdigeees Ding, als das Leben? Wohin man blickt in der Welt — nichts als Philisterseelen, die sich mühen um ihr tägliches Brot, um eebäemlichen Ruhm und dann veekrüppeln und zueückfinken in den Staub der Vergessenheit, aus dem sie erstanden. O, ich fühl's, übee diesen Vers könnt' auch ich den Verstand verlieren! — Nur zwei Dinge in dee ganzen weiten Welt sind etwas werth und veemögen allein, uns aufrecht zu erhalten: das Herz, das wir lieben, und Gott. — Waheelich, ohne sie wäee das Leben nichts als ein großer Biberbau."

Hieean anknüpfend, begann sie ungekünstelt, und doch tief eingehend, über moderne Liteeatur und Politik zu reden und verflocht mich in ein lebhaftes Gespeäch, in welchem sie die freisinnigsten und teeffendsten Urtheile, Schlag auf Schlag, in einer schönen, einfachen Speache an den Tag legte, und mich fast widee Willen in den Flug ihree Ideen hinwegriß. — „Sie kennen die Griseldis von Halm?" fragte sie endlich. „Ich halte nicht so viel von dem Stücke, als die meisten meiner Feeundinnen, bin abee auch nicht blind gegen einzelne Schönheiten desselben. Wie naiv ist z. B. die Stelle im ersten Act, wo Percival erzählt, wie er die Griseldis zum ersten Male am Duell getroffen." — Bei diesen Worten schnitt sie, gleich der Griseldis, ihrem Spiegelbild im Wasser Gesichter zu, und lachte dabei auf die ihr eigenthümliche Weise. —

In diesem Augenblicke trat ein junger Mann durch die Büsche und sagte, indem er der Dame auf die Schultee klopfte, wie mie es schien mit vorwuefsvollem Tone: „Theeese!" —

Die Angeredete drehte sich langsam bei diesem Worte um, ordnete dann, während ein spöttisches Lächeln die Lippen umflog, ihren Anzug, und hing sich an den Aem des jungen Mannes.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung," sagte dieser dann zu mir. Die Dame aber lächelte noch immer spöttisch und teäumerisch vor sich hin, reichte mir die Hand zum Abschiede und sagte: „Wir sehen uns hoffentlich bald wiedee, um unser Gespräch fortzusetzen!"

Ich machte eine stumme Verbeugung und sie verschwanden hinter den Zweigen. —

In der That, eine seltsame Geschichte! Ich bin wie veezaubert von dem Mädchen. Diesee Geist blickte mich noch aus keinem Weiberauge an, diese ungekünstelte Natürlichkeit nahm ich noch nie in dem Wesen eines Mädchens wahr. — Und doch wohl — wenn ich's leidenschaftslos überdenke — nicht ganz Natur! Therese ist von den Damen, welche die Engländer mit dem Spottnamen „Blaustrumpf" zu bezeichnen pflegen; und wenn ein stiller Gram die Schatten des Todes um ihren Mund legte, so lockten ihn wohl nicht die Rosen, die ehemals auf ihren Wangen blühten, so rief ihn der deutsche Spleen *), riefen ihn die modernen Tendenzen

*) Man hält den Spleen für eine gewöhnliche aus dem Klima und der Körperconstitution entspringende Krankheit. In diesem Sinne wird das Wort hier nicht genommen. Der Spleen scheint mir vielmehr — natürlich mit Ausnahmen — dee höchste Gesundheitszu-

Digitized by Google

von Freiheit, Emancipation und Weltschmerz herbei. Theresens großes Herz aber kann jener junge Mann, wohl ihr bestimmter Bräutigam, nicht fassen, und deshalb verfolgt er sie mit seinem Argwohn und seinen vorwurfsvollen Blicken.

---

Lange Zeit nach diesem Vorfall mühete ich mich vergeblich, Theresen wieder zu treffen. Vielleicht, daß ihre Brustkrankheit sich verschlimmert und sie nöthigte, die Stube zu hüten. Mir schien diese Vermuthung unter allen andern, die meinen Kopf durchkreuzten, die wahrscheinlichste, da ich Theresen eines Tages bleich und leidend am verschlossenen Fenster sitzen sah.

Einige Wochen später — ihr Zustand mochte sich wieder gebessert haben — begegnete ich ihr und dem jungen Manne endlich einmal wieder auf der Promenade. Sie grüßte mich freundlich, doch, wie mir's schien, mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich vergesse den Eindruck, den dieser stumme Gruß auf mich machte, niemals. Es gibt Momente, wo uns aus einem Blick, einem Lächeln plötzlicher Aufschluß über den Seelenzustand eines Menschen wird, wo wir, ergriffen von innigem Mitgefühl, im Blick das wiedergespiegelte Herz erschauen. So damals. Nun wußt' ich es klar und deutlich, ein geheimes Leid mußte am Herzen Theresens zehren — wohl gar eine unglückliche Liebe.

„Mon dieu!" sagte mein junger, eleganter Freund, der Notar, der mir am Arme hing und nach der bleichen Dame lorgnettirte, als ich ihm diese meine plötzliche Vermuthung mittheilte, — „sie ist zu bedauern! Eine Dichterin — und unglücklich verliebt!"

Ja wohl war sie unglücklich, doppelt unglücklich verliebt. Das erfuhr ich am folgenden Abend. Es war ein schwüler Tag gewesen und ein Gewitter war um die achte Abendstunde über uns hinweggezogen. Ich hatte den Nachmittag und Abend bei Verwandten in Schöneck zugebracht, und machte mich gegen zehn Uhr auf den Heimweg nach Eimen. Ein herrlicher Abend voll entzückender Kühle und Nachtigallenschlag! Im Osten lagerte noch das Wettergewölk und entsandte in einzelnen Pausen sprühende Blitze, während im Westen der friedliche Mond am Himmel schwebte. In Halm und Blume perlte noch der Thau des Gewitterregens, und in dem Spiegel des Thautropfens zitterte oft freundenlang das Bild des flüchtigen Blitzstrahles oder des Mondes. Nie ist mir das Gefängnißhaus zu Saize, an welchem mich der Weg vorüberführte, so romantisch und geisterhaft erschienen, als an jenem Abende. Um die alten grauen Mauern schlüpfte das Mondlicht, huschten die Blitze, und das Gebäude selbst, tiefen Schatten in seinen Mauer, winkeln bildend, starrte mich gespenstisch an. — — Still! — Was flüstert dort in der Ecke? Sind es Gefangene, die sich von ihren Ketten befreit, Diebesbehler, die mit ihren gefesselten Brüdern da droben neue Anschläge spinnen? — Wie man sich täuschen kann! Ein Liebespärchen hält im Schatten jener Mauern ein Rendezvous. Ich will doch hören, was die Leutchen mit einander reden. Ich schleiche mich näher.

„O Adolf, Geliebter," sagte das Mädchen zu dem Manne, „erhöre endlich meine Bitten, wirf die Maske von Dir und vollende das Werk, zu dem Du berufen bist. Du, der das Glück eines Volkes einst in dem Seinigen wahren soll, der Du Dich hoher königlicher Ahnen rühmst, willst von einem Mädchen Dich an Muth besiegen lassen? — — Doch nein, vergib, Adolf, vergib! Du mußt ja wohl am besten wissen, wann es an der Zeit ist. Ich will schweigen und dulden und Deiner Einsicht mich fügen."

Die Stimme klingt mir wunderbar bekannt. Beim Himmel! — ich täusche mich nicht — es ist Therese.

„Ha, ha! Therese," lachte der Andere. — — Die übrigen Worte verklangen; denn er nahm plötzlich eine solche Stellung ein, daß er mir den Rücken zudrehte. Aber seine Gestalt konnt' ich besser in Augenschein nehmen, da jetzt das volle Mondlicht auf sie fiel. Es war ein breiter, kräftiger Mann, mit krausem Haar, ganz schwarz gekleidet. Seine Sprache war rauh, abgebrochen und verklingend.

„Wenn uns nur Niemand belauscht, mir ist so ängstlich zu Muthe — vielleicht, daß Ferdinand —" sagte sie wieder.

Bei den letzten Worten traten sie tiefer in die Mauerecke hinein, so daß ich mich vergebiich bemühte, das fernere Gespräch zu belauschen. Leise schlich ich mich zurück.

Aber die ganze Nacht hindurch beschäftigte mich noch das, was ich gehört. Der schwarze Adolf schwebte unaufhörlich vor meiner Seele. Er muß, ihren Aeußerungen nach, der Sproß irgend einer fürstlichen Linie sein, ein fremder Prätendent vielleicht, gekommen, um

---

stand dessen, der das Treiben der Welt und das Leben kennen und verachten gelernt hat. Diese Erkenntniß konnte nur einem allseitig so begabten Volke, wie es die Engländer sind, zu Theil werden. Man nehme aber nur nicht den Spleen der auf den Continent reisenden Engländer zur allgemeinen Norm.

in Deutschland — — der Kopf schwindelt mir, wenn ich diesen Gedanken ausdenke. — Wie unglücklich ist sie, gefesselt an einen Mann, den sie nicht liebt, an jenen Ferdinand, von dem sie belauscht zu werden fürchtete, denselben wahrscheinlich, der unsere erste Unterredung am Bache störte, einem Andern zugethan. — Sollte es Eifersucht sein, die mir den schwarzgekleideten Fremdling so widerwärtig macht? Nein, mein Herz schlägt ruhig, meine Pulse fiebern nicht. Und dennoch flüstert es ewig in mir: Er ist der Dämon, der sie mit in sein Verderben hinabzieht. — Genug, ich bildete mir von Stund an ein, Therese könne unmöglich ihr Glück in der Liebe jenes Adolf finden; und deshalb sagt ich auch oben, sie sei doppelt unglücklich in der Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Eisenbahnen.]

Unter den materiellen Mitteln, welche in unserer Zeit die geistigen Fortschritte ins Schlepptau nehmen müssen, um die Fortbildung des Ganzen zu fördern, stehen die Eisenbahnen obenan. Die Eröffnung der anhalt-leipziger Bahn ist daher ein so wichtiges festliches Ereigniß, und von so großer allgemeiner Bedeutsamkeit, daß der Antheil, welchen die ganze Masse der Bevölkerung empfand, einen um so grelleren Abstich zu dem festlosen Beginn der Fahrten bildete, die drei oder vier der größten und wichtigsten Städte Deutschlands in den engen Raum von sechs und sieben Wegstunden zusammenrücken. Man hat diese Gleichgültigkeit der Directoren und der Gesellschaft allgemein und mit Recht getadelt und um so bitterer es empfunden, da der Vergleich mit der Eröffnung der cöln-aachner Bahn nahe lag, wo fast zu gleicher Zeit erhebende Feste mit schönem Gemeinsinn gefeiert, von würdigen Männern Reden voller Bedeutsamkeit gehalten und in der edelsten Weise alle Hoffnungen und Wünsche der Zukunft daran geknüpft wurden. Für uns beweist diese letzte Art nur, was wir längst wußten und sagten. Berlin muß erst werden, was es längst sein sollte: eine Hauptstadt im wahren Sinne des Worts; ein großer Heerd des frei entwickelten modernen geistigen und materiellen Lebens; ein Sammelplatz aller Cultur, der sich seiner Wichtigkeit, Größe und Macht bewußt ist und eine selbständige kräftige Bedeutsamkeit erlangt. Bis jetzt ist es aber weit mehr eine Hof- und Residenzstadt, in der, trotz aller Städteordnung, das Bürgerthum in seiner Bedeutsamkeit zum Staatsleben eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Der Hof war nicht hier, der König und seine Familie in Schlesien, die Minister auf Reisen, ein großer Theil der vornehmen Welt zerstreut; man sah also um so weniger einen Grund zur Feier, da die Bahn ja theilweis schon eröffnet war, und hatte vermuthlich ganz vergessen, daß die Wichtigkeit dieser großen umwälzenden Erfindung dem Völkerleben angehört, seine Feier also ein Volksfest sein müsse. Trösten wir uns damit, daß die Resultate jedenfalls dieselben sind und daß schon jetzt, nach den ersten Wochen sich die Einwirkungen des neuen Lebens zeigen. In sechs Tagen sind nahe an 9000 Personen gefahren, mehr Tausende als sonst Hunderte. Die Gasthöfe, die Theater und Vergnügungsorte sind mit Fremden gefüllt, und dies sind die Anfänge eines innigen mächtigen Verkehrs, der erst in der Folge sich in ganzer Größe ausbilden kann. Er deutet an, was werden wird, wenn die einzelnen Bahnen, zu Systemen organisirt, die Länder durchkreuzen, und alle diese Glieder eine große Kette bilden, die viele andere Ketten unnöthig und unmöglich machen wird. Auch an den Bahnen nach Frankfurt und Stettin wird eifrig gearbeitet. Die erste führt bekanntlich fast bis mitten in die Stadt und so eben baut man den Bahnhof und steckt den Raum zu einer neuen Straße, welche die Bahn bis zur Stadtmauer begleiten soll. Ob diese Bebauung mit demselben schnellen Erfolg geschehen wird, wie die der Anhaltstraße, ist freilich zu bezweifeln, allein immer verdient diese Speculation nicht die Anfeindungen, welche sie und den Ober-Ingenieur Herrn Zimpel treffen, der jedenfalls ein Mann von Geist und Ideenreichthum ist, was allerdings eben sowohl glücklich, wie unglücklich ausschlagen kann. Die Bahn soll bis zum Herbst 1842 vollständig eröffnet werden und bis eben dahin auch die Hälfte der Bahn nach Stettin, von Berlin bis Angermünde in Thätigkeit gesetzt sein. Wenn bei dem Bau der frankfurter Bahn die Speculation und ungewohnte Pläne und Ansichten eine Rolle spielen, so wird dagegen die stettiner Bahn nach streng praktisch erprobten Grundsätzen und mit solchem Eifer und Tüchtigkeit geleitet, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. An mehr als dreißig Stellen wird gebaut und trotz der zahlreichen tiefen Durchstiche, hohen Dämme und Brücken geht das Werk schnell und mit verhältnißmäßig großer Sparsamkeit vor sich. Merkwürdig ist es, daß dennoch die stettiner Actien unter Pari gesunken sind, die frankfurter dagegen, trotz aller Einreden und des Geschreies über unüberlegte Planmacherei und Verschwendungen, sich über ihren Werth erhalten. Man hat ein Vorurtheil gefaßt, daß jene Bahn sich geringer rentiren, die frankfurter dagegen um so mehr, da die Weiterführung nach Breslau gesichert ist, außerordentlich werden müsse. Die Bahn nach Stettin kann aber nicht weiter vortheilhaft werden. Sie ist Vergnügungsbahn für die Umgegend Berlins und für das schöne Freienwalde, Last- und Personenbahn für den Ostseehandel und die Seebäder, sie ist die große Straße nach Preußen und wird mit Hülfe der im Aufblühen begriffenen Dampfschiffahrt auf dem baltischen Meere einen Rang einnehmen, den man mit den kühnsten Hoffnungen vielleicht kaum jetzt ahnet. Auch zur Bahn nach Hamburg werden so eben die Vorarbeiten gemacht, nachdem die Zeichnungen des Capitals vollendet sind; was aber Berlin werden wird, wenn alle diese Bahnen es einst umeingen, ist eine Verheißung auf dauernde Größe seiner Zukunft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 195. — den 5. October 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Therese.

(Forts. u. Beschluß.)

Die Season nahte ihrem Ende. Das freie, seöhliche Badeleben hatte mich auf eine wundeebaee Weise gestärkt, meine frühere Gesundheit war zurückgekehrt, und als ein ganz andeeee Mensch rüstete ich mich zur Heimkehr in meine Vaterstadt. Es war Ende August.

Zwei Tage vor meiner Abreise war ein Concert, das ietzte wohl in diesem Sommer, angesagt. Auch ich lösete mir ein Billet und drängte mich mit der Menge in den Saal. Die Versammlung wae äußeest zahlreich, und eine drückende Hitze erfüllte den kleinen Raum. Deshalb, und weil das Oechester nicht eben sehr trefflich besetzt war, strebt' ich, nachdem ich die ersten Nummern angehöet, das Freie zu gewinnen. Ich erging mich in den Alleen, die auf dem Platze voe dem Wirthshause angepflanzt sind, und athmete mit Wollust die frische, blaue Luft ein. Uebrigens war ich dee Einzige nicht, den die Schwüle aus dem Saale vertrieben hatte. Mehrere Gruppen von Damen und Herren hatten sich an den schattigsten Stellen um die weißen Tische gereiht, die Damen strickend, die Herren rauchend. Auch Theresen gewahrt' ich an einem einsamen Orte unter einem hohen Lindenbaume sitzen, neben ihe den schwarzgekleideten, keausköpfigen Feemden, den sie an jenem Abend Adolf und Geliebter nannte. Dieser Letztere, wie man sich zuflüsteete, ein Baron von Ridenbeeg, galt seit längerer Zeit überall für den erklärten Liebhaber Theresens. Man sah sie stets nue in seiner Begleitung, und der arme Ferdinand schien gänzlich von ihe verstoßen. Der schöne Junge härmte sich sichtlich über das kalte Wesen Theresens, das von Tag zu Tag abstoßender gegen ihn ward, und sein stiller Gram ging mir tief zu Herzen.

In diesen Gedanken überraschte mich mein lebenslustiger Freund, dee Notar. Ee schiug mich auf die Achsei und sagte: „Nun, Du meiancholischee Träumer, gedenkst Du schon wiedee Deines fernen Liebchens, oder liegt Dir, was wohl am Ende auf Eins hinausläuft, das Schicksal dee bleichen Therese am Herzen? — Komm, komm! Ich habe ohnedies ein freundschaftliches Woet mit dem Herrn Baron da zu sprechen." — Bei diesen Worten nahm er, um mich auf andere Grdanken zu bringen, wie er sagte, meinen Arm, und geleitete mich zu dem Tische, an welchem Therese und der Baron saßen.

Wie begeüßten uns seeundiich. „Sie waren verreist?" sagte Therese dann zu mir; „denn anders kann ich mir es nicht erklären, Sie so lange nicht gesprochen zu haben."

Ich versicherte das Gegentheil.

„Verreist ins Land der Träume," sagte mein Freund, „und ich bin fest überzeugt, kein Bad vermag ihn von dieser Reisewuth, die eben so unheilbar ist als die rabies canina, zu euriren, obwohl er mir in dee ietzten Zeit oft versichert hat, er sei völlig wieder heegestellt. Himmel, wie wäee denn dies möglich, da er das beste Heilmittei, die freie Gottesnatur, seiten oder gar nicht gebraucht!"



Digitized by Google

Der Baron ſchien hier etwas bemerken zu wollen, aber Thereſe, ſeine Gedanken errathend, hielt ihm den Mund zu und ſagte, zum Notar gewandt: „Doch Sie, mein Herr, gebrauchen dieſe Cur wohl ſehr oft und gern!“

„Errathen!“ erwiederte der Notar. „Erſt unlängſt hab' ich einen Ausflug, oder vielmehr eine Ausflucht in das Haezgebiege gemacht, und von der Aezenei der reinen Bergluft, welche in der blauen, kryſtallenen Phiole, Himmel genannt, eingeſchloſſen iſt, täglich 1,036,800 Kubikfuß eingenommen. Später verwechſelte man in Magdeburg die Begriffe inſpiriren und conſpiriren, und weil ich zu große Conſpirationen im Harze gemacht haben ſollte, ſah ich mich gezwungen, noch einige Zeit in Magdebueg zu reſpirieen.“

„Nichts Neues in Magdeburg?“ fragte der Baeon mit ſeiner eauben Stimme.

Auch diesmal, wie es ſchien, hätte ihn Thereſe gern am Sprechen gehindert — abee die unbeholfenen Worte waren ſchon dem Munde entſchlüpft. „In einer Feſtung,“ ſagte ſie lächelnd und mit dem Wohlklang ihrer Stimme die Disharmonie ſeiner Woete auflöſend, „gibt es ſelten etwas Neues zu hören, was Jemanden, der mit ſeinem freien Geiſte über den beſchränkten Ideenkreis ſeiner Nebenmenſchen hinausſtrebt, intereſſiren könnte. Es iſt, als ob die düſtern Mauern jede Verbindung mit der freien Gotteswelt abgeſchnitten hätten. Nur den Seufzee eines Eingekerkeeten vernimmt bisweilen das bange Ohr.“

„Sie haben Recht,“ verſetzte der Notar. „Auch ich bin während meines kurzen Aufenthaltes in Magdeburg mit Erzählungen von Proceſſen, Ceiminalgeſchichten und Gefangenuehmungen, von denen ich eine wenigſtens — —“

„Eezählen Sie doch,“ unterbrach ihn der Baron.

Thereſe ereöthete; der Baron, wie es ſchien ſeine Unbeholfenheit ſelbſt bemerkend, rückte veelegen auf ſeinem Stuhle umher, und mein Freund fuhr, nachdem er einen ſatyriſchen Blick auf den Baron geworfen, ſeine Augen lächelnd zu mie heeüberwendend, fort: „So will ich denn, des allgemeinen Verhältniſſes halber, dieſe wichtige Neuigkeit im Kanzleiſtyle voeteagen. Man eedet dorten viel von der Beewegenheit eines ſogenannten Demagogen, der vor einem Monate ungefähe Gelegenheit fand, aus ſeinem Gefängniß in Salze zu entfliehen. Derſelbige ſoll wegen vielfach verübter Umtriebe feüher verhaftet ſein, und jetzt, nachdem er ſich eigenmächtig wieder in Freiheit geſetzt, ſein früheres Handwerk, als Ceeatue gewiſſee andirer Perſonen, mit einer Frechheit fortführen, die allgemeines Staunen erregt. Aber bereits hat man Spuren — — denn, unter uns geſagt, ſelbiger Demagoge ſoll nichts weniger als klug, keineswegs ein Brutus mit verſtelltem Blödſinn, ſondern, ut figura docet, brutus ſelbee ſein.“

„Aber, mein Herr,“ ſagte Thereſe ſichtbar beklommen, „Sie weeden doch die herrliche Ouveetüre zu Shakſpeare's Sommeenachtstraum von Mendelsſohn-Bartholdy nicht vrrſäumen wollen? Mich dünkt, ſie muß bald beginnen.“

„Allerdings, die müſſen wir höeen!“ rief ich, froh, auf dieſe Weiſe einer peinlichen Unterhaltung zu entfliehen.

„Nein, nichts weniger!“ ſagte der Notar. „Du magſt, wenn Du willſt, gehen — ich mache mir ein Vergnügen daraus, dieſe wunderliebliche Hiſtorie von jenem Demagogen im Salze — nein, in dee Tinte — weiter zu erzählen.“

Thereſe höete nicht auf dieſe Woete, weil ſie in tiefe Gedanken veeſunken wae. Ihre träumeriſchen Augen hafteten ſtarr auf dem Baron, ſie lächelte ſtill vor ſich hin, und Todtenbläſſe hatte ihr Geſicht überzogen.

Sie dauerte mich zu ſehr; ich erhob mich, um den Notar, der allerdings mehr von dieſer ſonderbaren Geſchichte wiſſen mußte, zum Schweigen zu bringen — und ging. Ee aber blieb lachend. —

Eben als ich in den Conеertſaal trat, eetönten die erſten langgezogenen Flöten- und Oboentöne dee Ouveetüre, wie das Horn des Obeeon, die Elfen durch Zauberklang zum Tanz einladend. Da rauſchte und flüſterte es im Gebüſch, da zertheilten ſich muemelnd die Quellen, und die Mondſteahlen blieben veeköepert an den Blüthenkelchen hangen: aus dem Laube hüpften die Nymphen, den Wellen entſtiegen die Nixen und aus der geöffneten klingenden Säule des Mondſtrahls ſprangen die ſchönen Elfen hervor. Gaukelnd und ſchwebend flochten ſie den Zauberreigen, ſich windend und verſchlingend und koſend. Das ſind die veelockenden, jauchzenden, ſingenden Stimmen der Geigen und Bratſchen. Dann miſchen ſich die Kobolde in das Gewühl; mit ihren Zerrgeſtalten umranken ſie den Elfenchor und eennen toll durch einander. Und nun eebebt ſich der geämliche Geiſt mit dem mißgeſtaltenen Thierkopfe und den Pferdefüßen. Am Quell war ee entſchlummert und dee Tanz der Kobolde hat ihn erweckt; beummend und zürnend ſchreitet er durch das Gewühl — mit ſeinen tiefen, hexenartigen Tönen, dee Baß. Und wieder Elfengeſang und Tanz, und wieder das Tönen des Zauberhorns. Und

Digitized by Google

„Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen sich von oben,
Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und Alles ist zerstoben."

Dem schönen Traum nachsinnend, verließ ich mit der Menge den Concertsaal. Da fühlt' ich mich unweit des Ausganges am Arm ergriffen. Der Notar war es, der mich durch die Menge hinwegzog. „Eine Causa!" jubelte er frohlockend, „der Baron, der gefürchtete Demagog, von dem ich Dir vorhin treu und wahrhaftig erzählte, ist mit seinem ganzen Verstande, mit Theresen, so eben verhaftet. Warum bist Du nicht geblieben? Du hättest die ganze Katastrophe des berühmten Trauerspiels mit ansehen können. Kurz nachdem Du abgegangen, als ich eben meine Erzählung beendet, trat ein Polizei-Commissarius in einiger Entfernung auf, der das Paar scharf fixirte, und ihre Züge, wie es schien, mit einem Signalement verglich, das er in Händen hielt. Dann ging er mit raschen Schritten auf sie zu und in demselben Augenblicke traten zwei Polizeidiener aus den Coulissen hinter der Linde hervor. Schon indem sie der Commissarius von weitem beobachtete, zeigte die Dame eine sichtbarliche mimische Angst. Jetzt versuchte sie mit einem leisen Schrei zu entfliehen. Aber der Polizeicommissär ergeiff sie am Arm und sagte: Nicht doch, mein Fräulein! Sie sind meine Gefangene. — Indessen hatten sich die Polizeidiener des Barons bemächtigt — und so wurden Beide von hinnen geführt. Exeunt; der Vorhang fällt."

Ich wußte nicht, wie mir geschehen. Mein ganzes Herz blutete bei diesem grausamen Scherz. „Mein Gott!" rief ich, „Du redest die Wahrheit? O, eine Verwechslung, eine schändliche Verwechslung muß hier obwalten. Ich will bürgen für Theresens Schuldlosigkeit. — Fort, um Licht in dieser Sache zu erhalten!"

So stürmt' ich in meiner Aufregung nach dem Hause, das sie bewohnte, und in ihr Gemach hinein.

Ein offenes Fortepiano, auf welchem Bücher und Notenhefte zerstreut umherlagen und ein weibliches Portrait über demselben war der einzige Schmuck des traulichen Closets.

Sie war nicht darin; nur der traurige Ferdinand lehnte still weinend am Fenster. — „Ist es denn wahr," rief ich, „und komm ich zu spät, der Bürge zu sein für sie?"

Er nickte mit dem Kopfe und sagte: „Leider! — So eben ist meine Schwester — —" Er konnte das schmähliche Wort nicht aussprechen.

Dann drückte er mir warm die Hand: „Sie sind ein Freund Theresens," sagte er; „sein Sie versichert, daß nur die äußerste Nothwendigkeit einen Bruder zu solchem Verfahren wider sein verwandtes Fleisch und Blut nöthigen konnte."

Er zog mich neben sich aufs Sopha. Ich war wie angedonnert von seiner Eröffnung. Therese — seine Schwester — von ihrem eigenen Bruder angeklagt! — Ich schaute ihn sprachlos und mit vorwurfsvollen Blicken an. Er bemerkte es und sagte: „Hören Sie mich. Therese ist — wahnsinnig!" — — Er hielt inne und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen. Ich sank stumm in die Kissen des Sophas zurück.

Nach einer langen, schmerzlichen Pause begann er wieder: „Es ist diese Krankheit ein erblicher Fehler in unserer Familie, der sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt."

Ich war verwirrt, überrascht — er selbst — wie? — sollte Ferdinand nicht hier der Wahnsinnige sein? seine Schwester im Wahnsinn angeklagt haben?

„Doch nur in der weiblichen Linie," fuhr er fort. „Auch meine Mutter unterlag diesem entsetzlichen Schicksale. Und Therese — ich kannte noch nie ein Mädchen, welches meine Liebe und Achtung in dem Grade in Anspruch genommen hätte, als meine unglückliche Schwester Therese. Von Jugend auf für alles Hohe und Edle entbrannt, Wissenschaft, Poesie und Musik mit genialem Eifer umfassend, muß sie in dem Lenz ihrer Jahre dem Verhängniß anheimfallen. Sie zu heilen, wenigstens zu ihrer Besserung zu wirken, sollte der Aufenthalt in diesem Bade dienen, aber er hat den Grund zu ihrem gänzlichen Untergange gelegt. Sie sah eines Tages in Salze einen Gefangenen hinter seinem Kerkergitter sitzen — ein Blick, und hirnzerrüttende Ideen stiegen mit erneuter Gluth in ihr auf. Ihre kranke Phantasie schuf das Gefängnißhaus zu einem Schlosse, den Gefangenen darin zu einem widerrechtlich eingekerkerten Prinzen um. Sie selbst entbrannte in heißer Liebe zu jenem Verworfenen. Aber sie verbarg alle ihre Pläne wochenlang im Busen. Nur erst, als sie, einige Zeit nach jenem verhängnißvollen Spazieegange, anfing in der Nacht das Haus zu verlassen, verrieth sie sich mir. Aber zu spät! Sie hatte von Außen mit dem Gefangenen gesprochen — ihm die Mittel zur Flucht an die Hand gegeben. Nun erst sah' ich, in welche trostlose Lage die Unglückliche sich versetzt hatte, und doch mußte ich zu Allem schweigen, um sie nicht noch elender zu machen. — Jener Gefangene ist eben derselbe Baron von Ri-

Digitized by Google

denberg, den Sie in Elmen kennen gelernt haben, und der heute verhaftet wurde. Er ist ein gemeiner Dieb — Titel und Name sind falsch. Gleichwohl verdreistete er sich, öffentlich seine freche Stirn zu zeigen, nachdem ihn Therese anständig gekleidet hatte. Welche Wunden meinem Herzen dieses ganze Verhältniß schlagen mußte, können Sie sich denken. Vergeblich mein Warnen — in ihrer Leidenschaftlichkeit spottete Therese meines Rathes — verabredete mit dem Schändlichen eine heimliche Flucht. Wohin? — das mag Gott wissen! — Dies Beginnen, der Umstand, daß man schon leise im Bade von der Verdächtigkeit des Bacons munkelte — zwangen mich. Einen Polizeicommissär, der die Spur des Entsprungenen bis hierher verfolgt hatte, setzte ich von dem ganzen Vorfall in Kenntniß, und er hat, wie Sie erfahren haben, den Verbrecher vor einer Weile verhaftet. — Meine Schwester aber ist auf dem Wege zum Irrenhause.

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Kanalsystem.]

Je schöner und größer aber die Stadt wird, um so mehr empfindet man ihre Schattenseiten, deren vornehmste und bekannteste der Staub auf den Straßen, die Wanzen in den Häusern und die stinkenden Gossen im Sommer sind. Den ersten Feind zu bekämpfen würde nichts weiter nöthig sein, als ein wenig mehr Gemeinsinn, oder wenn dieser nicht vorhanden ist, ein durchgreifender Beschluß der Stadtbehörde, um ein vollständiges Sprengsystem einzuführen, wozu schon oft Vorschläge gemacht sind. Die lästigen Insekten werden nach und nach von dem immer vermehrten Bau tüchtiger Häuser aus Stein und größerer Reinlichkeit getilgt werden, gegen die Pest der Gossen aber haben wir nach mehr als hundertjähriger Klagen und Versuchen endlich die Hoffnung wirksamer Abhülfe. Es ist im Werke, ein Kanalsystem einzuführen und alle Straßen mit fließendem Wasser zu versehen. Dies ist kein geringes Unternehmen, dessen Ausführung auf große, vielleicht unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, jedenfalls aber äußerst kostspielig ist und Millionen zur Ausführung erfordert. Die Gossen Berlins nehmen eine Länge von fast 17 Meilen ein, die Lage der Stadt in dem tiefen sumpfigen Spreethale erlaubt kein richtiges Nivellement, man hat für diese ganze Länge kaum eben so viele Fuß zu verwenden, und so sehen wir bei mäßigen Regengüssen schon viele Straßen in Seen verwandelt, das Wasser in Häuser und Keller stürzen, deren Einwohner alles Ernstes in Lebensgefahr gerathen. Ob daher jemals an Bewässerung der Rinnsteine zu denken sein wird, ist sehr zweifelhaft, man hat daher den einfacheren Plan zu prüfen, nach den Beispielen Wiens, Paris und Londons, tiefe verdeckte Kanäle zu graben, die der Fluß von Zeit zu Zeit ausspült, dagegen aber auf den öffentlichen Plätzen Wasserkünste anzulegen und, wie in den amerikanischen Städten, Röhren unter die Straßen zu legen, aus deren Oeffnungen das Wasser springt. Der König, welcher sich aufs lebhafteste für dies kolossale Werk interessirt und den Berlin, wenn es zur Ausführung kommt, als einen seiner größten Wohlthäter preisen müßte, hat einen ausgezeichneten Officier des Generalstabes, den Major Bayer, nach London und Paris gesandt, um die Wasserleitungen dort kennen zu lernen. Der Baumeister Persius ist in derselben Absicht dorthin geschickt, überdies aber eine Commission ernannt worden, an deren Spitze der Präsident des Staatsrathes, Freiherr von Müffling, gestellt ist. Nach den Briefen des Majors Bayer, der vielfache Unterredungen mit den berühmtesten französischen Baumeistern und Gelehrten, auch mit Arago, gehabt hat, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß seine Pläne, die von der hiesigen Bauakademie als unausführbar bezeichnet wurden, ins Leben treten können und namentlich ein aufgemauertes großes Becken die Wassermasse tragen kann, aus welcher alle Fontainen und Rohrwerke gespeist werden können. Nach der Rückkehr der ausgesandten Herren sollen die Pläne geprüft und zur Ausführung derselben geschritten werden; wo Mittel und Willenskraft sich verbinden, wird sie gewiß glücklich von Statten gehen.

In künstlerischer Beziehung ist es in den letzten Wochen still hergegangen. Cornelius ist nach London gereist; er wird jedoch schon im nächsten Monate zurückkehren und dann mit seinem jetzt hier eingetroffenen Schüler, dem Maler Herrmann, die Arbeiten in der Museumshalle beginnen. Eine Gemälde- und Kunstausstellung der Akademie haben wir in diesem Jahre nicht zu erwarten. Da die vorjährige so mißliche Resultate geliefert hat, ist man zu der alten Ordnung der zweijährigen zurückgekehrt und bereitet sich darauf vor. Dagegen haben wir Aussicht auf eine Gewerbeausstellung und in der That erscheint es unbegreiflich, daß man bei den großen Fortschritten aller Industrie, nach einem einzelnen halb mißlungenen Versuch dieser Art seit vielen Jahren nichts mehr davon gehört hat. Das regste Leben ist in den Bauspekulationen, und die neuen Straßen, welche wie durch Zauber entstehen, wo kurz vorher noch Wiesen und Gärten waren, die Reihen von Prachtgebäuden und Palästen sind nicht minder ein Triumph fortschreitender Kunst. Es sollen freilich jetzt nahe an 2000 Quartiere leer stehen. Die Stadt wächst nicht allein, ihre Bewohner vermehren sich regelmäßig jährlich um 8000, und wenn die Eisenbahnen erst da sind, werden diese die Zunahme noch weit höher stellen, so gleicht es sich aus und schreitet weiter. In diesem Jahre baut man mehr als 200 neue große Wohnhäuser.

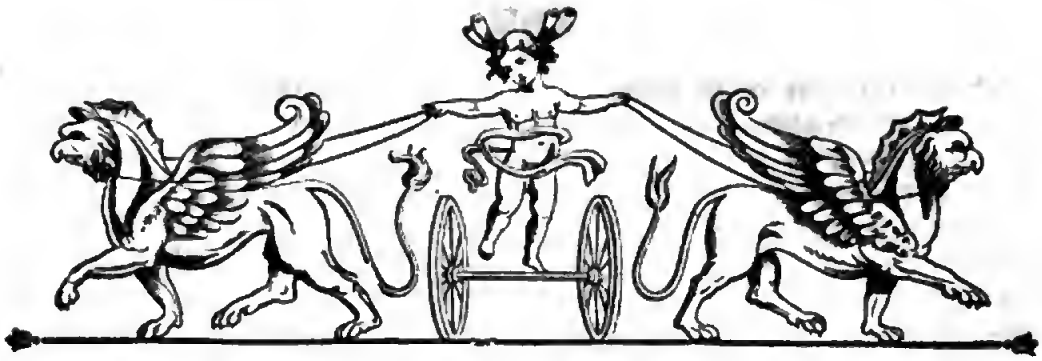
(Der Beschluß folgt.)

## Notiz.

[Das russische Journal in Berlin.]

Ursprünglich wurde das unter russischen Auspicien zu begründende neue Journal in Berlin als ein naturwissenschaftliches angekündigt. Jetzt verspricht dieses Blatt auch historische und literarische Abhandlungen. Wenn nur nicht zuletzt auch die Politik unter die russischen Naturwissenschaften gehört.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 196. — den 7. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Sarah Austin über deutsche Schriftstellerinnen.

Eine geistreiche Frau sprach mit mir über die Emancipation ihres Geschlechts. „Sie werden die Zeit eben so wenig in diesem, als in den übrigen Interessen der Gegenwart zu zügeln vermögen," sagte sie; „die allgemeinen Fortschritte gleichen jetzt einem Wettlauf bergab. Ob man das Ziel ohne Fallen erreicht, steht dahin; aber den Gang der Entwickelung zu hemmen, bleibt unmöglich. Was uns Frauen betrifft, so steht auch unserem gesellschaftlichen Zustande vielleicht um so eher eine Veränderung bevor, als diese, wie die der Volks- und Staatsverhältnisse, keine Gewalt, sondern eine sich in sich selbst erzeugende Nothwendigkeit hervorruft, und keine Art der Zerstörung sie bedingt."

Ich sah sie fragend an.

„Glauben Sie mir," fuhr sie fort, „wir Frauen werden vernünftiger werden, und dann werden wir uns besonnen heifen, insofern das geschehen kann, ohne unserer innersten Natur und Eigenthümlichkeit zu nahe zu treten. Die Kunst, weiblich zu bleiben und uns dennoch freier zu stellen, werden weder die Männer noch die Weiber erfinden; aber die Zeit wird deren Keim ihren übrigen Gestaltungen einverleiben."

„Vernünftiger," erwiederte ich, „vernünftiger werden soll das schöne Geschlecht? Halten Sie mir's zu Gnaden; aber — wird das nicht sehr langweilig werden?"

„Warten wir's ab," sagte sie lachend; „ich bin keine Prophetin."

---

Wenige Tage später führte mich mein Weg nach London, und dort durch Albemarle-Street in Murray's Buchladen. Unter den Novitäten fiel mir ein Büchlein von Mrs. Sarah Austin auf; es war eine Uebersetzung und hieß: Fragments from German prose-writers. Ich war der liebenswürdigen Frau in Malta, Paris und Deutschland begegnet, und kaufte, in Erinnerung freundlicher, in ihrer Nähe verlebter Stunden, das vor wenig Tagen erst erschienene Buch.

Während des Lesens glaube ich nachträglich verstanden zu haben, was im vorerwähnten Gespräch meine geistreiche Landsmännin eigentlich gemeint, und möchte, trotz ihrer Weigerung, sie dennoch fast der prophetischen Gabe beschuldigen. — Das Buch ist eine Chrestomathie. Daß es meisterhaft übersetzt, und durchaus in der Färbung der deutschen Urstoffe gehalten ist, so mannichfaltig sich diese auch gestalten, bedarf keiner Versicherung. Sarah Austin's Verdienste in diesem Fache hat Ranke, dessen Geschichte der Päpste sie in das reinste Englisch übertragen, haben andere Autoren, in Bezug auf ihre Werke, hinlänglich anerkannt. — Mrs. Austin tritt jedoch in diesem Buche zum ersten Male selbständig als Schriftstellerin in mehreren, den Auszügen angereihten Bemerkungen und Biographien auf. In ihrer Vorrede erwähnt sie: ein Theil der hier aufgenommenen Bruchstücke sei schon vor Jahren von ihr übersetzt, und aus Büchern



Digitized by Google

gewählt, die der Zufall damals ihr in die Hände gespielt. Ohne Absicht der Veröffentlichung wären diese Versuche an ihre Freunde vertheilt worden, um in ihnen ein Interesse für deutsche Sprache und Literatur zu wecken, hätten aber auf diese Art ihren Weg durch mehrere Nummern eines literarischen Magazins gefunden. Später hätten vielfache Aufmunterungen sie zum Wiederauflegen und Vermehren des Inhalts veranlaßt.

Mit großer Bescheidenheit verwahrt sich Mrs. Austin vor der Zumuthung, in ihrer kleinen Sammlung eine Uebersicht oder Charakteristik deutscher Literatur zu geben, und deutet mit wenigen aber bestimmten Strichen den Unterschied in der Auffassung beider Nationen an, — und ich muß gestehen: zu unserem Vortheile. — Sie fährt fort: „Wäre ich jedoch berufen, die Eigenschaft zu bezeichnen, die mir als die durchgehende und vorherrschendste in der deutschen Literatur erscheint, so würde ich sagen, es sei der Ernst derselben. Ich habe gewagt, die Meinung auszusprechen: daß Witz und Humor keine auffallenden Vorzüge deutscher Schriftsteller sind. Zu ihrem und der Welt Glück gelingt eigentliche Persiflage ihnen noch weniger. Noch glücklicher aber scheinen sie selbst sich dessen bewußt; Wenige nur versuchen es, einen Styl zu schreiben, in dem die Franzosen unnachahmliche Feinheit und Leichtigkeit der Hand, andere Nationen aber ihren schlechten Geschmack und die Bitterkeit ihrer Gefühle entfalten. — Was irgendwo von Goethe's Schriften gesagt ist: daß sie etwas Verlockendes haben, scheint mir im Allgemeinen in Bezug auf deutsche Literatur wahr zu sein. Leser, die ein Buch mit dem behaglichen Gefühl zu schließen wünschen, daß ihnen kein neuer Gedanke heimlich eingeflößt, und keine ihrer alten Ansichten durch dasselbe gestört worden, werden dies als ein sehr zweifelhaftes Lob ansehen; die aber, welche lesen, um weiter fortzudenken, werden, hoffe ich, selbst in diesen so lose hingeworfenen Fragmenten einige Befriedigung finden."

An einer andern Stelle spricht sie das Vertrauen auf die Nachsicht deutscher Leser aus: „Sie werden," sagt sie, „die nämliche Sorgfalt, ihre Autoren treu zu übertragen, hier finden, um derentwillen sie mir schon früher Beifall geschenkt, und die sie als Vergütung mancher anderen Unvollkommenheiten hinnehmen. — Aber ich bin mir vollkommen bewußt, wie planlos und fehlerhaft ihnen eine solche Auswahl erscheinen muß, wie viele ihrer größten Namen werden sie vermissen! Wie unangenehm wird das Durcheinander der Schreibarten, Zeiten und Gegenstände dieser regelrechten Compilatoren berühren! Wenn ich bedenke, daß Namen, wie Winkelmann, Wieland, Mendelssohn, Solger, Steffens und Andere von gleichem oder fast gleichem Gewicht, gar nicht einmal in meinem Verzeichnisse vorkommen — einer Menge nicht zu gedenken, deren Schriften des Erwähnens werth sind, und Bände angenehmer und höchst interessanter Auszüge gewähren würden — so ist mir, als ob die Deutschen das Recht hätten, mir einige Vorwürfe zu machen. Ich muß jedoch wiederholen, daß ich keine reiche Auswahl deutscher Bücher vor mir hatte, und genommen habe, was mir in den Weg kam. Ich hatte manche längere Auszüge und einige ganze Abhandlungen übersetzt oder zur Uebertragung mir bestimmt, als: Alex. von Humboldt's „Physiognomik der Pflanzen", Grimm's „Einleitung zur deutschen Mythologie", Johannes von Müller's „Schlacht bei Sempach", den Tod Conradin's aus Raumer's „Hohenstaufen," Karl's des Fünften Bild aus Ranke's „Fürsten und Völker"; aber ich fand bald, daß ich die Gränzen dieses kleinen Bandes weit überschreiten würde, der Alles ist, was ich der Nachsicht des englischen Publicums zu bieten wagen darf. — Ich habe dem Schlusse einige Noten angehängt, die einer ernsteren Entschuldigung bedürfen als alle Fehler der Uebersetzung oder Auswahl, da sie den Ausdruck meiner eigenen Ansichten enthalten. Diese dem Publicum aufzubürden, habe ich immer Scheu getragen; aber ich ward wiederholt versichert, daß ein solcher Index raisonné dem englischen Leser, der mit Namen und Charakter der Schriftsteller, mit den Tendenzen, Schulen und Classen, denen sie angehören, gleich unbekannt ist, unentbehrlich sei, und bin nach und nach zu einem weit umfangreicheren Commentar verleitet worden, als ich beim Anfange beabsichtigte."

Und mit diesen Zeilen hätte ich den Punkt erreicht, den ich meinen Lesern unter die Augen zu stellen wünschte. Mrs. Austin gibt uns also einen kurzen Lebensabriß und eine kritisirende Uebersicht der Schriften der in ihrem Buche aufgenommenen Autoren beiderlei Geschlechts. In Deutschland haben wir zwar sehr viele Schriftstellerinnen und Dichterinnen; es finden sich auch wohl hier und da Kunstkritiken von weiblicher Hand; Bilder und Musikaufführungen werden gelobt oder getadelt, alles dies jedoch meistens mit großer Vorsicht unter Pseudo-Namen und mit möglichster Schonung aller bestehenden Autoritäten. Im Allgemeinen meiden unsere Frauen das Recensentenfach — und nicht mit Unrecht. — Mrs. Austin dagegen tritt, als Engländerin mit unserer Art von Ansichten unbekannt, ganz unbefangen und weit

Digitized by Google

rücksichtsloser auf; sie spricht ihre Meinung ohne Scheu aus, aber sie thut es mit einer so durchleuchtenden Weiblichkeit, mit so gesundem, frischem Blick, mit so richtiger Lebenskenntniß, daß ich wenigstens nicht umhin konnte, sie zu bewundern. Wenn sich gleich Namen, wie Arndt, Brandis, Fichte, Kant, Schelling, Möser, Joh. v. Müller und Niebuhr unter denen finden, die sie in ihrem Buche aufzählt, und in Gesellschaftskreise einführt, in denen sie, obschon den Gelehrten bekannt, bisher vielleicht in England kaum genannt worden; so geschieht dies Alles dennoch mit so wenig Ostentation, sie nimmt so gar nicht den gelehrten Ton dabei an, den wir Deutschen nun eben nicht vertragen an unsern Frauen, daß ich sagen möchte: sie beurkunde blos, daß sie mit ausgezeichneten Männern gelebt, und durch sie das ihrem Geiste Erreichbare kenne. Merkwürdiger noch war mir die richtige Auffassung der Leistungen unserer eigenen schriftstellerischen Landsmänninnen, da mich eben diese an den Ausspruch meiner deutschen Freundin erinnerte, daß die Frauen „vernünftiger" werden, und ohne ihrer eigenen Natur zu nahe zu treten, eine freiere Stellung annehmen würden. In wiefern die prophetische Gabe meiner verehrten Freundin sich in diesem Büchlein wirklich bewährt, überlasse ich meinen Lesern zu entscheiden, indem ich einen Auszug des von Mrs. Austin Ausgesprochenen ihnen vorlege, und vorzugsweise die Urtheile einer Frau über Frauen dazu wähle.

---

Bettina (Frau von Arnim).

„Frau von Arnim ist die Schwester Clemens Brentano's, und Achim von Arnim's Gattin, zweier ausgezeichneten Dichter und Romanschreiber. Sie hat ihre Correspondenz mit Goethe selbst ins Englische übertragen; es könnte daher unnöthig für mich scheinen, hier irgend Auszüge derselben zu geben. Da ich aber das Buch weder für vielfach verbreitet, noch überhaupt für englische Gaumen recht genießbar halte, und da ich schließlich nicht glaube, daß Frau von Arnim unsere englische Sprache geschickt genug zu handhaben versteht, um der Meisterschaft der ihren gerecht werden zu können — so habe ich einige Bruchstücke desselben zu bieten gewagt. Die Scene mit dem Eichhörnchen und dem Prinzen Johann von Mecklenburg; die armen kleinen Prinzeßchen, die der Frau Rath mächtiger Zauberstab aus den Banden der Hof-Etiquette und der Tyrannei der Oberhofmeisterin erlöst und der beglückenden Freiheit zurückgibt, im Hofe nach Herzenslust zu pumpen, — der Frau Rath Mützenstand, — der Schinkensalat, den die kleinen Hoheiten mit der Naivetät und Herzigkeit deutschen Appetits verzehren, — alles dies bildet ein durchaus nationelles Gemälde, das den Leuten lächerlich sein wird, die sich und ihre Weise als Muster irdischer Vollkommenheit betrachten, und in denen das rein Menschliche unter eben so künstlichen Regeln und engen Gränzen zerdrückt ist, als die des himmlischen Reichs; denen aber, die ihre Freude am Aufleuchten der echten menschlichen Natur haben, eben so neu als angenehm. Die Prinzessinnen waren, wie ich glaube, die Königin Louise von Preußen und die kurz verstorbene Königin von Hannover. — Der Leser wende den Blick zu dem Briefe der schönen unglücklichen Louise an ihren Vater — und er wird Stoff zu ernsten Betrachtungen finden. — Vom allgemeinen Charakter des Buches der Frau von Arnim zu sprechen, ist unnöthig, da es dem englischen Publikum zugänglich ist. Frau von Arnim hat vor kurzem den Briefwechsel des Fräuleins von Günderode, der jungen Nonne oder Stiftsdame, herausgegeben, deren tragisches Ende in ihren Briefen an Goethe erwähnt wird."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Beschl.)

[Theater, Gutzkow's Werner.]

Was die Theater anbetangt, so sieht man erwartungsvoll manchen Aenderungen entgegen, die, wenn sie wirklich erfolgen, von allgemeiner Wichtigkeit selbst für die deutsche dramatische Poesie sein könnten. Das Theater in der Königstadt wird, wie man sagt, seinen bisherigen würdigen Director und nominellen Eigenthümer, Herrn Cerf, endlich verlieren, da derselbe sich entschlossen haben soll, freiwillig von einem Platze zu scheiden, den er unter so manchen Anfeindungen muthig behauptet. Wer soll dann den Berlinern so lustige Anekdoten liefern? fragt man, aber es mag darum sein, wir werden den Verlust verschmerzen lernen. Das Theater gehört längst dem Könige, der die Actien besitzt und nun eine Umwandlung beschlossen hat, die Herrn Cerf nicht behagt. Die italienische Oper hat schlechten Erfolg gehabt; nachdem die Neugier gestillt war, blieb das Haus größtentheils leer, nun aber soll diese Oper beibehalten und das französische Theater ebenfalls dorthin übersiedelt werden. Daneben bliebe deutsches Lustspiel und Posse, und Alles würde unter Oberaufsicht eines Intendanten gestellt sein. Der Graf von Redern will dagegen seine bisherige Stellung verlassen und es heißt nun, daß das zweite königliche Theater wieder seinen alten Namen eines Nationaltheaters annehmen werde, den es unter Iffland hatte. Mag immerhin ein Hofmann als Intendant der praktischen Leitung eines kunstgebildeten Directors zur Seite stehen, die

Hauptsache ist, daß es aus der alten Abhängigkeit erlöst werde, daß es wirksam der Kunst huldigen kann, größere Freiheit und Selbständigkeit empfange, die Aeußerlichkeit der Toiletten und Decorationskünste nicht über den wahren dichterischen Werth der Aufführungen gestellt werde, und Anregungen auf die Nation, Ermunterung, Schutz und Vortheile den Dichtern gewähre, damit eine neue bessere Zeit und mit ihr die so lang ersehnte, so lange gehoffte deutsche dramatische Poesie aufblühe. — Wie Alles sich zur Sommerzeit bei uns zerstreut, so auch unsere Bühnenkünstler. Herr Seydelmann ist immer krank und Herr Rott auf Reisen. Dagegen hat Herr Grua mit Glück des Letzteren Fach hier auszufüllen versucht, und namentlich als Tell reichen Beifall mit Recht geerntet. Noch immer aber ist unsere Oper in der gleichen Verwaisung. Es fehlt ein erster Tenor(?), der nicht zu beschaffen ist, noch mehr aber eine erste Sängerin und da jetzt die Hoffnung auf die Löwe, die sich in Mailand engagirt hat, ganz verschwindet, so nimmt die Verlegenheit zu. Viele Sängerinnen haben hier gastirt, einige mit Beifall, wie Madame Fischer-Schwarzböck und eine talentvolle Anfängerin, Fräul. Krüger, die so eben ihre Schule in Italien vollendet hat; aber als erste Sängerin war keine von Allen hier festzuhalten. Somit werden wir denn mit den Damen Faßmann und Schulz für den Winter haushalten müssen, wozu wahrscheinlich Fräul. Grünbaum kommt, die mit vielem Beifall in ihr früheres Rollenfach zurücktritt. Neues ist in der Oper, trotz aller Mahnungen, seit langer Zeit nichts erfolgt, in diesen Tagen aber wird eine kleine einactige Oper: die Hirtin von Piemont, Musik von Schäffer, erscheinen, von der man Gutes sagt. Das Hervorragendste im Schauspiel war Gutzkow's „Werner oder Welt und Herz," das längst über viele deutsche Bühnen gegangen und sehr entgegengesetzt beurtheilt worden ist. Für uns hat es frühere Urtheile über den Dichter nur bestätigen können. Es hat einige pikante und geistreiche Situationen, einen lebendigen, scharfen Dialog, Anspielungen auf moderne Zustände, aber doch ist es das schwächste, was Gutzkow bis jetzt geliefert hat, was uns um so eher täuschte, da wir gerade im Conversationsstück das Beste von ihm erwarteten. Der Stoff ist weder neu, noch groß, vielmehr eine so gewöhnliche Familienmisère, wie sie Iffland und Kotzebue, und in neuerer Zeit Raupach, die Prinzessin von Sachsen, Leitner, Pauline Weener, v. d. Heiden und Andere vielfach mit demselben Erfolg und mit mehr Geschick und dichterischer Durchbildung geliefert haben. Merkwürdig ist es, daß Gutzkow aus seinen Heiden immer Schwächlinge macht, die gar kein dramatisches Interesse einflößen können, während er weibliche Charaktere weit besser zeichnet. Was aber die Kritik am meisten gegen ihn aufruft, ist die Ueberzeugung, daß er kein Dichter ist. Alles liegt auf der Oberfläche, die Gestalten kommen selten zu einem inneren Leben, die Sprache soll durch Scharfsinn überdecken, was den Charakteren an Leben fehlt, und diese Absichtlichkeit berührt uns oft peinlich. Aus dem Mangel an Poesie entspringt daher auch das falsche Pathos, die Menge der schiefen, hohlen Bilder, und am unglücklichsten von Allen die mühsam erkünstelte Sentimentalität. Das treffliche Spiel der Fräulein von Hagn vermittelte vieles, und wären Herr Devrient, als Werner, und Fräulein Ery, als Marie, eben so ausgezeichnet gewesen, so hätte Manches sich weniger abstoßend stellen können. Dem Publikum gefiel aber das Stück auch so und namentlich der dritte Act, der offenbar sehr wirksam ist und um dessen willen das Stück auf allen deutschen Bühnen gegeben werden sollte, weil er überall Glück machen muß. — Nach der Rückkehr des Königs werden die Theaterverhältnisse ihre Veränderungen erfahren. Möglich, daß dann sich dieselben so günstig fortschreitend gestalten, daß größeres Talent erweckt, und wahrhafte Dichter eine neue Epoche für die deutsche Bühne herbeiführen. August Wilhelm von Schlegel hat Berlin verlassen, nachdem er mit Fräulein von Hagn einen Freundschaftsbund geschlossen, der ihn selbst poetisch begeisterte. Tieck ist bereits vor einigen Tagen nach Dresden zurückgekehrt. Rückert wird erwartet. Professor Welker wurde von uns mit inniger Freundschaft begrüßt. Unter den Fremden befindet sich auch Herr Emile Girardin, der mannichfach bekannte Redacteur der Presse; Herr von Schelling wird hier nun alles Ernstes eintreffen. Es scheint, daß er in Karlsbad vermittelnde Mittheilungen an Herrn Ruge gemacht hat. Hier wird er öffentlich, wie man sagt, Philosophie der Politik lesen, auf welche man natürlich sehr gespannt ist.

*

---

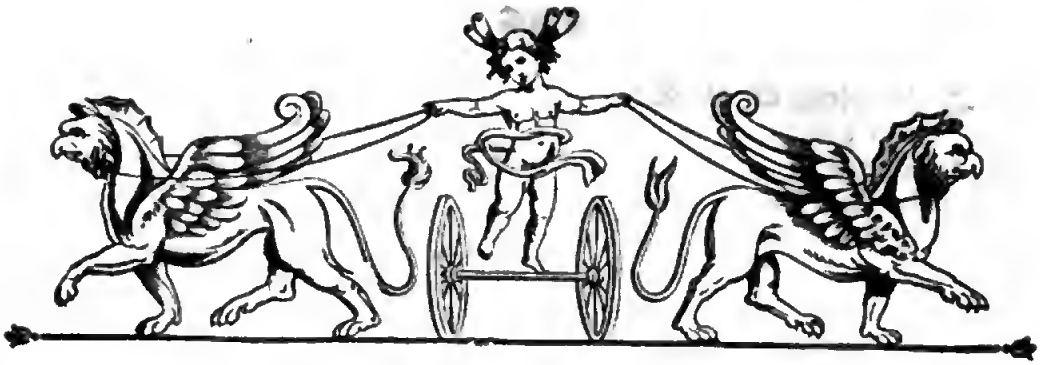
## Notiz.

[Witt von Dörring.]

Johannes Witt, genannt von Dörring, schon längst aus dem Bereiche der Oeffentlichkeit getreten, ist ganz und gar Realist, Mann der eignen Scholle, Oekonom und Landmann. Er hält es für ergiebiger, Kartoffeln zu bauen als Ideen zu pflanzen, für dankbarer, in Deutschland dem eignen Heerde anzugehören als dem großen Ganzen, das wir irdisches oder geistiges Vaterland nennen. Er erscheint dann und wann auf der leipziger Messe, als Wollhabender oder Wollwollender und verschwindet dann wieder in sein grünes Schlesien. Inzwischen ist kein Asyl sicher genug, um nicht von einem reisenden Literaten aufgefunden zu werden. Schade, daß nicht der Mann des „Salons" hingeht und Witt's Nase beschreibt oder sein Sopha schildert. Urbanowitz könnte noch ausgedeutet werden, wie man's nennt. — Vorläufig erhalten wir von einem ehrlich biedern, schlichten Freund des Mannes eine Notiz über Witt. Theodor v. Kobbe schreibt in seinem Buche über „Prießnitz und Gräfenberg": „Hinter Kosel besuchte ich meinen Jugendfreund Witt von Dörring, der dort mit seiner vortrefflichen Gattin, umblüht von liebenswürdigen Kindern auf seiner Herrschaft Urbanowitz lebt. Witt, dessen excentrisches Jugendleben bekannt ist, gehört zu den ächtesten und herzlichsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Glück und Segen verbreiten ist der Zweck seines Lebens."

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 197. — den 8. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Sarah Austin über deutsche Schriftstellerinnen.

(Beschluß.)

### Baronin de la Motte Fouqué.

„Baron de la Motte Fouqué's Romane sind in unserem Lande sehr verbreitet, besonders die wilde, anmuthige, rührende Undine. Frau von Fouqué hat, wie ich glaube, ebenfalls Romane von bedeutendem Werthe geschrieben, aber sie sind mir nie vorgekommen. Mein Auszug ist aus einem kleinen Buche, „die Frau der vornehmen Welt" betitelt. — Ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, zu behaupten, es sei unmöglich, in einem besseren Tone zu schreiben. Die Gedanken sind edel und ausgebildet, die Sprache gleich frei von Schwülstigkeit und Ziererei, und dennoch geistreich und lebendig. Obgleich sie sich über die öden und flachen Regionen der Gemeinplätze und der Enge des blos Conventionellen erhebt, fand ich doch nichts in dem Buche, was nicht streng praktisch wäre; nichts liebeetriebenes, Auffallendes, nichts mit natürlicher Delikatesse und würdiger Haltung Unvereinbares. Das einzige Wunderbare darin ist, daß Jemand, der nie England gesehen, diese Stellen schreiben konnte. Es scheint demnach, daß „Vornehmigkeit" sich in allen Ländern auf die nämliche Art kund gibt. Desto besser. Madame de la Motte Fouqué's anmuthige und ernste Beredtsamkeit mag eine weitere Anwendung finden, als sie beabsichtigte. Der Einfluß der Frauen auf die Gesellschafe wird indessen nie von Belang sein, so lange das Reich der Spötter dauert, deren besonderes Geschäft — Mission nennt es die fashionable Welt — darin besteht, alles sich Erhebende niederzudrücken und die Gesellschaft in todter Gleichförmigkeit zu erhalten. Frauen aus müßigen Ständen fallen mehr in die Classe des Aesthetischen als des Ethischen; sie sind Geschmacksgegenstände. Dies Uebel ist von ihrer Natur, wie von ihrem Geschick untrennbar. Es konnte aber sehr ausgeglichen werden, wenn der sie prüfende Geschmack geläuterter, besser und der Vernunft mehr unterworfen wäre. Bis jetzt wirkt er nur hemmend auf alle edleren Eigenschaften des Gemüthe. Der arme Vogel darf seine Flügel nicht ausbreiten, aus Furcht, daß die freien Winde und der befruchtende Regen des Himmels sein schönes Gefieder zerstören könnten. Wenn es einmal den Frauen erlaubt sein wird, richtig zu denken und aufrichtig zu fühlen, wenn man sie einmal lehren wird, daß, wie auch ihre Stellung, was auch ihre Gaben sein mögen, sie Alle verbunden sind, jede ihren besonderen Beitrag zum großen Fond menschlichen Fortschreitens, menschlichen Glücks zu steuern; wenn sie einmal aufhören werden, das große All als eine Kinderstube oder als einen Ballsaal zu betrachten, dann — und nicht eher, werden sie die Pflegerinnen großer Gedanken und edler Handlungen der Männer werden; dann werden sie wirklich die Gesellschaft verbessern, erheben und in harmonischen Einklang bringen. Dann wird auch die Welt nichts mehr von Emancipation der Frauen oder von verkehrten Plänen hören,



Digitized by Google

sie in eine Art von Mitbewerbung um die Rechte der Männer zu bringen — Gott weiß, wie sehr zu ihrem Nachtheil! — da die Vollständigkeit des Menschenseins auf dieser höchst „ungleichen Aehnlichkeit" beruht, von welcher Jeremias Taylor spricht: Bisher aber haben die Männer sich daran ergötzt, die „unähnlichen" Eigenschaften bis zum fast gänzlichen Ausschlusse der sich gleichenden anzubauen. Aber durch eine jener Reactionen, die im Laufe der menschlichen Erfahrungen liegen, finden sich jetzt Anzeichen des Wunsches, die Ungleichheiten aufheben und den Versuch zu machen, eine unnatürliche Gleichheit zu erzwingen. Wenn einst das Gegengift hierzu gefunden ist, wird, denke ich, das Problem des gesellschaftlichen Lebens gelöst sein. Aber das kann nur mit Beistimmung der Vernunft geschehen und nicht durch einen Conflict der Herrschsucht und der Eitelkeit, des Entschlusses, eingeführte Rechte zu bewahren, und des leidenschaftlichen Empfindens vorausgesetzten Unrechts; mit einem Worte, nicht durch den Conflict Derer, die Macht haben, und Derer, die sie zu erringen suchen, welcher jetzt die Gesellschaft in ihren tiefsten Tiefen durchwühlt."

---

### Gräfin Ida von Hahn-Hahn.

„Gräfin Hahn-Hahn ist eine der bekanntesten unter den jetzt lebenden deutschen Schriftstellerinnen. Sie hat einige Romane, einige Bändchen Gedichte, die sehr gelobt werden, und das kleine Buch über Italien (Jenseits der Berge) herausgegeben, dem dieser Auszug entnommen ist. Ihre Beschreibungen der italienischen Städte haben merkwürdig viel Leben und Individualität. Die Physiognomie und der Charakter einer Jeden sind deutlich und lebendig gezeichnet. Die Schilderung der Armuth in Neapel ist eine der frappantesten der Art, die ich je gelesen, und macht der Menschlichkeit der Darstellerin, wie der Feinheit ihrer Beobachtung, die größte Ehre. Die Fehler des Buches scheinen aus übertriebener Angst vor dem Gemeinplatz oder der Nachahmung zu entstehen. Indem sie diese vermeidet, verrennt sich die lebhafte Schreiberin in zuweilen sehr gewagte Absonderlichkeiten, welche nichts Geringeres als Genie und ein Talent erster Größe zu rechtfertigen vermögen. Allerdings ist die Affectation, von Jedermann verschieden zu sein, weniger langweilig, indessen auch weniger sicher als die Affectation, tausendmal wiederholte Entzückungen nochmals zu wiederholen. Indem wir aber die Kühnheit bewundern, mit der die Gräfin Hahn-Hahn selbständig urtheilt, und sogar, ohne Scheu vor großen Namen, die Ketzereien ihres Geschmacks eingesteht, mag es uns vergönnt sein, zu wünschen, daß dies Niedertreten einmal angenommener Meinungen auf eine etwas weniger peremtorische Art geschehen möchte! Die Färbung des ganzen Werkchens ist — um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen — mehr subjectio als objectio; das heißt mit andern Worten: daß die Dinge nicht um ihrer selbst willen beschrieben scheinen, sondern mehr um durch ihren Eindruck einzelne Eigenthümlichkeiten des Charakters und der Verhältnisse des Autors hervorzuheben. Es ist dies aber so sehr die Sitte unserer Zeit, daß es vielleicht kaum der Erwähnung bedarf."

---

### Rahel (Frau von Varnhagen).

„Es findet sich ein Artikel über diese merkwürdige Frau in Carlyle's Schrift, der mir, wie sich versteht, wenig zu sagen übrig läßt. Sie sollte nicht als Schriftstellerin betrachtet werden; denn es scheint, daß sie nie für den Druck geschrieben hat. Ihre Briefe und Tagebücher wurden zugleich von ihrem Gemahl, Herrn Varnhagen von Ense, bekannt gemacht, der einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden deutschen Schriftsteller ist. Die Werke, durch welche er allgemein bekannt geworden, sind seine biographischen Skizzen, oder, wie ich lieber sagte: seine vollendeten Portraits; denn nicht nur haben sie die frappanteste Aehnlichkeit, sondern auch die dazu erforderliche Ausführung und das richtige Colorit. Es ist seltsam, daß nicht wenigstens einige derselben ihren Weg in die englische Sprache gefunden haben, obgleich es in der That schwer sein möchte, die Richtigkeit und Rundung zu erreichen, mit welcher Herr von Varnhagen seine eigene schreibt. Nicht weniger trefflich in ihrer Art sind seine Kritiken. Sie haben genau die Eigenschaften, die Beide, Autor und Leser, sich wünschen sollten. Sie sind im feinsten und anständigsten Tone, über alle Gemeinheit persönlicher Abneigung und Parteilichkeit erhaben und mit dem gewissenhaften Entschlusse geschrieben, Alles hervorzuheben und auszusprechen, was Publikum und Autor ausgesprochen wünschen dürften. Ich habe sie stets als Vorbilder dieser Art zu schreiben und als höchst nützliche Studien betrachtet. — — Rahel's Schriften sind von ihrem Leben nicht zu trennen. Es sind Briefe und ganz mit Ausbrüchen ihrer Gedanken und Empfindungen des Augenblicks erfüllt. Sie war unzweifelhaft eine Frau von großem Talent und außerordentlichen Eigenschaften, wie der Einfluß hinlänglich beweist, den sie über die bedeutenden Männer ausübte, die ihren Kreis

Digitized by Google

bildeten. Ich muß jedoch gestehen, daß mir diese Briefe ihre große Berühmtheit nicht ganz zu rechtfertigen scheinen. Sie enthalten tiefe und kluge Gedanken. Indessen ist eine Art Gepränge der Originalität und Gründlichkeit darin, das auf die Länge ermüdet und verwirrt. Um sie neu erscheinen zu machen, werden die Dinge undeutlich gesagt. Der Styl hat etwas Zerrissenes, was sogar in unseren Tagen des Hinwerfens und Skizzirens alles ihm Vorangegangene übertrifft. Die Briefe tragen das Gepräge eines kräftigen und thätigen Gemüths, aber es fehlt ihnen Natur, Ruhe, Einfachheit und Leichtigkeit. Mr. Carlyle's „Merkzeichen des Genies", das Unbewußte, würde in diesem Falle keine glückliche Anwendung finden. Aber Rahel hatte viel gelitten, viel über ihr Leiden gebrütet. Eine Frau, die das thut, kommt am Ende dahin, ihre eigenen Gefühle zu betrachten, wie ein Künstler den Gegenstand seiner Arbeit; sie sind ein ewig gegenwärtiges Material, aus welchem ihre Phantasie weiter fortbildet. Dies aber ist sehr geeignet zu allen Arten willkürlicher oder unwillkürlicher Uebertreibungen zu führen, vor denen die Männer im thätigeren Leben, durch die ihnen auferlegte Nothwendigkeit, streng auf äußere Dinge zu achten, geschützt sind."

---

### Johanna Schopenhauer.

„Madame Schopenhauer, ward, wie dieser Auszug aus ihren Memoiren bezeugt, in Danzig geboren. Sie lebte lange Jahre mit ihrem Gemahl in Hamburg und zog nach seinem Tode nach Weimar, wo sie der näheren Freundschaft der verstorbenen trefflichen Großherzogin Louise und Goethe's sich erfreute. Ihr Haus war der Sammelplatz der seltenen Constellation bedeutender Männer, die damals dort vereint waren, und der ausgezeichnetsten Fremden. Sie hat mehrere Romane geschrieben, die noch eines großen Rufs genießen, namentlich „Gabriele" und „die Tante"; ferner Reisen durch England, Frankreich und Belgien; einen Versuch über alte deutsche Kunst, „Johann van Eyk und seine Nachfolger" betitelt, den ich sehr rühmen gehört, und zuletzt diese Memoiren, die kurz nach ihrem Tode von ihrer Tochter herausgegeben worden sind. Es ist eins der angenehmsten Büchlein, die ich jemals gelesen. Mit einundsiebzig Jahren setzt sich Madame Schopenhauer an den Schreibtisch, um die Erinnerungen ihres wechselvollen Lebens zu sammeln; sie thut es mit so klarglänzender und wahrer Feder, daß wir mitten unter den Gegenständen und Gewohnheiten des letzten Jahrhunderts leben. Vom Erziehungssysteme an bis zum Schönheitspflästerchen der Damen; von religiösen Gebräuchen bis zu den Scharlachröcken und dreigeschwänzten Perrücken der Aerzte, steht das ganze bewegliche Bild der freien Reichsstadt und ihrer Bürger vor uns. Auch das menschliche Leben ist da, aber nicht durch Aufgeblasenheit übertrieben, oder mit den Nebeln der Sentimentalität umhüllt, auch nicht durch unwahre Originalität verfälscht — sondern das wahre, menschliche, bunte Leben mit seinem allgemeinen Antheil am Lächeln und an Thränen, mit seinem schnell bewegten Licht und Schatten, seinem gegenwärtigen Guten, seinen besseren Hoffnungen. — Madame Schopenhauer ist keine der Schriftstellerinnen, welche die Welt nur insofern für ihre Leser interessant glauben, als sie auf ihr eigenes Gefühl und Gemüth eingewirkt hat. Wir finden hier keine Beschreibung der Empfindungen oder der eingebildeten Eigenthümlichkeiten des Autors, mit denen wir jetzt so häufig unterhalten werden — nicht, als ob das Studium eines einfachen und aufrichtigen Menschenherzens nicht das interessanteste von allen Studien wäre — nur daß treue und einfache Herzen sich nicht um sich selbst zu bekümmern pflegrn. Das Bestreben, die Gefühle und Neigungen, Täuschungen und Kämpfe der eigenen Jugend zur Quelle des Vergnügens und der Theilnahme des Publikums zu machen, ist eins von denen, die man lieber entmuthigen sollte. Solche Enthüllungen dessen, was die Deutschen das innere Leben nennen, sind nicht nur zerstörend für die Rückhaltung, die bei Seite zu lassen für ein Weib weder rathsam noch anmuthig ist, sondern sie sind überhaupt bei beiden Geschlechtern leicht geneigt, in Unwahrheit auszuarten, und sind es um so mehr bei dem, in welchem der Wunsch zu gefallen und zu interessiren am lebhaftesten ist. Es ist weder die Höhe, noch die Schwierigkeit eines Gegenstandes, die ihn für häuslichen Nutzen und Weiblichkeit gefährlich machen: wir haben ein Beispiel vor uns von Einer, deren Kenntnisse in einer ernsten Wissenschaft ihren mannichfaltigen Geschicklichkeiten in allen Fächern der Häuslichkeit und der tadellosen Schönheit ihres anspruchlosen Lebens zur Seite stehen. Es scheint der Wunsch, die Heldin eines interessanten Romans zu sein, und durch einen originellen Gedankenflug Erstaunen zu erregen, der dem Weibe leicht die Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens, die Einförmigkeit tagtäglicher Pflichten, und die kleinen Handlungen ganz undramatischer Aufopferung lästig macht, denen ohne irgend ein Gefühl von Abneigung sich unterziehen zu können, für ihren Frieden so wichtig ist. Je

Digitized by Google

mehr wir die Sphäre ihrer geistigen Thätigkeit zu erweitern wünschen, desto sorgfältiger sollten wir darauf sehen, dieser Thätigkeit keine ungesunde Richtung zu geben. Im Allgemeinen können die Frauen sich darauf verlassen, hinlänglich Phantasie und Gefühl zu besitzen; Mäßigkeit im Urtheil, eine richtig geleitete, wenn sie wollen, weitausgreifende Energie und ernste, tiefere Bildung mochten ein sicherer Besitz sein. Wohl gibt es eine Art Gefühlsfähigkeit, die nicht tief genug gehen kann, es gibt eine Art von Enthusiasmus, der nicht zu leidenschaftlich sein kann; aber diese werden nicht dadurch gefördert, daß man die eigenen Herzensschläge beobachtend bewacht, oder die Erinnerung derselben dem Publikum zur Unterhaltung beut. Die ihnen eigenthümliche und heilsame Nahrung muß aus den weit tiefer liegenden Quellen der Barmherzigkeit und Frömmigkeit gezogen werden. Laßt das vom Suchen des Nichtgefundenen ermüdete Herz aus diesem Brunnen schöpfen und es wird erfrischt, gekräftigt und befriedigt sein! — Die Ausbildung des Geistes ist mit den innigsten und höheren Neigungen vereint die wahre Kur der ernstesten Frauenübel im häuslichen Leben sowohl, als für ihre tiefsten Leiden in einem vereinsamten Dasein. Wären ihre Theilnahme und Zärtlichkeit durch Vernunft und stätige religiöse Grundsätze geleitet, fehlte ihnen nicht die Kenntniß des Baues und der Gesetze der moralischen Welt, ohne welche Niemand der Menschheit nützlich werden kann, so würden sie nicht nur dem bittersten Kummer entgehen, dem sie unterworfen sind, und ihn entwaffnen; sie könnten nicht nur ihre häusliche Lage bessern und ihren Einfluß mehren, sondern sie könnten es dahin bringen, eine fast unwiderstehliche Kraft den Uebeln, welche die Erde verwüsten, entgegen zu stellen.

Ich habe zu lange bei dieser „fatalen Subjectivität", um einer Deutschen Worte zu brauchen, verweilt; sie bildet aber einen so hervorstechenden Zug in unserer neuen Zeitliteratur, daß ich Entschuldigung hoffe. Ich fürchte sehr, das kränkende Verlangen der Bewunderung und Sympathie, das eine unserm Geschlechte sehr eigene Schwäche ist, liegt großen Theils all den Geschichten des Innern zu Grunde, die dem so zarten und gerechten Vertrauten: dem Publikum, übergeben werden. Ich kann aber nicht umhin zu denken, daß eines Weibes Herz sich am besten in ihrem Leben ausspricht, und wenn sie dann schriftstellern will, in der Tendenz ihrer Werke — und daß die, über deren gesundes Gefühl viel zu sagen ist, nicht viel über sich selbst zu sagen nöthig hat. Wer mit mir übereinstimmt, wird über die kurze anmuthige Andeutung entzückt sein, mit welcher Madame Schopenhauer über den zärtlichen Kummer ihrer Jugend wegschlüpft, über die „Herzensangelegenheiten" hin — über welche beredt zu sein leicht ist. Es ist sehr zu bedauern, daß die Memoiren unvollendet und fragmentarisch geblieben sind. Die Theilung Polens, der amerikanische Krieg, die französische Revolution, der allgemeine Krieg, der die entsetzliche Belagerung ihrer Vaterstadt und den Einzug der französischen Armee in Weimar einschließt, diese Ereignisse und die darin Handelnden, Katharina, Friedrich der Große, Ludwig der Sechszehnte und Marie Antoinette, Napoleon und noch Viele, weniger allgemein Gekannte, gehen wie gigantische Gestalten unserem Auge vorüber und werfen ihre Schatten auf die allerliebsten Schilderungen des häuslichen Lebens. Die Bemerkungen sind durchaus die eines gesunden, klaren Sinnes; die Moralität praktisch und rein."

Adrian van der Venne.

---

## Notizen.

[Musik in Leipzig.]

Im ersten leipziger Abonnementconcert (d. 3. d.) trug ein junger Violinist, ein Schüler und Landsmann Paganini's, Camillo Sivori aus Genua, einen Concertsatz eigner Composition vor. Mit diesem Ereigniß datirt nun wieder in Leipzig der Beginn des musikalischen Enthusiasmus, der uns den Winter über geistig einzuheizen pflegt; seit Liszt war kein ähnliches Beifallsorkan hier vernommen. Camillo Sivori schien ihn simpel und naiv, nicht durch die genialen Coquetterien, nicht durch die dämonischen Schreckmittel seines Meisters hervorgelockt zu haben; er scheint zu tändeln, indem er das Aeußerste leistet und wie ein Zauberer wirkt. — Frln. Elisa Meerti aus Brüssel, schon vor zwei Jahren eine Zierde des leipziger Concerts, ist abermals für eine Wintersaison gewonnen. Sie sang die Arie aus dem Titus „Ecco il punto" und eine zweite von Donizetti, beide mit vieler Bravour, die zweite jedenfalls noch bedeutender in Vortrag und Accent. Ueberhaupt scheint die geschätzte Sängerin im Vortrag außerordentlich gewonnen zu haben. Ihre Höhe ist lieblicher, ihre schöne Tiefe runder und weniger gewaltsam geworden.

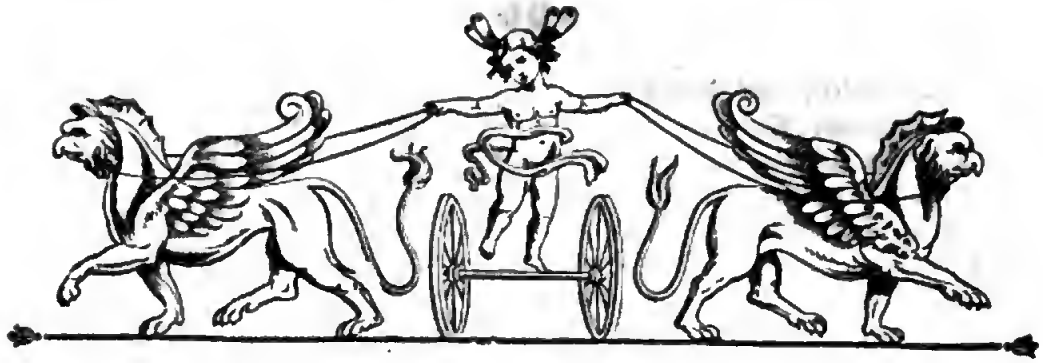
---

[Diorama von Gropius.]

Die leipziger Michaelismesse brachte uns fünf ausgezeichnete Dioramenbilder von Gropius, zwei wilde Scenen aus der schweizer Naturwelt, den marienburger Rempter, das Innere der Kirche von Aix in Frankreich und das Kloster des h. Franciscus von Assisi. Die beiden letzten Darstellungen, jene mit Morgenlicht und Frühmesse, diese mit der bezaubernden Abendbeleuchtung, mit Nachtdunkel und Fackelschein, gehören zu dem Gelungensten, was die Gebrüder Gropius geleistet.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 198. — den 9. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die leipziger Kunstausstellung.

Die Kunst von heute hat längst angefangen, sich mit dem Publikum auf den Fuß des Angenehmen, des Wohlgefälligen und Wohlerzogenen zu stellen. Da steht sie sich gut mit dem Publikum, steht sich gut für die Ausübenden, wenn es sich um irdischen Gewinn und äußeren Vortheil handelt. Mit den hohen Ideen des geistigen Lebens aber steht die heutige Malerei — um den Ausdruck festzuhalten — auf gespanntem Fuße. Es fehlt dem Zeitalter der religiöse Aufschwung, es fehlt ihm an sittlicher Größe, es fehlt der heutigen Menschenwelt an jenen Situationen und Charakteren, die wir historische nennen, und die doch Gegenwart waren für die Maler früherer Zeiten. Das Zeitalter von heute ist groß an Gedanken, aber nicht groß an Charakteren. Gedanken aber lassen sich von der Malerei nur darstellen, wenn sie völlig Fleisch, vollauf körperliche Gegenwart sind. Losgerissen vom Zeitinhalt ist keine Kunst denkbar. Wir können nur dichten und malen, wovon das Jahrhundert geistig lebt und sich nährt. Wenn ein Zeitalter nicht mehr zur Mutter Gottes betet, kann es auch keine Madonna malen. Hat der Maler keine Heroen um sich, so hat er für ein Historienbild weder den rechten Sinn, noch den Muth, auch nicht die Farben, denn selbst die Technik läßt sich nicht forterben, noch weniger aber der Glaube und die Heiligkeit der Ueberzeugungen. Mir für meinen Theil sind diese Gewißheiten geläufig geworden; auch erscheinen sie wohl nicht mehr paradox. Oder man müßte es für zufällig halten, daß Raffael in dem Zeitalter lebte, wo der katholische Madonnendienst in seiner Glorie stand; für zufällig, daß Tizian und Leonardo da Vinci den romantischen Franz von Frankreich malten, Rubens den vierten Heinrich. Was Raffael, was Tizian, wären sie denkbar in einem Jahrhundert des combinirenden Denkens, malen würden, ist eine müßige Frage, da ein Raffael für ein solches Zeitalter weder möglich noch nöthig; aber die Frage wird doch von den Leuten so oft wiederholt, und die Leute dünken sich Märene, wenn sie diese Sorgsamkeit äußern und den guten Glauben an ein immerwährendes Blüthenalter der Kunst festhalten. Die Frage wird so oft gestellt, daß man endlich darauf eingehen muß. Was Raffael heut zu Tage malen würde? Vielleicht nichts als Ochsen. Und daß es heut zu Tage mindestens einen Hammel-Raffael gibt, möchte man steif und fest behaupten, wenn man vor einem Bilde von Verboekhoven steht. Wir kennen von der vorigen Ausstellung her seine Hammelheerde, die sich vor dem Gewitter flüchtet. Diesmal hat Verboekhoven einen Solo-Hammel geliefert, der in seiner Art wirklich so schön ist, wie nur irgend eine Raffaelische Donna unter Ihresgleichen. Soll die Kunst ewig leben, so muß sie mit ihren Ideen und Grundsätzen die Seelenwanderung machen, und sich sozusagen nach der Decke strecken, je nachdem die Jahrhunderte sind. Nicht blos mit den Gegenständen ihrer Darstellung muß sie wechseln; auch an sich läßt sich je nach dem Sinn und der Stimmung der Menschen die



Digitized by Google

Idee der Schönheit herabdrücken; aus dem Schönen wird dann das blos Anmuthige, Niedliche, Hübsche, denn zur wirklichen Schönheit gehört doch immer geistige Größe. Hat man sich erst darüber verständigt, was das Zeitalter leisten könne, so stellt man seine Forderungen darnach, und hat dann immer noch die Hände voll zu thun, denn selbst im Gebiete des Spaßlichen findet die Kunst noch ihre vielfachen und werthvollen Aufgaben.

Indem wir uns übersichtlich unter den Leistungen der leipziger Kunstausstellung orientiren wollen, mögen uns zunächst die Düsseldoefer beschäftigen. Schon weil sie deutsch sind, nehmen sie unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Complex dieser Maler hat Zusammenhang, ihr Zusammenhang hat Sinn und Richtung, und eben deshalb machen sie eine Schule ganz in der Bedeutung, wie man ehedem von italienischen Schulen sprach, in denen sich geistige Stimmung, sachlicher Inhalt und Technik eigenthümlich hielten. Der geistige Ursprung der düsseldorfer Schule waren katholische und mittelalterliche Sympathien, die sich kurz zuvor in der Schlegel-Tieck'schen Richtung auch literarisch als Romantik entfaltet hatten. Gegen den hohen katholischen Schwung des vorreformatoreischen Zeitalters erschien jedoch gleich Anfangs dieser Katholicismus der Düsseldoefer nur wie die kränkliche Aufreizung des Proselyten gegen die flammende Begeisterung eines wirklichen Propheten. Der Meister der Schule hielt sich ohnedies sehr ängstlich und scheu an eine steife Orthodoxie, gegen die sich alles frische Leben sträubte. Es konnte nicht fehlen, daß die Schüler dem Meister über den Kopf wuchsen, sich von ihm befreiten. Mit Bendemann erlebte die Schule die erste bedeutende Erweiterung; er brachte das altbiblische Element in den Ideenkreis der Düsseldorfer, blieb aber ganz im Sinn des Elegisch-sentimentalen befangen, und zog selbst das hohe Prophetenthum in diese Stimmung einer passiven Beschaulichkeit und hinfälligen Trauer, die Allen, welche je düsseldorferten, eine Zeit lang eigen zu sein pflegt. Es fehlte den Düsseldoefern an Religionsfeuer, um italienischen Schwung zu haben, es fehlte ihnen an festen Griffen ins wirkliche, körperschöne Leben, um wahr zu sein wie die Holländer; sie waren lyrische Musikanten, wußten nicht, daß das größere Leben sich zur Action gestaltet, und gaben schmachtende Gruppen voll elegischer Kopfhängerei. Diese Richtung hat bei ihnen nun so ziemlich ihre Endschaft erreicht, seitdem sich der Verein der Schule fast ganz aufgelöst hat. Die Schüler haben sich emancipirt und sind freie Meister geworden, indem sich der Alte von ihnen wandte. Lessing malte seine lebensvolle Hussitengruppe, jetzt malt er Huß selbst im Feuer seiner Rede vor den Bonzen mit dem rothen Hut. Schadow hält diesen Stoff für unwichtig, für ungeweiht, und doch ist es die einzige Rettung der Schule, feuerige Action aus dem lebendigen Menschenleben herauszugreifen. Welt, Fleisch, erhabene, gesunde Sinnlichkeit thut ihnen Allen noth. Hildebrandt malt gegenwärtig, wie ich neulich berichtete, den Cardinal Wolsey. Von Beiden erhielt die leipziger Ausstellung diesmal kein Bild, auch von Sohn nicht, und Bendemann's Thätigkeit ist durch andauernde Augenkrankheit ganz und gar gehemmt. Dagegen haben wir Sachen von Steinbrück und von Achenbach, lernen Julius Schrader kennen und machen die Bekanntschaft eines ganz frischen, lebendigen Ankömmlings aus Canada, der ein Stück wirkliches Menschenleben über See mit herüberbringt und sich zu den Düsseldorfern rechnet. Schon Achenbach hat Seeluft über die Elegie der in Sammet und Seide wattirten Elegiker gebracht, und mit der Seeluft die lachende Heiterkeit des holländischen Genrelebens. Die Ausstellung zeigt von Achenbach, der sich ganz von Schadow trennte und in Düsseldorf sein eigenes Atelier hält, eine ausgezeichnete holländische Marine in der ganzen glänzenden Sauberkeit, die seinem Pinsel eignet. Außerdem eine Partie aus dem südlichen Norwegen und einen schwedischen Wald, ein kleines Stück, das der leipziger Verein zur Verlosung angekauft hat. — An jungem Zuwuchs ist die düsseldorfer Schule jedes Jahr überreich. Da haben wir ein Bild von Amalie Bensinger, Rebecca und Eliesar am Brunnen, noch ziemlich düster und Alles im Bilde, Hinteres und Vorderes, so nah zusammengerückt wie zum Puppenspiel mit ausgeschnittenen Figuren. Clasen's Madonna mit dem Kinde ist eine recht wohlerzogene Ramsell. Köhler's heilige Katharina ist eine nobele, aber nicht bedeutende Figur; sein „sinnendes" Fischermädchen hat eine eigenthümliche Sinnigkeit, die kleine Brünette reiht sich vortheilhaft an die Reihe der „sinnenden" Blondinen, welche die Düsseldorfer in großer Anzahl geliefert. August Siegert ergibt sich mit seinem Graf Eberhard dem Greiner, hinter dem Zelt vor der lederfaebenen Leiche des Sohnes, wohl als ein Anfänger in der Schule. Wilhelm Kleinenbroich hat es in seiner persischen, von Turkomanen überfallenen Gruppe auf viel Leben abgesehen, ist aber ein entsetzlich flauer Pinsel, so wahrheitslos, daß die Gränze des Lächerlichen für seine Figuren und Intentionen nahe

genug liegt. Es gab eine Zeit für die Düsseldorfer, wo sie alle Schatten weichlich blau hielten. Seitdem viel holländische und französische Bilder, die ihre Schatten in Braun lieben, nach dem Rhein gekommen, hat sich dieser Mondscheinhang in der Farbengebung etwas verloren. Am Charakter der Schatten ist der Geist ganzer Schulen und Epochen so gut kenntlich, als an der Folie der Lichtmassen. Reni und die Bologneser liebten für die Schattengebung ebenfalls die Bläue, die ihren Gestalten das weiblich Verzückte gibt; die Tizianisten mit der sprühenden Kraft wirklicher Lebensfülle malten ihre Schatten braun. Braun ist als Schatten Farbe des Lebens, Blau Farbe des ohnmächtigen Ueberganges, des somnambulen Verschwimmens und Verduftens. Diese Flauheit hatten früher alle düsseldorfer Bilder; das kleine ridicüle Stück von Kleinenbroich ist noch von dieser Art. — An Romantikern in der Landschaft finden wir Böcking mit vier guten Bildern, Funck mit einer sehr schön erfundenen Landschaft, die die Stimmung eines Sonntagnachmittags sehr glücklich gibt. Hoppel's Abendlandschaft im Charakter der Eifel hat einen zu harten Felsenvorgrund, um ganz für gelungen zu gelten. Schulten lieferte ein hübsches Felsenthal mit einer Hirschjagd, und eine saftige Waldlandschaft, auf welcher freilich die Menschengruppe mit dem schlechten Schimmel sehr kümmerlich erscheint. Der treffliche Scheuren hat uns diesmal nicht bedacht. — Ein freundliches idyllisches Paar hat mit seinem Jakob und Rahel Albert Korneck geliefert, der zweifelsohne Düsseldorfer ist. Jakob ist hier als Knabe gedacht, die Gesichter Beider sind sehr schön, nur stehen die Glücklichen auf etwas zu rosenrothen Füßen. Ein Hannoveraner seiner Geburt nach, Eduard Freberich, der ein lustiges Schützenfest im Nassauischen geliefert, hält sich auch zu dieser Schule. Wodick malte ein Ständchen in Venedig; sehr hübsches Costüm, die Gruppe sehr wohlgeordnet und sehr anständig, was der blonden Schönen denn auch nicht schwer wird, da sie eine phlegmatische ernste deutsche Dame, keine Tochter der Lagunenstadt zu sein scheint. Daß auch die brutigt Venezianerin sehr eigenthümlich geartet ist, listig und fein, verlangend und stolz zu gleicher Zeit, zeigt uns das liebenswürdige Bild vom Venezianer Schiavoni, das wir nicht weit von jenem Bilde postirt finden. Man sollte dergleichen grellig Verwandtes oder Entgegengesetztes ganz dicht zusammenrücken, damit der Beschauer sein Auge und seinen Sinn an Contrasten schärfen könnte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus dem Braunschweigischen.

[Das Fest der Naturforscher.]

Wie unendlich leicht es ist, ein Naturforscher zu sein, oder wenigstens zu scheinen, haben wir vom 18. bis zum 24. September in Braunschweig gesehen. Am Schlusse der Versammlungen waren gegen 640 inscribirt; davon kamen auf ganz Deutschland weniger als 300, auf Braunschweig allein über 350! Dieses scheindare Mißverhältniß wurde aber durch einen, in der ersten Generalversammlung gehaltenen Vortrag völlig aufgeklärt, indem die Versammlung darauf aufmerksam gemacht wurde, daß Braunschweig von jeher eine ungewöhnliche Zahl wichtiger und gelehrter Männer besessen und Deutschland gegeben habe! Daß die braunschweiger Damen sich durch Schönheit und Anmuth auszeichnen, haben wir Alle selbst zu sehen das Vergnügen gehabt und bezweifeln deswegen auch nicht, daß die öffentlichen Anstalten und der industrielle Verkehr gleichfalls das Lob verdienen, welches denselben der braunschweigische Festredner ertheilte. Aber gar zu naiv klang doch dessen Wunsch, daß auch die Irrenanstalt bald erweitert werden möchte, da die Localitäten derselben bei weitem nicht ausreichend seien, und in auswärtigen Anstalten keine fremden Irren mehr aufgenommen würden. — Jeder, der eine Karte um anderthalb Thaler löste, war auf acht Tage Naturforscher und durfte überall zwei Damen mitbringen. Außerdem war allen „Gebildeten" der Zutritt zu den Generalversammlungen und zu den wissenschaftlichen Sectionen gestattet. Um aber nicht zu viel Zeit zu opfern, und die Gelehrten in ihren Vorträgen nicht zu stören, beschränkten sich Viele, insbesondere die „Gebildeten", auf die Theilnahme an dem Musikfeste, am Casino, an den Bällen und Eisenbahnfahrten. Hier spielten natürlicher Weise die „Gebildeten" die Hauptrollen, waren die Ersten auf dem Platze und occupirten Alles so vollkommen, daß selbst für die Naturforscherinnen meist nur Stehplätze übrig blieben. Als gar erzählt wurde, daß Manche auf die gelöste Karte, an demselben Abend mehrere Male, je zwei Damen eingeführt haben sollten — was leicht möglich war, da überhaupt keine Honneurs gemacht wurden, sondern der Empfang den Lohndienten überlassen war — und auch die Comité-Mitglieder sich überzeugten, daß das Ding in dieser Weise doch zu bunt würde, da hielt man es für nöthig, in den Tagesblättern vor fernerem Mißbrauch zu warnen, den man so leicht hätte vermeiden können, wenn an die wirklichen Naturforscher und deren Damen ein bemerkbares Zeichen als Passe-partout ausgetheilt wäre. Weit schlimmer als auf den Casinos, erging es auf den Eisenbahnfahrten. Es konnten nicht alle Naturforscher mitkommen, weil wiederum die „Gebildeten" Alles präoccupirt hatten; ja selbst ein Paar auswärtige Naturforscher mußten für den ersten Vorsteher, einen Braunschweiger, sorgen helfen, weil er, ungekannt, sonst gleichfalls hätte zurückbleiben müssen. Arrangement und Ausschmückung der Aegidienkirche war imposant und geschmackvoll; hier fand jeder Naturforscher seinen numerirten Platz, jedoch nur in den Generalversammlungen. Während des Musikfestes waren aber die meisten dieser Plätze sogar für Andere reservirt. Mit

Lebensgefahr konnte man sich wohl den Eintritt in die Kirche, aber keinen Platz erkämpfen. Die Aufführung des „Weltgerichts" unter der Direction des Componisten, Kapellmeisters Dr. Schneider, war schön und großartig. Der Meister selbst war so entzückt, daß er versicherte, sein Werk nie vollendeter gehört zu haben. Chor und Orchester war auf 700 Personen stark, und die Damen Fischer-Achten und Müller, wie die Herren Schwetzer und Pöckh, sangen die Soli auf das brillanteste. Vergebens hatte man sich dabei auf die Gegenwart des regierenden Herzogs gefreut und ein großer Theil der Fremden es überhaupt bedauert, daß sich keine Gelegenheit bot, die Verehrung für den Herzog öffentlich darthun zu können. Ob Se. Durchlaucht den Naturforschern noch eine andere Gunst erwiesen haben, als der Eröffnung der ersten Generalversammlung beizuwohnen, ist nicht bekannt geworden. Eine allgemeine Vorstellung der Fremden hat nicht stattgefunden; möglich daß die Herren Vorsteher um eine Audienz nachzusuchen versäumt haben. Mit dem wärmsten Danke ist zu rühmen, daß mehrere Familien in Braunschweig den ihnen befreundeten Fremden die größte Aufmerksamkeit erwiesen haben, und der Besuch der öffentlichen und Privatsammlungen sehr erleichtert war. — Liegt es auch außer dem Zwecke dieser Mittheilungen, über die Vorträge und Discussionen in den wissenschaftlichen Sectionen zu reden, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß das wärmste wissenschaftliche Interesse die Gelehrten vereinte und beseelte, und daß namentlich in der chemisch-physikalischen Section auch mehrere jüngere Männer auftraten, auf welche Deutschland sehr bedeutende Hoffnung zu bauen berechtigt ist.

Geschrieben zu Harzburg, am 25. Sept. 1841.

Von einem wirklichen Naturforscher.

---

## Aus Cassel.

[Theater.]

Die Generaldirektion des hiesigen Hoftheaters ist thätig bemüht, die Lücken, welche im Personale des Schauspiels wie der Oper, durch die eigenmächtige Contractlösung des Herrn Quanter, durch den bevorstehenden Abgang der Fräulein Neumann und durch hartnäckige Krankheit unserer Prima Donna, Frln. Pistor (welche sich in Wiesbaden befindet), auszufüllen. Was aber bis jetzt leider nicht gelang. Mad. Peroni-Glasbrenner gastirte an vier Abenden, in den Erziehungsresultaten, als Königin von 16 Jahren, als Mirandolina, im Tagebuch, als Capricciosa und pariser Taugenichts mit ziemlichem Beifall, und wurde auch in ihrer letzten Rolle gerufen. Ein Engagement kam nicht zu Stande. Der „Salon" bringt in Nr. 22 ein Gedicht auf Mad. Glasbrenner und Frln. von Hagn, das wohl schwerlich dem gewandten Redacteur des Blattes zur Last zu legen ist. — Für das verwaiste Fach der Charakterrollen und Intrigants versuchte man es mit Herrn Gerstel vom züricher Theater, welcher den Shylock, Perin und den Ambrosius in: Von Sieben die Häßlichste, spielte, den gehegten Erwartungen aber nicht ganz, am wenigsten als Shylock entsprach. In der Oper hat nunmehr Dlle. Löw die ersten Partien übernommen und bis jetzt zur Zufriedenheit durchgeführt. Reichlicher und wohlverdienter Beifall wurde ihr als Desdemona zu Theil. Der Guitarist, Oper von Halevy, welche zum Geburtsfest Se. Hoheit des Kurprinzen und Mitregenten aufgeführt wurde, ist wohl das schwächste Werk dieses Componisten. Obwohl von Seiten der Sänger das Bestmögliche geleistet wurde, fand die Oper nur wenig Anklang; Dlle. Löw und die Herren Derska, Bibrhofer und Föppel waren im Besitze der Hauptrollen. Wie verlautet, sind die Sängerinnen Madame Gentilnomo und deren Schwester zu Gastspielen eingeladen; wodurch das Opernrepertoir einen erfreulichen Aufschwung bekommen dürfte. So viel vom Theater, welches, wie es allgemein heißt, durch längere Engagements der Mitglieder und durch Gründung eines Pensionsfonds, bald eine neue glänzende Aera beginnen soll.

---

## Notizen.

[Halévy's Guitarrenspieler.]

Die neue Oper des Componisten der Jüdin kam auf der leipziger Bühne zur Aufführung. Halévy ist jedenfalls ein interessantes musikalisches Talent, auch der Guitarrenspieler hat viel schöne Einzelnheiten, obwohl die Jüdin frischer und lebendiger schien. Merkwürdig war nach der Jüdin sein Versuch, den forcirten und überreizten Zustand der pariser Oper herunterzuspannen, die verlorene Einfalt der ältern Musik wieder zu finden. Jetzt ist er nun wieder in den wilden Lärm und die Coquetterien der Meyerbeer'schen eklektischen Schule hineingestürzt. Sein eigentliches Wesen aber ist elegischer, zarter, weicher Natur, und in diesen Partien ist er lediglich productiv und erfinderisch; was Stärke und Größe scheint und scheinen soll, ist bei ihm wirklich nur leerer Lärm. — Der Stoff des Textes von Scribe ist pikant, aber schlecht behandelt. — Was die Aufführung betrifft, so kann man von Frln. Kreutzer, welche die Sara gab, dasselbe behaupten, was den Componisten charakterisirt. Ihr Gesang ist in den weicheren, elegischen Partieen sehr gelungen; was sich über dies Gebiet erhebt, weiß ihre Stimme weniger glücklich zu bewältigen. Den Guitarrenspieler selbst gab Herr Schmidt. Außerdem erfreute Herr Kindermann durch die schöne Musik seiner Baßstimme.

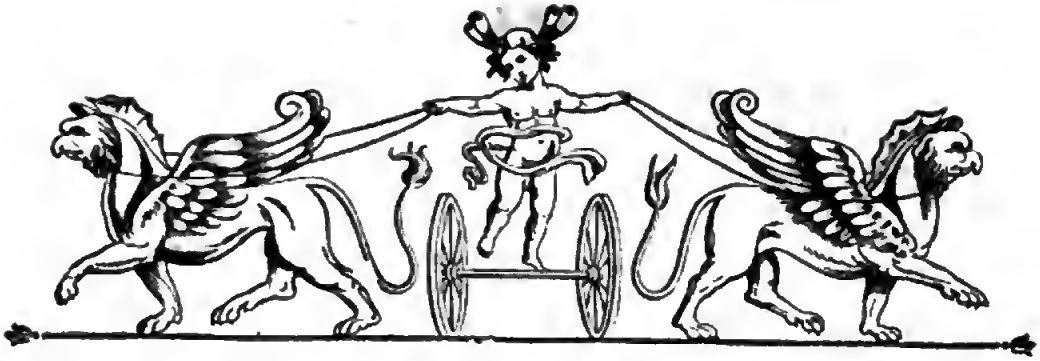
---

[Welcker in Berlin.]

„Wenn das edle preußische Volk" — sprach Welcker in Berlin — „eben so, wie es glorreich vorankämpfte dem gesammten deutschen Vaterlande in kriegerischer Vertheidigung gegen auswärtige Feinde, auch mit seinem glorreichen Fürstenhause in würdiger, gesetzlicher, bürgerlicher Freiheit voranstehen wird, dann wird unsere Nation wieder sein, was sie von Gott und Rechts wegen sein soll, was sie ein Jahrtausend hindurch war, groß und geachtet unter den Völkern der Erde, und sicher vor Erneuerung solcher Schmach und solcher Gefahren, wie wir sie noch vor einem Menschenalter erlebten, darum erlebten, weil wir würdig-gesetzliche Männer- und Bürgerfreiheit vergessen und aufgegeben hatten."

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 199. — den 11. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die leipziger Kunstausstellung.

(Fortsetzung.)

Kehren ist mit seinem heiligen Hubertus ganz Düsseldorfer. Ein knieender Jäger im grünen Waldgewirr, erscheint er uns auffällig, da seine Toilette gar zu sorgfältig arrangirt, Sammet und Seide gar zu geleckt ist. Der Hirsch ist so hübsch, wie das braune Gesicht des Heiligen, eigentlich viel zu hübsch, um von einer Geistererscheinung erfaßt zu sein. Diese selbst mit dem Crucifix im breiten Milchglanz zwischen dem Geweih des Hirsches ist unglaublich, ganz unmotivirt. Ein Bild von einem cassseler Künstler, Namens Müller, ebenfalls den heiligen Hubert darstellend, ist weit glücklicher in der Motivirung des Wunders. Durch den Wald laufen hier die Streiflichter der sinkenden Sonne mit ihrem flirrenden Scheln, der sich um den Hiesch und sein Geweih in lichtem und immer noch leichtem und unsicherm Schimmer so concentrirt, daß die Illusion der Erscheinung eines leuchtenden Crucifixes zu Häupten des Thieres möglich wird. Das Bild des Düsseldorfers dagegen erinnert an den Hirsch der Münchhausischen Geschichte, dem ein Kirschbaum aus dem Kopf herauswächst. — Einer von den Düsseldorfern, Namens Fay, hat sich diesmal an einen großen Gegenstand gemacht, Simson und Delila, jener schlafend ins eingeknickte Kniee gesunken, diese vom Bett sich aufrichtend, mit dem Griff nach seinem Haar; hinten ein Helfershelfer. Große Glieder, weit über das beliebte Maß der Schule, große Leiber; aber keine Seelengröße, keine Energie in den Sehnen und Knochen. Der Düsseldorfer muß für solche Verhältnisse bei Rubens in die Schule gehen. — Von Rücke aus Breslau, der sich zu den Düsseldorfern hält, sehen wir die träumende Chriemhild, eine schöne Gestalt, doch zu wenig sagend. — Von Steinbrück erhielten wir zwei Bilder, ein schon vielbekanntes, vielgerühmtes, die Elfen, und ein neueres, Immermann's Apotheose darstellend, aus der Zueignung zum Merlin, ein Eigenthum des magdebueger Kunstvereins. Jenes reizende Stück hat den Fehler, — oder soll ich milder sagen, die Eigenthümlichkeit? — gar keinen Unterschied zwischen den Elfen und dem körperhaften Menschenwesen der kleinen Jungfrau zu kennen; sie sind sämmtlich von ganz gleichem Stoff, Wesen auf derselben Stufe, und doch will das Tieck'sche Mährchen diese Gränze ziehen, und hat in den Uebergängen, also nicht in der Ununterschiedenheit beider Elemente, der Wirklichkeit und der Traumwelt, seine Pointe. An sich sind die vielen kleinen Elfen des Bildes wundeeschöne Kinder, heerlich als Einzelne, wie in der Gruppirung zu einander. Das neuere Bild von Steinbrück hat ebenfalls schöne kleine Gestalten, oben in der Nische die Verklärten, unten in der Grotte der Dichter, äußerst fein und nett gedacht wie ausgeführt. Steinbrück kennt die Idee der Schönheit auch nur als Begriff der Anmuth und Niedlichkeit. Dabei strotzen seine Bilder von Fleiß und sorgsamer Pünctlichkeit. Aber sie sind eben deshalb mehr gepinselt als gemalt. Dies ist wiederum duechaus düs-



Digitized by Google

seldorfisch. Lessing malt schon anders, er setzt mit drei Strichen die Farbe hin, wie sie sein soll und ist; Steinbrück gehört zu denen unter den Düsseldorfern, welche Pünctchen an Pünctchen setzen, die Farbe so oft übergehen, bis sie endlich die Sache getroffen und das Leben nachgezirkelt haben. Darum bringen sie's nicht über die Niedlichkeit hinaus. Ein specieller Uebelstand für das in Rede stehende Bild von Steinbrück ist die Schwere, die dadurch ebenfalls entsteht, trotzdem das Feine und Zierliche erstrebt wird. Der Wald namentlich ist eine lastende Masse im Bilde, ganz dem widerstreitend, was der Künstler in der Idee seiner graziös und luftig erdachten Gruppen wollte. Der Schimmel in der untern Scene ist wie alle düsseldorfer Pferde ein hölzernes, mit Kalbsfell überzogenes Schaukelding; und die Reiterin darauf sitzt falsch. Da die Düsseldorfer nicht mit lebendigen Pferden in die Schule gehen wollen, so sollten sie wenigstens von Rubens lernen, wie Pferde sich tragen, sich halten und sich fühlen. Im Pferde steckt so viel Element der Schönheit, daß, wenn Italien scherzhafter Weise seinen Gurken-Raffael hat, ein Pferde-Raffael noch weit denkbarer wäre. Ich weiß nicht, wer in Deutschland außer Krüger in Berlin ein Pferd zu malen versteht, von den Düsseldorfern keiner, selbst Lessing nicht. Man erinnert sich seines großen Crayons von einer früheren Ausstellung in Leipzig: Kaiser Rothbart zu Roß mitten im Schlachtgewühl; — aber sein Pferd schwamm, es sprang nicht, es hatte nicht in den Knochen und Muskeln die Energie der losgelassenen und doch gebändigten Federkraft. Franzosen und Holländer wissen Pferde zu malen, weil sie überhaupt kecker und geschickter ins Leben greifen, es kennen und bewältigen. Ob das Talent auf dem Kothurn oder auf dem Soccus steht, ist gleichviel, wenn es nur entschieden wirklich Lebendiges erfaßt, wenn es nur versteht, was es will. — Man kann von dem interessanten Bilde, das Julius Schrader geliefert, Kaiser Heinrich den Vierten darstellend, wie er gezwungen wird, der Krone zu entsagen, auf keine Weise behaupten, es gebe die Wirklichkeit und Wahrheit eines großen historischen Actes. Wir lernen in diesem Künstler ein Talent kennen, das zu begrüßen ist; schon daß er sich an die Historie deutscher Thaten und Personen wagt, ist Bürgschaft von edler Kraft, da noch immer Keckheit dazu gehört, um in Deutschland deutsch zu sein. Der unglückliche Fürst, ein Opfer des eigenen Wankelmuthes und der Tücke Roms, sitzt in der Mitte des Bildes, das greise, dünnbehaarte Haupt gesenkt, unsicher hinaus blickend ins Weite, während die Rechte noch die Krone, die er lassen soll, umklammert. Links der sitzende Prälat, ein ruhiger Vollstrecker des päpstlichen Willens, hat schon das Kissen erfaßt, auf dem die Krone ruht. Rechts im Vorgrunde steht ein rothköpfiger Kirchenfürst, mit befehlerisch vorgestreckter Faust und mit der ganzen krausstirnigen und lippentrotzigen Brutalität der anmaßlichen Kirche Gottes. Rechts, mehr im Hintergrunde, lauert ein gelbsüchtiges Jesuitengesicht, mit gekniffenen Augen, wie sie die italienische Kirche zu machen pflegt wenn sie den Diplomaten spielt. Der grüne Handschuh, auf den sich das Kinn stützt, so nah der gelben Gesichtshaut des Priesters, verräth eine gute Kenntniß der Farbeneffecte. Diese beiden Figuren, die Kirche Roms als Diplomatie und als plumpe Dreistigkeit vertretend, sind genügend, um Julius Schrader als ein Talent von Bedeutung festzustellen. Das Gesicht des Kaisers ist mit außerordentlich seiner Sorgfalt ausgemalt, ist aber ein Stubengesicht von heute, nicht von der Gewalt der Leidenschaften gebrochen oder abgemüht, sondern von den Strapazen der Kultur mürbe geworden. So hat auch die ganze Gruppe, weil nichts darin die Größe des Actes zur Erscheinung bringt, keine entschiedene Wirklichkeit, sie ist eine Theatergruppe, und zwar wie sie von Hoftheatern, die viel Kosten auf die Toilette zu verwenden haben, in Scene gesetzt wird. Auf das viele Bimbam im Costüm des Kaisers und des Prälaten ist viel zu viel peinliche Emsigkeit verwandt. Es ist alles im Bilde wie durch die Lupe gemalt, die Barthaare, kaiserliche wie hierarchische, sind so fein wie das Fell vom Seidenhasen. — Fast möchte man glauben, die Düsseldorfer könnten von dieser fast weiblichen Sorgsamkeit in Arrentuirung kleiner Zuthaten nicht lassen. Sie würden in dieser Weichlichkeit nicht ferner schwelgen und versinken, rafften sie sich auf, sprängen mit ihrer Kunst kecker in die Welt und holten ihre Scenen und Gestalten sich dreister aus dem Gewühl des Lebens hervor. Ein frisches Talent, das sich zu ihnen hält, mag ihnen das selber bethätigen. Es ist H. Ritter, aus Canada gebürtig. Er hat ein Bild und ein Crayonblatt geliefert, und in beiden kündigt sich mit freien fröhlichen Kräften ein überaus glücklicher Kopf an, der sich im bunten Leben tummelt und seine Anschauungen mit Uebermuth von sich schüttelt, während Fleiß und Bedachtsamkeit ihm ungesucht zur Seite stehen und ungesehen getreulich helfen. Der Aufschneider nennt sich das Oelbild. Eine Wirthshausstube voll englischer und französischer Matrosen auf einem jener Küstenplätze, wo sich chaotisch Menschen aller Zonen zusammendrängen. Man

braucht nicht aus Canada gebürtig, man braucht nur eine Zeit lang Hamburger zu sein, um die Poesie eines solchen Weltgewühls zu fühlen. Säßen die Düsseldorfer in solcher Weltstadt mit dem Hinblick aufs Meer, sie hätten sich anders entwickelt. Und nicht blos als Decoration und Masse, als Individuum ist der Matrose für den Künstler ein Wesen voll Poesie. Der Verkehr mit einem Elemente, das die Majestät des Löwen mit der Tücke des Tigers vereinigt, hat ihn vom Zusammenhange mit dem sichern und schlaffen Binnenlandleben gelöst. Er hat dem gewissen Tode so oft ins Antlitz geschaut, daß die überwundenen Todesgefahr ihm fast die Ruhe einer großen, immerdar gefaßten Seele aufnöthigen. Auf nichts mit Zuversicht gestützt, in sich selbst gefugt, eine Welt für sich, so steht er da und hat sich abgefunden mit allen Dämonen. Macht er eine Episode auf dem Lande, so hat er die gigantische Lustigkeit eines frevelhaften Fürsten, der heut sein Königreich verspielt, weil es ihm morgen nicht mehr gehört. Nimmt man dazu die Eindrücke so vieler Zonen, die wie Mährchen an seinem Wesen hängen, so muß man sagen, der Matrose ist ein Inbegriff pikanter Poesie, wenn nur die Pinsel danach ist, ihn zu fassen. Ritter hat Mehrere dieser Art in eine lebhafte Gruppe gebracht. Es sind drei Männer mit den englischen Farben, die sich in der Gruppe vorn entfalten. Einer liegt auf zurückgelehntem Schemel rückwärts ins Bild hinein, sein grober Stiefelabsatz stemmt sich in den Boden, und er lacht uns dämonisch ins Angesicht wie eine gutmüthige und großartige Bestie. Links sitzt ein denkender Mensch, ein Obersteuermann, der die Zeitung fortlegen will und ernst heiter schmunzelt. Ein hübscher Franzose, ein studirter Untersteuermann, in blauer Jacke und schwarzbetafftetem Hut, mit glänzenden dicken Locken, ein olivensaftiges Antlitz mit blinkenden Ringen im Ohr, sitzt auf dem Tische, in die Gruppe geschoben, und wendet sich nach der Scene um. Hinten ein Soldat, hochstehend, aufmerksam gespannt. Noch weiter hinten grübelt ein alter schlumpriger Matrose mit der knotigen Hand in der Westentasche; die runde Wiehln steht neben ihm harrenden Blicks. Rechts, zur Gruppe gehörig, ein Jagdmann, der halb hinhorcht und wie mit getheilter Seele nach einer Prise greift. Köpfe und Gestalten rings herum als Füllsel. Der Mittelpunct von Allen aber, ein Genie der Matrosenwelt, sitzt vorn hoch oben, ein köstlicher Rothkopf in rother Jacke, das Gesäß auf dem Tisch, die Füße überschlagen auf dem Stuhl. Er zählt eben leuchtenden Blicks die Hauptpuncte seines wunderbaren Abenteuers an den Fingern auf. Der geniale Kerl glaubt selbst an sein Mährchen, aber der Dämon gibt ihm doch einen Anstrich von Gaunerei, der ihn erhaben macht über die Dupes um ihn her. — Das ist das Oelbild von Ritter. Sein Crayonblatt hat die Bezeichnung: Deutschland in den neunziger Jahren. Mittelpunct der tumultuarischen Scene ist ein General der Republik Frankreich, mit verwundetem Kopfe, mit der bäurischen Entschiedenheit und der ganzen spartanischen Gemeinheit jenes Spartanismus. Er scheint Rekruten zu pressen, ein Haufe Soldaten und deutsche Bauern umdrängen ihn lärmend. Höchst erfinderisch in Gestalten und Motiven ist das Stück.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Dresden.

[Literatur und Gesellschaft.]

Mit dem scheidenden Sommer scheidet allmälig auch das fremde Element wieder aus unsern öffentlichen und geschlossenen Gesellschaftskreisen; doch beschließen manche ruhebedürftige, contemplativ gestimmte Geister, als Inquilinen den Herbst oder Winter hier zuzubringen, und auf diese Weise gibt es eine Art alter Garde von Fremden hier, welche sich beständig recrutirt. Man findet unter ihnen Touristen aller Farben und Nationen, und manchen Charakter, an dem sich bedeutende historische Erinnerungen auffrischen lassen. So lebt z. B. hier ein Professor, der lange in Moskau sich aufhielt, und, als gebohrner Franzose, bei der Einnahme der Stadt 1812 von Napoleon wider Willen zum Leidtragen darin als Intendant de quartier ernannt wurde. Nach der Herstellung der russischen Obergewalt mußte er für diese erzwungene Treulosigkeit 16 Monate lang in einem unterirdischen Keller büßen, aus dem er nur schwer, durch Vermittelung seiner hiesigen Verwandten bei dem russischen Gouvernement, befreit wurde. Von allen Mitteln entblößt, kehrte er nach Dresden zurück, gewann jedoch bald ein ansehnliches Vermögen, und verbringt nun hier, versöhnt mit seinem Schicksale, in den angenehmsten Verhältnissen, unter Friede und Wohlthun, den Abend seines bewegten Lebens. — Was ich jüngst über die hiesigen gesellschaftlichen Verhältnisse bemerkte, hat von zwei Seiten her öffentliche Rüge gefunden, und doch meldete ich nur Wahres. Es gibt in der That nur zwei größere häusliche Kreise, in denen sich der wahre Begriff der Gesellschaft in der Emancipation der Individualität darstellt, wo Jeder, ohne Rücksicht auf äußere Verhältnisse, die Anerkennung findet, welche er auf seiner sittlichen und geistigen Bildungsstufe in Anspruch nehmen darf. Von sogenannten geschlossenen größeren Gesellschaften lernte ich die der „Albina" kennen, und gestehe, daß mich hier ganz der wohlthuende Geist der Humanität umfing, den jene als Princip gültig gewordene Ansicht hervorruft. Jeder Gebildete hat als Gast oder Mitglied Zutritt und findet leicht für die eine und andere seiner Sympathien warme Ansprache, während der vereinzelte Dresdner von dem Fremden gewöhn-

Digitized by Google

lich der Verschlossenheit und Gemüthlosigkeit angeklagt wird. Wer namentlich aus dem gastlichen, herzigen und fröhlichen Oesterreich herüberkommt, mag den farblosen Typus der hiesigen öffentlichen Gesellschaftszustände freilich schwerer empfinden, als wer den Norden verlassen hat. Uebrigens ist mein im Allgemeinen abgegebenes Urtheil schon seit lange von jedem Nichtdresdner festgestellt, und ich wäre um Gründe für seine Rechtfertigung nicht verlegen; ihre Mittheilung aber würde mich für diesmal zu weit führen. Man muß hier leben, um die große Theilnahmlosigkeit an Welt- und Literaturbewegungen für möglich zu halten, und zwar in der Hauptstadt eines Landes, wo seit einem Jahrzehend sich im Allgemeinen soviel erfreulicher öffentlicher Lebensgeist zeigte. Aus solchem Indifferentismus ist es aber zu erklären, daß ein paar Repräsentanten publicistischer Bestrebungen der Gegenwart, wie Theodor Mundt und Arnold Ruge, hier fast ganz isolirt leben. Weshalb der Letztere sich mit seinen Jahrbüchern nach Dresden, aus dem „Preußischen ins Deutsche", wie er sagte, geflüchtet, ist eigentlich nicht wohl zu begreifen, insofern man dort nur den hallischen Titel seines Journals nicht gestatten wollte, übrigens aber das Heldenthum des philosophirenden Liberalismus in seiner Wirksamkeit als deutsche Jahrbücher keineswegs durch preußische Regierungsprincipien zum Märtyrerthum geworden wäre. Es wird Zeit, daß die Morgendämmerung endlich entscheidende Lichtmassen zur Consolidirung der Ansichten heraufführe, während seit einem Jahre die Streiflichter der königlichen Gnade nur unsichere Blicke in die dunkle Zukunftsferne thun ließen. Bezüglich der Literatur erscheint mir als Morgenröthe die in Berlin durch Ministerialbeschluß endlich aufgehobene Beschränkung der bekannten fünf Schriftsteller, welche noch zu der polizeilichen Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands gerechnet wurden. Daß die Aufhebung der Strafmaßregel gegen dieselben so schwierig war und so spät erfolgte, muß gewiß Jeden befremden, der mit offenem Auge dem jüngsten Entwickelungsgange der Literatur folgte, oder auch nur Th. Mundt's Aufsatz über die Geschichte des jungen Deutschlands im vorjährigen „Freihafen" gelesen hat. Längst hatten sich die Ansichten des Publikums über die angeblichen Intentionen des Fünfecks gelichtet, in welchem Heine nie mit einem klaren Principe heraustrat, während Meister Ludwig Tieck vor einem Jahre bekanntlich in seiner „Vittoria Accorombona" mit goldenen Lorbeern überschüttet wurde, daß er, sich selbst untreu, das sociale Problem der „freien Frau" mit der ganzen Lüsternheit der alten schwelgerischen Ueppigkeit auf die Spitze trieb. Wie dem auch sei, die preußischen Sterne scheinen, dem Aufhebungsacte jenes Bannes zufolge, günstig über der Literatur zu stehen, und vielleicht findet unter diesen und noch zu erwartenden Umständen Dr. Mundt seine Rückkehr nach Berlin angemessen, wo eine so gediegene Kraft, wie die seinige, wohl nimmer überflüssig sein kann. Da ich mal von der Literatur sprach, will ich den Faden noch ein wenig weiter spinnen. Dresdener Literaturzustände zu schildern ist an sich unmöglich, da es keine gibt; nur an literarische Persönlichkeiten läßt sich die eine und andere Bemerkung knüpfen. Dazu lebt hier wieder eine alte Gabe der Literatur, wie ich es vorhin von den Fremden bemerkte. Eine ganze abgeschlossene Epoche, die Epoche vor 1830, wird nämlich von einigen lyrischen Dichtern und Erzählern repräsentiert, deren Namen wohlbekannt, aber für die Gegenwart nicht mehr von Geltung sind, nachdem auch das Feld der belletristischen Literatur nicht mehr eine Blumenwiese geblieben ist, auf der man gelegentlich ein Sträußchen und Kränzchen, ein Gedichtchen oder Novellchen, zusammenwindet. Auch hier wird bekanntlich gekämpft wie auf den reinen Wissenschaftsgebieten; auch das belletristische Allerweltsterrain soll als Besitzthum der neuen Zeit von den Einflüssen einer verschollenen Epoche losgestritten und zu einem Saatfelde feuchtbringender Ideen umgewandelt werden. Nur daß die eine und andere an positiven Zuständen, Situationen und Charakteren, an einer ganzen in sich abgeschlossenen Handlung lebendig und populär werde, darum cultiviren wir die Fabel und ihren ästhetischen Rahmen; denn über die Kunststufe bloßer Bilderlust ohne ein höheres, vergeistigendes Princip ist man hinausgekommen. (D. F. f.)

## Notiz.

[Novellistik in den „Weltgegenden".]

Von der neuen Vierteljahresschrift, die Leopold Schefer als Chlodwig (Cottbus bei Meyer) herausgibt, war schon in unseren Blättern die Rede; über Schefer's „göttliche Komödie in Rom," die zu den bedeutsamsten Erzeugnissen deutscher Romandichtung zu zählen ist, werden wir unter der Rubrik deutscher Romane ausführlich berichten. Hier weisen wir auf Bernd von Guseck hin, als einen trefflichen Novellisten, der die Reife der Erfahrung mit der Kenntniß des Salonlebens, zugleich aber auch mit der ganzen Bildung unseres Jahrhundertes zu vereinigen scheint. Wir lasen seine Novelle „der Einsame," im ersten Bande der Weltgegenden, ein ausgezeichnetes Stück wahrhaften Lebens, wie es in Deutschland selten, in Frankreich von Balzac geliefert wird. — Die geschichtliche Novelle: „Maria Mancini", von Caroline von Braunthal, ist stümperhaft gearbeitet, ohne Sinn für die Historie, ohne Kenntniß der Menschennatur in einem verwickelten Drang, wie es sich hier gestaltete. Es ist jene Mancini, die Nichte des Kardinals Mazarin, die der Oheim zur Gemahlin seines Königs zu befördern gedachte. — Wir lasen auch eine Novelle: „Die Nonne", von Chlodwig. Sie spielt in der Gegend von Kloster Neuzelle, Schefer's lausitzer Heimath, und ist sehr chronikartig, im Styl altmodisch gehalten, ohne besondere Ausführung und Auszeichnung der Zustände und Gestalten. Von größerem Werth ist von Schefer die rührende Geschichte, die er „Galanterie" überschrieb, im zweiten Bande der Quartalschrift. Von Fr. M. v. W. (Frln. v. Wolf?) finden wir dort eine Novelle: „André", von Ernst v. Münch, eine altitalienische Novelle neu erzählt: „die Rache des Ehemannes". — Die Wallfahrt zu Petrarca's Grabe ist angeblich von Pandira, hinter welchem Namen sich ebenfalls Schefer zu verstecken scheint. Sonst enthalten noch beide Bände, Ost und Süd benannt, Gedichte von Duller, Bechstein, Peters, Sallet, Morning und von Schefer-Chlodwig.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 200. — den 12. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die leipziger Kunstausstellung.

(Fortsetzung.)

Angekauft hat der leipziger Verein von diesen Sachen der Düsseldorfer nur ein kleines Stück von Achenbach, wie ich sagte. Die Bilder zweier Leipziger, ein Einzug Christi in Jerusalem von Hennig, sauber und fleißig, aber etwas pedantisch gemalt, und David und Jonathan von Lasch, auch mit sorgfältigem Pinselstrich und von guter Zeichnenschule, sind wahrscheinlich mit einer Rücksicht, die den eingebornen Stadtkindern galt, vom Verein zur Verlosung angekauft. Von Dresdnern brachte der Verein ein Feuchtstück von Wenzel und ein kirchliches Architekturbild von Hauschild an sich. Außerdem die wohl schon früher bekannte ungarische Kaffeehausscene von Rustige in Frankfurt a. M., und endlich ein Stück ersten Ranges, eine Landschaft vom genfer Calame, die einen Felsensturz im Haßlithale an der Grimselstraße im Canton Bern mit aller Wärme und Macht der Farben und des Pinsels darstellt.

Von Franzosen sind wir diesmal weniger reich bedacht. Von Poittevin haben wir eine Küstengegend, von Roqueplan mehrere Umgegenden von Paris, durchaus schlecht, ohne alle Sympathie für Landschaftsleben, ohne allen Sinn für Laubgrün und Vegetation. Auch von Watelet eine Landschaft, von Gudin eine Marine, von Villeret das Innere der Barfüßerkirche zu Gent, und ein zweites Blatt, das uns interessiren muß, weil es einen deutschen Gegenstand hat, das königliche Schloß zu Berlin, von der Burgfreiße aus genommen. Das beste französische Stück dürfte von Fleury sein, ein hübscher brauner Mädchenkopf, leidenschaftlich klug und echt national. — Offenbar unter französischen Einflüssen hat ein junger Maler aus Weimar sein großes tüchtiges Bild entworfen und ausgeführt, das uns Arnold von Melchthal vor seinem geblendeten Vater darstellt. Die braune Schattengebung der Franzosen ist hier mit Glück benutzt, oft zu dreist vielleicht, oder als etwas Erlerntes, worin man übertreibt; unter anderm ist das Bleiche im Gesicht des knieenden Arnold fast gummifarbig, und die braunen Züge des Alten mit der Augenbinde etwas mumienhaft. Das entschiedene Leben des activen Momentes ist glücklich erfaßt, es steht keine düsseldorfer Trauer um den Greis, die Neugier und die Wuth, der starre Schreck und der bittere Grimm stürzen herbei und sehen den nicht mehr Sehenden; selbst das Mädchen mit verhülltem Gesichte weint energisch in ihre Hände, die ganze Gestalt schluchzt und nur die physische Stärke hält sie aufrecht. Nur der Hund, der die Füße des Greises leckt, übernimmt die Elegie im Stücke. Entschlossen auf eine That der Zukunft sinnend steht links im Bilde eine köstliche Heldengestalt, nationell schweizerisch, ein wirklicher Mann, dem die Kleider etwas zerzaust sind, weil er keisch zugeeift, wo es gilt. Ein kräftig Weib lehnt sich an ihn. Tell und sein Weib können nicht besser hingestellt werden.

Sollen wir noch bei deutschen Malern verweilen, so nennen wir zwei Hamburger, Hardorff mit einem

Seestück, an dem uns freilich die Wolkenformation mißfällt, und Sander mit einem köstlichen Seesturm. Ein Wiener, Waldmüller, hat eine Heerde Dorfschulkinder gemalt. Der Präceptor steht im weiß- und blaugestreiften linnenen Kittel am Pfeiler des Hauses, mit erhobenem Zeigefinger die Kleinen bedeutend, deren lärmendes, lachendes und heulendes Gewühl sich zum Hause heraus und von innen die Treppe herunter wälzt. Es sind prächtig genährte Gesichter, prall und naturfrisch, einige voll schreiendem Trotz, andere beschämt, die Mehrzahl pausbackig jubelnd, weil der alte Halbgott im blauweißen Kittel, der Pedant, der ihren Jupiter spielt, eine milde Censur erließ. Einige Köpfe, Bursche und Mädchen, sind zu Duetten zusammengerückt, schäkernde Erstlinge in unschuldsvoller Neigung. Die Menge der Gesichter ist staunenswerth, da man nirgends Monotonie wahrnimmt. — Eine Art von Pendant dazu macht ein Bild vom dresdner Hanzsch, einen Rundgesang darstellend, wo Küster und Bauerjungen singend vor dem Hause stehen. Es macht nicht das Glück, wie jenes, ist auch absichtlicher charakterisirt und weniger naiv. Daß die Dresdner auch anfangen möchten zu düsseldorfern, zeigt ein Bild von Peschel, gefangene Juden darstellend. — Von berliner Gemälden heben wir Eleholtz's Mädchen auf der Wiese hervor, ein kleines Stück von verdienstlicher Charakteristik. Ludwig Hermann in Berlin sandte fünf nicht unbedeutende Darstellungen, meistens Strandgegenden, theils heimathliche von der pommerschen Küste, theils italienische oder französische; den Preis möchten wir seinem Abend an der Küste von Rügen zuerkennen. Professor Kolbe, unbegreifliches Mitglied der berliner Akademie, gab drei Stücke, und war wieder unbegreiflich miserabel in einem König Lear. Kramer's letzter Labetrunk bestätigt den Hang der Berliner zur Misère; es ist der letzte Act eines Menschenlebens nicht leicht trivialer erdacht als in diesem Bilde, von der technischen Ausführung abgesehen. Ein Pfannenschmidt in Berlin, wie der Name eines Künstlers ist, macht Miene, die affectirte Zimperlichkeit, die sich auch als ein Zug des Berlinerthums ergibt, in der Malerei zu vertreten, wenn der junge Anfänger so fortfährt, wie er mit seinem „verirrten Ritter" begonnen; sein Pinsel ist so gut ein verirrter Ritter als sein Ritter ein Pinsel. Die böhmische Frühmesse, die A. v. Rentzell in Berlin gemalt, ist ein lebendig aufgefaßtes Bild, etwas zu grell vielleicht, und, dem Hange der Berliner gemäß, fast an Parodirung des Themas streifend. Schirmer's Dom zu Meißen ist eine sehr werthvolle Arbeit. Julius Baumann's vier Scenen aus dem italienischen Leben sind interessante, pikante Leistungen; vor allen der Saltarella-Tanz im Costüm der römischen Campagna. Auch Pistorius hat unter seinen zwei Bildern eine römische Volksscene gegeben, einen öffentlichen Schreiber, dem ein derbes Liebespaar seine Absichten und Wünsche dictirt. Die spitze Entschiedenheit, womit Pistorius seine Pointen accentuirt, ist zwar raffinirt berlinisch, mithin das hier bezweckte Nationalelement nicht ganz treffend, aber seine Bilder sind immer voll Esprit, voll Witz und Erfindung. — Unter den Süddeutschen ist ihm Lorenz Quaglio als witziger Genremaler an die Seite zu stellen; nur ist dieser, wie auch diesmal in seinem Fischhändlee, mehr gemüthswitzig als von scharf zugeschnittenem Esprit, wie Pistorius. An Quaglio reihen wir einige andere Münchner. Schönfeld gab ein werthvolles Stück: Limburg an der Lahn. Teichs lieferte ein schon dem Umfange nach bedeutendes Bild: Kreuzfahrer befreien Christen aus den Händen der Korsaren. Auch in einem zweiten Quadro, wo er Heinrich den Löwen zur Hauptfigur nahm, hat sich Teichs auf das kriegerische Heldenthum in der Romantik geworfen. Seine Bilder verrathen eine ausgezeichnete Zeichnenschule, die Gruppen sind vortrefflich geordnet, schöne Gesichter, schöne Leiber, vortheilhafte Stellungen und Fügungen, und doch läßt alles kalt, wie das ganze baierische Wesen; es fehlt der Drang der Nothwendigkeit, das Feuer der Ursprünglichkeit, es ist alles schön gemacht. Von Prunner in München haben wir eine Gebirgslandschaft, ebenfalls kalt und decorationsmäßig. Von Friedrich Volz: Stier und Hirt unter einem Baume, ein schönes Viehstück, nur ist der Stier, der seinen Hals am Stamm scheuert, zu coquett.

Wir haben manches gute deutsche Bild noch unerwähnt gelassen; aber in der Kürze drängt sich unsere Betrachtung zum Schluß noch auf die Holländer, die in hellen Haufen nach Leipzig zu Markte herzogen. Diese Holländer sind noch immer groß in ihrer Sphäre, selbst wenn diese ihre Sphäre nichts weniger als groß ist; sie sind noch immer bedeutend in ihren künstlerischen Mitteln, selbst wenn sie dieselben auf keine bedeutenden Kunstzwecke verwenden. Ich habe schon mit einer Art von Entzücken von Verboekhoven's Hammel gesprochen, und dies Entzücken wird Jedermann theilen, der neben der aristokratischen Bestie, die sich Mensch nennt, auch den demokratischen Hammel für berechtigt halten kann, Gegenstand zu sein. Man verzeihe die Aufregung, in die mich der Hammel versetzt. Wie köstlich ist die fette, lockere Wolle die-

Digitized by Google

ses auserlesenen Geschöpfes, das unter den Seinigen vielleicht auch wieder den Aristokraten spielt. Man möchte in seine Weichen greifen und trinken die athmende Thierwärme zu fühlen; man braucht nicht Schafzüchter zu sein, um hier den vollen Werth des Lebens auch unter Brüdern anzuerkennen. Und wie köstlich die tiefsinnig edle, ehrlich wackere Physiognomie dieses schwarz und weißscheckigen Hammelsantlitzes, man möchte sagen ein wohlgetroffenes Portrait, nicht sprechend, aber blökend ähnlich. Es ist nicht nöthig, an Seelenwanderung zu glauben, und man kann sicher annehmen, daß dieses Hammelsantlitz, Wohlgeboren, auf mancher nur zweibeinig gestützten Schulter sich durchaus wie auf seiner rechten Stelle fühlen dürfte. Mancher deutscher Denker, der die Wahrheit nur immer in der Wirklichkeit sucht, würde dann an diesem Hammelskopf, stände er auf zwei Füßen, zum veritablen Viehlosophen werden. — Wir sind auch sonst noch reich an Vieh. Einen prächtigen Stier lieferte Ryk; Van den Sande Bakhuyzen eine Landschaft mit Kühen und Schafen, Quispel desgleichen, Verschuur eine Landschaft mit Pferden und ein Wettrennen. Van Ostaeyhoudt, ein Holländer, der in Dresden lebt, hat in zwei Stücken Vieh geliefert, das fast zu glatt und zu wohlerzogen schrint. An Landschaftern stellen sich noch Koster, Moerenhout, Moermann, van der Stoenen, mit tüchtig gearbeiteten Stücken in Reih und Glied. Ob Schönberger in seinem Bilde vom livorneser Golf italienische Natur und italienische Mondbeleuchtung richtig gefaßt hat, bin ich mit mir uneinig geblieben. — Nayen und Lämme, zwei Amsterdamer, spielen eine vierhändige Sonate und geben uns mit ihrer Darstellung eines Gewitters im dichtverwachsenen Wald den Uebergang zum Genrestück. Die Situation einer Frau, die sich unter den Baum flüchtet, wie hier im Bilde, ist schon sehr oft dagewesen, allein an sich ist die kräftige Gestalt des Weibes vortrefflich. Von Ghesquière in Gent haben wir eine sehr gelungene Schenkscene. Von Eeckhout ein Genrebild und eine Scene im haager Waisenhause, wo die jungen Mädchen auf die Vorlesung aus der Bibel horchen, und horchen müssen. — Von Louis Somers in Antwerpen besitzt der leipziger Verein für ein zukünftiges städtisches Museum bekanntlich ein höchst werthvolles Historienbild: Cromwell in seinem Gemach, über die entdeckte Verschwörung gegen seine Person brütend. Dies großartige Bild haben wir seiner Zeit charakterisirt; kein Durchreisender sollte versäumen, sich vor diesem Bilde mit einem der ausgezeichnetsten Maler unseres Zeitalters bekannt zu machen. Aller Schwung zum Großartigen, alle Erhebung zur Strenge und zur Hoheit historischer That sei möglichst zur Anerkennung gebracht, je seltener unsere Zeit in seinen Talenten und Leistungen Züge davon liefert. — Für diesmal hat Somers zwei kleinere Stücke gesandt. Die Ruhe nennt sich das eine ganz kleine, hübsche Bild, wo Vater und Sohn, Handwerker ihres Standes, nach vollendeter Mahlzeit links und rechts an die Wand in Schlaf gesunken sind. Das andere ist eine Klosterscene. Mönche theilen an armes Volk Brot und Früchte aus. Ebenfalls ein sehr gemüthiges Bild; die Figuren aus dem Volke haben so viel ehrliche Pietät für die Spende der Gabe Gottes, und dem Maler ist es Ernst mit dieser Eintracht zwischen der Kirche und der Armuth. Das Gesicht der alten gläubigen Frau und die Figur des rechts sitzenden kranken Jungen, dem man ansieht, daß er sich die Beine lahm gelaufen, um nach dem Kloster zu eilen, sind vorzüglich schön, weil sie wahr und eben so ergreifend wie ergreifend sind. —

(Der Beschluß folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Literatur und Theater.]

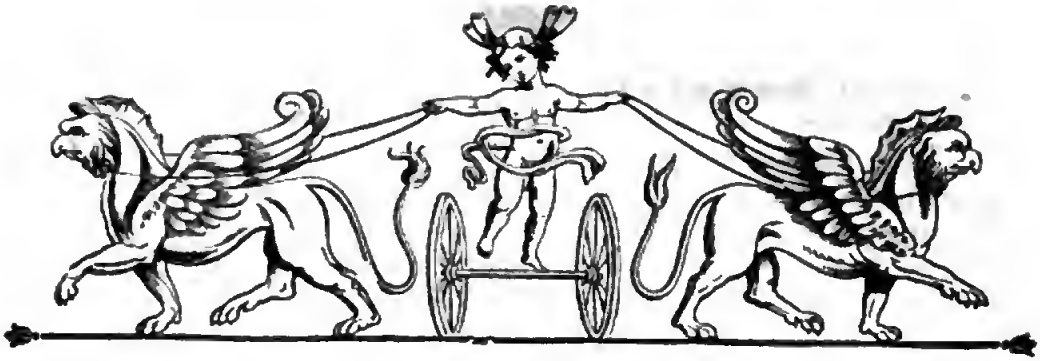
Im engern Sinne ist die Poesie allerdings sich selbst Zweck, dadurch aber nicht losgelöst von den großen Kreisen der geistigen Bewegung, worin es die Mission der Schönheit ist, die Trägerin der Wahrheit zu werden. Ueber dergleichen Ansichten schütteln nun jene Heeren der Alexandrinischen alten Garde die Köpfe oder belächeln sie wohl gar. Sie glaubten nicht an eine Zukunft der Poesie, welche sie noch erleben könnten, ohne selbst darin eine Geltung zu haben. Sie hatten die Zeit aufgegeben, und somit gab die Zeit sie wieder auf. Das war ganz in der Ordnung; denn die geistigen Naturgesetze lassen sich so wenig wie die physischen ungestraft verletzen. Sie hatten gelebt, aber nicht gestrebt, oder das Streben vorzeitig abgeschlossen, weil sie fertig zu sein glaubten. Das aber ist Niemand, wenn er auch Methusalem's Alter erreichte, und wer es nie zu sein glaubt, kommt am weitesten. Der wahre Dichter bleibt ewig jung im Geiste seiner Zeit, daher kann er der Vergessenheit nie anheimfallen, wie Jene, deren Stillstand in den neuen Ideenkreisen zum Rückschritte wurde. Mehrere von ihnen sind schon von der Erde geschieden, wie Tromlitz und Gustav Schilling; die noch Lebenden aber sind in Form und Idee, insofern sie noch productiv auftreten, so veraltet, schwerfällig und entschieden ungenießbar, daß sie sofort erkannt werden, auch wenn sie unter fremdem Namen schreiben. Von diesen älteren Erzählern zu den jüngern, welche in ihren Productionen eine Grundidee geltend zu machen und durchzuführen suchen, bildet Karl v. Wachsmann in seiner mit Glück verfolgten ethnographischen Richtung der Novelle einen gewissen Uebergang. Sein Talent als Landschafter und Poetraitmaler sichert ihm jenes zahlreiche Publikum, das sich in die sociale Speculation und in höhere Tendenzen nicht versteigt, und eben nur unterhalten sein will. Dabei ist es nun aber sehr anerkennenswerth, daß er

seine Stoffe aus Welt- und Sittengeschichte immer so zu wählen und zu durchdringen weiß, um dem Leser aus der gewöhnlichen Gedankensphäre eine Ausbeute positiver Kenntnisse auf den Weg zu geben. Vereinzelt in Richtung und Talent steht Julius Mosen; doch streben ihm in bestimmter Gesinnung Ernst von Brunnow und Julius Krebs nach. Mosen ist gegenwärtig mit einem größeren Romane aus dem modernen Zeitalter beschäftigt.

Jetzt zum Theater. Im recitirenden Schauspiele hatte das neue Haus während der diesjährigen Saison eben nicht bemerkenswerthe Gäste aufzuweisen; nur erst gegen das Ende des Septembers zeichnete sich Mad. Pollert vom Theater zu Riga in naiven Partien aus, und ward auch nach ihrem ersten Gastspiele sofort mit ihrem Gatten engagirt. Dieser ist indeß ein nur mittelmäßiges Talent für jugendliche Paetieen, dabei von schwachem Organe, übrigens aber von angenehmer Persönlichkeit. Unsere Oper hatte bekanntlich durch das Gastspiel der berühmten Unghee und des Tenoristen Moriani während zweier Monate für die einheimischen reisenden Künstlergrößen Ersatz gefunden, obgleich jene Signora uns nur noch eine schöne Ruine ihrer Stimme mitbrachte. Die außerordentliche Kehlfertigkeit und Schule, womit sie den schwindenden Zauber noch geltend zu machen und durch eine hinreißende Wahrheit des Spiels zu unterstützen wußte, rechtfertigte immer noch den großen Beifall, der ihr stets durch ein volles Haus bei jedem Auftreten, nach jeder Nummer und endlich beim Abschiede von unserm Theater und der Bühne überhaupt zu Theil wurde. Sie tritt bekanntlich als Madame Sabatier in den Privatstand zurück. Es war am 5. September, als die gefeierte Künstlerin in Donizetti's „Belisario" zum letzten Male auftrat, und der Abend gewährte außer dem seltenen Genusse ihrer herrlichen Leistung den noch seltenern der Abschiedsfeier eines so großen Talents von der langen glänzenden Bühnenlaufbahn. Mit dem Schlusse der Vorstellung erhob sich ein ungeheurer Jubelruf des Publikums; die Gardine flog empor, und ein Füllhorn von Blumen, Kränzen und Gedichten entleerte sich nach der Bühne hin zu den Füßen der dramatischen Gesangsfürstin. Sprachlos vor Rührung empfing sie alle diese Huldigungen, welche ihren Culminationspunkt in einem feierlichen Schlußacte auf der Bühne selbst fanden, indem die Damen Schröder-Devrient und Bauer, in idealem Kostüm als Musen der Tonkunst und Darstellungskunst auftretend, die Gefeierte unter angemessener Rede mit Lorbeern und Myrthen bekränzten. Wie man hört, wird Madame Ungher-Sabatier mit ihrem reichen Gatten den Winter über hier verweilen, und ihr Haus zu einem Sammelpunkte für künstlerische und literarische Notabilitäten der Residenz machen. Auch Herr Napoleone Moriani empfing an jenem festlichen Abende die reichsten Beifallsspenden für sein reizendes großartiges Talent. Auch er schloß mit „Belisario" den Cyklus seiner Gastrollen und reiste bald darauf, unter öffentlichem Danke für die ihm gewordenen Auszeichnungen, nach seinem Vaterlande ab, um noch den dort eingegangenen Kunstverpflichtungen zu genügen. Was ihn zunächst charakterisirt, ist der große Stimmfond, eine sichere, ungewöhnlich kernige Bruststimme, welche jeden einzelnen Ton in einer seltenen Rundung und Reinheit hervorbringt. Seine stattliche Persönlichkeit erhöht natürlich die Wirkung seines Gesanges in einer Weise, wie sie z. B. bei dem berühmten Wild und selbst bei Tichatscheck nicht denkbar ist. Indeß will meinem individuellen Gefühle Moriani's dramatischer Gesangscharakter doch nicht durchweg behagen. Er imponirt mir überall zu entschieden; er scheint noch nicht die ächt künstlerische Herrschaft über seine eben so schönen als gewaltigen Mittel erlangt zu haben, und forcirt oft, wo eine weise Mäßigung ungleich genußreicher werden müßte. Zwar ist bei ihm an eine Erschöpfung nicht leicht zu denken; er wird bei allem Aufwande der Stimme immer noch Kraft genug für die stärker zu markirenden Momente behalten; aber die ganze Gesangshaltung wird dadurch zu hoch getrieben, und gleicht einem Orkane, der Ohr und Seele fortwährend erschüttert, statt die Gefühlswellen abwechselnd auch sanfter zu bewegen, um dann mit desto mehr Emphase sie zum Höhenpunkte der dramatischen Krisis emporzutreiben. In einem Concerte des Violinvirtuosen Camillo Sivori, welches Moriani unterstützte, wollte er mir fast besser gefallen als auf der Bühne, und es entstand dadurch meine Ansicht, daß die Einzelnheiten seiner Leistungen an sich groß, schön und meist einzig in ihrer Art genannt zu werden verdienen, aber nicht immer im dramatischen Zusammenhange.

Ich wende mich zur eigentlichen Theaterchronik. Mit goldenen Lorbeern überhäuft sind unsere ersten Bühnenmitglieder an die Elbe zurückgekehrt, und wurden von dem heimathlichen Publikum mit Enthusiasmus begrüßt, namentlich die Damen Schröder-Devrient und Bauer, sowie Herr Emil Devrient. Weniger war dies bei Herrn Tichatscheck der Fall, der angeblich wegen fortwährender Heiserkeit die Aufführung der mehrmals angekündigten „Euryanthe" verzögerte, und auch unser langmüthiges Publikum endlich unwillig gemacht hatte, besonders als man erfuhr, er habe sich durch die Heiserkeit an seinen Lebensbewegungen außer der Bühne durchaus nicht hindern lassen, und nach seinen diesjährigen Triumphzügen auf und außer dem Continent, nur vorzugsweise in Meyerbeer's „Hugenotten", welche am 23. September gegeben wurden, sein Wiederauftreten möglichst glänzend gefeiert sehen wollen. Dies hatte er sich nun verdorben; man empfing ihn lau, während Madame Schröder-Devrient unter ungemessenem Beifalle vor ihm im „Fidelio" auftrat. Sie that es ungern, weil die Umstände dies einige Male nacheinander bei ihrer Wiederkehr zur Wintersaison zur Nothwendigkeit gemacht hatten; allein sie that es dennoch, um nicht, wie im Jahre vorher, wieder des Eigensinns und der Vernachlässigung des einheimischen Publikums angeklagt zu werden. — Ein Liebling des Publikums, Fräulein Anschütz, hat unter großem Bedauern die hiesige Bühne verlassen, und dürfte in naiven Partien nicht leicht gänzlich ersetzt werden, obgleich, statt ihrer engagirt, Fräulein Bayer, vom Hoftheater zu Hannover, sich für die Tragödie wie für das Conversationsstück bereits als eine sehr wackere Künstlerin bewährt hat. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 201. — den 14. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

Novelle von Johannes Rudolphi.

In den Salons des Banquier van der Muilen war eine zahlreiche, durch äußern Glanz wie durch den hoher und berühmter Namen gleich ausgezeichnete Gesellschaft versammelt. Der Banquier feierte den siebzehnten Geburtstag seiner einzigen Tochter Aurelie, welche, die strahlende Göttin des Festes, Augen und Herzen der jungen Männerwelt unwiderstehlich fesselte, wenn sie einer Sylphide gleich im Tanze dahin schwebte, oder holdselig lächelnd den Kreis überblickte, der sich in jeder Pause sogleich huldigend um sie bildete. Wie ihr dunkles, von langen Wimpern beschattetes Auge blitzte bei dem muntern Spiele des Witzes und geistreicher Laune, welches sie so trefflich zu wecken und zu beleben wußte, wie der kleine, frische Mund den Perlenschatz blendenden Elfenbeins zeigte, wenn sie heiter lachend die Schmeicheleien und Betheurungen annahm oder zurückwies, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurden! Wahrlich, Aurelia war schön, so schön, daß sie in W—, diesem weiten, prachtvollen Blumengarten weiblicher Anmuth, ohne Kampf und Widerspruch den ersten Preis in Anspruch nehmen durfte. Wo sie erschien, die Schöne, Reiche, Glückliche, da leuchteten andere Sterne nur matt und schüchtern, denn die Sonne überstrahlte diese siegend und im stolzen Bewußtsein ihres vollsten Triumphes.

Der Contretanz war geendet, die Musik verstummte und Aurelie ließ sich von ihrem Tänzer, dem jungen Baron Eugen von Walling, nach dem Divan geleiten, auf welchem ihre Mutter, eine runde, gemein aussehende Frau, überladen mit Gold und Juwelen und mumiengleich in schweren Atlas gewickelt, in lächerlicher Majestät und Würde thronte. Ihr zur Seite saß, schüchtern in die Ecke gedrückt, ein junger Mann, auf dessen interessantem, feingeschnittenem Gesicht Blässe und dunkle Röthe mit besorglicher Schnelle wechselte. Seine hellen, blauen Augen, sonst der klare Spiegel eines edlen Gemüthes, schweiften jetzt unstät und ruhelos von einem Gegenstande zum andern, und suchten wie bestürzt den Boden, als sie den heitern, Freude und Genuß athmenden Blicken Aureliens begegneten. Diese ließ sich unbefangen zwischen ihm und der Mutter nieder, und ergriff, als der junge Mann plötzlich aufzustehen Miene machte, lachend seine Hand.

„Was fällt Ihnen ein, Herr Stephani," sagte sie, „heut, wo mir Alles huldigt und der verschwenderisch gestreute Weihrauch mir den Kopf zu verrücken droht, wollen Sie mich fliehen? Was that ich Ihnen, daß mir die Demüthigung wird, von einem Dichter vernachlässigt zu werden?"

Der Angeredete blieb eine Weile stumm, dann fuhr er schnell mit der Hand über die hohe, gedankenvolle Stirn, und schien alle Kräfte aufzubieten, seiner innern Aufregung Herr zu werden.

„Wie, wenn ich eben über ein zartes Sonett oder eine hochfliegende Ode nachgesonnen hätte," erwiederte er



Digitized by Google

scheezend, „welche Sie feiern und Ihren Ruhm auf späte Jahrhunderte übertragen sollte?“

„Dann haben Sie meine vollkommene Verzeihung,“ sagte im gleichen Tone Aurelie, „obwohl ich Ihre Vertheidigung nicht unbedingt gelten lassen möchte, denn die Zeit ist leider vorüber, wo Frauenschönheit und Frauentugend das Ideal der Poeten waren. Wir sind zu unbedeutenden, keiner Beachtung werthen Geschöpfen geworden in den Augen unserer Dichter, welche sich jetzt kampflustig in die Wirren des Staats- und Gesellschaftslebens stürzen, Alles, auch das Geheimste, Heiligste mit Argusaugen durchspähend, Alles untereinander werfend, Alles zerstörend.“

„Man könnte in der That die Behauptung aufstellen, Deutschlands Gegenwart entbehre völlig der echten Poesie,“ setzte der Baron hinzu, einen Seitenblick auf Stephani werfend, der wieder trüb' und finster vor sich hinschaute. „Die Speculation hat den Gemüthern die Innigkeit und Unschuld geraubt, welche uns allein den Dichter in seinen Werken liebenswürdig macht; jenes vorwitzige Analysiren des im Herzen des Individuums wie in den socialen Zuständen als nothwendiges Geheimniß Ruhenden, jenes Berechnen und Reflectiren, welches man aus dem Gebiete der Philosophie in das frische, warme Leben und den idealen Ausdruck desselben, die Poesie, gewaltsam herübergezerrt hat, trägt die Schuld, daß wir zwar scharfsinnige Denker und Schriftsteller, aber, wenige Ausnahmen abgerechnet, keine Dichter haben. Die Productionen unserer Lyrik und Romantik klingen wie ein algebraisches Rechnenexempel mit Flöten- oder Guitarrenbegleitung.“

Aurelie zollte dieser etwas confusen Expectoration nichts desto weniger Beifall. „Bravo, Herr Baron!“ rief sie, „was Sie eben sagten, ist auch bei mir schon zur traurigen Ueberzeugung geworden. Als Frauenlob und Walter ihre Minnelieder sangen, wohnte ein sanfter, lichter Himmel in des Dichters Brust; jetzt herrschen dämonische Gewalten darin, die entfesselt nur Kampf, Scepticismus und Revolutionen über die Welt verbreiten.“

„So wäre die freundliche Muse zur verderbenbringenden Pandora geworden?“ sagte Stephani, den Aurelius lebhafte Rede aus seinen Träumereien geweckt hatte, „der Strom der Dichtung, aus welchem die Menschheit seit Jahrtausenden Wonne, Trost und Erhebung schöpfte, hätte sich in einen giftqualmenden Sumpf verwandelt? Nimmermehr! wenn die, vom Himmel mit seinem reichsten Geschenk Begabten sich nicht mehr weibisch sentimental in den Schatten säuselnder Eichen hinstrecken, umschwärmt von Schmetterlingen, Maikäfern und anderem Ungeziefer, wenn sie es müde geworden sind, fortwährend Sonne, Mond und Sterne, die Augen der Geliebten, den Rhein und die Tiber anzusingen — haben wir dabei wesentlich verloren? Ich behaupte das Gegentheil! Wem es Spaß macht, allabendlich seine Thränendrüsen afficirt zu sehen oder sich im Rebellande der Romantik mit, der Geschichte gestohlenen und zur Fratze verzerrten Berühmtheiten zu ergehen, für den hat ja der liebe Gott zwischen Berlin und Frankfurt am Main eine Unzahl gutmüthiger Gesellen ausgesäet, die es sich zur heiligsten Pflicht machen, so geistesarm und bändereich als immer möglich zu produciren. Die Zeit ist ernst, drängend, neugebärend; sie ruft ihre besten Kräfte, ihre würdigsten Söhne auf, die große Aufgabe unseres Jahrhunderts zu fördern: eine Reformation der socialen und intellectuellen Zustände, die Begründung der Alleinherrschaft des Gedankens! Darum lassen unsre Sänger ihre Saiten stürmischer erklingen, darum eilten unsere Geistesstellen unermüdet an dem morschen Pfaffenbau gehässiger Vorurtheile und sanctionirter Nichtswürdigkeiten, darum exorcisiren sie die abdrückenden Gespenster mittelalterlicher Helden, Juden, Schaefrichter, Jesuiten und andern gefährlichen Gesindels!“ (D. F. f.)

## Die leipziger Kunstausstellung.

(Beschluß.)

Nicht gleich glücklich arrangirt in der Erfindung scheint uns ein Stück von Schaepkens in Maestricht, das den unglücklichen, von der Höhe seines Ruhmes gestürzten Helden der neuen Welt, den erlauchten Christoph Columbus mit seinem kranken Sohn vor einem Kloster sitzend darstellt, während Mönche ihm Almosen bringen. Im Gesicht des großen Menschen liegt das ganze Ungemach der Verkennung, gestürzte Hoffnung und gesunkener Glaube an Gott und Welt. Das kranke Auge scheint halb leer geworden, weil ihm sein Stolz und seine Ehre von der Jämmerlichkeit der Menschen genommen ist. Die Gestalt des Alten ist jedenfalls bedeutend, aber die Situation konnte vom Maler interessanter erfaßt sein. — Von Wappers in Antwerpen sehen wir in kleinen Figuren eine historische Scene, die wenig erquicklich ist. Philipp der Schöne liegt im Sterben. Das Weib an seinem Bette mit dem fallenden Gewand, das die Hast ihres Erscheinens bezeugt, mit den starren Augen und den wahnwitzigen Geberden der Angst um den Sterbenden, ist vortrefflich gemalt. — Kremer in Antwerpen malte einen Jesuiten, Daniel

Digitized by Google

Seghers, der als Blumenmaler bekannt war. Dieser sitze an der Staffelei im Freien und nimmt eine Bestellung an. Ob der Künstler den Contrast zwischen einem Jesuitenblick und den unschuldigen Blumenaugen gefühlt und herauszuheben bezweckt hat, muß man bezweifeln. — Die gefangene Maria Stuart, mit dem Pagen, der sie auf Commando durch Musik erheitern soll, ein Bild von Lies, konnte auch bedeutender genommen werden. In der Erfindung sind die Holländer keineswegs immer glücklich. Dagegen erfaßt ein Stück von van Schendel einen sehr glücklichen malerischen Moment. Ritter und Dame sitzen im Garten bei Mondschein; eine Ordonnanz beinge mit Fackellicht einen Brief. In solchen Scenen mit straffer Spannung der betheiligten Personen sind und waren die Holländer immer stark. Oft ist es auch blos ohne dramatische und active Pointe ein Blick ins gemächliche Familienleben, den die holländischen Situations- oder Scenenbilder geben, wie hier Bertommen's Dame im Boudoir mit ihrem Lieblingsfalken. Die Ruhe der Falkenjäger von Jacobs ist nicht bedeutend angelegt. Jacobs in Antwerpen verwechsele man nicht mit Emil Jacobs in Gotha. Von diesem sind auf der Ausstellung drei andere Bilder, theilweise von zweifelhaftem Werth. Der alte Türke, der sich von einer griechischen Sklavin vorspielen läßt, ist eben so reizlos wie die Sklavin selber, nochmals einzeln dargestellt, spinnend und mit dem Arm aus dem Bilde direct herausgreifend, — ein Kunststück, das unter den alten venezianischen Malern von Pordenone sehr gern gemacht wurde, im deutschen Bilde aber wohl nicht gelungen scheint. Die Venus desselben deutschen Malers ist ein rosenfarbener, frischgewaschener Leib, zu welchem man der Eigenthümerin in jeder Hinsicht gratuliren kann. Was den Künstler betrifft, der ihn hinstellte, so vermißt man die Originalität. Schön ist seine Schäferin, physisch wenigstens, aber sie ist nicht neu. Konnte der Maler nicht neu sein, so schien mir die Copie einer bekannten Liebesgöttin aus alter Zeit fast verdienstlicher. Vielleicht ist dies Bild des Gothaers, zum Unterschied gegen die beiden andern, gut gemalt, bis auf die hingestreuten Rosen, die blos gemachte sind, keine wirklichen. — Ich würde, wollt' ich noch einmal mit den Deutschen handgemein werden, kein Ende finden. Und doch möcht' ich, um groß und bedeutend abzutreten, mit den Holländern schließen. Die Marinen gehören zu ihrer Force. Binke lieferte zwei, Dreibholtz einen Blick aufs Meer an der Küste der Normandie. Alles was Marine heißt verschwindet freilich vor der Farbenpracht Schotel's, der außer sieben Zeichnungen zwei Oelbilder gab, ein ruhiges Seestück und einen Sturm in der Nordsee. In Schotel's Farben ist ein spiegelhafter Glanz und eine leuchtende Lebensfülle, die seine Sachen zu Bildern ersten Ranges erhebt *).

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden. (Beschluß.)

[Charakteristik des Schauspiel-Personals.]

Die hiesige königliche Hofbühne darf in vielem Betracht für unsere Zeit als eine theatralische Musteranstalt gelten, welche in diesem Jahre mit dem herrlichen Gebäude selbst den großartigen Schlußstein ihrer Verhältnisse gefunden hat. Sie ist ein schönes, fertiges Ganzes; nicht mängelfrei, denn sie ist ein irdisches Werk, aber auch nicht abgeschlossen durch ein pecuniäres oder artistisches Princip, und daher dem Weiterstreben nach möglichster Vollendung durch die begünstigenden äußern Verhältnisse ebenso wie durch die innere Einheit der Verwaltung überall hin geöffnet. Der Generaldirector, Herr v. Lüttichau, hat gezeigt, was eine selbständige mit ausreichenden Mitteln versehene Kraft in der ungeirrten Verfolgung einer richtigen Idee zu leisten vermag, indem er die widerstrebendsten Elemente zu einer seltenen Harmonie der künstlerischen Leistung zu verbinden, und den Umständen für die Anstalt Vorzüge abzugewinnen wußte, welche seinem Herzen ebenso viel Ehre machen als seiner Einsicht. Ich rechne hierher vor Allem die Begründung des Pensionsfonds; dann die ganze sichere und noble Gestaltung der Verhältnisse des Theaterpersonals überhaupt, wie sie von diesem auch dankbar anerkannt, und an den übrigen Hofbühnen Deutschlands nicht in diesem Grade angetroffen werden.

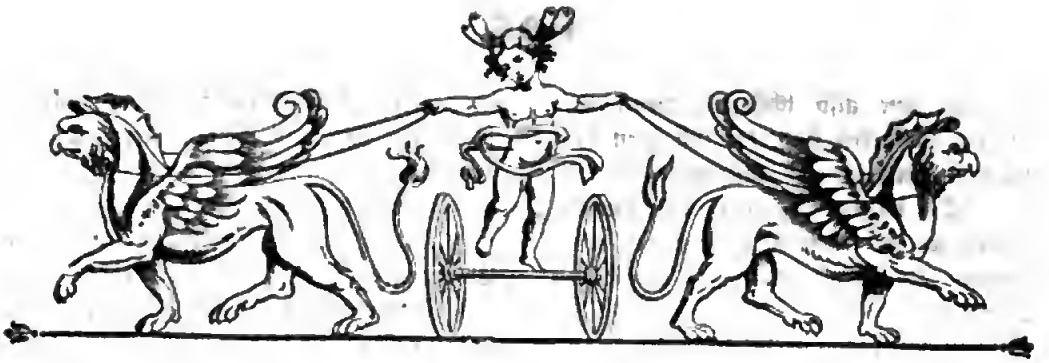
Es ist zu bedauern, daß ein so vorzügliches, von königlicher Munificenz unterstütztes Institut, welches die bedeutendsten Momente der modernen deutschen Theatergeschichte aufzuzeigen hat, so ganz und gar eines würdigen localen

*) So eben wie ich unter den Artikel mein Punktum setze, kommt mir ein sächsisches Vaterlandsblatt zu mit einer langen Erklärung des Herrn Schäfer. Der Inhalt derselben gehört nicht zu einem Aufsatz über die Kunstausstellung, aber Herr Schäfer speiche über einen „flauen" Farbenton unserer Zeitung, er nennt mich einen „Zarten", was in seinen Augen eine üble Anklage ist, und sagt, ich male immer gern „Grau in Grau." Das gehört in die Malerei. Ich überlese geschwind, was ich schrieb. Ich habe, wo ich echte Farbe fand, mit allem Lob mich ausgelassen, ich habe in allen Genren was ich für gut hielt hervorgehoben, lieber Himmel! ich habe selbst Verboekhoven's großen demokratischen Hammel hochgepriesen, und nun kommt der Schäfer dazu und sage, ich hätte einen schlechten Geschmack, weil ich nicht Grell auf Grell male. Ich lasse jedem Hammel sein Recht, warum sollt' ich in Geschmackssachen nicht auch Jedem seine Farbenkleckserei lassen? Freilich ist das Geschmackssache.

Organs entbehrt, worin seine Leistungen und Verhältnisse eine unparteiische und unverkürzte fortdauernde Schilderung fänden. Grade diese Anstalt ragt aus der Verschwommenheit und Fardlosigkeit des öffentlichen Lebens zu Dresden charakteristisch hervor, und eine hiesige Theatercheonik wäre auch für entfernte dramatische Kunstkreise nicht ohne Interesse. Indeß mögen die vorliegenden vielverbreiteten Blätter der eleganten Welt von Zeit zu Zeit Nachrichten aus dieser deesdener Kunstsphäre geben.

Bekannt sind die theils achtbaren, theils ausgezeichneten Kräfte, welche hier sowohl im ecritirendrn Schauspiele wie in der Oper thätig sind. Ich gehe an eine nähere Würdigung deeselben. Im Heldenfache ist Herr Schöpe als ein Künstler zu bezeichnen, der bei seinen schönen Mitteln und seinem Verstande wohl zu desseeen Leistungen befähigt wäre, wenn er namentlich sein gewaltiges Organ mit mehr künstleeischem Bewußtsein zu beherrschen wüßte, wie man dies Eßlair, Anschütz und Rott zugestehen muß. Eine Kraft, an welche man fortwährend nur glaubt, wirkt um so gewaltiger und schöner in den Momenten, wo sie endlich überzeugt. Heee Schöpe aber wird von dee Inhaltschwere jedes Redesatzes, welche in bramatischen Meisterwerken geeade seinen Partien vorzugsweise zufällt, zu einem rückhaltslosen Aufwande seiner Kraft verleitet; er wird daduch oft bis zum Ohrenweh monoton, und nur im letzten Aete, bis wohin seine Kraft sich ziemlich aufzehrt, zeigt er bann ein wirklich treffliches Spiel. Wie haben dies an ihm als Lear, Karl Moor, Wallenstein, Otto von Wittelsbach und in ähnlichen teagischen Partieen eelebt. Ungleich besser ist er in den sogenannten Chaeakterrollen. — Teagische Mütter und Anstandsdamen haben in Madame Müller eine sehr mittelmäßige Repräsentantin. Ihr schnarrendes Organ ist so wenig anmuthig als ihr ganzes Aeußere, und ihr Spiel ohne alle höhere Inspiration. Um so wohlgefälliger und rühmenswerther ist Fräulein Berg als Thekla, Cordelia, Amalia und in ähnlichen weiblichen Charakteren dee höhern Tragödie, welche, mehe passiv, wie besänftigendes Mondlicht zwischen den Sturmwolken der Leidenschaften erscheinen. Seltener Wohllaut des Organs, eine edle Gestalt und ein ernstes glückliches Studium unterstützen das natürliche Talent dieser ausgezeichneten Künstlerin, welche durch ihre ganze Individualität zu viel gehaltvolles Innenleben für ihr Spiel verlangt, als daß sie füe das leicht und äußerlich hinteeibende Conversationsstück angemessen zu verwenden wäre. Wir wünschen iheem Rollenerklus noch Charaktere wie Maria Stuart, Lady Milfort u. a., besonders da Fräulein Bauer, welche, wie Here E. Devrient, mit ihrer Thätigkeit in die verschiedensten Fächer hinüdeegreift, uns künftigen Frühling verlassen wird, wie man hört. Die beiden genannten Talente sind zu oft gewüedigt worden, als daß es hier noch dessen bedürfte. An die Stelle des Feäulein Anschütz, deren Abgang namentlich der naiven Partien wegen bedauert wird, ist in Feäulein Bayee ein reicher Ersatz gewonnen worden. In dee jugendlich kräftigen Gestalt derselben ist weit mehr Repräsentation für eine erste Liebhaderin, als bei Jener, deren anmuthige Persönlichkeit mehr in dee Lustspielssphäre ihre recht eigentliche Geltung fand. Fräulein Bayer hat bisher ebenso in tragischen Partien wie als junge Pathe, Königin von sechszehn Jahren u. s. w. durch den rauschendsten Beifall die Wahl der Direction gerechtfeetigt, und wird es noch mehr, sobald sie einige üble Angewohnheiten abgelegt hat. Für das naive Fach wurde fast gleichzeitig mit ihr Madame Pollert engagirt, welche sich mit ihrem ersten Gastspiele aufs Entschiedenste die Gunst des Publicums erwaeb. Soudretten spielt Fräulein Reinbeck mit vielem Geschmack. Ihe schwaches, nicht besonders ansprechendes, Organ läßt indeß sie kaum über ihre jetzige Sphäre hinausgehen. Mad. Mitterwurzee ist vielseitig verwendbar, wenn auch nicht überall mit demselben Rechte. Sie gibt abwechselnd Königinnen und Soudretten, und ist ganz Manier, aber es ist eine ganz ansprechende. Im ehrenvollsten Besitze der alten Fächer ist das Ehepaar Werdy, neben ihm Herr Burmeister, aber minder brav. Von den Herren Hellwig und Ascher für Liebhaber zweiten Ranges ist der Erstere ausgezeichnet. Er weiß seinen natürlichen Charakteren meist eine glückliche humoristische Färbung zu geben, welche oft zur ergötzlichsten Droierie wird. Sein frisches, fein nüancirtes Spiel bewegt sich dabei überall leicht und sicher und gibt der Kritik nur selten eine Blöße. Herr Ascher ist ein noch sehr junges Blut, das sich auf der Hofbühne nur erst die Sporen zu verdienen strebt. Die Majestäts- und andern hohen Herrschaftsrollen scheinen ein ausschließliches Besitzthum des Regisseurs Herrn Dittmarsch, der sie alle mit derselben Verlegenheit, denselben Gedächtnißfehlern und häufigem Versprechen herabspielt. Einen eigentlichen Repräsentanten der feinern Komik haben wir nicht. Herr Räder, zugleich Baß-Buffo, wirkt meist sehr deastisch auf das allgemeine Lachvermögen und hat namentlich im Sommertheater am Linke'schen Bade für seine Couplets ein sehr dankbares Publicum; allein seine derben Späße und seine ganze Individualität und Manier können nur in einzelnen markirten Partien des feinern Lustspiels vertragen werden. Der andere Komiker, Herr Koch, hat nur wenig vis comica, es erscheint an ihm Alles gemacht und aufgespreizt, wie brav er auch in anderer Sphäee sein mag. Für Bonvivants besitzt Herr Heine ein erfreuliches Talent; und Herr Kriete wird meist nur in unteegeordneten Partien der verschiedensten Genre gesehen, denen er zur Zufriedenheit zu genügen weiß. Ich schließe mit den ausgezeichneten vielseitigen Schauspielern Pauli und Porth. Beide haben manche Fächee miteinander gemein, z. B. das inteiguante; Pauli gibt den Wuem, Porth den Marinelli. Dann aber zeichnet der letztere sich wiedee in Chaeakteerollen, wie Alda und der Essighändler aus, während Pauli im Gebiete der höhern Komik scharf abgeschlossene, originelle Figuren repräsentirt. Wie ergötzlich ist sein Pfeffer in „Nr. 777", und wie meisterhaft von ihm der Narr im „König Lear!" In beiden Künstlern waltet ein echter Genius mit proteischer Macht und Laune; kommt es indeß auf die Entscheidung an, welchem von Beiden der Vorrang gebühre, so wird er freilich Herrn Pauli zuerkannt werden müssen. — Nächstens über die Oper. *.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 202. — den 15. October 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

(Fortsetzung.)

Stephani schwieg. Eine hohe Röthe hatte sich über sein Gesicht verbreitet, und er schaute mit begeistert blitzenden Augen in dem Kreise umher, den sein lauter Vortrag um den Divan versammelt hatte. Aber des Redners Feuereifer fand in den nichtssagenden, gelangweilten Physiognomien der Ballgäste schnelle Abkühlung. Die Herren, meistens junge Edelleute, hochstehende Regierungsbeamtete und Kaufleute, begannen unter einander zu zischeln und einige halb ärgerliche, halb verächtliche Blicke, welche Stephani trafen, bekundeten ihre geringe Theilnahme an dem geführten Gespräch. Die Damen schauten sehnsüchtig verlangend nach der Tribune der Musiker empor, und kaum daß die ersten Takte eines Lanner'schen Walzers erklangen, wirbelte das leichte, sorglose Völkchen wieder mit leuchtenden Blicken und vor Vergnügen klopfenden Herzen im Saale umher. —

Wir immer war auch Aurelie unter den Tanzenden; ihre Mutter plog mit dem intimsten Hausfreunde der Familie, dem Doctor Sellen, eine geistreiche Unterhaltung über Migraine und Rheumatismen und Stephani blieb, fast beschämt über seine unzeitige, wenigstens am unrechten Orte gehaltene Philippica, einsam in der Sophaecke sitzen. —

So in Gedanken versunken hatte er nicht bemerkt, daß Eugen von Walling, der sich diesmal nicht unter den Tanzenden befand, zu ihm getreten war, und sich, wie zufällig an seiner Seite niederließ. Erst eine leise Berührung ließ ihn die Anwesenheit seines Nachbarn gewahren und einer unwillkürlichen Regung von Widerwillen folgend, wäre er aufgestanden, hätte nicht der ernste, fast herausfordernde Blick des Barons ihn festgehalten.

„Erlauben Sie," begann dieser mit gedämpfter Stimme, „daß ich den günstigen Augenblick zu einigen erklärenden Worten zwischen uns benütze. Sie lieben Aurelien und machen sich Hoffnung auf ihren Besitz; ich hege dieselben Wünsche und hasse Sie deshalb als meinen Nebenbuhler. Sie sehen, daß ich ganz offen spreche."

Stephani runzelte die Stirn und heftete seine glühenden Augen fest auf den Sprecher, dessen unbefangene Mienen im grellsten Contraste mit seinen Worten standen.

„Ich danke Ihnen für diese Aufrichtigkeit, Herr Baron!" sagte er, „und erwiedere dieselbe durch die Versicherung, daß nichts in der Welt mich abhalten soll, meine Pläne in Bezug auf Aurelien zu verfolgen."

„Welche Pläne könnten Sie entworfen haben?" versetzte Eugen nach einer kurzen Pause, und über sein stolzes Antlitz flog ein momentanes Lächeln. „Der Banquier ist Millionär und hat hundertmal geschworen, seine einzige Tochter nicht wegzuwerfen."

Stephani zuckte bei dieser kalten, absichtlichen Beleidigung zusammen; die Gährung seines Inneren war so hoch gestiegen, daß er selbst einen wilden Ausbruch zu fürchten schien. Er erhob sich schnell, und die Hand des Barons ergreifend, preßte er dieselbe convulsivisch in die



Digitized by Google

seinige. „Wir werden uns also schlagen, wenn Sie nicht einer jener feigen Schurken sind, die sich gern hinter ihren Stammbaum verkriechen!" murmelte er zwischen den Zähnen. „Sie werden begreifen, daß nur Einer von uns Aurelien wieder sehen darf, darum, bitte ich, keine Secundanten, Doctoren und andere dergleichen hinderliche Nebenpersonen!"

„Ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber," entgegnete der Baron, „da sich vielleicht keiner meiner Freunde bereitwillig finden würde, mir einen Poeten todtschießen zu helfen. Ich werde die Ehre haben, Sie morgen früh fünf Uhr in meinem Wagen abzuholen; den Ort können wir dann immer noch bestimmen."

Mit einer flüchtigen Verneigung entzog er seine Hand dem schmerzhaften Drucke Stephani's und eilte Aurelien entgegen, welche von Anfang an das kurze Gespräch der beiden jungen Männer mit ängstlichen Blicken beobachtet hatte. „Was haben Sie mit Stephani verhandelt?" rief sie ihm entgegen, „ich will nicht hoffen, daß Ihre beiderseitige, mir unbegreifliche Abneigung zu einem ernstlichen Zwist geführt hat."

Eugen fühlte sich verletzt durch die Theilnahme, welche Aurelie dem Dichter zu widmen schien, denn es entging ihm nicht, wie ihr Auge seinem Nebenbuhler folgte, der so eben hastigen Schrittes den Saal verließ. „Seien Sie unbesorgt, Fräulein!" erwiederte er, „es ist nichts zwischen uns vorgefallen, was Ihre Besorgniß rechtfertigen könnte. Ich habe mit Herrn Stephani über das Honorar eines von ihm zu fertigenden Gelegenheitsgedichtes gesprochen, und er schien mir seine Waare etwas theuer zu verkaufen."

Aurelie erröthete vor Unwillen über die freche Verhöhnung eines Mannes, dessen Werth ihr tiefes, für das Schöne empfängliche Gemüth im vollen Maße zu schätzen wußte. Zu spät sah Eugen seinen Mißgriff ein, als Aurelie ihm kalt den Rücken wendete und zu einer Damengruppe trat, welche um das mit Eis und Erfrischungen verschwenderisch ausgestattete Büffet versammelt war.

Frau van der Muilen durchstrich indessen, schwer am Arm des Doctors hängend, den Salon und die anstoßenden Gemächer, ohne, wie es schien, zu finden, was sie suchte. „Ich begreife nicht, wo sich mein Gemahl versteckt hat!" sagte sie mit unruhigem Kopfschütteln zu ihrem Begleiter, der sich keuchend und schnaufend wie ein Rhinoceros mit einem unermeßlichen Taschentuche den Schweiß von Stirn und Wangen trocknete. „Vor einer Stunde noch hörte ich ihn im Spielzimmer nach seiner Weise lachen und lärmen, und nun ist er verschwunden, Niemand weiß, wohin?"

„Fragen Madame nach dem gnädigen Herrn?" wisperte ein müßig vorbeischlendernder Lakai, sich tief verneigend.

„Freilich! wo ist er?"

„Unten im Comptoir, wohin ihn ein fremder, mit Extrapost angekommener Herr bescheiden ließ."

Frau van der Muilen erbleichte und sank, von einer plötzlichen Ohnmacht angewandelt, dem Doctor in die Arme. Während dieser bestürzt die Bewußtlose nach einem Ruhebette trug und ihren Puls untersuchte, eilte der Lakai mit dem Rufe: „Die gnädige Frau liegt in Ohnmacht!" in den Saal, wo die Schreckensbotschaft die größte Verwirrung verursachte. Aurelie flog, fast von sämmtlichen Ballgästen gefolgt, zu den Füßen ihrer Mutter, die sich unter dem kunstgerechten Beistande des Doctors eben wieder zu erholen begann. Aber das Fest war gestört; die Kranke wurde von Aurelien in ihr Schlafgemach geleitet, und bald war der Salon öde und still, wie ausgestorben.

Stephani hatte noch vor dem erzählten Ereignisse das Haus in einer Stimmung verlassen, die schwer zu beschreiben ist. Wir müssen gestehen, daß das vergiftende Gefühl einer erlittenen Beleidigung, und aus diesem hervorgehend der Durst nach Rache und vollständiger Genugthuung in diesem Augenblicke die vorherrschenden Leidenschaften waren, welche ihn unerbittlich forttrieben aus dem Bereiche des Glanzes und der Freude, wo die Heißgeliebte athmete, die Quelle seiner süßen, von ihr wohl nicht geahnten Wonnen und Schmerzen. Wird man es für einen Widerspruch halten, wenn wir behaupten, daß das Bild Aureliens, und selbst der, dem Liebenden sonst so schreckliche Gedanke einer Rivalschaft weit zurückgedrängt wurden von dem egoistischen Gefühle tiefverletzter Eigenliebe, wenn wir versichern, daß er in dem Baron nicht sowohl den Nebenbuhler, als vielmehr den stolzen, mit Verachtung auf den Rang- und Titellosen niederblickenden Edelmann haßte? Und doch kann Stephani's Gemüthsstimmung, als er den Saal verlassen hatte, nicht genauer und deutlicher bezeichnet werden.

Unten im weiten Hausflur war es ganz still; zwei Lampen verbreiteten hinlängliche Helle in dem hohen Portale und ließen die halbgeöffnete eiserne Thür des Comptoirs erkennen. Als Stephani rasch vorüberschritt, fesselten seltsame, wie unterdrücktes Schluchzen tönende Laute seine Aufmerksamkeit. Dazwischen erklangen rauhe, kurz abgestoßene Worte, mit denen sich wiederum das Klirren gezählten Geldes wunderlich vermischte. Stephani trat einen Schritt näher, so daß er einen Theil

Digitized by Google

der großen, düstern Stube überblicken konnte. Das trübe Licht einer kleinen Schirmlampe beleuchtete zwei Männer, von denen der Eine, im Reisemantel und den Hut auf dem Kopfe, eifrig mit dem Durchzählen eines Haufens von Goldmünzen und der Durchsicht gewisser Papiere beschäftigt war. Neben ihm, an das Gitter gelehnt, welches den Sitz des Handlungschefs von denen der Commis trennte, stand der Banquier van der Muilen, stumm und unbeweglich den Fremden anstarrend. Seine sonst scharf und durchdringend blitzenden Augen lagen todt und erloschen in ihren Höhlen, und das schlaffe, erdfahle Gesicht, über welches die langen grauen Haare verwirrt herabhingen, schien einem längst Begrabenen anzugehören.

Der Fremde hatte sein Geschäft beendet und wandte sich jetzt, die Arme verschränkend, gegen den Banquier. „Sie sind ein Schelm, ein ehrloser Betrüger!" begann er mit schneidender Stimme, und sein Blick schien den Kaufherrn durchbohren zu wollen. „Es ist Alles so, wie ich mir gedacht habe, und die hundert Meilen, welche ich, Tag und Nacht hindurch fahrend, zurücklegte, reuen mich nur darum nicht, weil ich die angenehme Aussicht habe, Sie morgen ins Zuchthaus wandern zu sehen."

Der Banquier schauderte zusammen und sank zu des Fremden Füßen. „Erbarmen, Herr! Erbarmen!" ächzte er, „nur zwei Monate Zeit — —"

„Nicht einen Tag, und wenn meine und Ihre Seligkeit auf dem Spiele stände. Während brave Familien, Wittwen und Waisen durch Ihre Niederträchtigkeit um Alles gebracht werden, was sie arglos Ihrer Redlichkeit anvertrauten, veranstalten Sie Bälle und Festlichkeiten, die Tausende kosten — und jetzt verlangen Sie Mitleid? Ich würde zum Genossen Ihrer Schlechtigkeit, wenn ich derselben nicht ein rasches Ende machte."

Van der Muilen krümmte sich wie ein Wurm auf der Erde und stieß so entsetzliche Wehlaute aus, daß Stephani sein Blut gerinnrn fühlte. „Noch in dieser Stunde fahre ich zum Polizeidirector!" fuhr der Fremde fort, während er Geld und Papiere in eine eisernr Kassette verschloß und den Schlüssel zu sich steckte. „Sie haben in dieser Nacht Zeit genug, sich auf die Katastrophe des morgenden Tages vorzubereiten."

„Um Gotteswillen, Herr!" kreischte der Banquier und umklammerte verzweifelnd die Kniee des Davoneilenden, „es wird mein Tod sein!"

Stephani konnte die kurze Gegenrede des Andern nicht verstehen. Er taumelte fort wie ein Trunkener und trat mit dem Fremden zugleich aus dem Hause. Eine Chaise hielt vor der Thür; der Fremde warf sich hinein und rief dem Kutscher zu: „Nach der Polizeipräfektur!"

Stephani's bescheidene Wohnung lag dem stattlichen Hotel des Banquier van der Muilen gegenüber. Noch vernahm sein lauschendes Ohr das dumpfe Rasseln des davoneilenden Wagens, als er sein Zimmer erreicht hatte und sich sinnend zum geöffneten Fenster hinauslehnte. Drüben flammte strahlendes Kerzenlicht durch die langen Fensterreihen, und Trompetengeschmetter und Paukenwirbel hallten weithin durch die tiefe Stille der lauen Frühlingsnacht.

Und zwei ungeladene Gäste, Elend und Schande, warteten nur auf den letzten Ton der fröhlichen Musik, auf das Verlöschen der letzten Kerze, um hohnlachend einzuziehen in diese Wohnung des Glanzes, der Sorglosigkeit und Verschwendung!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Halberstadt.

[Haydn's Schöpfung.]

Es ist eine ziemlich lange Zeit vergangen, bis wir uns einmal wieder einer größeren Musikaufführung erfreuen konnten. Der Singverein, der sich in seiner neuen Gestaltung frisch und lebendig entwickelt, bedurfte einer gewissen Zeit, um etwas wahrhaft Großartiges und Bedeutendes auch mit einer gewissen Vollendung zu exerutiren. Daß aber eine solche Reife eintreten mußte, zeigten die monatlichen Ausführungen von Gesangstücken, die sich eines stets steigenden Beifalls erfreuten. Schon im vergangenen Jahre beabsichtigte die hiesige ziemlich zahlreiche Liedertafel, durch das männliche Personal des Singvereins unterstützt, eine große Messe von Cherubini, für Männerstimmen, zur Ausführung zu bringen und den Ertrag einer Stiftung für Waisen zuzuwenden. Man kam jedoch davon ab, weil Messen überhaupt nicht ein so allgemeines Interesse finden als Oratorien, und wählte daher jetzt Haydn's Schöpfung, die für eine Aufführung im Schauspielhause überhaupt viel geeigneter ist, als Messen ähnliche ernste und religiöse Musiken. Die hier vorhandenen Kräfte konnten, in Bezug auf die Chöre, nicht einmal vollständig, nämlich außer den Mitgliedern des Singvereins und der Liedertafel nur noch die Hälfte des Domchores benutzt werden, da der für das Gesangspersonal arrangirte Raum nicht mehr als etwa 300 Personen zu fassen vermochte. Dagegen war das Orchester durch die herzoglich anhaltische Kapelle aus Ballenstädt verstärkt. Die Ausführung ist durchgehends vorzüglich zu nennen. Nirgends ist ein Schwanken oder eine Unsicherheit, weder im Tacte noch in der Tonsicherheit eingetreten; es war vielmehr

Digitized by Google

Alles vollkommen gerundet; die Nüancen der Steigerung und Minderung wurden mit Gefühl und Genauigkeit beachtet, den Chor, Orchester und Solosänger beseelte ein gleiches Interesse für den Vortrag. Trotz der steigenden Hitze im Hause behielten die Solostimmen Kraft und Schönheit, obwohl unter andern der Herr Ref. N. beide Baßpartien übernommen hatte. Am schönsten und sonorsten ist dessen Stimme gerade in den tiefen Tönen, was man nicht gewöhnlich findet. Kraftvoll und wohlklingend trug auch der Herr Reg. Advokat Sch. die Tenorsolos, zugleich mit großer Sicherheit und Gewandheit vor. Fräulein Gr's. feine schöne, klangreiche Stimme erfreute Alles von Neuem, nicht minder aber der gewandte und gediegene Vortrag von Fräulein von R., aus Aschersleben, die neben einer bewunderungswürdig schönen Stimme auch eine seltene Virtuosität als Sängerin besitzt, die sie dem Unterrichte des berühmten Meisters Ferdinand Ries verdankt. Die Recitative wurde von dem Herrn Assessor Br. mit großer Discretion auf dem Pianoforte begleitet, die specielle Leitung der Chöre und mancher Vorübungen hatte der Herr Musikdirector Geiß und die Oberleitung des Ganzen Herr Musikdirector Baake, und Allen ist durch die allgemeinste Zufriedenheit auch die allgemeinste Anerkennung geworden. Wir dürfen nicht zweifeln, daß wir nun wieder öfter Gelegenheit haben werden, unsere reichen und schönen Kräfte in bedeutenden Musikaufführungen vereint wirken zu hören. Wie bedeutend das Interesse unseres Publicums für dergleichen höhere Genüsse ist, beweist der ungewöhnliche Andrang von Zuhörern, welche das ziemlich geräumige Schauspielhaus nicht einmal zu fassen vermochte und von denen gar Manche nur auf den Corridors Platz fanden, und dennoch das Schauspielhaus nicht unbefriedigt verließen.

---

## Notizen.

[Die leipziger allgemeine Zeitung.]

Noch immer seh' ich in einigen sächsischen Blättern ein erbittertes Kämpfen gegen die leipziger Allgemeine. Es schmerzt mich, ein Journal von so bedeutenden Mitteln und so großer Ausbreitung als unlauter in seinen Zwecken verdächtigt und gescholten zu sehen. Ja, indem ich es neulich für unerlaubt und widerwärtig erklärte, ein deutsches Organ ohne Beweis für knechtisch, für feil und gradezu für verkauft zu schelten, hat Herr Schäfer nicht übel Lust, mein leidenschaftloses Gutachten mit seinem Argwohn zu beschmutzen. Hiervon abgesehen, muß ich mich doch in Bezug auf die leipziger Allgemeine über die Unklarheit einiger moralisch ehrenwerther Streiter wundern. Dies Blatt ist nichts weniger als nach meinem Sinn. Wir sind in Deutschland noch gar nicht so weit, großartige politische Organe möglich zu machen, die von Einem bestimmten Geiste beseelt sich als Vertreter einer entschiedenen Tendenz charakterisirten. Jenes Blatt wurde gar nicht vom Bewußtsein einer literarischen oder politischen Partei gegründet. Eine Buchhandlung unternahm es mit ihren Mitteln, und im Gefühl eines constitutionellen Verkehrs zwischen Regierung und Regierten machte ihr Blatt Anfangs den Versuch, von dieser Seite der deutschen Entwickelung aus die Tagesereignisse vorzuführen, bis mit dem lebhaften Eingreifen in die hannöverschen Wirren ein Stillstand in dieser Wirksamkeit geboten wurde. Es war ein journalistischer Versuch gewesen, und er ward eingestellt. Seitdem wurde das Blatt, was das Blatt einer Verlagshandlung, die eigentlich zu einer entschiedenen literarischen oder politischen Richtung gar keinen Beruf hat, werden und sein kann, es wuede ein allgemeines Organ für das deutsche Publicum, ähnlich der augsb. Allgemeinen, die dabei den Uebelstand hat, sich nach Oesterreich zu richten, während ihr allerdings der Vorzug gebührt, glänzende Talente für sich zu beschäftigen. Ist die Scheidewand zwischen Schreibenden und Lesenden gefallen, hat das Publicum, wie das nicht mehr zu läugnen ist, selbst angefangen zu produciren und seine Stimme durch die Presse laut zu machen, so ist ein solcher allgemeiner Sprachsaal für Dinge der Oeffentlichkeit von allgemeinem Nutzen. Der Sieg Einer Tendenz kann hier nicht errungen, nicht bezweckt werden, ein solches Blatt ist nichts als eine vorläufige Schule des Publicums, sich in den Dingen der Oeffentlichkeit zu üben, sich selbst, roh und unbewußt, wie es noch ist, zur Klarheit der Ueberzeugungen hinaufzuarbeiten. Daß dies einen sehr hohen Standpunkt für ein Journal abgeben könne, will Niemand behaupten, aber daß bei dem kläglichen Mangel an öffentlichem Leben in Deutschland der Sinn und das Interesse dafür auf diese Weise, indem das Publicum selbst ein Organ zu schreiben hat, geweckt und gesteigert werde, kann Niemand läugnen. Ich überschätze nicht den relativen Werth dieses Organs, und bin mir einer höhern Freiheit und Gesinnung, der die deutsche Jouenalistik entgegengeht, sehr wohl bewußt, um so mehr, als ich in dem zornigen und blinden Eifer, jeden, der die große Sache der Heranbildung der Massen nicht polternd und lärmend betreibt, für einen Verräther des Vaterlandes zu halten, als sehr geringfügig in Anschlag bringe.

---

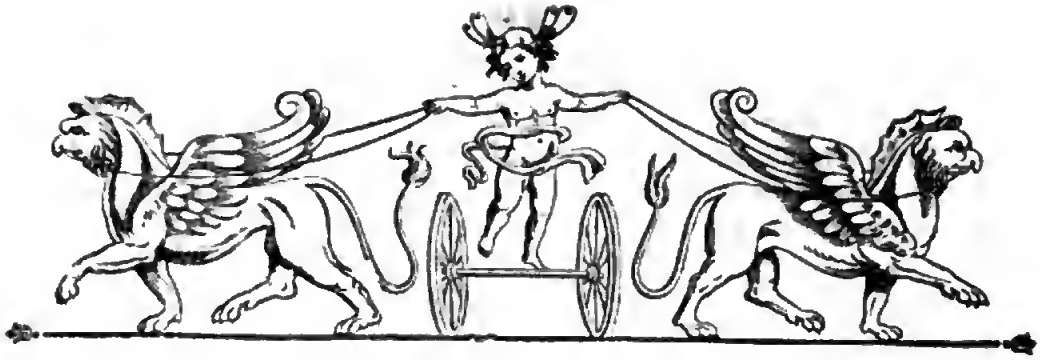
[Italienische Lyrik.]

Friedrich Faber bezweckt, eine Geschichte der italienischen Lyrik in Dichterproben zusammenzustellen und gibt damit eine Ausbeute langjähriger Studien. Wir sind in den Stand gesetzt, unseren Lesern einige Proben davon vorzulegen; es sind zunächst zwei politische, ein burchielleskes und zwei satyrische Sonette. Faber gedenkt die ganze große Reihenfolge italienischer Lyriker dem deutschen Publicum vorzuführen, und somit werden wir auch noch gänzlich unbekannte Dichter durch seine Uebersetzungen zum ersten Male kennen lernen, vielleicht auch wohl die mit dem Tieck'schen Roman jetzt so oft besprochene Vittoria Accorombona, welche der deutsche Phantasus in ehythmischer Prosa dichten ließ. Wir wünschen, daß Fr. Faber von jedem Poetrn soviel Verse bringt, um seine Eigenthümlichkeit darnach auffassen zu können.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 203. — den 16. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

(Fortsetzung.)

Stephani wurde, als schon der Morgen über den Häusern heraufdämmerte durch wiederholtes Klopfen aus einem jener quälenden Träume erweckt, welche die heimzusuchen pflegen, denen Gram oder heftige Gemüthsbewegung erst spät einen unruhigen Schlummer zu Theil werden lassen. Als er die Thür öffnete, trat ihm seine betagte Haushälterin entgegen mit der Meldung, ein junger, eleganter Herr warte schon seit einer Viertelstunde im Wagen auf der Straße und lasse Herrn Stephani bitten, seine Toilette möglichst zu beschleunigen. „Verdammt!" rief dieser ärgerlich mit dem Fuße stampfend, „daß ich mich dieser Zierpuppe als träger Siebenschläfer zeigen muß! Frau Martha, ersuchen Sie den Herrn auszusteigen und führen sie ihn einstweilen hinüber in mein Arbeitszimmer; ich werde sogleich nachfolgen."

Die Haushälterin ging und Stephani kleidete sich hastig an; dann warf er ein paar flüchtige Zeilen an einen Freund aufs Papier, worin er über seine Verlassenschaft verfügte, im Falle er nicht zurückkehren sollte, und begab sich hierauf zu dem Baron, den er mit der Durchsicht einer Sammlung von Kupferstichen beschäftigt fand. Bei Stephani's Eintreten wendete er sich rasch um und sagte, sich höflich verneigend: „In der That, mein Herr! Ihre Kaltblütigkeit beschämt meinen Eifer. Nicht Jeden möchte der Morgen eines Duells auf Tod und Leben im gesunden Schlafe überraschen!"

„Ich bedaure nur, Sie in die unangenehme Nothwendigkeit des Wartens versetzt zu haben!" entgegnete Stephani. „Wenn es Ihnen gefällt, so gehen wir jetzt. Apropos! haben Sie für Pistolen gesorgt? Die Meinigen sind unzuverlässig."

„Ein herrlicheres Paar von Lepage, als die, welche ich mitgebracht habe, finden Sie in der ganzen Residenz nicht!" betheuerte Eugen von Walling mit leuchtenden Blicken.

„Und der Ort?"

„Ich erlaube mir den rädelsdorfer Steinbruch vorzuschlagen. Der Platz ist sicher und in der Nähe."

Stephani verneigte sich bejahend und die beiden Todfeinde waren in Begriff, sich höflich zur Thür hinaus zu complimentiren, als ein gellender Angstschrei, welcher offenbar aus dem Hause des Banquiers herübertönte, ihre Schritte hemmte.

„Was war das?" fragte stutzend der Baron.

Stephani erbleichte; ehe er noch eine Antwort finden konnte, wurden drüben die schweren Thorflügel aufgerissen und mehrere Diener stürzten heraus, Schreck und Verwirrung in den Mienen und augenscheinlich auf der Flucht vor einem entsetzlichen Gegenstande. Zugleich wiederholte sich jener räthselhafte Schrei; er klang diesmal dumpf und schluchzend, aber nur um so grausenhafter.

„Es muß drüben ein Unglück geschehen sein!" rief Eugen. „Vergessen wir für jetzt unsern Zwist und eilen wir hinüber zu helfen, wenn zu helfen ist."

Mit zwei Sätzen waren Beide auf der Straße. Da



Digitized by Google

vertrat ihnen Stephani's Haushälterin den Weg; Schrecken und Abscheu sprach sich in ihrem Gesichte aus. „Um Himmelswillen, meine guten Herren!" stotterte sie, „gehen Sie nicht hinüber, sehen Sie das verfluchte Haus nicht mehr an — — so eben hat man den alten van der Muilen in seinem Comptoir erhenkt gefunden!"

„Erhenkt!" floh zu gleicher Zeit von den bebenden Lippen Stephani's und des Barons, und Beide blieben wie eingewurzelt vor der Alten stehen, die ihnen mit der weitschweifigsten Redseligkeit das gräßliche Ereigniß in allen bis jetzt bekannten Details mittheilte. Was Stephani betraf, so ging für diesen die Erzählung verloren; im ersten Moment war er betäubt, niedergeschmettert, der nächste ließ in seinem Herzen den festen Entschluß reifen, sich und seine Kräfte der unglücklichen, beschimpften Familie zu weihen. Der Baron hatte dem Berichte der Frau Martha aufmerksam zugehört und blickte nach Beendigung desselben den Dichter mit einem Gemisch von Verlegenheit und übler Laune an.

„Was ist nun zu thun?" fragte er, seine Frisur ordnend. „Unser Zweikampf kann füglich unterbleiben, da es natürlich Keinem von uns einfallen wird, sich länger um die Gunst des armen Mädchens drüben zu bemühen."

Stephani heftete auf den Sprecher einen langen Blick, welcher Anfangs Staunen, dann die tiefste Verachtung ausdrückte. „Ihre Denk- und Handlungsweise sollte mich nicht überraschen," versetzte er bitter, „die feine Hand könnte verdorren, wenn sie sich zum Beistande der Unglücklichen ausstreckte. Ich habe nichts zu fürchten, wie ich gestern, nach Ihrem Ausspruche, nichts zu hoffen hatte, darum gehe ich meinen eigenen Weg."

Und ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, kehrte er dem Baron den Rücken. Dieser runzelte Anfangs die Stirn, brach dann in ein gezwungenes Gelächter aus und bestieg den Tilbury. „Gewiß hofft der mondsüchtige Poet die niedliche Aurelie unter den jetzigen Umständen mit leichter Mühe zur ehrbaren Hausfrau zu gewinnen!" murmelte er, als der Wagen die Straße hinabrasselte. „Meinetwegen; ich möchte rasend werden, wenn ich bedenke, wie mich nun der Umgang mit dieser banquerotten Spießbürgerfamilie compromittirt! Aurelie ist in der That reizend; wie wäre es, wenn — — Parbleu! da dämmert in meiner Seele ein köstlicher Plan auf!"

Der edle Cavalier versank alsbald in eifriges Sinnen. Als er vor seinem Hotel anlangte, war der Plan völlig entworfen und ein triumphirendes Lächeln gab Kunde von der Zuversichtlichkeit, mit welcher er dem Gelingen desselben entgegensah. —

Als Stephani in das Haus des Banquiers trat, fiel sein erster Blick durch die geöffnete Thür in das Comptoir, welches bereits mit Gerichtsbeamten, Chirurgen und verstört aussehenden Handlungsdienern angefüllt war. In der Mitte des Zimmers lag auf einer Tragbahre der Leichnam des Selbstmörders mit einem Tuche bedeckt, daneben stand der Fremde, von dessen Zwiegespräch mit van der Muilen Stephani ein unfreiwilliger Zeuge gewesen war. Sein Gesicht war kalt und unbeweglich wie gestern, als der Banquier händeringend zu seinen Füßen lag; er hielt eine geöffnete Brieftasche in der Hand und sprach in kurzen, abgebrochenen Sätzen mit einem der Beamten, welche in Begriff waren, zur gerichtlichen Versiegelung zu schreiten.

Stephani wendete sich ab von dem widrigen Schauspiele und stieg die Treppe nach den Wohngemächern hinauf. Er durcheilte mehrere Zimmer, ohne Jemand anzutreffen. Noch lag die Pracht des gestrigen Festes zur Schau; zahllose, halb niedergebrannte Wachskerzen, Blumen, herrliches Silbergeschirr, der ganze, gediegene Luxus einer beinahe fürstlichen Haushaltung war in bunter Unordnung durch alle Gemächer zerstreut. Welch' entsetzlicher Contrast zwischen gestern und heute! Grabesstille herrschte in den weiten Räumen, kein aufwartender Diener trat dem Suchenden entgegen, kein schelmisch lächelndes Kammermädchen beeilte sich, ihrer Gebieterin den liebenswürdigen, längst erwarteten Dichter anzumelden — — panischer Schrecken hatte sie Alle vertrieben, Alle fürchteten durch längeres Verweilen Genossen der Schande zu werden, die dies Haus verhehmt hatte.

Endlich vernahm Stephani aus einem Gemache, dessen Thür nur angelehnt war, ein lautes Schluchzen. Er trat ein und sah sich Aurelien und ihrer Mutter gegenüber. Aureliens Antlitz war weiß wie Marmor, aber auch eben so starr und unbeweglich. In langen Pausen rollten einzelne Thränen aus den halbgeschlossenen Augen die Wange herab und nur das fortwährende, wenn auch fast unmerkliche Beben der bleichen Lippen verkündete, daß der ungeheure Schmerz das Leben in diesem regungslosen Körper noch nicht ertödtet hatte. Frau van der Muilen lag kraftlos in der Sophaecke und weinte laut und rang die Hände mit so wilder, verzweiflungsvoller Geberde, daß Stephani einen Augenblick fürchtete, das plötzliche Unglück habe den Verstand der geldstolzen, nur für den heitersten Lebensgenuß ath-

Digitized by Google

menden Frau zerrüttet. Aureliens Anblick aber zerriß ihm das Herz; sie litt mehr, weit mehr als die Mutter, welche nur die äußerlichen Wirkungen der verhängnißvollen Begebenheit ins Auge faßte. Wenn es wahr ist, daß ein hohes Gemüth und ein gebildeter Verstand schnelleren und genügenderen Trost aus sich selbst zu schöpfen vermag, als es der beschränkte Ideenkreis des Naturmenschen gestattet, so darf doch eben so wenig geläugnet werden, daß der Schmerz wiederum diejenigen tiefer beugt, welche ihn in seinem ganzen Wesen, seiner Begründung und seinen Wirkungen nach, vollkommen ermessen können, ohne sich über seine Furchtbarkeit durch eigene oder von außen kommende Tröstungen täuschen zu lassen. — Des Dichters Augen füllten sich mit Thränen, und er würde sein Leben darum gegeben haben, hätte er hier als erfolgreicher Tröster, als mächtiger Helfer auftreten können. Aber er fühlte wohl, keines von Beiden stand in seinen Kräften, und er zürnte mit sich und dem Schicksale, welches ihm solche Wonne versagte.

Die Witwe unterbrach zuerst das drückende Schweigen. „O, mein Gott, was soll aus uns werden?" schrie sie, „rathen Sie uns, lieber, bester Stephani! Sie sind ein gelehrter Mann, Sie werden wissen, was zwei arme, verlassene Frauen beginnen sollen. Ach, van der Mulen! ich kann's Dir im Grabe nicht vergeben, daß Du so viel Schande und Jammer auf Deine Familie geladen hast!"

„Vor allen Dingen, meine Damen," begann Stephani, „müssen Sie den Schauplatz dieses Unglücks verlassen. Nicht nur, daß die Erinnerung an das Vergangene Sie stets niederbeugen würde, Sie dürfen sich auch nicht dem oft rücksichtslosen Verfahren der Gerichtsbeamten aussetzen."

„Gerichtsdiener!" stöhnte die Frau, „Gerichtsdiener in unserem Hause! Jesus Christus, wie weit ist es mit uns gekommen!"

„Sie werden mir also erlauben, eine, wenn auch beschränkte, doch freundliche und Ihren Bedürfnissen entsprechende Wohnung für Sie zu suchen?"

„Ja, fort von hier, der Boden brennt mir unter den Füßen!" rief die Kaufmannsfrau aufspringend. „Ich will Alles zusammensuchen, was mein ist; sie sollen sich nicht unterstehen, etwas zu nehmen oder zu versiegeln, was mir und meiner Tochter gehört. Gehen Sie, Theuerster, ach, Sie sind unser Schutzengel, unser Heiliger!"

Stephani wendete sich unangenehm berührt zu Aurelien, die noch durch kein Wort, keinen Blick ihre Theilnahme an dem geführten Gespräch zu erkennen gegeben hatte. „Werden auch Sie mir die Freude bereiten," sagte er sanft und herzlich, „sich für den Augenblick meiner Sorgfalt zu überlassen?" Er beugte sich über sie hin und ergriff ihre Hand, die sie ihm, plötzlich zusammenschaudernd, hastig entriß. „Rühren Sie mich nicht an!" rief sie und ihre Stimme klang hohl und gänzlich verändert, — „ich bin geächtet und verflucht — ich und meine Mutter!"

Stephani trat, erschreckt durch diesen überreizten Zustand des armen Mädchens, einen Schritt zurück. „Aurelie!" sagte er, „Sie sind krank, und dies bestimmt mich um so mehr, mit meinen Maßregeln zu eilen. Vertrauen Sie mir, vertrauen Sie der Menschheit im Allgemeinen. Ihr Unglück wird Ihnen sicher die Genugthuung verschaffen, manchen treuen Freund kennen zu lernen. Möchte auch ich Ihnen als solcher gelten!"

Er erfaßte noch einmal ihre Hand, die sie ihm jetzt willig überließ, und bedeckte sie mit heißen Küssen. Dann eilte er fort, gehoben und begeistert von dem Bewußtsein, die Sache der Unterdrückten zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Notizen.

[Alpina.]

Der erste Jahrgang dieses schweizerischen Jahrbuches für schöne Literatur, herausgegeben von A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter, mit 6 Radirungen von M. Disteli und H. Heß (Solothurn, Jent und Gaßmann), lockte uns mit den drei Balladen vom verstorbenen Follen: „der kühne Bayer". Follen machte hiermit den Versuch, einen altdeutschen Stoff aus der Reichsgeschichte möglichst auch in der Sprache von damals vorzutragen und chronikartig in den Vers zu bringen. An lyrischen Gaben bieten sich uns Verse von dem auch in Deutschland ziemlich bekannten Wagner von Laufenburg, ein schwächlicher „Liedermonat" von Rochholz, zwei etwas steife Heldengedichte von Ettmüller. Der Almanach hat sonst den Fehler, von größern Sachen Bruchstückliches zu liefern, aus einem Drama „Getimer", von Franz Krutter, und aus einer größern Arbeit von Schlatter das Mährchen von den drei Unzufriedenen. Die Novelle „Eintagsleben", von Hartmann, ist Vorarbeit eines Talentes. „Beim ersten Blick aus der Ferne war die Liebe zu Isabella in mein Herz eingezogen; sie wuchs zur feurigsten Leidenschaft an, als ich die Herrliche näher kennen lernte". In diesen Wendungen ergeht sich die Erzählung. Von sprachlichem Interesse schien mir ein ländliches Bild: „Wie Joggeli eine Frau sucht", von Jeremias Gotthelf. Der Schweizer bereichert hier mit Provincialismen die deutsche Sprache. Einiges in seiner Diction ist wirklich annehmbar. So heißt es: in der Zeit zwischen „Heuet" (Heumahd) und

Digitized by Google

Ernte; die Kinder „grupeten" im Garten (kauerten, zusammenhängend mit: Gruppe machen); das Wort „Kachein" für Schüsseln ist auch in manchen deutschen Landen üblich; für müßig umhergehen hat der Schweizer das Wort: „stotzen", für durchstöbern das charakteristische Klangwort „schnausen", für schäkern „gaizen", für schwächlich „leid": er wußte wohl, daß sie eine „Leide" sei; seltsamer Weise gebraucht er „Dorf" für Besuch: „wenn Dorf kommt oder wenn man g'Dorf geht"; für Schachtel sagt er „Druke"; für ungeschickt „unwatlig"; für schwerfällig auftreten „blötschen"; sehr hübsch ist das Zeitwort zu Schatz: „er fing mit dem Mädchen an zu spaßen und zu schätzelen, wollte sie oben einnehmen und küssen, da kriegte er eine Ohrfeige, daß er das Feuer im Elsaß sah und dazu die Schwelle in Bern rauschen hörte".

[Die augsburger Allgemeine über Lamennais.]

Ein Artikel in der augsburger Allgemeinen über Lamennais, stellt dessen „Grundriß einer Philosophie" neben Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit"; Lamennais, heißt es, habe mehr philosophische Schärfe, aber weniger Tiefe der Conception als Herder. Der Freihafen, wie die augsburger Allgemeine diesmal mit Recht rügt, hatte sich so weit vergessen, den oratorischen Priester unsern deutschen abstracten Philosophen als Muster aufzustellen; während Lamennais' Speculation noch auf der dürren Haide mittelalterlicher Scholastik wandelt und namentlich in der Anwendung der Dreieinigkeitslehre auf die Mineral-, Pflanzen- und Menschenwelt an Campanella erinnert. Selbst dem Laien verräth die rein mechanische Eintheilung der Geisteskräfte, die Darstellung der Materie als einer bloßen Begrenzung des Geistes einen Standpunkt, über den schon Leibnitz hoch hinaus war. Andererseits wird Lamennais gegen das harte Urtheil der „Blätter für liter. Unterhalt.", seine Philosophie verdiene nicht einmal diesen Namen, wegen einzelner, von der Gesammtanschauung unabhängiger herrlicher Ideen in Schutz genommen. — Die gleichzeitig mit dem Original bei Avenarius erschienene, angeblich unter Lamennais' Augen gearbeitete deutsche Uebersetzung wird in dem Cotta'schen Blatte nicht gerühmt. — Wir glauben, Lamennais charakterisirt sich besonders durch sein Bemühen, die moderne Freiheit auf der Basis der positiven Religion zu begründen; durch die willkürliche Annahme, jenes Gegebene, von der alles Denken ausgehen muß, sei die christliche Offenbarung. Und Lamennais heißt die kühnsten Consequenzen geistiger Forschung gut, wenn sie auf die politische Praxis angewendet werden. Positiv glauben und negativ handeln, scheint in mancher Hinsicht sein Wahlspruch. In solchen Inconsequenzen hat er viele Aehnlichkeit mit den französischen Legitimisten der modernen Schule. Diese möchten die Septembergesetze von Heinrich dem V. abschaffen lassen, jener im Namen der Dreieinigkeit die Pairskammer auflösen. Diese Richtung ist aber vielleicht ein hoffnungsvoller Uebergang.

[Taschenbücher für 1842.]

Die „Urania" ist mit dem Bildniß Victor Hugo's geschmückt. Der literarische Inhalt bietet vier Novellen. „Der gefährliche Gast", von Th. Mügge, spielt mit seinem dunten Gewebe von geheimnißvollen Wirren und Intriguen auf einem Moorboden der deutschen Küste, und das Naturell des Landes ist so gut wiedergegeben, daß uns fast scheint, als versänken die Figuren des Novellisten in das weiche Element. Mügge, dessen Toussaint, eine großartige Composition, uns ausführlich beschäftigen wird, zeichnet sonst fester und sicherer. Sehr zart und mit feinem Verständniß ist in der Novelle der Verkehr mit der Stummen dargestellt, die fast alle Nüancen der Seelenstimmung mit ihrer Zeichensprache zu Tage zu fördern weiß. — „Das Kind des Thales", von Edmund v. Bülow, ist etwas karg und steif gehalten im Ton der Darstellung; der Stoff ist, wie wir hören, frei nach dem Englischen der Mistreß Lee gegeben. „Der lahme Hans" nenne sich eine „Dorfgeschichte", von Wilhelm Martell. Die naive Einfalt vom Lande hat soviel Productionen für die Bühne veranlaßt; hier ist sie Thema einer Novelle, die selbst den Ton des Dörflichen festgehalten hat. „Das neue Jahr", von Frau v. W. (uns war die Schriftstellerin bisher als Fräulein v. W. bekannt) ist mit jenem Uebermuth der Cultur, der Lebensstellung und der Laune geschildert, der den Knoten einer Herzensgeschichte vielfach anknüpft und wieder fallen läßt, mit der Neigung so lange spielt, bis sie als Ernst erwacht.

Der erste Jahrgang der „Perlen", von Robert Heller herausgegeben (Leipzig, Reclam jun.), eröffnet sich mit auserlesenen Stahlstichen, zunächst mit einem weiblichen Porträt, das den eigenthümlichen Zauber eines milden und anmuthsvollen Lebensernstes in seinen Zügen birgt. Auch die Gestalt auf dem zweiten Blatte, mit der Unterschrift Olga, vielleicht ebenfalls aus der Offizin von Serz und Korn in Nürnberg, ist ein schöner Stich. Zwei andere geben bewegte Scenen aus einer der drei Novellen von Heller, die den Inhalt des Buches bilden, aus der „Mondnacht von Luzern". Ein fünfter Stich endlich, ebenfalls sehr gelungen, gibt zwei griechische Gestalten, an gestürzten Säulenknäufen gruppirt, zum „Aufstande in Aetolien" gehörig, den der gewandte Erzähler in seiner ersten Novelle darstellt, wie wir ihn in unsern Tagen zu Anfange des Jahres 1836 erlebten. Die Exposition der Ereignisse ist etwas breit gehalten in Heller's Darstellung; wo ihn die Ereignisse drängen, wird sein Styl lebhafter. In der dritten Erzählung gibt er ein interessantes „Abenteuer einer Steppenreise", und nachdem er uns nach Griechenland, dann nach der Schweiz geführt, werden wir nun schließlich durch seine Darstellung in die russischen Steppen versetzt, die Deutschland jüngst durch Kohl's Autopsie kennen lernte.

[Der Pilot gegen die deutschen Jahrbücher.]

Die sächs. Vaterlandsblätter und die Rosen haben es mit Recht gerügt, daß der Pilot im Stande war, Bacherer's Schmähartikel über die deutschen Jahrbücher aufzunehmen. Was Ruge's Jahrbücher gesündigt haben, waren ästhetische Grobheiten. Ueber Vergehen solcher Art kann ein coquetter und inhaltsloser Phraseur niemals als Richter anerkannt werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 6. und eine Beilage von J. F. Hammerich in Altona.)

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 6. — den 16. October 1841.


Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

---

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

## URANIA.

### Taschenbuch auf das Jahr 1842.

**Neue Folge. Vierter Jahrgang.**

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1⅔ Thlr.

Inhalt: I. Der gefährliche Gast. Novelle von **Theodor Mügge.** — II. Das Kind des Thales. Novelle von **Eduard von Bülow.** — III. Der lahme Hans. Eine Dorfgeschichte von **Wilhelm Martell.** — IV. Das neue Jahr. Novelle von **Frau von W.**

---

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831 — 38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ⅓ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1⅓ Thlr.; der Jahrgang 1841 kostet 1⅔ Thlr.

**Leipzig**, im September 1841.

**F. A. Brockhaus.**

---

So eben erscheint:

## Icones zootomicae.

### Handatlas

zur

### vergleichenden Anatomie

nach

fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt

von

***Rudolph Wagner,***

Professor in Göttingen.

35 Kupfertafeln (10 Tafeln illuminirt) mit 1039 Figuren, von denen 553 nach neuen Originalien gezeichnet sind.

Folio. cartonirt 18 Thlr.

**Leopold Voss.**

---

Erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Cornelia

### Taschenbuch für deutsche Frauen

auf das Jahr 1842.

Herausgegeben

von Aloys Schreiber.

27r Jahrgang. Zweite Folge 1r Jahrgang.

2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Verlag von J. Engelmann in Heidelberg.

**Joh. Ambr. Barth in Leipzig.**

---

Bei mir ist erschienen:

## Lehrbuch

der

## theoretischen Chemie.

Zum

Gebrauche bei Vorlesungen und zur Repetition für Studirende.

Von

**D. Christian Albert Weinlig.**

gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

---

Dieses Lehrbuch wird dem bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft wieder fühlbar gewordenen Bedürfnisse einer kurzen und übersichtlichen Darstellung der vorzüglichsten Thatsachen abhelfen; in theoretischer Beziehung namentlich durch eine möglichst scharfe Sonderung des Feststehenden von dem blos Hypothetischen — bei nichtsdestoweniger vollständiger und klarer Darstellung des Letzteren in seiner heutigen Gestalt — den Studirenden ein willkommner Führer sein; endlich durch Andeutungen der zu machenden praktischen Excurse und ziemlich reiche Angabe der neuesten Journalliteratur auch den Docenten einen nicht unwichtigen Dienst erweisen.

**Leopold Voss.**

Digitized by Google

Bei **Carl Focke** in Leipzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Lilien.**

## Taschenbuch

historisch-romantischer Erzählungen für 1842,

von **C. v. Wachsmann.**

Fünfter Jahrgang, mit 6 Stahlstichen, höchst elegant und prachtvoll gebunden. Preis: 2½ Thlr. = 3 Fl. 30 Kr. Conv.-Mze.

Inhalt: Die Tochter der Wüste. — Geknickte Blumen, zertretene Blüthen. — Der zerbrochene Ring. — Die Hexe von Dudewater.

---

So eben erschien im Verlage des Unterzeichneten:

**C. O. L. von Arnim,**

(Oberschenk und Kammerherr Sr. Majestät des Königs)

## Reise

nach

## Paris, Granada, Sevilla und Madrid

zu Anfang des Jahres 1841.

Mit Titelkupfer. 8. Velinpap. geh. 2½ Thlr.

bildet auch den 2ten Theil der im Jahr 1838 erschienenen:

Flüchtigen Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.

---

**Ida Gräfin Hahn-Hahn,**

## Reisebriefe.

2 Thle. 8. Velinpap. geh. 4½ Thlr.

## Ulrich.

2 Thle. 8. Velinpap. geh. 3¾ Thlr.

Dem Publikum übergebe ich hiermit die beiden neuesten Werke der Gräfin Hahn-Hahn; ohne Zweifel die tiefsten und ausgezeichnetsten Produktionen ihres Genius.

Die unlängst erschienenen Schriften der Gräfin: **Faustine, Astralion, der Rechte** sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin, den 24. Septbr. 1841.

**Alexander Duncker,**
Königl. Hofbuchhändler.

---

So eben ist erschienen:

## Gedichte

von

**Anastasius Grün.**

3. vermehrte Auflage.

gr. 12. broch. 2 Thlr.

Leipzig, 1. Oct. 1841.

**Weidmann**'sche Buchhandlung.

---

Bei **Hinrichs** in Leipzig ist eben erschienen:

## PENELOPE.

**Taschenbuch für das Jahr 1842.** Herausgeg. von **Th. Hell.** 31r Jahrg. oder Neue Folge, 2r Jahrg. Mit Stahlstichen. kl. 8. 26½ Bog. eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Inhalt. Zu den Stahlstichen: Schwesterliebe. Sonnet von Th. Hell, zu dem Titelbilde. Die Verfass. von Godwie-Castle. Wilh. Häring von Th. Hell. — Blätter aus meinen Erinnerungen von W. Häring. — Liebe in alter Zeit. Nov. von Th. Mügge. — Hoffnungen und Täuschungen. Nov. von Isidor (v. M.) — Aylwin. Histor. Erzählungen von Wold. Seyffarth. — Das getheilte Herz. Nov. von El. Ehrhardt.

---

Bei Leopold Voß in Leipzig erschienen:

## Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

## Sir Humphry Davy's

herausgegeben

von

**seinem Bruder John Davy.**

Deutsch bearbeitet

von

**D. Carl Neubert.**

Eingeleitet

von

**D. Rudolph Wagner.**

Vier Bände. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. Preis: 5 Thlr. 15 Ngr.

---

**Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.**

Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation vom Geh. Rathe ꝛc. D. **Fr. Alb. von Langenn.** Erster Theil. Mit Bildniß. 38 Bogen. gr. 8. Velinpap. geh. 1841. 3 Thlr.

Moritzens Portrait in Stahlstich apart in 4. 8 Gr.

Dieses mit Ungeduld erwartete Werk ist eben fertig geworden. Der 2te und letzte, die innere Regierungsthätigkeit dieses Fürsten, viele Urkunden, ein Register und ein Bildniß enthaltende Theil wird im Laufe des Sommers ausgegeben. — Früher erschien:

**Langenn, D. Fr. Alb. von, Albrecht der Beherzte,** Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächsischen Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus archivalischen Quellen. gr. 8. 40 Bogen. Velinpap. 1838. 3¾ Thlr.

Leipzig, im Juli 1841.

**J. C. Hinrichs**'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

# Allgemeine Maschinen-Encyclopädie

im Vereine mit

G. Altmütter u. A. Burg (Proff. am Polytechn. Institut in Wien), Th. Fischer (Maschinenmeister) und M. F. Gätzschmann (Prof. an der Bergakademie in Freiberg), C. G. Hummel (Lector an der polytechn. Lehranstalt in Copenhagen), K. Karmarsch (Director der Gewerbsschule in Hanover), F. Reich (Prof. an der Bergakademie zu Freiberg), J. Schneider (Prof. am Colleg. Carol. zu Braunschweig), J. A. Schubert (Prof. an der techn. Bildungsanstalt in Dresden), F. W. Schwamkrug (Maschinenmeister in Freiberg), E. Weinlig (Ingenieurlieutenant in Dresden), Dr. A. Weinlig (in Leipzig), J. Weisbach (Prof. an der Bergakademie in Freiberg),

herausgegeben

von

**Dr. Jul. Ambros. Hülsse,**

Prof. und Director der Königl. Gewerbsschule in Chemnitz.

---

Bereits erschienen sind:

Text. 1ste bis 5te Lieferung. gr. 8. Jede Lieferung 1 Thlr.

Kupfer-Atlas. 1ste bis 4te Lieferung (à 10 Kupfertafeln), quer Folio. Jede Lieferung 1 Thlr. 20 Ngr.

und enthalten folgende Artikel: Abänderung der Bewegung (Weisbach), Abbohrvorrichtung (Fischer), Abläutertrommel (Gätzschmann), Abtritt (Hülsse), Acceleration (Burg), Ackerbaumaschinen (A. Weinlig), Adhäsion (Hülsse), Aequidistante Curven (Weisbach), Aëronautik und Aërostat (A. Weinlig), Aichpfahl (Hallbauer), Amalgamirmaschinen (Gätzschmann), Anemograph (Hülsse), Anemometer (Hülsse), Anemoscop (Hülsse), Anspitzer (Altmütter), Anzündevorrichtungen (E. Weinlig), Appraturmaschinen (Karmarsch), Arrondirmaschine (Altmütter), Artilleriemaschinen (E. Weinlig), Atmosphäre (Hallbauer), Aufbereitungsmaschinen (Gätzschmann), Aufhängmaschine (Karmarsch), Auflockerungsmaschinen für Bettfedern und Stopfhaare (A. Weinlig), Auflockerungsmaschinen für Wolle und Baumwolle (Karmarsch), Aufschlagwasser (Weisbach), Aufzug (Schwamkrug), Ausdehnung (Reich), Ausfluss (Weisbach), Auspressmaschinen (Karmarsch), Ausschlagmaschine (Rühlmann), Automat (A. Weinlig), Backmaschinen (A. Weinlig), Balancier (Gätzschmann), Ballistisches Pendel (E. Weinlig), Bandwebemaschinen (Karmarsch).

**Leipzig**, im August 1841.

Leopold Voss.

---

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes ist von mir zu beziehen:

## Bilder aus Griechenland

von

**Ludwig Steub.**

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

---

Vollständig ist jetzt erschienen:

# Conversations-Lexikon der Gegenwart.

4 Bände in 5 Abtheilungen oder 36 Heften. Gr. 8. 364 Bogen. 1838—41.

Druckp. 12 Thlr., Schreibp. 18 Thlr., Velinp. 27 Thlr.

Das Werk ist ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes, bildet aber zugleich ein Supplement zur 8. Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben; es ist nicht nur ein Werk zum Nachschlagen, sondern zugleich ein durch gewandte Darstellung anziehendes Lesebuch über Alles, was die Zeit bewegt. — Die

achte Auflage des

## Conversations-Lexikon,

an das sich das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zunächst anschließt, behauptet fortwährend unter allen ähnlichen Werken den ersten Rang. Ein vollständiges Exemplar kostet auf Druckp. 16 Thlr., Schreibp. 24 Thlr., Velinp. 36 Thlr. und ein für jeden Besitzer unentbehrliches

## Universal-Register

auf Druckp. 3 Thlr., Schreibp. 4 Thlr., Velinp. 1½ Thlr. — Von dem

## Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur,

das in den Jahren 1832—34 in 4 Bänden erschien und zunächst einen **Supplementband zur 7. Auflage** des Conversations-Lexikon bildet, sind noch einige Exemplare vorräthig, die auf Druckp. 8 Thlr., Schreibp. 12 Thlr., Velinp. 18 Thlr. kosten. Es giebt wie das **Conversations-Lexikon der Gegenwart** für die letzten Jahre, so für die denkwürdige Zeit von 1830—34 ein lebensvolles anziehendes Gemälde.

---

Durch alle Buchhandlungen kann Obiges von mir bezogen werden; solche Personen, die wünschen sollten, sich diese Werke nach und nach anzuschaffen, können ganz nach ihrer Convenienz und in beliebigen Zeiträumen dieselben in einzelnen Bänden, Lieferungen oder Heften ohne Preiserhöhung beziehen.

Leipzig, im Juli 1841.

F. A. Brockhaus.

---

Bei mir ist erschienen:

***Charpentier, Toussaint a.*, Orthoptera descripta et depicta.** Fasc. I—III. Cum 18 tabb. color. 4maj. 4 Thlr. 15 Ngr.

***Wagner, Rud.*, über den Bau der Pelagia noctiluca und die Organisation der Medusen,** zugleich als Prodromus seines zoolomischen Handatlasses. Mit 1 color. Kupfertafel. Fol. 1 Thlr.

Leipzig, im August 1841.

Leopold Voss.

Digitized by Google

# Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Weinlig).

7. Jahrg. f. 1841. No. 50 – 55. mit 32 Abbildungen.

Ueber die nordamerikanischen Baumwollfabriken, nach J. Montgomery. — Anwendung der Drahtseile in Schemnitz, nach Adriani. — Weishaupt's lithographischer Farbendruck. — Roblason's Verbesserung im Färben. — William's Methode, Terpentin, Pech u. s. w. zum Brennen vorzubereiten. — W. Bank's Linirmaschine. — Verbesserungen in der Papierfabrication. — Ueber Giftfarben, von Jahn, Medic. Ass. in Meiningen. — Ueber Stocklack, Lac Dye u. s. w., von Faber. — Beschreibung eines Dreissig-Tonnen-Krahns auf dem Quai von Earl Grey's Dock zu Dundee Harbour. — Bericht über einige Versuche zu Bestimmung der Kraft, welche beim Löcherschlagen in schmiedeeiserne und kupferne Platten erforderlich ist. — Samuel Clegg über Gasbeleuchtung. — Locomotiven in America. — Beiträge zur Galvanoplastik, von A. Gerlach. — Ueber die leichte Gewinnung eines ungemein zarten, besonders zu Anfertigung Osann'scher Kupferabdrücke sich eignenden Kupfer- und Silberstaubes, von Böttger. — Aechtes Chromgrün auf Kattun. — Abflüsse der Stärkefabriken. — Englische Maschinenschmiere. — Ueber Löthen und Lothe, von Hatewkowsky in Prag. — Uebersicht der neuern Fortschritte in der Photographie. — Papier aus Hopfenstengeln. — Ein Leimsurrogat. — Neuere Arbeiten über die Anwendung des Catechu in der Kattundruckerei. — Ch. H. Wilson über Mosaikarbeit, pietra dura und ähnliche Künste der Italiener. — Neue, einfache Methode, Kupfer und Messing auf sogenanntem nassen Wege mit Platin zu überziehen, von Böttger. — Werdett's Verfahren, Wollentuch mit Krapp zu färben, ohne dass es weissen Schnitt erhält. — Gussstahl aus Eisendreh- und Bohrspänen und andern Schmiedeeisenabgängen. — Ueber die in Schemnitz eingeführte Drahtseilschlagmaschine des Mechanikers Wurm in Wien, und die Verfertigung und Anwendung der Drahtseile überhaupt. — J. Batchelder's Dynamometer.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. October 1841.

*Leopold Voss.*

---

Bei Ernst Fleischer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**Gallerie zu Shakspeares dramatischen Werken,** in Umrissen erfunden und gestochen von *Moritz Retzsch.* VIte Lieferung: Othello. 13 Platten. Mit Erläuterungen von Prof. *H. Ulrici.* Deutsch und in engl. Uebersetzung. Quer gr. 4. elegant cart. Subscript.Preis 5 Thlr.

Auch diese so eben vollendete Lieferung, welche uns die ergreifendste der Shakspeare'schen Tragödien vorführt und auf die geistreichste Weise gleichsam in Scene setzt, bewährt aufs Neue die Meisterschaft des Künstlers in sinnreicher Erfindung und treffender Ausführung, so daß dieselbe eine höchst gelungene Fortsetzung der früheren überall so beifällig aufgenommenen Lieferungen bildet, welche folgende Dramen zur Anschauung brachten:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Series | I. | Hamlet | 6 Thlr. |
| — | II. | Macbeth | 5 „ |
| — | III. | Romeo et Julie | 5 „ |
| — | IV. | König Lear | 5 „ |
| — | V. | Der Sturm | 5 „ |

(I. und II. zusammengenommen jetzt 8 Thlr.)

---

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

## Mathilde.

## Memoiren einer jungen Frau.

Von

Eugen Sue.

Deutsch von L. v. Alvensleben.

56 bis 126 Bändchen. Taschenformat. broschirt 1⅓ Thlr.

☞ Dieser äußerst anziehende Roman des berühmten Verfassers darf in keiner Bibliothek fehlen.

Leipzig, den 1. October 1841.

**Otto Wigand.**

---

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

## Glückseligkeitslehre

für das

## physische Leben des Menschen,

oder

die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen.

Von

**weil. Prof. D. Phil. Karl Hartmann.**

**Dritte verbesserte Auflage.**

8. geh. 22½ Ngr.

---

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu haben:

Kühne, Dr. F. G., Sospiri. Blätter aus Venedig. 8. Velinp. geh. 1 Thlr. 12 Sgr.

So viel auch schon über Venedig geschrieben ist, so erhalten wir doch erst in diesem Werke vom Verfasser der Klosternovellen und der Rebellen von Irland eine förmliche Darstellung der merkwürdigen Inselstadt. Wir sehen „dies Rom des Meers" hier vor Augen entstehen, verfolgen sein Wachsen und gewinnen endlich ein lebendiges Gemälde vom politischen und künstlerischen Venedig in seiner besten Blüthezeit. Außer der Architektonik ist der venezianischen Malerschule besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Der Darsteller giebt eine Charakteristik von jedem einzelnen Maler aus der großen Epoche.

---

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

## Auserlesene Heilformeln

zum Gebrauche für

## praktische Aerzte und Wundärzte.

Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre.

Herausgegeben von

**Professor D. Justus Radius.**

**Zweite umgearbeitete Auflage.**

16. cartonirt in Leinwand. 1 Thlr. 25 Ngr.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 204. — den 18. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

Novelle von Johannes Rudolphi.

(Fortsetzung.)

Die schnell verbreitete Nachricht von dem Selbstmorde des angesehensten Banquiers der Stadt hatte vor dem Hause desselben einen Auflauf zuwege gebracht, der im gleichen Verhältnisse, als er sich beim Vorrücken des Tages vergrößerte, immer lärmender und tumultuarischer wurde. Mühsam brach sich Stephani durch die dichten Gruppen Bahn und eilte schnurstracks zum Polizeipräsidenten, bei welchem seine Bitte, das Gefühl der Hinterlassenen des Banquiers möglichst zu schonen, mit dem Versprechen beantwortet wurde, es solle nichts angeordnet werden, was die Damen im mindesten verletzen könne, so weit dies im Lauf der criminellen Justiz zu bewerkstelligen sei. Erfreut über diese Zusicherung eilte er nun an das Hauptgeschäft, ein passendes Logis für seine Schützlinge aufzusuchen. Er miethete ein Cabriolet und durchkreuzte die Stadt nach allen Richtungen, überall nachfragend und besichtigend, wo ein ausgehängter Zettel leerstehende Wohnungen anzeigte. Aber er war schwer zu befriedigen; bald war das Gelaß zu klein, bald zu groß, bald zu ärmlich, bald wieder zu anspruchsvoll, und so geschah es, daß die Mittagsstunde längst vorüber war, als er nach dem Hotel des Banquier zurückkehrte. Es war ihm recht wohl und vergnüglich zu Muthe, denn weit draußen in einer der Vorstädte hatte er eine kleine, reizende Sommerwohnung entdeckt. Das zierliche, weißgetünchte Häuschen lag seitab von den Reihen der übrigen Gebäude, inmitten eines wohlgepflegten Obst- und Blumengartens, und der ganze Ort athmete so viel Ruhe und Behaglichkeit, daß Stephani sich nicht wenig darauf freute, die wohlthuende Wirkung zu beobachten, welche dies stille Plätzchen unfehlbar auf die Geliebte ausüben werde.

Wie erstaunte er aber, als er das Thor des van der Mullen'schen Hauses fest verschlossen fand! So viel er auch läutete und klopfte, Niemand öffnete, das Gebäude schien unbewohnt zu sein. Indem er kopfschüttelnd über die Ursache dieser strengen Absperrung nachsann, erschien Frau Marthe an der Hausthür gegenüber.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Stephani!" rief sie ihm zu, „drüben wohnt keine Seele mehr, sogar den Selbstmörder haben sie fortgetragen."

„Aber seine Frau und Tochter —"

Sind vor einer Stunde mit dem jungen Herren, der Sie heut so früh besuchte, auf und davon gefahren."

Stephani glaubte nicht recht gehört zu haben; er trat dicht an die Alte heran und wiederholte seine Frage.

„Was ich Ihnen sage," betheuerte Frau Marthe. „Sie waren noch nicht lange von drüben fort, da schlüpfte der hübsche junge Herr von heute Morgen in das Haus. Ich erkannte ihn gleich, obwohl er wie ein schlichter Handlungsdiener gekleidet war. Er blieb ein paar gute Stunden drinnen, und als er wieder heraustrat, funkelten seine Augen so lustig, als habe er einen Schatz gehoben. Vor einer



Digitized by Google

Stunde nun kam er angefahren, die beiden Frauen, drei- und vierfach verschleiert, schienen schon gewartet zu haben, denn sie waren gleich bei der Hand, stiegen ein und fort ging's, daß das Pflaster Funken sprühte."

Stephani glich einem Träumenden. „Mit dem Baron von Walling?" murmelte er, „es ist unmöglich! Aber wo sind sie nun?"

„Das kann ich Ihnen vielleicht beantworten," fiel Marthe ein, „der Herr rief dem Kutscher beim Abfahren zu: nach Lindenhain!"

Stephani knirschte mit den Zähnen und sein Gesicht nahm wieder jenen düstern Ausdruck bittern Grimmes an, der sein allzureizbares Gemüth nicht selten in Flammen setzte. „Lindenhain!" wiederholte er monoton, „ganz recht, es ist eines von den Gütern des Barons. Also zu ihm hat sie ihre Zuflucht genommen — zu ihm — zu ihm — —" Er schöpfte nach Luft, denn er fühlte sich dem Ersticken nahe. Mechanisch stieg er nach seiner Wohnung hinauf und warf sich tiefseufzend in einen Sessel. „Und mich verschmäht man, mich, der ich mein Blut tropfenweise für dieses Mädchen vergossen haben würde! Man lehnt meinen Beistand ab, weist mein Opfer zurück und Alles, weil ein eitler, engherziger Bube sein Spiel mit ihnen treibt. Aurelia! möchtest Du nie den Schritt bereuen dürfen, durch welchen Du auf ewig eine Kluft bautest zwischen uns!"

So monologisirte der Gekränkte, bis ein wohlthuender Thränenguß seinen Zorn in eine, dem Dichterherzen nicht unwillkommene Wehmuth auflöste. Denn die zartesten Lieder, die sinnigsten Schilderungen entkeimten, wie Blumen im Morgenthau zu dieser Zeit der Brust des Dichters, und ob gleich Aureliens Bild stets lebendig vor seiner Seele stand, er dachte ihrer ohne Bitterkeit — er betrauerte sie als eine längst Gestorbene, deren Andenken ihm heilig war. —

---

Schloß Lindenhain liegt in einer angenehmen Gegend am Fuße des Gebirges, dessen zackige, schneebedeckte Gipfel in riesigen Massen am fernen Horizonte emporstreben. Ein ziemlich umfangreicher und geschmackvoll angelegter Park umgürtet das im modernen italienischen Styl aufgeführte Gebäude, vor dessen Vorderfront sich ein klarer, mit Schwänen bevölkerter Weiher in ovalrunder Form ausbreitet. Das frische, saftige Grün des Rasens, aus dem hier und da die herrlichsten Blumengruppen oder schillernde Miniaturwäldchen seltner Bäume und Sträucher gleich Inseln hervorragen, die breite, schattige Hauptallee, deren hundertjährige Linden ein prachtvolles Laubgewölbe bilden, endlich ein sich träge in mannichfachen Windungen durch den Park schlängelnder Bach, über welchen an vielen Stellen zierliche Brücken führen — Alles dies und die Spuren einer geschickten, ordnenden Hand, der man überall begegnet, geben Lindenhain und seinen Anlagen unbedingt den Vorzug vor den meisten, oft größeren und prachtvolleren Schlossern in der Umgebung von W—.

Hierher hatte der Baron von Walling die Witwe des Banquiers und Aurelien geführt, nachdem es ihm, dem gewandten, in der Verstellungskunst geübten Weltmanne, freilich nicht ohne Mühe, gelungen war, erst die Mutter und mit dieser vereint die Tochter von seinen uneigennützigen, nur aus echter Humanität und dem Gefühle der Dankbarkeit erwachsenden Bestrebungen zu überzeugen. Das Einschmeichelnde, Beruhigende seiner Worte, die nicht im Mindesten an jenen, dem Baron so geläufigen Salonton erinnerten, die tiefe Gemüthsbewegung, welche aus seinen ernsten, traurig gesenkten Blicken sprach, zuletzt die Annahme, daß ein Mann aus den höhern Ständen, der sich nicht scheute, einer der allgemeinen Verachtung preisgegebenen Familie Schutz und Wohnung anzubieten, edel und bieder sein müsse, hatte die Frauen bewogen, sich lieber dem Baron anzuvertrauen, als dem einfachen, mittellosen Dichter.

Und in der That, Lindenhain war ganz der Ort, der den Armen ihr Unglück wenn nicht vergessen lassen, doch nach und nach mildern und den ungezügelten Schmerz sänftigen konnte. Das Betragen Eugen's, der wenigstens einmal in der Woche seine Schützlinge besuchte, war das eines ehrenhaften Cavaliers, der seine großmüthigen Wohlthaten nur als Huldigungen betrachtet wissen will, die er gebührendermaßen der Schönheit und leidenden Unschuld darbringt. — Wenn er oft mit Aurelien allein im Park lustwandelte, sprach sich in seiner Unterhaltung, in seinem ganzen Wesen eine so innige, aber fast schüchterne Verehrung des Mädchens aus, daß man hätte glauben sollen, er sei der Gedemüthigte, Hoffnungslose, und sie noch immer das neidenswerthe Schooßkind des Glückes. Eine weiche, schwärmerische Stimmung schien sich seiner bemächtigt zu haben, und Niemand hätte in dem Baron den kecken, ungebundenen Fashionable der Hauptstadt wiedererkannt, wenn er, auf dem Moosrande gelagert, welcher den See umgab, Aurelien die Schwäne füttern half, und ihr dabei oft lange und schweigend in das tiefblaue, seelenvolle Auge schaute, oder wenn er Abends auf dem Balkon des Schlosses im milden Lichte des aufgehenden Mondes ihren Gesang

Digitized by Google

auf der Guitarre accompagnirte. Aurelie, in deren Gemüth die frischen Blüthen des Frohsinns und des leichten, übersprudelnden Jugendmuthes unter der rauhen Hand des Schicksals plötzlich erstarrt waren, überließ sich mit einer Art schmerzlichen Vergnügens dem Hange zur Schwermuth, und war Anfangs erstaunt, wider alles Erwarten in Eugen ein, mit ihr so innig sympathisirendes Wesen zu finden. Die Arglose glaubte, ihr eigenes Unglück habe den ehemaligen Hausfreund, als dessen Verlobte sie sich einst betrachten durfte, tief gebeugt und zu der Dankbarkeit, die seine Sorgfalt für sie und die Mutter so wohl verdiente, gesellte sich allmälig ein Gefühl, welchem sie, sich selbst täuschend, unter den entschuldigenden Namen Freundschaft und Seelenverwandtschaft ungehindert Eingang und Wachsthum in ihrem Herzen gestattete.

Dem Baron entging der gute Erfolg seiner wohlberechneten Komödie keineswegs; er erkannte bald nur zu gut, daß Aurelie ihn liebte, und zwar mit einem Vertrauen, einer unbewußten Hingebung, die seinem Stolze schmeichelte und ihn mit Entzücken erfüllte. Er glaubte jetzt die Umwege zum endlichen Ziele all' dieser Bestrebungen abkürzen und einen kühnen Handstreich wagen zu dürfen, begann er doch schon das ganze Abenteuer etwas langweilig und veraltet zu finden. Ueberdies hatte er täglich einen furchtbaren Feind zu bekämpfen — den lauten Spott seiner Freunde, welche in ihm einen schwärmenden Werther erblickten, und die noch entsetzlichere, bis zur Verachtung sich steigernde Gleichgültigkeit von Seiten der w—n Damenwelt. Eugen gerieth außer sich, als er sah, wie sich das Feld seiner glänzenden Siege und zarten Triumphe immer mehr und mehr vor ihm schloß, als er in den eiskalten Blicken schöner Augen, in dem höhnischen Lächeln manches rosigen Mundes sein Todesurtheil las. Er verwünschte oft seine Unbesonnenheit, die ihm dies lächerliche Abenteuer bestehen ließ, öfter aber noch den Leichtsinn, mit welchem er das Geheimniß desselben prahlerisch und selbstgefällig preisgegeben. Am Morgen jener Katastrophe im Hause des Banquiers hatte er mit Staunen und Abscheu dem Dichter Stephani nachgeblickt, als er es wagte, jenen von der öffentlichen Meinung geächteten Familienkreis wieder zu besuchen, und jetzt war er selbst nahe daran, das Schicksal zu erdulden, welches er diesem damals in der Stille prophezeihte. —

Das endliche Resultat all' dieser unerfreulichen Betrachtungen war eine plötzliche, von den glühendsten Schwüren und Betheurungen überströmende Liebeserklärung, mit welcher er Aurelien bei einem einsamen Spaziergange überraschte. Sie erschrak heftig, mehr noch vor der Stärke ihrer eigenen Neigung, über welche sie sich nun nicht länger täuschen konnte, als vor Eugen's unerwartetem Geständniß. Dieser riß die sprachlos Zitternde ungestüm an sich und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen. „Du bist mein, süßes Mädchen!" flüsterte er, „Niemand soll Dich mir entreißen, Niemand zwischen unsere Liebe treten!" Aurelien durchbebte ein plötzliches Angstgefühl, als sie den unheimlich blitzenden Augen des Barons begegnete. „Lassen Sie mich," hauchte sie, „o, Sie wissen nicht, wie wehe Sie mir thun! Haben Sie vergessen, daß ich die Tochter eines — o, mein Gott!" Sie riß sich los und bedeckte schluchzend ihr Gesicht mit den Händen. „Was kümmert uns die Welt und ihre albernen Vorurtheile, mein süßes Liebchen!" unterbrach sie Eugen, „wir genießen in der Stille unser Glück, das himmlische Glück inniger aber verborgener Liebe." Aurelie sah dem also Sprechenden, der sich ihr wieder liebkosend nahen wollte, starr in das von niederer Leidenschaft entstellte Antlitz. In diesem Augenblicke durchzuckte wie ein heller Blitzstrahl das Erkenntniß der eigenen Gefahr und der Schlechtigkeit des Barons ihr Inneres. Sie entzog sich entsetzt seiner Umarmung und floh wie ein gejagtes Reh dem Schlosse zu. Eugen blickte ihr einen Moment bestürzt nach, dann verfolgte er sie und hatte in wenig Minuten die vor Furcht, Zorn und Abscheu Bebende erreicht. „Lassen Sie mich los!" keuchte sie, als er ihre Hand faßte, „lassen Sie mich los oder ich rufe um Hülfe!" — „Ich bitte Sie, ums Himmels willen keine Scene, mein Fräulein!" sagte Eugen trocken, „es fällt mir nicht ein, Sie ferner mit der Kundgebung meiner Gefühle zu belästigen. Nur eine Frage möchte ich beantwortet haben: Ist ein Heirathsantrag in optima forma der einzig gültige Preis Ihrer Gunst?" (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel.

[Kiel in alter und neuer Zeit; Eisenbahnprojecte.]

Wäre Ihre Zeitung für die materielle Welt, statt für die elegante, betitelt, meine Mittheilungen von hier würden leichter statthaft scheinen. Indeß ich erinnere mich, daß dieser Journaltitel aus alter Zeit herrührt; später sagte man: Zeitung für die gebildete Welt; in Zukunft wird man sagen: für die materielle Welt. Und bis dahin ist, während der Titel ein alter bleibt, alle Zeit für frischen Inhalt zu sorgen. Mithin läßt sich der sogenannten eleganten Welt bereits aller materielle Inhalt beibringen, den das Zeitalter

braucht. Und wir Kieler wollen auch materiell, realiter, vorwärts. Werden unsere Bestrebungen und Verdienste erst anerkannt, so heißt unsere Vaterstadt hinfort nicht mehr Kiel, sondern Klein-Hamburg. In Hinsicht Hamburgs sind wir nämlich — si licet parvis componere magna — gesinnt, wie die Franzosen in Bezug auf England: man haßt den Mitbewerber um Größe aus Rivalität, aber man liebt und verehrt den Einzelnen aus dem rivalisirenden Gebiete. Warum auch nicht? Er ist reich, er ist luxuriös; er hat den Willen und das Vermögen, das letztere zu sein. Wir haben einstweilen wenigstens den Willen — das Vermögen wird auch schon kommen, namentlich wenn erst die Eisenbahn zwischen Kiel und Altona — sage Altona, nicht Hamburg — im Gange ist. — „Also so weit ist es wirklich!" hör' ich Sie fragen, „mir neu, ich danke Ihnen." — Danken Sie nicht zu frühzeitig, verehrter Herr! ich rede vorläufig freilich nur vom Gefühl, vom edlen Selbstbewußtsein, und vom Gefühl zur Wirklichkeit, vom Wünschen zum Können ist allerdings noch eine kleine Kluft. Doch ohne Sprünge zur Sache.

Wer Kiel seit 20 Jahren nicht sah, der wird es kaum wieder erkennen, und wer auch nur seit 1833, wo mir die Ehre ward, mich hier anzusiedeln, den Bauten und Verschönerungen der Stadt nicht folgen konnte, der muß, wenn er sie jetzt mit Einem Male wahrnimmt, in hohem Grade überrascht werden. Namentlich verdanken wir in der Hinsicht gar viel dem Schwindelgeist der Eisenbahnspeculation. Es ist nämlich mit dieser Speculation ein eignes Ding: die wohlhabenden Bürger speculiren eben nicht, und das ist denn auch der zureichende Grund, warum die Actien zur Kiel-altonaer Eisenbahn noch immer nicht beisammen sind; aber die wenig oder nichts haben, die Handwerker und wenig bemittelten Einwohner, diese speculiren desto mehr. Diese Speculation fördert nun zwar die projectirte Eisenbahn nicht besonders, denn die Herren haben kein Geld, und eine Actie beträgt 100 Species und — was das Schlimmste — fünf Stück Species müssen baar gezahlt werden. Aber wenn es im Sprichwort heißt: Gut gibt Muth, so ist darum der Muth ohne Gut nicht ausgeschlossen. Und so sind es denn eben diese Speculanten, welche in der letzteren Zeit sich die Verschönerung Kiels besonders angelegen sein ließen. In der kieler Vorstadt jenseits des Holstenthors bis zu dem Punkte, wo die Kiel-altonaer Chaussee beginnt, erheben sich Gebäude an Gebäude, die man gerade dadurch als neu erkennt, daß sie sich vor den Gebäuden in der Stadt größtentheils durch geschmackvollere Bauart und Großartigkeit auszeichnen. Auch jenseits der dänischen Straße, wo das Dorf Brunswiek beginnt, entstehen die elegantesten Häuser, und wenn jenes Dorf, wie wohl nächstens der Fall sein dürfte, und schon aus polizeilichen Rücksichten sehr empfehlenswerth ist, dem Weichbilde der Stadt einverleibt wird, so wird dort binnen kurzer Zeit ein neues Kiel entstehen. Liefert doch selbst unsre partie honteuse, der Kuhberg, in neuester Zeit einige Prachtexemplare neuer Gebäude. Kurz ganz Kiel ist voll Regsamkeit und guter Hoffnung. Möge ihm denn die Göttin Lucina nur auch eine glückliche Entbindung gewähren! Wir gehen schwanger mit großartigen Entwürfen; aber ein todtgebornes Kind, oder überhaupt eine unglückliche Niederkunft, könnte uns leicht das Leben kosten. So nahe grenzen Glück und Unglück an einander! Die vielen neuen Bauten haben zum Eckstein die Hoffnung eines bedeutenden Steigens der Grundstücke bei der Realisirung der Eisenbahn. Wird dieser Stein von den Bauleuten — vulgo Actionären — verworfen, so fallen plötzlich die neuen Gebäude, wenn auch nicht zusammen, doch außerordentlich im Preise, und auch figürlich fallen die Häuser mit, d. h. es bricht eine Masse von Concursen aus. Nähere Auskunft über das Zustandekommen unserer Eisenbahn hoffe ich Ihnen in Kurzem geben zu können; bis jetzt ist ein starker Zweifel noch erlaubt, da die altonaer Commune noch keine feste Erklärung von sich gab, und selbst die dort projectirten 4000 Actien und die 2000 der kieler Commune, nebst dem präsumirten Viertel der Staatsregierung und den Privatzeichnungen der Bürger, bei weitem nicht ausreichen. Hätte das kieler Eisenbahncomité, das aus unterrichteten und thätigen Männern besteht, von Anfang an freiere Hand gehabt, so würden wir jetzt um Vieles weiter sein, man hätte dann von vorn herein die Beihülfe Hamburgs nicht verschmäht und die Frage, ob die Bahn in Altona oder Hamburg ausmünden solle, wäre keine Lebensfrage geworden. Ich weiß aus guter Quelle, daß eben hier der Anstoß liegt, welcher die Hamburger von jeder Theilnahme an der Bahn zurückschreckte; denn auch Diejenigen, welche fähig waren, sich über Particular-Interessen zu erheben, wollten eine Eisenbahn als Anschließungs-, nicht als Absperrungsmittel betrachtet wissen, und verlangten vor Allem eine deutsche Tendenz für dieselbe. Es war aber nicht ihre Schuld, daß unser Holstein ihnen nicht als deutsch erscheinen konnte, so lange die Holsteiner von einer Reise nach Deutschland sprachen, so lange das verkörperte Ehrprincip, in dem jede gesunde Nationalität wurzelt, das Militär, in dänischer Sprache commandirt ward, so lange selbst die Bestallungen in dieser Sprache ausgefertigt wurden. Das Alles ist seitdem theils schon anders geworden, theils wird es in Kurzem einer gesundern Ansicht und nöthigenfalls der Einwirkung der deutschen Bundesbehörde weichen müssen. Aber damals, als das Eisenbahnproject zuerst entworfen ward, war es noch erlaubt, zu zweifeln. Das kieler Eisenbahncomité sah dies recht wohl ein, und erkannte überdies Altonas unzureichende Geldmittel und den Rath der Klugheit, schon deshalb Hamburgs Beihülfe nicht zu verschmähen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Notiz.

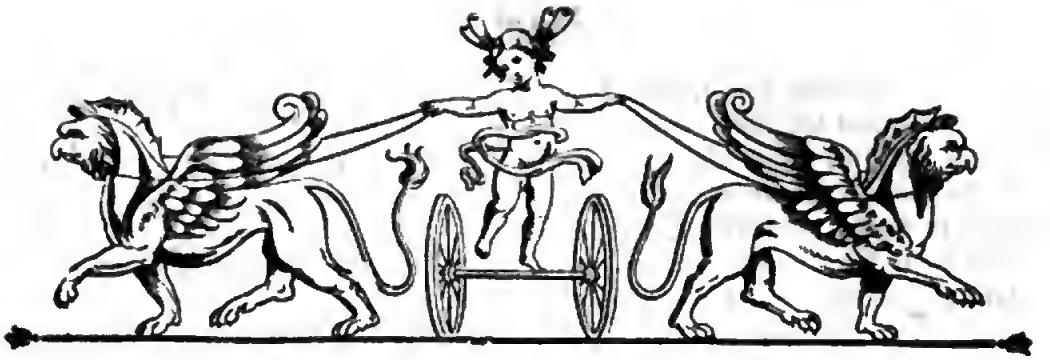
[Deutscher Handel und deutsches Recht]

In dem zu Karlsruhe erschienenen „Buch für Winterabende", einem Volkskalender für 1842, redigirt von Honek, findet sich ein Aufsatz von Andree, bisherigem Redacteur der Mainzer Zeitung, über deutschen Handel und deutsche Seefahrt, und eine Abhandlung des freisinnigen Karl Buchner über deutsches Recht.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 205. — den 19. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

(Fortsetzung.)

Aurelie fühlte ihre Kräfte schwinden; an einen Baum gelehnt, hielt sie sich nur mit Mühe aufrecht und starrte den Baron mit irren, erloschenen Blicken an. Diesen Menschen hatte sie geliebt, der ihr jetzt schonungslos den Dolch in das Herz stieß, welches für ihn geschlagen, der sie so tief in ihren heiligsten Gefühlen, in ihrer Frauenwürde beleidigte. Als Eugen keine Antwort erhielt, fuhr er, mit der Reitgerte die in der Nähe stehenden Blumen abhauend, fort: „Ich bin überzeugt, daß eine ruhige Würdigung der Sachlage Ihrer Entrüstung und meinem Schmerze, Sie nicht lieben zu dürfen, ein Ende machen wird. Die Thorheit, ich will sagen das Unglück Ihres Vaters hat die von mir einst so heiß ersehnte eheliche Verbindung mit Ihnen unmöglich gemacht. Sie kennen ja den Stolz und die Vorurtheile meiner Standesgenossen. Dürfen Sie mir zürnen, daß ich dennoch der Stimme meines Herzens folgen zu müssen glaubte, daß ich hoffte, Sie würden weniger vorurtheilsvoll, weniger grausam —"

„Genug, mein Herr!" unterbrach den gewandten Sprecher Aurelie, die mit ungeheurer Kraftanstrengung ein stolzes, imponirendes Wesen annahm, ob sie sich gleich im Innern zerschmettert, tief gedemüthigt fühlte, „genug! ich verachte diese heuchlerische Beredtsamkeit, wie ich Sie verachte. Es ziemt sich wohl für einen Edelmann, das Unglück und die Verlassenheit wehrloser Frauen zum Spielwerk des herzlosesten Egoismus zu machen. Hoffentlich werden Sie erlauben, daß ich mit meiner Mutter noch heute das Schloß verlasse, in welchem wir fernhin doch nur überlästige Gäste sein würden!"

Und mit beflügelten Schritten entfernte sie sich, der Mutter das Geschehene mitzutheilen und von der Nothwendigkeit ihrer schleunigsten Abreise zu überzeugen. Eugen von Walling blickte der Zürnenden mit gelangweilter Miene nach, zündete sich kunstgerecht eine Cigarre an und schlenderte langsam die Lindenallee hinab, an deren Ende er die Pferde unter Obhut des Reitknechtes zurückgelassen hatte. Diesen traf er in gemüthlicher Unterhaltung mit dem Schloßverwalter begriffen, einem alten, jovialen Mann mit kupferrother Nase und schimmernder Glatze.

„Achten Sie darauf, Verwalter!" sagte Eugen, den Fuß in den Steigbügel setzend, „daß keine der beiden Damen jemals die Gränze des Parks ohne meine Genehmigung überschreite. Eine Nachlässigkeit in dieser Hinsicht würde ich unerbittlich mit dem Verluste Ihres Postens bestrafen."

Der Verwalter verschwor sich unter tausend Bücklingen hoch und theuer, die Damen zu hüten wie seine Augäpfel, konnte gleichwohl aber nicht umhin, mit mißmuthigem Kopfschütteln etwas, wie „Weiberknecht" und „Hasenfuß" zwischen den Zähnen zu murmeln, als sein Gebieter, in den wirbelnden Staub der Landstraße gehüllt, im gestreckten Galopp der Stadt zujagte. —



Digitized by Google

In der Wohnung des Barons ging es drei Tage nach dem erzählten Auftritte laut und stürmisch zu. Fünf bis sechs junge Männer, meistens nichts Geringeres als Gardelieutenants, hatten sich, der Einladung ihres gastfreien Wirthes gemäß, zu einem luxuriösen Dejeuner eingefunden und ließen sich die Pasteten und Austern, vorzüglich aber den herrlichen Champagner von Jacquesson trefflich munden. Kein Wunder, daß die Gesellschaft sich bald der ausgelassensten Fröhlichkeit hingab, und daß das fortwährende Gelächter von den mannichfachsten Scherzen und Witzworten erregt, nur von dem Knallen der zur Decke fliegenden Stöpsel, dem Rasseln der Messer und Gabeln und dem lieblichen Klingen angestoßener Gläser unterbrochen wurde.

Man war so eben mit vereinter Mühe beschäftigt, die neueste und detaillirteste Chronique skandaleuse der Residenz zu liefern — ein so ergiebiges Feld für die Laune und den Humor der jungen Herren, daß man alles Andere, nur den edlen Rebensaft nicht, darüber vergaß. Eugen eröffnete mit der feinsten, liebenswürdigsten Suffisance einen Feldzug gegen den Ruf einiger der angesehensten Frauen, und ergoß seinen Spott besonders grausam, aber auch ganz besonders geschmackvoll über die Gräfin L—ka, zu deren Füßen er einst, und wie es hieß vergeblich, geseufzt hatte. — „Aber merkt Ihr nicht, Freunde," nahm nach einem schallenden Gelächter auf Kosten der Gräfin einer der Jüngsten in der Gesellschaft das Wort, „was unsern Baron mit so viel Gift und Galle erfüllt hat? Unsere Damen haben es gewagt, ihn fühlen zu lassen, daß sie nicht Willens sind mit der Dame Aurelie zu rivalisiren."

„Vraiment!" setzte ein Anderer hinzu, „ich begreife nicht, wie Sie sich ein solches Dementi geben konnten, liebster Baron. Niemand würde Sie wegen eines galanten Abenteuers mit jener Person, die, wie ich mich erinnere, recht hübsch ist, getadelt haben, aber daß es Ihnen einfällt, den schmachtenden Korydon, ich glaube gar den Platoniker, zu spielen — — c'est trop fort!"

Eugen erröthete vor Scham und Aerger und war im Begriff, dem unberufenen Tadler eines jener Worte entgegenzuschleudern, welche unfehlbar Kugeln und scharfe Klingen im Gefolge zu haben pflegen; jedoch sah er noch zur rechten Zeit ein, daß dies die Sache nur verschlimmern, ihn aber keineswegs vor dem Verdachte spießbürgerlicher Empfindsamkeit schützen könne. Er lächelte also gezwungen und sagte: „Hätte ich gewußt, daß der Besitz jenes Mädchens mich compromittiren würde —"

„Aha!" fiel ein baumlanger Dragonerofficier ein, „Sie wollen uns glauben machen, die Kleine habe nur den Platz der alleerliebsten Choristin eingenommen, die Sie so grausam und undankbar verließen. Wäre dies der Fall, die ganze haute volée würde von der Sache entweder keine Notiz nehmen oder Sie gar Ihres raschen Handelns und der verständigen Benutzung der Umstände wegen bewundern — aber da man Sie so fest umgarnt sieht, da man sogar, quelle horreur! von einer Heirath spricht —"

„Wer sagt das?" schrie Eugen, von Ingrimm und Wein erhitzt, seiner nicht mehr mächtig. „Nennen Sie mir den Elenden, der solche mich beschimpfende Gerüchte in Umlauf bringt; er soll sie vor der Mündung meiner Pistole wiederholen!"

Der Dragoneroffizier sprang ebenfalls auf und eine Herausforderung schien unvermeidlich. Eugen bebte vor Wuth, um so mehr, da er sich bewußt war, nicht im Mindesten jenen ihm angemutheten Zweck verfolgt zu haben. Er hätte jetzt am liebsten seinen Zorn an Aurelien selbst ausgelassen, der unschuldigen Ursache dieses empörenden Streites, der plötzlich durch das Einschreiten eines der Gäste eine unerwartete Wendung nahm.

„Still, meine Herren!" sagte dieser, „jeder Streit über den berührten Punct ist meinem Bedünken nach unnütz und indiscret. Es steht bei Ihnen, Herr Baron, die üble Meinung, welche sich von allen Seiten gegen Sie ausspricht, sogleich zu entkräften und sich glänzend und zwar vor Zeugen zu rechtfertigen."

Es herrschte eine erwartungsvolle Stille. Eugen blickte den Sprecher fragend an, der ihn wiederum scharf und prüfend fixirte.

„Erlauben Sie den hier anwesenden Herren einen Einbruch in Ihren Marstall, geben Sie Jedem ein Pferd und lassen Sie uns schnurstracks nach Lindenhain reiten. — Wir sind Leute von Welt," setzte er mit sarkastischem Lächeln hinzu, „und werden, indem wir den Damen unsere Aufwartung machen und Ihr Benehmen gegen dieselben beobachten, in den Stand gesetzt sein, jenen thörichten Gerüchten mit voller Ueberzeugung zu widersprechen. Wer heute noch über den vermeinten Siegwart mitleidig die Achsel zuckte, soll morgen den kühnen Lovelace bewundern und sich vor ihm hüten."

Man fand den Vorschlag einer solchen Feuerprobe vortrefflich, und Aller Augen hafteten auf dem Baron. Nur einen Moment war er leichenblaß, dann, ein Glas Champagner hinunterstürzend, rief er laut: „Es sei, meine Herren! der Einfall ist gut und ich freue mich,

Digitized by Google

vor Ihren Augen einmal den Sultan spielen zu können. Also fort nach Lindenhain! à cheval! à cheval!"

Noch wurden hastig mehrere Gläser hinuntergestürzt, dann stürmte die wilde Rotte in den Hof, wo nach des Barons Befehl sechs treffliche Renner bereit standen. In wenig Minuten hatte die Cavalkade die Barrieren der Stadt hinter sich, und mit verhängtem Zügel ging es pfeilschnell dem Ziele dieser abenteuerlichen Reise entgegen.

Eugen konnte einer gewissen Befangenheit, die wie die Ahnung eines nahenden Unglücks drückend auf seiner Brust lag, nicht Herr werden, sie steigerte sich vielmehr, je näher sie dem Schlosse kamen, dessen plattes Dach malerisch aus dem dichten Laubmeer des Parks hervorragte. „Was habe ich zu befürchten?" sagte er aufmunternd zu sich selbst, „ich werde mein Renommé wieder herstellen und zugleich die Uebermüthige durch tiefe Demüthigung bestrafen. Wer weiß, ob mein rasches Verfahren nicht noch unerwartet süße Früchte trägt?" Aber es schien, als hohnnecke ihn ein böser Geist, denn als der Park jetzt erreicht war und der Trupp in die breite Lindenallee einlenkte, bemerkten Eugens Gefährten kopfschüttelnd seine leichenhafte Blässe.

„Die Nähe der Geliebten scheint nicht besonders angenehme Gefühle in Ihnen zu wecken, Herr Baron!" sagte spöttisch lachend der Dragoneroffizier. „Sollten Sie es vorziehen, unsere Umkehr zu veranlassen, so wäre es jetzt die höchste Zeit."

„Nichts da!" unterbrach ihn ein Anderer, „der Baron wäre alsdann gezwungen, Ihnen Abbitte zu leisten und sich als verlobten Bräutigam jenes Mädchens zu bekennen. Und ich bin überzeugt, unser freundlicher Wirth hat zu Keinem von beiden sonderliche Lust."

Diese Sticheleien, denen noch mehrere folgten, hatten die gewünschte Wirkung. Eugen, aufs höchste gereizt, fühlte, wie jene Anwandlung von Schwäche sich in bittern Groll gegen Aurelien verwandelte. Er schwur im Stillen einen Eid, an ihr die erlittenen Kränkungen zu rächen, und es gelang ihm in der That, genugsam sich selbst zu täuschen, so daß er mit voller Ueberzeugung sie für schuldig, sich aber für ein Werkzeug gerechter Vergeltung zu halten begann. Es liegt in der Erfahrung begründet, daß eingebildetes Unrecht dieselben bittren Wirkungen auf unser Gemüth äußert, als wirklich erlittenes, ja es geschieht nicht selten, daß der Aerger und innerliche Grimm von uns selbst um so stärker und mit allem Fleiß angefacht wird, je mehr wir fühlen, daß er unnöthig und grundlos ist. Wir wollen das Recht haben, leidend und tiefverletzt zu erscheinen, und leiden in der That, weil wir ein solches Recht trotz allen Aufwandes unsres Scharfsinnes und der Einbildungskraft nicht auffinden können.

So kam es, daß', als er Aurelien und deren Mutter am Rande des Weihers erblickte, seine Augen unter den zusammengezogenen Brauen Blitze schossen und er seinen Gefährten mit lauter Stimme zurief: „Wohlan, meine Herren! steigen wir ab und gönnen wir jenen Damen auf ein Viertelstündchen die Ehre unserer Gesellschaft!" Im Nu waren Alle aus dem Sattel, übergaben dem herbeieilenden Stallgesinde die Pferde und schritten, von Eugen geführt, nach dem Portale des Schlosses, denn die Frauen hatten, als sie die Ankommenden erblickt, hastig ihren Platz verlassen, gleichfalls dem Schlosse zueilend. —

„Halt, meine Damen! einen Augenblick, wenn ich bitten darf!" schrie Eugen den Flüchtigen hinterdrein, „nöthigen Sie uns nicht erst, Sie in Ihren Zimmern zu incommodiren."

Schreck und Bestürzung fesselten die Schritte der so unceremoniös aus der Ferne Angerufenen. Während ihre ängstlichen Blicke sich gegenseitig um Rath und Hülfe fragten, waren die Edelleute nahe genug gekommen, um sie mit tiefen Verneigungen und schmunzelnden Lächeln begrüßen zu können. Aurelie vermochte nicht zu danken, tausend Befürchtungen, tausend verworrene Ideen durchkreuzten sich in ihrem Innern, als sie den Baron, glühend roth vor verhaltenem Ingrimm und von der Eile des Rittes, sich entgegentreten sah; dennoch flößten ihr seine Begleiter, die ihr meistens persönlich bekannt waren, einen gewissen Grad von Muth und Beruhigung ein. Sie empfand mehr Abscheu und Schmerz, als sie den Mann, der sie am tiefsten verwundet hatte, mit einer Miene vor sich stehen sah, die ihr neue Beleidigungen, neue Kränkungen zu drohen schien. (D. B. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel. (Beschluß.)

[Theater.]

Das altonaer Comité hingegen überschätzte seine Kräfte und, was eben so schlimm war, verkannte die richtigen Mittel, sie in Bewegung zu setzen. Es verletzte die Eitelkeit mehrerer vermögenden und einflußreichen Persönlichkeiten Altonas, deren Mitwirkung für die Bahn nun wohl für immer verloren ist, und deren Einfluß sich hinfort wohl nur als Reaction kund geben wird. Unsere Gutsbesitzer aber, auf die man gleichfalls viel gerechnet hatte, denken: gebratene Tauben schmecken gut, besonders wenn sie uns freiwillig in den Mund fliegen, und wie weder Butter noch Feuerung zum Braten hergaben.

Digitized by Google

Ist's Ihnen und den Lesern gefällig, so machen wir jetzt einen Uebergang von dem rein Materiellen, welches freilich dereinst mit Macht auf das Geistige einwirkt, auf das geistig Materielle — das Theater. Was könnte für den wirklichen Menschen anziehender sein? Wie einst Ludwig XIV. sagte: l'état, c'est moi! so können wir mit noch größerm Rechte Alle sagen: le spectacle, c'est moi! Die Bedeutendern unter uns liefern den Stoff zur Bühne, und selbst die Undedeutendern finden dort ihr Conterfei. Auf der Bühne allein wird nicht getrennt, was der Mensch oft freventlich zu trennen versucht — das geistige und materielle Princip. Die Personen, welche dort auftreten, welche die erhabenen und ewigen Sprüche unsers Goethe und Schiller — auch unsers Kotzebue, Iffland, Töpfer u. s. w. — uns zurufen, sind Körper und Geist. Bezweifelt ihr das Erste, seht sie im Kaffehause, in der Restauration, im Weinkeller; ist Euch das Zweite ungewiß, eht und hört einen Seydelmann, Löwe, Kunst! ja, Kunst! den letztern gerade am liebsten, denn mir scheint, bei ihm könnt Ihr den Körper unmöglich vergessen, und um Euch zu überzeugen, daß dieser Körper vom Geiste beseelt ist, so seht nur seinen Otto von Wittelsbach!

Herr Mahl und Herr Schunck also haben sich hier das Verdienst erworben, ein neues Theater, zum Theil auf Actien, aufzuführen. Es ist beinahe vollendet, nach kleiner Maßstabe ganz anständig und zweckmäßig, und schon am 1. December sollen, dem Vernehmen nach, die dortigen Vorstellungen beginnen. Da hatte ich nun freilich bisher immer viel vergebliche Sorge, wer eigentlich beginnen sollte. Herr Huber, der Abgelebte der 90ger Jahre, der sich, als derber Komiker, den ersten Schuldenmacher der Herzogthümer neunt? Allerdings hatte Herr Huber erst im vorigen Jahre ein großes Verdienst: er hat Hrn. Kunst hier gastiren lassen; aber vielleicht wäre es eine viel größere Kunst, ein solches Gastspiel zum zweiten Male durchzusetzen, auf einer Bühne, wo der Gast ganz allein steht, also freilich der erste und letzte ist, wo aber auch eben deshalb der Zuschauer kaum den Wunsch unterdrücken kann: möchte Herr Kunst uns doch lieber das ganze Schauspiel vorlesen! — der Umstand, wie gesagt, hat mir viel Sorge gemacht; aber sie war vergeblich. Freilich sagt Schiller oder Wallenstein: es ist der Geist, der sich den Körper baut; aber manchmal ist es auch der Körper, welcher den Geist hervorlockt. Der Körper ist da, ein ganz anständiger, behaglicher Körper, das Schauspielhaus, und er hat gelockt und gerufen die Herren Klerculph, Rathiew und Schulz, und sie haben eine Petition auf schönem, glatten Papier an den Statthalter der Herzogthümer, Herrn Landgrafen Friedrich zu Hessen, aufgesetzt, welche hier zahlreiche Unterschriften findet. Die Subscribenten wünschen statt des concessionirten Herrn Huber den Herrn Schefer als Schauspieldirector zu sehen. Sie wünschen es, weil hinter dem Herrn Schefer noch ein anderer Mann (Viele sagen, es sei kein Mann, sondern ein Graf) steht, von dem sie große Erwartungen hegen. Der Mann oder Graf nämlich ist das gerade Widerspiel von Herrn Huber. Herr Huber, wie man behaupten will, leistet weniger als er könnte! Herr — hat mehrfache Beweise gegeben, daß sein Wahlspruch ist: Ultra posse me ipse obligor! — Freilich findet auch dieser Grundsatz bald seine Erledigung — bei Herrn — hat er ihn schon oft gefunden; aber das jetzige Geschlecht lebt ja überhaupt aus der Hand in den Mund, warum nicht vor Allem das Theaterpublicum?

---

## Notiz.

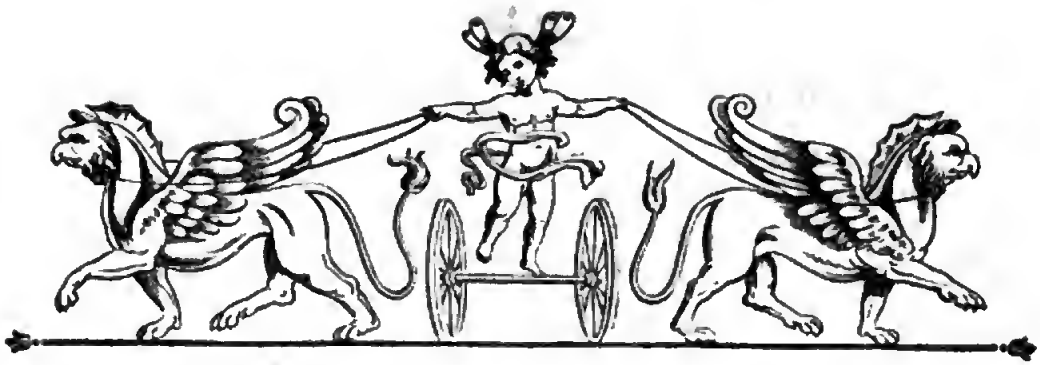
[Nina von Frederike Bremer.]

In der „ausgewählten Bibliothek der Classiker (!) des Auslandes", welche in Leipzig bei Brockhaus erschrint, finden wir als Bd. 6 und 7 eine neue Erzählung von Frederike Bremer, eine neue Skizze aus dem Alltagsleben, die unter dem Titel „Nina" als Fortsetzung der „Töchter des Präsidenten" zu nehmen ist. Ich glaube diese schwedische Schriftstellerin, welche von der Buchhandlung unter die Classiker versetzt wird, hinlänglich charakterisirt zu haben, und Nina gehört zu den besten Büchern einer Pensionslectüre für junge Mädchen und für Familienkreise, deren geistige Bedürfnisse auf gleicher Stufe stehen. Der Werth dieser Bücher soll mit dieser Beschränkung ihrer Sphäre keineswegs gedrückt werden, denn diese Sphäre ist sehr wichtig, sowie der große Kreis von Lesern in derselben den bedeutenden Antheil und Absatz erklärt. Frederike Bremer hat das Verdienst, die Pensionslectüre von der alten Sentimentalität früherer Zeit befreit, sie mit dem lebendigen Strom gesunder Heiterkeit und frommer, reiner Weltliebe erfrischt zu haben. Daß diese Heiterkeit etwas ins Triviale hinüberspielt, lockt die halbfertige Bildung nur um so mehr an, um sich an den wahrhaften Schätzen dieser Lectüre zu bereichern. Denn an diesen Schätzen an Lebenserfahrung, an feinen, tiefen Blicken ins weibliche Gemüth, an überraschend naiven und sinnvollen Winken über gesellschaftliches Verhalten der Menschen zu einander, ist Nina so reich wie die früheren Schriften. Die Männerwelt ist falsch gefaßt; der Don Juan, der hier geschildert wird, mag als absichtlicher Popanz für junge Damen von richtiger Wirkung sein, ist aber viel zu grob und dumm gezeichnet. Was die Sprache der Uebersetzung betrifft, falls es Uebersetzung ist, was uns die Brockhaus'sche Buchhandlung hier übergibt, so haben wir dieselben Eigenheiten wiederholt zu rügen. Es ist ein linkisches Deutsch, und die Vermuthung, Frln. Bremer habe es selbst geliefert, liegt nahe. Einzelne Wendungen verrathen das erlernte Deutsch des Ausländers. Dazu gehört der falsche Gebrauch des Wortes „innerlich"; er liebte sie innerlich, statt innig; der Gebrauch des Wortes Mittag, er gab uns einen glänzenden Mittag, statt Mittagsmahl, u. dergl. Oft häufen sich die kleinen Absonderlichkeiten; etwa in folgender Stelle: „Der Präsident ist noch ein hübscher Mann, hat eine vortreffliche Haltung und der etwas ansehnlich gerundete Wageu (!) bestimmt ihn wohl schwerlich schon zum Greise. Er hält sich nahe an seine Gemahlin, er hält ihren Schall (!), er hält sie sehr lieb, aber Alles mit Haltung (!). Er gibt den Augenzähnen der Satire keine Blöße (!). Nu, nu! er ist nicht umsonst Excellenz und sie vornehm und schön". ꝛc.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 206. — den 21. October 1841.

Redacteur: Dr. J. E. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Tage der Prüfung.

(Beschluß.)

„Erlauben Sie, meine Damen," nahm Eugen hastig das Wort, „daß ich Ihnen diese Herren vorstelle, welche dem Verlangen, die Freundinnen Ihres Freundes kennen zu lernen, nicht länger widerstehen konnten. Sie werden in ihnen verzweifelt angenehme, lustige Burschen finden, und so wollen wir — Ma foi!" unterbrach er sich, lachend ein Schnippchen schlagend, „da fällt mir eben ein, daß Sie nichts zu thun haben, als alte Bekanntschaften zu erneuern. Ist's doch noch nicht lange her, daß das Lob des van der Muilen'schen Weinkellers wie Honig von den Lippen dieser Heeren floß, und daß sie nirgends lieber tanzten oder ihr Glück im Ecarté versuchten, als in Ihren Salons, Frau van der Muilen."

Das brüsque, an Rohheit gränzende Benehmen Eugen's machte selbst seine Begleiter verlegen, die bald den Baron ansahen, bald Aurelien, welche stolz, hochaufgerichtet, mit düstern, flammensprühenden Blicken ihren Gegner zu zermalmen drohte. Sie sprach kein Wort, aber jede Fiber bebte vor Zorn, jeder Nerv zuckte vor Abscheu und gränzenloser Verachtung. Und wie sie den Baron so anstarrte mit majestätischer Haltung, etwas zurückgebeugt und die Rechte wie abwehrend vorgestreckt, da sank sein erkünstelter Muth und das entsetzliche Bewußtsein moralischer Vernichtung zwang ihn, die Augen niederzuschlagen. So stand er da, ein überführter Sünder, das Geständniß seiner frechen Lüge auf der Stirn tragend, ehe Aurelie nur noch eine Sylbe gesprochen. Es herrschte eine tiefe Stille; der Uebermuth der jungen Edelleute war plötzlich verschwunden und sie wünschten sich im Stillen weit hinweg von Lindenhain.

„Warum halten Sie uns hier gefangen, Herr Baron von Walling?" fragte endlich Aurelie langsam und ihre Stimme klang tief und gemessen. „Sie wußten, daß wir entschlossen waren, dies Haus zu verlassen, welches wir besser nie betreten hätten; warum gaben Sie den Befehl, uns zurückzuhalten? Reden Sie!"

„Weil es mir so beliebte," schrie Eugen, indem er mit ungeheurer Anstrengung versuchte, gewaltsam den Zauber zu brechen, in welchen Aurelie ihn gebannt. „Uebrigens bin ich nicht gewöhnt, irgend Jemanden über mein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen — am wenigsten meiner Maitresse!"

Das Wort war gesprochen, aber es schien, als habe sein furchtbares Gewicht den Frevler selbst zerschmettert. Todtenbleich, krampfhaft nach Luft schöpfend, lehnte er kraftlos an einer der Säulen, welche den Balkon trugen. Und wenn man ihm den Besitz der Welt geboten hätte, er würde es nicht über sich vermocht haben, Aurelien anzublicken. Diese schien bei dem Klange jenes entsetzlichen Wortes zu wanken, während Frau van der Muilen, drohend die Fäuste ballend, den nichtswürdigen Lügner verfluchte und Gottes Zorn auf ihn herabrief. Zwei von Eugen's Gefährten sprangen herzu, Aurelien zu unterstützen, sie richtete sich aber kräftig empor und nur der schnelle Farbenwechsel und das heftige Wallen des Bu-



Digitized by Google

sens verriethen den Sturm, der in ihrem Innern tobte.

„Ich durchschaue das schändliche Spiel, welches man mit mir getrieben," begann Aurelie, als die wüthenden Exclamationen ihrer Mutter verstummt und wieder eine tiefe, drückende Stille eingetreten war, „es sei fern von mir, mich vor Euch zu rechtfertigen, die Ihr hierher kamt, mit grausamer Lust das Opfer der Bosheit und elender Rachgier vor Euren Augen zerfleischen zu sehen. Aber wehe dem, der mir zum zweiten Male feindlich in den Weg tritt — er möchte es bereuen!"

Und ohne Jugen eines Blickes zu würdigen, schritt sie, ihre Mutter am Arm, stolz wie eine Königin, durch den ehrerbietig zurückweichenden Kreis der Edelleute und bald waren Beide am Ausgange des Parks den Blicken der wortlos Nachschauenden entschwunden. —

---

Drei Jahre später befand sich eines Abends ein junger Mann im Schauspielhause zu D— und schien, in dem äußersten Winkel seiner Loge verborgen, ganz vertieft zu sein in die allerdings treffliche Aufführung von Lessing's Emilia Galotti. Er vernahm nichts von den lauten Huldigungen und den stürmischen Beifallsausbrüchen, welche der Darstellerin der Emilia fast in jeder Scene zu Theil wurden, er stimmte nicht mit ein, als nach dem Fallen des Vorhanges das überfüllte Haus sie in brausendem Chorus hervorrief — und doch war gewiß Keiner unter dieser begeisterten Menge, auf den die Gefeierte einen so unauslöschlichen Eindruck gemacht hätte als eben auf diesen stillen, schwelgsamen Zuschauer. Leider müssen wir hinzusetzen, daß ihn nicht die Darstellung, von der er nur wenig gefaßt, sondern die Persönlichkeit der Künstlerin so mächtig ergriffen hatte, daß er noch immer wie träumend in seiner Loge verweilte, als schon der größte Theil der Anwesenden wie Meereswogen durch die verschiedenen Ausgänge hinausgefluthet war. „Bei Gott, sie ist es!" murmelte er vor sich hin, „ich kann mich nicht getäuscht haben, lebt doch ihr Bild noch unverwischt in meinem Herzen. Aber Gewißheit muß ich erlangen, darum hin zu ihr, hin zu den Füßen der Schwergeprüften!"

Er stürmte fort; als er den freien Platz vor dem Schauspielhause erreicht hatte, fühlte er sich am Arm gefaßt und wurde von einem Freunde begrüßt, welchen er auf der Reise nach D— kennen gelernt hatte.

„Um Himmelswillen, lieber Stephani," redete dieser ihn lachend an, „die schöne Aurelie Müller scheint Sie in einen gefährlichen Paroxysmus versetzt zu haben. Sie blicken ja so wild und trotzig um sich, als wollten Sie jedem weniger Enthusiasmirten sogleich den Fehdehandschuh hinschleudern."

„Aurelie! Aurelie Müller!" wiederholte Stephani hastig, „können Sie mir ihre Wohnung angeben? ich muß sie sprechen, noch diesen Abend."

Der Freund blickte dem stürmischen Frager erstaunt ins Gesicht und führte ihn schweigend nach der M—straße, wo die Schauspielerin eine bescheidene, aber freundliche Wohnung inne hatte. Sie befand sich noch im Theater, aber nach kurzem Harren rasselte ein Wagen die Straße herab, in welchem sich Aurelie und eine ältere Dame befanden. Stephani trennte sich jetzt von seinem kopfschüttelnden Führer und folgte den Frauen, welche indeß ausgestiegen waren, nach einer kleinen Weile in das Haus.

„Wen habe ich die Ehre zu melden!" fragte eine Kammerzofe den in das Vorgemach Eintretenden. Stephani nannte seinen Namen und ein Ausruf freudiger Ueberraschung, welche aus dem Zimmer der Damen ertönte, gab ihm die Versicherung, daß sein Kommen nicht unerwünscht sei. Einen Augenblick später befand er sich Frau von der Mülen und ihrer Tochter Aurelie gegenüber.

„Werden Sie mir zürnen," begann er nach den ersten Begrüßungen, „daß ich dem Zuge meines Herzens nicht zu widerstehen vermochte, welcher den Dichter zur erhabenen Künstlerin und, ich bin so kühn, es auszusprechen, den Freund zur Freundin hinzog?"

„Dank, tausend Dank," entgegnete Aurelie gerührt, und mit Lebhaftigkeit, „daß Sie uns nicht vergaßen, mehr noch, daß Sie die Stimme der Verläumdung nicht gehört, die mich aus der Heimath vertrieb und mir den ohnehin bittern Lebenskelch so grausam vergiftete. Sie sehen, welche Laufbahn mich Noth und ungerechte Unterdrückung einschlagen ließen."

„Und doch mag ich nicht glauben," rief Stephani begeistert, „daß Sie einen Schritt bereuen, welchem Sie so erhabene, so wohlverdiente Triumphe verdanken. Sie waren zur Künstlerin geboren und das Schicksal übernahm es, freilich auf rauhe Art, Ihnen den gebührenden Platz anzuweisen."

„Das sind die Ansichten des Dichters," sagte Aurelie mit bitterm Lächeln, „dem die, seine Schöpfungen mit einigem Geschick darstellenden Künstler Alles, die Individuen dagegen wenig oder nichts gelten. Wollen Sie consequent sein, so müssen Sie denen danken, die mich an den Rand des Verderbens brachten, denn ohne sie wären Publikum und Dichter um eine Schauspielerin ärmer."

„Sie verkennen mich, Aurelie!" entgegnete Stephani

mit Wärme, „Sie wissen freilich nicht, daß Ihre Leiden die meinigen waren, Sie dachten nicht daran, welchen Stachel des unheilbarsten Grames Sie bei Ihrer plötzlichen Abreise nach Lindenhain in meinem Herzen zurückließen —"

„O, dieser unselige Entschluß!" unterbrach ihn Aurelie traurig, „er war die Quelle meiner bittersten Leiden! Aber ich bin für meinen Leichtsinn hart, vielleicht zu hart bestraft worden."

„Der erste Lichtstrahl, der wiederum hell und glänzend in die Nacht meiner Schwermuth fiel," fuhr Stephani fort, „war die Bekanntwerdung jenes unerhörten Frevels, welcher Sie von dem Schlosse des Baeons vertrieb."

Aurelie erbleichte und blickte den Sprecher ängstlich und mit fragendem Ausdruck an.

„Mögen die Beweggründe der Begleiter des nichtswürdigen Walling gewesen sein, welche sie wollen," redete Stephani weiter, „genug, sie fanden sich veranlaßt, überall freimüthig Ihr herrliches, würdevolles Auftreten gegen jenen Schurken zu schildern und sie in den Augen der schmähsüchtigen Welt glänzend zu rechtfertigen, während der Baron der allgemeinen, wohlverdienten Verachtung durch seine plötzliche Abreise nach Paris nicht entgehen konnte."

„Der allmächtige Gott sei gelobt dafür, daß er meine Ehre gerettet!" rief Aurelie begeistert, während Frau van der Muilen noch einmal geschwätzig die Schaale ihres Zornes über den Baron ergoß und dann, sich mit dem Ordnen der Garderobe entschuldigend, das Zimmer verließ. Stephani schwieg, aber der bittende, sinnige Blick, mit dem er das schwärmerische Mädchen betrachtete, verkündete besser die Gefühle seines Herzens, als es die beredtesten Worte vermocht hätten.

„O, wie lieb und theuer sind Sie uns geworden," wandte sich Aurelie an ihn, „Sie Verkünder solch einer freudig herzerquickenden Botschaft! Sie haben mir die Ruhe meines Lebens wieder gegeben!"

„So galt ich Ihnen früher nichts?" sagte der Dichter mit leisem Lächeln, „und auch heute verdanke ich diese freundlichen Blicke, die mich entzückten, nur meiner Nachricht, deren zufälliger erster Ueberbringer ich bin?"

Aurelie erröthete. „Daß eben Sie der Ueberbringer dieser Botschaft sind," sagte sie nach einer verlegenen Pause, „ist mir so werth, als diese selbst. Ihr Erscheinen ist mir ja der Wege einer, von mir kaum noch gehofften Verzeihung."

Stephani erfaßte ihre Hand und sah ihr lange und innig in das dunkle Auge, in welchem eine milde Thräne glänzte. „Aurelie!" sprach er, „haben Sie des armen, verlassenen Dichters bisweilen gedacht?"

Ein tiefer, seelenvoller Blick war die einzige Antwort, aber er reichte hin, sein Herz mit unendlicher Wonne zu erfüllen. Er zog das Mädchen an seine Brust und drückte heiße, glühende Küsse auf den herrlichen Mund. „Du bist mein!" jauchzte er, sie fest umschlingend, die sich zärtlich an ihn schmiegte, wie der Epheu um die stolze Eiche, „mein auf ewig, meine Welt, mein Himmel!"

„Dein auf ewig!" flüsterte Aurelie und blickte durch Thränen lächelnd zu dem geliebten Manne empor — —

Da trat die Frau van der Muilen ein und Staunen fesselte ihr Blick und Zunge. Aurelie aber flog an ihren Hals, während Stephani bittend ihre Rechte ergriff, und es bedurfte nur weniger Worte, um sie darüber aufzuklären, wie trefflich ihre kurze Abwesenheit benutzt worden war.

„Ich segne Euch, meine Kinder, ich segne Euch!" rief sie mit Pathos und breitete mit komischer Würde die Hände über die Liebenden aus, welche, der Mutter Wunsch errathend, lächelnd niederknieten.

Dann entfernte sie sich und ließ die Glücklichen allein, wohl errathend, daß diese noch Mancherlei zu verhandeln haben würden, was eines dritten Zuhörers leicht entbehren dürfte.

---

Stephani, der sich im Besitz eines bescheidenen Vermögens befindet, lebt in der Nähe von L—, auf einem reizenden Landgute, glücklich durch die Anerkennung, welche Deutschland dem begabten Dichter zollt, am glücklichsten aber durch die heiße, unveränderte Liebe seiner Gattin Aurelie. Wer sein gastfreies Haus besucht hat, wird nimmer die geisteireiche, liebenswürdige Frau vergessen, und ihr von ganzem Herzen das heiterc Loos gönnen, wodurch die Gegenwart das schwere Unrecht der Vergangenheit sühnen zu wollen scheint.

Der Baron von Walling soll, unbestimmten Nachrichten zufolge, in Wiesbaden von einem beleidigten Ehemann im Duell erschossen worden sein. Sein Name wird in des Dichters Hause nie genannt, knüpfen sich doch für die beiden Gatten nur herbe, schmerzliche Erinnerungen an denselben. —

---

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart.

[Jubelfeste, Theater.]

Die Jubelfeste sind vorüber, und die Tagesordnung an die immer gleiche Spindel des Webstuhls zurückgekehrt. Die Beschreibungen haben die politischen Blätter zum Ueberdruß gebracht, daß ich mich wohl solch verspäteter Mühe überheben darf. Nur Eins will ich erwähnen, so wenig die plebejische Manier auch wohlgelitten ist. Ich will das Volk loben. Gibt es für Gesinnung und Gemüth einen irdischen Maßstab, unser Volk hat ihn bis zum letzten Zoll ausgemessen. Jede Thräne, die das Männerauge rührte, fiel aus dem Borne einer heiligen Wehmuth. Den christlichen Beruf duldsamer Liebe hat wie das deutsche Volk kein anderes gelöst. — — Ich unterdrücke das Uebrige, denn ich fühle bereits das giftige Sprichwort von der allzu großen Güte mir alle Rührung verderben. Saaten sind gesäet, wer Früchte erwartet, verliere die Geduld nicht.

Es gab bis vor wenig Wochen eine gräfliche Intendanz am Theater, welche, von der Macht des Geschicks erfaßt, heute in den Sand gestreckt liegt. Die Details dieser etwas unsaubern Geschichte gehören mehr zur städtischen Chronik als zur Langenweile eines weitern Publicums. Ich lege sie daher zur Seite und bringe Ihnen lieber eine Perspective der Gegenwart. Kaltes Blut ist nöthig, über das Theater zu schreiben, das können Lessing und Börne bezeugen, welche Beide diesen Stein des Sisyphus gewälzt haben. Ich will mich nicht davon erdrücken lassen, bringe ich ihn nicht auf den Berg, so lasse ich ihn ganz gleichmüthig in der Tiefe liegen, aus der ihn dann ein Anderer holen mag. Die Intendanz des Theaters hat, an die Stelle des abgegangenen Herrn Grafen von Leutrum, der Stallmeister des Königs, Herr v. Taubenheim, übernommen. Vielen dürfte dieser Uebergang von den Rossen zu den Musen etwas gewaltsam vorkommen, und ich bin daher der Bildungsstufe des geschätzten Mannes die Notiz schuldig, daß es derselbe traveller ist, der vor einem Jahre mit wissenschaftlicher Begleitung eine Reise nach dem Orient antrat, sie unter öffentlicher Theilnahme vollbrachte und davon erst seit zwei Monaten zurückgekehrt ist. Wir legen in Deutschland noch immer viel zu großen Werth auf fachmäßiges Lernen und haben unvernünftigen Respect vor promovirten und graduirten Personen; Natur und Empirie schlagen wir zu wenig an. Weil wir ein reges, kleines Leben haben, meinen wir, Jeder müsse die Rennbahn forttraben, auf welche ihn ein abgeschmackter spiritus familiaris trainirt hat. In eigner Brust sind deines Schicksals Sterne. Wollen wir nun damit durchaus nicht eine deutsche Hoftheaterintendanz für den kritischen Moment in der Lebensgeschichte eines Menschen erklären, meinen wir nur, daß sie als eine Hofcharge bei uns durch die neue Besetzung einen reellen Fortschritt genommen hat, welcher der Kunst so gut wie den Künstlern und dem Auditorium Nutzen verspricht. Wo dem natürlichen Sinn für das Schöne Erfahrung, guter Wille, Geschmack und Intelligenz zu Hülfe kommt und fremde Einsicht rathend zur Seite steht, ist es Pflicht, gutem Streben mit Zutrauen entgegen zu kommen. Und dies Verhältniß scheint sich zwischen der neuen Regie und der öffentlichen Meinung anzuspinnen.

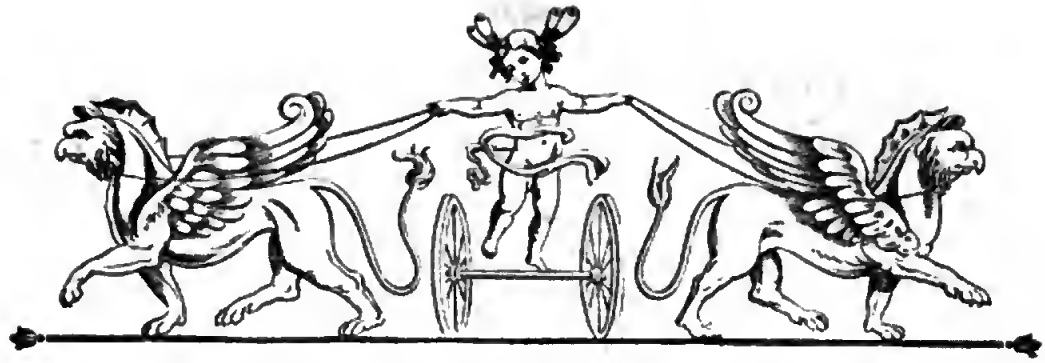
Wie wir in Deutschland keine gemeinsame Politik, so haben wir auch keine gemeinsame Schaubühne. Das ist nun alles Beides recht schlimm, aber doch eben nicht so schlimm, um mit leeren Klagen von dem Hoffnungsbaum der Zukunft auch das kleinste grüne Blatt welken zu machen. Wie feind wir auch dem deutschen Optimismus sind, liegen wir darum noch lange nicht dem Pessimismus in den Armen. Wer sein Vaterland aufrichtig liebt, deckt so wenig einen Vorzug, als eine Schwäche mit dem Mantel zu. Eine deutsche Nationalbühne gehört vorerst noch zu den frommen Wünschen. Aber eine deutsche Bühne, welche mit wesentlichen Merkmalen die zufälligen Umstände vereinigt, ist sichrer Ausführung fähig. Dazu ist nun in Deutschland große Concurrenz geöffnet, und das öffentliche Urtheil hat Gewalt genug, über die Preise zu entscheiden. Bis jetzt ist es mit unparteiischem Richterspruch noch in Rückstand geblieben. Dem wiener Burgtheater schien einmal die Waage zuzuneigen. Man hüte sich wohl, die Kunst dem Leben abtrünnig zu machen, und, sei es auch der schönsten Form, den Funken des Prometheus hinzuopfern. Man wird uns verstehen, wenn man die Freiheit versteht

Auch auf Stuttgart standen zahlreiche Actien, die letzten Zeiten haben sie gemindert. Doch in der That, es lohnte sich der Mühe, die flüchtigen einzufangen, neue zu freiren. Eine Zahl tüchtiger Talente, bildungsfähiger Umgang, ein verständiges Publicum, nach Verhältniß freiere Bewegung und königliche Munificenz können hier mit gleichem Einfluß wirken. Den Segen freilich muß die einige, starke Liebe zur Sache verleihen. Irren wir nicht, so ist hier die Ferse des Achilles. — Ich hatte schon früher Gelegenheit, die thätige Umsicht unserer Regisseure, mit besonderer Erwähnung des Hrn. Moritz, anzuerkennen. Mit Freude wiederhole ich das Lob. Hr. Moritz ist, was seine dramaturgischen Kenntnisse betrifft, den meisten Vergleichen überhoben, den besten zugestellt. Ihn beseelt ein rastloser Eifer nach Fortschritten, dessen Beharrlichkeit ihm schöne Früchte bringt. Er hat die Welt gesehen mit dem forschenden Auge des Verstandes, mit ruhiger Auffassung die Bedürfnisse seiner Kunst erkannt und ihre Darstellung durch den Reichthum eigner Ideen vervollständigt und geschmückt. Viele Reisen haben seinen Gesichtskreis erweitert und ihn über den Schlendrian alltäglichen Herkommens hinausgehoben. Noch diesen Sommer war er während der Ferienzeit in London, wo er neue Studien machte. Es läßt sich denken, wie trefflich dem Schauspieler diese Vorzüge zu Statten kommen. Was ihm die Tragik im Laufe der Jahre nimmt, setzt ihm die Conversation zu. In der gesellschaftlichen Sphäre des modernen Lustspiels trifft er Ton und Charakter vortrefflich. Sein „Bolingbroke" im Glas Wasser darf ihm Freude machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 207. — den 22. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Romane.

Toussaint. Ein Roman von Theodor Mügge. 4 Bde. Stuttgart, Hoffmann.

Eine bedeutende Production, bedeutend durch die heiße, flammende Poesie des Stoffes, und durch den Feuergeist, der die Darstellung durchlodert. Wäre in Mügge die gestaltenschaffende, charakterzeichnende Kraft so groß wie seine Virtuosität in der Situationsschilderung, wir hätten an ihm einen unserer glücklichsten Romandichter. Die alte Theorie, die in Wilhelm Meister gepredigt wird, das Drama habe vorherrschend Charaktere, der Roman Begebenheiten darzustellen, reicht aber nicht mehr aus, seitdem sich die Romanpoesie der Geschichte bemächtigt. Schon Walter Scott lieferte wesentlich Charaktergemälde, und wenn man erwägt, wie sich das neuere romantische Drama der Franzosen wo nicht lediglich, doch vorzugsweise in kecker Erfindung pikanter Situationen gefällt, so muß man gestehen, daß sich die Functionen beider Dichtungsgattungen in der Praxis fast umgekehrt haben, man mag diese Praxis für eine Ausartung oder für eine einseitige Erweiterung halten. Der deutsche Roman hat sich die schwere Aufgabe zu stellen, beides zu bewältigen, Charakterzeichnung und Situationsmalerei zur künstlerischen Vollendung durchzubilden. Er stößt mitunter auf Themata, die sich nicht anders zur Darstellung bringen lassen, als in einem Menschenbilde, in einer Gestalt, die sich thaten- und begebenheitslos nur als Complex von Gesinnungen erledigt. Ich will mich deutlich machen an einem nahellegenden Beispiel. Mügge muß in seiner Geschichte der Negeremporung auf Domingo die Republik vertreten lassen. Nicht blos die Republik Frankreich als militärische Macht des Directoriums und des ersten Consuls; diese wird durch die abgesandten Flotten und Soldaten repräsentirt; ich meine die Republik als eine Sache der Religion, sie sei Ueberzeugung und Bewußtsein, oder Fanatismus der Schwärmerei. Mügge führt uns in dem jungen Franzosen Vincent einen beobachtenden Menschen vor, der den Gedanken der Republik aus Frankreich nach Domingo mitbringt, die Menschenrechte dort auf Gleichheit aller Farben und Racen ausdehnt, Toussaint's Freund wird, und diesem bis zu dem Moment, wo sich ihm das Gelüst nach der Königskrone wiederholt aus der Lage der Dinge aufdrängt, getreu zur Seite bleibt. Vincent zwingt den schwarzen Helden kraft seiner republikanischen Ueberzeugungen, das Diadem, das ihm die Engländer als Lockung bieten, ins Meer zu werfen, und verläßt den schwarzen Helden nicht eher, bis sich dieser der Nöthigung zu absoluter Machtführung doch sachlich, wenn auch nicht formell, hingibt. In Frankreich erst sehen sich Beide wieder, Beide als Gefangene. Der Republikaner Vincent wagte es, der Tyrannei des ersten Consuls Vorstellungen zu machen. Toussaint ist seinem Geschick erlegen; die Sache seiner Farbe, das Heil seiner schwarzen Brüder galt ihm mehr als ein für ihn abstracter Begriff, er heiße Frankreich oder Republik; das hat ihn gestürzt, und versöhnt liegen die Freunde beim Austausch ihrer Gefühle sich in den Armen. In diesem Vincent galt es, den Geist der ruhigen republikanischen Charakterstärke zu personificiren. Eine zweite Gestalt, welche das Glaubensbekenntniß der Republik als religiösen Fanatismus zur Erscheinung bringen mußte, ist Blanca Blanchelande, die Tochter des französischen Gouverneurs, den das Directorium nach Domingo sandte. Sie wird Verrätherin am Vater, als er sich in Sachen der Freiheit lässig erweist; später findet sie Toussaint als eine Wahnsinnige, deren Prophezeien vom Herannahen des allgemeinen Heils vom Pöbel verhöhnt werden, in Frankreich, wo sie ihn als einen falschen Mohrenkönig verflucht, während sie früher vor dem Bürger Toussaint anbetend niedersank. Beide Gestalten, welche die Republik vertreten sollen, sind mißlungene; Vincent ist zu



Digitized by Google

unbedeutend für den Inhalt deſſen, was er darzuſtellen hat, ein zu ſchwaches Gefäß für das ewig mahnende Gewiſſen der Freiheit und Gleichheit; Blanca Blanchelande iſt ganz und gar verfehlt, ein Weſen, das keinen Glauben an ſeine Möglichkeit erweckt. Das aber ſoll jede Figur, zumal eine ſolche, die eine Idee zum Leben zu bringen hat. Eine Menſchennatur mit republikaniſchen Ueberzeugungen, die im Stande iſt, zum Glauben an ihre innere Möglichkeit und Wahrheit zu zwingen, macht mir die Exiſtenz der Republik glaublich; anders iſt dieſe nicht darſtellbar, denn ſie iſt ein geiſtiges, körperloſes Etwas. Ganz anders iſt es, wo es die Darſtellung einer Aeußerlichkeit gilt, wo ich mit Maſſen, mit Thatſachen, mit Erfolgen wirken kann. Mügge's Kraft liegt nicht auf jener Seite. Touſſaint iſt die einzige gelungene Geſtalt im Romane, die zugleich geiſtig bedeutſam. Es iſt kein ſchwieriger Charakter; ſeine Größe beruht auf der Rührung, die er für ſein gutmüthiges Heer, für ſeine Liebe zu den ſchwarzen Brüdern, für den heißen Antheil an ſeiner heiligen Sache, für ſein tragiſches Schickſal einflößt. In all' dieſen Situationen erſcheint der edle Schwarze liebenswürdig und bedeutend; an ihn hat der Autor all ſeine Liebe und Sorgſamkeit gewendet, und die Darſtellung iſt überall, wo es eine Feier, eine glückliche Stellung des Helden gilt, ergreifend, feſſelnd, nicht ſelten hinreißend warm und lebensvoll. Um ſo mehr iſt zu bedauern, daß Mügge's Darſtellung durch äußerliche Nebendinge verunſtaltet wird. Der Autor ſollte dem Setzer, Corrector und Reviſor der Verlagshandlung wegen ſchnöden Druckes einen Injuriencproceß machen; wie viel davon der Autor oder ſein Schreiber an Schuld auf ſich zu nehmen hat, läßt ſich nicht entſcheiden. Wie urſprünglich gutmüthige Geſichtszüge durch Pocken in ein moraliſches Gegentheil verwandelt werden, ſo iſt die Diction durch ſprachliche Nachläſſigkeiten, die ſich kaum durch die Hitze eines raſchen Hinwurfs erklären, aber nicht entſchuldigen laſſen, ſtellenweiſe ganz und gar entſtellt. — Gehen wir zur Sache, ſo entzückt uns die Größe und die Fülle des Thema's, das ſich hier deutſche Romandichtung eroberte. Dies Thema iſt nichts Geringeres als die Revolution der ſchwarzen und der farbigen Menſchheit gegen die Tyrannei der Weißen, der Kampf der Neger auf Hayti gegen das directoriſche und das conſulariſche Frankreich, das nicht Republik genug war, um die Menſchenrechte in aller Welt feſtzuſtellen. Wie ſehr heimiſch ſich Mügge gemacht hat auf dem heißen Boden, in der glühenden Luft der Tropenwelt, möge folgende Stelle erweiſen, die ich nach Zufall aus den reichen Naturſchilderungen hervorziehe.

„Hinter St. Raphael, auf hohen, wilden Bergkämmen, liegen die Quellen des Gamapuco, des großen Nebenfluſſes des Artibonite. Hier gibt es manche verſteckte Thäler, die, wie die Spanier behaupten, noch keines Menſchen Fuß betrat, und ſchwer mag es ſelbſt dem kundigſten Manne werden, in dieſem unabſehbaren Labyrinth von Schluchten und Felſen, von undurchdringlichen Wäldern, von natürlichen Thoren und Höhlen, die oft mit geheimnißvollen Ausgängen in kleine rings von platten Wänden umſchloſſene Gründe leiten, ein ſicherer Führer zu ſein. Der Gamapuco ſtürzt in zahlloſen Windungen und Fällen durch dieſe ſchmalen Thäler, bis er ſeine klaren Fluthen geſänftigt in die große Savane bringt, und im Artibonite verſchwindet. Die Cahobes-Ketten, die von Gonave, die Mornen von Plaiſante und die wilden Deſertes umringen ihn mit ihren düſtern Berghäuptern, und ſchicken in zahlloſen Bächen und Quellen den Ertrag der Tornados ihm zu, die ſich an ihren Gipfeln entladen. Oede Wildheit neben dem zauberhafteſten Leben der Pflanzenwelt iſt der große Charakter dieſer Berge. Den Urwald hat keine Axt berührt; ſeine hohen Dome von Mahagoniſtämmen, Arajou und Eichenholz, Tulpen- und Bohnenbäumen leben Jahrhunderte und verwittern als unermeßliche Trümmer von Rieſenleibern, die Erſtaunen und Ehrfurcht erregen. Der einſame Menſch wandelt beklommen unter den glatten Säulen eines Zauberpalaſtes, der hundert Fuß über ihm ein undurchdringliches Dach wölbt. Kein Sonnenſtrahl berührt den Boden; röthlich und trocken ſtäubt er empor; keinen Halm ernährt er, keinem Thiere verleiht er Wohnung. Spinnen nur von ungeheurer Größe, ſchwarz und ſtachelvoll, richten die glänzenden Linſenaugen auf ihn, der ränderiſche Tauſendfuß lauert unter dem abgefallenen Geblätter auf die rothen Ameiſen, welche aus ihren Baumhöhlen auf- und abklimmen, und ihre Wanderzüge unermüdlich verfolgen. Es iſt wunderbar ſtill und todt in dieſem gewaltigen Reiche. Nur zuweilen ſchreit ein Vogel, den man nicht ſehen kann; ein morſcher Aſt löſt ſich los, ſtürzt krachend nieder und die Echo donnern ſeinem Falle nach; oder ein kalter Windſtoß fährt durch die hohen Kronen. Dann zittert und ſeufzt der Wald in wunderbaren Klagetönen, und erſchreckt eilt der Jäger, um dem nahenden Tornado zu entkommen. Plötzlich öffnet ſich der Wald und der Blick des Wanderers ſchweift nun von einer ſteilen Wand über ein unermeßliches Panorama. Das Gebirge liegt aufgerollt vor ihm, er kann die kleinen Flüſſe verfolgen, er ſieht in tauſend Thäler hinab, die in Sonne und blauer Gebirgsluft getränkt vor ihm liegen. Die Palmen in ihren verſchiedenen Formen, die hohen Rohrwälder, die zahlloſen wunderbaren Gewächſe, die Meere von Blumen und duftenden Pflanzen, welche in überſchwenglicher Farbenpracht glänzen, entzücken ſein Auge. Aber auch die Thierwelt umgibt ihn, die ſo mannichfaltig iſt, ſo läſtig und ſo gefährlich. Die bunten Schlangen, die ſchreienden Vögelſchaaren in Gold und Grün und Purpur, die Wolken von Muskitos, von winzigen Geſchöpfen, die das Auge kaum erblickt, und deren unerträgliches Stechen und Brennen ihn zur Flucht zwingt und zum Fluch, daß Gottes ſchönſte Schöpfung dem Menſchen verſchloſſen iſt durch eine andere Welt von kleinen Feinden, als ſollte der übermüthige Herr der Erde die Lehre erhalten, wie wenig er gegen den ewigen Willen vermag."

Im dritten Bande finden wir eine Schilderung der pariſer Mode, die ſich nach der fernen Inſel übertragen hat. „Die Mode hatte zur Zeit des Directoriums ſich ſo eben aus einer langen Eintönigkeit und einem ſansculottiſchen Cynismus erhoben, und war daher um ſo verlangender, ſich in ein entgegengeſetztes Extrem zu ſtürzen. — Die Marquiſe, an der Seite Helenens, gibt uns ein Bild jener üppigen Nachäffung der Römerinnen, welche zuerſt von der berühm-

Digitized by Google

ten schönen Frau des Director Taillien erfunden und getragen wurde. Man nannte sie die Tracht der Wunderbaren, und nichts konnte wohl reizender und romantisch-entzückender sein, als ein schönes Weib in diesem köstlichen Anzuge, der im Luxemburg, dem Pallaste der Directoren in Paris, die Hoftracht geworden war. Eine lange Purpurrobe, mit goldenen Palmenzweigen geschmückt, umgab den Körper. Oben war sie weit ausgeschnitten, um den schönen Formen Freiheit zu lassen, die Taille aber schloß eng zusammen und ward durch ein goldgesticktes Band, oder eine dreifarbige Schärpe, gehalten. Das Haar fiel in langen Flechten herab, man sah es von Bändern, von Perlen und funkelnden Steinen durchzogen, über Nacken und Rücken fallen. Hals und Arme trugen Ketten und Spangen, die Füße aber fleischfarbene Strümpfe von Seidentricot, in welchen die Zehen einzeln gewebt waren. Sandalen, von Goldbändern gehalten, ersetzten die Schuhe, und jeder der Zehen war mit Diamantringen geschmückt. Endlich, zur Vollendung des Ganzen, schlang sich um Schulter und Taille ein großer rother Kaschmirshawl, den geschmackvoll zu drapiren und diese Draperie häufig zu ändern, eine der schwierigsten und bewundertsten Aufgaben geistreicher Modedamen war. Die Marquise, groß und üppig, paßte ganz zu dieser wunderbaren Tracht. Aller Blicke hingen wie bezaubert an ihr; das Feuer ihrer dunklen Augen schien durch das Bewußtsein ihrer Reize und durch das Glück befriedigter Eitelkeit selbst die Diamanten zu überstrahlen, und dennoch war Moses so gleichgültig dabei, und dachte nur an die stille, bescheidene Gestalt an ihrer Seite. Frau von Barel war wirklich die Einzige, welche sich hier als Modell der neuesten französischen Erfindung zeigte, die so eben nach Domingo gedrungen war. Die allgemeine ungleich leichtere, aber nicht minder üppige, und den Römern nachgebildete Tracht waren die durchsichtigen Gazekleider, welche nach und nach auch Besätze und Verzierungen von Gold- und Silberfäden erhielten. Ueber dem Kleide trug man ein Mäntelchen von Mousselin, ohne Aermel, die Arme waren nackt bis an die Schultern und wurden dort mit einer Spange geschmückt. Die Brust war fast entblößt, ebenso die Beine, wenn nicht, der rauherrn Luft wegen, fleischfarbene Pantalons getragen wurden. Die faltenlose, enge Robe wurde auf der Taille, welche sehr kurz unmittelbar unter der Brust saß, von einem rothwollenen Gürtel zusammengehalten; mit rothen Bändern war auch das kurz abgeschnittene Haar durchzogen, statt der Schuhe trug man den Kothurn, der bis zur Mitte der Wade reichte, durchbrochene Zacken und einen rothwollenen Besatz hatte, der ebenfalls von Manchen in Gold- und Silberfransen umgewandelt wurde. Handschuhe wurden in Frankreich zwar nicht getragen, denn man hatte den spartanischen Sinn doch noch nicht ganz aufgegeben, in Domingo aber war es der Sonne und der Mosquitos wegen nöthig; statt der Taschen trug man jedoch netzförmige Beutel; auch polsterte man häufig mit einem Kissen den Leib und gab sich das Ansehen in gesegneten Leibesumständen zu sein, was ebenfalls zur Mode gehörte, und jedenfalls um kein Haar mehr lächerlich war als tausend andere Modesachen, die, so lange sie allgemeine Gesetzkraft haben, für außerordentlich schön und geschmackvoll gelten, bis sie, von der nächsten verdrängt, uns ebenso abgeschmackt, als entstellend erscheinen. Die meisten der anwesenden Damen waren in diesem Kostüme, und die braunen und schwarzen Gestalten nahmen sich äußerst possierlich in den weißen Kleidern und Mäntelchen aus, welche übrigens, mit ihren vielen Nacktheiten, nicht unpassend für den Naturzustand dieser Schönen und ihrer schüchternhaften Debuts im Reiche der Civilisation und Mode waren. Nur wenige hatten es gewagt, der alten Sitte mehr oder minder treu zu bleiben; das Kleid nicht in irgend eine Art von Tunika zu verwandeln, und das Haar in einen griechischen Knoten oder in Locken zu flechten, statt es zu kürzen oder herabhängen zu lassen."

Endlich aus dem zweiten Bande noch folgendes Bild: „Endlich sah man die halbzerstörte Pflanzung Saint Michel an der Lehne eines sanften, schwellenden Hügels und aus dem Kranze von wilden Feigen und süßem Ahorn aufsteigen. Der Thalkessel rund umher war einst ein paradiesischer Garten gewesen, der seinen Besitzern große Reichthümer sicherte. Noch sah man die abgehauenen Stumpfe der Kaffeebäume, die einst ihre üppigen, rothblühenden Kronen hier wiegten, in unabsehbaren Reihen, anklagend und mahnend stehen und die Haufen ihrer verdorrten Zweige verbargen sich unter hochaufgeschossenen, blumenvollen und saftigen Schlingpflanzen. Die Natur hatte die Revolution mitgefeiert, und von der neidischen Hand des Menschen losgegeben, sah man sie voll junger Kraft überall auflauchzen in ihrer ganzen unzähmbaren Freiheit und Wildheit. Mitten durch den Weg hin hatte ein Waldbach sich ein neues Bett gewühlt, hier abgebröckelte Kalksteine und Gerölle um sich aufgethürmt, dort einen andern Theil fruchtbaren Bodens in Lachen verwandelt, die mit riesenhaften Wasserpflanzen wunderbar prächtig bedeckt waren. Tiefe Löcher waren ausgewühlt, hohe Bäume entblößt und halb entwurzelt, die traurig und malerisch sich über das tödtende, sonnenfunkelnde Antlitz des wilden Wassers beugten, und so schien es, als wüßte die Natur, daß Verderben ihr von den wiederkehrenden Menschen käme und sie müsse arbeiten und zerstören, damit das feindliche Geschlecht, das sie zum Sklaven macht, um zur Freiheit zu gelangen, vor den Beschwerden erschrecke. Alle die unheimlichen Betrachtungen aber, welche die schwarzen Mauern der niedergebrannten Pflanzung, und das vernichtete Leben rund umher in Einzelnen erwecken mochte, verschwanden schnell, als auf dem jenseitigen Rande des Hügels ein schwarzer Reiter erblickt wurde, der wie eine regungslose Statue unter einer einsam stolzen Palme hielt. Einen Hut, der mit einer Reihe kleiner weißer Federn besteckt war, hielt er in der Hand, sein Kopf aber war mit einem bunten Tuche fast tuebanartig umwunden, und ein grünes, goldbesetztes Kleid schimmerte im Sonnenlichte. Vincent erkannte ihn sogleich. Er erkannte ihn an der kurzen, breiten Gestalt, die auffallend auch in der Ferne sich nach einer Seite neigte, und mehr noch an dem weißen Pferde, das so seltsam zu der Schwärze seines Reiters paßte. Es war Toussaint Breda in der That, der mit unbeweglicher Ruhe auf dem Gipfel hielt, und diese selbst seinem Rosse mitzutheilen wußte. Erst als die Spitze der Kolonne den Bach überschritten hatte und

jedes Auge mit einer ängstlichen Neugierde an der Gestalt von Stein hing, schien diese plötzlich zu einem stürmischen Leben zu erwachen. Mit Blitzesschnelle erhob sich die Hand mit dem Federhute und schwenkte grüßend durch die Luft, zugleich bäumte sich das edle Pferd hoch auf, und als wollte der schwarze Anführer den weißen Spöttern beweisen, daß es doch Einen im Negerheere gäbe, der in Reiterkünsten vielleicht erfahrner sei als sie Alle, schoß er, wie im Vogelfluge, auf der Krone des Hügels hin und stürzte sich dann, eben so reißend als gefährlich, an der steilsten Seite hinab, wo er verschwand."

(Der Beschluß folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

[Charakteristik des Schauspielpersonals.]

Fräulein Stubenrauch weiß uns jedes Jahr vergessen zu lassen, wie lange wir sie schon besitzen, durch die schöne Gabe, selbst für alte Rollen den Reiz der Neuheit festzuhalten. Der Beifallssturm, den sie sich vor Kurzem als Maria Stuart gewann, darf ihr eine Probe sein. Sie behauptet die Höhe des Kothurns mit Bürgschaft auf die Dauer. Was auch bei dieser Dame wohlthuend anspricht, ist die Sicherheit, der Anstand und die Würde, welche mit dem Bewußtsein natürlicher Wahrheit auftreten. Sentimentale Partien, worin sie sich bisweilen versucht, sagen ihr weniger zu.

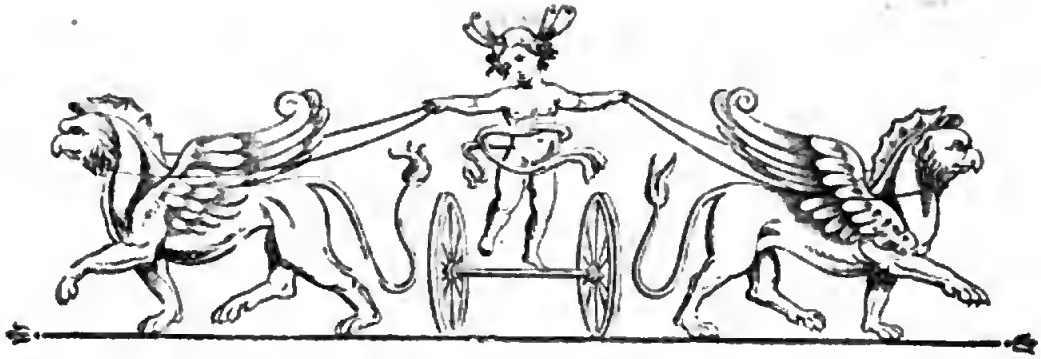
Ich fahre fort in der Statistik unsers Schauspiels und nenne Madame Wittmann, für das empfindsame und naive Rollenfach wie geschaffen. Ein melodisches Organ, dem auf der langen Gefühlsleiter keine Sprosse versagt, maskirt so manchen Mangel in der Auffassung, womit sich eine gründliche Kritik nicht immer befreunden kann. Ihr Spiel hat runde, gefällige Form und wirkt, verbunden mit der musikalischen Sprache, verführerisch auf das Urtheil. In Wien, wo sie vergangenes Jahr gastirte, wurde ihr große Auszeichnung zu Theil, auch hier genießt sie die verdiente Gunst des Publicums. Fräulein Nowack, als zweite Liebhaberin, hat die Anfangsgründe vollständig überwunden und sich eine versprechende Zukunft geöffnet. Dem Liebhaberfach in untergeordneten Partien, doch mit Aussicht auf Beförderung, fehlen in den Personen der Herren Wallbach, Löwe und Augusti die Bewerber nicht. Bei ersterem überwiegt der Regisseur den Schauspieler, der indeß im Ensemble nie Störung verursacht. Hr. Löwe leidet an einem zu berühmten Namen, als daß nicht seine Leistungen mit den vorgefaßten Meinungen des Publicums mitunter in Conflict geriethen. Durch eine lange, hagere Figur hat ihm die Natur die theatralische Plastik wo nicht versagt, doch außerordentlich erschwert. Es fehlt Hrn. Löwe mehr die Herrschaft über seinen Körper, als über seinen Geist. Mit diesem weiß er recht wohl auszukommen. Er fühlt und versteht seine Rollen. Der junge Mann hat sich im Musenhaine bereits recht stattliche Kränze aufgehängt. Ein Festspiel, das zum Geburtstag des Königs gegeben wurde, war originell erfunden, mit schlagenden Pointen ausgestattet und entging dem lautesten Jubel nicht. Nur an ihm wird die Schuld liegen, wenn sein Dichtertalent nicht den größeren deutschen Kreis betritt. Wir wollen ihn damit freundschaftlich bitten, fleißiger zu sein. Herr Augusti verbindet mit einnehmendem Aeußern eine Strebsamkeit, der es mitunter an Nachdruck fehlt, um über den halben Weg hinauf zu kommen. An ihm geht die Wahrheit in Erfüllung, daß der Künstler in seinem Umgang exclusiv sein muß. Die Helden spielt Herr Maurer, im Lustspiel die Familienväter und polternde Junggesellen. Die alte berliner Schule, worin er gebildet, bewährt an ihm die Stätigkeit ihres Rufes. Mit der Stimme geht es manchmal bei den Saft- und Kraftstellen unserer tragischen Jamben ventre à terre über Stock und Stein.

Wenn das Gewölbe wiederschallt
Fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.

Herr Gnauth gibt abwechselnd Bösewichter, komische Karikaturen und was in diesen Sphären liegt, niemals ohne dankbaren Erfolg fleißigen Studiums. Einen ausschließlichen Komiker haben wir nicht, Hr. Gerstel ist mehr Buffo, doch wirkt er bisweilen, sowie Herr Petzold, der gleichfalls Sänger ist, im Lustspiel und dann mit viel drastischem Effect seiner Mimik. Das Subrettenfach gehört der Madame Schmidt, dem Schooßkind des Publicums. Anstandsrollen spielt Madame Lange mit vieler Grandezza, mit rauschenden Schleppkleidern vornehmen Hochmuths. Die Elisabeth und Lady Macclesfield sind gelungene historische Charakterbilder, die Herzogin Marlborough würden wir bei nur wenig mehr Maßhalten daneben stellen. — Und daß ich ihn zuletzt nenne, der unser Aller Stolz und Freude ist, Theador Döring. — Sie haben ihm selbst in diesen Blättern für sein leipziger Gastspiel ein so ruhmvolles Denkmal gesetzt, daß mein Beitrag nur ein hinkender Bote wäre. Hr. Döring gab neulich den Carlos, eine Rolle, wobei er mit dem Gedächtniß des großen Meisters Seydelmann zu kämpfen hatte. Ich habe diesen mehrmals darin gesehen und bewundernd seine Größe angestaunt. Mit ängstlicher Neugierde, ob und wie Döring auf mich wirken könne, trat ich ins Theater. Ich bin zufrieden, ich habe die alte Bewunderung nicht eingebüßt und eine neue noch dazu gewonnen. Daß Döring vor diesem Publicum in dieser Rolle allein in der Scene des fünften Actes mit Clavigo viermal durch den unverhohlensten Beifall unterbrochen wurde, bürgt mir zuverlässiger für seine ächte, offene, ungeschminkte Kunst, als jede andere seiner vortrefflichen Leistungen. Raffinirter allerdings schlaß Seydelmann den zweiten Act mit dem „dummen Streich." Was mir bei Döring gefiel, um so mehr, als ich es mit der geheimen Absicht Goethe's vereinige, war, daß seine Darstellung nicht jeden Sonnenblicks der Menschenliebe entbehrte. Carlos hat ein verhärtetes, aber kein hartes Herz.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 208. — den 23. October 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Deutsche Romane.

### Toussaint. Ein Roman von Theodor Mügge.

(Beschluß.)

Gestehen wir, daß Mügge ein Meister ist in der Decorationsmalerei. Hierin und in der Entfaltung von Schlachtgemälden sucht sein saftiger, üppiger Pinsel Seinesgleichen. Ich nannte seiner Zeit Mügge's „Vendéerin" ein Rubens'sches Reitergemälde. Im „Toussaint" ist mehr als das. Mügge hat sich hier bis zum Taumel der Schwelgerei an die Gewalt der tropischen Naturgeister ergeben, die Gluth der Luft, die üppige, fast wahnwitzige Willkür der Vegetation, die fieberhafte Leidenschaft der sammetfarbenen Menschen von St. Domingo hat er eingesogen, seine Gemälde brennen von Glanz und strotzender Farbenpracht. Sein Held steht in den ersten drei Bänden vielleicht zu häufig nur in der Decoration, wie er sich in dem eben mitgetheilten Stück ergibt. Die Historie, die Natur der Sache und die Eigenheit des Charakters rechtfertigen jedoch dies Hinhalten des Stoffes, dies Aufsparen des Helden. Toussaint Breda selbst spart sich auf. Er ist keine schäumende Jünglingsnatur, als er an die Spitze der schwarzen Brüder tritt; er ist der schwarze Fabius Cunctator. Wir treffen ihn gleich Anfangs als Sklav und als Kutscher auf der Plantage Breda, von der er seinen Namen entlehnte, ziemlich betagt; wir sehen ein sinnendes Grübeln auf seiner faltenreichen Stirn, ein zähes Nachgeben seines gebeugten Nackens; uns fällt sein weisheitsvolles Dulden auf, wo die Rohheit der Machthaber den Menschen in ihm mit Füßen tritt, zugleich sein tiefgehender, eben so kluger als aufrichtiger Respect vor der Ueberlegenheit der weißen Race. Nach seiner Ueberzeugung würden die Schwarzen sich nicht als berechtigte Menschen neben ihre weißen Brüder stellen können, nicht eher die äußern Vorrechte der Kultur ihnen entwinden, bevor sie es ihnen nicht an Talenten, an der inneren Macht geistiger Befähigung gleich- oder zuvorthun. So in aller Rohheit der eigenen Unselbständigkeit gegen die Herrschaft der Weißen im Aufstande, — dies ist seine Meinung, — werden erst viele Laufgräben gefüllt werden müssen, um Brücken schlagen zu können, über die hinweg die Position der Weißen mit Glück zu stürmen ist. Er für seinen Theil ist ganz eingegangen in die geistige Cultur der Europäer, er liest die Bücher griechischer Weltweisen, studirt die strategischen Memoiren französischer Feldherren; man nennt ihn auf der Pflanzung den schwarzen Epiktet, übergibt ihm, obschon er als Kutscher figurirt, den Unterricht der Buben. So erscheint er denn Anfangs sogar mit dem Fluch des Wissens, dem Schatten des selbstbewußten Denkens behaftet: er erscheint thatunlustig, in seine Gedankenwelt versponnen. Seine Natur hautet sich sehr langsam. Und diese Klugheit des Sichselbstaufbewahrens ist nicht Egoismus, sie ist der Instinkt einer großen, sich tief und langsam auf sich selbst besinnenden Creatur. Zu Anfang des Aufstandes fühlt er sich unfähig, das Oberhaupt der Schwarzen zu sein, auch weiß er dunkel, daß die Ersten, welche Bresche machen, nur Futter für Pulver sind; die Revolution der Schwarzen, das fühlt er, muß eine Schule der Erfahrung werden, die Talente heranbildet, sie muß ihre Epochen haben. Jean François ist das Oberhaupt der Neger im Vorspiel ihrer Revolutionsgeschichte. Toussaint verzichtet freiwillig auf die Ehre des ersten Platzes, er huldigt dem eitlen Enkel alter Congokönige, ist und bleibt aber geheim die Seele des ganzen Aufstandes. Dieser Aufstand geschieht anfänglich unter Mitwirkung der spanischen Regierung, die hier in Domingo mittelbar gegen die Republik Frankreich zu wirken gedenkt. Toussaint fühlt die moralische Unselbständigkeit der Negerrevolution, er läßt die Hülfe der spanischen Majestät und der spanischen heiligen Jungfrau zu, Jean François wird Excellenz, wird Marquis und steigt dem Range eines Vicekönigs entgegen. In dem



Digitized by Google

Augenblicke, wo der ganze Aufstand für Freiheit und Menschenrecht Sache der katholischen Mönche zu werden droht, bringt Toussaint die große Wendung hinein, indem er aus dem Verborgenen heraustritt, das Vorspiel der schwarzen Revolution beendet, von der spanischen Majestät abfällt und der Republik Frankreich schwört. Es ergibt sich, daß er, die Seele des Ganzen, auch den Körper regierte; hunderttausend Neger folgen ihm, Jean François, der Marquis der Pfaffen, ist alsbald auf einen ohnmächtigen Bandenführer zurückgedrückt. Von nun an ist Toussaint activer Leiter des Ganzen; der stille Weise, dem man schon immer Zauberkräfte, die Gabe der Prophetie und die Allmacht des urschöpferischen Wollens und Könnens, zuschrieb, ist in einen feurigen Helden verwandelt, als Sohn der Republik zügelt er nun ihre wilden Gewalten, wird der Schöpfer einer neuen Ordnung, organisirt die ganze Insel, macht die Schaaren der Schwarzen wieder zu Plantagenarbeitern, aber zu freien Menschen, von denen jeder selbst der Werkmeister seines Schicksals ist, und führt das System der kleinen freien Pächtereien auf ganz Domingo ein. Alles geschah im Zusammenhange mit Frankreich; die Krone, die ihm England schickte, hatte er ins Meer geworfen. Er nennt sich jeder Zeit einen Sohn Frankreichs, einen freien Schwarzen unter gleichen Brüdern, in der That aber und der Sache nach ist er, indem er die Republik auf Domingo organisirt, nicht Republikaner mehr, er ist der König dieser Republik, wird deren Heros, nachdem er lange Zeit deren Philosoph gewesen. Seitdem er die Insel unter seiner Herrschaft als Obergeneral frei gemacht, die Schwarzen mit ihm zur herrschenden Kaste geworden, nannte er sich Toussaint l'Ouverture; andeutungsvoll, daß das Drama jetzt beginne. Er fühlt sich als absoluten Herrn der Insel, die Schwarzen vergöttern ihn, die Europäer beugen sich vor der Größe seines Genius. Er hat einen Abgesandten der Republik fortgeschickt, der sich seinem unabhängigen Commando widersetzen wollte; man sendet einen zweiten, Hedouville; Neid und Eifersucht treiben die Gelben unter Rigaud auf dessen Seite. Frankreich fürchtet einen neuen, einen freien Negerstaat, will aber noch immer unterhandeln mit Toussaint, der die Rolle eines Generals der Republik klug festzuhalten weiß. Die Scene der Begrüßung zwischen Hedouville und Toussaint ist in diesem Sinne gehalten. Erst in dem vierten Bande beginnt Toussaint sich als erklärter Spartakus der Schwarzen zu entwickeln, und der Roman nimmt einen erhöhten Schwung. Hier, wo die Ereignisse drängen, hebt sich Mügge's Darstellung und die Gewalt der Eindrücke reißt uns mächtig fort. Der erste Consul ist eifersüchtig auf den Ruhm, neidisch auf die selbständige Haltung des Schwarzen, der sich ihm gleichzustellen Miene macht, obwohl das liebende Gemüth Toussaint's nur nach einem freundschaftlichen Gruß von dem Manne dürstete, den er aus der Ferne still und scheu bewunderte. Bonaparte sendet seinen Schwager Leclerc, den Gatten seiner Schwester Pauline, die ihn mit dem ganzen Comfort eines schon kaiserlichen Pompes begleitet, als Generalkapitain nach Domingo, mit dem bestimmten Befehl, die Unterwerfung Toussaint's zu betreiben. Flotte und Heer sind ansehnlich genug, um diesen Willen der rücksichtslosen Herrschsucht zu unterstützen. Toussaint ist klug genug, hinter den Schmeicheleien der Machthaber Verrath zu wittern. Seine Unterbefehlshaber warten vergeblich auf sein Commando, die Flotte im Hafen aufzunehmen. Leclerc dringt mit Gewalt ein, die Capstadt der Insel wird ein Opfer des ersten feindlichen Schrittes. Die Pracht der Schilderung, als die Capstadt in Feuer aufgeht, ist hier besonders rühmenswerth. Auch die folgenden Scenen des ganzen Bandes sind mit Kraft ausgeführt: Toussaint's Heldenthaten, der Abfall seiner treulosen schwarzen Freunde, die Charakteristik Christoph's und des Ungeheuers Dessalines', die Scene zwischen diesem und dem schwarzen Obi, dem Fetischpriester, den Dessalines in Folge seiner Prophezeihungen in den Abgrund stürzt, die rührenden Familienscenen Toussaint's, seine Niederlage, sein freier endlicher Entschluß, sich der Republik zu unterwerfen, da er jetzt zu sehr auf die Redlichkeit der Menschennatur gebaut habe, die Zeit der Rache, wo er auf Gott bauen werde, aber noch kommen müsse. Vortrefflich ist die Schilderung der Pest im Heere der Franzosen und in der Capstadt; sie sucht Ihresgleichen in Darstellung ähnlicher Naturereignisse, und ist viel reicher und bedeutender als die Erzählung in dem bekannten Manzoni'schen Romane. Der Contrast der glänzenden Lustbarkeiten, die Madame Pauline gibt, thut seine Wirkung; die Ballscene, wo Leclerc selbst von der Seuche ergriffen wird, ist vortrefflich ausgeführt. Toussaint scheint plötzlich ein stiller Einsiedler geworden zu sein, er lebt als Privatmann, aber er wirkt im Verborgenen. Die Eifersucht auf seine geheime Macht stürzt ihn, eine Unvorsichtigkeit, die er begeht, führt den Vorwand herbei, ihn als Gefangenen auf die Flotte zu bringen. Rührend sind die Scenen der Ueberschiffung, sein Abschied von den Seinigen, endlich sein stiller, klangloser Tod zwischen den feuchten, kalten Kerkerwänden zu Besançon. Der vierte Band erhebt den Roman zu einem höchst gelungenen, die Poesie der schwarzfarbigen Menschheit hat in Mügge ihren glücklichen Vertreter gefunden. Möchte das Werk diejenige Beachtung und Theilnahme im Publikum finden, die es möglich macht, in Folge einer Erneuerung des Druckes die kleinen Flecken in der Diction zu tilgen.

---

Der Traumdeuter. Roman von Ernst Willkomm. Stuttgart, Hoffmann.

Willkomm's Heimath ist die Gränze zwischen Sachsen und Böhmen, auf welcher dieser Roman spielt. Dort ist Willkomm Herr aller Elemente, wie seine „Gränzwanderungen" bekunden, die offenbar das Beste sind, was seine phantasiereiche Feder leistete. Er gehört auch als Poet einer Gränze an, der Gränze zwischen Wachen und Träumen. Darum ist er an Mährchen productiv. Seine Mährchenpoesie athmet aber keine Feen-, keine Elfenluft, sie ist meistens eine unerquickliche gespenstische Kobold welt, wie sie die halbböhmische Gebirgsnatur seiner Heimath erzeugen mag. Nächst dieser Gränze, wo das Wachsein von einer hereinragenden Geisterwelt beschattet wird, liebt unser Autor auch das somnambule Element in den Krankheitsstoffen des menschlichen Gemüthes. Was sich im „Traumdeuter" als Bei-

trag zu Justinus Kerner's und Eschenmayer's Krankenliteratur der deutschen Gemüthswelt vorfindet, ist zwar weder Neues noch Ueberraschendes, gehört aber wesentlich dieser unsichern Sphäre an, obschon hier bei Willkomm das klare Bewußtsein im Kampfe mit den Elementargeistern des menschlichen Naturlebens sich tapfer wehret und sperrt. Um diesen Kampf handelt es sich im Roman. Das Thema ist bedeutend; weniger wohl die Gestalten, die es als lebendige Menschen durchführen sollen. Der Prälat ist mehr Schwätzer als Denker oder Schwärmer; er überzeugt in einer großen Scene seine Zuhörer von der Macht der Träume, weil es diesen an Esprit fehlt, ihn zu widerlegen; der Leser bleibt kalt und unergriffen. In der Zeichnung des Baron Otto vermissen wir das Geschick, eine Figur aus der Gesellschaft richtig hinzustellen. Die Frauen sind zu wenig wirkliche Wesen. Die Art und Weise, wie z. B. Rosalie und der Prälat sich zu einander stellen, ist durchaus unwahr. Sennenbinder, ein kurioser Gebirgsmensch, ist dem Dichter eigenthümlich. Man vermuthet freilich nach dem, wie er sich ankündigt, ein bedeutenderes dämonisches Element in ihm; der Autor täuscht uns, indem er uns einen Mephistopheles wittern läßt, ergötzt uns aber doch mit seinem wunderlichen Kauz. — Sehr glücklich sind die Partien des Buches, wo der Autor über sein Thema, das halbwache Traumleben der Seele, reflectirt; hier ist auch Willkomm's Sprache bedeutend, seine mitunter wohl etwas lose und lockere Prosa hebt sich, schließt sich und ist hier vom warmen Hauch poetischer Stimmung beseelt.

---

Die Eroberung von Constantine. Historischer Roman von August Jäger. 2 Bde. Leipzig, Hartknoch.

Der Verfasser schrieb den Deutschen in Paris, Schweizerskizzen, den Deutschen in London, in Algier u. a. Er machte den französischen Feldzug mit, erzählt also den Roman, d. h. die Expedition, als Augenzeuge. Seine Darstellung hat wahrscheinlich ethnographischen Werth; in Schilderung des Costüms und der Decorationen ist er außerordentlich gewandt und praktisch.

---

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart. (Beschluß.)

[Theater und Buchhandel.]

Dies wäre der hauptsächlichste Personalbestand des recitirenden Schauspiels, in übersichtlichen Zusammenhang gebracht. Da ich bei dem Eingang der Correspondenz patriotische Hoffnungen an die Tendenzen unseres Theaters knüpfte, so wird auch bei dem allgemeinen Interesse, welches die ganze literarische Welt an der Erfüllung nähme, die namentliche Aufführung der Mitglieder nebst kurzem Signalement Entschuldigung gefunden haben. Es kommt nun freilich auf die Weise und den Zweck an, wie und wozu man die reichen Kräfte verwendet. Hier scheint mir die Theorie grüner zu sein, als die Praxis. Gott, der die Menschen unvollkommen schuf, hat in seiner barmherzigen Gnade sicher nicht an das Theater gedacht, sonst hätte er mit besserm Thon fabricirt. Eine gute deutsche Bühne bleibt aber doch immer ein relativer Begriff, und für eine Hofbühne, welche durch Unterstützung des Regenten existirt, heißt das erste Wort Rücksichten nehmen, und für eine Privatbühne, Geld verdienen. Das ändere, wer kann. Wer das Geld hat, hat die Gewalt, doch wer die Gewalt hat, hat nicht allemal den Sinn für das Schöne und Wahre in der Kunst.

Auch Stuttgart hat Rücksichten zu nehmen, das wird Niemand läugnen. Allein, bei Licht betrachtet, sind der Rücksichten viel weniger, wenn eine mehr da ist — die Rücksicht für das Publicum und die öffentliche Meinung. Der veredelnde Keim in der Kunst scheint uns meist taube Früchte zu tragen. Wir mögen uns drehen und wenden, dem Geständniß zu entgehen, die Wahrheit hat einen unbestechlichen Spiegel. Wo die Kunst fiel, ist sie durch die Künstler gefallen; diesen Satz hat noch keine Erfahrung Lügen gestraft. Es ist so bequem, die Verhältnisse anzuklagen, die Dinge stehen zu lassen, wie's Gott gefällt, die Hände in den Schooß zu legen, ist baare Ohnmacht im Handeln, Quietismus und Indifferentismus, Mißtrauen in jede große glänzende Idee! Der Geist, — da liegt es, sagt Hamlet. Freilich da liegt es. Und uns will bedünken, als sei eine gewisse Scheu und Gespensterfurcht eingerissen vor dem Geist in Deutschland. Da ihr euch über die Armuth an öffentlichen Charakteren beklagt, sehet zu, wenn solche Feuergeister, wie Luther und Lessing, in dieser schwächlichen Zeit aufständen unter euch und redeten nach ihrer Art ein scharfes, zweischneidiges Wort — die Hand aufs Herz, würdet ihr sie verstehen oder ertragen können?

Ich halte mich ans Allgemeine. Der Wurm, der an der Kunst nagt, ist kein anderer als wenn die Wurzel des Baumes, an dessen Zweigen alle Combinationen des menschlichen Geistes wachsen, angestochen ist. Man zeige guten Willen, ein redliches Streben, Ernst und Entschlossenheit im Handeln und vor allem Resignation seiner kleinlichen Selbstsucht und neidischen Mißgunst. Es bleibt einzig wahr, wer Nichts für Andere thut, thut desgleichen Nichts für sich. Einen sittlichen Einfluß soll die Bühne haben, sagten schon die alten Weisen und die jungen Vögel zwitschern es ihnen nach. Goethe's Schauspieldirector weiß ein anderes Lied zu singen.

„Aber lieber Freund, Sie philosophiren zu viel mit Negationen, geben Sie lieber Adhülfe, positive Adhülfe." „Nein, werther Herr, die gebe ich Ihnen nicht." „Aha, weil Sie keine wissen." „O ja, aber weil ich sie nicht sagen darf."

Wer das Mittel nicht errathen kann, an dem hat die Ruthe der deutschen Geschichte ihre Schmerzen verloren, und wer mit dieser Katastrophe meines Berichts nicht zufrieden ist, den verweise ich auf meine Verwahrung zu Anfang, womit ich mich zu keiner Lösung der Aufgabe verpflichtete. Soll ich offen sein? ich hatte unterwegs alle Lust verloren.

Was kann ich sonst von den stuttgarter Zuständen sagen! Es ist ein enger, kleiner Cirkeltanz, worin sie sich bewegen. Das Geistesleben war in Schwaben niemals flauer als in der Gegenwart. Man merkt den Mangel am deutlichsten bei unserm Buchhandel. Er hatte zu üppig gewuchert, um nicht dem Boden die Nahrung ausgesogen zu ha-

Digitized by Google

den. Sanguinische Hoffnungen sind an ihm zu Schande geworden, und die Idee eines zweiten Stapelplatzes mit getrennter Messe war nie größere Chimäre als jetzt, Leipzigs Thron steht unerschütterlich. Mit sicherer Vergeltung rächt sich so die unsinnige Fabrikarbeit, womit zeither bei uns die Bücher gemacht wurden, und jedes Interesse einer werthvollen Unternehmung vor dem Eigennutz gewagter Speculation verstummte. Die Vorsicht und Schwierigkeit, womit jetzt in Stuttgart Geschäfte kontrahirt werden, hat so zugenommen, daß wochenweise keine Versendungen stattfinden. Hrn. Cotta nehme ich dabei aus. Er ist der Rothschild unter den Buchhändlern. Seit er in Leipzig die Göschen'sche Firma mit der seinigen vereinigt hat, hält er auch da die Zügel. Sehr verdienstlich ist sein Bemühen um die deutschen Klassiker. Durch den Ankauf Lessing's von Reimer in Berlin, hat er die hauptsächlichsten glücklich unter seine Hut gebracht. Gut wäre es für die neue Literatur, wenn ihn die bekannte Coterie weniger beherrschte. — Eine junge Buchhandlung von vielem Unternehmungsgeist, verständiger Liebe zur Wissenschaft und Sachkenntniß ist A. Krabbe. Es ist derselben der glücklichste Fortgang zu wünschen. — In meinem nächsten Briefe Einiges über Literatur. H. S.

## Notizen.

[Leipziger Kunstausstellung.]

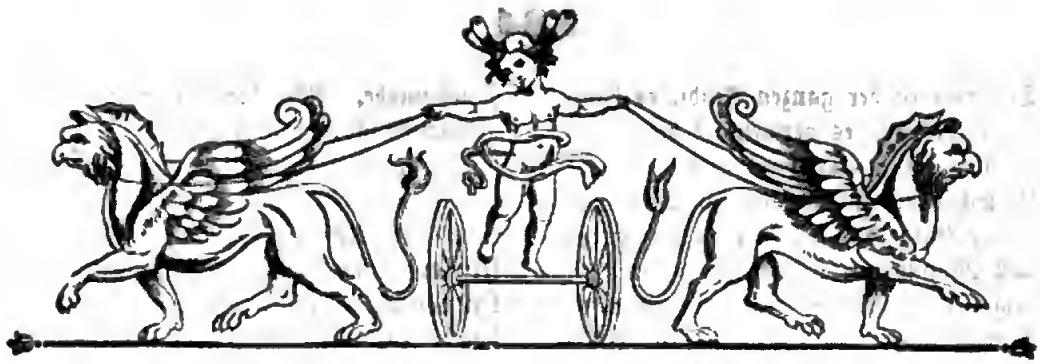
Nachträglich sahen wir noch das spät angelangte Bild von Volkhardt, auf das bereits unser geehrter Correspondent aus Düsseldorf aufmerksam gemacht hatte. Es gibt in einer lebhaft bewegten Scene die Ermordung des Sängers Rizzio. Links dringen drei Mörder ins Gemach der schottischen Königin, voran ein Geharnischter in stürzender Eile mit gezücktem Dolch. Maria in der Mitte, vom Stuhl aufgesprungen, mit vorgestreckten Armen den Liebling deckend, der sich, ins Knie gesunken, zitternd hinter sie flüchtet mit scheu gewendetem Antlitz. Rechts zwei Damen, die eine nicht ohne Familienähnlichkeit der Stuart, vielleicht Maria's jüngere Schwester; hinten bebt eine ältere Kammerfrau wie ein Schatten zurück. An der Thür links, im Einverständniß mit den Eindringenden, steht Darnley, der Gemahl der Königin, mit der Blässe und den starren Augen, die der Feigheit eigen. So gibt sich das Bild in drei Gruppen, die auf das vortheilhafteste ineinandergreifen und in der aufrechten Gestalt der Königin ihre Spitze und ihren Mittelpunkt finden. Die Beleuchtung ist sehr glücklich gegeben. Sie ist nächtlich, eine traurliche Abenddämmerung, welche das Licht der Wachskerzen gibt. Es ist zu loben, daß der Maler das coquette Fackellicht verschmähte, nicht die untergehende Sonne heraufbeschwor, um frappant zu wirken. Es ist ferner zu loben, daß die Nebensächlichkeiten, Toilette und Zimmerdecoration, nicht mit sonstiger düsseldorfer Sorgfalt gehegt und gepflegt wurden. Der Mensch und sein Affekt muß unterstützt werden, aber Hauptsache bleiben. Und unter den Handelnden und leidenschaftlich Ergriffenen mußte hier im speciellen Fall die Königin Hauptgestalt sein, wie es Volkhardt richtig fühlte. Ihr ermordet man im traulichen Gemache, vor ihren Augen, den Liebling. Dies drängt sich als vorherrschender Gedanke auf. Und Maria ist Königin und ist Weib. Als jene flammt ihr Antlitz von Zorn und Empörung, als Weib ist sie bebend und schreiend und möchte den Geliebten, der sich zu ihr flüchtet, schirmen. In diesem doppelten Focus gleichsam brennt ihr Wesen, und so steht sie sehr gelungen vor uns, königlich und doch fühlendes, schwaches Weib. Volkhardt ist ein ganz bedeutendes Talent, er hat hier als denkender Künstler und als Dichter richtig gefühlt, und vom rechten Sinn durchdrungen waren ihm die Farben dienerisch. Auch Rizzio, den leicht mancher andere Düsseldorfer als weichlichen Hämling geben konnte, ist durchaus gelungen; er ist ein Musensohn, der Liebling einer Fürstin, und doch Mann genug, um eine Leidenschaft zu ihm begreiflich zu machen. — In Bezug auf die drei Eindringenden können wir den von anderer Seite erhobenen Tadel, der Geharnischte, der mit dem Dolche ausholt, sei zu sehr ausgreifend und müsse nach vollführtem Streich zu Boden stürzen, nicht theilen. Dagegen erschien uns auffallend, daß alle drei als gemeine Banditen aufgefaßt sind, jener Erste mit dem Dolche hat das Wesen eines gedungenen Knappen, der Zweite hat sogar ein Judasgesicht, der Dritte, der den Vorhang aufreißt, ist ein Raubmörder erster Klasse. Diese Mörder aber waren in der Historie, wo uns recht ist, Graf Ruthven, Graf Douglas u. s. w. Die Macht des Eindrucks würde allerdings geschmälert sein, wenn diese Figuren an Gewalt und rauher Kraft einbüßen sollten. Der Maler hat sich erlaubt, die Räuberromantik hier zu Hülfe zu rufen. Unhistorisch ist wohl auch die Gegenwart weiblicher Zeugen beim Act der Ermordung. Hierüber wolle man nicht mit dem Künstler rechten; es ist genug, wenn er nicht in Hauptsachen den kleineren Liebhabereien seines Zeitalters bewußtlos huldigte. Er ist auch in allen diesen Zügen deutscher Künstler, d. h. er läuft nicht Gefahr, in seinen Motiven unedel zu erfinden. Wir haben in Volkhardt ein durchaus glückliches Talent zu begrüßen, das die Einseitigkeiten und Schwächen seiner Schule überwunden hat, ohne die Vorzüge derselben einzubüßen. Dies letztere laufen die deutschen Talente leicht Gefahr, wenn sie sich ohne eigenthümlichen Halt in sich selbst der Malerei der Franzosen zuwenden. Möchte der talentvolle Martersteig sich davor hüten, der in seinem in vieler Hinsicht ausgezeichneten Bilde (Arnold von Melchthal) die meisten seiner Figuren nicht edel genug, ich will nicht sagen gemein, gehalten hat. In deutsche Kunst kann die Ausartung in Elegie und ipelscher Empfindsamkeit gerügt, niemals aber ihr Streben nach dem Idealismus einer edlen Bedeutsamkeit gering geachtet werden.

[Theater in Leipzig.]

Von sehr rühmlichem Eifer zeugt es beim Personale des leipziger Theaters, daß Marggraff's Täubchen von Amsterdam, bedeutend umgestaltet, wie wir hören, und vorzüglich gekürzt, nochmals in Scene gegangen ist und im Laufe der nächsten Woche wieder gegeben wird. Das Stück ist, wie man uns die Mittheilung macht, zu vier Acten zusammengeschmolzen. Die Leistungen des Personals sind so rühmlich, daß wir uns ein erneutes Interesse im Publicum versprechen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 209. — den 25. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Frankfurter Briefe.

Von A. Wellt.

### 1.

Ich liebe diese Stadt, meine zweite Vaterstadt, aber ich hasse sie auch, und ich hasse sie um so mehr, weil ich sie nicht lieben kann, wie ich wollte. Ich kenne sie, diese blonde Stadt mit ihrem naiven Ausseben und nichtssagenden Lächeln; wer sie nicht kennt, konnte sich in sie verlieben. Als Geliebte mag sie noch angeben, wehe aber dem, dem sie als Gattin angetraut ist, und der sie nicht lassen kann. Er entsage von vorn herein jedem geistigen Leben, er stelle sich dumm oder sei ein Diplomat.

Ich kann Ihnen in einigen Linien die Veränderungen Frankfurts seit meiner Abwesenheit andeuten. Vor dem Dom haben sie die Buden weggebracht, an dem Gallusthor ist eine Eisenbahn, die in einer Stunde nach Mainz führt, wenn man den Aufenthalt von 15 Minuten abrechnet; die Tschakos der Soldaten sind jetzt krumm und häßlicher; die Oesterreicher sind witzig geworden und tragen Roth, Blau und Weiß, was ihnen sehr gut steht; meine erste Geliebte, die Köchin war, ist Kammermädchen geworden, und die Proceße dauern nicht mehr zu lang, weil die Proceßanten unterdessen sterben.

Da hätte ich bald die Post und die Judengasse vergessen. Letztere ist wohl die interessanteste Straße Frankfurts, besonders seitdem die Messe nur noch dem Namen nach existirt. Es that mir herzlich leid, als ich diesmal die Messe in den letzten Zügen sah, und dies Gefühl bewies mir, wie schnell wir jungen Leute alt werden. Als ich durch den leeren, öden Braunfels ging, lief ich schnell an den Spiegel, um zu sehen, ob ich nicht schon graue Haare habe. Die Stunde des Falles hat bereits für Frankfurt geschlagen. Je schöner die Stadt wird, je ärmer wird sie werden. Ich habe längst schon in Augsburg ein Bild des zukünftigen Frankfurt gesehen. Und die neue Börse — und weil ich gerade an der Börse bin, fällt mir das Goethemonument ein und das Monument für Gutenberg, wovon ich das Modell bei Launitz sah — wenn das so fortgeht, wird's ein Leben geben in Frankfurt, worüber sich die Engel im Himmel freuen werden. Ich glaube, sie freuen sich jetzt schon darüber, daß sie nämlich im Himmel und nicht in Frankfurt sind. — Wie Frankfurt zu einem Gutenbergsmonument kommt, habe ich trotz meiner Dummheit nicht ausfindig machen können. Was hat Frankfurt zur Beförderung des intellektuellen Fortschrittes beigetragen? Es müßten denn die neuesten Bundestagsbeschlüsse über die Presse sein, oder wegen der Buchhändler-Speculationen. Es scheint, als habe Launitz etwas der Art geahnt; denn der vortreffliche Künstler hat Fust und Schöffer auf dieselbe Linie mit Gutenberg gestellt; das Modell ist schön, aber auch verteufelt witzig.

Besser wäre es, Frankfurt hätte der Göttin der Gerechtigkeit auf dem Römerplatze ihr zerbrochenes Schwert wieder gegeben; besser wäre es, es verschaffte sich Wasser, um seine Fontainen springen zu lassen; besser, es



Digitized by Google

verſähe ſich mit Trottoirs in der ganzen Stadt, es baute ſich Hallen für ſeine Märkte, es verwendete dies Geld, damit ein Fremder umſonſt ins Hoſpital gelangen kann, ohne erſt Caution leiſten zu müſſen; ja am Ende wäre es beſſer geweſen, das Geld aufs Theater zu verwenden. Doch Frankfurt will Monumente haben, Herr von Launitz iſt ein tüchtiger ehrenwerther Künſtler, und der frankfurter Senat wird ſchon wiſſen, was zum Beſten der Stadt iſt. Der frankfurter Senat iſt wirklich aus den gebildetſten Männern der Stadt zuſammengeſetzt, und iſt die Hauptzierde der Stadt.

Das merkwürdigſte Monument in Frankfurt iſt und bleibt die Judengaſſe, und Schade wär's, wenn man ſie abriſſe. Sonderbare Erinnerungen wandeln mich an, wenn ich durch dieſe Straße wandle; dort habe ich meine erſte Jugend verbracht, dort in einer Dachkammer habe ich wechſelweiſe mit Rouſſeau, Jeſaias, dem Sohar, Schiller und Cicero gelebt, und wenn ich müde war und hungrig, reichten mir die braven ehrlichen Bewohner der Judengaſſe Speiſe und Trank; noch mehr, ſie liebten mich. Man muß dieſe hohle Gaſſe kennen, wie ich, um alle die Perlen, die darin funkeln, aufzufinden. In dieſen Häuſern wohnen faſt alle die fremden jüdiſchen Nähmädchen, die ſchönſten Mädchen in Frankfurt. Ich habe ſie alle wieder geſehen, die Freundinnen meines Herzens, habe ihnen meinen Dank und meine Erkenntlichkeit zu wiſſen gethan, und ſie waren zufrieden und ſelig. Die glücklichen Kinder! Und wenn hier und da auch ein Vorwurf auf ihren Lippen zitterte, ſo ſtillte ich ihn leicht. Seid glücklich und zufrieden, ſagte ich, einſt als ich noch ein Knabe war und oft unter dem Flimmern der Sterne ſchlief, wo ich den Morgenthau mit den Lippen einſog, erſchien mir ſo etwas wie ein Engel von ich weiß nicht woher, ich erinnere mich blos, daß er zerriſſene Hoſen anhatte. Zeuch in die Welt, ſagte er zu mir, liebe und werde geliebt, haſſe und werde gehaßt, ich verſpreche Dir, daß keines von den Mädchen, die Dich liebt, eine alte Jungfer werden wird! — Dieſe Weißagung hat ſie Alle befriedigt.

Und auch die alte Hennel hab' ich wieder geſehen. In der frankfurter Judengaſſe machte ich nämlich Gedichte für das Sonntagsblatt des Herrn Hamaram. Es war ein Todesſtoß für mich, als dies Blatt einging. Niemand wollte meine ſchlechten Gedichte nehmen, ja die Didaskalia ſagte mir, es werde nie etwas aus mir werden. Von dieſem Augenblick an wollte ich etwas gewaltig Großes ſchaffen, ein Drama in Verſen, ein claſſiſches Drama und ſchrieb in einem Ru zwei Acte der Sophonisbe. Aber die alte Hennel hatte die beſten eingemachten Gurken in Frankfurt, und ſogar die alte Rothſchildin kaufte ihr Gurken ab. Eines Tages kam Metternich nach Frankfurt und ſpeiſte bei Rothſchild, da wollte die Alte ihrem Sohn etwas Vortreffliches ſchenken, und konnte nichts Beſſeres ſich denken, als die Gurken von der Hennel. Sie ließ zwei Dutzend auf einmal holen. Die alte Hennel aber war ſo in Haſt und Freude, daß ſie das Manuſcript meiner Sophonisbe für das beſte Gurkenpapier hielt und es der Quere und der Länge nach zerriß und verbrauchte. Sie wußte nicht, welch einen kritiſchen Act ſie vollbrachte; nur ein Stück ließ ſie mir, und da ich weiter nichts beſitze und auch nie wieder Muße haben werde, um das Verlorene zu erſetzen, ſo laſſe ich es hier folgen, um doch auch meinerſeits einen Beitrag zur Wiederbelebung des deutſchen Dramas zu liefern.

Maſſiniſſa.

Mein Freund, mein Retter Gisko —

Gisko.

Maſſiniſſa!
Erfochten iſt der Sieg, es flieht der Feind
Und Freunde ſteh'n als Sieger hier vereint,
Laß, Maſſiniſſa, uns des Sieges freuen,
Den Feind verfolgen, völlig ihn zerſtreuen,
Dann wollen wir beim reichbeſetzten Mahle
Bei Harfenton und ſchäumendem Pokale
Mit unſern tapfern Helden luſtig zechen,
Von unſerm Sieg, von unſrer Liebe ſprechen —
(Maſſiniſſa ſeufzt.)
Du ſeufzſt, denkſt Du vielleicht an die Gefahr,
Die heut' im Kampfgewühl Dein Leben lief;
An jene mörd'riſche Römerſchaar,
Die grimmig wüthend Deinen Namen rief?
So denke auch an Deinen Freund, an mich,
Der kämpfend nicht von Deiner Seite wich;
Der mit der einen Hand den Freund umſchlang,
Und mit der andern kühn die Waffen ſchwang —

Maſſiniſſa.

O, hätteſt Du's, mein Lieber, nicht gethan,
Gefallen wär' Dein Freund doch wie ein Mann;
Einſt, ach einſt, kämpft auch ich mit Heldenmuth,
In meinen Adern rollte Feuersgluth,
Es trieb mich unbemerkt ins Kampfgewühl,
Wo unter jedem Streich ein Krieger fiel,
Das war ein Sein, ein Leben voller Kraft;
Doch heute, o, es blutet mir das Herz,
Denn eine ſieggewöhnte Leidenſchaft
Hat alle meine Kräfte mir gelähmt.
Du kennſt ihn, jenen ſüßen Schmerz,
Der ſelbſt den Allerwildeſten bezähmt,
Kaum wag' ich's zu geſteh'n, daß der Verluſt

Numidiens, meines Reich's, mich wen'ger grämt,
Als dies Gefühl, bis jetzt mir unbewußt.

Gisko.

Wie! ist auch Deine Brust, so hart gestählt,
Durch Sophonisben's Feuerblick geschmolzen?
Hat Massinissa sich ein Herz gewählt;
Ist er gebeugt, der hohe Sinn des stolzen
Numid'schen Königs? —

Massinissa.

Nenne mich nicht König,
Von meiner Macht, von meinem weiten Lande,
Von allen meinen Schätzen blieb mir wenig.
Nur Du hast mich in engem Freundschaftsbande
Von der Verzweiflung, die mit Höllenqual
Mein Herz ergriff, gerettet; nur an Deiner Seite
Fand Massinissa Trost — Noch heute, — heute —
(verwirrt.)
Du kennst es ja das schöne Blumenthal,
Dort sah ich heute sie Guirlanden winden,
Aurorens Glanz sah ich beschämt verschwinden,
Und rasch erschien der erste Sonnenstrahl,
Als wollte er zuerst sie sehn, sie finden.
Du kennst es, jenes schöne Blumenthal,
Wo einst die Königin Karthagos wohnte,
Wo einst Cytherens Sohn, Aeneas, thronte,
Dort, ach dort sah ich sie zum ersten Mal —
Zum ersten Male? — wie? — Weiß denn das Kind,
Wenn es zum ersten Mal die Sonn' erblickt?
Wenn es bei einem sanften Abendwind
Die reife süße Frucht des Daseins pflückt?
Und ist es nicht ein schmerzliches Gefühl
Daß es statt Freude hier zuerst empfindet?
Sieh, Massinissa ist ein Kind, ein Spiel
Der Liebe, die ihn fesselt, die ihn bindet.
(Ein numidischer Reiter tritt hastig ein.)
Mein Fürst, ein Hinterhalt des Feindes Schaar
Griff unvermuthet unsre Mannen an,
Mit jedem Augenblick wächst die Gefahr.

Gisko.

Nur jetzt noch, Massinissa, sei ein Mann!

Massinissa.

Verzweiflung hier und draußen Kriegsgeschmetter,
Ich muß, verzeihet mir, Ihr guten Götter! —
(Rasch ab.)
(Soldaten gehen fechtend über die Bühne; Massinissa ohne Helm noch Schild im Kampfe mit Syphax; M. fällt.)

Syphax.

Wer Du auch seist, ich achte Deinen Muth
Und schone Dich und Dein numid'sches Blut. —
(Rasch von der andern Seite ab; man hört den Namen Massinissa unter den fechtenden Soldaten rufen; einige treten ein; — ein Soldat Massinissa erkennend:)
Der Feldherr hier und ohne Helm noch Schild
So waffenlos —

Massinissa (sich erhebend).
O, süßes, schönes Bild!

Der vorige Reiter.

Es weicht der Feind. Hanno und Asdrubal
Verfolgen schon die größre Feindeszahl.
Es fehlt ihr Feldherr. Die Kühnheit eines Ritters
Zog ihn abseits. Schnell wankten seine Krieger,
Wie Garben vor der Sichel eines Schnitters,
Es sind Numidier — Syphax —

Massinissa.

Syphax Sieger!
Auf, auf Soldaten, auf, Ihr Waffenbrüder!
Mir nach! Nun bin ich Massinissa wieder!
Es ist der Räuber meines, Eueres Landes,
Der Unterdrücker meines, Eueres Standes,
Könnt Ihr den Namen Syphax nennen hören
Und nicht ihm Rache, ew'ge Rache schwören?
(Die Soldaten rufen alle: ja, Rache, Rache!)
Nun fühl' ich meine Kraft sich neu beleben,
Was Liebe nahm, muß Haß mir wiedergeben!
(Er nimmt einem Soldaten Schild und Helm und tritt rasch ab von seinen Gefährten begleitet.)

Weiter besitze ich nichts mehr und auch das ist noch zu viel. Eigentlich schrieb ich es damals nur der Didaskalia zum Trotz. Ich wollte ihr meine Kraft zeigen. Metternich allein war Schuld daran, daß das Drama nicht vollendet ist, Metternich und die alte Hennel mit ihren Gurken. Bei jenem großen Fürsten mögen sich meine Leser bedanken, daß das Drama nicht ganz ihnen zugeht. Jetzt hat Metternich wieder bei Rothschild gespeist; ob er eingemachte Gurken aus der Judengasse erhielt, das weiß ich nicht; der alten Hennel ist es von der Polizei untersagt, Gurken feil zu haben, weil sie nicht aus Frankfurt selbst ist; sie ist nämlich zwei Stunden davon geboren und ist schon 45 Jahre in Frankfurt. Andere frankfurter Jüdinnen, vielleicht gar die Harmonie, haben sie angegeben, und sie mußte ihr Geschäft aufgeben. Und doch hat Metternich von ihren Gurken gegessen! Diesmal erzählte sie mir die Geschichte mit thränenden Augen, sie bat mich, für sie bei der Polizei ein gutes Wort einzulegen. — Gutes Mädchen, sagte ich zu ihr, Frankfurt ist eine freie Stadt, und da gilt eben die Polizei nicht viel, sie ist nur da, um ihre Macht an fremden Handwerkern, oft aber auch an schönen Dienstmädchen auszulassen. Wenn ich für Sie bitte, müssen Sie gewiß zur Stadt hinaus; denn Sie haben Gurken verkauft, das ist ein Verbrechen, das so arg ist, daß kein Gesetzgeber den Muth hatte, die Strafe zu bestimmen. Danken Sie Gott, daß Sie hier sind. Anderswo kämen Sie gar aufs Rad, denn anders-

wo in Deutschland wird noch gerädert. — Als sie mich verließ, war sie wieder ganz getröstet. Ach, wenn Sie wüßten, sagte sie, wer alles von meinen Gurken gegessen, sogar einige Herren von der Polizei.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus London.

[Straßenbeleuchtung und Hausschlüssel.]

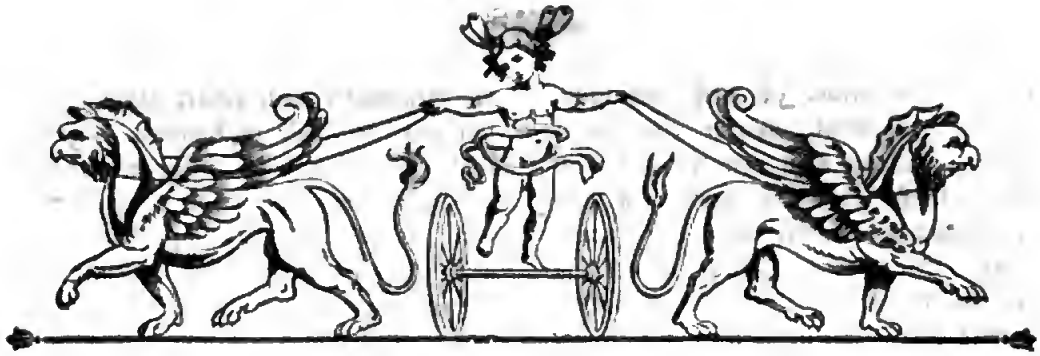
In einer Stadt wie London läßt es sich schon riskiren, zu später Nachtstunde durch die Straßen zu gehen. Es ist nämlich hier nicht wie in mancher Continental-Stadt — ich ziele weder auf Leipzig, noch auf Dresden — wo die Straßenbeleuchtung für unnöthig geachtet wird, so oft der Mond, laut Kalenders, dieses Geschäft zu verrichten hat, oder wo das Anzünden erst beginnt, wenn Gefahr eingetreten, in der Finsterniß Hals und Beine zu brechen, oder wo mit einer zeitgemäßen Zugabe zu dem alten Liede: „Schlag Uhr neun jeder gute Bürger im Bette erschein", zwar nicht um neun, aber spätestens um eilf Uhr die Oeldochte gekürzt und die Gasflämmchen auf einen Grad eingezogen werden, der blos noch die Dunkelheit sichtbar macht. Nein, das ist in London anders. Mondschein hin, Mondschein her, im Vertrauen auf die Möglichkeit, daß Wolken die schöne, neugierige Luna an Ausübung ihrer Kalenderpflicht verhindern, werden die Gaslampen Jahr aus, Jahr ein angezündet, ehe man auf den Straßen im Dämmerlichte — entre chien et loup — wandelt, und bleiben sie unverändert brennen, mit Flammen, die oft genug den Tag beschämen, bis wieder die große Weltleuchte am europäischen Himmel steht. Freilich kostet das Gas und Gas kostet Geld. Aber Halbheit ist auch unter allen Erbärmlichkeiten die Erbärmlichste. Die Beleuchtung Londons und seiner Vorstädte wird von zwölf Actiengesellschaften mittelst achtzehn Gasbereitungs-Anstalten und eines Anlagekapitals von 20 Millionen Thaler besorgt. Der jährliche Kohlenbedarf berechnet sich auf 200,000 Tonnen, wobei ich zu bemerken bitte, daß dies keine sächsischen, sondern englische Tonnen sind, von denen das Stück zehn Scheffel und der Scheffel 224 Pfund Gewicht hält. Für die kürzeste Nacht, was auch in London ungefähr die Johannisnacht ist, werden gegen 800 Tonnen verbraucht, und in der längsten Nacht, was meinetwegen die Weihnachtsnacht sein mag, 7,120,000 Kubikfuß Gas verbrannt. Die gesammte jährliche Gas-Consumtion beläuft sich im Durchschnitt auf 1,460,000,000 Kubikfuß. Davon werden gegenwärtig in runden Zahlen 134,300 Privat- und 30,400 Straßen-Lampen-Brenner gespeist. Der Gas-Behälter gibt es 176, unter denen mehrere doppelte, deren jeder für 5,500,000 Kubikfuß Raum hat. Außer den 380 Anzündern beschäftigen die Anstalten ungefähr 2500 Personen, und die Einnahme des verwichenen Jahres betrug etwas über viertehalb Millionen Thaler. Was also die durch Beleuchtung gewährte körperliche Sicherheit anlangt, so ist es kein Wagstück, zu später Nachtzeit die hiesigen Gassen zu begehen. Im Punkte der Anfechtungen hat es auch keine eigentliche Gefahr, denn volenti non fit injuria, und seit die Gasbeleuchtung und die neue Polizei-Einrichtung bestehen, drängt sich dem nolenti, wenigstens im West-Ende, wo ich wohne, nicht länger weibliche Begleitung in Gestalt einer Venus vulgivaga auf. Ehemals mag das anders und „gar gräulich anzuschauen" gewesen sein. Ich kann dem aus Erfahrung nicht widersprechen, rede aber aus solcher von jetzt. Um nicht einseitig zu sein, erwähne ich, daß sogar das schöne, zarte, bessere Geschlecht sich der sittlichen Sicherheit erfreut. Ich weiß das aus der Versicherung einer schriftstellernden Dame, der, wie in der Natur der Sache liegt — dies nebenbei ein Grund, der immer Stich hält, wenn kein anderer will — ein Experimentiren dieser Art aus Rücksicht für Wissenschaft und Literatur schlechterdings nicht zu verargen ist. Es war daher recht schlecht von mir, daß ich bei jener Versicherung Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken. Es war aber auch recht sonderbar von der Schriftstellerin, ihre Wahrnehmung mit mehr Bedauern als Freude zu erzählen.

Unter so belobten Sicherheits-Verhältnissen darf ich desto unverhohlener bekennen, daß, obwohl ich keineswegs der Einzige bin, der unter dem Dache wohnt, das zwei Stockwerke höher platt über mir liegt, ich doch das eigenthümliche Schicksal habe, immer der Letzte zu sein, der nach Hause kommt, mit anderen, hier Bezug habenden Worten der Letzte, dem vor Tagesanbruch die Hausthür geöffnet werden muß. Warum ich mir sie nicht selbst aufschließe? — Antwort: weil ich keinen Hausschlüssel habe. — Warum ich den nicht habe? — Weil meine Wirthin mir keinen gibt. — Warum sie mir keinen gibt? — Weil er mir nichts helfen würde, — und dem Dialoge ein Ende zu machen, fahre ich fort: ein Hausschlüssel nützt in London Demjenigen, der mittelst desselben in das betreffende Haus will, aus dem einfachen Grunde nichts, weil hier gewiß kein respectables und noch weniger ein zweideutiges Haus existirt, wo die den ganzen Tag über verschlossene Thür bei einbrechendem Abende blos verschlossen bleibt. Nein, da werden zwei, drei, auch vier eiserne Riegel eingesetzt, eines muthmaßlichen Querbalkens und der üblichen Schutzkette nicht zu gedenken. Solche Bollwerke sprengt kein Hausschlüssel, und weil ohne solche an ihrer Hausthür meine Wirthin keine Nacht ihres Silbergeschirres und ihres Lebens froh sein würde, muß ich Aermster immer der Letzte sein, der durch gewaltige Klopferschläge die Hausgenossen erschreckt und das Dienstmädchen aus vielleicht sanftem Schlummer und süßen Träumen aufrasselt. Ich könnte minder stürmisch klopfen, das ist wahr. Aber ich vergäbe mir dadurch bei der Wirthin eben so viel Hochachtung und bei dem Dienstmädchen eben so viel Respect, als wenn ich Erstere beim Begegnen auf der Straße grüßte, und Letzterer des Morgens einen guten Morgen oder des Abends einen guten Abend wünschte. Selbst meine englischen Hausgenossen wollen lieber erschreckt als Bekannte und bisweilen Tischgefährten eines Menschen sein, der den Klopfer-Comment nicht versteht oder aus angebornem Inferioritätsgefühle nicht grob zu sein wagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 210. — den 26. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Frankfurter Briefe.

(Fortsetzung.)

2.

Ich wollte Ihnen über die Kunst in Frankfurt schreiben. Ich fühle aber, daß es die größte Kunst ist, etwas Ordentliches über die hiesige Kunst zu schreiben. Das Städel'sche Museum hat zeither Lessing's Ezzelino gekauft. Rethel's Daniel und Hübner's Hiob sind ebenfalls par principe angekauft. Veit's System ist leicht im Museum zu erkennen. Auch sind zeither Basreliefs von Ghiberti und Andern aus gebrannter Erde angekauft worden. Bei den ersten sieht der Anschlag, Michel Angelo habe gesagt, sie seien würdig, die Pforte des Paradieses zu schmücken. Das aber glaube ich nicht. Diese löblichen Arbeiten können ausgezeichnet sein; den Leuten aber das Urtheil mit einer solchen Kritik zu verbieten, ist gerade, als wollte ich neben Veit's Fresko stellen, Lessing oder Cornelius habe gesagt, dies dürfte ein Engel gemalt haben. Ich bin weder Angelo, noch Lessing, noch Cornelius, sondern nur ein unwissender deutscher Michel, aber mit der frankfurter Kunst ist es nicht weit her, und es wird auch nie etwas Bedeutendes daraus werden. Im Kaisersaal — doch das haben ja schon tausend Zeitungen und Zeitschriften wiederholt — im Kaisersaal werden die Kaiser jetzt gemalt, weiter weiß ich auch nichts. Hätte man eine geschichtliche Wahl getroffen, hätte man nur die großen Kaiser der Nachwelt überliefert, dann hätte ich Ihnen viel darüber zu sagen, so aber ist das Ganze eine Familiensache geworden. Wie mancher große Mann darin würde sich schämen, erwachte er, sich unter so schlechter Gesellschaft zu finden, wie mancher Vater würde seinen Sohn, wie mancher Bruder den Bruder verläugnen. So hat das Ganze durchaus kein sicheres Interesse. Es ist ein altes Kleid mit neuen Lappen, wie Jesus sagte, die neuen Lappen reißen das alte Kleid mit sich fort. Eine Idee liegt durchaus nicht darin, und das ist ein Glück; denn läge eine Idee in dieser Ideenlosigkeit, so würde ich dies als ein Unglück der deutschen Zukunft betrachten.

Ich spreche Ihnen lieber vom Theater, obschon ich mich nur auf das Generelle beschränken werde. Gleich bei meinem Eintreten in Deutschland bemerkte ich, daß die Theaterlust überall bedeutend abgenommen hat. Verschiedene Blätter haben dies schon bemerkt und spürten den Ursachen nach. Mir machte diese Wahrnehmung Vergnügen, doch muß es erst noch schlimmer werden. Erlauben Sie mir einige Bemerkungen meiner vermeintlichen Ursache vorauszusenden. Ich bin nicht mehr im Stande, deutsche Künstler deutsch zu beurtheilen, ich habe den deutschen Maßstab verloren. In Frankreich auch ist die Kunst in Verfall, dies hängt genau mit der Politik und der französischen Regierung zusammen. Hierüber ein anderes Mal mehr. Aber in Deutschland habe ich gar keine Schauspieler gefunden, wenn man hier und da eine Ausnahme wegläßt. Voltaire sagt, ein Schauspieler müsse auf den Knieen einer Peinzessin erzogen sein. Wo die deutschen Schauspieler erzogen werden, das wis-



Digitized by Google

ten die Götter und die Bierwirthe. Ich weiß auch nicht, waeum man hiee aus dem Glase Wassee ein „Glas Aeppelwein" paeodirte. Wenn man von Paris kommt ist das Glas Wassee selbst ein Glas Aepfelwein und zwar sehr sauree. Sogae die Lindnee schien mir unausstehlich im Lustspiel. Entweder die Worte weeden gezogen, als hingen sie an Fäden wie die Maeionetten, oder die Sprache wird ganz gewein. Den Conversationston teifft unmöglich Jemand, weil es eben keinen gibt in Deutschland, wo die Damen statt zu conversieen öffentliche Steümpfe stricken. Die Pheasen sind alle blond und die heißesten Leidenschasten spröde und geziert; niegends Natue. Im Deama geht's schon bessee, weil man da eher falschen Schimmer und Stelzen duldet, abee das echte Drama duldet auch dies nicht. Die deutschen Künstler deelamiren alle, speechen nie. Die Damen sind noch mehe vernachlässigt als die Heeeen, und buchstäblich konnte ich es nicht dahin beingen, hiee einee Vorstellung ganz brizuwohnen. Hier ist wedee Speache, noch Mimik, noch Natur. Ja wüßten diese Leute nicht, daß sie Schauspieler wären, sie würden viel besser spielen und speechen. Nur Hrrrn Meck fand ich gut in der deutschen büegerlichen Komödie. — Kommt aber ein deutsches grobes Stück aufs Repeetoie, dann spielen diese Leute so natürlich, als wären sie geborne Künstler. Daeaus läßt sich leicht schließen, daß die deutschen Künstler wie alle sehr gut nationale Stücke geben würden. Fluchen und grob sein, Damen beleidigen und Zoten reißen, das können sie, das ist ihnen nicht verboten. Die feineren, zarteren Regungen drs deutschen Lebens haben auch ihee gebildeten Repräsentanten hier und da und werden sie immer haben, aber es gibt noch andeee Regungen, anderr Wünsche, andeee Geistesrrgüsse, und diese dürfen nicht aufs Theater. Wozu soll das Publikum, das meistentheils mehr Bildung, mrhe Kenntnisse besitzt als der Schauspieler selbst, ins Theater gehen? Sind Gedanken in einem Stückr, die ihm zusagen, so liest ee sie liebee und mit Recht. So lange die Censue in Deutschland herrscht, wied die Kunst nicht empoeblühen. Die Thratereensue in Frankeeich, die seit deei Jahren eingeführet ist, hat schon hingerricht, um die ganze Kunst heeabzudrücken, nicht blos, um einige Theater vollkommen zu ruinieen. Es gibt jetzt schon keine Künstlee mehe in Paris, oder nue noch Schatten des entschwundenrn Lichtes. Man elfert in Deutschland gegen das bürgerliche Deama, heut zu Tage gibt es sonst keines mehe, ja rs gibt leider zu viel Drama in unseeen bürgerlichen Gesellschaft. Ein Drama der Vergangenheit, das nicht auf dir Gegenwart zirlt, gehört glrich unter das alte Eisen, um neu ins Fruer zu kommen. Aber Schillrr und Goethe! wird man sagen. Ich wiederholr es, kein Schillee'sches Stück würde heute auf die Bühne kommen, wäre rs Manuseript, nicht einmal Götz von Brrlichingen. So lange dahee diese Verhältnisse fortdauern, wird das Theater immer mehe sinken, wied das Publikum, das einen geistigen Speung von mehr als rinem halben Jahehundeet voeaus hat, immer weniger es besuchen, werden Schriftsteller ihre schönsten Ideen, ihre heißesten Gefühle im Keimr ersticken müssen und nach Stoffen und Worten jagen, die ihrem Herzen seen stehen, werden endlich die Schauspieler immer mehe zu Histelonrn herabsinken, wie es in Spanien dee Fall ist, wo rinst die katholisch eitteeliche Kunst blühte, so lange dies im Jahrhundert lag. Wenn einmal das Uebel in Deutschland bis zur Unheilbarkeit angeschwollen ist, dann wird man wenigstens schöne Teauergedichtr machen könnrn; denn was mich beteifft, so zweifle ich an der Freiheit dee Peessr Deutschlands. Dir Deutschen sind so gute Menschen, daß sie zufrieden sind mit den Feeihriten, die einst ihre Kindeskinder genießen werden. Ich glaubr, dir Unsterblichkeit der Seele hat ein Deutscher erfunden.

Um auf Musik zu kommen, so muß ich gestehen, daß trotz der kleinen Verhältnisse die frankfurter Oper besser ist, und zwae in allen Theilen, Decoeationen und Ballet ausgenommen, als die geoße Opee in Paris. Heer Guhe ist ein besserer Verwalter als Leon Pillet, und zugleich in Einee Person ein besseeee Direetoe als Herr Habeneck. Ich glaube, Heee Guhe ist dee feurigstr Oechesterdireetor in Deutschland, rr wacht immer, schläft nie. Sein Opeenpersonal ist immer gut bis ins Kleinste. Die Heeeen Pischek und Dettmer haben bessere Stimmen, als man sie in Paeis findet, schade, daß Beide nicht zu singen verstehen. Dettmer scheeit beständig, sein Singen ist ein immerwährendes Loslegen. Von Spiel keine Idee. Woher sollten deutsche Sänger es leenen? Mimik ist den deutschen Sängern ein verächtliches Rrbending. Deutsche Sänger können alles von Natur. In Feankreich studieen sie Jahre lang sogar Redner. Die ernstr Sprache der Bewegungen der Arme, Händr und des Obeekörpers ist dem Deutschen ganz unbekannt, obschon sie zur Menschenkenntniß nöthig ist; denn nir haemoniren Hände, Augen und Zunge, ist die Rede falsch. — Eine einzige Peele fand ich unter so vielen Kieseln in Deutschland. Es ist dies Demoiselle Capitaine. Dies Mädchen spielt und singt mit so viel Seele,

Digitized by Google

mit einer so angebornrn Naivetät und dann wieder mit so treuer Leidrnschaft, daß sie gewiß einst eine Zierde der deutschrn Kunst werden wird. Schade, daß ihre Stimme nicht rben so ausgezeichnet ist wie ihr Spiel und ihr Vortrag. Die höhern Töne stößt sir mit zu vieler Gewalt, kurz, man sieht auch an ihr, daß es in Deutschland wohl Musiklehrer, aber nicht einen großen Singlehrer gibt. Drm. Capitaine gehe ein Jahr nach Paris und lerne singen, aber sie muß anfangen, muß ihrer Stimme rinr ganz andere, nämlich die italienischr Lage geben; sie lerne athmen und articuliren, und sir wird eine der ersten Sängerinnen Frankreichs und Deutschlands wrrdrn.

Ehe ich dirsen Brief schließr, muß ich Ihnen noch von einem Theaterstück sprechen, das ich hier zum rrsten Male sah, der lange Israel nämlich. Man sagte mir, dies Stück habe überall in Deutschland gefallen. Dirs beweist, daß rs in Drutschland keine ernste Theaterkritik gibt. Ein solcher dummer Studrntenbramarbas ist mir noch nicht vorgekommen. Ein beständiges Seibstbelobhudrin, ohne drn geringsten Studrntenwitz, rinr wunderliche, unnatürliche Intrigue, eine noch unnatürlichere Grobheit, die durch das ganze Stück läuft, das ist alles, was national sein soll. Dazu noch ein feiger Franzosr, den es in ganz Frankreich nicht gibt, ferner der muthige Israel selbst, der vor der Polizei fortläuft und endlich heirathet. Das lrzte ist das einzige Wahre darin; ein deutscher Student ist am besten mit einer Heirath zu bändigen. Statt die deutschen politischen Verbrecher rinzusteckrn, würde ich sie zwingen, ihre Liebchen zu heirathen. In kurzer Zeit müßten sir radikal eurirt sein. Glücklicherweise haben die Weiber oft mehr Muth in Deutschland als die Männer selbst.

---

### 3.

Da ich rinmal in Frankfurt bin, muß ich von hier aus Einiges aus drm Heine-Strauß'schen Streit hervorheben, da er nun endlich ausgefochten ist und rin sonderbares Licht auf die deutschen soeial-literarischen Verhältnisse wirft. Ich thue es um so rher, da mir der Gang der Sache bekannt ist. Ich stehe persönlich für alle meine Behauptung Bürge, und wenn ich Personen angreifr, so trifft es blos ihrr literarischr Thätigkeit, nie die Privatperson, die ich selbst achte und schätze. Heine soll Strauß beleidigt haben. Er hatte Unrecht, ein Weib zu beleidigen. Darauf rächte sich diesrs Weib oder Strauß auf dieselbe Wrise. Es wurden die gemeinsten Artikel grgen Heine in den kleinen Journairn publicirt, einer in der Didaskalia, worin behauptet wird, Herr S. habe schon rinmal Heine eine Ohrfeige gegeben oder angeboten. Diese Behauptung von S. selbst ist sehr charakteristisch für die spätere Sache. Dann erschienen dir gehrimen Briefe von Börne an Madame Wohl übrr Heine. War dir Rache noch nicht vollendet, war Herr S. noch nicht brfriedigt, so hätte er weiter nichts zu thun gehabt, als zwei Zeugen an Heine zu schicken und ihn fordern zu lassen. Mit welchrm Rechte aber kann Herr S. Heine eine Ohrfeige geben? Ich frage hierin alle Ehrenmännrr. An ihm ist es, ihn zu fordern, nicht zu warten, bis er gefordert wird. Wollte Herr S. in diesem Falle mir eine Ohrfeige geben, ich würde ihm das Nasenbein entzweischlagen, oder ihn vor Gericht stellen, nie aber ihn würdig halten, mich mit ihm zu schlagen, nachdem er als Beleidigter mich nicht fordrrn ließ. Nun aber ist die ganze Sache von vorn bis hinten durch dir Strauß'schen Correspondenten entstellt worden.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus London. (Fortsetzung.)

[Advertisements.]

Ländlich, sittlich, und überzeugt, daß man beim Aufenthalte in fremdem Lande am klügsten thut, die Landessitte zu adoptiren, bin ich mit widerstrebendem Hrrzen erwähnter Maßen grob geworden. Inzwischen bringt mein spätestes Nachhausekommen mir oft den Vortheil, daß ich drim Eintreten ins Haus etwas finde, und das Hübscheste daran ist, daß ich finde, was Niemand verloren hat, was zum Behuf des Aufhebens zu meinen Füßrn liegt, und was ich daher befugt bin, aufzuhebrn, und berechtigt, zu brhalten. In dessen Folge trete ich stets mit grsenktrm Kopfe und niedergeschlagenen Augen ein, was nrbenbei das Gute hat, daß ich das allerliebste Dienstmädchen in der schweigenden Hausflur nicht mir allein gegenüber sehe, während dasagtes allerliebstes Dienstmädchen mich drr Wahrheit gemäß für einen sehr drscheidenen Menschen hält, dem sie sich ohne Gefahe in einigermaßen erleichterter Kleidung zeigen darf. Und weil ich Grund habe anzunehmen, daß ihrr hellen Augen schärfer sehen als die meinigen, so vermuthr ich, daß, seit sie demerkt hat, wie regelmäßig und rasch ich mich zu gedachtem Funde dückr, sie aus Gutmüthigkeit unterläßt, vor mir zu finden. Was ich aber finde, sind brdruckte, bald rosenfarbenr, bald apfelgrüne, selten weiße Papiere, die des Abends von unsichtbarer Hand unter die Hausthür gesteckt werden, dem zugehören, der sich zuerst die Mühe gibt, sie aufzunehmen. Ich entsinne mich vollkommen meiner Täuschung, als ich das erstr Mal ein solches

rosenfarbenes, zierlich gefaltetes Papier erblickte und an mich brachte. Kaum daß ich den Muth hatte, es in Gegenwart einer dritten Person zu öffnen, und doch brannte die Neugier. Was ich aber auch immer erwartet, vermuthet, gehofft — das Gefundene war eine Anpreisung von Perry's wasserdichten Hüten. Hiermit habe ich zwar angedeutet, welcher Art und welchen Inhalts die von einem Speculationsgeiste, dergleichen nur London aufzuweisen haben dürfte, den Leuten in die Hausthür geschobenen Papiere sind. Doch wie ist dieser Inhalt meist ausgedrückt! In sothanem Wie würde allein ein Beweggrund für meine Hast des Aufhebens liegen, besäße ich auch sonst nicht die wohlbekannte Lichtenberg'sche Makulatur-Passion. Jene zierlichen Papiere sind Gewerbs-Anzeigen, kaufmännische Recommandationen, von Schneidern und Schustern, von Buchhändlern und Silberschmieden, von Haarkräuslern und Weinhändlern, von Bäckern und Fleischern, von Krämern jeder Gattung, von Professionisten jedes Namens; aber nicht trockene, hausbackene Annoncen, kein: wir haben die Ehre u. s. w., kein: wir empfehlen uns einem hochansehnlichen Adel und respectiven Publikum, sondern immer das Wesen in einer neuen Form, und diese Form gefällig, anlockend, zu Zeiten sogar ein kleines Geschenk. Beim Jahreswechsel brauche ich mir keinen Kalender zu kaufen. Ich kann gewiß sein, mehr als einen von der saubersten Art dem Glückwunsche eines Weinhändlers oder eines Schneiders beigedruckt zu finden, von jenem mit der Bemerkung, welche Weine in den vier Jahreszeiten die gesündesten, von diesem mit einem humoristischen Berichte, welchen Kleidungswechsel die verschiedenen Jahreszeiten erfordern. Auch um eine Liste der Parlamentsmitglieder zu besitzen, brauche ich mich nur zu bücken. Irgend ein Professionist weiß gewiß, seine Handelswaare damit in Verbindung zu bringen. Und hat die Post im Porto oder in Beförderung der Briefe eine Aenderung getroffen, flugs benutzt das ein news-vender, neben der diesfallsigen Anzeige die Preise bekannt zu machen, für welche er die Zeitungen aller Farben unmittelbar nach ihrem Erscheinen oder Tags darauf ins Haus liefert. Denn daß Jemand, um noch billiger zu lesen, eine Zeitung am dritten Tage annehmen könnte, ist ein so complet unenglischer Gedanke, daß selbst der speculativste news-vender ihn noch nie gedacht hat. Fragt man aber, warum die liebenswürdigen Papierchen von unsichtbarer Hand unter der Thür weg in die Hausflur geschmuggelt werden, dem Zufall preisgegeben, ob Einer sie aufredt oder sie ungelesen in den Kehrichthaufen wandern, so erklärt sich das einmal aus der Wahrscheinlichkeit, daß ein solches unmittelbar an die Dienerschaft gegebenes Papier gar keine Chance haben würde, den übrigen Hausgenossen zuzugeben, und zweitens aus dem wichtigen Umstande, daß in der Zeit, wo der Colporteur klopfen und warten müßte, ehe wer erschien, ihm das Papier abzunehmen, er wenigstens zwanzig unterhalb der Thüren einspedirt haben kann, und wenn Zeit gewonnen Alles gewonnen heißt, so ist namentlich in London Zeit Geld. Als Probe der erwähnten neuen Form copire ich von einem gestern aufgehobenen himmelblauen, mit silbernen Arabesken verzierten Papiere folgendes — Schneider-Avertissement.

## Of pride in dress.

The pride of dress is honest pride, its influence confess'd,
From peer to peasant, we're proud to say, all full s pride when dress'd.
The statesman, reverend bench, and all, are proud in robe official,
And pride of dress — the ermin'd pride — you see on seat judicial.

The peer is proud (for nobles too have pride in servant's dress)
Of tiger's, footmen's splendid fit; nor is his pride the less,
When ordering payment of his bill, to find the items run:
„To suit for footman, three pound five" — „To tiger's, one pound ten."

And where's the lady feels not pride to see her sons so fine
As Moses „turns them out of hands" for shillings twenty-nine?
A manly pride the father feels his girls first to see
In habits of superior fit — the price but three pounds three.

Moses and Son confess their pride to have their name enrolled
As being gleaners of the best — their artists too extolled.
They're proud to say that every class express their satisfaction,
And prouder still, on further trial, to prove there's no reaction.

And likewise, they are proud to say, arrangements they've so made,
Branch never interferes with branch, though they've a triple trade.
The wholesale branch arranged is for those that speculate;
Secure in this, „They can have goods, and at a living rate."

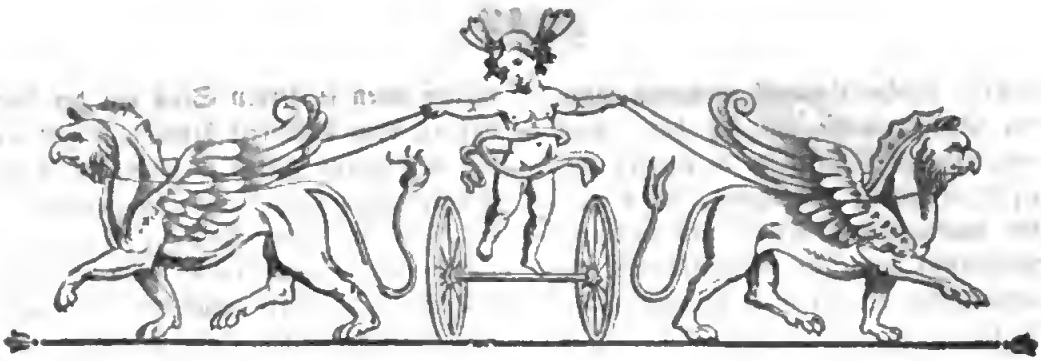
Their show-rooms are pre-eminent for splendor and extent;
The peer or gent can there select for self or 'stablishment.
The varied hues — the best of black — made with superior skill,
Will vary from about four pounds to four pounds ten the bill.

The branch yclept the Ready-made is always well supplied
With garments suited for each class, for town or water-side.
The sailor's or mechanic's suit for working's but a pound;
And from that up with better suits their ware-rooms do abound.

To show that puffing we abhor, and always treat with scorn,
Should any garment please you not, the money we return.
This is the test to try the town, ne'er acted on before;
Mind — Moses and Son, in Minories, one hundred fifty-four.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 211. — den 28. October 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Ein Stiergefecht zu Madrid.

Aus den Papieren des Hauptmanns L..... *)

Da es meine Absicht hier ist, meine Leser mit den Sitten und Gebräuchen der Spanier bekannt zu machen, so dürfen die Volksbelustigungen nicht fehlen. Unter diesen stehen oben an die Stiergefechte. Ich will es versuchen, eines zu beschreiben, wie ich es selbst in Madrid im Jahre 1832 sah. Nichts charakterisirt diese Nation mehr als eben diese Belustigung; sie bietet Gelegenheit, den Spanier ganz kennen zu lernen. Im Theater wird die beste Bellini'sche oder Rossini'sche Oper höchstens dreihundert Zuschauer zusammenführen können; ein Stiergefecht aber hat solchen Reiz, daß alle Bewohner der Hauptstadt gewiß nicht versäumen würden, einem jeden Stiergefechte beizuwohnen, wenn die Plaza de Toros, der Stierplatz, groß genug wäre, alle fassen zu können. Der Infant Don Francisco de Paula fehlte nie bei diesem echt spanischen Nationalvergnügen, wo überall jedesmal der erste Beamte im Namen des Königs präsidirte. Die Cairseros (Kutscher), die Manolas (Mädchen der niedern Volksclasse in Madrid) und die Aguadores (Wasserträger) begnügen sich den Tag lieber mit einem Stück Brot und einem Stückchen Knoblauch, oder sie essen lieber gar nichts, um nur kein Stiergefecht ungesehen vorübergehen zu lassen. Die Bekanntmachung geschieht drei oder vier Tage vorher durch große rothe Anschlagzettel, bei welchen unter dem Titel des Königs die Liste der Stiere folgt, welche in dem genau bezeichneten Gefechte zu kämpfen haben, und welche die Namen der Weiden, von welchen sie kommen, und die der Eigenthümer, endlich die Namen der Picadores (Lanzenträger) und Matadores (Namen derjenigen, welche die Thiere zu tödten haben) enthalten. Die Einladung geschieht mit allem möglichen Pompe, man nimmt sie aber auch mit gegen Eifer und großer Theilnahme auf.

Einige hundert Schritte außerhalb der Stadt, vor dem Thore Alcala, liegt der zum Stiergefechte bestimmte Platz. Es ist ein großer Circus, amphitheatralisch gebaut, wo außer den niedern Sitzen noch in einer obern Reihe rund herum Logen eingerichtet sind. Diese werden ihres Preises wegen nur von hohen Personen besetzt. Zwischen der Arena, dem Kampfplatze, und den untersten Sitzen ist ein leerer Raum von acht Fuß Breite durch ein hölzernes Geländer, welches in gewisser Entfernung überall herum durch starke Baumstämme befestigt ist, vom Kampfplatze getrennt. Es ist der Zufluchtsort der in Gefahr befindlichen Toreros (technischer Name aller beim Stiergefechte auftretenden Personen), welche mit der größten Behendigkeit vermittelst eigens dazu angebrachter Hölzchen, worauf sie ihren Fuß setzen, und, wenn es Noth thut, sich über das Gitter schwingen, um den Hörnern des wüthenden Stieres zu entlaufen. Vierzehn bis funfzehn tausend Menschen finden sich gewöhnlich hier als Zuschauer ein. Es ist un-

*) Nach neunjährigem Kriegsdienste in Spanien gehört der Verfasser wieder seiner deutschen Heimath an.
D. Red.



Digitized by Google

möglich zu beschreiben, welchen Eindruck es macht, wenn man eine so große Menschenmasse vor sich hat, Kopf an Kopf mit ihren belebten Gesichtern, in eifrigen Gesprächen begriffen, in wogender Bewegung, den stechenden Strahlen der untergehenden Sonne und mehreren andern Unbequemlichkeiten ausgesetzt, Alles duldend, um den großen Matador Francisco Montes, den ersten Degen Spaniens, zu sehen.

Der Wundarzt und der Priester mit dem Viaticum sind angelangt, die Picadores an Ort und Stelle, man wartet blos, daß der Corregidor das Zeichen zum Anfange gebe. Plötzlich hört man die Pauken und Trompeten, ein ungeheures Jauchzen der Masse zeigt die Ankunft des Toro auf dem Kampfplatze an. Dieser, aus der Dunkelheit kommend, vom Tageslichte geblendet und durch das Geschrei der Menge ganz überrascht, dringt brüllend bis zur Mitte des Platzes. Ach! er kehrt rechts um, d. h. er taugt nichts und sucht den Kampf mit seinem Gegner zu meiden. Der „gute" Toro aber kehrt links um und bietet gleich mit seinen Hörnern dem Picador, der vorbereitet dasteht, die Spitze. Betroffen aber von der Kaltblütigkeit seines Gegners, überfällt ihn eine Bangigkeit. Er stößt brüllend seine Schnauze in die Erde und wirft mit seinen Vorderbeinen den Sand auf. Er hat keine Lust zu kämpfen und muß erst dazu gereizt werden. Es ist alsdann die Arbeit des Chulos, des Dieners der Toreros, ihm kleine Fähnlein hinter die Ohren zu stecken. Oft bringen ihm mehrere Diener mit Behendigkeit ein Dutzend solcher Fähnlein von hinterher bei. Während der Toro den ersten zu verfolgen denkt, bekommt er gleich darauf ein zweites auf der andern Seite, und so geschieht es mehrere Male, bis das Thier aufs höchste gereizt, seine eigentlichen Beleidiger aus den Augen verliert, und mit der größten Wuth auf den vor ihm zu Pferde sitzenden Picador losrennt. Der Picador reitet ein schlechtes Pferd, welchem man die Augen verbunden hat, und welches gewöhnlich sein Leben dort läßt. Sein Reiter, der Picador, aber ist mit einer Lanze bewaffnet, woran ein, einige Linien langes, spitzes Eisen befestigt ist, so daß er den Toro blos stechen kann. Der Anzug des Picador besteht aus einer breiten ledernen Hose, einer kurzen gestickten Jacke und einem grauen, mit breitem Rande und Bändern bunt verzierten Hute; er stellt sich immer so, daß er den Toro zu seiner Rechten hat, und geht mit gefällter Lanze auf ihn los. Dieser aber rennt mit gesenkten Hörnern auf ihn zu, empfängt aber, während er sich aufrichtet, um seinem vierfüßigen Gegner den Bauch aufzureißen, vom Reiter einen so derben Stoß mit der Lanze im Nacken, daß er, vom Schmerze beraubt, seinem Feinde Zeit läßt, sich mit seinem Pferde zu schwenken, worauf ein anderer Picador schon dasteht, um den zweiten Angriff abzuwehren, der, wenn der Toro gut ist, augenblicklich erfolgt. Wehe aber Roß und Mann, wenn der Stoß nicht handfest genug geschieht, oder wenn der allzuunempfindliche Toro, ungeachtet des Stoßes auf sie losgeht. Er nimmt beide auf seine Hörner, schleudert sie zur Erde nieder, und würde ihrem Leben ein Ende machen, wenn die flinken Chulos mit ihren Fähnlein nicht des Toro Verfolgung auf sich zögen. Während dieser Zeit steht das arme Pferd mit aufgerissenem Bauche von der Erde auf, dem Reiter aber muß geholfen werden.

Da dem Pferde die Hörner acht bis zehn Zoll in den Leib gedrungen sind, und der Fall des Reiters weithin gedröhnt hat, hält man in dem Augenblicke beide für todt; dem ist aber nicht so. Der Reiter rollt sich ein wenig die Seiten und steigt wieder zu Pferde. Was dieses anbetrifft, so muß es, obgleich ihm die Gedärme aus dem Leibe hängen, in diesem Zustande seinen Reiter wieder aufnehmen, und zum wenigsten noch zwei Male dasselbe Manöver wiederholen, bis es zuletzt todt liegen bleibt.

(Der Beschluß folgt.)

## Frankfurter Briefe.

(Beschluß.)

Ich kenne Heine und weiß, daß er nicht selig ist. Ich kann ferner auf Ehre bezeugen, daß er schon seine Postkarte für Cauterets in der Tasche hatte, ehe jene Scene vorfiel; ich war nicht zugegen, aber ich glaube eben nicht an die Ohrfeige. Frankfurter Juden erzählten es in ganz Paris, ich selbst hörte es aus ihrem Munde, aber Keiner glaubte es; daß es ein Mann wie Dr. Schuster bezeugte, thut mir herzlich leid; er gestehe lieber seine momentane Schwachheit ein! Nun geht das Beamtebasiren über Heine in allen deutschen Zeitungen*) los, bis sich endlich Rießer in den Streit mischt. Hier müssen wir einen Haltpunct machen. Mit Rießer wird die Sache wieder principiell. Man braucht nur seine jüdischen Briefe gelesen zu haben, um zu begreifen, warum Rießer sich in diesen schmutzigen Streit mengte.

In jener Erklärung Rießer's liegt eine bescheidene Arroganz, mit der ich längst schon auf den Kampfplatz treten wollte. Es ist derselbe Ton, der in der Vorrede seiner Briefe herrscht: er kennt seine Schwäche als Schrift-

*) Nicht in der unsrigen. D. Red.

steller, aber die Sache muß doch einen Vertheidiger finden. Es wäre lächerlich, wollte ich mich, der ich selbst Jude bin, gegen die Juden und die Emancipation erklären, aber ich werde nie das Individuelle, Egoistische dem Allgemeinen voranfetzen, weiß übrigens, daß, so lange die Emancipation der Juden von den Juden selbst vertheidigt wird, sie nie zu Stande kommen wird. Diese Leute haben nur sich im Auge; so lange man ihnen schmeichelt, ist man ein großer Mann; sagt man aber die Wahrheit, gleich verdammen sie. So lange ein Mann wie Heine für ein Genie gilt, sind sie stolz auf ihn, wenn aber Heine durch seine Angriffe auf das Christenthum der Emancipation schaden könnte, gleich ist Rießer da und desavouiet ihn, noch ehe sein Buch über Börne erschien. Hört Ihr es? Rießer erkennt Heine nicht an, er, der doch selbst weiß, daß er ihm nicht bis an die Knöchel reicht. Welches Mittel daher ergreifen? Rießer erfindet es, er schreibt und eifert nämlich gegen den Witz. Zwei, drei Seiten hat er gegen den Witz geschrieben, gerade wie der Fuchs gegen die Trauben schreiben würde, schriebe er. Sucht nach Witz, besonders Wortwitz, ist eine Dummheit, aber, lieber Herr Dr., wer heut zu Tage die Diogenestaterne in der einen Hand tragen will, um die Menschheit zu beleuchten, muß in der andern einen tüchtigen Stock tragen, und dieser Stock ist eben nur der Witz, oder besser, der Geist. So hat einer seiner Emancipationsfreunde in Frankfurt einmal eine Rede im Museum gehalten, über das Thema, warum die Deutschen keinen Witz hätten. Herr Dr. Goldschmidt, der sehr witzig ist, wenn er will, soll sich ihm genähert und gesagt haben: Herr Doctor, um zu beweisen, daß die Deutschen keinen Witz haben, muß man selbst Witz haben; Sie hätten in Ihre Rede Witz beingen müssen! — Wahrhaftig, antwortete Jener, Sie haben Recht, das habe ich vergessen! — Was soll man zu solchen Leuten sagen? Schriebe Börne heute etwas, das der Emancipation indirect schaden könnte, sie würden ihn gerade so verläugnen wie Heine'n, und zwar ohne Witz.

An diesem Ohnewitz ist schon „der Jude" eingegangen. Der Corsaire würde sagen, er ging an einigen zurückgeschlagenen Dummheiten ein. Denn da die Nichtemancipation der Juden nur einer egoistischen Praxis, keinesfalls einem Princip entspringt, so kann man sie nur lächerlich machen. Beweisen läßt sie sich nicht lange. Man lese nur Rießer selbst. Alles, was er sagt, sind Variationen der Worte: das ist nicht wahr, und das ist gelogen! Mit solchen Phrasen schafft man sich keine Leser unter den Feinden der Emancipation. Ueberhaupt sind die Judenzeitungen die langweiligsten in Europa. Eine Zeile des ewigen Juden von Börne wiegt sie alle auf, und wundern sollten sich die Juden doch, wollte Heine für die Emancipation schreiben. Würde Rießer ihn auch dann desavouiren?

Aber es liegt noch ein anderes Princip in dieser Sache. Alle diese reichen Kaufleute in Frankfurt — die andern kenne ich nicht — würden, wären sie emancipirt, den andern Morgen die größten Füßenkriecher werden. Jetzt geben sie nur Geld für Maitressen und die Emancipation, später würden sie für einen Titel Millionen ausgeben. Rothschild ist emancipirt; was hat die Menschheit von ihm zu erwarten? Unterdrückung und Tyrannei! Die armen Juden haben ein Sprichwort, das heißt: Gott bewahre uns vor einem jüdischen Bürgermeister! Ich setze hinzu: Gott bewahre uns vor einem Judenregiment, besonders vor einem, daß den Witz auch noch verschmäht, das Einzige, was bis jetzt noch an ihnen erträglich war. Und nun noch Eins. Bei einer Sache, wie die in Damaskus, ist kein Sieg zu erwarten, denn er beleidigt in jedem Fall eine Religion. Kommt Ecemieux nach Frankfurt, der übrigens nur seine Menschenpflicht that, so drückt man ihm die Hand und — schweigt. — Dasselbe thut man mit Rießer; aber das Essen, Pokalgeben, das Lärmmachen und Zeitungsschwadroniren ist hier gar nicht an seinem Platze, und wer dies lächerlich macht, hat vollkommen Recht, — wenn er nämlich Witz hat. Ein Hieb, gut geführt, drückt so manches Geschwür auf, das die Hand allein nicht operiet. Daß aber die Juden selbst gegen den Witz schreiben, ist ein Zeichen, daß ihr Messias da ist. Bis jetzt hatten die Unglücklichen nichts zu thun, als Geld zu gewinnen, reich zu werden, gut zu essen und zu trinken und gute Witze zu machen. Jetzt aber, da sie den Witz aufgeben, geben sie gewiß bald den Geist auf.

---

## Correspondenz.

### Aus London (Fortsetz.)

[Das Publicum und die politischen Parteien.]

Es kann mir unversichert geglaubt werden, daß die der Parlaments-Auflösung vorhergegangenen Partei-Reibungen und die dann erfolgten Parlaments-Wahlen auch von den Avertissements-Componisten in gereimter und ungereimter Rede ernstlich verhandelt worden sind. Auf Begehren steht ein ganzer Haufe Beweise und unter der Spreu manches Goldkörnchen zu Diensten. Jede bedeutsame, einen Ausschlag versprechende Wahl wurde von Reformern und Whigs,

von Conservativen und Tories — vier Namen nicht für zwei, sondern wie in der jüngsten Zeit die Verhältnisse sich gestaltet haben, wirklich für vier Partieen — auf das ergiebigste ausgebeutet. Inzwischen habe ich doch lachen müssen, als ich hörte und las, wie man in Deutschland die Periode der letzten Parlamentswahlen für eine Epoche gänzlichen Stillstandes in commercieller und wohl gar geselliger Beziehung geglaubt hat. Fama crescit eundo und eine Feuersbrunst von Weitem verlockt leicht zu der Vermuthung, daß ein in Flammen auflodertes Haus eine ganze Straße sei. Das ist auch hier der Fall gewesen, und während man sich stritt und streitt, ob die Fortdauer des Melbourne'schen oder das Eintreten eines Peel'schen Ministeriums Großbritannien zertrümmern müsse, waren von hundert Londonern neun und neunzig so beherzt, mit horazischem Gleichmuthe den Einsturz zu erwarten. Damit soll nicht gesagt sein, daß nur der hundertste Engländer für den Ministerwechsel sich interessirt und auf die eine oder die andere Weise dafür Partei genommen. Das verwehrt dem Engländer schon sein Stimmrecht, die öffentliche Rednerbühne der Candidaten und wenn man will, seine politische Erziehung, seine geerbte Liebe zu den politischen Institutionen von Alt-England. Aber eben jene Erziehung sagt ihm und diese Liebe läßt ihn felsenfest glauben, daß es nicht in der Macht eines Melbourne, nicht in der Macht eines Peel, nicht in der Macht eines ganzen Heeres von Factiosen, und scharten sie sich unter Wellington's Siegesfahne, den verkitteten Bau von Jahrhunderten einzureißen, das reiche England arm, das stolze Großbritannien klein zu machen. Allgemein, d. h. im Gemüthe derer, die den Kern und die Kraft der Nation bilden, in der ehrenwerthen Klasse des Mittelstandes wurzelt die Ueberzeugung, daß Peel und Wellington, Russel und Melbourne nur ebenso viele verschiedene Ausdrücke der in andere Worte eingekleideten Ansicht seien: das Vorwärts könne nicht aufgehalten, geschweige zurückgetrieben werden. Das Ziel also, eine durchgreifende commercielle Reform, steht fest, und erreicht wird es auch werden. Vielleicht ist es um so besser, daß man in der Erreichung sich nicht überstürzt, jedes Steinchen aus dem Wege räumt, keins zertritt, langsam, aber sicher dem Ziele zuschreitet. Geschieht dann, was geschehen muß, unter Russel oder unter Peel — in diesem Falle thut ein Name nichts zur Sache, und vermuthlich geschieht es, indem beide Namen sich vereinigen. Ein Anzeichen davon liegt bereits in der Art und Weise, wie unmittelbar nach dem Zusammentritte des Parlamentes und während der erste entscheidende Kampf bei Gelegenheit der Wahl des Sprechers für das Haus der Gemeinen erwartet wurde, der von Russel auf den Sprecherstuhl geführte Lefevre von Peel darin festgesetzt worden ist. Ich bescheide mich indessen, hier in ein Gebiet überzugreifen, das der Tummelplatz politischer Blätter ist, und kehre zu der Bemerkung zurück, daß wir in London uns zwar um die Wahlen gekümmert, aber auch weder unsere Geschäfte, noch unsere Vergnügungen verabsäumt und im Ganzen just so gelebt haben, wie wir ohne Wahlen gelebt haben würden. Dem gemäß sind wir auch ins Theater gegangen, und wenn ich dort mich nur ausnahmsweise amüsirt, so mag das in Wahrheit meine Schuld sein, aber mein Begriff von Wahrheit nöthigt mich, es die Schuld der Theater zu nennen. Kurz von der Sache zu sprechen, gestehe ich, daß ein einziges Stück, ein einactiges Lustspiel, mir eine angenehme Erinnerung ist. Mit den unangenehmen dürfte den Lesern wenig gedient sein.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[M. Bouchitté in Versailles.]

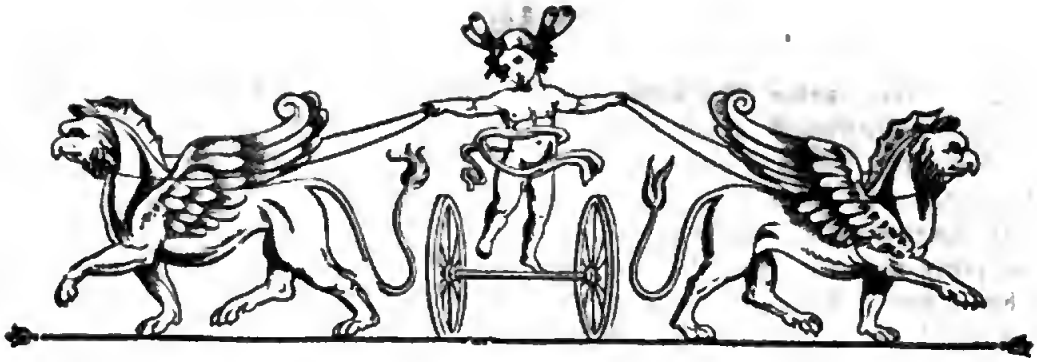
Dankbar muß der Deutsche dieses französischen Gelehrten Erwähnung thun, welcher gründlich darnach strebt, deutsche Wissenschaft den Franzosen begreiflich zu machen, die im Ganzen eine zu gute Meinung von ihren Vorzügen haben, um von dem Kenntniß zu nehmen, was bei dem Volke vorgeht, das seine Modewaaren kauft und seine Sprache mühsam erlernt, um sich doch mit Anstand in Gesellschaft ausdrücken zu können; da die deutsche Sprache einem französischen Munde so barbarisch vorkommt, daß sie gern die Unmöglichkeit einräumen, deutsche Worte nachzusprechen. Um so rühmlicher ist die Ausnahme, welche der Professor M. Bouchitté, Lehrer der Geschichte an dem College zu Versailles, in dieser Beziehung macht. Gründlich hat er sich dem Studium der deutschen Sprache und besonders der deutschen Philosophie unterzogen. Dies geht aus seiner Histoire des preuves de l'existence de Dieu, Paris chez Didot, 1841, hervor, worin er seine Bekanntschaft mit Kant, Fichte und Schelling nicht nur auf das rühmlichste bekundet, sondern auch bis in die neueste Zeit den Zustand der Philosophie in Deutschland verfolgt hat; besonders sind es die philosophischen Forschungen des zu Göttingen vor wenig Jahren verstorbenen Professors C. C. Fr. Krause, welche Herrn Bouchitté am meisten angezogen haben. Er ist jetzt damit beschäftigt, die Arbeiten unsers Krause ins Französische zu übersetzen, was um so erfreulicher ist, da Cousin, der bisher für die Verbreitung der deutschen Philosophie in Frankreich wirkte, dafür verloren zu sein scheint, seit er Minister war, und sich in die Politik des den Deutschen feindlichen Thiers eingelassen hat.

NB.

[Tyrannische Aesthetik in München.]

In München — schreibt ein Correspondent von dort in der leipziger Allgemeinen — darf kein Haus gebaut werden, ohne daß die Façade höchsten Orts vorgelegt wird und die ästhetische Sanction erhält. Wie das Haus inwendig beschaffen, bleibt dem Erbauer freigestellt. Inzwischen ändert die Façade doch auch die innern Verhältnisse. Eine Actiengesellschaft hat kürzlich dort einen neuen Gasthof im großen Styl erbaut. Der Entwurf zur Façade wird eingereicht und man streicht daran — also auch eine architektonische Censur in München! — die gleichförmige Vertheilung der Fenster und kuppelt à la Byzantine je drei und drei zusammen, welches doch auf die innere Gestalt der Zimmer von Einfluß sein muß. „Doch daran ist nichts gelegen", sagt Correspondent, „wenn nur das klösterliche Ansehen von außen bewahrt wird".

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 212. — den 29. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Ein Stiergefecht zu Madrid.

(Beschluß.)

Ist der Toro gut, so muß er zum wenigsten fünf oder sechs Pferde allein erlegt und die Picadores wie Kegel auf der Erde herumgeschleudert haben. Dann hört man das Händeklatschen und das Geschrei bravo! bravo el toro! bueno chico! (gut Junge!) von allen Seiten her.

Ob ein Picador Arm und Bein gebrochen, oder gar todt daliegt, das kümmert Niemand; die Sorge für den Reiter liegt blos dem Wundarzt und dem Priester ob; selten kommt jedoch eine solche Verletzung des Reiters, oder gar sein Tod vor.

Als wäre der Toro seines Sieges sich bewußt, geht er, nachdem er drei bis vier Picadores aus dem Sattel gehoben, stolz in der Arena umher, welche er erobert hat, und in der Niemand für den Augenblick es mehr wagt, ihn anzugreifen. Nach Rache dürstend, aber außer den Pferden, die er getödtet, nichts mehr findend, nimmt er diese auf seine Hörner und wirft sie einige Male umher, oder zerfleischt sie gar. Kein Theaterheld, Sieger seiner Rivalen, kann im fünften Acte eines Schauspiels stolzer und ernsthafter sich benehmen, auch wird keinem Helden ein so ausgelassener und lauter Beifall gezollt als diesem.

Aber das Trauerspiel ist noch nicht zu Ende; sein Sieg ist nur von kurzer Dauer. Die Picadores verlassen die Arena und werden durch Banderilleros ersetzt. Leicht und behende in der Tracht des Figaro, mit seidenen Strümpfen, feinen Schuhen mit kurzen anschließenden gestickten Hosen und Jacken, nähert sich der Banderillero dem wüthenden Toro und hält zu seiner ganzen Vertheidigung blos zwei Pfeile mit krummen Spitzen in der Hand.

Er geht gerade auf den Toro los, welcher im Galopp auf ihn zurennt. Schon hat er ihn zwischen seinen beiden Hörnern, aber siehe, in dem Augenblicke, wo das Thier den Kopf senkt, um den lebensgefährlichen Stoß zu versetzen, bekommt es vom Banderillero jene zwei Pfeile in den Nacken; welcher alsdann durch einen fast unglaublichen Sprung dem Stoße ausweicht und sein Leben rettet. Man muß dann den Toro sehen, wie er schäumend vor Wuth, brüllend sich erhebt und umher springt, und aus Zorn die Instrumente seiner Leiden schüttelt.

Es wird dieses drei bis vier Mal wiederholt, bis der Toro bis zur höchsten Wuth gereizt ist. Ein Trompeter verkündet sodann seinen nahen Tod. Nun zeigt sich der Matador mit blankem Schwerte in der einen und dem rothen Tuche in der andern Hand. Er grüßt den Monarchen, wenn er gegenwärtig ist, und den Corregidor mit seiner Waffe, und geht ruhig dem Toro entgegen. Es ist dieses ein ernsthafter Augenblick, auch herrscht eine Todtenstille im ganzen Circus. Der Toro, schon müde, bleibt stehen; er betrachtet seinen Feind, und scheint den günstigsten Augenblick abzuwarten. Francisco Montes ist einzig in diesem Zustande; leicht und wohlgebaut benimmt er sich bewunderungswerth; kühn



Digitized by Google

und kaltblütig macht er keine unnütze Bewegung, und berechnet mit einem sichern Augenmaße genau die Stellung, die er zu nehmen hat. Man bedenke, welches gefährliche Spiel er wagt, denn wenig Matadores enden ihr Leben im Bette, sondern meistens auf dem Kampfplatze. Man wird gewiß wünschen, diese letzte Scene des Trauerspiels hinter sich zu haben, wo es noch ungewiß ist, wer von den beiden Kämpfern den Sieg davon tragen wird. Woran hängt das Leben eines Matadors? Ein falscher Schritt seinerseits, eine falsche, nicht berechnete Bewegung des Toro, ein kleiner Stein, an dem sein Fuß strauchelt; von den Hörnern des wüthenden Thieres im Circus hin und her getragen, erwartet er jeden Augenblick den Tod.

So schrecklich endete Romero, zu seiner Zeit der beste Degen Spaniens. Dieser hatte sich nach einer langen ruhmvollen Laufbahn von der Arena zurückgezogen und lebte ruhig von seinen Ersparnissen, als er von Maria Louisa, Gemahlin Karl des Vierten, bei irgend einer festlichen Gelegenheit aufgefordert wurde, noch einmal als Matador zu erscheinen, um durch seinen Namen dem Feste größern Glanz zu geben. „Nein, Majestät," sagte Romero, „ich habe viele Gefahren glücklich bestanden; jetzt bin ich alt, man soll Gott nicht versuchen!" — Aber alles Bitten und Flehen des Greises half nichts. Maria Louisa war ein eigensinniges Weib, eine Königin, die seinen Auftritt beim Stiergefecht wünschte; Romero gehorchte, und er, der König aller Matadore, fiel als Opfer seiner Nachgiebigkeit. Man weiß noch nicht, durch welchen Zufall es geschah, daß der Toro ihn mit seinen Hörnern erreichen konnte, und als wenn er wüßte, was für einen Feind er erlegt, triumphirend mit ihm im Circus umhersprengte, um den erschreckten Zuschauern seine blutende Trophäe zu zeigen.

Der Matador hält in seiner Hand ein Stück scharlachrothes Tuch und sucht hiermit die Augen des Thieres zu blenden, während dieses aber auf das ganz links gehaltene Tuch losrennt, stößt ihm der Matador mit der rechten das Schwert von oben durchs Herz, worauf der Stier, wenn der Stoß gelingt, plötzlich todt niederfällt. Diese guten Stöße aber kommen selten vor. Ich meinerseits habe sie noch nicht gesehen, weder in Madrid, noch in den baskischen Provinzen, ich sah immer den Matador gezwungen, diese Stöße mehrere Male zu wiederholen. Bei einem guten Stoße wird dem Matador so viel Beifall gezollt, als wenn in diesem Beifall der Dank liege, die Zuschauer mit dem traurigen Anblicke eines langen Todeskampfes des Toro verschont zu haben; denn es ist schrecklich anzusehen, wie dieses edle Thier entkräftet und doch wie trunken sich bewegt, die Knie beugt und hinfällt, keuchend vor Schmerzen, abwartend, bis ihm eine Art Mörder, Cachetero genannt, von hinten her mit einem Dolche den Gnadenstoß versetzt. Ist dieses geschehen, so öffnet sich die Thür und ein Zug prächtig gezierter Maulthiere wird hereingeführt, um die todten Pferde und den Toro herauszuziehen. Man bestreut die Blutflecken mit Sand, und ein anderer Toro wird herausgelassen; ja, dasselbe Schauspiel wird oft in einer Sitzung sieben bis acht Mal wiederholt, und man hört Manche noch klagen, daß so wenig Stiere kämpfen, weil früher oft vierzehn bis sechzehn losgelassen wurden.

Die besten zu diesem Zwecke gebrauchten Toro's kommen aus den Gegenden der Sierra Morena, Guadarrama und aus dem Königreiche Navarra, wo sie halb wild erzogen und vermittelst zahmer Kühe, mit welchen sie sich an ein Joch binden lassen, nach Madrid geführt werden. Selbst in der Arena, in der Hitze des Kampfes, wird der Stier, wenn er nicht soll getödtet werden, durch eine Kuh besänftigt. Man muß nicht glauben, daß alle Toro's muthig sind und Lust zum Kampfe haben; einige müssen durch große Hunde erst gehetzt werden. Doch dies geschieht nur im höchsten Nothfalle, und nur dann, wenn das übermäßige Schreien der Zuschauer perros! perros carrajo! den Corregidor zwingt, hierzu seine Genehmigung zu geben. Endlich werden die großen Bulldogs losgelassen und springen bellend auf den Toro los. Dieser aber will sich nicht ungestraft von den Hunden beleidigen lassen; er wird endlich böse und es fängt nun ein sehr sonderbares Spiel an.

Mancher von meinen Lesern hat gewiß schon einen Mechanikus gesehen, der sechs bis sieben Kugeln in die Luft wirft und, ohne eine fallen zu lassen, sie stets in der Luft erhält. Man stelle sich nun statt des Künstlers den Toro und statt der Kugeln die Hunde vor, so kann man sich die beste Idee von dem Spiele des Stieres mit den Hunden machen.

Er nimmt der Reihe nach die Hunde auf seine Hörner und wirft sie sieben bis acht Fuß in die Höhe und fängt sie so wechselseitig wieder, ohne ihnen großen Schaden zuzufügen, denn die Haut dieser Hunde ist sehr glatt; so daß die Hörner daran abgleitschen. Gelingt es aber endlich einem von den Hunden, ihn beim Ohr zu fassen, so hat sich bald ein zweiter ans andere Ohr gehängt; vergebens schüttelt der Stier, sie fallen

nicht ab; er kennt seine Lage und wirft sich auf die Erde nieder, um so seine Feinde zu zerquetschen, man läßt ihm aber keine Zeit hierzu; denn ein Cachetero kommt und sticht ihm einen Dolch ins Herz.

Der Director der Arena hat das Recht, wenn alle vorräthigen Pferde unbrauchbar geworden sind, das erste beste gegen eine angemessene Vergütung zu nehmen, der Besitzer mag wollen oder nicht; und wenn dieser auch ein Grand von Spanien erster Classe wäre, er muß sich dem Willen des Directors fügen. Im Weigerungsfalle könnte leicht Aufruhr entstehen. Das Fleisch der getödteten Toro's wird von Fleischern zerhackt und an die Armen vertheilt.

Der Matador, als Hauptacteur bei diesen Kämpfen, bekommt für jede Vorstellung siebzig Thaler, der Picador dreißig, der Banderillero zwanzig und die Chulos zehn Thaler. Es würden Viele dies einträgliche Handwerk ergreifen, wenn es nicht so gefährlich wäre.

Dies Schauspiel wird nicht allein von Männern, sondern auch von Weibern und Kindern besucht. Nur die Gewohnheit kann das Gefühl der sonst so reizbaren Spanierinnen gegen den schaudervollen Anblick dieser Stiergefechte abstumpfen. Ein Fremder, der sein Bedauern nicht zurückhalten konnte, wie er ein armes Pferd mit heraushängenden Gedärmen umhergehen sah, wurde von einer jungen schönen Manola herzlich ausgelacht, und mit einer Art Verachtung sagte sie zu ihm: corazon de manteca! (Butterherz).

Dieses blutige Schauspiel, bei welchem der Mensch sein Leben daran setzt, diese Gleichgültigkeit der Versammlung für den Gladiator, welchen sie blos bewundert und nicht bedauert, die Achtung der Behörden für dieses Volksvergnügen, scheint es nicht altrömisch oder heidnisch? Und doch kommt der christliche Priester mit dem Viaticum zu diesem barbarischen Vergnügen, welches er nicht zu verdammen wagt, und welches er durch seine Gegenwart heiligt.

Zu Sevilla haben die Toreros ein eigenes Collegium, Toromaquia genannt, wo Alle, welche dieses Handwerk ergreifen wollen, sich ausbilden können und mit jungen Stieren (Novillos) den Anfang machen.

Nach altem Gebrauche gehörte es mit zu den ritterlichen Uebungen, sich einem wüthenden Stiere gegenüber zu stellen, weshalb man auch noch heut zu Tage Manchen aus der spanischen Ritterschaft nach Sevilla wandern sieht, um bei irgend einem Matadoren in die Lehre zu gehen. Es ist aber sehr zu bedauern, daß blos hierin der jetzige spanische Adel seinen Ahnen nacheifert.

Da die Andalusier vor allen übrigen Bewohnern der Halbinsel die meiste Leidenschaft für die Stiergefechte an den Tag legen, so werden auch zu Sevilla, als Hauptort der Toreros, diese Schauspiele mit allem nur möglichen Pompe aufgeführt, weshalb ich es bis jetzt noch bedaure, bei meiner Anwesenheit zu Sevilla die Gelegenheit versäumt zu haben, einem beizuwohnen, um meine Erzählung noch ausführlicher zu machen. In Gallizien und Catalonien werden diese Spiele selten oder gar nicht aufgeführt. Zu Barcelona hörte ich Manchen mit Unwillen sich über diese Spiele äußern, dahingegen die Basken sie mit Leidenschaft treiben. In Guipuzcoa und Biscaya werden bei guter Witterung des Sonntags Novillos-Feste gehalten, wo man die jungen Stiere, an sehr langen Stricken befestigt, frei durch die Straßen herumlaufen läßt, und wo Jeder nach Belieben seine Kunst oder seinen Muthwillen an ihnen üben kann.

---

## Correspondenz.

### Aus London. (Beschluß.)

[Ein Lustspiel, von Coyne.]

Das fragliche Stück heiße: mein Freund, der Kapitain! und ist von einem gewissen Coyne, dessen dramatische Verdienste zwar der hiesigen Bühne bekannt genug sind, dessen Ruf aber den Kanal noch nicht überschifft zu haben scheint und den ich selbst bisher keine Veranlassung gehabt zu erwähnen. Mein Freund, der Kapitain! ist allerdings nur ein einactiges Stück, doch eins, das Einem wohlthut zu sehen, voll Witz und Laune, mit lebendigem Dialog und ungezwungen komischen Situationen. Wenn ich nicht irre, hat le Sage behauptet — und Monsieur le Sage war ein kluger Mann, und in dertel ein competentes Richter — daß es ebenso viel Talent erfordere, eine vernünftige Versammlung zum Lachen als sie zum Weinen zu bringen. Ist das Dictum richtig, so hat Coyne durch sein Lustspiel sich als Mann von Talent bewährt. Jedenfalls hat er Etwas geschaffen und gegeben, das unendlich besser ist denn das sentimentale Gewinsel und der rührende Wischwasch, wodurch Viele vom Theatergehen abgehalten und die sich nicht abhalten lassen, in sanften Schlummer gelullt werden. Die Intrigue läuft ungefähr so: Frederic Dunne Brown, Hauptmann par courtoisie, wohnt in demselben Hause mit Gabriel Snorell. Der Hauptmann lebt von seinem Witze; Snorell, der keinen Witz hat, lebt von seinem Gelde. Snorell hat eigene Meubles; der Hauptmann würde auch welche haben, wenn sie ihm Jemand lieh. Er besucht den Hausgenossen Snorell in dem verführerischen Momente, wo dieser sich zum Genusse einer gebratenen Ente mit Schotenerbsen anschickt und sich vor Freude die Hände reibt, ungestört und gemächlich auf seiner Stube dineren zu können. Der Hauptmann, hungrig wie ein Wolf, pflichtet ihm vollkommen bei, verschlingt aber

Digitized by Google

gleichzeitig die Ente, leert die Flasche und steckt Snorell's Uhr ein. Wider alles das protestirt Snorell; der Hauptmann überschreit ihn, proponirt Gütergemeinschaft, klingelt, ohne Antwort zu erwarten, seinem in Haut und Knochen hängenden Tiger — bekanntlich für Jockey — und befiehlt ihm, die Haldscheid von Snorell's Stühlen und Tischen auf sein in einem höhern Stock gelegenes Zimmer zu räumen. Der Befehl wird sofort vollstreckt, und kaum vollstreckt, erscheint Snorell's Schneider mit einem neuen Rocke. Der Hauptmann wird in Betreff der Farbe, des Schnittes u. s. w. um seine Meinung gefragt. Er gibt sie in dem sachkundigen Urtheile eines Brummell, und um von der Richtigkeit zu überzeugen, probirt er selbst den Rock an, hoch und theuer versichernd, es sei ein wunderschöner Rock. In diesem Augenblicke stürzt der Tiger herein und meldet seinem Herrn, daß die Gerichtsdiener ihn suchen. Im Geschwindschritte retirirt der Hauptmann durchs Fenster, vergißt den Rock auszuziehen, und setzt auch in der Hast Snorell's neuen Hut auf. Von den Häschern gedrängt, springt der Hauptmann durch ein offenes Fenster in das Haus eines Herrn Tidmarsch, der eben seinen noch nie gesehenen Neffen Selborne aus Frankreich erwartet und ihn gerade in diesem Enteee zu erkennen glaubt. Sofort spielt der Hauptmann den Neffen und insinuirt sich bei Madame und Fräulein Tidmarsch. Snorell's Erscheinen, der Fräulein Sophie in verschwiegener Verschämtheit anbetet, kann ihn nicht aus der Fassung bringen, vielmehr überredet er seinen Herzensfreund, daß er wirklich der, für den er im Hause gehalten werde, und erbietet sich, für ihn um Sophien zu werben und deshalb in seinem Namen Sophien den Hof zu machen. Jetzt findet sich eine gewisse Clara ein, Bekannte der Tidmarscher Familie, und entdeckt, daß sie seit einigen Monaten mit Selborne vermählt, der zu einem Besuche seines Oheims und dem sie nachgereist. Nun soll Selborne's Treue geprüft werden, und zu dem Ende gibt Sophie dem Hauptmann in der dunkeln Bibliothek ein Stelldichein. Der Hauptmann theilt das Snorell mit als Beweis, wie thätig er für ihn wirke, und dadurch completirt sich die komische Scene des Stelldicheln. Es ist eine jener ächten komischen Scenen, wo der Zuschauer innerlich lacht. Der Hauptmann charmirt natürlich für eigene Rechnung, Sophie erwiedert um so unbefangener, weil sie es im Auftrage thut, Clara kocht vor Eifersucht, Snorell schäumt ob der Treulosigkeit seines Freundes, des Kapitains, und Herr und Frau Tidmarsch versichern einander, daß sie stets besser gewesen als jene. Das Dénouement ist zur Hand in Gestalt des leibhaftigen Selborne und der fallende Vorhang entläßt eine gut unterhaltene Versammlung.

Ein Lustspiel aus dem wirklichen Leben, freilich mit einem etwas verdrießlichen Schlusse für die eine und vielleicht noch verdrießlichern für die zweite Hauptperson hat sich vor Kurzem hier zugetragen. Eine junge, dem Aeußern nach vornehme und einen vornehmen Namen abgebende Dame erscheint beim Direktor einer Irren-Anstalt, erzählt ihm, daß ihr Oheim So und So sich in den Kopf gesetzt, jeder Mensch sei ihm Geld schuldig, fragt, ob der Direktor noch Raum im Hause und zur Herstellung eines solchen Kranken Hoffnung habe, freut sich der bejahenden Antwort, erlegt ein Vierteljahr Kostgeld und bestimmt die Stunde, um welche sie am folgenden Tage in ihrem eigenen Wagen den geldlustigen Oheim überbringen werde. Zur bestimmten Stunde rollt ein eleganter Wagen vor, ein galonirter Bedienter meldet Madame So und So und Herrn So und So; der Direktor empfängt Beide und Madame sagt: „dies ist der Herr, von dem ich Ihnen bereits gesprochen". — „Recht schön", antwortet der Direktor, und: „soll ich das Geld baar oder in einer Anweisung haben", fragt der Herr. — „Ganz nach Ihrer Wahl", erwiedert der Direktor; „haben Sie die Güte, ins Comptoir einzutreten". — Der Herr tritt ein, der Direktor folgt, die Dame entfernt sich — und wer war der geldlustige Oheim? Ein hiesiger Juwelier, bei welchem die Dame für einige hundert Pfund Sterling Geschmeide gekauft und den sie dann ersucht, sie in ihrem Wagen zu ihrem Geschäftsführer zu begleiten, von dem er das Geld empfangen werde. Die Sache dünkt mir so hübsch eingefädelt und so klug und glücklich durchgeführt, daß es mir fast leid thun sollte, in meinem nächsten Berichte die Verhaftung der jungen Dame zu melden. Den reichen Juwelier macht der Verlust nicht arm.

---

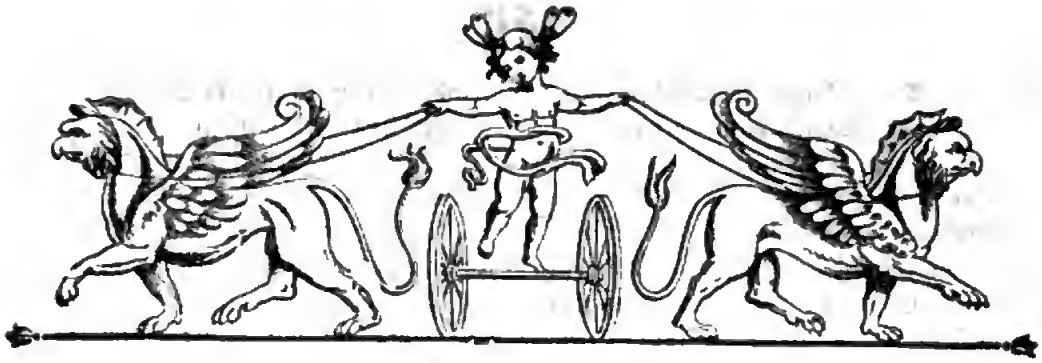
## Notiz.

[Bilderhalle in Stahlstichen.]

Bei Wunder in Leipzig erschien das erste Heft einer „Bilderhalle", mit drei Stahlstichen, ausgeführt von der englischen Kunstanstalt in Leipzig. Es enthält in sehr gelungenen Stahlstichen folgende Copien: Der Zinstag, nach dem in England unter dem Namen „Bolton abbey in the olden time" bekannten und im Besitze des Herzogs von Devonshire befindlichen Gemälde des berühmten Thier- und Genremalers Edwin Landseer, von dessen Vermählung mit der verwittweten Herzogin von Bedford einmal in den aristokratischen Kreisen Londons viel die Rede war; a distinguished member of the humane society, das liebenswürdige Abbild eines jener neufundländischen Hunde, die von der humane society dazu abgerichtet sind, Verunglückte aus dem Wasser zu holen, ebenfalls nach Landseer; und das Portrait der Königin Victoria nach Latilla. Die zweite Lieferung wird, laut dem Prospect, folgende Stahlstichcopien enthalten: Rückkehr von der Jagd, nach Landseer; die Gefangenen, nach T. Uwins; Catharine, nach A. Chalon. Jedes Jahr erscheinen von diesem interessanten und empfehlenswerthen Werke nur drei möglichst wohlfeile Hefte. Der Commentar, von Hermann Marggraff, ist mehr für das gebildete Publikum im weiteren Sinne, als für die geschlossene Kaste der eigentlichen Kunstbeflissenen bestimmt und somit der Tendenz eines Stahlstichwerkes, welches immer Anspruch auf Populairität macht, durch Inhalt und stylistische Einkleidung entsprechend. †.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 213. — den 30. October 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Eine Scene im Kaukasus.

Aus den Mittheilungen eines Augenzeugen.

Im October 1840 fand ein blutiges, fast einer geordneten Feldschlacht ähnliches, Gefecht Statt zwischen den russischen Truppen unter den Generalen Test, Krabbe und Sozojest auf der einen, und den Bergvölkern des Kaukasus auf der andern Seite; Letztere befehligt von Schammil, Khan der Tschetscheneten und demaligem Oberhaupte der ciskassischen Conföderation. Der Kampfesort war die weite Ebene von Dahgestan am Fuße der Soutka-Gebirge, und nachdem von Mittag bis an den Abend gekämpft worden, neigte sich der Vortheil des im Ganzen unentschiedenen Gefechts auf die Seite der Cirkassier. Dennoch zogen sie sich, ihrer Sitte gemäß, während der Nacht mit ihrer Beute und den Gefangenen in ihre Berge zurück, unter ihnen namentlich die Avarier, deren an tausend Mann starkes Contingent die Vordersten im Kampfe gewesen waren und allein 138 Gefangene mit sich fortführeten.

Die Avarier bilden einen der zahlreichsten und kriegerischsten Stämme des Kaukasus, und unterscheiden sich von den meisten andern besonders dadurch, daß sie von echter mongolischer oder tartarischer Abkunft, und den Sitten, Gebräuchen und Irrlehren der vormaligen Unterthanen eines Zhengis-Khan unwandelbar treu geblieben sind. Verschanzt zwischen ihren fichtenbewachsenen Höhen, die sich von Derbent nach Elbrouz strecken und in der Landessprache das Gebirg mit den sieben Schneemähnen heißen, erfreuen sie sich in dem ausdauernden Kampfe mit Rußland einer ihrer reichhaltigsten Erwerbsquellen, indem sie nächst der wirklichen Beute die Gefangenen an die Kurden, Armenier und Perser verkaufen. Bevor das jedoch geschieht, werden die Gefangenen einer siebentägigen Schau, und dann einem Gericht unterworfen, dergleichen eins zu gegenwärtiger Skizze den Stoff geboten hat.

Mitten im Walde von Bönjaki auf einer Stelle, wo Axt oder Feuer die Fichten weggeräumt, stand eine mit Schilf gedeckte Hütte, die zwar vorzugsweise die Wohnung des Khans hieß, jedoch äußerlich keine Aehnlichkeit hatte mit den kostbaren Palästen der tatarischen Khane, und auch im Innern nur Weniges von dem orientalischen Luxus zeigte, wie der Yataghan des Besitzers ihn zu erwerben und dieser ihn daselbst aufzuhäufen pflegt. In weitem Kreise, aber in tiefen und steilen Felsbetten, flossen zwei Bäche, und der zwischendurch führende Fußpfad war mit leichter Mühe ungangbar zu machen. Mehrere Tage nach dem erwähnten Gefechte standen auf dem freien Platze vor jener Hütte die unglücklichen russischen Gefangenen, aller Hoffnung auf Flucht beraubt. Mit festen Stricken waren ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und Jeder hatte eine Schlinge um den Hals, die an ein gemeinschaftliches, um einen Fichtenstamm geschlungenes Seil befestigt war. Außerdem hielten funfzig bewaffnete Avarier Wache. Sieben Tage lang blieben die Gefangenen den Blicken der ab- und zugehenden Stammgenossen ausge-



Digitized by Google

stellt und mußten bei Strafe harter körperlicher Züchtigung alle an sie gethanen Fragen beantworten. Inzwischen versammelte sich in der Hütte das aus sechs der Aeltesten und Geheetesten im Volke und dem Khan Mendly bestehende Gericht, — sieben Richter nach dem Vorbilde der auf den sieben Schneegipfeln von Elbroouz über die gestorbenen Menschen zu Gericht sitzenden sieben Gottheiten.

Am Morgen des achten Tages berührte ein Avarier dreimal die silbernen Cymbeln, die unterm Dache der Wohnung hingen, und sogleich traten Mendly und die sechs Alten heraus. Da dem Avarier das Erste, was er des Morgens erblickt, wenn er den Fuß über die Hausschwelle setzt, für seine Tagesgottheit gilt, und die Familienmitglieder hierin dem Familienvater und die Geringen dem Vornehmen folgen, so hatte Mendly, die Augen aufschlagend und einen Raben erblickend kaum ausgerufen: „der Rabe ist Gott!" als seine Umgebung in den Ruf einstimmte und Alle den Raben für den Tagesgott erklärten. Unmittelbar darauf wurde Angesichts der Gefangenen ein Teppich ausgebreitet, auf welchem der Khan sammt den Sechsen sich niederließ und den Anklägern hervorzutreten befahl. Drei erschienen.

Der Erste war Ali-Katzan, einer der Tapfersten unter den Kriegern. „In fünf jener Gefangenen," sprach er, „erkenne ich fünf Verräther, geborene Circassier, die in den russischen Reihen gedient haben. Ich klage sie der Verrätherei an, weil sie gegen ihre Brüder gefochten, und verlange, daß sie mit dem Tode bestraft werden."

Der zweite Ankläger hieß Mohammed Bey. „Unter jenen Gefangenen," sagte er, „befindet sich ein russischer Officier, dessen Tod ich begehre. Sein Name ist Finf-Mayer und voriges Jahr kam er zu uns auf unsere Berge in der Verkleidung eines gemeinen Soldaten und gab sich für einen Deserteur aus. Wir hatten Mitleid mit ihm, denn wir glaubten an die Wahrheit seiner Leidensgeschichte. Er schlief unter unseren Zelten und aß von unserem Brote, und dann kehrte er zu seinen Leuten zurück, ihnen zu hinterbringen, was er bei uns gesehen und gehört. Jener russische Officier Finf-Mayer ist ein Spion, und weil das ein heimtückisches und niederträchtiges Gewerbe, verlange ich, daß er es mit dem Leben büße."

Azral Leng, der dritte Ankläger, beschuldigte einen andern der gefangenen Officiere, Nicholas Buchanoff, daß er für zwei ihm abgekaufte Pferde ihn in falschem Gelde bezahlt, denn es ist ein eigenthümlicher Zug im Kampfe der Circassier mit den Russen, daß Erstere ohne Bedenken zu Letzteren in deren Städte und Lager gehen, ihnen Pferde und andere Gegenstände zu verkaufen, und bei keinem einzigen Stamme solches durch Gesetz oder Herkommen verpönt ist.

Nachdem die drei Ankläger zurückgetreten, sprach Mendly-Khan mit lauter Stimme: „Wir haben unparteiischen Ohres vernommen, welche Anklagen Ali-Katzan, Mohammed Bey und Azral Leng vor uns erhoben, und wir schwören beim Raben, dem Gott dieses Tages, daß wir uns nicht zum Mahle niedersetzen, noch der Ruhe pflegen wollen, bis Gerechtigkeit geschehen ist den Anklägern wie den Angeklagten."

Hierauf wurden die fünf Circassier aus den Reihen der Gefangenen vorgeführt. Sie waren vom Stamme der Cabarden und läugneten ihre Abkunft nicht, schützten jedoch als Entschuldigung vor, daß sie durch Gewalt gezwungen worden, dem russischen Kaiser zu dienen. „Der eingesperrte Vogel prüft seine Flügel," erwiederte Mendly-Khan, „und bei erster Gelegenheit fliegt er in seinen Wald zurück." Die Gefangenen verstummten; das inhaltsschwere Wort fiel ihnen schwer auf die Brust. Endlich sagte Einer: „Gefochten gegen unsere Brüder haben wir nie."

„Und habt Ihr den Zufall benutzt, einige unserer russischen Unterdrücker zu tödten?" fragte Mendly-Khan.

„Nein, das nicht," war die langsame Antwort.

Alles schwieg. Nur die sechs Alten flüsterten mit dem Khan. Plötzlich wurden die Cymbeln dreimal berühret, und der Khan erhob sich und sprach: „Preis und Ruhm dem Raben, der sein Licht der Gerechtigkeit geliehen! Wölfe kämpfen nicht mit Wölfen, und kein Circassier soll einen Circassier bekriegen. Der ist ein schwarzgefärbter Verräther, der im Dienste der Sklaverei seine freien Brüder befehdet. Wie der Sturmwind das Kornfeld verwüstet, sollen unsere Nataghans auf die Köpfe der Moskowiter fallen! Sie sollen verschwinden wie der Rauch von unserem Herde! Zugleich treffe die Gerechtigkeit mit der Schnelle des Blitzes die Verräther. Fort in den Tod mit den Betrügern!"

Die fünf Cabarden wurden abgeführt. Jetzt erschien der Officier Finf-Mayer. Statt die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten, deutete er an, daß er die Landessprache nicht verstehe. Da näherte sich sein Ankläger, Mohammed Bey, und bat um Erlaubniß, Zeugen gegen ihn vorzurufen. Die Erlaubniß wurde gegeben und fünf oder sechs Männer bezeugten, daß sie

Digitized by Google

mit eigenen Augen den Officier in der Verkleidung eines Deserteurs gesehen. Nach kurzer Berathung sprach Mendly-Khan das Urtheil. Es war haarsträubend. Zuerst sollten dem Ueberwiesenen die Augen ausgerissen werden, weil er mit ihrer Hülfe den Weg zu den Wohnungen des Stammes gefunden. Dann sollten ihm die Füße abgesägt werden, weil er mit ihrer Hülfe den Weg des Verräthers gegangen. Dann sollte geschmolzenes Blei ihm in die Ohren gegossen werden, weil er mit ihrer Hülfe die Pläne der Avarier gehört. Dann sollte die Zunge ihm ausgeschnitten werden, weil er mit ihrer Hülfe das Gehörte berichtet, und endlich sollte das Leben ihm auf eben so schmerzhafte Weise genommen werden, als er bisher Schmerzen erlitten.

Der Officier schauderte, und vergessend, daß er angedeutet, die Landessprache nicht zu kennen, brach er in eine Fluth von Verwünschungen und Drohungen aus, und gab den Richtern zu bedenken, welche fürchterliche Rache der Czar an ihnen nehmen werde. Der Khan und die sechs Alten sahen in seinen Worten nur den Beweis, daß er als Spion bei ihnen gewesen. Er wurde dem Nachrichter übergeben.

Buchanoff, der den Kaufpreis für zwei Pferde in falschem Gelde erlegt haben sollte, entgegnete fest und freimüthig: „Das Geld, das ich für die zwei Pferde bezahlt, war echt und gut. Ich hatte es erst Tages vorher auf Sold empfangen, und dürstet Ihr nicht nach meinem Blute, so könnt Ihr Euch bald überzeugen, daß es in allen Theilen des Reichs meines erhabenen Herrn, des Czaren, den Werth hat, zu welchem ich es weggegeben."

„Redet Ihr die Wahrheit?" fragte der Khan.

„So ist's," antwortete der Andere; „wer würdig sein soll, ein Schwert zu tragen, darf sein Leben nicht durch eine Lüge zu retten suchen."

Der Khan wechselte mit den Alten einige Worte und sagte dann: „Die Entscheidung soll verschoben sein; habt Ihr gelogen, bringt's Euch den Tod; habt Ihr wahr geredet, seid Ihr frei."

Hiermit endigte die Gerichtsscene. Die blutige Vollstreckung folgte. W. S.

## Correspondenz.

### Aus Braunschweig.

[Naturforscherverein, Napoleons-Album.]

Noch ein Wort über die deutsche Naturforscherversammlung. Es scheint, als bedürfte dieses schöne Unternehmen, welches bekanntlich einer Idee Okens sein Entstehen verdankt, jetzt, nach neunzehnjährigem Bestehen, eines neuen belebenden Impulses, falls es nicht in völlige Undedeutendheit für die Wissenschaft versinken soll. Oken weigerte sich, der diesjährigen in Braunschweig abgehaltenen Versammlung beizuwohnen, indem er sich energisch über die Verflachung der Tendenzen aussprach, und Forstrath von Wedekind trug in einer Generalversammlung allen Ernstes auf eine zeitgemäße Umgestaltung der Statuten an, die auch nicht abgewiesen, sondern nur auf nächstes Jahr vertagt wurde. In Braunschweig war vorzüglich eine zu große Liberalität bei Aufnahme der Mitglieder, wo nur pekuniäre und sociale Stellung, gar nicht aber der Mangel oder die Gegenwart eines wissenschaftlichen Interesses über die Aufnahme zu entscheiden schien, Ursache von Störungen und von Trübung des wissenschaftlichen Charakters der Versammlung; und hieraus ließe sich viel Stoff zu einer Reform der Statuten entnehmen. Sollte aber die Versammlung nicht auch Gelegenheit zu einer Vereinigung der geistigen Kräfte behufs der Bearbeitung solcher Gegenstände den Impuls geben können, welche der vereinzelten Kraft zu hoch stehen oder zu zeitraubend sind? Eben die Naturwissenschaft, und besonders die Naturgeschichte, hat solcher Objekte eine übergroße Menge. — Unter den neuesten literarischen Erscheinungen sei mir ein Wort über das Napoleons-Album gestattet. Bei der Menge der Napoleonsdichter, von Gaudy bis Mückler, von V. Hugo bis A. Barbier, und bei dem neu erweckten Interesse an dem „Manne des Jahrhunderts" mußte Liebe oder Speculation nothwendig bald auf den Gedanken kommen, eine Biographie Napoleon's in Gedichten zusammenzustellen; da nur die Schwierigkeit der Sammlung hierbei zu überwinden war. Eben erscheint denn auch die erste Lieferung eines solchen Werkes unter dem Titel: „Napoleons-Album" bei Oehme und Müller hierselbst, welche in 18 Gedichten Napoleon's Geschichte, bis zum December 1798, enthält. Die Idee dieses Albums ist J. W. Lindner's Eigenthum, welcher auch die Sammlung der deutschen Gedichte hierzu veranstaltete; Eduard Brinckmeier übernahm später die Uebersetzung mehrerer Pieren aus der „Couronne poetique de Napoleon", füllte einige Lücken durch eigene Dichtungen aus, unterwarf das Manuscript einer Revision und gab es unter seinem Namen heraus. Das Werk, welches eine reiche Sammlung der Dichtungen des In- und Auslandes enthält, wird einen mäßigen Octavband füllen, ist mit höchster typographischer Eleganz ausgestattet und hat unter seinem zahlreichen Bildercschmucke als Titelbild die Seutre'sche Bronzestatue Napoleon's in Claire-Obscure-Bronzedruck in so hoher artistischer Vollendung, daß sie alles Aehnliche weit hinter sich zurücklässt und den Herren Oehme und Müller zum größten Verdienst gereicht.

## Notizen.

[Goethe's Friederike.]

Die Idylle zu Sesenheim ist das schönste, das süßeste Erlebniß in Goethe's Autobiographie, Friederike war seine wahrste, frischeste Liebe, die zurückgedrängte Gestalt wurde als Egmont's Clärchen, als Faust's Gretchen ein unsterb-

Digitized by Google

licher Geist für sein Dichterherz; noch als Greis, als er sein Leben scheid, bebte seine Seele, feierte sein Ich in der Erinnerung sein schönstes Fest. — Es ist, bei dem weitverbreiteten, aber eben nicht fördernden Hange, alte Stätten, erblaßte Zeugen, abgenutzte Reliquien aufzusuchen, erklärlich, wenn einer von Straßburg aus nach Sesenheim wandert, und den alten Pfarrhof des Pastors Brion aufsucht, den Saeten, wo Johann Wolfgang Goethe, Studiosus juris, mit Friederiken saß und die ganze Seligkeit seiner wunderbaren Jugendliebe fühlte. Freimund Pfeiffer heißt der Mann, der diese Wallfahrt machte. Er stattet davon getreuen Bericht ab (Leipzig, Engelmann) und gibt als Anhang zum Büchelchen auch das sesenheimer Liederbuch, Briefe von Goethe, die er der Geliebten eigenhändig eintrug, von denen nur einige in die Lyrik des Dichters fürs Publicum aufgenommen wurden, und die wie hier zur Feier Friederikens beisammen haben. Viele davon blieben, als Brouillonarbeit, mit Recht bei Seite. Von Friederike Brion fand der Wanderer und Forscher einige Briefe aus den Jahren 1770 und 1771; sie erzählt die Maskerade, in welcher Goethe, erst im grauen schädigen Rocke als armer Candidat der Theologie, dann in den Kleidern des Wirthssohnes vor ihr erschienen; an anderer Stelle heißt es: „Glaube nicht, daß ich seine Braut bin; solche Geheimnisse könnte ich vor den lieben Eltern nimmer verantworten. Lieb hab' ich ihn von ganzem Herzen. Wenn er auf den Spaziergängen oder beim Vorlesen seine herrlichen Gedanken mittheilt, weiß ich nicht, ob Bewunderung oder Liebe mir das Herz sprengen möchte." Auf einem der kleinen Blättchen steht: „Wie die vergnügten Schäfer bei Geßner haben wir geliebt. Das Kleinste, wie das Höchste, weiß Goethe gleich göttlich zu beseelen, das braune Würmchen, wie den gelben Vollmond. Wenn ich zu seinen großen Augen hinaufsah, hätt' ich jedes Mal vor Wonne vergehen mögen." Freimund Pfeiffer fand noch die jüngste Schwester Friederikens, die Goethe nicht erwähnt, eine alte Mamsell mit Vornamen Sophie, am Leben. Sie erzählte, daß Friederike jede Partie ausschlug, still und heiter spielte und eine Nichte bei sich erzog; „wer Goethe geliebt, sagte sie, der könne Niemand weiter angehören." Auch George, der Wirthssohn, in dessen Kleider der lustige Wolfgang sich gesteckt, war noch am Leben. Was von Professor Näke, der 1822 in Sesenheim war, von Friederikens Untreue und Schmach berichtet wurde, ist somit factisch widerlegt. Warum Goethe Friederiken aufgab, darüber verbreitet sich Freimund Pfeiffer ausführlich und sucht eindringlich darzuthun, daß Carlos-Merck, Mephistopheles-Merck, ihm die Nothwendigkeit der Untreue in diesem Falle eingeraunt habe. Der fortgesetzte Widerwille gegen Merck, den selbst der ruhige Greis Goethe noch theilte, möchte jedoch nicht hierin allein seine Quelle haben; der Poet, auch der nach dem Höchsten strebende, haßt jeder Zeit den besonnenen, rücksichtslos kalten Kritiker, der ihn derb schüttelt und über seine Abirrungen ihm plötzlich ein grelles Licht ansteckt. Goethe fühlte als Jüngling das geistige Uebergewicht des klaren scharfen Denkers: er fühlte auch als Sechzigjähriger, als er sein Leben überschaute und scheid, den großen Einfluß des Mannes, und blieb ihm doch, wie allen Negationen, abhold.

[Theater in Leipzig.]

Bulwer's „Geld" kam zur Aufführung. Es gehört, wie sich jemand ausdrückte, zu denjenigen Dramen, die kein Geheimniß haben. Die Intrigue liegt von Anfang an so blank vor Augen, daß der Zuschauer sich übel afficirt fühlt, wenn soviel Personen sich noch so eifrig herumquälen, sich unnütz über eine Sache ängstigen, deren Ausgang ihm schon von vorn herein bekannt sein muß. Einzelne pikante Züge, derbste Griffe aus dem Leben, überraschende Blicke ins verwahrloste Menschenherz entschädigen nicht für die ungeschickte Blöße der Intrigue. Einzelnes ist frappant, das Ganze peinigt, zumal wenn man sieht, wie viel Figuren und Einfälle für nichts aufgewendet werden. Zugleich ist die Hypochondrie der Bulwer'schen Weltanschauung, die gemeine Düsterheit seiner Lebensweisheit und die Kopfhängerei seines Humors hier, im Drama, wo alles dreister ins Gesicht springt, entschieden widerwärtig. Weil es ihm an der gesunden Frische des Geistes fehlt, greift seine Satyre auch so oft dem Caricaturenmaler ins Handwerk. Der englische Humor liebt das; Bulwer und Boz sind darin dieselben. — Gespielt wurde ganz brav. Hr. Düringer gab die Hauptpartie. Unter den übrigen Spielern heben wir Hrn. Stürmer heraus, der eine kleinere Figur, die dem Autor freilich in widerliche Fratze umgeschlagen ist, mit viel Sorgsamkeit darstellte. Hr. Stürmer ist Baryton ist, bewegt sich aber seit einiger Zeit mit vielem Glück im Schauspiel. — Das weibliche Personal unserer Bühne, wenig bedacht im Bulwer'schen Drama, ist um so glücklicher mit seinen Leistungen in Marggraff's Täubchen von Amsterdam; namentlich verdienten Mad. Dessoir und Frln. v. Tennecker auch bei der zweiten Darstellung wegen der Aufmerksamkeit ihres geschmackvollen und sorgsamen Spiels alles Lob. Die Umarbeitungen dieses Dramas, namentlich die neuen Nüancen in der Schlußscene, schienen uns sehr glücklich; das ganze Drama, obwohl es ein für alle Mal an der Shakspeareomanie leidet, wurde mit vielem Beifall aufgenommen.

[Der französische Katholicismus.]

Der Katholicismus hat in Frankreich eine harte Schule durchgemacht, und sich nur dadurch erhalten, daß er bonne mine au mauvais jeu machte, speculativ war und sich in die Zeit schickte. Unlängst sagte Hr. Buchez, der Katholicismus sei die eigentliche Nationalität der Franzosen. Damals galt es national zu sein. In einer Schrift über Eisenbahnen sagt jetzt Herr Michel Chevalier, der kluge und industrielle Kopf, Katholicismus und Eisenbahnen müßten Hand in Hand gehen, jener sei der Erfinder, Bauer und Erhalter von diesen. — Ob dies richtig oder nicht, thut nichts, es kommt dem französischen Katholicismus darauf an, je die Neigungen des Zeitalters für sich zu gewinnen.

[Deutsche Gesinnung.]

Wie die Deutschen die Vertreter ihrer Ansichten belohnen, davon gibt ein holsteiner Correspondent in der leipziger Allgemeinen, der Lornsen's und Dampe's Geschick erzählt (Nr. 301.), einen neuen Beleg.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 7.)

Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

## Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 7. — den 30. October 1841.


Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

---

Vollständiges

## HANDWÖRTERBUCH

der

**deutschen, französischen und englischen Sprache.**

***Dritte Auflage.***

Breit-8. Elegant gebunden. $2^2/_3$ Thlr.

**Jede der drei Abtheilungen dieses Lexikons:**

I. Dictionnaire français - allemand - anglais. ($^5/_6$ Thlr.)

II. A complete Dictionary English - German - French. ($1^2/_3$ Thlr.)

III. Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. (1 Thlr.)

ist zu dem beigesetzten Preise ebenfalls elegant gebunden besonders zu haben.

Dieses Wörterbuch, für dessen Brauchbarkeit die binnen kurzer Zeit nöthig gewordene **dritte Auflage** spricht, zeichnet sich durch **Vollständigkeit, typographische Einrichtung** und durch **grosse Correctheit** aus. Der Preis der dritten Auflage ist **bedeutend ermässigt** und wird bei solchen Leistungen als **höchst billig** erscheinen.

**Leipzig**, im September 1841.

***F. A. Brockhaus.***

---

In der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschien:

**Preusker**, Ritter **Karl**,

## Blicke in die vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,

zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände. 1stes Bändchen mit 130 Abbildungen. Lex. 8°. 1841. geh. 1 Thlr.

---

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Das Weserthal.

6. Liefg. Mit 3 Stahlstichen. 10 Ngr. (8 gGr.)

Die 7. und 8. Liefg., womit das Werk geschlossen ist, erscheinen in Kurzem.

## Das malerische Hessen.

11. Liefg. Mit 3 Stahlstichen. 10 Ngr. (8 gGr.)

Die 12. und 13. Liefg. erscheinen ebenfalls vor Ablauf d. J.

Zugleich

**Supplemente zum malerischen und romantischen Deutschland.**

---

Da nur noch ein geringer Vorrath von completten Exemplaren vorhanden ist, so erscheint von **beiden Werken** ein 2. Abdruck, wovon die 1. Liefg. so eben erschienen ist. — Cassel, im September 1841.

**Theodor Fischer.**

---

**Osnabrück** in der **Nackhorst**schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theob. Wilh. Droxtermann's

## sämmtliche Werke,

gesammelt und herausgegeben

von

**Eduard Wedekind.**

37 Bogen in gr. 8. Velindruckpapier. Preis 2 Rthlr.

---

So eben erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Czaykowsky (Michael)**, Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung aus dem Jahre 1768. Aus dem Polnischen übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

**Leipzig**, im Juli 1841.

**F. A. Brockhaus.**

Digitized by Google

Bei **Friedrich Volckmar** in **Leipzig** ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

Ein Buch für alle Freunde der constitutionellen Verfassung.

**Rotteck's Staatsrecht der constitutionellen Monarchie.** Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. 2te Auflage vermehrt und verbessert von **Karl v. Rotteck.** 3 Bände. Gr. 8. broch. Preis 3 Thlr. 15 Gr.

Die neue Auflage dieses Buchs beweist und erprobt seine Brauchbarkeit. Obiger Titel spricht den Zweck desselben deutlich aus, und es wäre überflüssig von Seiten des Verlegers auch nur ein anpreisendes Wort da zu sagen, wo Rotteck's gefeierter Name an der Spitze steht und somit lautes Zeugniß gibt, was alle Freunde der constitutionellen Verfassung hier zu erwarten berechtigt sind.

**Die Dampfmaschine,** faßlich beschrieben und erklärt, insbesondere in ihrer praktischen Anwendung auf Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nebst Winken über Eisenbahn-Anlagen und deren Bedingungen, von Dr. Lardner. Nach der 5ten umgearbeiteten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt mit 70 veranschaulichenden Abbildungen. gr. 8. 19 Bogen. Broch. Preis 16 Gr.

Es ist dies die erste praktisch und wissenschaftlich bewährte Schrift, welche über Eisenbahnen und Dampfmaschinen erschienen ist. Der Verleger hofft und rechnet auf bedeutenden Erfolg, und stellt in dieser Erwartung den Preis so niedrig, als bei einem so trefflichen Buche wohl kein zweites Beispiel zu finden ist. Sechs große Kupfertafeln erläutern den klassischen Text.

---

Neu erschienen:

**Siegfried Schmid,**

**dramatische Werke.**

Erster Band.

Inhalt: Nepotian. Trauerspiel. — Das verhängnißvolle Blatt, Schauspiel. — Die beiden Mohren. Lustspiel.

Leipzig, Friedrich Fleischer. Preis 1½ Thaler.

---

Bei Alb. Förstner in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Atrappen. Charaden, Räthsel und Wortspiele, zur leichten Darstellung in geselligen Kreisen, durch kurze Scenen, Pantomimen und feststehende Bilder. Von 21,140,818. 8. gebd. (22½ Sgr.) 18 gGr.

---

Bei **Friedrich Volckmar** in Leipzig ist erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden:

C. A. Tiedge's

# sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat,

nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspreis eines jeden Bändchen 8 Gr. = 10 Sgr. = 36 Xr. rhein.

Alle Freunde der Poesie werden mit Freuden diese neue Auflage von **Tiedge's Werken** begrüßen. Der Sänger der Urania steht ebenbürtig in der Reihe unserer Classiker, es ziemt sich für dessen Werke ein schönes äußeres Gewand, und dafür haben wir mit einem solchen Aufwande von Kosten gesorgt, daß kein Wunsch unerfüllt bleiben soll. — Nur dieß heben wir hervor, denn einer Anpreisung von Tiedge's Schriften, die längst gekannt und anerkannt sind, bedarf es nicht von unserer Seite.

---

# Kruse's Atlas

zur Uebersicht der Geschichte aller Europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu der neuesten Zeit.

6te vermehrte und verbesserte Auflage.

40 Tabellen in Folio, mit 18 illuminirten Karten. Pränum.-Preis für das ganze Werk 10 Thlr., oder für jede Lieferung 2 Thlr. 12 Ge.

Das ganze Werk ist von dem jetzigen Herrn Herausgeber aufs gründlichste durchgearbeitet, ergänzt, wo es erforderlich war, und von allen Irrthümern oder Druckfehlern gereinigt.

Sowohl die alte als mittlere Geschichte ist mit mehreren wichtigen genealogischen Tabellen bereichert.

Besonders sind in dieser neuen Auflage die Staaten von „Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark und die mit denselben in nähere Berührung kommenden östlichen Völkerschaften" ungleich ausführlicher und gründlicher behandelt, als früher der Fall war.

Die genealogische Tabelle des Rurik'schen Geschlechts, nach den neuesten Forschungen, ist eine besondere dankenswerthe Zugabe.

Ferner folgt zum Schluß des Werks eine Tabelle: „Vergleichung der Jahresrechnungen der Julianischen Periode, der Weltschöpfung, der Jahre vor und nach Christi Geburt, der Olympiaden und der Jahre nach Erbauung Roms."

Die neuere Geschichte liefert außer vielen wesentlichen Bereicherungen auch eine vollständige genealogische Tabelle des Napoleon'schen Geschlechts. Die Geschichte der Jahre 1833 bis 1840 ist aufs gründlichste bearbeitet.

---

Das neunzehnte

## Jahrhundert des Thierreichs

oder

**Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.**

Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränum.-Preis 8 Gr.

---

Das

## malerische und romantische Westphalen.

Von

**F. Freiligrath und Levin Schücking.**

30 Engl. Stahlstiche. Preis 3½ Thlr.

Format und Ausstattung wie beim „maler. und romant. Deutschland."

**Westphalen** nicht minder romantisch schön als historisch von hoher Bedeutung, fand in obigem Werke die ihm gebührende Würdigung in Wort und Bild. Dreißig treffliche Stahlstiche, getreu nach der Natur gezeichnet, versinnlichen uns die schönsten und wichtigsten Landschaften, Buegen, Kirchen und Städte. Die treue Darstellung des Hermanns Denkmal findet sich darunter, und zeigt uns das Riesenmonument, was die dankbare Nachwelt der großen Vorzeit weihte.

Mit den Bildern geht Hand in Hand der gelungene Text, voll hoher Liebe zum Vaterlande werden darin alle Zeiträume, alle Wechselfälle, die Westphalen erlebte, uns vorgeführt, und bieten uns ein eben so poetisch schönes, als historisch treues Bild des bedeutungsvollen Landes.

Digitized by Google

# NOVITÆTEN

bei

## Friedrich Kistner in Leipzig.

**Chopin, Fr.** Op. 8. Grand Trio arr. pour *Piano à 4/m* p. F. L. Schubert. Gm. 1 Thlr. 5 Ngr.
—— Op. 9. Deux Nocturnes transcr. pour *Piano & Violon* p. Ch. Lipinski. Bm-Es. 15 Ngr.
—— Op. 10. Six grandes Etudes arr. p. *Piano à 4/m* p. F. L. Schubert. 1 Thlr.
—— Op. 11. Concerto arr. p. *Piano à 4/m* p. F. L. Schubert. 2 Thlr.
**David, F.,** Op. 13. Introduction & Var. sur un thème original p. *Violon av. Orch.* D. 2 Thlr.
—— Op. 13. Les mêmes av. Piano. D. 1 Thlr. 5 Ngr.
**Fischhof, J.** Op. 39. Zwei Gesänge f. 1 Bass-Stimme m. Pfte. Nr. 1. Das Schlachtfeld, v. H. Stieglitz. Nr. 2. Der Geistertanz, von Matthisson. 12½ Ngr.
**Hiller, F.** Op. 18. 6 Lieder f. 1 Singst. m. Pfte. Aus Rückert's Liebesfrühling (Frau Dr. Frege geb. Gerhardt gewidmet). 15 Ngr.
**Kalkbrenner, Fr.** Op. 108. *Pianofortes chule.* Anweisung, das Pianoforte mit Hülfe des Handleiters spielen zu lernen. Neue Ausgabe. 4 Thlr.
**Kalkbrenner, A. *Fils*,** Op. 2. Les peines de l'Absence. Pensée fugitive p. Piano (dédiée à Mad. la Duchesse d'Orléans). C. 5 Ngr.
**Kwiatkowski, V.** Un beau jour d'été. Fantaisie brillante sur la Romance polonaise „Dziewcze! wróé mi moje serce." p. Piano. 15 Ngr.
—— Souvenir d'Ucraine. Nocturne p. Piano. 10 Ngr.
**Lang, Josephine.** Op. 9. Sechs Lieder für eine Singstimme m. Pfte. 25 Ngr.
—— Op. 10. 6 Lieder für eine *Mezzo-Sopran-* oder *Alt-Stimme* m. Pfte. 25 Ngr.
**Liszt, Fr.** Op. 4. Allegro di Bravura p. *Piano à 4/m* arr. p. F. L. Schubert. Es. 20 Ngr.
**Lövenskiold, H. von.** Op. 10. Fest-Ouverture zum Krönungsacte des Königs Christian VIII. und der Königin Caroline Amalie von Dänemark f. *Piano à 4/m.* E. 1 Thlr.
**Moscheles, J.** Sechs Lieder f. 1 Singstimme m. Pfte. (Madame Cecile Mendelssohn-Bartholdi gewidmet.) 1 Thlr.
**Nowakowski, J.** Op. 17. Grand *Quintuor* pour Piano, Violon, Alto, Violoncelle & Contrebasse (dédié à l'Empereur Nicolas I.). 3 Thlr.
**Onslow, G.** Op. 39. Grand Trio pour Piano, Violon & Vcelle arr. d'après le 16ième Quintetto par Leschkowitz. E. 1 Thlr. 10 Ngr.
—— Op. 51. Trio p. Piano, Violon & Vcelle arr. d'après le 21ième Quintetto p. Leschkowitz. Gm. 1 Thlr. 15 Ngr.
—— Op. 57. Quintetto Nr. 22 *en Partition.* 1 Thlr.
**Onslow, G.** Op. 58. Quintetto Nr. 23 *en Partition.* 1 Thlr.
—— Op. 59. Quintetto Nr. 24 arrangé p. *Piano à 4/m* p. F. Mockwitz. 1 Thlr. 15 Ngr.
—— Op. 61. Vingt-cinquième Quint. p. 2 Viol., Alto & 2 Vcelles ou p. 2 Viol., Alto, Vcelle & Contrebasse (dédié à Servais). Fm. 2 Thlr. 10 Ngr.
**Pott, Aug.** Op. 20. Var. de Concert sur un thème hollandais p. *Violon av. Orch.* 2 Thlr. 10 Ngr.
—— Op. 20. Var. de Concert p. *Violon av. Quintuor.* 1 Thlr.
—— Op. 20. dito *av. Pianoforte* 25 Ngr.
**Rietz, J.** Op. 3. Ouverture f. *Militairmusik* (dem Prinzen Friedrich von Preussen gewidmet). 2 Thlr. 25 Ngr.
—— Op. 3. Dieselbe Ouvert. f. *Pianoforte à 4/m* vom Componisten. 1 Thlr.
**Wolff, M.** Les Adieux de Varsovie. Impromptu brillant p. Piano. 7½ Ngr.
**Zöllner, C.** Zehn Lieder & Gesänge f. 4 *Männerstimmen.* II. 1. 1 Thlr. 10 Ngr.
—— Der Speisezettel. Ein Scherz, f. 4 *Männerstimmen.* Partitur & Stimmen. 15 Ngr.
—— Liebesfrühling, von Fr. Rückert. Neun Lieder m. Pfte. 20 Ngr.

---

## Empfehlenswerthe Weihnachtsgeschenke.

Im Verlage von Jm. Tr. Wöller in Leipzig ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

**Seppel, oder der Synagogenbrand zu München.** Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt erzählt von **Gustav Nieritz.** 8. br. Mit einem Titelkupfer. 12 gGr. od. 15 Ngr. od. Sgr.

**Gutenberg und seine Erfindung.** Eine Erzählung über Sprache, Schrift und Buchdruckerkunst. Für Jung und Alt dargestellt von **Gustav Nieritz.** 8. br. 12 gGr. od. 15 Ngr. od. Sgr.

Die Vorzüge des allgemein beliebten Jugendschriftstellers Gustav Nieritz sind zu anerkannt, als daß seine Schriften noch einer besondern Empfehlung bedürften; bekannt ist, wie er durch seine Erzählungen das jugendliche Gemüth für das Schöne und Gute zu beleben weiß; um so mehr also können dieselben als das schönste und zweckmäßigste Festgeschenk für die liebe Jugend empfohlen werden.

**Der kleine Hausirer, oder Gott lenket die Schicksale der Menschen wunderbar.** Eine Erzählung aus dem Leben für Kinder und Kinderfreunde von **C. G. Holzmüller.** Mit einem illuminirten Titelkupfer. 8. cart. 16 gGr. oder 20 Ngr. od. Sgr.

---

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

## Gedichte

von

## M. E. Prutz.

8. 1841. Broschirt 1¼ Thlr.

Leipzig im October 1841. **Otto Wigand.**

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und bereits an alle Buchhandlungen versandt:

Das

**Schloß Loevestein**

im Jahre 1570.

**Geschichtliche Erzählung**

aus dem achtzigjährigen Kriege

von

**J. van den Hagr.**

Aus dem Holländischen

von

**J. D. von Bétaz.**

**Wohlfeile Ausgabe.** gr. 8. auf weißes Maschinenpapier. 3 Bände. 3 Thlr.

Lemgo im Septemb. 1841.

**Meyer'sche Hofbuchhandlung.**

---

In der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in Leipzig ist eben erschienen:

**Bülau**, Prof. **Friedr.**, Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1828 darin vorgegangenen Veränderungen. — A. u. d. Titel: **Pölitz, das positive Europäische Staatsrecht** nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband zu dessen Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit. 4r Band, 2te Auflage, bearbeitet und von 1828—1841 fortgeführet vom Prof. **Bülau.** gr. 8. geh. 1841. 1 Thlr.

**Cicero, Cato über das Alter.** Deutsch herausgegeben mit angefügten Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten des höhern Alters von D. **C. G. Bauer**, einem im 76. Lebens- und 55. Amtsjahre stehenden Alten. 8. 1841. geh. 10 Gr.

**Reisen für die Jugend und ihre Freunde** von *r. 2r Theil: Die Fahrten und Abenteuer des Lieut. F. von Wrangel auf der Reise von Petersburg nach der Nordostküste von Sibirien zu Wasser und zu Lande unter den Tataren, Baschkiren, Kirgisen, Tungusen, Jakuten, Ostiaken, Jukahiren, Tschuktschen u. a. Völkerschaften daselbst. Mit 2 Darstellungen. 8. 17 Bog. cart. 1841. 1 Thlr.

Eine der interessantesten Reisebeschreibungen für Jung und Alt. — Der 1ste Theil dieser Reisebibliothek enthält des Herausg. fröhliche Reise nach Thüringen. 1840. 1 Thlr.

---

In der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

**Wolfram v. Eschenbachs Leben und Dichten,** herausgegeben von **San Marte**, 2r. Bd. enthält Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel von W. v. E.; den jüngern Titurel von Albrecht in Uebersetzung und Auszug; nebst Abhandlung über das Leben und Wirken W. v. E. und die Sage vom heil. Gral. Mit 3 Abbild. Preis 2½ Thlr.

Der zu gleichem Preise früher erschienene 1. Band enthält **Parcival**, Ritterged., in der ersten neuhochdeutschen Uebertragung von San Marte.

---

Bei mir ist erschienen:

***Charpentier, Toussaint a*, Orthoptera descripta et depicta.** Fasc. I—III. Cum 18 tabb. color. 4maj. 4 Thlr. 15 Ngr.

***Wagner, Rud.*, über den Bau der Pelagia noctiluca und die Organisation der Medusen,** zugleich als Prodromus seines zootomischen Handatlasses. Mit 1 color. Kupfertafel. Fol. 1 Thlr.

Leipzig, im August 1841.

**Leopold Voss.**

---

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Weltgeschichte**

für

**Töchterschulen**

und zum Privatunterricht.

Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht,

von

**Chr. Oser.**

Erster Theil. Alte Geschichte.

Broschirt, 22½ Ngr. (18 gGr.)

☞ Der Herausgeber hat sich durch sein Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen, wovon in 3 Jahren 2 Auflagen erschienen, als ausgezeichneter Schriftsteller für die weibliche Jugend bewährt, weshalb diese Weltgeschichte gewiß überall den verdienten Beifall finden wird. Die beiden andern Theile folgen noch in diesem Jahre.

Leipzig, im October 1841.

**Wilhelm Einhorn.**

---

Bei mir ist erschienen:

**Lehrbuch**

der

**theoretischen Chemie.**

Zum

Gebrauche bei Vorlesungen und zur Repetition für Studirende.

Von

**D. Christian Albert Weinlig.**

gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Lehrbuch wird dem bei dem raschen Fortschreiten der Wissenschaft wieder fühlbar gewordenen Bedürfnisse einer kurzen und übersichtlichen Darstellung der vorzüglichsten Thatsachen abhelfen; in theoretischer Beziehung namentlich durch eine möglichst scharfe Sonderung des Feststehenden von dem blos Hypothetischen — bei nichtsdestoweniger vollständiger und klarer Darstellung des Letzteren in seiner heutigen Gestalt — den Studirenden ein willkommner Führer sein; endlich durch Andeutungen der zu machenden praktischen Excurse und ziemlich reiche Angabe der neuesten Journalliteratur auch den Docenten einen nicht unwichtigen Dienst erweisen.

**Leopold Voss.**

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

November.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1841.

Digitized by Google

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

### ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

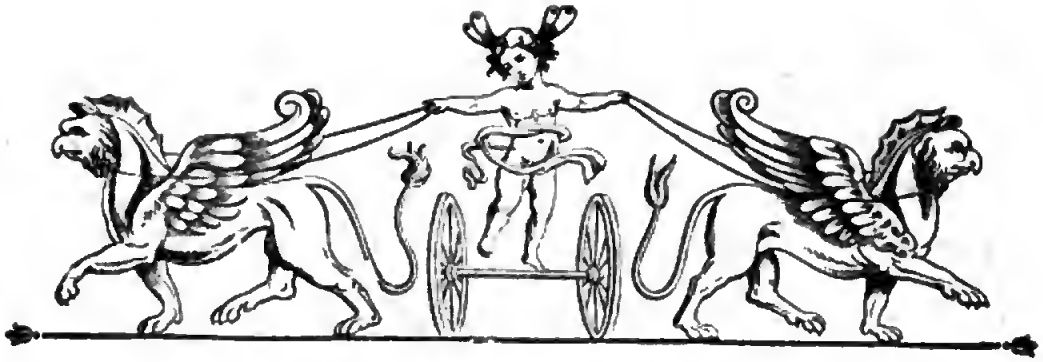
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

**Leopold Voß**
in Leipzig.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 214. — den 1. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

Novelle von Th. Mügge.

### 1.

„Die Spitzbuben! die vermaledeiten Spitzbuben!" murmelte der kleine Bürger Lecombe, und während er seine Fingerspitzen anblies und mit den schlechtverwahrten Stiefeln im dicken Schmutz umherstampfte, warf er flehende fürchterliche Blicke auf das alte Wacht- und Stadthaus von St. Florent und die verschiedenartigen Gruppen davor. Unter dem Schiemdache stand und lag Alles voll Soldaten. Sie hatten die blauen Mäntel über die rothrabattirten Röcke gezogen, die Gewehre mit aufgepflanzten Bayonnetten zusammengestellt und die kleinen, breiten Mützen mit den dreifarbigen Feldzeichen tief in die Augen gedrückt. Oben auf dem Giebel des Hauses flatterte die stolze, große Fahne der Republik und klatschte im Sturm und Regen den Takt zu den Gesängen einer Gruppe wilder Gestalten, die um ein Feuer tanzten und ihr Ça ira, ihr Allons enfants, oder La republique ou la mort, citoyens! herausbrüllten. Andere lagen und schliefen auf dem Stroh unter dem Dache, oder sie rauchten aus kleinen schwarzgebrannten Pfeifen und fielen dann und wann in die Lieder ein, bei deren Klang die meisten Einwohner St. Florents Augen und Zähne fest zusammendrückten und schnell und schüchtern davonschlichen. Denn die Soldaten waren meist große, kräftige Gestalten, Kinder der Normandie und des Rheins, blau mit Leib und Seele; oder Bürger aus der Vorstadt St. Antoine, die vor den Altären der Jakobinerkirche alle Weihen der Freiheit empfangen hatten, oder leidenschaftliche, schwarze Gesichter des Südens, welche mit Jean Baptiste Carrier in Nantes geschlachtet und republikanische Hochzeiten auf der mitternächtigen Loire bei Tanz und Fackelschein gefeiert hatten. — Und hier standen sie mit düstern Blicken, zürnend, daß der Verräther noch so viele entkommen, daß die Vendée noch immer Menschen hege, und ihre brennenden Augen blickten dann, spottend und verachtend, auf die Gruppen der Bauerjungen aus Niederpoitou, welche vor der Wache zusammengetrieben, republikanische Rekruten der traurigsten Art bildeten.

Die armen blondhaarigen Bursche klebten in der nassen Kälte schaudernd zusammen. Seufzend und leise fluchend drückten sie von Zeit zu Zeit das Wasser aus ihren wollenen Zipfelmützen und zogen diese dann bis auf Auge und Nase herunter, um von solcher nichtswürdigen Welt nichts mehr zu hören noch zu sehen. Lange Stunden hatten sie nun hier im Schmutze gelegen, von Wachen umringt, die Keinen sich entfernen ließen und sie sogar von ihren lieben Angehörigen trennten, einem Schwarm von Männern, Weibern und Mädchen, die, traurig fürchtend und hoffend, mitgezogen waren nach St. Florent, um zu sehen, ob es nicht möglich sei, den Bürgercommissair oder Bürgergeneral zu erweichen, und den lieben Peter oder Michel vom ewigen Verderben zu retten und seinem Gott und Könige zu erhalten. —



Digitized by Google

Während nun die Rekruten und ihre Freunde sich zu trösten suchten, wie es ging, und, die Hände in den Leinenhosen, einfältiges Zeug schwatzten, ging der kleine Bürger Lecombe mit gewaltigen Schritten auf und ab. Zuweilen schielte er nach einem hübschen hellgelockten Knaben, der mit seinem feinen, furchtlosen, fast lachenden Gesicht an einem der Pfeiler lehnte und seinen blauen Kittel fest um die schlanken Glieder knüpfte, und dann sah er nach dem Himmel empor, der düster nächtig auf die Erde sank. Mit einem Male aber erhielt er einen so gewaltigen Schlag auf die Schulter, daß sein ganzes kurzes Nervensystem durch und durch erschüttert ward, sein Kopf wie eine Kinderklapper hin und her wackelte und der dreieckige Hut in einem weiten Bogen vorüber mitten in eine breite Pfütze flog, auf welcher er majestätisch weiter segelte.

Der kleine Bürger erholte sich schnell von seinem Schrecken; wüthend blickte er auf und sah einen baumlangen Normand vor sich, der ihn höhnisch lachend am Zopf festhielt.

„Fort zu dem Haufen, Bürgerrekrut!" rief der ungeschlachte Kerl; „was hast Du nöthig, hier umherzuschleichen? Hollenteufel! Bürger, ich glaube, Du willst Dich davon machen? Du bist ein Verdächtiger, schreie: vive la republique! ich befehle es Dir."

„Laß mich los, Bürgersoldat," sagte Lecombe mit vieler Ruhe „Ich bin weder Rekrut noch Verdächtiger." Er suchte dabei sich zu befreien, aber der Soldat hielt ihn um so fester.

„Wer bist Du denn?" fragte er rauh. „Seit langer Zeit schon schleichst Du hier umher. Du hast Dich von den Andern entfernt und suchst eine Gelegenheit zu entwischen."

„Ich heiße Anton Lecombe," sagte der Kleine, „und treibe das Schneiderhandwerk. Laßt mich in Frieden; ich bin der einzige Sohn meiner alten Mutter, die ich ernähre; und die einzigen Söhne der Witwen sind frei."

„Ein Schneider bist Du?" rief der Soldat frohlockend. „Prächtig, mein guter Bürger. Schneider gerade sind es, die wir brauchen. Da schicken wir Dich nach Angers hinüber, wo die große Commission für das Bürgerheer Tag und Nacht arbeitet. Vorwärts, geschwind, Du wirst Dich nicht weigern, wenn Du ein Patriot bist. Ich werde Dich dem Bürgercommissär als Freiwilliger vorstellen, der sehr erfreut sein wird, Deine Bekanntschaft zu machen."

„So laß mich nur erst meinen Hut wieder auffischen," bat Lecombe, zitternd vor Grimm.

„Laß den alten Deckel schwimmen, mein Junge," schrie der Normand lachend, „laß ihn schwimmen, sage ich Dir, bis in die Rauchkammer Deiner verehrten Frau Mutter. Die wackere Bürgerin kann ihn einsalzen und räuchern zum Andenken an ihren Liebling, Du aber sollst einen neuen haben, mort de ma vie! einen neuen von Glanztuch, dreifarbig angestrichen."

Er lachte unmäßig über seinen Witz; Lecombe aber ballte heimlich die Faust, und im Augenblick darauf erhielt der lange Normand einen so echt englischen Boxerstoß in die Magenhöhle, daß er den Athem verlor. Nicht allein die Farben der glorreichen Republik, sondern alle, die jemals aus Licht und Nacht gebildet wurden, tanzten vor seinen Augen; seine Hände öffneten sich und ließen den kleinen Schneider fahren, der mit einem gelenkigen Satze über die Pfütze sprang, seinen Hut im Fluge erhaschte und, so schnell er konnte, über den Markt fortlief.

Die Kameraden des Soldaten hatten den ersten Auftritten mit vieler Lust und Lachen zugeschaut. Einen Vendeer gehänselt und geängstigt zu sehen, war ein wahres Labsal für sie, aber ihre Freude verkehrte sich beim Anblick des tragischen Ausganges in Wuth. Ein halbes Dutzend sprang unter Mordgeschrei dem Flüchtlinge nach, der, wie ein gehetztes Wild, zwischen den Hüten und Hecken hinflog, und ehe er einen Schutzort erreichen konnte, ausglitt, strauchelte, in den Koth stürzte, wieder aufsprang, und von einer kräftigen Hand abermals niedergeworfen wurde.

Der kleine Bürger Lecombe hatte jedoch, trotz seines Mißgeschicks, den Muth nicht verloren. Ein schneller Blick überzeugte ihn, daß nur ein einziger junger, schmächtiger Schwarzkopf ihn festhielt, dessen Gefährten entweder weit zurückgeblieben, in den schlüpfrigen tiefen Schmutz gefallen, oder ganz umgekehrt waren, und er war der Mann nicht, vor einem Gegner zu erschrecken.

Mit einem Druck, den man in Deutschland einen kunstgerechten Henkersgriff nennen würde, preßte er seine starke Faust zwischen Hals und Halstuch des jungen Republikaners, der laut nach dem Beistande seiner Kameraden schrie. Im nächsten Augenblicke aber verstummte dieser Hülferuf und ging in ein leises Röcheln über. Mit furchtbarer Anstrengung suchte er sich von der mörderischen Hand des kleinen Schneiders zu befreien, doch bald sanken seine Arme erschlaffend nieder, die Augen traten blutig aus ihren Höhlen, die schreckliche Bläue der Erstickung bedeckte sein jugendliches Gesicht. Ohnmächtig ringend stürzte er nieder; Lecombe kniete auf

Digitized by Google

seiner Brust. — „Hab' ich Dich," murmelte er und drehte mit rachsüchtiger Lust den Knoten fester, „Du sollst nie wieder die Freiheit hoch leben lassen, Bürger von Frankreich." Gleich darauf aber ließ er nach und sah mit scheuen Blicken den Weg hinab, der öde und leer war, dann zum Himmel auf, dessen schwere Wolken sich über die Bergwand an der Loire wälzten, und endlich auf das Opfer zu seinen Füßen, in dessen weitgeöffnete Augen die kühlen Regentropfen fielen.

Ein leises Grauen schlich durch seine Glieder, eine Stimme tönte in seinem Herzen, die einen Fluch über den Mörder sprach. Er sah mit starrem, prüfendem Blick in das junge Gesicht, dessen Todesschmerz ihn anzuklagen schien. Es war ein Blauer, ein ewig Verdammter, ein Feind Gottes und der Menschen, des Königs und der heiligen Religion, aber leise schaudernd zog er doch den Fuß von dem langen schwarzen Haar, das vor wenigen Minuten noch einen stattlichen Zopf gebildet hatte, und nun, naß und blutig, unter seiner Sohle lag.

Als er fort trat, schienen die Hände des Erstickten zu zucken und nach dem festgeschnürten Hals zu greifen. Er lebte noch, und Lecombe's Arm streckte sich aus, ungewiß schwankend, sollte er helfen oder gänzlich tödten.

In diesem Augenblick rauschte es in den Hecken; eine junge weibliche Gestalt sprang leicht darüber hin. Ein dunkler, kurzer Mantel umflatterte den schlanken Körper, ihr blasses, schönes Gesicht verbarg sich vergebens unter dem großen Kopftuche der Bäuerinnen von Poitou. So stand sie einen Augenblick, heftig erschrocken, mit der Hand das Halsband eines gewaltigen, zottigen Wolfshundes fassend, der ihr folgte, und dann rief sie heftig befehlend: „Was thust Du, Lecombe? Laß ab! Laß ab!"

Der Schneider ergriff ängstlich ihre Hand und wollte sie fortziehen. „Und was thun Sie hier?" sagte er. „Heilige Gottesmutter von Niort, was wagen Sie da!"

„Hast Du ihn gesehen?" fragte die Dirne lebhaft, ist es möglich, haben wir Hoffnung? Doch nein, nein!" rief sie, mit Heftigkeit die Hände zum Himmel faltend, als Lecombe traurig den Kopf schüttelte; „o, mein Henry! Du bist verloren, und meine Mutter, meine arme Mutter!" — Nun heftete sie ihre feurig großen Augen auf den Republikaner und sagte schaudernd leise: „Wer ist es?"

„Ein Narr, ein Blauer, der mich verfolgt hat," versetzte der Vendeer rauh, „und dem ich dafür den Hals umdrehte."

Die Vendeerin warf einen langen, mitleidigen Blick auf ihn. „Er ist nicht todt," sagte sie, „ein Zucken läuft durch seine Glieder — armer, junger Mensch! er leidet sehr." Rasch beugte sie sich zu ihm nieder, löste die Schlinge von seinem Halse, und hob mit ihren beiden kleinen Händen den schweren Kopf. Lecombe leistete willige Hülfe. Er richtete ihn auf und lehnte ihn an die Hecke. „Ich glaube wohl, daß er wieder aufwachen wird," flüsterte er mit zornigem Spott; „seid sicher, sein erstes Wort wird dann sein: Ich verhafte Euch im Namen des Gesetzes!" —

„Er hört Dich nicht," erwiederte das Mädchen, „es ist überflüssige Sorge."

Rauhe rufende Stimmen ließen sich von fern hören. Sie schrien den Namen des Vermißten.

„Deine Freunde sind nahe," sagte Lecombe. „Gottes Fluch über Dich, wenn Du verräthst, wohin wir gehen."

Das Mädchen strich das Haar von der Stirn des Republikaners, ihre Finger ruhten einen Augenblick darauf. „Nein!" sagte sie, „er würde es nicht thun, auch wenn er Alles wüßte."

Lecombe zog sie fort in die Hecken hinein, durch Wiesenstriche und Baumwege. Schnell waren sie verschwunden. — Wenige Minuten später standen die Suchenden vor ihrem Kameraden und brachen bei seinem Anblick in ein Geschrei der Wuth und Rache aus. Seine zerrissenen Kleider, die Todtenblässe seines Gesichts und ein blutiger Strom, der aus einer leichten Verletzung auf seiner Stirn herabrieselte, gaben ihm noch immer den Anblick eines Erschlagenen. Mehrere knieten an seiner Seite nieder, man flößte ihm einige Tropfen Franzbranntwein ein; langsam kehrte seine Besinnung zurück.

„Eduard Leprieur!" schrie der große Normand mit seiner Donnerstimme, „wer hat Dich in diesen Zustand versetzt? War es wirklich der nichtswürdige, heimtückische Schneider? Wo ist der kleine, dünne Bengel geblieben, daß ich ihn in tausend Stücke zerschneide."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin, im Oktober.

[Festlichkeiten.]

Es wäre wohl zu wünschen, daß die Fürsten und Herren der Erde unter anderen göttlichen Privilegien auch das empfangen hätten, nur in den schönsten Monaten des Jahres geboren zu werden, damit an ihren Geburtstagen der patriotische Enthusiasmus nicht durch Kälte, Regenstürme

Digitized by Google

oder Schnee und Eis zu Wasser würde, oder ganz und gar erstarrte. Wir sind es in Preußen aber seit so langer Zeit nicht gewohnt gewesen, am Königs-Geburtstage um gut Wetter zu bitten, daß es nun um so unangenehmer auffällt. Schon im vorigen Jahre, wo Geburtsfest und Huldigung zusammenfielen, störte das Wetter die seltene und großartige Feier. Diesmal war es aber noch weit schlimmer. Der Regen hielt fast unausgesetzt an, und Sturm und Kälte hinderten die Festlichkeiten, welche vor verschiedenen Thoren auf Kosten der Stadt veranstaltet waren. Eben so gestört wie die Feuerwerke, Klettervergnügungen und Concerte draußen, war die Illumination in der Stadt; obwohl man seit Wochen gehört hatte, sie würde sehr glänzend ausfallen. Menschen genug waren auf den Straßen und Plätzen; in einigen gingen sie dicht gedrängt auf und ab und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Aber es kam nichts! es wollte nirgend Licht werden, wie sehr man auch darnach rief. Man half sich daher nach der berliner beliebten Manier mit zahllosen Witzeleien und ging lachend nach Haus. Nichts ist komischer und trübseliger zugleich als eine verunglückte Illumination. Lange dunkle Straßen, ganze Quartiere nächtig eingehüllt und mitten darunter drei oder vier Fenster mit einigen melancholisch verdüsterten Lichtflämmchen. Welche Betrachtungen lassen sich dabei anstellen, wie thörichte Deutungen können Fremde aus solchen unglücklichen Ereignissen ziehen, wenn sie uns nicht besser kennen! Je unangenehmer es aber auf den Straßen war, um so mehr flüchtete man zu den Feierlichkeiten in den wohlgeschützten Tempeln der Wissenschaften und Künste, bei denen die der gastronomischen Künstler nicht vergessen werden dürfen. Daß die Akademie und Universität feierliche Sitzungen hielten, unsere Zeitungen Gedichte brachten, wo Hexameter, Jamben und Trochäen um den Preis vollendeter Kunstformen und erhabener Gedanken wetteiferten, versteht sich von selbst, daß endlich auch die Theater nicht zurückblieben mit Reden, Festcantaten und neuen Opern und Schauspielen, ist nicht minder recht und schicklich. Was die Rede betrifft, die, wie man hört, von dem hochgefeierten Ludwig Tieck herrührt und in beiden Häusern von den Damen Hagn und Crelinger gesprochen wurde, so hat sie freilich nicht den erwünschten und man möchte sagen herkömmlichen Erfolg gehabt; aber wie kann man auch der bunten Menge zumuthen, diese erhabene Abstraction zu fassen! In früheren Jahren wurden die Geburtstagsreden einigen armen Teufeln von Poeten überlassen, die einen guten Vorrath von Liebe und Begeisterung für den Vater des Vaterlandes, gereimt und ungereimt, aufs Papier brachten und in Seligkeit schwelgten, wenn sie das Volk der Brennen Beifall klatschen und das Volkslied: Heil Dir im Siegerkranz, fordern hörten, das kräftig mitgesungen wurde. Ludwig Tieck's Rede bot aber gar nichts von den gewöhnlichen, die Gemüther anregenden Stichwörtern. Sie war kurz, kalt, rhetorisch-didactisch. Der Herr — dies ist der gewöhnliche abgekürzte Ausdruck hier in manchen Kreisen für Se. Majestät — wurde allerdings vielfach angerufen, das Volk ermahnt, ihm durch Gehorsam Freude zu machen, daß seine Schöpfung Ihn, den Schöpfer, freue und die Schauspielkunst machte sich etwas breit, daß sie in der Künste Chor ihren Pfleger, als Schützer und Kenner preisend, dienstbereit sei, durch heiteres Spiel und heiligen Ernst des größten Königs Gunst zu gewinnen, wenn er über das Wohl der Welt gewacht, sich ausruhend an ihr erhebe. Das war Alles recht schön und gut gesagt, aber wo sollte der Enthusiasmus herkommen? Wo keine Wärme, kein zündender Funke ist, kann keine Flamme entstehen. Die früheren armen Zehn-Ducaten-Poeten verstanden es weit besser, wenn sie nicht vom Blick des Herrn und seiner Schöpfung, von Gehorsam und Weltregierung kalte Worte machten, sondern von dem Bande der Liebe zwischen Fürst und Volk, von schweerer und guter Zeit, von tapferen Thaten und neuer freudiger Hingebung sprachen, und mit dem Segen der Zukunft Alles umwanden. Mochten es auch oft bombastische Phrasen sein, das Gemüth ersetzte die Poesie und der Jubel blieb nicht aus. Diesmal war es aber nicht zu verwundern, daß der Beifall fast gar nicht erfolgte, der Vorhang sank und eine unmuthige Stimmung zurückblieb. Vielleicht hat diese auch in beiden Häusern auf die Aufnahme der Darstellungen zurückgewirkt. Im Opernhause gab man den Guitarrenspieler, von Scribe und Halevy; eine französische Oper am Geburts- und Huldigungstage eines Königs, den man vorzugsweise jetzt den Deutschen zu nennen anfängt. Ein trauriger Beweis für unsere eigene Armuth oder für die Mißgriffe der Intendanz. Die Oper mißfiel durch ihre Sänger sowohl, wie durch den Umstand, daß mehr darin gesprochen als gesungen wird, was man mit Recht als Störung der Illusion betrachtet und ihr als Hauptmangel vorwirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

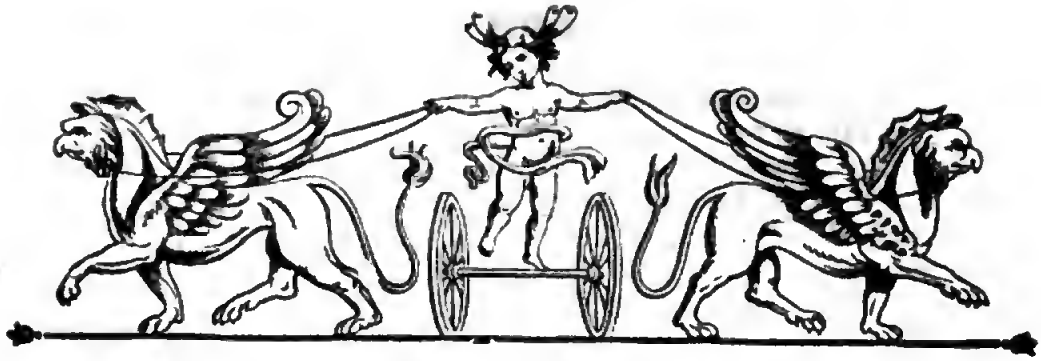
## Notiz.

[In Sachen des gemüthlichen Nachdrucks.]

Osterländische Blätter nennt sich ein Blättchen in Grimma, zu dem sich Hr. Ferdinand Philippi als verantwortlicher Redacteur bekennt. Dies Blättchen begann in aller Naivetät aus unserer Zeitung eine Novelle nachzudrucken, die durch sieben Nummer geht, mithin doch mehrere Druckbogen an Umfang hat. Es war „der Pfaffendorn", von E. Willkomm, was besagtes Osterländisches Blättchen ohne Angabe der Quelle und ohne Nennung des Autors seinen Osterländern vorzuführen begann. Es geschah Einspruch und die Fortsetzung des neuen Abdrucks unterblieb. Die Novelle wurde plötzlich abgebrochen und Herr Philippi erklärte, Bruchstücke nachzudrucken sei ja doch gesetzlich erlaubt. So gemüthlich und gesetzlich ist deutscher Nachdruck. — Was die Benutzung unserer Notizen betrifft, so sind wiener und frankfurter Blätter in ihrer Dreistigkeit bekannt. Man wird oft irre an sich selber, wenn man sich so auf fremdem Terrain wiederfindet. Und während ich dies schreibe, les' ich eben, was ich über die Pasta schrieb, zu wiederholtem Male ohne Angabe unseres Journals in Dr. Lasker's danziger Dampfboot. Es ist ein förmliches Unglück, so oft von neuem wieder lesen zu müssen was man schrieb. Wenn doch jeder selber sagte, was er wüßte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 215. — den 2. November 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

Leprieur antwortete nicht, denn wie ein Traumbild stieg, was er erlebt, vor seinen geschlossenen Augen auf. Die zarte weibliche Gestalt, der große schwarze Hund, der kleine Schneider, der sich zu ihm beugte und ihm befahl, Gutes mit Gutem zu vergelten. — Die Wiesengründe dehnten sich weit vor ihm aus; die Berge spalteten sich, er konnte durchschauen, als wären sie Krystall. Er verfolgte die Fliehenden, wie sie hinab- und hinaufstiegen, wie Weiden- und Weinranken sie verbargen, wie zahllose Hecken, Gräben und Hügel ihren Pfad durchkreuzten und sperrten. Das liebliche Gesicht des Mädchens wechselte in Furcht und stolzer Entschlossenheit. Sie sah zurück und winkte und lächelte ihm zu; ihr rührender kummervoller Blick weckte sein erstarrtes Herz zu lauten Schlägen, und nun verschwanden sie in den Weinbergen an der Loire und traten in ein Häuschen, das an einer Bergschlucht lehnte. —

So träumend hoben seine Freunde ihn auf und trugen ihn in den Flecken hinab, in das alte Wachthaus, aus welchem die ganze Schaar dem Zuge entgegenkam.

Er ward in ein Zimmer gebracht und ein Wundarzt herbeigerufen, der ganz richtig die blauen Flecke an seinem Halse, als Spuren einer beabsichtigten Erwürgung erklärte und im besten Zuge war, alle Möglichkeiten der weitern Folgen zu erörtern, als ein großer starker Mann im blauen Rock, die dreifarbige Schärpe darum geschlungen, hastig eintrat, dem geschwätzigen Doctor und der gaffenden Menge einen befehlenden Wink gab, sich zu entfernen und dann den Kopf des jungen Soldaten an sein Herz pressend, ihn zärtlich und schweigend anblickte. — Eben so schweigend und rasch riß er ihm die Uniform ganz auf, benetzte seine Lippen mit Wasser und überschüttete sein ganzes Gesicht damit. Jetzt schlug der junge Mensch die Augen auf, und der große, kräftige Mann beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn mit zitternder Liebe, indem er sich bestrebte, seiner heftigen Bewegung Herr zu werden. „Mein Eduard," sagte er mit erzwungener Ruhe, die schnell an seinen Gefühlen zerschellte, „mein theures, theures Kind, wie fühlst Du Dich? — Welche mörderische Hand wollte Dein Leben? Wer war es und wo, wo ist der Nichtswürdige?"

Diese letzte Frage richtete er mehr an einige eintretende Offiziere als an den Kranken. Seine großen, grauen Augen schienen den Verbrecher zu suchen, und als Niemand antwortete, sagte er mit seiner tiefen grollenden Stimme: „Wir werden ihn finden. — Haben sie noch nicht genug Elend gegeben und empfangen, diese nie gesättigten Räuber und Mörder? Wir werden sie aufsuchen in ihren geheimsten, verborgensten Nestern, und wehe ihnen, wehe ihnen Allen!" — So sprach er fort mit düsterer Stirn, bis er einem der Capitaine befahl, mit seiner Compagnie die Berge zu durchstreifen, und einzufangen, was ihm verdächtig sei. Ehrerbietig ver-



Digitized by Google

beugte sich der Officier. Es war der Conventscommissair, der hier befahl, und eben wollte er das Zimmer verlassen, als der junge Soldat die Sprache wieder erhielt.

„Es ist vergebens," rief er, „setzt ihnen nicht nach. — Mein Vater, Du wirst es nicht zugeben, ich bitte Dich, widerrufe Deinen Befehl."

Der Conventscommissair zog seine Schärpe fester und warf dabei einen forschenden Blick auf seinen Sohn, dessen blasses Gesicht von einer schnellen Röthe bedeckt war. Er verabschiedete die Officiere und setzte sich neben ihn, der sich aufgerichtet hatte. — „Eduard," sagte er, indem er ihm die Hand reichte, „ich verstehe und ehre Dein Gefühl. Du willst nicht, daß ein Mensch, der mörderisch mit Dir verfuhr, den Tod leiden soll. Das ist edel empfunden, mein Kind; aber hüte Dich, in diesem schrecklichen Lande Dein Herz um Rath zu fragen."

„Ich frage mein Gewissen, mein Vater," sagte der junge Soldat. „Wir neckten und reizten den Mann, den ich verfolgte, der zuletzt seine Freiheit gegen mich vertheidigte."

„Das Gewissen," sagte der Commissair und legte die Hand auf seine hohe, kahle Stirn; „auch das Gewissen darfst Du nicht fragen, vom Standpunete der blossen Empfindsamkeit zu Schlüssen verleitet, die dunkle, fürchterliche Schatten auf uns werfen. Wollten wir in dieser Weise Herz und Gewissen befragen, mein Eduard, was würden diese sagen zu dieser ausgebrannten Wüste, zu diesen Schaaren von Waisen, welche die Väter suchen, zu diesen Weibern ohne Männer, zu diesen entehrten Mädchen, zu den Dörfern und Städten, deren Bürger das Beil der Guillotine fraß; die in der Tiefe der Loire liegen, in den blutigen Steinbrüchen von Nantes, oder die gefallen sind, ermordet, verstümmelt, verhöhnt, tausend und tausendmal?! Welche Namen würde es uns zurufen, mit welcher Schmach uns brandmarken?"

„Gott sei gelobt!" rief der junge Soldat, „die Schreckenszeit ist ja vorüber, die Männer des Schreckens sind todt, der Abscheu spricht laut gegen sie. Robespierre und seine Genossen starben unter demselben Beile, das ihre Opfer so oft vernichtete."

Der große Mann warf einen strengen Blick auf seinen Sohn. „Ich habe niemals den Blutdurst vertheidigt," sagte er nach einem langen Schweigen, „aber ich halte fest an den Grundsätzen der Tugend, an den Lehren des Berges, an der Nothwendigkeit der Strenge. Robespierre ist todt, aber wie lange Jahre werden vergehen, mein Kind, ehe der Friede wieder in dies unglückliche Land zurückkehrt, das uns so glühend haßt. Noch stehen seine Anführer in Waffen, noch gibt es tausend geheime Schlupfwinkel, noch drangen wir nicht in die Niederungen von Poitou, wo Priester das heilige Herz zum Kampf auf die Brust der armen Bethörten heften, die mit Leib und Blut für die alten Vorurtheile fechten. Adel und Priester leben noch hier und schleichen von Wald zu Wald. Der demüthige Bauer läßt sich für ihre Privilegien morden, die ihn zum Knecht erniedrigen, und dieser stumpfsinnige Wahnsinn ist es, der auch Dir heut fast das Leben kostete."

„Wer kann sagen, wer das Schrecklichste hier gethan hat," sagte Eduard leise. „Gemordet und geschändet haben sie Alle; die Einen im Namen Gottes und des Königs, die Andern für Freiheit und Vernunft."

„Junger Thor," sagte der Conventscommissair zürnend, indem er aufstand, „siehst Du noch immer nicht ein, daß geschehen mußte, was geschah; daß eine übermenschliche, rächende Hand das Richtschwert führte, den alten Sumpf auszurotten, auf daß ein neues Leben aufblühe? Sie mußten Alle sterben, diese Pfaffen und Ritter, diese hochmüthigen, verderbten Kasten, sie müssen es noch, und wie geneigt ich bin, den dummen verführten Troß zu beschützen, ich habe keine Gnade für die wahren Verräther."

In dem Augenblick zeigte sich der große Normand an der Thür. „Was willst Du, Bürger?" fragte der Commissair.

„Eine Meldung," erwiederte der Mann, „die Dir Freude machen wird, Bürger Leprieur. Wir haben draußen unter den Rekruten einen jungen Burschen, der den Kopf im Nacken trägt wie ein Edelmann und stolz aussieht wie ein Bischof. — Ich beobachtete ihn genau, als er so an der Säule stand und Gesichter schnitt, verrächtlich wie ein Truthahn; auch kam es mir vor, als hätte er dem kleinen Schneider zugenickt, der Deinem Sohn, Bürgercommissair, unserem tapferen Freiwilligen, so schlimm mitspielte. — So behielt ich ihn unter Aufsicht, und jetzt, wo es dämmert, und der Bürgergeneral Miller so eben herausgetreten ist, um den Rekruten eine Anrede zu halten, schlüpfte ein Ding, ein Mädchen oder so etwas, dicht an den jungen Burschen und drückte ihm etwas in die Hand, das er sogleich verbarg. ‚Halt!' rief ich und faßte ihn. — ‚Was gibt's?' sagte er und stemmte den Arm in die Seite. — ‚Holla, Bürger,' schrie ich lachend und hob ihn in die Höhe, daß er um sich strampelte, ‚das wollen wir eben sehen!' und ohne mich aufzuhalten, faßte ich in seine Tasche und holte den

Digitized by Google

Zettel hier heraus." — Der Commissair trat dicht an das Fenster und las im letzten Abendschein die Zeilen. — „Wo ist der Knabe?" sagte er dann mit drohender Stimme. — „Da ist er," erwiederte der Normand, indem er mit dem Arm durch die Thürspalte faßte und seine große Hand den kleinen dünnen Burschen am Kragen hereinzog. Eine sonderbare Bewegung drückte sich in den Zügen des jungen Leprieur aus. Er betrachtete den Gefangenen mit Theilnahme, der furchtlos mit lächelnden Lippen vor dem gewaltigen Richter stand. Ein Soldat brachte Licht herein, der Conventscommissair kreuzte die Arme, düstere Falten bedeckten sein strenges Gesicht.

„Wer bist Du?" sagte er.

„Rekrut der glorreichen Republik," erwiederte der Knabe spöttisch lachend.

„Junger Mensch," erwiederte der Commissair mit Nachdruck, „antworte mit Achtung vor dem Gesetz."

„Ist es denn nicht Wahrheit?" rief der Knabe. „Stehe ich nicht hier mit der Aussicht, über die Loire geführt zu werden; haben Eure Schergen denn nicht Feld und Wald durchstreift, wie zur Jagd wilder Thiere die stillen Hütten überfallen, mich aus dem Mutterarm gerissen und hierher geschleppt?"

Der Commissair sah ihn starr an, während er mit steigender Leidenschaft sprach; dann murmelte er leise vor sich hin: „Diese Stimme, diese Züge, ich kenne sie; ich kenne den feindseligen, giftigen Stamm, der diese Frucht trug," — und plötzlich, wie von Wuth gefaßt, richtete er sich auf, legte seine große Hand rauh schüttelnd und geballt auf die Schulter des Kindes und sagte: „Bist Du nicht Laney, bist Du nicht der Sohn des Verräthers, der Neffe des Rebellen Sapinaud? Bist Du es nicht; läugne nicht; bist Du es nicht?!"

„Heinrich von Laney," sagte der Knabe mit funkelnden Augen, „der Sohn des Vicomte von Laney, den das Mörderbeil erschlagen hat. Sprecht mit Ehrfurcht von meinem herrlichen Vater, von meinem tapfern Oheim."

Leprieur wendete sich mit verächtlichem Blick von ihm zu seinem Sohn. „Da siehst Du es," sagte er, „wie diese Kaste mit der Muttermilch den Uebermuth einsaugt, wie wenig Schonung sie verdient, und wie recht die Männer haben, die sie ganz ausrotten wollten, um die Menschheit zu erlösen. Dann betrachtete er ihn wieder und sein hartes Herz mußte doch einen Anflug von Mitleid empfinden; seine Augen wurden unruhig, schmerzliche Gedanken zuckten in ihrem schnellen Leuchten und sammelten sich auf seiner hohen Stirn.

„Bürger Laney," sagte er, „man hat in Deiner Tasche einen Zettel gefunden, der Dir Muth zuspricht. Man will Mittel finden, Dich aus unseren Händen zu befreien."

„Aus den Händen der Mörder und Mordbrenner steht darin!" rief das Kind trotzig und zornig lachend.

„Gut," erwiederte der Commissair kalt, „wer hat diese Worte geschrieben?"

Heinrich Laney besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Mein Oheim."

„Sapinaud. Ich dachte es," murmelte der Commissair.

„Der Baron von Sapinaud," verbesserte der junge Edelmann.

„Und wie bist Du zu dieser Rekrutenschaar gekommen?"

„Ich sagte es schon," rief der Gefangene. „Eure Soldaten umringten unsere Wohnung. Man riß mich mit Gewalt fort."

„Wer bewohnte das Haus?"

„Meine theure Mutter und meine Schwester," erwiederte Heinrich bewegt.

„Wo liegt es, in welchem Distriet?" fragte der Commissair weiter. Der junge Royalist sah den Republikaner einen Augenblick starr an, dann sagte er: „Meiner Treu! das werden Sie niemals erfahren."

„Bedenke wohl, was Du thust," versetzte der Commissair. „Du bist ein Kind noch, und ich möchte die volle Strenge des Gesetzes von Deinem jungen Haupte wenden. — Wahrheit, Knabe, volle Wahrheit kann Dich retten. Laney, Sapinaud, das sind Namen, die den Tod verdienen und ihn finden!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Schauspiel und Oper.]

Im Schauspielhause wurde der Prinz von Homburg, Heinrich v. Kleist's berühmtes vaterländisches Schauspiel, nach einer Ruhe von dreizehn Jahren zum ersten Male wieder gegeben; doch ebenfalls nicht mit dem Beifall aufgenommen, der zu erwarten stand. Unseres Erachtens lag es an der Aufführung. Damals hatte die hiesige Bühne noch eine treffliche Künstlerschaar, von der jetzt wenig mehr übrig ist, jetzt behilft man sich mit den ungenügenden Resten und was jung hinzugekommen ist, ersetzt das Verlorene nicht. Die deutsche Bühne ist überhaupt zurückgeschritten, ihre alte glorreiche Zeit ist vorüber, sie muß sich eine neue Zukunft erst erkämpfen. Statt des inneren Kunstwerthes ist die äußere Ausschmückung gekommen. Die Kunst der scenischen Ausstat-

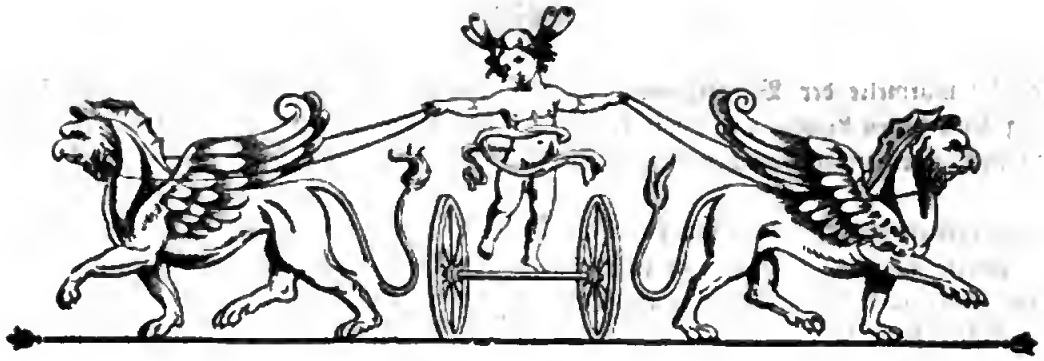
Digitized by Google

tung überragt die der Dichter, Componisten und Darsteller. Man geht in den Tell, in den Feensee, in Robert den Teufel mehr der Decorationen und Verwandlungen wegen, als um Dichter, Musik und Darsteller zu genießen. Und diese Verderdniß wirkt zurück auf die Künstler. Wehe dem Dichter, der nicht für die Aeußerlichkeit sorgt, der Stücke schreibt, in welchen die Heldin nicht wenigstens drei neue prachtvolle Kleider wechselnd anziehen kann. Dieser Ton und diese Verschwendung haben hier den höchsten Grad erreicht. Die übermäßigen Kosten, die Hunderttausende, welche aus der königlichen Kasse jährlich, trotz der reichen Einnahme, zur Erhaltung des Theaters zufließen müssen, sind größtentheils eine Folge jener Anforderungen. Welche andere Ordnung war unter der Intendanz des kunstverständigen Grafen Brühl; der aufs strengste darauf hielt, daß die Anzüge mit den Charakteren der Darstellung zusammenstimmten. Jetzt kann keine Bäuerin ohne Seidenrock auf den Brettern erscheinen, keine Figurantin ohne Atlas und Sammet, keine Schauspielerin oder Sängerin, die nicht nach drei Vorstellungen eines Stücks neue kostbare Kleider verlangte. Wir haben hier Scenen erlebt, wo große Künstlerinnen erklärten, nicht spielen zu wollen, wenn sie nicht neue Anzüge erhielten und trotz aller Gegenvorstellungen ihren Willen durchsetzten. Darf man sich wundern, daß viele tausend Thaler jährlich den Putz- und Modelieferanten aus der Theaterkasse zuwandern; während in der Garderode die reichsten Anzüge vergelden und verderben?! Was aber weit schlimmer ist, darf man sich wundern, daß unter diesen Flittern und diesem Geschimmer wahre Kunst immer mehr zu Grabe getragen wird?! Es ist nicht allein bei uns so. Die Unsitte ist mit andern aus der Fremde zu uns gekommen; den Geschmack am Ballet hat sie erhöht und die allgemeine Modesucht, welche die Künstlerinnen trifft, als Modemodells auf den Brettern wie im Leben glänzen zu wollen, ihren Anbetern zu gefallen, den Ruf zu entlocken, wie schön sie angezogen seien, und darüber die Mängel ihrer Künstlerschaft vergessen zu machen, treibt es endlich so weit, daß der Anzug die Hauptsache ist, der sich alles Uebrige unterordnet. Der Verfall hängt freilich noch an manchen andern Dingen; er ist nicht allein in der Koketterie zu suchen, er liegt in der Zeit selbst, in unsern Gesammtzuständen und wird mit diesen auch seine Abhülfe finden. Zurück zur alten Einfachheit können wir nicht mehr, oder die Vermittelung muß mit einem höheren Kunstgefühl kommen, mit den warmen Schlägen eines neuen Lebens, das die äußern Mittel nur als eine Beigabe betrachtet, der idealen Wahrheit der Darstellung näher zu treten, und nicht mehr jene für diese zu nehmen. — In dem Guitarrenspieler ist zuerst Fräulein Tuczeck aus Wien als neuengagirtes Mitglied der Hofbühne aufgetreten. Ein glücklicher Erwerb derselben unter den jetzigen Umständen. Frln. Tuczeck ist, wie ich dies früher schon motivirte, keine erste Sängerin für eine der ersten Bühnen Deutschlands, aber wer nicht in den hesperidischen Gärten Aepfel pflücken kann, der nimmt mit gewöhnlichen Borstorfern vorlieb. Fräulein Tuczeck ist mindestens besser, als was wir haben, und nicht zu verkennen ist die Wahrheit des Einwurfs, der von betheiligten Personen höherern Anforderungen und Vorwürfen gemacht wird, daß nämlich in Deutschland keine erste Sängerin überhaupt zu haben sei. Ganz dasselbe ist es mit einem ersten Tenor. Mantius reicht nicht aus, weder mit der Kraft seiner angenehmen und kunstgebildeten Stimme, noch mit seiner leiblichen Größe. Bader's Zeit ist gänzlich vorbei. Wir haben neulich eine Vorstellung der Stummen hier gehört, die ein schreckliches Zeugniß dafür, wie für die Mängel unserer Oper überhaupt ablegte. Vergebens aber bemüht die Direction sich seit einem Jahre und länger um einen Tenor. Es gibt nur einen in Deutschland, der hier helfen könnte, Tichatscheck in Dresden, und der ist nicht zu haben. Um nur eine Aushülfe zu bekommen und manche Oper geben zu können, hat man, für den nach Frankfurt abgehenden Herrn Eichberger, den Sänger Eicke engagirt, dessen Stimme aber nicht weniger passirt ist, wie die seines Vorgängers. Wir wünschen Herrn Eichberger alle mögliche gute Contracte, aber es ist sehr erfreulich für ihn und uns, daß er seinen Wirkungskreis verändert. Auch ein anderes Mitglied der Bühne, Herr Fischer, ein Baß-Buffo, wird uns verlassen und seine Entfernung verschlechtert den Zustand der Oper ganz gewiß nicht. Daß Herr Eicke engagirt worden und hier als Don Juan, Sever und in anderen Hauptrollen auftreten konnte, als Bariton, Tenor und wo möglich auch als Baß, ist sicher ein Beweis der theatralischen Brauchbarkeit dieses Sängers, aber auch eine neue Hindeutung auf den Verfall der Oper. Man kann Alles sein und eben darum Nichts. Für ein zweites Theater wäre Herr Eicke allerdings recht passend, für uns regt seine klanglose aus aller Lage gewichene Stimme nur den Aerger auf, daß es soweit kommen mußte. Die Acquisition, welche die königl. Bühne an der zur Kammersängerin ernannten Altistin Fräulein Hänel, auf höheren Befehl gemacht hat, verschafft uns fast wöchentlich einmal das Glück, die Norma zu hören. Diese Oper ist nämlich die einzige, aus welcher die jetzt das Repertoir dieser Sängerin besteht, und wird es wahrscheinlich auch bleiben. Da für 3000 Thlr. jährliches Gehalt Frln. Hänel den edlen Stolz hat, auch etwas zu leisten, so werden wir hoffentlich die Norma noch recht lange genießen können. Im nächsten Monate wird Herr Spontini aus Paris zurückkehren, wo er jedoch, wie man hört, erkrankt ist. Was aus dem bekannten Prozeß und aus seiner Theilung zum Theater werden wird, bleibt vorläufig sehr unbestimmt, gewiß ist nur, daß Herr Spontini seine Sache durch alle Instanzen verfolgen und nur gezwungen weichen wird, es sei denn, daß seine Bedingungen bewilligt werden. Herr Mendelssohn-Bartholdy, der jüngst zum Kapellmeister ernannt wurde und die Chöre zur Antigone componirt hat, welche nach der Aufführung in Potsdam, dann wohl auch hier gegeben wird, dürfte nicht bestimmt sein, an Spontini's Stelle zu treten. Von der Stiftung eines Conservatoriums hört man jetzt nichts mehr, obwohl der Gedanke dazu nicht aufgegeben ist, und wohl nur der Zeit und neuer Anregung bedarf, welche nach dem Wiedereintreffen Alexander von Humboldt's aus Paris am besten erwartet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 216. — den 4. November 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

Jetzt ward die Thür heftig aufgerissen. Ein großer Officier trat oder taumelte herein. Sein plumpes Körper, sein gemeines, rothes Gesicht, der starre, thierische Blick stimmten zu der brutalen Energie, die in seinen harten Zügen lag.

„Morgen in der ersten Frühe fort mit dem ganzen Haufen nach Rennes," schrie er zurück, „und für die Nacht sperrt sie alle in den großen Holzschuppen!" Und nun wendete er sich wieder herein und faßte die letzten Worte des Conventscommissaires auf.

„Tod allen Verräthern! sie mögen heißen, wie sie wollen," sagte er. „Unsere Colonnen sind zurück, Bürgercommissair, und diesmal haben sie manchen guten Fang gethan. Fünfunddreißig Meierhöfe sind verbrannt, was sich widersetzte, niedergestoßen, die Gefangenen kurzweg erschossen. Was sollen wir mit Gefangenen, Bürgercommissair? Der ganze Distrikt bis nach Bourbon Vendee hinab ist verwüstet, sogar der Wolf, der nichtswürdige Charette, ward einen ganzen Tag lang gejagt, die kleinen Füchse: Stoffiet, Sapinaud, und wie sie weiter heißen, in die Wälder getrieben. — Höllische Colonnen nennen sie unsere tapfern Jäger," schrie er lachend, „ist es nicht ein allerliebster Name, eine vortreffliche Erfindung dieser Schurken. Was sagst Du, Bürger Leprieur?"

„Leprieur!" rief der junge Lancy, und sein Gesicht wurde bleich, große Thränen rollten aus seinen Augen und seine Hände ballten sich krampfhaft. O! nun versteh' ich Dich, großer Büeger. Du hast meinen Vater ermordet; auf Deinen Befehl geschah es, darum kennst Du auch seinen Sohn und willst mein Blut haben."

„Wer ist der Junge?" sagte der große Officier. „Welchen Fang hast Du da gethan, Bürgercommissaie?"

„Er heißt Lancy," erwiederte Leprieur, nachsinnend ernst.

„Lancy!" rief der Officier; „etwa derselbe miserable Pateon, der einmal in der constituirenden Versammlung saß und Wunder that, wie hoch er die Freiheit achtete. Nachher sei er ab und floh auf sein Schloß in Poitou. Als man den Ludwig Capet richtete, ward er von neuem ein Priester- und Königsknecht und führte einen Bauernhaufen an, bis er gefangen und selbst gerichtet wurde."

„Das ist sein Sohn," sagte Leprieur und sah den Officier forschend und bedeutsam an. — „Als sein Vater bei dem Rückzuge über die Loire gefangen im Schloßhofe von Saumur mit Andern das Schaffot bestieg, sagte man, seine Witwe und Kinder seien aus den Wäldern der Bretagne nach der Küste und von dort nach England entkommen. Es ist nicht wahr, sie sind zurückgekehrt. Irgend eine versteckte Hütte nimmt sie auf; dort unterhalten sie Verbindungen mit ihren Verwandten Sapinaud, und dieser Knabe, den eine Deiner Streifwachen auffand, Bürgergeneral Miller, trug in seiner Tasche einen Zettel dieses Räuberchefs, der ihm Befreiung verheißt."



Digitized by Google

„That er das!" murmelte der Bürgergeneral und ein Lächeln verzog seine dicken Lippen, „nun wir können in dieser Stunde noch einen unzerbrechlichen Riegel vorschieben."

Heinrich Lancy verstand den fürchterlichen höhnischen Blick, der diese Worte begleitete. „Ich bin wohl ein Knabe," sagte er, „aber ich kann sterben wie ein Edelmann, wie mein Vater starb."

„Schweig, Unglücklicher!" rief der junge Leprieur, indem er heftig seinen Arm ergriff.

„Laß ihn, laß ihn reden, Bürger!" rief der General mit schwerer Stimme. „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Das ist eines von den wahren Sprichwörtern, aber wir haben Mittel, ihn stumm zu machen. Ich denke, Bürgercommissair, wir haben keine Zeit, ihn zu hören."

„Willst Du sagen, wo sich Deine Mutter aufhält?" fragte der Commissair.

„Nein, niemals!" rief der Knabe.

„Fort mit ihm!" sagte Leprieur, und der große Normand faßte den Gefangenen.

„Noch einen Augenblick, mein Vater!" rief der junge Freiwillige und stellte sich zwischen Beide. „Ihr könnt nicht verlangen, daß der Sohn den Zufluchtsort seiner Mutter verrathe, da er wohl weiß, welche Gefahren sie bedrohen."

„Im Namen der Republik, im Namen des Gesetzes!" schrie der General, „das gilt mehr als alle Nebenrücksichten."

„Elender Trunkenbold!" murmelte Eduard Leprieur, und dann sagte er laut: „Er kann es nicht, aber ich weiß ihren Aufenthalt, ich kenne das halbzerstörte Haus, wo die Boeage in die Hügel der Loire läuft."

Der kleine Lancy starrte den Sprecher an und sein bleiches Gesicht wechselte in Seelenangst die Farbe. Bittend faltete er die Hände zu dem Fürsprecher, der ihn verderben wollte.

„Du kennst es?" sagte der Commissair. „Woher kennst Du es?"

„Es ist eines jener kleinen Landhäuser," erwiederte der junge Soldat nachsinnend, und ohne auf die Frage zu antworten, „welche in besserer Zeit von wohlhabenden Familien zum Sommersitz benutzt wurden. Es steht an der Schlucht mitten im Walde, der von den Hügeln bei Croix rouge herabläuft. Die wilden Weinranken haben es ganz umwoben, seine Baranda ist zerstört, die Thüren sind zerbrochen; ich kenne es und weiß, sie wohnen darin. Müssen sie Deine Gefangenen werden, so will ich sie holen. Sie werden mir folgen, aber schone das Leben dieses Kindes, mein Vater, laß mich seiner Mutter sagen, daß er unter Deinem Schutz ist."

Er hatte das Letzte dem Commissair zugeflüstert, der ihn streng betrachtete. „Seltsam!" sagte er und sah den General an, der sich in einen der großen mit Leder und rostigen Nägeln beschlagenen Stühle geworfen und die Augen wie ein Schlafender geschlossen hatte. „Was sagst Du dazu, Bürgergeneral."

Das rothe, wüste Gesicht richtete sich von dem Polster auf. „Todtgeschossen!" murmelte er, Alles todtgeschossen! Was Convent? Was weiß der Convent, was hier gethan werden muß? Brennt nieder! schlagt todt! es lebe die Freiheit!" — Nun sah er den Knaben mit seinen entzündeten, gläsernen Augen an. „Ach, die Aristokratenbrut!" schrie er, „lebt sie noch? Hinaus mit ihr! An den Pfahl mit dem Jungen, schickt ihn zu seinem Vater."

Ein bitteres Lächeln lief über die Lippen Leprieur's. Mit verschränkten Armen stand er vor dem trunkenen General, und was in seiner Seele vorging, drückte das Beben und krankhafte Zucken aller seiner Nerven und Muskeln aus. — Das Licht erhellte spärlich den düstern Raum, von außen drang wilder Jubel herein, Feuer erhellte den Freiheitsbaum auf dem Markte, um den ein rasender Haufe die Carmagnole sang und tanzte und die zitternden Rekruten gewaltsam mit sich umherschleppte. Aber die Menschen um ihn waren still, der Knabe mit den hellen Locken stand starr wie ein Todter; stolz und drohend sah er auf seinen Richter; wie sein Vater sah er aus, als dieser das Schaffot bestieg; so klang auch seine Stimme. — In diesem Augenblicke fiel es dem Manne der Freiheit ein, daß er den ehemaligen Freund wohl retten konnte, und daß er es nicht gethan, weil die Freiheit eine zürnende Göttin, das Blut der Verräther ihr ein wohlgefälliges Opfer war. — Und er hatte um sie gedient mit glühender Begeisterung, mit jener keuschen Strenge, jener fanatisch ehrgeizigen Eitelkeit, die man Tugend nannte, als deren Sinnbild man die blutigen Schatten des Brutus und Timoleon verehrte. — Ja, er hatte Opfer gebracht, die sein Herz durchbohrt, die mit dem schrecklichen Fallbeil sein bestes Leben zerspalten hatten. Und doch hatte er gejauchzt, denn die Freiheit glänzte über der Zerstörung; über unermeßlichen Thränen, Seufzern und den Hekatomben der Erschlagenen stand sie sonnenhell hoch am Opferhimmel. — Und nun wankte der Tempel, nun wankte die hehre Bildsäule darin; nun schien es ihm in dunklen entsetz-

Digitized by Google

lichen Minuten, als sei doch Alles vergebens, Alles Traum; und was eine Gottwerdung des armen, verstoßenen Menschengeschlechts versprach, grauste ihn an als Verbrechen, Mord und Sünde. — Sie hatten in Paris den Robespirrre gerichtet, den Mann der Tugend, den armen fanatischen Schwärmer, der weinen konnte über den Wurm, den sein Fuß zertrat, und der doch Tausende und seine brsten Freunde geschlachtet hatte, wenn der Gott in seinem Herzen sprach: Die Freiheit fordert es! Leprieur fürchteer das Schicksai seines Freundrs nicht. Er hatte auch Thaten zu vertreten, aber sein reiner, großer Charakter, sein strenger Bürgersinn, sein Abscheu vor aller Tyranuei, waren sein Schirm. Man rühmte seinen Edelmuth, seine mildr Sitte, den Schutz, den jrder Unterdrückte fand, und mitten in der Zeit der wildesten Stürme wagte keine Stimme ihn und Carnot anzuklagen. — Aber gramerfüllt sah rr kommen, was kommen mußte. Das stolze Bild der Freiheit erblaßte, die Zukunft gehörte ihm nicht mehr. — Große Menschen waren dafür gestorben, edie Begeisterung zu Schanden geworden, und die elenden Creaturen, die ihn umringten, dir jenr wahusinnigen Schwärmer ausgrsandt hatten, gleich den alten Apostrln von ihrem Gott erfüllt, unbekannt mit der Kunst und List der Welt, zu streiten gegen den Drachen, es waren Narren, Dummköpfe und Elende, wie dieser mörderische Trunkenbold vor ihm, der, vor kurzem noch Barbier, nun General der Republik war.

Schmerz und Verachtung preßten sein Herz zusammen, wie er auf das schnarchrnde Scheusal, auf drn Helden der Freiheit blickte, und dann auf den Knaben, der, so schön und muthig, nrben ihm stand. Tief gebeugt senkte er sein schwrrmüthiges Auge, aber er richtete sich stolzer auf, als er an seinen Sohn dachte. lind da stand dieser, jung und in der frischen Lebensblüthe, edel an Herz und Bildung, entflammt für die Freiheit; da sah er auch die kühnen Männer draußen, welche sie in ihrer Weise verehrtrn, und eine neue Hoffnung flammte in ihm. Nein, die Zukunft gehörte dennoch der großrn Göttin, die Opfer waren nicht umsonst gefallen; die allmächtige Hand des ewig hohen Wesens, weiche das Geschick des Menschen leitet, schrieb nicht umsonst diese schrecklichen Blätter ihrer Geschichte.

„Hörr mich an, Bürgergeneral," sagte Leprirur und rüttelte den Schläfer wach.

„Gut, Bürgercommissair," erwiederte Miller, „sehr gut, daß er todt ist. Schreib' ihn morgen in Deine Liste."

Der große Mann zuckte mit den Achsrln und wendete sich zu seinrm Sohn. „Eduard Leprieur," sagte er, „Du sollst haiten, was Du versprachst. Capitain André wird Dir zwanzig Bürger geben, um Deinen Auftrag ausführen. Du wirst der Republik einen wichtigen Dienst ieisten, sie wird Dich belohnen. — Du aber, junger Mensch," fuhr er fort, indem er die Hand warnend gegen Heinrich Laney schüttelte, „versuche nicht aus Deiner Gefangenschaft zu entkommen. Drnke daran, daß Dein Leben fast nicht mehr Drin ist; nur Unterwerfung und dir Gnade der Republik können Dich und Deine Familie retten."

„Gottesmutter!" rief der Knabe, „schütze Du sie. „Was aber Ihre Gnade betrifft, mein Herr —"

„Fort mit ihm," sagtr der Commissair streng, „ich habe nicht Zrit, Kindergeschwätz zu hören. Laß ihn sicher bewachen. (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Theater, Weicker, Präsident von Schön.]

Der berühmte Naturforscher A. v. Humboldt ist bekanntlich jetzt auch besonders der Protector aller schönen Künste und fördert und zeitigt die Vorhaben Sr. Majestät, welche er mit Vorschlägen und Entwürfen untrrstützt. Beim recitirenden Schauspiel vermißte man lange Zeit die Abwesenheit Herrn Seydelmann's, der in Warmbrunn erkrankt war, und erst in laufender Woche hier wieder erschienen ist. Hierdurch haben sich am besten die vielfachen Gerüchte widerlegt, daß Seydelmann aus persönlichen Verhältnissen gar nicht nach Berlin zurückkehren und fürs Erste zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Italien zu gehen denke. Die beiden Fräulein Stich haben der Bühne ihren Contract gekündigt. Es wäre srhr wünschenswerth, wenn diese Künstlerfamilie sich trennte und unserem Theater es möglich machte, einige verschiedenartige junge Talente zu engagiren. In wiefern das wirklich ihre Absicht oder nur die Schließung eines neuen Contractes dadurch in Frage gestellt ist, lassen wir unentschieden, in Wahrheit wäre jenes aber gewiß für beide Theile am besten, da endlich dadurch Rivalitätsstreite berndigt würden, die auf Kosten des Publicums geführt, diesem oft schon sehr lästig geworden sind. Gewöhnlich glaubt man immer das Vortrefflichste zu besitzen; daß hinterm Berge aber auch Leute wohnen, hat uns neulich erst das Gastspiel der Fräulein Reichel vom Hoftheater in Schwerin bewiesen. Diese junge talentvolle Künstlerin erntete den lebhaftesten und verdientesten Beifall in allen ihren Gastrollen. Eine edle Gestalt, Anmuth, Natürlichkeit, ausdrucksvolles, klingendes Organ und eine ungewöhnliche Kunstbildung vereinen sich wohlthuend und begünstigen ganz besonders die Darstellung tragischer Charaktere und den Conflict der Leidenschaften in ihnen. Fräulein Reichel ist leider fest enga-

Digitized by Google

giet, sonst würde sie eine wünschenswerthe und treffliche Acquisition für unsere Bühne sein. Von neuen Erscheinungen auf derselben können wir nur ein dreiactiges Lustspiel: „die beiden Aerzte" bemerken, das mit Beifall gegeben wird. Der Dialog könnte geistvoller und witziger sein, viel Komisches und von Talent Zeugendes liegt jedoch in den Situationen und Verwickelungen; jedenfalls ist der junge Autor aufzumuntern, seinen Weg, zu dem ihm Beruf nicht fehlt, muthig fortzusetzen.

Unser öffentliches Leben hat durch die Anwesenheit des Professor Welcker einen kleinen aber ungewöhnlichen Anstoß erhalten. Welcker's Name und Wirken ist nicht ohne Anklang geblieben; über die Grenzen Badens hinaus gehört es einer großen Zeitidee und dem gesammten Vaterlande an; um so weniger konnte es befremden, daß nach dem Vorgange von Leipzig und Dresden auch hier sich eine Anzahl Mitglieder verschiedener Stände verbanden, den seltenen Gast nicht ohne ein Zeichen ihrer Theilnahme zu entlassen. Man veranstaltete eine Nachtmusik und am nächsten Tage ein, wenn auch nur kleines, doch sehr belebtes freundschaftliches Mahl. Die Reden und Toaste bei diesen Festlichkeiten sind genugsam Gegenstand öffentlicher Besprechung und ärgerlicher Anfeindungen gewesen, die mit Lüge und Leidenschaftlichkeit geführt, uns plötzlich die Pariserdirection, trotz alles Preßzwanges, deutlich machten. Man begreift nicht, warum es nöthig ist, der Welt glauben machen zu wollen, daß in Berlin nicht auch ein Theil der öffentlichen Meinung, mag es nun Majorität oder Minorität sein, wie die Angreifer sagen, sich für die Ideen aussprechen solle, welche Welcker vertheidigt? Noch weniger aber, warum man mit offenbarer Lüge und Verläumdung dagegen verfährt, hämische und abgeschmackte Insinuationen auf die Theilnehmer häuft und dadurch am meisten sich selbst verdächtigt. Man hat freilich in Berlin bisher nur Masken und Gelehrten Seerenaden und Fackelzüge gebracht, einem freisinnigen deutschen Volksabgeordneten geschieht diese Ehre zum ersten Male, aber in dieser Meinungsausdrückung liegt weder etwas Verwerfliches noch gesetzlich Strafbares. Wie sehr man jedoch geneigt ist, einen solchen Act als Demonstration zu betrachten, beweist, daß, als jetzt bei Anwesenheit des Oberpräsidenten von Preußen, Staatsministers von Schön, eine große Zahl Verehrer dieses hohen Staatsbeamten, demselben eine Nachtmusik bringen wollten, die polizeiliche Erlaubniß dazu verweigert wurde. Allerdings hatte die Polizeibehörde hierbei den triftigen Grund, daß Herr von Schön selbst, der von der Behörde von jenem Vorhaben benachrichtigt ward, sich dagegen aussprach, wie dies auch ganz natürlich nicht anders zu erwarten stand. Ob diese Serenade jedoch statt fand oder nicht, ist völlig gleichgültig; aber man würde sich überzeugt haben, daß die Zahl Derer, welche ihre Theilnahme für Herrn von Schön auszudrücken wünschten und ohne Zweifel dadurch auch ihre Meinung manifestiren wollten, selbst hier, wo es nicht allzuviel unabhängige Männer gibt, doch nicht zu gering anzuschlagen sei.

Der Oberpräsident von Preußen ist am 18ten October mit dem Landtagsabschiede abgereist, dessen Verkündigung nun bald erfolgen, aber wohl nichts Ungewöhnliches bringen dürfte. Welche Erleichterungen unserer Presse bevorstehen, ist noch immer den Gerüchten überlassen. Man hofft auf ein Preßgesetz und will wissen, daß bedeutende Stimmen sich für eine Presse ohne Censur mit einigen Modificationen in Betreff der Journalistik ausgesprochen haben. Gewiß ist es, daß etwas geschehen soll, und von der öffentlichen Stimme geboten, die noch nie so allgemein den Censurzwang anklagte, geschehen muß. Daß es jedoch zu einem wirklichen Preßgesetz und Aufhebung aller Censur kommen werde, ist, wenn die eben jetzt erfolgte Absetzung des freisinnigen Censors in Königsberg, Polizeipräsidenten Abegg, und einige andere Facta betrachtet werden, doch mindestens sehr zweifelhaft.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Notizen.

[H. Ahrens in Brüssel.]

Ein Landsmann, der uns im Auslande Ehre macht, verdient eine anerkennende Erwähnung in diesen Blättern. Es ist dies der Professor H. Ahrens zu Brüssel, welcher zur Zeit der bekannten Vorfälle in Göttingen daselbst Privat-Docent war und nach Paris ging, wo er Vorlesungen über deutsche Philosophie hielt, welche daselbst in den Jahren 1836 bis 1838 unter dem Titel: Cours de Philosophie herausgekommen sind. Der erste Band enthält die Anthropologie und der zweite die Psychologie und Metaphysik. Seine dortigen Erfolge veranlaßten seine Berufung an die neu errichtete Universität zu Brüssel, welche durch freiwillige Beiträge freisinniger Privatpersonen gestiftet ward, um den aristokratisch-papistischen Umtrieben der Universität zu Löwen entgegen zu wirken. Seitdem wirkt Ahrens unter den Belgiern mit dem besten Erfolge auf Veredelung deutscher Wissenschaft, und es ist erfreulich zu sehen, wie sich das germanische Element unter jenem ursprünglich deutschen Volke immermehr entwickelt. Es dürfte als etwas den Geist der brüsseler Studenten Bezeichnendes bemerkt werden, daß ein Verein derselben in der letzten Zeit ein Jahrbuch der Universität daselbst herausgegeben hat, in welchem so beachtenswerthe Aufsätze enthalten waren, daß sie von den Leuten der Rückschritte, den Geistlichen und dem Adel, heftig zu widerlegen gesucht wurden. Das neueste sehr bedeutende Werk unsers Ahrens ist übrigens: Cours de droit naturel, d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. NB.

---

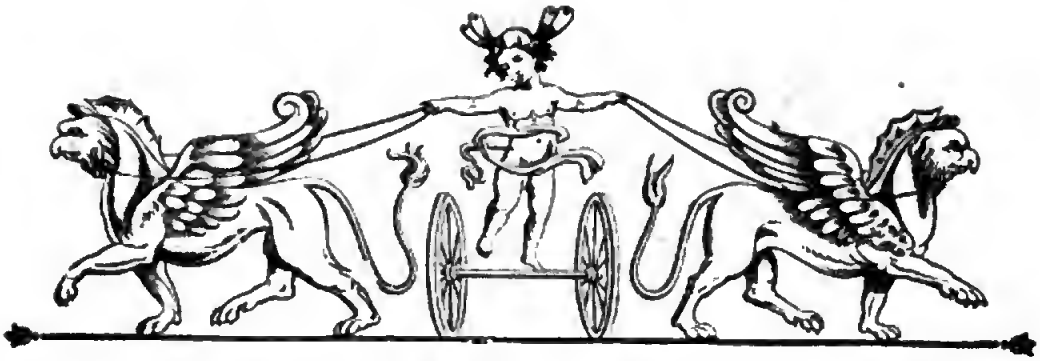
[Oeffentlichkeit]

Daß das dringende Wiederverlangen der Oeffentlichkeit eine „Laune der Völker" sein soll, — sagen die sächs. Vaterlandsblätter in Nr. 151. — ist gewiß nur ein ausgezeichnetes Gedächtnißfehler eines ausgezeichneten Mannes. Die Geschichte weist einen ungleich längern Besitzstand für die Oeffentlichkeit nach, als für die Heimlichkeit.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 217. — den 5. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

### 2.

Einige Stunden später zog eine kleine Schaar durch die Hügel an der Loire hin; schweigend und vom nächtigen Dunkel beschützt, verfolgten sie die Straße. Die anliegenden Cantone waren zwar überall von den Abtheilungen des republikanischen Heeres besetzt, und die Bocage, diese seltsame Landstrich von Hügeln, Wald, Hecken und Gräben, im unlösbaren Gewirr zusammengewürfelt, den Vendeern entrissen. Aber was heißt erobern und entreißen in einem Lande, wo plötzlich in Nacht und Nebel eine Schaar von Bauern in weißen Kitteln, das rothe, geweihte Herz auf der Brust, mit Sensen, Büchsen und Schwertern bewaffnet, durch Hohlwege und Wälder aus dem innern Lande zwischen die feindlichen Abtheilungen stürzt, niederschlägt, spießt, mordet und eben so schnell wieder verschwindet! — Der Tag gehörte den Republikanern, die Nacht den Vendeern, und darum zogen die Männer so schweigsam und vorsichtig, zur That von Begier entflammt, von Fanatismus und Rachedurst getrieben, aber List und Bangen zur Tapferkeit gemischt, und beugten jede Ranke, jede Weinrebe behutsam zur Seite, als ob ihr Rauschen sie verrathen könne. Denn hier war kein Entrinnen und keine Lebenshoffnung, wenn das Morden begann, das wußten sie Alle. Was das Schwert nicht fraß in dem erbarmungslosen Kampfe, das ward kaltblütig dem Tode geopfert, oft mit erfinderischer Grausamkeit. Darum war auch selbst der große Normand, Ribourg, der seinen jungen Freund begleitete, und wie ein Spürhund mit gefälltem Gewehr voranzog, ganz still, und wagte nur mit leisem Flüstern seine Kameraden aufmerksam zu machen, wie Eduard Lepeleur so sicher und sorglos sie führe, als sei er in diesem verteufelten Lande geboren.

Dann und wann strauchelten und fielen die Soldaten in den aufgelösten Pfaden; der Nachtwind schüttelte die Haselbüsche über den dichtverwachsenen Hohlwegen, die sie durchwaten mußten; dann wurde der feine Sprühregen stärker, und wenn es in den hohen Waldbäumen rauschte, wenn die weißen Stämme der Birken plötzlich durch das Dunkel glänzten, wenn ein Vogel ängstlich aus seinem Versteck aufflatterte, pochten die Herzen der Republikaner laut. Ihr Fuß stockte, ihre Hand lag fest an der gespannten Waffe. — Aber immer war es ein blinder Schrecken; Eduard Lepeleur ging still und furchtlos weiter. Endlich faßte Ribourg seine Schulter, und indem er ihn aufhielt, murmelte er: „Freund, weißt Du gewiß, wohin Du uns führest?"

„Ich weiß es," sagte der Freiwillige.

„In die See, wie ich meine," fuhr der Normand fort. „Du machst es mit uns, wie der heilige Florian es mit dem Satan machte."

„So kehre um. Dort aus der Tiefe glänzen die Lichter von St. Florent."

„Ah, Possen!" sagte der große Mensch, „nicht um



Digitized by Google

die ganze verdammte Horde von Spitzbuben. Aber wie weit sind wir noch?"

„Bald sind wir da."

„Bald, bald!" murmelte Ribourg. „Nun, es ist eben so gut eine hoffnungsvolle Antwort, wie wenn es etwa heißt: In einem halben Stündchen; aber gehängt will ich sein, wenn es so leicht ist, das Nest zu finden, wo der Teufel seine Jungen herbergt."

„Schweig!" sagte Leprieur heftig, „was weißt Du davon!"

„Und was weißt Du davon?" erwiederte Ribourg. „Du hast die Meinung gefaßt, hier in den alten verfallenen Hütten am Strome müsse die Brut stecken; Du hast vielleicht bei unsern Streifereien einen solchen verwüsteten Bau durchstöbert, und ein altes, wildblickendes Weib, oder ein Mädchen mit feindlich stolzem Gesicht aufgefunden, die mit dem verteufelten Jungen Aehnlichkeit hatten, und denkst nun, das müsse die saubere Familie sein."

In dem Augenblicke stand Eduard still, und indem er die dichten Brombeerbüsche an dem Hügelrande wegbog, flimmerte ein Lichtstrahl deutlich von der entgegengesetzten Seite herüber.

Einen Augenblick schwiegen Alle, dann sagte Ribourg: „Es wohnt wirklich ein Mensch dort. Ich sehe das alte Gemäuer, wie es aus dem Baumschatten aufsteigt. Vorsichtig, meine Kinder! Zeigt, daß Ihr Augen und Ohren habt!"

Er wollte voran, aber Eduard hielt ihn zurück. „Bleibt," sagte er, „ich denke allein mit den Bewohnern des Hauses zu reden. Kein Leid soll ihnen geschehen; sie werden uns freiwillig folgen."

„Das werden sie wahrscheinlich bleiben lassen," erwiederte der Normand, „auch will ich es nicht dulden, daß der Sohn des Bürgercommissairs sich muthwillig in den Tod stürzt. Wir gehen Alle mit Dir."

„Ich befehle Euch, mich zu erwarten!" rief der junge Soldat heftig, und dann drückte er seinem wilden Gefährten die Hand und sagte: „Ich bitte Dich, Ribourg, laß mich allein. Mein Leben, meine Seligkeit hängt davon ab. Du darfst mich nicht begleiten."

„So geh'," sagte der große Mann, „geh', Undankbarer! Aber was soll ich Deinem Vater sagen, wenn er mich morgen fragt, wo ich seinen Sohn gelassen habe?"

Eduard antwortete nicht. Er stieg an dem Hügel hinab, übersprang den Morast des schmalen Weges und kletterte an der andern Seite empor.

Seine Gefährten sahen, wie der Schatten sich auf der kahlen Fläche zeigte, dann verschwand er zwischen den Bäumen, und nun erblickten sie ihn noch einmal, als er dicht an dem Gemäuer mit seinem Körper das Licht hinderte, bis zu ihnen zu gelangen.

Der Republikaner stand vor dem zerstörten Gebäude einen Augenblick still. Ungewiß lauschend schlich er dann dicht an das Fenster, aus dem der helle Glanz und die Töne einer weiblichen Stimme kamen, die sein Herz zu heftigen Schlägen brachte. Der Wind hatte sich aufgemacht; einzelne Sterne flimmerten durch das zerrissene Gewölk, und unten am Fuße der Hügel rauschte die Loire, über deren Wellen fernes Geschrei und Lichtschein zogen. Es waren Wachtboote und bewaffnete Schiffe der Republikaner, Tag und Nacht beschäftigt den Strom zu hüten, um Chouans und Vendeer zu trennen und zu fangen. Ein Zagen überfiel den jungen Mann. Er dachte daran, wie nahe das Verderben dem schönen wunderbaren Wesen sei, das, wie eine Himmelskönigin, ihn mit Liebe und Anbetung erfüllte. Er zitterte, und ach! für wen? — Plötzlich erinnerte er sich, weshalb er hier sei. Seine Seele warf die Traumschatten von sich, er war ein Mann, der handeln wollte. So drängte er sich an das Fenster, dessen Scheiben zerschmettert in der bleiernen Fassung hingen, das aber mit Eisenstäben verwahrt und mit Läden von innen verschlossen war. Mitten unter dem Brausen des Windes, der mit Glasstückchen klirrte, hörte er die Reden der Bewohner. Eine Frau sprach mit klagender, betrübter Stimme, eine Andere antwortete tröstend und versichernd; dann aber schwiegen Beide, und ein Mann ward gehört, dessen Worte am besten zu vernehmen waren. — „Bleiben können Sie hier nicht länger, werthe Frauen," sagte er, „und dies ist es auch, was der gestrenge Herr Baron mir zur Antwort gab. Sagt meiner Schwester, sprach er — und Sie kennen, Madame, seine feierliche Art zu reden, wenn er etwas betheuern will — sagt meiner Schwester, ich wünsche und hoffe von ihr, daß sie noch heut in der Nacht diese verdammte Hütte — verzeihen Sie, Madame, aber er sagte so, — diese verdammte Hütte, mitten im Lande der Blauen verlasse. — Ueber die Loire kann jetzt keine Maus, so scharf bewachen sie den Strom, es nützt also nichts, sich Gefahren auszusetzen, die ihr schon den Sohn gekostet haben. Für meinen Neffen werde ich thun, was ich kann; Ihr aber, Freund, geht und bringt mir meine lieben Verwandten; Ihr kennt das Land und seid treu — und da bin ich, Madame.'

„Ach, guter Antoine!" erwiederte die klagende Frau,

Digitized by Google

„was soll ich bei dem Heere des Königs, kann ich, daef ich jetzt meinen Posten hier veelassen?"

„Es wird dem Herrn Baron gewiß gellngen, den jungen Heeen zu befreirn, ehe sie ihn über das Wasser führen," veesetztr der Mann tröstend. „Schon hat man eine treue Seele hingeschickt, dem aemen jungen Heern Nacheicht zu geben, und ihn zu bitten, sich klug zu verstellen."

„Das wird er nicht, das kann er nicht!" rief die Mutter mit Heftigkeit. „In seinen Adern ist das raschr, stolzr Blut dee Lancy. Und sagtest Du nicht, daß der Böswicht Leprieur in St. Floeent ist, sagtest Du es nicht, Leeombe?"

„Ich sagte es," muemelte der kleine Schneider, dessen schwarzes, finsteres Gesicht der Lauschende jrtzt durch den Spalt eeblickte.

„Und was räthst Du uns, Du getreuer Mensch?" fuhr die Frau foet. „Kann eine Mutter fliehen und sich in Sichrrheit bringen, wenn sie ihr Kind in Räuberhänden weiß?"

„In den Händen des Wolfs," sagte Leeombe ruhig, „der auch Sie zerfleischen wüede, wenn er ahnte, daß es geschrhen könne. Madame, ich habe heut versucht, Ihren Sohn zu beseeien, und waetrte nur auf die Dunkelheit, um meinen Plan auszuführen. Die guten Heiligen haben es nicht gewollt. Nun müssen wir es den stärkeren Händen überlassrn, ihm herauszuhrlfen und uns zu schützrn. Ich krnne diese Hunde. Morgen werden sie die Berge überall durchjagen, sie weeden die Verräther fangen wollen, und leicht könnte es sein, daß man Sie dann fände und — das gnädige Fräulein Jakobine da. Denken Sie an das Schicksal, in die Hand der Räubee zu fallen, erkannt, in den Keeke gewoefen. Heilige Gottesmuttee! Diese Elenden schonen ja nichts."

Es trat eine Pause ein, bis die Feau leise sagte: „Du guter, veeständiger Mensch, ja Du hast nue zu sehr Recht. Ich muß mich fügen, ich muß gehen."

„Folgen Sie getrost Antoine, Iheem alten Diener," sagte der Schneidre, „er ist lauge genug Forstwächter gewesen, um jeden Steg zu kennen. Ein Stück in dle Bocage hinein will ich Sie brgleiten, bis Sie in Sicherheit sind, dann lege ich mich auf die Lauer, um bei der Hand zu bliben, wenn es nöthig ist."

„Ach! warum," rief Frau von Lancy schmerzlich, „warum bin ich unglücklicher als so viele Andere, denen es gelang, das Meer zu gewinnen. Welche schreckliche Tage habe ich erlebt, welche Gefahren nutzlos bestanden, um das Ziel zu erreichen! Immer ward ich in dies unglückliche, blutige Land zurückgeworfen, aus dem kein Entkommen für mich ist."

„Nein, meine Mutter!" rief eine starke, klingende Mädchenstimme, „eichte Dich auf und vertraue auf den, der helfen kann. Es liegt ein Vrehängniß Gottes darin, daß er uns fortziehen lassen will, und was wie auch gelitten haben, es wird ein Tag kommen, der uns wieder feoh macht."

„So laßt uns aufbrechen," sagte die alte Dame seufzend. „Aber ach! gutes Kind! ich theile Deinen frohen Glauben nicht. Wunden, die so tief geschlagen sind, heilt nue dee größte Arzt allee Leiden. Kannst Du mir die lieben Todten wirder eewecken, kannst Du den ewigen Schmeez um ihren Verlust, mein bitteees Schicksal, die furchtbarrn Tage des Schreckens, alle die entsetzlichen Eeinurrungen aus meinem Gedächtniß forwischen? Du weißt nicht, was es heißt, ein geliebtes Wesen ewig bewrinrn zu müssen, das Dein Glück und Leben war, und das sie kaltblütig, o, Jrsus! mein Heiland! kaltblütig und hohnlachend vor Deinen Augen ermordeten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Brschl.)

[Schelling, Gabler, Marheineke, Todesfälle, Bibliothek.]

Unlängst hielten die Professoren der Unweesität, nach Vorgang dee Mitgliedee der Akademie der Künste, ein Mahl zue Feier des Gruetsfestes Sr. Majestät, im Odeum. Dee als Gast anwesende Ministee Eichhorn sprach sich sehe schön in einem Toaste auf Fortschritt dee Wissenschaften dabei aus; dann wurde der Geheimerath von Schelling festtich begrüßt, und ee deantwoetete dies durch die Veesicherung, daß er für immer Berlin und Preußen angehöeen werdr. Diese Erklärung beendet alle Gerüchte, daß Heern von Schelling's Anwesenheit nue voeübergehend sei. Professor Gabler hielt darauf eine Rede, in welchee er dem geoßen Philosophen eln Lebehoch beachte, der, abwelchend von so vielen andern Philosophen, immer ein Liedling der Füesten und reich und hochgeehrt gewesen sei. Diesee Toast sah keinem Friedensschlusse der Hegel'schen Philosophie mit Schelling gleich, und troß den Versicherungen in dee augsburger Allgem. Zeitung erwartet man auch nue Krieg und Kampf. Meekwürdig ist es, daß von der hier zusammengerufenen Generalsynode dee Mark, welche darüber beeathen soll, welche Mittel zue Aufrechthaltung und Stärkung dee evangellschen Landeskirche zu ergreifen sind, eine der wichtigsten Stützen der Hegel'schen Philosophie, dee Ober-Consistorialrath Marheineke mit geoßee Majorität als Präsident eennannt worden ist. — Ich schließe mit einre Trauerkunde. Vorgestern starb hiee einer dee größten deutschen Gelehrten, aber was weit mehe sagen will, einee dee teefflichsten, liebe-

vollſten Menſchen, ein freigeſinnter, tüchtiger, in ſo ſchlaffer Zeit vielfach verkannter Mann, der Regierungsrath Dr. und Profeſſor Graff. Sein Andenken wird in Liebe und Treue bei Allen fortleben, die ihn kannten und an ihm einen väterlichen, edlen Freund verloren haben. — Nach langen Leiden iſt endlich auch Schinkel zu Grabe getragen worden, ohne daß ſein Geiſt beim Scheiden noch einmal die alte Kraft und Helle gewonnen hätte. Seine Beſtattung war feierlich und des berühmten Mannes wie ſeiner Thaten würdig. Alle Baugewerke hatten ſich verſammelt und führten den Mann zu ſeiner ſtillen Gruft, der im Leben ihre Fortſchritte ſo kräftig gefördert hatte; dann kam die Bauſchule, die Maler, die Künſtlerwelt überhaupt, auf welche alle mehr oder minder dieſer ſtrebende, ſchaffende Geiſt eingewirkt hatte. Man hatte den Sarg auf das hohe Geſtell eines ſchwarzbehängten Wagens geſetzt und mit Lorbeerkränzen dicht bedeckt, die er ſo wohl verdient hat. Eben ſo unſterblich wie die Namen Schlüter und Knobelsdorf wird der ſeine in der Kunſtgeſchichte Preußens und in den edlen Werken fortleben, mit denen er Berlin verherrlicht hat. — Auch der Commandant Berlins, der General Löbell, ein allgemein geachteter wackerer Kriegsmann, iſt zu ſeinen Vätern gegangen und hat einen lurrativen Ruheſitz erledigt, auf welchen viele geheime Wünſche gerichtet ſein mögen. Die Commandantſchaft in Berlin bringt, außer zahlreichen Annehmlichkeiten aller Art bei wenig eigentlichem Dienſt, zehn bis zwölf tauſend Thaler jährliche Revenüen. Es iſt dies wieder ein Beweis, wie äußerſt ungleich bei uns die Beſoldung der Civil- und Militärämter iſt und wie gerechtfertigt der Wunſch nach Gleichſtellung der Staatsdiener erſcheint. Ein General bei uns hat weit höhere Einkünfte, als ein Präſident, und wir haben mehr als hundert, während der Präſidenten ſehr wenige ſind. — Als Oberbibliothekar an Wilkens Stelle iſt nun der Geheime Archivar Dr. Pertz in Hannover ernannt. Der berühmte Verfaſſer der Monumenta Germaniae historica hat die Berufung, die von Sr. Majeſtät ſelbſt ausgegangen iſt, bereits angenommen. Profeſſor Lachmann und Dr. Spiker ſind mithin übergangen. — Prof. Schönlein iſt zum wirklichen Geh. Ober-Medicinalrath und zum erſten Leibarzt, für letztere Stelle mit einem Gehalt von 1600 Thlr., ernannt worden. Der berühmte Arzt iſt nunmehr Chef des Medicinalweſens in Preußen und nimmt auch durch ſeine Titulatur die erſte Stelle ein. — Den Beginn der Vorleſungen des Herrn von Schelling erwartet man in nächſter Woche. Er wird nun zuvörderſt Philoſophie der Offenbarung, dann Philoſophie des Staates leſen.

## Notizen.

[In Sachen des Duells.]

Vor längerer Zeit gab Profeſſor Roſenkranz in Königsberg, in Bezug auf Standesehre der akademiſchen Genoſſen, ſeine Anſichten über das Duell, ſeine Vorſchläge über Feſtſtellung von Ehrengerichten. In Nr. 303 und 304 der leipziger Allgemeinen gibt ein Ungenannter, unter dem wir die Feder des Herrn Pons-Thoſchesky vermuthen, ſein gediegenes Gutachten über die Stiftung eines höchſten Ehrengerichtes im Officiercorps. Ein ſolches müßte, nach den Darlegungen des Verfaſſers, dem Geſchäftsmechanismus der Staatsbehörden durchaus entzogen bleiben, das regſte und lebendigſte Gefühl für Standesehre, ſowie die Nothwendigkeit einer äußerſten Entſcheidung anerkennen. Die trügliche und leere Abſchreckungstheorie würde in dieſem Falle für die Geſetzgebung ganz wegfallen. Wie die Principien eines ſolchen höchſten Ehrengerichts mit dem Geiſte der Oeffentlichkeit, als wonach unſer Jahrhundert drängt, zu vereinbaren ſeien, iſt mit beſonderem Intereſſe in gedachtem Artikel ausgeführt. — Von derſelben Feder vermuthen wir auch einen unlängſt in demſelben Blatte ebenfalls indirect gegebenen, als Correſpondenz datirten Artikel über die Art und Weiſe, wie ſich Rußland in Deutſchland geiſtig anſiedelt. Wir entlehnten ſeiner Zeit einige der dort aufgeſtellten ſcharfſinnigen Combinationen.

[Rottecklied in Amerika.]

In Philadelphia, Verlag von J. G. Weſſelhöft, erſchien ein patriotiſches Gedicht von J. G. Weſſelhöft auf Rotteck's Tod, mit Muſik von Guſtav Bleßner, auf dem Titelblatt eine Lithographie, ein Schiff daſtellend auf dem Meere als Verbindung beider Uferländer, die mit den Zeichen der Trauer bepflanzt ſind. Ueber dem Schiffe ſchwebt ein Engel mit der Tuba, die Anfangsſtrophen des Liedes mit der Compoſition in der Hand. Vom Liede ſelbſt, das man uns zugeſendet, geben wir die zweite Strophe:

Wir wollen ihn verehren
Den freien deutſchen Mann,
Und jeder Willkür wehren,
Die Tyrannei erſann.
So lang die Eichen ſtehen
Im alten Vaterland,
So lang die Winde wehen
Ein Schiff zum Heimathſtrand.

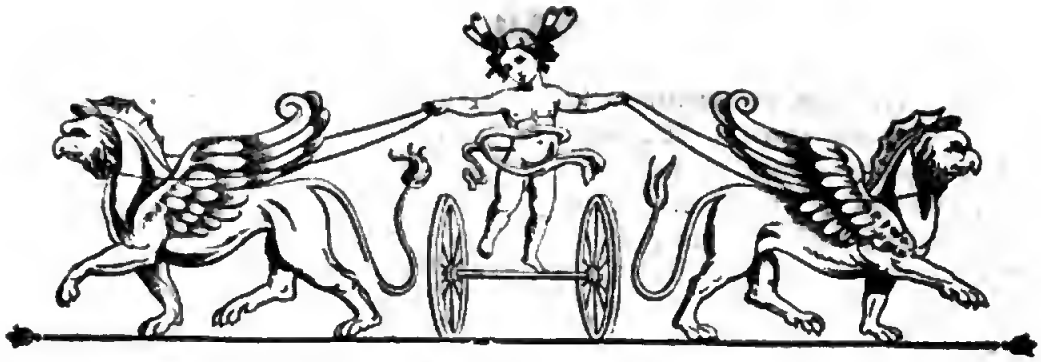
Sei deutſche Geſinnung und deutſches Gefühl, das ſich auch in der Ferne treu bleibt, geprieſen!

[Theater in Leipzig.]

Zum erſten Male: Bauernfeld's muntere und launige Geſellſchaftspoſſe „der Vater", auf andern Bühnen wohl nicht mehr neu, da Frln. v. Hagn in der Rolle der Modiſtin ſehr gefeiert wurde. Frln. Günther gab dieſe Partie ſehr anmuthig, wenn auch nicht mit der brillanten Keckheit und überlegenen Geiſtesſchärfe, die Frln. v. Hagn's Spiel charakteriſirt. Die Unterrichtsſcene in den Künſten der Coquetterie, die ſie einem jungen Tölpel beibringe, iſt ſehr ergötzlich. Ebenſo wirkſam iſt im Stück die Figur, in welchem Bauernfeld den modernen Weltſchmerz teaveſtirt. Hr. Lortzing war, wie immer in der Haltung ſolcher Parodien des Zeitgeiſtes, ſehr ergötzlich als Baron Adler. — Bauernfeld's Witz iſt leicht und glücklich. Geiſtig hoch aber ſteht der Satyriker in unſern Augen nicht, der hier wie im „Salon" die Feinde ſeiner Lebensanſchauung ſo wohlfeil geißelt. Vielleicht iſt die wiener Lebensluft Schuld daran, daß dort die Satyre blos zur Sache des Bajazzo wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 218. — den 6. November 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

„Der Vicomte von Laney wurde gerächt," sagte der alte Diener mit zitternder Stimme. Herr Heinrich von Laroche Jaquelin ließ funfzig Offiziere und Vornehme unter den Blauen, die er gefangen hatte, erschießen, als er die Abschlachtung von Saumur erfuhr."

„Es war eine nutzlose Henkerarbeit!" rief die Dame. „Der Vicomte von Laney ist von dem Blute dieser gemeinen Bösewichte nicht wieder lebendig geworden. Doch laßt uns gehen," fuhr sie fort, „ja, laßt uns gehen, denn ich sterbe vor Unruhe und Gram."

In dem Augenblicke wurde der Drücker an der Thür bewegt; schlecht, wie sie war, gab sie der Stärke des Stoßes nach, und mit Entsetzen sahen die Vendeer den blauen rothbesetzten Rock eines Republikaners am Eingange. Eduard Leprieur warf einen schnellen Blick über das Gemach und seine Bewohner. Der düstere Raum war mit den Resten alter Mobilien gefüllt. Der greise Diener der Laney starrte mit seinem grimmen Gesicht hinter dem Stück losgerissener Tapete hervor, die von der Wand herabflatterte, und vor ihm richtete sich der ungeheure Wolfshund auf, der den Fremden klug und schweigend betrachtete. Eine ältliche Frau, mit den Spuren früherer großer Schönheit in dem stolzen aber abgezehrt kranken Gesicht, sah ihn entsetzt an und stieß dann einen dumpfen Schrei aus, indem sie beide Hände über ihre Augen deckte. Das große junge Mädchen schlang die Arme um sie und schien den Eindringling fragend und ungewiß zu betrachten, Leeombe aber erkannte ihn augenblicklich. Mit Heftigkeit sprang er auf, und beide Hände ballend trat er vor die schutzlosen Frauen.

„Sagt' ich es nicht!" rief er und blickte den jungen Republikaner verächtlich an, „das Erste, was er thut, wird sein, uns zu verfolgen, um Elend über die zu bringen, die schwach genug war, mich zu hindern, daß er es niemals konnte."

„Fürchten Sie nichts," sagte Eduard mit sanfter Stimme, „kein Leid soll Ihnen geschehen. Ich komme, Sie zu Ihrem Sohn zu führen, zu Heinrich Laney."

„Wo ist er?" rief die Dame und ihre Furcht verwandelte sich plötzlich in Hoffnung, die ein Alles vergessendes Entzücken in ihr Herz brachte. —

„In St. Florent," erwiederte Eduard.

Ihre bittenden Hände sanken herab, sie starrte ihn an und wich schaudernd zurück. Die Farben der Republik zermalmten den letzten Funken ihrer Freude. „Im Gefängnisse also," sagte sie dumpf und leise.

„Gefangen, ja," versetzte der Soldat, „entdeckt und erkannt, aber sein Leben ist gesichert, wenn Sie ohne Widerstreben mir folgen." — Er erzählte nun mit flüchtigen Worten, wie der junge Vendeer sich verrathen, und wie er selbst den Auftrag erhalten habe, die Familie aufzusuchen.

„Ihr wollt uns also fangen und fortführen!" rief die Witwe angstvoll. „Ihr lügt, junger Mensch, ich sehe es Euch an, Ihr lügt."



Digitized by Google

Eduard suchte sie zu beruhigen, aber mitten in seinen Betheurungen stockte er und verwirrte sich, indem er die leuchtenden Augen Jakobinens sah, die sie fest auf ihn geheftet hielt. „Was soll ich sagen," rief er tief erröthend, „wo soll ich Worte finden, die mir genügend scheinen, um die Wahrheit und den innigen Antheil, den ich an Ihrem Schicksale nehme, auszudrücken! Müßte ich aber nicht ein Verworfener sein, wenn ich vergessen hätte, was vor wenigen Stunden mit mir geschah? — Sie waren es, ein Engel, der mir plötzlich erschien, und dessen segnende belebende Hand auf meiner Stirn ruhte. Ich konnte Sie durch diese Thäler verfolgen, erblickte Sie hier am Strome, erkannte dies Haus, das ich vor wenigen Tagen mit meinen Gefährten durchsucht und nichts gefunden hatte, und seltsam, seltsam! — ich wußte mit Ueberzeugung, daß Sie hier verborgen seien."

Er blickte sie mit Rührung und Hingebung an, Alle schwiegen.

„Junger Mann," sagte Frau von Lancy endlich. „Sie haben ein offenes Auge und — ich möchte fast sagen — ein ehrliches Gesicht, aber wer soll uns vor diesen Unmenschen schützen, die so erbarmungslos sind?"

„Der Conventscommissair Leprieur wird es thun," erwiederte Eduard.

Bei diesem Namen schien ein neues Entsetzen über die Vendeerin zu kommen. Die Todtenblässe ihres Gesichts erhielt einen sonderbaren Glanz, ihre Züge drückten Abscheu und Furcht aus. „Leprieur," sagte sie tonlos, „er — er will mich beschützen?" —

„Ich stehe dafür, daß er will," sagte Eduard sanft. „Beurtheilen Sie ihn nicht so hart; er ist ein edler, trefflicher Mann."

„Ein grausamer, kaltblütiger Mörder!" rief die Frau schaudernd. „Nun weiß ich Alles, nun ist es genug. Lügt nicht weiter, holt Eure Gesellen herein, bindet uns und schleppt uns in den Tod."

„Die Bürger, welche mich begleiten, sind auf meinen Wunsch jenseits des Hohlweges geblieben," antwortete Eduard zutraulich. „Ich wollte allein Ihr Vertrauen erwerben."

Bis jetzt hatte das große Mädchen ihn still und fast lächelnd betrachtet, jetzt trat sie dicht an ihn hin und sagte mit fester Stimme: „Sie sind also allein?"

„Ja," erwiederte er.

„Das heißt leichtsinnig gehandelt oder allzu übermüthig vertraut. Doch Sie, der Sie uns schützen wollen, wer sind Sie?"

Einen Augenblick bedachte sich der Republikaner, dann sagte er leise: „Ich bin der Sohn des Conventscommissairs."

Da funkelte es hell in ihren Augen auf, einen Blick warf sie auf Lecombe, dann riß sie den kurzen Degen des Republikaners plötzlich aus der Scheide und kehrte die Spitze gegen ihn. „So weiß ich einen andern Weg zu unserer Sicherheit!" rief sie mit kaltblütiger Freude. „Lecombe, ergreife Deine Axt. Antonie, schlage Deine Büchse auf ihn an; wenn Ihr Euch bewegt, seid Ihr des Todes."

Der kleine Schneider hatte schnell befolgt, was sie sagte. Mit der einen Hand hatte er sein Beil, mit der andern den Arm des jungen Unbesonnenen ergriffen. — „Jetzt, Mutter," rief Jakobine, „jetzt ist Heinrich sicher! Wir haben den Sohn des blutigen Leprieur in unserer Gewalt, er soll uns nicht entkommen, so lange sein Vater unseren Henry festhält."

Wie mit einem Zauberschlage hatte sich die Scene verwandelt. Der angsterfüllten Bittenden war der Triumph des Sieges und der Rache aufgegangen. „Leprieur!" sagte sie, „zeigt dieser Mensch wirklich den schrecklichen Namen, so ist es auch eine Himmelsschickung, daß er in unsere Hand gegeben ist." Hastig nahm sie die Lampe auf, und beleuchtete ihn, indem sie ihn sonderbar starr betrachtete; dann wendete sie sich mit stolzer Verachtung von ihm. Er soll uns nicht entkommen; Du hast Recht, Jakobine, Antoine wird ihn bewachen."

In welcher seltsamen Lage befand sich der junge Republikaner! Er war beschämt, von einem Weibe überlistet und gefangen worden zu sein, von einem Mädchen, dem er gern sein Leben geopfert hätte. — Vorwurfsvoll und traurig sah er sie an, aber sie erwiederte seinen Blick triumphirend über das Gelingen ihres Anschlages. „Löscht das Licht aus," sagte sie; „dann fort von hier, erst in der Bocage sind wir in Sicherheit. — Und Sie, mein Herr," fuhr sie mit einem spöttischen Lächeln fort, „Lecombe und ich, wir werden Sie führen und bewachen. Machen Sie keinen Versuch zur Flucht, es würde unnütz sein."

Im Augenblicke, wo sie das Haus verlassen wollten, hörten sie draußen die rauhe Stimme des großen Ribourg. „Bürger Leprieur!" rief er und stieß mit dem Kolben seines Gewehres gegen Thür und Fenster. — Das Licht ist aus, wo ist der Eingang zu diesem Teufelsneste? Eduard Leprieur! gib Antwort, mein Junge; ich habe eine Angst wie eine Mutter um ihr einziges Kind. — Umringt das Haus, Bürger, er muß

Digitized by Google

hier sein; und wehe Euch, wenn ihm ein Nagel verletzt ist."

Diese letzten drohenden Worte richtete er an die unsichtbaren Bewohner des Gebäudes, die sie schweigend hörten. — „Leprieur," sagte das große Mädchen, „keinen Laut, oder wir sind Alle verloren. Antoine, öffne den Kellergang, mein Gefangener wird sein Wort halten."

Sie zog ihn mit sich fort und hinter ihm ging Lecombe, der laut genug vor sich hinmurmelte, daß er sein Beil bereit halte. — Eine Reihe von Stufen ging es hinab, dann in einen dumpfigen Gang, der kein Ende nehmen wollte, plötzlich aber drang ein Lichtstrom herein, eine Thür wurde geöffnet, sie waren am Fuße des Hügels, und Eduard hörte die rufenden Stimmen seiner Freunde über sich, aus dem Gebäude. Jung und stark, wie er war, dachte er wohl daran, daß er mit einer Anstrengung, mit einem raschen Schlage sich der Hand entledigen könnte, die ihn fest hielt, und wie finster und ungewiß auch die Nacht sei, es ihm wohl gelingen könne, davon zu kommen. Aber diese Hand gehörte einem Wesen, dem er kein Leid zufügen mochte, geschehe auch, was da wolle, und in dem wirren Fluge seiner Gedanken schien es ihm, als müsse er ihr geduldig folgen, als sei es wirklich der beste und einzige Weg, um das Unglück zu beschwören. Gefangen in den Händen der Vendeer, würde sich sein Vater am leichtesten wohl dazu verstehen, den jungen Lancy auszuwechseln, und bald war er versucht, sein Abenteuer von der besten Seite zu nehmen, je mehr der Augenblick sich entfernte, in welchem seine Befreiung möglich gewesen wäre. — Eine wohlthätige, fast freudige Empfindung besänftigte zuletzt seine zürnenden und bangen Gedanken; die weichen Finger, welche die seinen sanft umspannt hielten, strömten sie elektrisch aus. Eilig stiegen sie die Hügel hinab und hinauf durch Wiesengründe, in welchen zuweilen elende, zerstörte Hütten standen, von Hecken und Wassergräben umgeben, die sie übersprangen, oder auf morschen Brücken darüber hingingen, bis sie die Kette von Berg und Wald erreichten, deren dunkle Gewinde sich am Horizont hinzogen. — Zuweilen glänzten Feuer in der Ferne und Nähe. Eduard wußte wohl, daß es die Postenlinien der Republikaner waren, und mehr als einmal schlüpfte der kleine Zug behutsam zwischen Wachten hin, die durch wenige hundert Schritt getrennt waren. — Man hatte ihn endlich ganz frei gelassen. Jakobine unterstützte ihre Mutter, die mit Hülfe des alten Dieners ziemlich rüstig, ohne Klage, den beschwerlichen Weg machte. Lecombe war bald voraus, bald folgte er weit nach, meist aber war er gar nicht zu sehen. Dicht an Eduard's Seite ging dafür ein anderer Wächter, der Schritt für Schritt ihn begleitete und dessen zornige Stimme ihn auf dem rechten Weg hielt. Es war der große schwarze Hund Jakobinens, der während aller Vorgänge die größte Schweigsamkeit beobachtet hatte, bis irgend ein leiser Befehl seiner Herrin seine Dienste foderte. Mit seinen Zähnen hielt er das Kleid des Republikaners, sobald dieser abweichen wollte, und stieß ihn brummend mit seinem gewaltigen Kopfe, wenn er zögerte und langsamer ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

**Berlin**, den 1. November.

[Antigone.]

Die Aufführung der Antigone, nach der Donner'schen Uebersetzung, hat am 28. v. Mts. im Theater des neuen Palais bei Potsdam statt gehabt und die gespannten Erwartungen mehr befriedigt, als man zu hoffen sich berechtigt glaubte. Die antike Tragödie muß den Kunstanschauungen unserer Zeit allerdings wohl vielfach ungenügend erscheinen und fremd bleiben. Die Größe und Schönheit einzelner Gedanken, die tragische Macht des Schicksals und eine edle harmonische, kunstvoll fallende und steigende Sprache in wechselnden Versmaßen, befriedigte und entzückte die Griechen. Die Charaktere, ihre Durchbildung, die Conflicte der Leidenschaften, zu welchen sie sich verknüpfen und handelnd mit dem Leben kämpfen und untergehen, waren ihnen unbekannt. Das Schicksal waltete über die Freiheit, die Gestalten bewegten sich nach den Weisheitslehren der Chöre, Götter- und Prophetensprüche leiteten das harte Loos der Sterblichen. Auch in der Antigone sind die Charaktere nur in Umrissen gezeichnet und ohne Entwickelung geblieben; alle Tragedienspiele des Sophokles wiegen eine einzige Tragödie Shakspeare's nicht auf, aber dennoch konnte das Gedicht, von schöner Musik begleitet, von dem eigenthümlichen Eindruck des Neuen und Ungewohnten unterstützt, mit seinen einfach erhabenen Bildern und Gedanken, seinen Chören und seinem furchtbar hereinbrechenden Schicksal, das die letzten Reste des untergehenden Königsstammes in Theben zerschmettert, nur erhebend und tief bewegend wirken. Ludwig Tieck hatte das Einstudiren übernommen und in vielen Wochen mit Hülfe mehrerer Gelehrten, besonders des Geheimeraths Böckh, sich bemüht, den Schauspielern Verständniß der Verse und der Direction die Nachweise zur Einrichtung der Bühne zu geben. Welche Mühe dies gekostet, darf wohl nicht näher erläutert werden. Unsere Schauspieler, ohne Ausnahme, sind nicht im Stande Sophokleische Verse zu sprechen, wenige mögen zur Verständigung des Inhalts gelangt sein, denn selbst die Donner'sche Uebersetzung, ob-

Digitized by Google

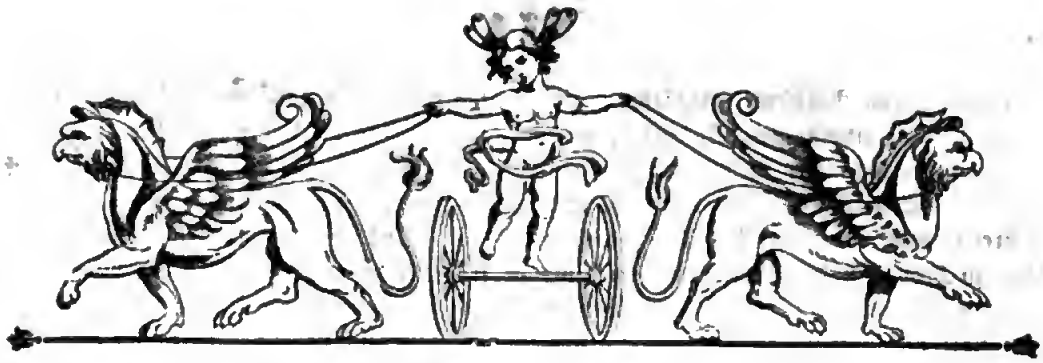
gleich die flüssigste und verständlichste von Allen, ist oft genug steif, dunkel und unbehülflich, so daß der Witz, der unter vielen hier im Umlauf ist, daß einer der Sänger und Schauspieler nämlich den Vers: „Die namenverleihende Nike kommt", als namenverleihende Rieke behandelt und sich schwer davon habe abdringen lassen, Wahrscheinlichkeit genug für sich hat. Genug, man kann denken, was der unermüdliche Tieck, der Alles erklären mußte, für Mühe hatte. Man möchte aber dennoch glauben, daß die Aufführung gescheitert wäre, wenn die Musik des Kapellmeisters Mendelssohn-Bartholdy sie nicht getragen hätte. Das ausgezeichnete Talent dieses Componisten für die Behandlung des Melodramatischen hatte ganz neue Formen gefunden, die Wirksamkeit der Chöre zu erhöhen. Einige waren recitatorisch gehalten, die meisten aber bildeten eine Art Cantabile, in welcher Wort und Gedanke nicht von der Musik verdrängt ward, während diese doch lieblich, melodiös und schnell fließend, gleichsam ein schönes Gewand um den schönen Körper hüllte. Daß einige mehr, andere minder sich der Vollendung näherten, liegt in der Natur des fremdartigen Sujets. Außerordentlich schön war der Bacchische Chor, dessen Wirkung durch die pantomimische Begleitung, durch das Schwenken der Thyrsusstäbe u. s. w. noch mehr gehoben ward; von nicht geringerem Eindruck und tiefempfundener Schönheit waren einzelne Stellen der Musik, wo sie unvermuthet eingreift. Hätten die Schauspieler den Componisten verständig unterstützt, so würde unbezweifelt die Wirkung weit gewaltiger gewesen sein; aber schon Madame Crelinger, als Antigone, verfehlte ganz den Charakter der antiken Hoheit und Ruhe und schien gar nicht begriffen zu haben, mit welcher erhabenen Resignation sich Antigone im vollen, klaren Bewußtsein dessen, was sie thut, dem Tode weiht. Madame Crelinger kann aber nicht anders, als mit dem vollen Pathos der Leidenschaft spielen, und so war auch diesmal ihre Auffassung, obgleich diese Künstlerin in anderer Beziehung und unterstützt von gelehrten Freunden wohl am meisten zum Verständniß gelangt war. Weit beklagenswerther noch war die Art und Weise, wie Herr Rott sich als Kreon geberdete; ein ächter Komödientyrann, Unnatur und frazzenhafte Uebertreibung überall, in Stimmverrenkung, Bewegung des Körpers, im Ausdruck der Leidenschaften, wie im Jammer der Schmerzen. Sein Wehruf über die Hingemordeten hätte unfehlbar auf die Zuschauer die laute Aeußerung einer ganz entgegengesetzten Seelenstimmung hervorgebracht, wenn der Ort nicht allen Aeußerungen des Beifalls oder Mißfallens eine feste Schranke entgegengesetzt hätte. Ein wahres Wunder ist es jedoch, daß Herr Rott nicht auf der erhöhten Bühne bei seinen heftigen Gesticulationen das Gleichgewicht verlor, hinabstürzte und in Wahrheit eiendiglich umkam. Die übrigen Rollen sind Nebenfiguren und wurden mehr oder minder mittelmäßig ausgeführt, der Hämon durch Herrn Devrient, Ismene von Fräulein Bertha Stich, Wächter und Bote von den Herren Bauer und Grua; der Seher Teiresias am besten und würdigsten durch einen unserer verständigsten Schauspieler, Herrn Franz.

Die Einrichtung der Bühne war in der Art, daß das Proscenium in bedeutender Tiefe sichtbar war. Von demselben führte eine ziemlich hohe Treppe nach beiden Seiten hinunter zu einem kreisförmigen Raum zwischen Zuschauer und Bühne. Hier stand ein Altar, an welchem der Doppelchor seinen Platz nahm. Beim Beginn der Darstellung senkte sich ein Vorhang in die Tiefe und zeigte, als Hinterwand, den königlichen Palast in Theben, in dessen Haupteingange der Hausaltar sichtbar ward. In den Räumen zu beiden Seiten des Chors war das Orchester verborgen, von dem man wenig sah. Diese Nachahmung, welche doch niemals die altgriechische Scenerie erreichen kann, war äußerst unbequem für die Handelnden, Auf- und Abtretenden, so daß es gewiß besser gewesen wäre, man hätte diese unnütze Zugabe ganz fortgelassen. Das Publicum, welches dieser ersten Darstellung beiwohnte, war das kunstgebildetste und gelehrteste, das wohl jemals in einem Theater vereint war. Den vorderen Raum des Parterres nahmen Se. Majestät in Begleitung der Prinzen und Prinzessinnen des Hofes und eine erwählte Anzahl der ersten Staatsdiener ein; diesen schloß sich die Elite der Gelehrten- und Künstlerwelt an, berühmte Männer, welche vorzüglich vom Könige ausgezeichnet worden; weiterhin in den Logen waren die übrigen Professoren der Universität, die Mitglieder der Akademie und viele ausgezeichnete Lehrer, Maler, Bildhauer u. s. w. In den oberen Logen hatte man die Literaten, Zeitungsschreiber, Hofräthe, Doctoren, Docenten zusammengethan, jedoch auch hier mit genauer Sonderung die unterschiedenen Klassen festgehalten. Es verdient wohl bemerkt zu werden, daß Se. Majestät vorzugsweis befohlen hatte, den Gelehrten und Künstlern des Landes den Zutritt zu gewähren, so daß viele Personen, die ihrer Stellung nach sich berechtigter glaubten als jene, doch diesmal weichen mußten. Hoffentlich wird die Mühe und Sorgfalt, welche man diesem Versuche zuwandte, zur Gewährung des allgemeinen Wunsches beitragen, die Antigone auf der königl. Bühne erscheinen zu lassen. Nicht allein die Neugier würde öfter das Haus füllen, es gibt doch auch sehr viele wahrhaft Gebildete, welche aus regem Antheil zu sehen wünschen, und denen es doch versagt war im neuen Palais gegenwärtig zu sein. Man hofft hier allgemein darauf, und die Theater-Direction, die dabei ein gutes Geschäft wittert, bemüht sich, wie man hört, die Zustimmung Sr. Majestät zu erhalten, die bis jetzt, vielleicht mit Rückblick auf die so übel empfangene Athalia, verweigert wird. — Bühnenneues hat es bisher wenig gegeben. Ein kleines Lustspiel: Ein Herr und eine Dame, aus dem Französischen übersetzt von C. Blum, hat eine sehr günstige Aufnahme gehabt. Auch Literatur und Kunst erwarten, wie es scheint, bessere oder spätere Zeit. Die unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben sind hier, wie es heißt, seit einigen Tagen verboten; ihr Verfasser, sagt man, ist zur Rechenschaft gezogen. In welchem Zusammenhange dies mit dem erwarteten Preßgesetz steht, ist problematisch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei ein Prospectus von Fr. Volckmar in Leipzig.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 219. — den 8. November 1841.

Redacteur: Dr. F. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Stunden endlich ging der Mond auf und nach einer heimlichen Berathung machte der Trupp mitten im Walde Halt, wo eine kleine zerstörte Capelle an einem Kreuzwege lag. Das armselige Gebäude bot wenigen Personen Obdach. Es war der Zerstörungswuth dieses entsetzlichen Krieges nicht entgangen. Seine zerschmetterten Fenster zeugten davon, Dach und Thür waren zerbrochen, ja selbst die Statue der heiligen Jungfrau, die mit grellen Farben bemalt in ihrer vergitterten Nische von uralter Zeit ein Gegenstand der Verehrung gewesen, hatte den gotteslästerlichen Händen weichen müssen. Das bleiche Mondlicht beschien ihre Trümmer, die auf dem Boden zerstreut lagen; der Kopf mit der goldenen Krone blitzte aus einer Ecke hervor; die Hände, die das Jesuskindlein gehalten, lagen vor dem Eingange, und der Körper ragte aus einem Aschenhaufen, geschwärzt und halb verbrannt. Unter schmerzlichem Seufzen sammelte Frau von Lancy die Ueberreste der Heiligen und legte sie in die leere Stelle, dann ließ sie sich auf ein Knie nieder und betete mit heißem Eifer, bis sie erschöpft ihr Haupt auf die Stufen senkte und einschlief. — Der Gefangene saß indeß allein auf der Schwelle. Vor ihm lagerte der Hund, der auch zu schlafen schien; das Fräulein war mit dem alten Diener den Weg hinaufgegangen. Lecombe hatte sie schon längst verlassen. Der Wind bog leise die Zweige, schüttelte schwere Regentropfen und falbe Blätter herab, und knarrte mit der kleinen Eisenfahne auf der Spitze des Daches. Durchschauert von der Kühle und aufgeregt von Vergangenheit und Zukunft, faß Eduard Leprieur, die Hände wechselnd auf sein heißes Gesicht und auf das laut klopfende Herz gedrückt. Bald fielen seine Blicke auf die betende, dumpfwimmernde Frau, wie sie in ihrem schwarzen Witwenkleide auf den moosigen Steinstufen lag, die Hände und das bleiche, starre Gesicht emporhob, und rund umher das Mondlicht von den engen, weißgetünchten, so grauenhaft verwüsteten Wänden herabrieselte; bald sah er in den rauschenden Wald auf die weißen Birkenstämme, auf die wandernden Schatten und Halme, die ihm winkten und zunickten, bald wieder auf den Hund, der bei jeder seiner leisen Bewegungen das große feurige Auge aufschlug, ohne seine Lage zu verändern. Und nun horchte er auf jeden Schall, auf jeden Ruf eines Nachtvogels, auf das Knistern eines brechenden, fallenden Zweiges, und mehr als einmal glaubte er Menschenstimmen, die nahenden Tritte seiner Freunde zu hören, oder die hohe Gestalt des tapfern Ribourg zu erkennen, der durch die öde Heide heranlief. Aber eben so schnell verschwand die Täuschung, und die ganze Bitterkeit seiner Empfindungen, Besorgniß und Hoffnungslosigkeit brachen über ihn herein. Er wußte wohl auch, wie selten die Vendeer einen Gefangenen verschonten, er schauderte vor dem Gedanken, in wenigen Stunden viel.

leicht vor einen ihrer wilden Anführer geschleppt, ein schnelles, blutiges Urtheil zu empfangen. So fiel er nach und nach in ein Träumen, das mit fuchtbaren Bildern seinen Kopf füllte. — Sein Vater stand vor ihm und betrachtete ihn streng und kummervoll. Die gebeugte Gestalt schien ihm zu drohen und wandte sich von ihm, als zwei weiche Arme ihn umschlangen und Jakobinens schönes Gesicht ihn stolz und zärtlich anblickte. — Da flog ihr weißer Schatten durch den Wald; hinterher sprang der kleine entsetzliche Schneider, der sie an den langen Haaren festhielt; auf seiner eigenen Brust aber kniete der alte Jäger mit dem tückischen Gesicht, der drehte den Knoten um seinen Hals, und lange Knochenhände wühlten in seinem Haar, heiseres Lachen und Murmeln verstarrten sein Blut, das glühende fanatische Auge der alten Frau in der Capelle sah in das seine, ihr kalter Athem berührte ihn mit Tod.

Mit einer schaudernden Bewegung wachte er auf, und, über ihn hingebeugt, erblickte er das Fräulein von Lancy an seiner Seite. Ihren Mantel hatte sie über ihn gebreitet, ihr Strohhut lag darauf und sie, den Kopf in die Hand gestützt, über welche ihr glänzend dunkles Haar fiel, saß auf den Stufen im Mondlicht, das jetzt klar vom Himmel fiel. So betrachtete sie ihn stillsinnend und schien seinen Schlummer zu bewachen.

Als er sich aufrichtete, bewegte sie sich nicht, und lange unterbrachen Beide nicht das Schweigen. Die Trauerweiden an den Seiten der Capelle streuten zuweilen ihre zitternden Schatten über sie aus, und dann wieder überstrahlte das Licht der Nacht die beiden Einsamen. Endlich nahm der junge Mann den Mantel, der ihn warm und mit wonnigem Empfinden umhüllt hatte, und indem er ihn der Eigenthümerin bot, sagte er: „Die Nacht ist kalt, Sie werden diese schützende Hülle selbst bedürfen."

„Ich friere nicht," erwiederte sie mit gedämpfter Stimme. „Ich bin gewöhnt, durch Nacht und Wind zu fliehen, dem gehetzten Wilde gleich; im Walde zu schlafen und naß zu werden, ohne zu erkranken."

„Wie traurig, wie entsetzlich!" seufzte Eduard, indem er sie betrachtete.

„Eine nothwendige Folge der Dinge," erwiederte Jakobine, und diese Schule der Leiden und Entbehrungen wäre an sich so übel nicht, wenn nicht so viel Anderes, Trauriges und Entsetzliches damit verknüpft wäre."

„Und Sie ertrugen so viel Noth!" sagte Eduard.

„Ich war bei dem Uebergange der Vendeer in die Bretagne und habe den ganzen Krieg kennen gelernt," sagte sie. „In tausend Schlupfwinkeln versteckt, und immer wieder vertrieben, wollte es uns nie gelingen, zu entkommen. Jetzt von neuem von der Loire fliehend, ist uns die letzte Aussicht verloren."

„Und wohin führen Sie Ihren Gefangenen?" fragte Eduard.

„Zu meinem Oheim Lapinaux," erwiederte sie. „Antoine ist voraus, um unsere Ankunft zu melden und uns, wo möglich, Pferde zu schaffen; Lecombe streift nach St. Florent hinüber, um etwas von meinem Bruder und von dem Lärm zu hören, den Ihr Verschwinden verursachen wird."

„Wird meine grausame Siegerin mir gestatten, einige Worte an meinen Vater zu richten, um ihn zu beruhigen?" fragte Eduard.

„Sein Sie überzeugt," erwiederte sie schnell, „man wird diesen strengen Conventscommissair bald wissen lassen, was er für seinen Sohn bezahlen soll."

„Und wenn er die Bedingungen nicht annimmt?" fragte Eduard, von einer Ahnung ergriffen.

Jakobine antwortete nicht. Sie sah starr in den Himmel hinauf und sagte erst nach einer langen Pause: „Wir wollen die Möglichkeiten nicht alle erwägen. Es wird kalt; geben Sie denn meinen Mantel."

Er stand auf, hing ihn über ihre Schultern, und wie er sorgfältig den Kragen ordnete, sagte sie lächelnd: „Ist es doch, als wollten wir alle Gegenwart vergessen, als wäre dies nicht der Wald von Croix cange, wo so viel Entsetzliches schon geschehen ist; als wollte vielmehr ein junger Ritter seiner Dame gefallen, die er aus der großen Oper oder von einem Balle zu ihrem Wagen geleitet, und dafür sorgt, daß sie sich nicht erkälte."

Eduard behielt ihre Hand in der seinen, und indem er sie zärtlich anblickte, sagte er: „Möchte ich doch dieser Ritter sein dürfen, möchte es mir jemals vergönnt sein, mein Leben für meine Dame zu opfern."

Das Fräulein von Lancy warf einen schnellen Blick in die Capelle, dann sagte sie: „Still, mein Herr Leprieur, was sind das für Worte! Vergessen Sie nicht, wie schlimm es mit allem Scherz hier aussieht, und daß es nicht gut ist, in Nacht und Wald frevelhafte Wünsche auszusprechen, die von bösen Mächten zuweilen erhört werden."

Der junge Republikaner schwieg und sie ließ ihm die Hand, die er langsam an seine Lippen zog und küßte. „Wie sonderbar," sagte er mit dumpfer Stimme, „gefangen bin ich und doch glücklich. Einem ungewissen Schicksale entgegengeführt, empfinde ich alle Süßigkeit

Digitized by Google

des Lebens. Ich habe keine Furcht, kein Bangen, denn ich schöpfe Muth aus den Blicken meiner Feindin. Und hat nicht der Himmel deutlich gesprochen, ist denn nicht ein Wunder geschehen, das Sie zu mir führte, als ich im Tode lag, und das mein Auge öffnete, um zu sehen, wie es nie gesehen hat?"

„Sie zürnen mir also nicht?" sagte sie.

„Mein Zorn ging längst in Bewunderung unter," erwiederte er, „und die Scham über meine Unbesonnenheit starb in Hoffnungen, welche nicht glücklich machen."

„Hoffnung und immer Hoffnung!" rief sie mit Heftigkeit. „Es ist unmöglich, es ist Lug und Trug, die ins Verderben führen. Und wenn diese blutigen Männer zu Gericht sitzen, wenn Eduard Leprieur, der Sohn ihres grimmigsten Feindes, als Opfer ihrer Rache fällt; wie dann? wie dann, mein Herr Republikaner? Wird kein Fluch die verfolgen, welche Sie an die Schlachtbank lieferte?"

„Auch dann," sagte er sanft, „werde ich glauben, daß ich für meine Dame gestorben bin."

Jakobine setzte sich zu ihm nieder und schien einen Augenblick nachzusinnen. „Was hindert Sie, davonzugehen?" sagte sie. „Dieser treue Hund wird sich nicht rühren, wenn ich es nicht befehle, und ich weiß nicht, ob ich es thun werde. — Doch nein," fuhr sie nach einer Pause fort, „es darf nicht sein, und wenn es dürfte, es wäre zu spät. Hören Sie den Hufschlag im Walde, die Menschenstimmen, welche sich nähern! Was kommen muß, wird geschehen; Klugheit nur und Vorsicht, die äußerste Vorsicht nur kann helfen."

„Und meine Freundin wird mit mir sein," flüsterte Eduard.

„Ihre Freundin?" rief Jakobine, indem sie ihre Hand schnell aus der seinen zog. „Leprieur ist ein Name, den ich ewig hassen soll. Hoffen Sie nichts, ich bin eine Laney!"

Sie stand auf und ging schnell einige Schritte vorwärts den Reitern entgegen, die jetzt rasch herankamen. Es waren sechs bewaffnete Männer, an deren Spitze sich ein kleiner dicker Herr befand, der eine Art Uniform mit Lilien gestickt und einen Federhut trug. Es war der Herr von Saplnaux, der seine Nichte umarmte, sich nach ihrer Mutter erkundigte und dann sogleich nach dem Gefangenen fragte. „Brav gemacht, wie eine echte Laney," sagte er lachend, indem er sie küßte. „Auf mein Wort, Du gibst den Jaquelin's an Haß gegen die Blauen und an Entschlossenheit nichts nach. Du sollst eine Abtheilung meiner Schützen führen, meine tapfere Nichte, und Commandant der ersten eroberten Veste werden. Wie oft habe ich Deiner Mutter, meiner Schwester, angetragen, mir meinen Neffen zu überlassen. Sie hat immer sein zartes Alter vorgeschützt, bis er nun glücklich in den Händen der Blauen ist. Aber Du hast ihn befreit, Jakobine, denn dieser Bursche da soll uns Alles ersetzen."

Er warf hierbei auf den Gefangenen einen messenden Blick, sagte ihm aber kein Wort und ging in die Capelle, wo Frau von Laney, vom Lärm geweckt, ihm entgegen kam. Nach einer kurzen Unterredung, die von Seiten des Barons nicht ohne Vorwürfe für seine Schwester ablief, beeilte er sich, den Damen auf die leeren Pferde zu helfen, und erst als dies geschehen war, wendete er sich zu seinem Gefolge und rief ihm zu, den Burschen da gut zu transportiren. Auf diesen Befehl hatte man nur gewartet, denn in einem Augenblicke waren Eduard's Arme auf den Rücken gebunden, die Stricke an die Steigbügel zweier Reiter befestigt, und so ging es rasch hinter dem Baron und den Damen her, ohne daß die Bauern und der alte Jäger Antoine, die ihn umringten, sich weiter um seine Klagen bekümmert hätten. (D. F. f.)

## Correspondenz.

### Aus Ems*).

[Kur, Langeweile und Roulett.]

„Ems ist gut füe die Brust." Das ist ein uralter Satz. Ob er aber wahr ist, in solcher Allgemeinheit wahr, wie man gewöhnlich annimmt, das mögen Sachverständige entscheiden und sich darüber mit dem bekannten Skeptiker, Herrn Dr. Vogler dahier, streiten, der verwegen genug gewesen ist, in seiner vor einiger Zeit erschienenen Brunnenschrift zu behaupten, daß ihn Einer dem Andern gedankenlos nachgeplappert habe. Ich meines Theils finde keinen Grund, an der Wahrheit des ehrwürdigen Axioms zu zweifeln, wenigstens dann nicht, wenn man annehmen darf, daß Langeweile gut füe die Brust ist. Denn Langeweile kann der Mensch und resp. der Kranke in Ems haben — zu jeder Stunde, bei jedem Witterung, an jeglichem Orte. Zu Hause, im Kursaale, bei Tisch, unter den Colonnaden, auf dem Henriettenwege, an den Trinkquellen, auf und unter Eseln; überall darf er gähnen und sich langweilen. Langeweile ist in Ems die Hauptsache. Langweilig wird Jeder, der nur einigermaßen in den herrschenden Badeton einzustimmen weiß.

Es ist in der That nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß ein Drittheil aller Brunnen-Conversation darin besteht, daß sich die resp. Badegäste versichern: es geschehe doch gar zu wenig füe das allgemeine Vergnügen, es gehe

*) Ohne unsere Schuld verspätet. D. Red.

Alles so steif her, man könne keine Bekanntschaften machen, es sei kein ordentliches Lesekabinet vorhanden, der Kursaal werde nicht gehörig benutzt, die Männer seien an den Spieltisch gebannt, die Damen aufs Sopha; auf der Promenade sehe man nue Laufmaschinen, mit einem Worte, es sei in Ems höchst langweilig. Dabei wird aber nicht etwa eine Aendecung versucht, bewahre der Himmel! Jeder hütet sich wohl, am alten Herkommen zu rütteln; man klagt, aber man langweilt sich nach wie vor. Es geht wie mit dem Hutabnehmen beim Grüßen: Jedermann hält sich üdee das Lästige und Unzweckmäßige diesee aldernen Sitte auf, aber Jedermann reißt, wie toll, sobald sich nur halbweges ein zu begrüßendes Subject dicken läßt, den Hut ab.

Feagt man nach den Quellen dieser auffallenden Erscheinung; so sind solche sehr verschieden und zum Theil allerdings nicht leicht zu beseitigen. Zunächst gehört hierher die große nationale Verschiedenheit untir den emser Kuefeemden. Engländee, Russen, Feanzosen, Holländer, Dänen, Schweden, Griechen und Gott weiß welche Nationen strömen hier alljährlich zusammen, der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands, wie Hamdurger, Lübecker, Frankfurter, Anhalter, Reußianer u. s. w. u. s. w. gae nicht einmal zu gedenken. Gar viele dieser verschiedenen Gattungen und Species der menschlichen Gesellschaft, haben aber eden kein besondeees Talent zue Geselligkeit. Schon die sprachlichen Verschiedenheiten treten hier hemmend entgegen. Noch mehr die dünkelhaften Eindildungen, womit man sich trägt. Insbesondere haben die Hambueger eine wahre Virtuosität darin, hundert Male auf die hochmüthigste Weise und ohne sich anscheinend zu bemerken aneinander vordeizugehen. Sodann trägt auch die Natur der Krankheiten, gegen welche man in Ems Hülfe sucht, einen guten Theil dazu del, daß keine größeren Partien und allgemeineren Vergnügungen zu Stande kommen. Ems ist noch immer ein wahrer Kurort. Seit einigen Jahren scheint es zwar mehr als früher in die Zahl der Mode- und Vergnügungsbäder übergetreten zu sein; namentlich fanden sich diesen Sommer eine bedeutende Menge von Fremden hier ein, die wedee mit Brust- noch sonstigen Krankheiten behaftet waeen, indessen läßt sich doch im Allgemeinen nicht annehmen, daß Ems gleich Wiesbaden odee Baden-Baden der bloßen Annehmlichkeiten wegen zum Aufenthaltsorte gewählt werde. Noch immer sind es vorzugsweise Brust- und Nervenleidende, welche hier Linderung suchen, und bei solchen sind begreiflicher Weise den geselligen Vergnügungen ziemlich beschränkte Grenzen gezogen. Endlich und vor allen Dingen ist aber die Lässigkeit der Bade-Verwaltung, oder vielmehr die mangelhafte Benutzung des Kursaales und dee sonstigen Räumlichkeiten daran schuld, daß so viel über Langeweile und schlechten Ton geklagt wird. Für allgemeinere Vergnügungen, für Vereinigung der Kurfremden in größerer Anzahl geschieht wenig oder gar nichts. Bälle finden gewöhnlich nur dem Namen nach Statt. Sie werden angekündigt, es wird angeschlagen, daß Niemand anders als im Frack tanzen soll — eine Bestimmung, die eben so lächerlich als überflüssig erscheint, zumal nach neuester Mode Keiner mehe im Stande ist, die Grenze zwischen einem Frack und einem Oberrock zuverlässig anzugeben — es wird endlich eine Translokation der Spielbank vorgenommen: das ist Alles, wenn man nicht etwa noch das Anzünden des großen Kronleuchters für ein wesentliches Moment ansehen will. Niemand arrangirt, Niemand animirt. Ich habe an drei Ballen Theil genommen, d. h. ich bin an drei Balladenden im Kursaale gewesen. Das erste Mal tanzte Niemand. Den zweiten Abend tanzten drei Paare, von denen die weibliche Hälfte Emserinnen und zwar Schwestern waeen. Da mir dieselben sehr bekannt vorkamen, so faßte ich sie etwas genauee ins Auge und besann mich nun, daß ich dieselben auch schon voriges Jahr als einzige Tänzerinnen angetroffen hatte. Außer diesen drei Paaren tanzten noch zwei junge, resp. alte Mädchen mit einander, und der dritte Ball wurde, wenn ich nicht irre, abermals nur von zwei oder drittehalb Tänzern aufgeführt. Von nun an höeten die Bälle auf; es fand das nächste Mal nue Musik statt, was jedoch eigentlich dasselde war, mit dem Unterschiede nur, daß nun wiedee das Rouiett im großen Saale stand.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notizen.

[Venedig in alter Zeit.]

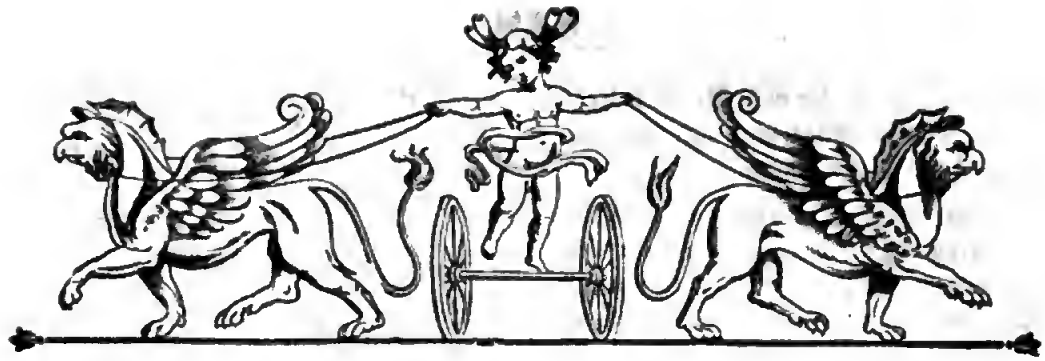
Unter diesem Titel finden wir in L. Mühlbach's „Novellettenduch" eine Skizze. Die Verfasserin schildert das Gemach der geheimen Drei und einen mysteriösen Bravo, den freilich Cooper schon ausführlicher zeichnete. Was die Räumlichkeiten betrifft, die uns der Titel der Skizze verheißt, so stießen wir auf einige kleine Irrthümer. Es ist da die Rede von „Löwenrachen auf dee Piazzetta". Unseres Wissens wae der Löwenrachen bei der Riefentreppe, im Schloßhof des Dogenpalastes. Auf einee der beiden Säulen des Marcusplatzes steht bekanntlich der geflügelte Löwe. Auf der andern, sagt L. Mühldach, steht San Marco. Dies ist, soviel ich weiß, nicht richtig; der heilige Theodor steht dort, der frühere Schutzpatron der Republik. Ferner spricht die Veefasserin von drei Säulengängen, die sich voe Sanct Marcus aufgepflanzt. Dies wäre richtig, wenn sie nicht vom alten Venedig speäche. Links und rechts ziehen sich die beiden Flügel der Procueatien hinunter; die Querseite, dee Marcuskieche gegenüdee, ist jenee edenfalls auf Säulen gestützte Palast, den Napoleon erbauen ließ, um den Platz harmonisch abzuschließen. Die Novellette der Verfasserin spielt aber im alten Venedig. Dem Sanct Marcus gegenüber stand ehedem ein Kloster, mich dünkt San Geminiano denannt. Von drei Säulenhallen kann nue in Venedig von heute die Rede seln. Daß die Verfasserin die Gondoliere Venedigs Tadak kauen läßt, mag sie mit ihrem Schönheitsgefühl vertreten, falls es historisch möglich ist.

[Album für Gesang.]

In Leipzig bei Bösenderg erscheint ein neues Album für Gesang mit Beiträgen von Ehelard, Kaliwoda, Lachner, Lindpaintner, Löwe, Marschner, Mendelssohn, Methfessel, Reißiger, Fr. Schneider, Schumann und Spohr. Redacteur des Albums ist Dr. Rudolf Hirsch, der musikkundige Dichtee und dichterische Componist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 220. — den 9. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

### 3.

Erst nach zwei Stunden, während welcher der Trupp zwischen den Hügeln, bald schneller, bald langsamer fortzog, erreichten sie die Ebene, an deren Saume ein Dorf oder Flecken und auf dem Hügel dabei der alte Sitz eines Edelmanns sich erhob. Zwischen zahllosen Hecken und Gräben, auf Dämmen, die aus Wasserspiegeln sich erhoben und buschige Wiesengründe durchkreuzten, näherten sie sich dem großen, unregelmäßigen Gebäude, als eben die Morgenröthe über die Bocage trat. Dicht vor ihnen ritten jetzt die Damen und Herr von Savinaud, der dann und wann einen triumphirenden Blick auf den bleichen Gebundenen warf.

In seinem verhaßten Kleide war Eduard ein allgemeiner Gegenstand des Fluchs und Rachegeschreis; denn am Fuße des Berges lagerte eine Schaar des königlichen Heeres, zerlumpte Gesellen, mit Weibern und Kindern untermischt, welche die größte Lust bezeugten, ihn auf der Stelle zu richten, und nur durch das Ansehen und die Nähe des Barons von der That abgehalten wurden. — So zogen sie langsam den Weg aufwärts unter den alten Bäumen bis in den Schloßhof; der von einer andern Abtheilung der Königlichen besetzt war, welche weit mehr Respect einflößte. Es waren Büchsenschützen, Förster und Waldwärter vornehmlich, die während des Krieges den Republikanern sich oft furchtbar gemacht hatten. Die finsteren bärtigen Männer warfen unheimliche Blicke auf den Gefangenen, aber sie regten sich so wenig wie die kleine Reiterschaar, welche in einer Ecke des weiten Hofes neben ihren Pferden lagen. Es herrschte ein Schweigen über diese Menge, das bezeichnend für ihr Unglück und Elend, wie für die Gewohnheit war, ohne Klage und Murren zu gehorchen.

Eduard Leprieur wurde von den Steigbügeln losgebunden, als der Baron durch einen Wink seine Begleiter dazu anwies. Der edle Herr von Savinaud stand dabei auf der Vortreppe neben den Damen und musterte seinen Gefangenen, der einen erlöschenden Blick auf das Fräulein von Lancy warf. „Teufel!“ sagte er, „es ist ein hübscher Bursche, und sein Gesicht hat alle Frechheit, die ein echter Republikaner haben muß. Heda! führt ihn in den Thurm und hebt ihn mir gut auf!“

„Laßt ihn nicht entkommen, guten Leute!“ rief die alte Frau von Lancy und sah ihn mit rachsüchtigen Augen an; „es ist der Sohn eines der größten Bösewichte.“

„Der Sohn des Conventsdeputirten Leprieur, der jetzt in St. Florent den Müttern die Kinder raubt und die höllischen Colonnen ins Land führt,“ fügte das Fräulein hinzu.

Der Haufe der Büchsenschützen und Lanzenreiter drängte sich näher herbei mit todtdrohenden Mienen. — „Da, seht ihn Euch an,“ sagte der Baron.

„So sieht ein verruchter Ketzer und Königsfeind aus!“ scheie die alte Frau.



Digitized by Google

„Wo gäbe es einen Blauen, der nicht Beides wäre!“ rief Jakobine, und ihr dunkles Auge glitt kalt und verächtlich über den leidenden jungen Mann.

„Mein Herr,“ sagte dieser, und eine zornige Röthe überlief sein bleiches Gesicht, indem er sich stolz vor dem Baron aufrichtete, „mögen wir uns hassen, aber wir sind Beide Franzosen. Lassen Sie mich tödten, aber nicht beschimpfen. Ich verlange die Achtung, die jeder Mensch dem Unglück schuldig ist. Es ist unedel, den Wehrlosen zu verspotten.“

Der kleine Baron sah ihn einen Augenblick ganz erstaunt an, aber wie sehr er auch die tollgewordene Bettlerbande von Paris haßte, diese furchtlose Kühnheit gefiel ihm dennoch. „Wird es nicht immer ärger mit diesen anmaßenden Rebellen?“ sagte er; „nun wollen sie auch nicht mehr angesehen sein! Wollte die heilige Jungfrau, Ihr zwängt uns nicht dazu. — Aber führt ihn in das obere Stockwerk und laßt ihm Zeit, sich zu erholen. Das Gericht wird nicht ausbleiben; es wird kommen, ehe es Euch lieb ist.“

Jakobinens Worte klangen in Eduard's Ohren, und als er die enge Steintreppe hinauf und in das kleine Zimmer geschoben war, das hinter ihm fest verschlossen wurde, drückte er die Hand auf seine brennende Stirn und wiederholte sie unzählige Male. Erst nach langer Zeit ward er ruhiger. Die Erschöpfung des Körpers und das Unvermeidliche seiner Lage stumpften die Qualen seiner Seele ab. Den Kopf an die Eisengitter des kleinen Fensters gelehnt, sah er über die weite Landschaft hinaus. Die Sonne stieg über die Wälder der Bocage, die wie ein ungeheures dunkles wogendes Band Himmel und Erde verknüpften. Das mannichfache Grün des Laubes, die hellen Berglehnen, die eingeschlossenen Wiesenstücke, das Getümmel der Menschen in dem Flecken unten, die Glockentöne, die zum Gebet riefen, die reine Morgenluft, Alles sah lieblich und wie ein Bild des Friedens aus, das besänftigt in sein Herz drang. Nach langer Zeit blickte er unter sich auf den Park des Schlosses, dessen hohe verwilderte Baumgruppen halb kahle Aeste bis an sein Gitterfenster hinaufstreckten. Er konnte, als er sich dicht herandrängte, die Vortreppen des Schlosses sehen, die in besserer Zeit mit Orangenbäumen und großen Zierblumen besetzt gewesen, deren Reste ungepflegt und verdorrt noch vorhanden waren. Dort waren Menschen. Herren und Damen hielten ihr Frühmahl; sie sprachen laut und lachten, gingen auf und ab, und neuer Schmerz kam über den Gefangenen, als er das Fräulein von Laney erkannte, die mit einem großen Manne sich angelegentlich unterhielt, und bis an den Fuß des Thurmes zu ihm herankam. Der junge Edelmann hatte ein kühnes, offenes Gesicht und dunkles Haar, das mitten im Kriege seiner Pflege nicht entbehrte, denn es war in Locken gebrannt und hinten zusammengedreht. Mit Ingrimm betrachtete ihn Eduard, und vergebens bemühte er sich, den Inhalt ihres Gesprächs zu verstehen. Der Wind trug ihm nur einzelne Laute zu, doch glaubte er seinen Namen zu hören, und nach manchen Anzeichen urtheilte er, daß von ihm die Rede sein müsse. — Mitten in seinem Lauschen hörte er den raschen Galopp eines Pferdes. Ein Reiter sprengte den Baumweg des Parkes herauf. Sein weißes Roß schimmerte durch das grüne Geländer; sein blaues Kleid, sein Federbusch flatterten durch den Wind. „Da ist er!“ rief Jakobine laut, „sprechen Sie sogleich mit ihm, sagen Sie ihm Alles. Es ist nicht dieser junge thörichte Mensch. Meinetwegen mögt Ihr ihn nachher todtschießen oder aufhängen; Niemand kann das mehr wünschen als ich.“

Sie gingen lachend fort und Eduard lehnte sich voll von wüthendem Schmerz an die Wand. „Warum kann ich es denn nicht glauben,“ murmelte er endlich, „warum flüstert eine leise Stimme mir immer wieder neue Hoffnung ein? Selbst jetzt in dieser schrecklichen Minute schleicht der böse Feind durch mein Herz und zaubert mir Trug und Täuschung vor. Ich sehe sie, und sehe sie immer wieder liebevoll vor mir stehen, und tief in ihren Augen steht es geschrieben. Denke nicht so böses von mir! — Es ist Lüge,“ sagte er dann seufzend, „hirnlose verdammte Lüge. Sie hat Recht, mich zu verhöhnen, mich zu hassen, was kann ich Anderes erwarten?“ — Den ganzen Tag beschäftigten ihn diese Gedanken. — Bald war es laut im Schlosse, bald stiller. Die Schaaren des Königsheeres zogen ab und andere kamen; im Park hörte er oft viele Stimmen, aber er trat nicht ans Fenster. — Ein Diener brachte ihm Nahrung. Der Vendeerhäuptling schickte seinem Gefangenen ein reichliches und gutes Mahl und Wein dazu. Der Mann sagte: „Eßt, Blauer, der Baron hat es befohlen, Ihr sollt essen und trinken. Ginge es nach uns, gäbe es Wasser und Brot, vielleicht auch gar nichts.“

„Und was soll mit mir geschehen?“ fragte Leprieur.

„Geschehen,“ erwiederte der Wärter und zeigte seine glänzenden Zähne, indem er die Achseln zuckte. „Hört, Blauer, so dumm werdet Ihr nicht sein, nicht zu wissen, was wir mit allen Blauen hier thun. Aufgehängt oder todtgeschossen; es ist Alles einerlei.“

Digitized by Google

„So also!“ sagte Eduard nachsinnend, und er aß und trank, denn Natur und Jugend behaupteten ihr Recht. Dann saß er Stunden lang und dachte über sein Schicksal nach, über die edlen Träume seiner Jugend, über sein Hassen und Lieben, das ihm als Thorheit erschien, und nach und nach starben die bittern Empfindungen. Feste Entschlüsse reiften in ihm; er war bereit zum letzten Wege, und als er Teitte höete und Waffengeklirr, warf er einen letzten lächelnden Blick in die scheidende Sonne und sagte leise: „Ich bin bereit!“

Gleich daeauf traten mehrere Büchsenschützen und der Wäeter ein, der ihm bedeutete, daß er folgen solle. Er reichte ihm sein Tuch, das ee vergessen, und sagte mit einem wohlverständlichen, häßlichen Blicke: „Vergeßt nichts, Biauer; Ihr werdet niemals wiederkommen und es abholen können.“ Nun führeten sie ihn aus dem Thurme nach dee Halle des Schlosses, und plötzlich stand er vor seinen Richtern, die eine Aet Keiegsgericht zu bilden schienen.

Ein geistlicher Herr im schwaezen Kleide und einer gelockten Peerücke saß an der Mitte des großen Tisches. Sein kluges berechnendes Gesicht, mit großen dunklen Augen, war auf den Eintretendem gerichtet. Rechts und links hatten zwei andere Peiester Platz genommen, und weiterhin saßen die Anführeer der Vendeer. Der Herr von Sapinaud stand in ein Fenstee gelehnt und sprach leise mit einem Heern, der einen biauen, kurzen Schnureneock trug und von Leprieur als der Reiter im Paek erkannt wurde.

Als alle Anwesende eine Zeit lang schweigend den Gefangenen beeachtet und dieser mit der wundeebar wachsenden Schärfe der Sinne in der Stunde der Gefahr das Größte und Kleinste in einem Augenblicke aufgefaßt hatte, sagte der schwarze Herr: „Leprieur, Sie sind der Sohn des entsetzlichen Mannes, der so viel Sünde und unschuldiges Blut auf sich geladen hat.“

„Der Sohn des Conventscommissaies, des Bürgers Leprieur, steht vor Ihnen,“ erwiedeete der junge Republikaner.

Der Geistliche warf einen finsteen Blick auf ihn. „Wissen Sie auch,“ fuhr er in demselben feierlichen Tone fort, „welches Schicksal unausbleiblich den Sohn eines Beeräthers treffen muß, der seinen König ermorden half?“

„Welche Antwoet verlangen Sie auf diese Feage?“ sagte Eduaed ruhig. „Veeeath und Moed ist das geoße Losungswort geworden. Ich bin in Ihrer Gewalt, ich erwarte und hoffe nichts Anderes, als was Sie sagen. Fassen sie es kurz zusammen, ich werde den Weg ohne Kiage gehen, den so vieie edle und treffliche Männer gegangen sind.“

Hier trat eine Pause ein, in welcher der Geistliche ihn beobachtete und die umsitzenden Barone. „Es hätte sein können,“ sagte er dann, „daß höhere Rücksichteen uns bewogen hätten, miid zu verfaheen. Wir theilen nicht die Blutgier, weiche die Tyeannen unsees unglücklichen Vateelandes so entsetzlich macht; ja, wir haben noch mehr Mitleid als Zorn für diese Verloeenen, denn der Tag der Theänen und der Reue wied selbst für die Verstocktesten kommen.“

„Ich dächte, hochwürdiger Herr Bischof,“ fiel ein großer wildblickender Mann ein, „Sie sagten ihm ohne Umschweife, was sein Vater geartwortet hat; und was er thun soll, wenn er uns den Steick spaeen will.“

(Die Foeesetzung folgt.)

---

## Coerespondenz.

### Aus Ems. (Fortsetz.)

[Leseziimmer, Stein's Denkmal.]

Dieses, das Roulett nämlich, ist überhaupt untee den öffentlichen Anstalten die Hauptsache. Herr Chabert (dee Pächtee des Kuehauses) weiß, was ee thut. Er hat im großen Kursaale resp. überhaupt wedee Journale noch Zeitungen, noch einen Flügel, noch Billaeds, noch Schach- odee sonstige Spiele, noch iegend Etwas, was zur Unterhaltung und zum Zeitvertreibe dienen könnte. Nichts als die Spielbank, nichts als leeee Sophas und leeee Croupiers-Gesichter gähnen Einem entgegen. Da muß man denn freilich am Ende spielen, wenn man nicht gae vor dem eintönigen Gezähle und Geklapper davonlaufen will. Selbst die Restauration, die Herr Chabert in den Nebenzimmeen halten läßt, ist nue darauf berechnet, die Leute in die Nähe des Spieltisches zu locken.

Gleichwohl sollen mit dem eigentlichen Kuesaale ohne alle Zweifel ganz andeee Zwecke ereeicht weeden, als die Leute zum Spielen, eesp. Veespielen, zu verleiten. Der Kursaal muß der Mitteipunkt des gesammten Badeiebens, dee stete Versammlungsoet füe alle Kurfeemden sein. Dort muß sich Alles finden, was zur Anregung und Föeeerung des allgemeinen Veegnügens beitragen kann. Spiele, Musikalien und vor allen Dingen Literatien, namentlich eine genügende Auswahl politischer und belletristischee Zeitblättee, gehöeen dorthin und müssen wo méglich für Jedermann stets zugänglich sein. Dadurch weeden Conveesation, Bekanntschaften ee. veranlaßt. Gegenwäetig ist zwae ein Lesekabinet in Ems; aber in welchee jämmerlichen Verfassung befindet sich dasselbe! In einem kleinen, düsteen, dumpfigfeuchten Hinteezimmer des alten Kuehauses — mit einem harten Sopha und 8 bis 10 Stühien — sind einige auswäetige und ein-

heimische Zeitschriften aufgelegt. Von jedem Blatte findet sich eine Nummer. Sobald neue Sendungen kommen, werden die alten Blätter fortgenommen, damit ja Niemand nachlesen kann. Ist Jemand nur einen Tag unwohl oder durch sonstige Hindernisse vom Lesen abgehalten, so kann er nicht einmal das Versäumte nachholen. Wenigstens ist dies nicht ohne weitläuftiges Nachfragen und langweiliges Warten möglich, da in der Aufbewahrung der fortgenommenen Blätter eben so wenig eine ordentliche Ordnung beobachtet wird, wie in der Auslegung der neuangekommenen. Alles liegt wild und wüst durcheinander. An Heften oder auch nur an ein Zusammenlegen nach der Zeitfolge ist gar nicht zu denken. Dabei ist das Zimmer — welches übrigens dem Unternehmer von der Badeverwaltung unentgeltlich eingeräumt worden — wie schon angedeutet, so über alle Begriffe ungünstig gelegen, daß es kaum möglich gewesen zu sein scheint, ein schlechteres aufzufinden. Nur bei dem hellsten Wetter und zur Mittagszeit läßt sich darin ohne Anstrengung lesen, sonst deckt ägyptische Finsterniß den Erdkreis, da fast unmittelbar hinter dem einzigen Fenster eine steile, hundert Fuß hohe Bergwand emporsteigt. Auch ist die Anzahl der belletristischen Zeitschriften viel zu gering, namentlich im Verhältniß zu den gar nicht unbedeutenden Abonnementspreisen, die z. B. wöchentlich 16 gGr. sächsisch betragen. Außer der Europa und dem Morgenblatte findet sich nur noch die Didaskalia, als Appendix zum frankfurter Journale. Es wäre wahrlich sehr zu wünschen, daß allen diesen Uebelständen baldigst abgeholfen würde, was doch in der That sehr leicht zu bewerkstelligen sein möchte.

Im Uebrigen muß rühmend anerkannt werden, daß von Jahr zu Jahr Viel geschieht, um Ems zu verschönern und den Aufenthalt hier möglichst angenehm zu machen. Namentlich gehören hieher die Bauten. Der neue Kursaal ist ein wahres Muster von Eleganz und Bequemlichkeit. Er übertrifft den Wiesbadner bei weitem. Vor allem verdienen die prachtvollen Deckenverzierungen (im pompejanischen Geschmack), sowie die 32 Marmorsäulen und die kostbaren Möbeln Beachtung. Auch die gleichzeitig angelegte Colonnade muß erwähnt werden. Leider hat man sich aber hierbei ganz verrechnet. Sie ist zu kurz und zu schmal. Wenn drei Damenröcke im neuesten Geschmacke neben einander gehen, so findet auch das bescheidenste Bein kein Vorbei mehr. Und wenn etwa zwanzig Herrn vor-, resp. hintereinander sind, so hat auch alles Weiterbewegen so ziemlich ein Ende. Es muß dann alle Augenblicke Schwenkung gemacht werden und zwar wo möglich nach der bekannten Art der weiland Hessen beim Transporte nach Amerika, indem sonst die allerdenklichsten Verwickelungen zu befürchten sind. Und doch war es so sehr Bedürfniß, eine hinreichend geräumige bedeckte Wandelbahn zu gewinnen, indem gerade Ems bei dem häufigen Witterungswechsel ꝛc. einer solchen vorzugsweise bedarf und die dumpfigen, niedrig engen Vorhallen bei den Trinkquellen in keiner Weise ausreichen.

Am wohlgeordnetsten ist in Ems das Corps der Eseltreiber resp. der Esel. Alle — sowohl Esel als Treiber — führen nach Art der berliner Eckensteher ihre Firma. Dabei tragen die Treiber rothe Mützen und blaue Blousen, und stehen bei feierlichen Aufzügen unter der Anführung eines sogenannten „Esel-Majors". Auch führen sie eine eigene Fahne. Im Lobe ihrer Thiere sind sie wahrhaft unerschöpflich. Da ist nicht leicht ein Esel, der nicht schon eine Königin oder Fürstin oder irgend einen europäischen Potentaten zur allerhöchsten Zufriedenheit getragen hätte, und der nicht aus Dankbarkeit einen deshalbigen Beinamen führte. Die Kaiserin von Rußland wird in dieser Beziehung fast von Allen in Anspruch genommen; und mit welcher Verehrung! „Ja, die Kaiserin", heißt es, „ja, da gab's berliner Thaler! aber die Königin von Griechenland, die ist keine Freundin von Eselritten, und der König von Hannover, na, der mag die Esel wohl gern haben, aber er reitet doch lieber zu Pferde". Dabei haben die Burschen eine eigenthümliche Redeweise hinsichtlich des Wortes reiten. „Wohnt hier der Fürst N., den ich gestern geritten habe?" fragte mich Einer. Hier wohnt kein Fürst, erwiederte ich. „Oder die Gräfin ...." Das weiß ich nicht, sagte ich schnell.

Uebrigens ist die Einrichtung mit den Eseln für die ernsten Kurfremden eine wahre Wohlthat. Fast alle Ausflüge in die reizenden Umgebungen werden auch zu Esel gemacht. Nach Dausenau, Nassau, auf den Bäderlei, zur „schönen Aussicht", nach der Silberschmelz, nach dem Forsthause: überallhin Reiter und Reiterinnen zu Esel. Selbst die Gesündesten und Stärksten sieht man häufig in der Art beritten, wenn auch nur der Neuheit halber.

Unter den Orten, wohin von hier gewallfahrtet wird, muß vor allen Dingen auch Frücht genannt werden. Frücht ist ein kleines Dörfchen — eine Stunde von hier — ärmlich, unansehnlich und fast ohne alle äußern Reize. Aber es liegt dort ein berühmter Mann begraben — der berühmte Minister von Stein. Dicht an der einfachen Dorfkirche, zwischen dem Gottesacker und der sterilen Feldflur des Oertchens, erheben sich einige Tannen und Fichten und verbergen inmitten das einfache, in gothischem Geschmack errichtete Begräbniß. Ein von Blumen und Rasen eingefaßter Weg führt hinzu. Mehrere Inschriften reden von den Verfahren Stein's; eine erhabene Arbeit von Schwanthaler zeigt die Züge des trefflichen Mannes. „Ich habe Lust abzuscheiden," steht darunter. Gefiel es etwa dem Manne nicht mehr in Deutschland? — Die weitere Inschrift lautet so:

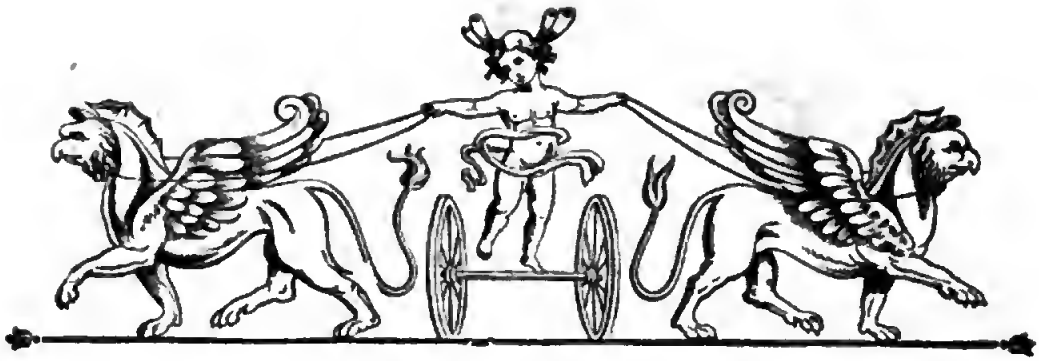
> Heinrich Friedrich Carl Reichsfreiherr vom und zum Stein — geb. 27. October 1757 — gest. 29. Juni 1831 — ruhet hier — der letzte seines über 7 Jahrhunderte an der Lahn blühenden Rittergeschlechtes — demüthig vor Gott — hochherzig gegen Menschen — der Lüge und des Unrechts Feind — hochbegabt in Pflicht und Treue — unerschütterlich in Acht und Bann — des gebeugten Vaterlandes ungebeugter Sohn — im Kampfe und Siege Deutschlands Mitkämpfer.

Ob Herr Thiers das Grabmal besucht hat, weiß ich nicht: das aber weiß ich, daß alljährlich gar Viele gen Frücht ziehen, um die letzte Ruhestätte des letzten Stein, der einst ein Fels für Deutschland war, zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 221. — den 11. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

„General Stofflet," erwiederte der Bischof mit Würde, „Sie erleichtern meinen Auftrag durch Ihren Beistand. — Junger Mann, im Namen des Königs, unseres gnädigsten Herrn, haben wir Ihrem Vater Nachricht von Ihrer Lage gegeben und uns erboten, Sie in seine Hände zurückzuliefern. Er hat dies verweigert. Wichtigen Verwendungen nur haben Sie es zu danken, wenn man Sie auffordert, selbst diesen hartherzigen Mann durch kindliches Flehen zu bewegen, unsere Vorschläge anzunehmen. Ich darf nicht hinzufügen, daß es keine andere irdische Gnade und Hoffnung für Sie gibt."

Er sprach diese letzten Worte mit drehender, düsterer Gewalt, aber Eduard Leprieur hörte Sie kaum. Er sah in die Tiefe des Saales hinab, und all sein Blut stockte in den Pulsen. Das falbe Licht des Abends brach in die Halle und beleuchtete die zerstörte alte Herrlichkeit; die brandgeschwärzten, zerrissenen Tapeten, die verblaßte Malerei der hochgewölbten Decke und die vergoldete Galerie, welche sich oben hinzog. Dorthin wandte sich sein Auge und wollte nicht wieder davon lassen, nicht von der schwarzen, stillen Gestalt, die regungslos an einem der Pfeiler stand. Es war das Fräulein von Lancy, die, in den Mantel gewickelt, ihn starr betrachtete. Die letzten Strahlen der Sonne schienen sich auf ihren edlen Zügen zu sammeln und einen Glanz auszustrahlen, der brennend auf ihn niederfiel. Ihr gehobenes Gesicht war streng, ihre Lippen zuckten wie in Hohn, ihre Augen schienen verächtlich auf ihn herabzusehen. — War sie gekommen, ihn zu verhöhnen, sein Todesurtheil zu hören, seine Vernichtung triumphirend zu feiern? Stolzer richtete er sich empor, und als er den Bischof Bernier spöttisch fragte, um welchen Preis man sein Leben verkaufen wolle? fühlte er eine ingrimmige Energie, seinen Richtern und dem Tode Trotz zu bieten.

„Wir verlangen," sagte der Priester, „daß das Heer der Rebellen augenblicklich sich über die Loire zurückzieht, daß die treuen Unterthanen Sr. Majestät in Besitz ihres verlorenen Eigenthums gesetzt werden, daß man den Eltern die Söhne zurückgibt, die man ihnen geraubt, und daß sogleich der junge Vicomte, Heinrich von Lancy, der sich unter ihnen befindet, seinem Herrn Oheim überliefert werde."

„Ich hoffe," erwiederte Leprieur, indem eine Röthe des Zornes über sein Gesicht lief, „daß mein Vater diesen beschimpfenden Forderungen gar keiner Antwort gewürdigt hat."

„Sie sehen, meine Herren Generale," sagte der Bischof seufzend, indem er die Hände faltete, „Sie sehen leider, daß dieser junge Mensch unserer Langmuth und Gnade wenig werth ist. — Ja, wisse, Unglücklicher," fuhr er fort, „der verbrecherische Mann hat eine Antwort gegeben, die eines solchen Fanatikers und Königsmörders würdig ist."

„Nicht einen Fuß breit will er für das Leben seines



Digitized by Google

einzigen Sohnes geben; nicht einen Pfennig, nicht einen Gefangenen!" rief Eduard mit blitzenden Augen. „Habe Dank, mein Vater. Ich weiß es und hier bin ich, ich bin bereit zum Tode!"

Der große blatternarbige General sprang von seinem Sitze auf. „Willst Du schreiben?" schrie er. „Willst Du ihn anflehen, unsere Bedingungen anzunehmen?"

„Nein, niemals!" versetzte Eduard; und wie Alle schwiegen, fuhr er ruhig fort: „Da der König und die Engländer nicht kommen wollen, diese ewigen Feinde Frankreichs, Ihre Verbündeten, scheint es, daß man so weit gelangt ist, Rettung durch die Angst zu suchen, die man einem Vaterherzen bereitet. Aber Sie täuschen sich. Der Abgeordnete der Nation weiß Opfer zu bringen; sein Sohn weiß zu sterben. Mein Vater wird seine Pflicht thun, dann wird er mich rächen."

Hierauf warf er einen stolzen Blick auf die Versammelten, der zu sagen schien: Ihr Alle werdet dieser Rache und dem Beile des Henkers nicht entrinnen. Und mit prophetischer Gewißheit sah er ihre Reihe hinunter auf den ungeschlachten Körper Stofflet's, auf den stolzen, schönen Marigny, auf die wildblickenden kleinen Anführer und auf Sapinaud, der mit dem fremden Herrn vom Fenster herbeikam. Alle schienen ihm den Todeszug deutlich zu tragen, wie lebenskräftig sie auch vor ihm standen.

„Ich denke, wir haben genug gehört!" rief Stofflet und ballte seine bäurisch große Hand. „Hinaus mit ihm, schießt ihn nieder!"

„Fort! hinaus!" riefen die kleinen Anführer, denen Stofflet immer ein Orakel war, und der heilige Bischof seufzte und faltete die Hände, indem er der Wache winkte, die an der Thür vortrat.

„Halt! einen Augenblick," sagte der fremde Herr im blauen Kleide, der bisher ganz ruhig gestanden, aus seiner großen goldenen Dose Tabak genommen und bald mit Sapinaud und Marigny gesprochen, bald den Gefangenen betrachtet hatte. Er war klein von Körper, sehr beweglich, und sein Gesicht mongolisch häßlich. Die aufgestülpte Nase, der große Mund, breite Backenknochen und eine niedrige Stirn verbanden sich zu einem abstoßenden Aeußern, das durch das unheimliche Feuer seiner Augen noch auffallender ward. Aber dieser sonderbare Mann hatte, trotz dessen, etwas in seiner Erscheinung, das die Menschen zwang, ihn mit Achtung und Ehrfurcht zu betrachten. Es lag jene ruhige, stolze Kühnheit in seinem Blick, die den außerordentlichen Geist, den Helden, den Träger und Stützpunct einer Idee ankündigt. Seine Unscheinbarkeit und Häßlichkeit war die Hülle einer Größe, die den Verwegensten plötzlich überraschte und beugte, wenn er seinen feurigen Blick auf ihm ruhen ließ. Alle fürchteten, Viele liebten und verehrten ihn mit fast göttlicher Bewunderung; die meisten glaubten, daß die Sache des Königs nicht verloren sei, so lange er sie schütze. Er war die Seele, die letzte Hoffnung seiner Partei, aber auch der Gegenstand des Neides und Hasses seiner Nebenbuhler. Seine Thaten und Kämpfe, so wunderbar und heldenmüthig, füllten die Welt. Es war der Marquis Charette.

Die Wachen blieben an der Thür stehen und der kleine Marquis trat in den Kreis der Vendeerchefs und sprach lange leise mit ihnen. Nach und nach aber wurden seine Worte heftiger, als Stofflet mit rauhem Trotz ihm widersprach und die eindringlich vollklingende Stimme des Bischofs Bernier, der überall Charette's Gegner war, den Widerstand unterstützte.

„Ich weiß wohl, ehrwürdiger Herr," sagte der Marquis endlich lebhaft und laut, „daß meine Gründe niemals auf Ihre Beistimmung rechnen können, aber Sie opfern diesem feindlichen Geiste zu viel. Es war nicht Recht, einem Manne, wie Leprieur, so Unerhörtes anzusinnen. Hätte man sich begnügt, den jungen Lancy und ein Paar andere Gefangene für seinen Sohn zu fordern, er würde sich williger gefunden haben."

„Was geht uns der Knabe an," erwiederte Stofflet rauh. „Wir wollen andere Vortheile für unsere Sache, als Freiheit und Leben eines Kindes. — Und gehörte sein Vater nicht obenein zu denen, die niemals weder kalt noch warm, weder weiß noch blau waren?" — Hier gab der Bischof dem ungestümen Manne einen Wink und fiel in seine Rede: „So heiß unsere Wünsche auch sind," sagte er, „der Mutter den Sohn und einem der trefflichsten Männer den Neffen zu erhalten, durften wir doch das höhere Interesse nicht versäumen."

„Und man ließ den Sperling in der Hand los, um die Taube auf dem Dache dafür zu haschen," sagte der Herr von Charette spöttisch.

„Nun, mein gnädiger Herr," erwiederte Bernier lächelnd, „ich denke, der Sperling ist noch in unserer Hand, und diese wird schwer zu öffnen sein, wenn nicht ein Phönix daraus hervorgeht."

„Will er das nicht," sagte Stofflet, der mit seinen Anhängern heimlich gesprochen hatte, „so ist es unsere Meinung, daß, welches auch die Nebenrücksichten sein mögen, ein Beispiel gegeben werden muß. Leprieur ist unser grausamster Feind. Schießt seinen Sohn nieder

Digitized by Google

und die Kugel trifft ihn mit. Im ganzen Lande aber wird ein Jauchzen sein, unsere gute Sache erhält neuen Eifee; dee König und die heilige Kirche neue Streiter."

„Meine Herren," erwiederte Charette und seine Stimme sank zum hohlen Flüstern herab, „glauben Sie mie, wir haben keine Zeit, uns mit Täuschungen aufzuhalten. — Es steht mit uns so herzlich schiecht, daß eine Grausamkeit, an dem jungen Menschen dort begangen, uns wahrlich nicht weiter helfen wird. Wahrhaftig, er hat Recht! dee König und England, Beide bleiben aus, und abgeschnitten vom Meere, zurückgedrängt in diese Wäldee und Sümpfe, gibt es kaum mehr eine Aussicht auf glücklichen Erfolg."

Bernier blieb in der Stellung eines Lauschenden stehen, als Charette geendet hatte. Durchbohrend sah er ihn an, dann wiegte er seinen klugen Kopf und wandte sich zu Stoffiet. „Wohl, meine Feeunde," sagte er, „sind in diesem Kampfe oftmals Gott und die heilige Jungfrau sichtbar mit uns gewesen. Welche Gefahren haben wir bestanden! wie haben zahllose Schaaren dies gottgeliebte Land heimgesucht, und immer wieder richtete es sich auf und siegte mit Hülfe des festen Glaubens und des heiligen Kreuzes. — Nun sagt uns dee edie Marquis, die Hoffnung sei ganz verloeen, und wohl mag es klug sein für den Klugen, an das Ende zu denken und Alles, was geschehen und kommen kann, reiflich zu eewägen."

„Halten Sie ein, hochwürdiger Heer!" eief Charette verächtlich lächeind, „ich denke, wie wissen Alle, was Sie sagen wollen und sparen Ihnen die Mühe. Verläumden mag man meinen Muth und meine Ergebenheit immerhin, man wird aber das Geschehene nicht fortläugnen können. Ich wiederhole es, die Zeit unserer Hoffnungen ist vorüber, und diesen jungen Mann, den Sohn des Conventscommissairs, jetzt tödten, ist nicht allein eine Grausamkeit, es würde selbst eine Thorheit sein."

„Steht es so," sagte der Bischof mit einem bedeutsamen Blick, „so begreife ich allerdings Ihre Ansichten, zweifle jedoch, daß alle diese tapferen, dem Könige ergebenen Männer Ihre Hoffnungslosigkeit theilen; und eine Versöhnung mit den Mördern Ludwig's des Sechzehnten für möglich halten."

„Es gibt Menschen," eief Charette drohend und von seiner natürlichen Heftigkeit hingerissen, „die dafür sorgen, die Blinden ewig blind zu erhalten, mag der Tag auch noch so hell scheinen. Gott weiß, was wie geopfert haben, und gern noch so lange opfern werden, wie es vernünftig und eecht ist. In denen aber, die gleich Thieren zur Schlachtbank laufen und stumpfsinnig morden, bis sie selbst den Gnadenstoß erhalten, gehöre ich nicht."

„Was wollen Sie damit sagen, Heer Marquis?" schrie Stofflet wüthend. „Doch wir kennen diese Sprache längst, die gegen uns geführt wird, die wir dem Könige und Gott ohne Nebenbedingungen anhängen."

„Die Sprache der Verräther!" eief eine Stimme aus dem Kreise.

Charette drehte sich schnell um, seine Augen flammten in Zorn. „Verräther!" sagte re, „wer ist der verächtliche Narr, der mich so zu nennen wagt? — Mein Weg ist mein, und mein Name wie meine Thaten gehören mir. Niemand kann Gott und den König treuer vereheen, als ich es ewig, bis zum letzten Hauche meines Daseins, thun werde. Ist es aber wahree Muth, wahre Liebe, sich wie ein kämpfender Eber von den Hunden nutzlos zerfleischen zu lassen und zu sterben? Bei Gott! dee Tag wird kommen, wo es bewiesen werden kann, wee dee beste Freund seines Königs war."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Ems. (Beschluß.)

[Fremde, Concerte, Brunnenschriften.]

Die Fremdenlisten in Ems boten dies Jahr manchen berühmten, gewichtvollen Namen. Wasa, Missolunghi, Diepholz (Ernst August), Solms, Bozaris, Thiers, Metteenich ꝛc. — welche Gedanken und Beteachtungen lassen sich an diese Namen und deren Trägee knüpfen! Es gewähet überhaupt ein eigenes Bild so ein sechswöchentliches Bade-Ensemble. Welches Gemisch! welche Verschiedenheit! welche Gegensätze dee Meinungen, des Glaubens, dee Sitten, dee nationalen Eigenthümlichkeiten! Wie gehen Freund und Feind, Juden und Türken, Griechen und Katholiken, Monarchisten und Republikaner, Könige und Bürger, Reiche und Arme so friedlich und dicht neben einandee! Und wie nahe bettet sie oft erst dee Tod! Da ruhen Russen und Franzosen, Griechen und Katholiken, Reußen und Preußen oft nur eine Spanne auseinander. Freilich auch hier noch mit mancherlei Eigenthümlichkeiten. Das zeigen schon die Grabschriften, z. B. folgende: „Hiee euhet der Bade-Directoe Wilhelm Hehl, dee dem Bade 13 Jahee rühmlichst vorgestanden, wie auch die Gnade und volle Zufriedenheit seines gnädigsten Landesherren und die Liebe sämmlichee hohen und niedern Badegästen (sic) genossen hat. Ee starb ledigen Standes d. 4. Octbr. 1839." Ich glaube nicht, daß ein Russe eine solche Geabschrift ertragen könnte.

Am meisten Aufsehen erregte diesen Sommee „der Sohn der Revolution", dee kleine, beweyliche Expräsident

Digitized by Google

Thiers. Man lief ihm im eigentlichsten Sinne des Wortes förmlich nach. Kaum hatte irgend Einer den weißen Strohhut, oder den blauen Frack, der in ziemlich unmodernen Schößen über die auf den Rücken gehaltenen Hände des Trägers herabfiel, entdeckt, so lief's wie ein Lauffeuer durch die Reihen, und in wenigen Minuten hatte der Mann einen solchen Menschenschwaem hinter sich, daß er sich gewöhnlich genöthigt sah, nach ein Paarmal hundert Schritten in den Lahnbau, worin er seine Wohnung genommen hatte, zurückzukehren. Daß die Leute doch nie das richtige Maaß zu halten wissen! Ich glaube nicht, daß Herr Thiers eitel genug ist, um die kindische Neugier, womit man ihm in Deutschland nachgelaufen, nicht zu belächeln. Ein Glück nur, daß wenigstens in Ems Niemand so albern war, auf ein Charivari zu verfallen. —

Von sonstigen Kurfremden nahmen die „schöne Bozaris", im Gefolge der Königin von Griechenland, und eine ungarische Gräfin die meiste Aufmerksamkeit in Anspruch. Erstere wohl mehr als Tochter des berühmten Marco Bozaris und wegen ihres griechischen Kostüms, denn wegen ihrer vielgepriesenen Schönheit, die im Grunde Manches zu wünschen übrig läßt; letztere hauptsächlich durch einen wunderfamen Fächer, hinter welchem sie sich auf eine eigenthümlich schalkhafte Weise zu verbergen wußte. Uebrigens hatte man ihr boshafter Weise nachgerechnet, daß sie nebst ihrer Kammerzofe ein — mit Erlaubniß zu sagen — Alter von anderthalb Jahehunderten habe.

Literarische und künstlerische Notabilitäten sah man diesen Sommer nur wenige. Varnhagen ist blos durchgereist. Er muß also wohl nicht an Engbrüstigkeit leiden.

Die bekannte Dichterin Adelheid von Stolterfoth hielt sich mehrere Wochen hier auf, als Pflegerin einer kranken Schwester. Auch ihr Oheim, der Freiherr von Zwierlein, der auf seinem Stammschlosse zu Geisenheim bekanntlich eine bemerkenswerthe Sammlung von alten Glasmalereien besitzt, war hier.

Unter den zahllosen Concerten, Soirées und Matinées musicales, welche Statt fanden, verdient eigentlich nur ein Concert von Liszt Erwähnung. Der berühmte Virtuos erntete auch hier den größesten Beifall. Seine Leistungen auf dem Claviere grenzen in der That an das Wunderbare. Man begreift nicht, wie es möglich ist, alle diese lieblichen und erschütternden, aber freilich auch mitunter wunderlichen Töne in solcher Geschwindigkeit hervorzubringen. Man vergißt vor lauter Erstaunen, daß die Leistungen oft viel zu künstlich sind, um den Namen von wahrhaft künstlerischen Productionen zu verdienen. Man könnte Herrn Liszt den Tausendkünstler auf dem Flügel nennen.

Auch die Gebrüder Greiner aus Wetzlar mit ihrem neuerfundnen Claviatur-Bogen-Streichinstrumente waren hier und fanden lebhafte Anerkennung. Noch eines Virtuosen muß ich erwähnen, der mehr als alle übrigen dazu beitrug, die emser Bade-Ohren in unaufhörlicher Geduldübung zu erhalten. Das war ein Drehorgelmann. Nicht blos als ein „Durchreisender", ach nein! wochenlang, monatelang, tagtäglich vom Morgen bis in die spät Nacht, ließ er seine klagenden Töne vernehmen, und da Ems nicht groß ist, so ging auch trotz alles Wechselns nicht ein einziger verloren. Man hätte vergehen mögen bei dem ewigen „Keine Hoffnung ist Wahrheit geworden!" Zumal wenn man so empfänglich und empfindlich gegen eine Drehorgel ist, wie ich. Und dann wie unzart, mitten unter den Potentaten und Diplomaten, unter den Literaten und Renegaten alle Augenblicke daran zu erinnern, daß „keine Hoffnung Wahrheit geworden." Nur selten ging der Mann in eine andere Melodie über und sang:

Ist denn gar kein Weg,
Ist denn gar kein Steg,
Der mich führt aus diesem Thal hinaus?

Leider muß es wohl nicht der Fall gewesen sein!

Das Schrecklichste unter Allem aber war ein Ball im „Mainzer Hofe". Die nassauer Musici vom zweiten Range müssen in der That fürchterliche Begriffe von Harmonie haben. Himmel! noch immer schrillen mir die ohrenmörderischen Töne durch Mark und Bein. In dieser Beziehung warne ich Jeden vor dem gegenüberliegenden „Lustgarten", der sonst mit seiner heitern Besitzerin aufs Beste zu empfehlen ist.

Schließlich noch Einiges über die hiesigen Brunnenschriften. Die Ausführlichste und Beliebteste unter den neuern ist die von Döring. Sie enthält so ziemlich Alles, was einem Fremden, in Betreff der emser Thermen und der nächsten Umgebungen, interessiren kann. Sogar die verschiedenen Taxen sind nicht vergessen worden, was schon manchem Fremdlinge sehr à propos gekommen ist. Mitunter streift der Ausdruck sehr ins Poetische über, was wohl daher rührt, daß Herr Döring nicht blos ein sehr beliebter Aezt, sondern auch nebenbei ein Vetter von dem weiland Romanschriftsteller Döring ist.

Eine andere Schrift ist von Dr. Vogler: Ueber den Gebrauch der Mineralquellen, insbesondere zu Ems (Frankfurt, 1840), und eine dritte endlich vom dritten hiesigen Brunnenarzte, dem unlängst nobilitirten Medicinalrathe Dr. J. B. von Franque: Die Thermalquelle zu Ems, ein Beitrag zur nähern Kenntniß ihrer Heilkräfte (Wiesbaden, bei Haßloch 1841). Wie viel Neues diese letztere Schrift enthält, mögen Aerzte, für die sie zunächst bestimmt ist, entscheiden; ich habe wenigstens gefunden, daß Herr v. Franque es sehr genau nimmt und „Eselinnenmilch" statt „Eselsmilch" schreibt. Ob auch noch der vierte Badearzt hieselbst, Herr Dr. Thilenius, der liebenswürdigste unter allen, eine eigene Brunnenschrift herausgeben wird? Ich denke nein!

Vom sogenannten „Bubenquell", über den es in einem ältern Buche heißt:

„Dieser Quell, das ist der beste,
Was er nicht thut, das thun die Gäste",

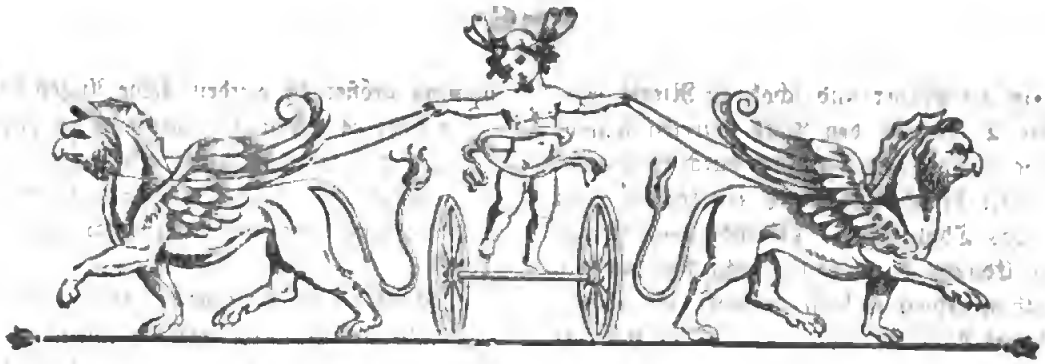
schwöre ich ehrfurchtsvoll!

Fr. Oetker.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 222. — den 12. November 1841.

Redacteur: Dr. J. E. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

Marigny hatte indeß auch mit mehreren der Anführer gesprochen, während der Here von Sapinaud mit vielem Eifer und lauter Stimme erkläete, der Gefangene sei sein; er betrachtete ihn als eine Geißel für seinen Neffen. Aus seiner Obhut und Wacht solle er daher nicht entkommen, und er werde sich wohl hüten, ihn erschießen zu lassen, wenigstens nicht ehee, bis die Blauen ihn dazu nöthigten.

Gegen diese Ansprüche und Entscheidung erhoben sich nun Andere, es war ein Zank um das Leben Leprieur's, der fast lächelnd ihn anhörte. Man scheie und stritt und harte Worte fielen, bis Charette sagte: „Wir haben Zeit, uns übee sein Loos zu verständigen. Lassen Sie uns die Gründe euhig erörtern, führt ihn aber für jetzt in sein Gefängniß zueück."

Niemand machte einen Einwand gegen diesen Befehi, und bald war Eduard wieder in der Thurmzelle, die er mit dem Gefühi des nahen Todes veelassen hatte. Das merkwürdige Gespräch, das er angehöet, erweckte ihm neue Lebenshoffnungen, die mit den äußersten Befürchtungen rangen. Hier wollte man ihn erhaiten, um ihn zum Weekzeuge der Ausföhnung zu benutzen, dort ihn tödten, um diese unmöglich zu machen; und ließ sein Vater, was wohi geschehen konnte, den jungen Lancy erschießen, so gab es eine dritte Partei, die ihn unfehibar für das gieiche Geschick aufhob. Die Nacht verging ihm in fortgesetztem Nachsinnen. Er starrte mit wachen Augen in die Finsterniß, die sich mit zahliosen Gestaiten füllte, und wenn der Traum ihn bewältigen wollte, schlüpfte Jakobinens schwarzer Schatten drohend an ihm vorüber. Zuweilen giaubte er Schritte zu hören, Geklirr von Waffen und Schlüssein, er sprang auf und Alles war still. Die Wächter kamen nicht, ihn abzuholen, die Möeder nicht, die ihn heimlich beschleichen wollten, der Sternenschein fiei zitternd an den grauen Wänden hin und schiäferte ihn ein. — Plötzlich drehte sich das Schioß. Ein Mann trat herein, Eduard konnte seine Umeisse erkennen. — „Leprieur," sagte er dumpf und leise. — „Was willst Du?" erwiederte der junge Mensch heftig; denn das Leben wehrte sich in ihm gegen den Tod. Ee drängte sich an das Fenster zurück und ballte die Hände. — „Still!" sagte der Fremde, „folge mir." — „Wohin? Wollt Ihr mich ermorden?" rief Leprieur. — Jener schwieg einen Augenblick. „Folge mir," murmeite er dann, und als Eduard zögeete, fuhr er mit einem verächtlichen Ausdruck foet: „Hast Du soiche Fuecht vor dem Tode?" — Jetzt erkannte ihn der Republikaner. — „Lecombe," sagte er, „Du bist es, wohin willst Du mich führen?"

„Sie sollen es erfahren," erwiederte der kleine Schneider, „aber schnell, geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns gehen."

Er zog ihn fort und Beide stiegen die Stufen hinab. Unten standen zwei Männer, mit Gewehren bewaffnet. Lecombe flüsterte ihnen etwas zu, einer der Bauern öff-



Digitized by Google

nete die Pforte in der Mauer und schob die Riegel wieder vor, als die Beiden in den Park getreten waeen. Mond und Steenenschein leuchteten ihnen duech die Baumgruppen, die Hügel hinab und duech ein Gewirr von Gestrüpp, das das Thal füllte. Lecombe ging schweigend voran nnd Eduard hatte lange nicht Lust zu fragen; als ee es that, erhielt er keine Antwort. Er erblickte den Schatten seines Wächters oder Führers voe sich, der schnell duech die Brombeerranken und Ginsteebüsche ging. Zuweilen lief ein schmaler Pfad durch die Feldee, zuweilen war der Boden unbeteeten, sumpfig und von Gräben durchschnitten, die übeesprungen werden mußten. Weiden und Eelen standen auf dem Bruchlande, und Lecombe ging so schnell, daß es schien, er wolle seinem Begleiter Zeit und Gelegenheit zur Flucht lassen.

Endlich stand Eduard still und sah von einer Hügelspitze in die uneemeßliche Ebene, die sich voe ihm ausbeeitete. Kein Feuee, kein Haus, keine Menschenspur war zu entdecken. Ee zog den kahlen Luftstoom ein, der den Moegen verkündend, sein beißes Gesicht umwehte; das Gefühl der Feeiheit schlug in seinee Beust und belebte sein Auge. Hinter ihm lagen die Wäldee der Bocage und am äußersten Horizont stand der Mond über dem verwitteeten Thurm, der sein Gefängniß gewesen war. Peüfend sah er umher, überlegend, was zu thun sei, als Lecombe unter den Bäumen im Grunde seinen Namen rief.

Er ging hinab, beide standen sich gegenüber. „Warum zögern Sie?" sagte der Schneidee trotzig.

„Wohin führst Du mich?" fragte der junge Soldat.

„Dorthin," erwiederte Lecombe und deutete vor sich hinaus in die Ebene.

„Und wenn ich nicht folgen will?" eief Eduard. „Ich bin frei! Lebendig will ich mich nicht in ein neues Gefängniß schleppen lassen, seelwillig mich meinen Möedern nicht überliefeen."

„Wenn man Sie tödten wollte," sagte der Schneider eintönig, „so wären Sie nicht hier."

„Aber doet liegt die Loire," versetzte der Republikanee. „Dahin geht mein Weg."

„Ihr Weg?" eewiedeete Lecombe rauh. „Geht ihn, wenn Ihr fteeben wollt. In den Wäldern sind Bäume genug, um Euch zu hängen, und Männer genug, die es thun werden."

„Und Du," sagte Eduard, indem er mit einer Bewegung plötzliche Boesicht und eewachender Erinnerungen zurücktrat, „Du verstehst es auch."

Die kleine Gestalt des Vendeers schien in der Dämmerung größer zu werden, seine Augen funkelten in Haß. „Ihr habt es erfahren," murmelte er höhnisch.

„Und nun, was willst Du nun?"

„Laßt uns gehen," eewiederte Lecombe. „Aus dem Lande kommt Ihr nicht, aber man hat Gutes mit Euch vor."

„Kann ich Die vertrauen?" versetzte Lepeieue zögernd."

„Veetrauen!" rief Lecombe, „nein; denn mir habt Ihr nichts zu danken. Geht, wenn Ihe nicht folgen wollt, thut, was Euch beliebt, ich halte Euch nicht, ich habe gethan, was ich sollte."

Er entfeente sich rasch, ohne umzublicken; nach einigem Besinnen folgte ihm der Flüchtling. „Wenn Du meinen Dank und mein Vertrauen verschmähst," sagte ee, „wee gab Die den Auftrag?"

Lecombe antwoetete nicht und Leprieur blieb sich und seinen Gedanken übeelassen. — Endlich stieg die Dämmerung auf, nach und nach kam der Tag, und Beide schlugen einen Weg ein, der, von Weidenbäumen besetzt, zwischen Wiesen und Schilfgebäuden hinzog. Zuweilen lag mitten darin ein niederes Haus von dichtem Gebüsch umringt, von Wasser umgeben, über welches Zugbeücken führten, wie in eine Festung. Gefleckles schönes Vieh weidete und floh in das Geröheicht vor den fremden Menschen, die schweigend vorübergingen. Als die Sonne aufging, hörten sie feenes Schießen, den dumpfen Donnee der Kanonen, dee leise geollend über die stille Ebene zitterte und ein höhnisches Lachen lief über das Gesicht des kleinen Schneiders. Endlich stand er still und zog aus der Jagdtasche, die er trug, einen Leinenkittel und eine Zipfelmütze. „Nehmt das," sagte er, hiee zu Lande duldet man den blauen Rock nicht." — Ee half dem Republikanee die Uniform abziehen, packte sie ein und ging dann weiter mit demselben Trotz, ohne eine Frage zu beantwoeten. Eduard hatte sich daran gewöhnt, und trotz diesee fortgesetzten Feindlichkeit fühlte er sein Vertrauen zu dem seltsamen Menschen wachsen, der ihm so viel Gutes unfreiwillig that. — Zwei Stunden waren so veegangen, als mitten in den Wiesengründen eine menschliche Wohnung vor ihnen lag. Aus dem kleinen Hause stieg eine Rauchwolke auf, Menschen bewegten sich davor, und an den Hecken, die es umschlossen, waeen mehrere Pferde angebunden.

„Man eewartet uns?" sagte Eduard begierig forschend.

„Wohl möglich!" erwiederte sein Begleiter.

„Wer ist es?" rief der junge Mann ahnungsvoll.

„Ihr werdet es sehen," war die eintönige Antwort.

Digitized by Google

In dem Augenblicke trat Jemand aus dem Hause und kam ihnen entgegen. Es war der Marquis von Charette!

---

## 4.

An einer der Weiden blieb der Vendeerchef stehen; er setzte den Fuß auf einen abgehauenen Stumpf und lehnte seinen Kopf in den Arm. So sah er starr in das Land hinaus, bis die beiden Nahenden dicht vor ihm waren. — Plötzlich wurden seine harten Züge gewinnend, ein Lächeln belebte sie, und mit der Hand grüßend, sagte er: „Es ist mir lieb, Herr Leprieur, Sie hier zu sehen."

„Mein Herr!" rief Eduard verwirrt, „Ihnen also verdanke ich meine Befreiung!"

„Wenn Sie es Befreiung nennen wollen," erwiederte Charette, „so mag es darum sein, ich nehme Ihren Dank an. Aber in Wahrheit sind Sie noch immer Gefangener, bis die Umstände sich ändern. Doch ist es immer ein Gewinn," fuhr er lächelnd fort, „denn ich denke, Ihre Haft wird besser und sicherer sein, als die Sie verlassen haben."

Er nöthigte darauf den Republikaner höflich, mit ihm in das Pachthaus zu treten und machte scherzend eine Bemerkung über den weißen Kittel und die Zipfelmütze mit dem geweihten Herz, welche aus dem Sohne des Conventscommissairs einen getreuen Streiter des allerchristlichsten Königs gemacht hatten.

„Ich denke mir," erwiederte Eduard lebhaft, „es müsse mir doch Jeder ansehen, daß das Kleid nicht zum Manne paßt."

„Oho, mein junger Freund," erwiederte der Marquis, „Sie wissen nicht, welch Zauber in einem Rocke sitzen kann. Ich habe wilde Freiheitsschwärmer gekannt, die, wenn sie einmal erst den Kittel und die Lilien trugen, die glühendsten Vertheidiger unserer Sache wurden."

„Schwärmerei führt leicht zu einem Umschlag der Extreme," erwiederte Eduard; „der Mann von Charakter aber wechselt schwerlich seine Ueberzeugungen mit dem Kleide; er harrt aus und stirbt dafür."

„Sie würden also niemals ein Weißer sein können?" sagte der Marquis lächelnd.

„Ich gebe die Frage zurück," versetzte Eduard. „Würden Sie jemals ein Blauer werden?"

„Wer weiß, wer weiß!" rief Charette, und indem er den Kopf mit den funkelnden Augen heftig in die Höhe warf, nahm er eine Reihe von Prisen aus seiner großen Dose." Ueberzeugungen kommen im Menschenleben zuweilen über Nacht; aber haben Sie gar keine Anlage zur Schwärmerei, die Sie bekehren könnte?"

„Welche Schwärmerei?" sagte Leprieur leise.

„Die Phantasie eines jungen Herzens zum Beispiel," erwiederte der Marquis. „Es gibt hundert Geschichten, wo eines jener reizenden Geschöpfe, um die allein das Leben Werth haben kann, uns mit ihrer Liebe zum Gott erklärt, wenn wir dafür den zweifelhaften Bettel opfern, den die Menschen Ueberzeugungen oder Grundsätze nennen. Und wie nun, mein Herr Republikaner, wenn plötzlich ein Weib, dessen Schönheit eher göttlich als menschlich ist, ihre weichen Liebesarme um dies trotzige Herz schlänge, wenn ihr klares, himmlisches Auge, zärtlich bittend, beiebend und tödtend bis in die tiefste Seele dränge und unter ihren Küssen und Thränen die liebende verschmelzende Stimme flüsterte: Opfere Deinen falschen Glauben und sei mein dafür auf ewig!"

Während Charette sprach, ruhten seine glänzenden Augen auf dem jungen Mann, der still vor sich hinschaute und daran dachte, daß man tausend Geschichten von der wilden Begier dieses Häuptlings, von seinem Harem, seinen Orgien, seinen Ausschweifungen in der Liebe erzählte.

Er sah ihn an und es kam ihm vor, als lauere ein verächtlicher lüsterner Hohn in seinen funkelnden Blicken, und der große Feldherr der Vendeer sei doch eigentlich nichts, als einer jener sybaritischen, gottlosen Edelleute, nur glaubend an sich und ihre Vorrechte, verflucht von den Leiden des Volkes und ihren Opfern, geächtet von Gott und Menschen. — Er fühlte einen Zorn in sich und den Stolz, besser zu sein. (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Hamburg.

[Welcker.]

Welcker's Reise durch Norddeutschland war, nachdem Jena den Impuls gegeben, eine Triumphreise, weniger eine Triumphreise des Liberalismus als der festen, unabhängigen Gesinnung, der consequenten Denk- und Handlungsweise, eines politischen Charakters, als dessen Repräsentant Welcker in Norddeutschland gefeiert wurde. Welcker's Reise gab den Norddeutschen willkommne Gelegenheit, durch censirte Zeitungen lang zurückgehaltene, deswegen aber nicht unterdrückte, sondern in der beklemmten Brust nur desto fester begründete Gesinnungen, die Zustimmung und die aufrichtige, und in allen Bessern rege Theilnahme an den Bestrebungen der süddeutschen Volkskammern für deutsche Volksfreiheit und Volksrechte, für ein öffentliches Leben offen und unumwunden auszusprechen. Sind die Süddeutschen an uns irre geworden, so mag dieses freudige Jujauchzen aus gepreßter Brust, als wir einen ihrer würdigsten Repräsentanten unter

uns sahen, die unverhohlene Achtung, die Huldigung, die dem süddeutschen Wandrer in Norddeutschland gebracht wurde, ihnen zeigen, daß der Sinn für Recht und Freiheit, der sicherste Grundpfeiler jeder Nationalgröße, in uns nicht erloschen ist.

Welcker erregte in Hamburg eine so allgemeine Aufmerksamkeit, wie sie seit Blücher's Anwesenheit nicht erhört gewesen, haben hamburger Lokalblätter versichert. Zuerst wurde ihm vor seiner Wohnung auf dem Jungfernstiege von einer unübersehbaren Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt, ein feierliches Hoch gebracht, das Dr. Wille sprach, vorher Hoffmann von Fallersleben's Lied:

Deutschland über Alles
Ueber Alles in der Welt
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält ꝛc.

gesungen. Es wurde mit den Worten eingeleitet: „In der Gesinnung dieses Liedes, das wir so eben gesungen, und das dadurch, daß es bei dieser Veranlassung zuerst öffentlich gesungen, eine Weihe erhalten, die es bald durch alle deutschen Lande tragen wird, sei hier dem nicht ermattenden treuen Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, dem badischen Ständedeputirten Welcker, als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und That ein dreifaches Hoch gebracht!" Dann hielt Professor Wurm eine Rede über allgemeine deutsche Gegenstände. Welcker erwiederte ungefähr Folgendes: Nehmen Sie, hochgeehrte Herren, meinen herzlichsten Dank für die große Ehre und Freundlichkeit, die Sie, edle Bürger der freiesten und blühendsten deutschen Stadt, der größten Handelsstadt unseres Vaterlandes, mir erweisen. Je weniger der großen Ehre, die man mir erzeigt, meine Verdienste entsprechen, desto inniger ist meine Freude. Ich selbst habe nur meine Pflicht erfüllt, nur die Tugend eines Gemeinen im gemeinschaftlichen Kampfe für des Vaterlandes Ehre und Freiheit geübt, die Treue und den Glauben für diese große und gute Sache bewahrt, dieselbe Treue, denselben Glauben, der auch Sie beseelt. Aber grade darum gibt mir der öffentliche Ausdruck dieser Gesinnungen, wie er sich wiederholt zufällig an meine Persönlichkeit anknüpft, stets neue freudige Bürgschaften, daß die Gefühle und Gesinnungen für unsre große und heilige Sache überall im Vaterlande wachsen, in die Tiefe, wie in die Breite. Ja die edlen Bürger dieser großen Stadt, ehemals und aufs neue, so Gott will, in einer nicht zu fernen Zukunft ruhmvollen Antheil nehmend an der uns jetzt noch fehlenden Seemacht der deutschen Nation, die Bürger Hamburgs, in deren Mitte der große Marschall Vorwärts so gerne verweilte, auf deren Zustimmung er stolz war, bestätigen es mir, daß die Deutschen redlich ein stets tiefgefühltes und heiliges Recht ergreifen: die großen Verheißungen, welche bei Eröffnung des großen Freiheitskampfes Deutschlands Fürsten dem ganzen deutschen Volke machten, welche Hunderttausende mit ihrem Blute besiegelten. Mit der Zusicherung der Preßfreiheit und der Erklärung, daß ihre Unterdrückung des Vaterlandes Unglück, Untergang und Schmach für die deutschen Fürsten und Staaten mit bewirkt habe, rückte damals unter Blücher das preußische Heer in Sachsen ein, und die feierliche Proclamation von Kalisch, welche noch auf dem wiener Congresse die Regierungen als eine heilige Grundlage unsrer Rechte erklärten, versprach uns Wiederherstellung einer großen und freien einigen deutschen Nation, Wiederherstellung unsres uralten heiligen Rechtes auf Mitsprechen, auf Mitbestimmung unsrer Verhältnisse. Lassen Sie uns, edle Herren, stets festhalten an diesem heiligen Panier, um so fester, je klarer wie die Gefahren der Erneuerung früherer Schmach und Unterjochung bei erneuerter unglückseliger Vernachlässigung unsrer Rechte erkennen, und vertrauen wie in unserm pflichtreifen, gesetzlichen Kampfe für unser Heiligthum, für unsre Ehre und Freiheit stets auf Gott und unser gutes Recht."

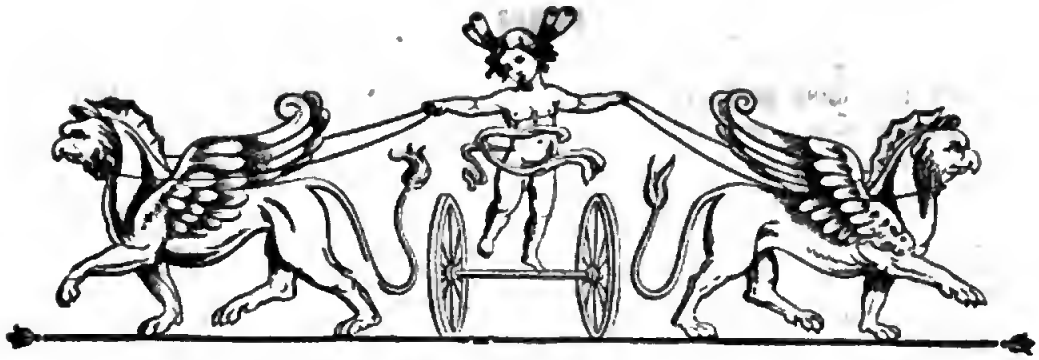
Am folgenden Abende wurde Welcker'n ein Bankett im Saale der alten Stadt London gegeben. Staats- und Stadtbeamte, Schiffsrheder und Kaufleute, Aerzte und Advokaten, die turnende Jugend und das greise Alter, Christen und Juden, alle brüderlich zu einem Volke vereint, einige wenige „muntere Literaten," gar keine Diplomaten, in Summa 206 Personen — nicht 150 wie der hiesige „Correspondent" irrig und 25 Procent zu niedrig angab — fanden sich beim Mahle vereint. Der erste Toast, von Professor Wurm gebracht, galt dem gefeierten Gast. Welcker erwiederte, an die ehemalige Bedeutsamkeit des deutschen Handels, an die Seemacht der deutschen Nation erinnernd und die Ansicht Justus Möser's von der deutschen Handlung entwickelnd, wie, wenn Deutschland einig geblieben, nicht ein englischer Lord, sondern ein Rathsherr von Hamburg in Ostindien Befehle ertheilen würde, mit einem Toast auf Justus Möser's deutsches Parlament. (Donnernder Beifallssturm). Dr. Wille brachte dem als Ehrengast geladenen Hoffmann von Fallersleben ein Hoch, der darauf die „Neue Zeitung", als ein gesinnungsvolles Organ deutscher Ehrlichkeit leben ließ. Dr. Rießer entwickelte in einer sehr gediegenen Rede, wie die Preßfreiheit nicht eine Gnadenverleihung, sondern ein Urrecht der Menschheit sei. Dr. Ascher, Polizeiactuar, hatte sich die Aufgabe gestellt, Welcker's Verdienste um die öffentliche und mündliche Rechtspflege zu entwickeln. Die folgenden Toaste galten den Kämpfern von 1813, der allgemeinen Wehrpflicht, der Volksbewaffnung, dem Bürgerheere (von Keßler, Major und Commandeur des Jägercorps der Bürgergarde), dem Wachsen der Begeisterung für Deutschlands Einheit, dem Radicalismus in der Wissenschaft (von Dr. Gradau aus Itzehoe), den Märtyrern deutscher Nationaleinheit und der Freiheit der Presse. Auch des eingeladenen, durch Krankheit zurückgehaltenen Obergerichtsadvokaten Balemann aus Kiel, des Vertreters deutscher Interessen diesseits und jenseits der Eider, wurde gedacht, so wie der Zuhörer auf den Gallerielogen (der engl. Generalconsul Sir W. Hodges und französische Remonteofficiere verweilten bis zum Schlusse des Banketts, gegen 2 Uhr Morgens). Welcker fand mehrmals Veranlassung, aus der Fülle seines Herzens zu sprechen. Er brachte noch den freisinnigen, beharrlichen, gesinnungsfesten Journalisten und Zeitungsschreibern ein Hoch, so wie der Jugend, der Trägerin der Zukunft. — — —

(Der Beschluß folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 223. — den 13. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

In der Hütte des armen Pachters, in welcher sie saßen, waren sie allein; aber auf dem Tische standen Speisen und Wein und Geräthe, als hätten meherere Personen hier Tafel gehalten. Neben einem der groben Teller lag ein kleines Gebetbuch und ein rothes Band war darum gewunden, wie es die Mädchen des Landes um ihre Haare winden. In dem Augenblicke trat Jakobinens Bild vor seine Seele. Der Gedanke durchzuckte ihn, daß Charette nicht umsonst gesprochen, daß sie es sei, die er mit so glühenden Farben ihm gemalt, daß vielleicht irgend ein Verrath hinter seinen Lockungen verborgen stecke, oder sollte es möglich sein, sollte dies schöne wunderbare Mädchen so sprechen können, wie dieser Mann, sollte er ihr Vertrauter sein, der ihren Auftrag prüfend vollzöge?

Nach einem kurzen Nachdenken verwarf er diese Vermuthungen; er dachte an Jakobinens feindliches Benehmen mit Bitterkeit. — „Es ist eine schwere Versuchung," sagte er lächelnd, „welche Sie lockend genug beschreiben; aber wahre Liebe kann unmöglich von dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit eine Entsagung verlangen. Und wäre der Mann, der Glauben und Gewissen seiner Leidenschaft opfern wollte, nicht ein Schwächling, den eine starke Seele bald verachten müßte?"

„Gut gesagt," erwiederte Charette beistimmend, indem er seine Stimme erhob, „und freimüthig will ich bekennen, daß ich diese Antwort nicht erwartet habe. Sie ist mir ein Beweis, daß Sie Ihr Herz bis jetzt nicht besonders, wenigstens nicht bis zu jenem, Wahnsinn gleichen Taumel erhitzt haben, der nichts denkt, nichts fühlt und empfindet, als die Sehnsucht nach der Liebe eines Wesens, ohne welches die Welt uns eine Wüste scheint."

„Und wenn ich es empfunden hätte," versetzte Leprieur heftig, indem eine brennende Röthe seine Stirn überzog, „wenn ich in schnellen Zügen allen Liebesschmerz getrunken, alle Begeisterung mich erfüllt und alle Qual mich bis zur Vernichtung erschöpft hätte? Ich glaube," sagte er stolz, „es gibt Höheres und Heiligeres im Leben, als die Liebe eines Weibes, der man nichts opfern darf, als den Augenblick."

„Sie sind ein Philosoph!" rief der kleine Marquis lächelnd, „und ich weiß nicht, ob Ihre schönen Bürgerinnen in Paris mit dieser Weisheit zufrieden sein würden. Aber wenn ich es recht bedenke, so erklärt sich Ihre Bitterkeit. War es nicht das Fräulein von Lancy, das Sie in diese schlimme Lage brachte? — Und doch hat man mir erzählt, daß eine Art von toller Schwärmerei Sie zu ihr führte und so geduldig bis in den Kerker von Schloß Bontemps brachte, wie die Heerde dem Hirten folgt."

„Sie haben ein Recht, mich zu verspotten," erwiederte der junge Mann, noch tiefer erröthend, „aber wäre es auch nicht so, hätte dies rachsüchtige Fräulein von Lancy auch eine eben so heiße Neigung zu mir gefaßt,



Digitized by Google

wie ihre Abneigung und Verstellung groß ist; dürstete sie nach meiner Liebe, wie sie nach meinem Blute dürstet, niemals, bei Gottes Allmacht! würden ihre Reize mich bewegen, die geringste meiner Ueberzeugungen aufzugeben. — Wenn ich ein Thor war," fuhr er leiser fort, „so habe ich hart dafür gebüßt. Ein schrecklicher Kampf meiner Seele hat mich erlöst, und offen kann ich betheuern, daß die sonderbare, ja entsetzliche Leidenschaft, die in mir gespenstierhaft aufwuchs, bis auf den letzten Keim zerstört ist." —

Der Marquis brach bei dieser Antwort, die mit allem Feuer gekränkter Liebe und tiefer Entrüstung gegeben wurde, in ein lautes Gelächter aus. Er lehnte sich in den Binsenstuhl zurück und lachte so lange, bis sein zorniger Tischgefährte aufstand und sich entfernen wollte.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Leprieur!" rief er ihm zu und streckte ihm die Hand hin, „ich schwöre Ihnen, daß ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich lache nur, weil ich denke, was das stolze Fräulein von Laney sagen würde, könnte sie hören, wie wenig ihre Liebe werth ist. — Aber Sie haben ein Recht, sie zu hassen," fuhr er fort, „die schöne Verrätherin verdient es, wir werden sehen, ob Sie ein Mann von Grundsätzen sind."

„Ich hoffe," sagte der Gefangene, „daß meine Wege sich für immer von den ihren geschieden haben."

„Wohl möglich, doch sollten Sie wieder mit ihr zusammentreffen, so hüten sie sich vor einer neuen Bezaubeeung."

„Was haben Sie über mein Schicksal beschlossen?" fragte Eduaed.

„Sie thun eine verzweifelt bestimmte Frage," erwiederte der Marquis, indem er nachlässig und lächelnd sich auf die andere Seite lehnte. Fürs Erste jedoch sollen Sie ein einsames, sicheres Haus bewohnen, mein Herr Philosoph, und ich rathe Ihnen, in keinem Falle sich mehr zu zeigen, als Noth thut. Denn schlimmere Feinde," fügte er leise und mit Nachdeuck hinzu, „könnten Ihnen leicht über Leib und Leben kommen."

Nun trat eine Pause ein, während welcher Charette mit dem Messer in seiner Hand spielte, bis er mit seinem gewohnten leichten Tone sagte: „Verlieren Sie jedoch den Muth nicht, ich habe es angelobt, Ihr Freund und Beschützer zu sein; Ihre Jugend, die Charakterstärke, welche Sie in gefährlichen Augenblicken zeigten, und selbst Ihee Grundsätze gefallen mir." Plötzlich beach er das Gespräch ab und stand auf. „Wo mag Ihr Vater jetzt sein?" sagte er.

„In St. Florent, wie ich denke, oder in Nantes wo sich die Repräsentanten der Nation versammeln sollen."

„Oder dort, Ihre Spur vergebens suchend," erwiederte Chaeette, indem er nach der Gegend wies, wo ein ferner Nebel die Bocage andeutete. „Sie morden und brennen das Land aus," sagte er finster und spöttisch, „was hilft es ihnen oder uns!" — Er kreuzte die Arme und sah ernst vor sich hin.

„Wissen Sie," fragte er dann, „ob der General Hoche schon eingetroffen ist?"

„Ich hörte nur vom General Canilaur," erwiederte Eduaed, „der mit zwanzigtausend Mann die Loire überschritten hat."

„Nein, es ist Hoche!" rief der Marquis mit Bestimmtheit, „dessen Geschütze dort den Wald durchdonnern. Sie machen Ernst mit uns, die Herren in Paris, aber Geduld, wir sind auch da."

Mit raschen Scheitten ging er durch das kleine Zimmer und blieb an dem zerbrochenen Fenster stehen, indem er einen Brief aus der Brusttasche seines Kleides zog. — „Schöne Worte!" sagte er vor sich hin, laut genug, daß Leprieur es hören konnte. „Sie haben meiner Schwester in Nantes tausend Dinge in den Kopf gesetzt, die sich schwerlich erfüllen werden. — Vergeben und veegessen, Alles, was geschehen ist, wer kann das nach solchen Thaten? Mißtrauen und Beedacht werden an die Stelle der offenen Gewalt treten, und heimlich Morden, wie jetzt öffentlich. — Sie wollen den Frieden. Wohl möglich! — Wir sind verlassen, keine Hoffnung für unsere Sache. — Auch das ist wahr. — Sie haben den Anfang mit einer Amnestie gemacht, die blutigen Köpfe der Tyrannen sind verscharrt, man will umkeheen. Wahrlich unerwartet und wohin? — Die Gefängnisse haben sich geöffnet, Frau von Bonchamps ist begnadigt worden, die Mörderrotten selbst sind nun die Beefolgten, und einer iheer Schreckensmänner, Bourbault, läßt sich herab, sogar den Mörder und Chouan Botidous zu umarmen, und seine gefangene Schwester zurückzugeben, das ist viel. — Und ich — ich, ihr General, Ehren, Würden und Gold, welche Schmeicheleien, Künste der Verführung!" murmelte er und sein Gesicht nahm einen Ausdruck des Spottes und der Verachtung an. „Laßt uns sehen! Erst Blut, dann Versöhnung, noch ist es nicht so weit. Puisaye, Cormatin, sie mögen ihre Sache machen, und wenn man in England endlich zum Handeln kommt, wenn es irgend eine Hoffnung —." Er blickte schnell auf und steckte

Digitized by Google

den Brief in die Tasche. „Wir müssen scheiden, Heer Leprieur," sagte er freundlich, „dort wartet Ihr Begleiter, der Sie weiter führen wird. Zeit ist nicht zu verlieren, aber hoffentlich sehe ich Sie bald wieder, um Ihnen Gutes anzukündigen. Noch einmal, ich bin Ihr Freund, leben Sie wohl."

Er führte ihn hinaus, drückte beim Abschiede seine Hand, und nach einer Ermahnung, vorsichtig zu sein, wies er auf Lecombe, der an der Schwelle des Hauses saß. — Unter den Bäumen standen mehrere der kleinen Landpferde, bewaffnete Leute ruhten neben ihnen im Schatten. Menschen liefen hin und her, und einer von ihnen hielt das weiße schöne Roß des Vendeehäuptlings, das schnaubend und scharrend seinen Herrn erwartete.

Eduard betrachtete einen Augenblick diese Gruppen, es kam ihm vor, als sei unter den Männern, welche sich schlafend ausgestreckt hatten, auch der alte Diener der Lancy und jener Hund, der neben ihm den Kopf erhob, sein kluger Wächter; aber Lecombe faßte rauh seinen Arm und führte ihn um die Ecke des Hauses, zwischen den Holzschuppen hin. — „Hier hinaus geht unser Weg," sprach er; „folgt mir nach."

Er sprang über den Graben, ein Fußsteig führte in die Röhrungen und schnell verlor sich die Spur in einer trügerischen Moosdecke, welche unter ihren Schritten schwankte. Durch die sonnig reine Luft schossen Schaaren kleiner Sumpfvögel ängstlich schreiend an ihnen vorüber. Die Stimmen der Menschen verschollen, nur der Rohrwald rauschte, und dann und wann schüttelte eine Sumpfweide das Gewirr ihrer langen grünen Finger. Nichts aber konnte Lecombe's schnellen Schritt aufhalten; nicht der teügerische Moor, oder die Lachen und Gräben, welche ihn durchzogen. Mit instinctartiger Sicherheit wußte er sich zurecht zu finden; die einzelnen Bäume schienen seine Wegweiser zu sein, und einmal nur, nicht weit von dem Pachthause, konnte Eduard von einer hügelartigen Höhe, auf welcher, wie auf einer Insel, eine Heerde langgehörnter Kühe weidete, das Land überblicken. — Mit Erstaunen bemerkte er, daß es an dem Ort, den er verlassen, jetzt von Menschen wimmelte, die in einer festgeschlossenen Masse sich gegen die Bocage bewegten. Es mußte die Division Charette's sein, die, ihm völlig unbemerkbar, ganz in der Nähe gelagert hatte. Er glaubte den Marquis selbst zu erkennen, auch andere Heeren, die auf Pferden hin- und hersprengten, aber Lecombe rief ihm zu, weiter zu gehen, und nun stiegen sie in das endlose Grasmeer, das sie den ganzen Tag verfolgten, ohne bei den einzelnen Höfen und Flecken anzuhalten, welche spärlich darin zerstreut, näher oder ferner lagen. Zuweilen nur hatten sie gebahnte Straßen berührt, aber sie bald wieder verlassen, und vom Sumpfwasser durchnäßt, todmüde, erschöpft von quälenden Vorstellungen und gepeinigt durch die düstere Schweigsamkeit seines Führers, fühlte Eduard seine Kräfte schwinden.

„Ich kann nicht weiter," sagte er. „Schafft mir ein Obdach."

„Dort," erwiederte Lecombe und deutete vor sich hin auf einen glänzenden Punct. Es war ein Haus in der Ferne, das aus einer Gruppe dunkler Bäume und Büsche mit seinen Giebelfenstern hervorsah, in denen sich der Abschein spiegelte.

„Dort!" rief der Erschöpfte mit neuer Hoffnung. „Wie heißt es, wer wohnt dort?"

„Was weiß ich es!" murmelte Lecombe. „Fort, Herr, fort! Fragen Sie später darnach. Verdammt sei dieser Wächter- und Führerdienst!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Hamburg. (Beschl.)

[Welcker, Zeitungen und Journalisten.]

Die Huldigung, die Welcker'n hier in Hamburg gebracht wurde, die ihm auch in der Schwesterstadt Lübeck bereitet war — doch lehnte Welcker die desfallsige Einladung ab — galt, wie es klar und bestimmt ausgesprochen wurde, dem unerschütterlichen Verfechter deutscher Volksrechte, dem Kämpfer für ein Unrecht der Menschheit, für die freie Rede, dem Volksdeputirten. Der „unparteiische Correspondent" dagegen bemühte sich, seinen Lesern, bei diesen wie gewöhnlich eine große Portion Borniertheit voraussetzend, vorzureden, die Feier habe dem um die Rechtswissenschaft und Rechtsgelahrtheit hochverdienten Professor gegolten. In Berlin haben die Acclamationen großen Aerger erregt, und schamlose Berichte veranlaßt, so daß die königsberger Censur sich genöthigt gesehen, diesem Unfug zu steuern, da es wider die Ehre einer preußischen Zeitung, so ungegründete Beschuldigungen zu verbreiten. In Hamburg, das durch Bürger nach den von Bürgern gegebenen Gesetzen regiert wird, haben Welcker's Anwesenheit und die dadurch hervorgerufenen Feierlichkeiten durchaus keinen Krankheitsstoff zurückgelassen. Der hamb. Correspondent ist nur stets bereit, so hämische Beschuldigungen, die als solche in Preußen nicht einmal das Imprimatur erhielten, zu verbreiten, legt dagegen ihm aus Braunschweig zugegangene Correspondenzen über das Welcker'n dort gegebene Bankett zurück. Ebenso haben andere deutsche politische Zeitungen, auch eine leipziger, die ehrlichen Berichte ihrer gewöhnlichen hamburger Correspondenten, die

Digitized by Google

Welcker's Aufenthalt in Hamburg besprachen, ruhig ad acta gelegt. Das nennt man deutsche Gesinnungen! — —

Gehen wir zum Theater über. Das zweite Theater weiß durch meist für sein Publicum gutberechnete Wahl des Repertoirs, durch die unübertreffliche Komik, den gemüthlichen Humor Wilke's, durch liebliche Naivetät der Madame Struve, durch gerundete Darstellungen und tüchtiges Zusammenspiel — wenn wir die Versuche einiger Anfänger abrechnen — seinen engbeschränkten Raum durch ein leichtbefriedigtes, lachlustiges Publicum zu füllen. Es führt uns freilich, Lokalpossen abgerechnet, fast nur Produkte des Auslandes vor. Jetzt ist Hoppe's Pelzpalatin und Kachelofen, an Humor, Witz und Ironie hinter Nestroy's Talisman zurückstehend, Kassastück. Holtei's Erich der Geizhals sprach wohl nur durch Wilke's wohldurchdachtes Spiel als Erich an. — Das Repertoir des Stadttheaters berücksichtigt mehr die Talente hiesiger Dichter, Bearbeiter und Fabrikarbeiter, wie Gutzkow, Töpfer, Bärmann. Muttersegen oder die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang, nach dem Französischen von W. Friedrich, hat angesprochen. Gutzkow's Schule der Reichen hingegen hat das Unglück gehabt, — —*)

Der durch den Heren von Strombeck in der Literatur eingeführte Joseph Mendelssohn beabsichtigt hier ein „Panorama der Gegenwart" zu gründen. Niebour, früher Redacteur der literarischen Blätter der Börsenhalle, hat seit Michaelis ein „literarisches Magazin des Neuesten und Wissenswürdigsten aus deutscher und aus fremder Zunge" begonnen. Wir wünschen dem Unternehmer den besten Erfolg, zweifeln aber, daß dies Unternehmen für ihn oder für die Journalistik irgend ersprießlich sein werde. Gleichzeitig ist von der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Wissenschaft, gewöhnlich die patriotische Gesellschaft genannt, eine Wochenschrift begründet, die sich auf vaterstädtische Angelegenheiten, auf Hamburgensien, beschränken wird.

Die Rücksichten, die Zeitungs- und Journalredaktionen und Eigenthümer nehmen, sind doch sehr mannichfaltig! Nachdem der Vorschlag, von Berlin über Schwerin und Ratzeburg und so weiter in der Welt umher eine Eisenbahn zu bauen, beseitigt, stand die Frage, ob Hamburg und Berlin durch eine Eisenbahn auf dem rechten oder dem linken Ufer der Elbe zu verbinden seien. Referent, der weder auf dem rechten noch auf dem linken Ufer der Elbe begütert, noch bei irgend einer projectirten Eisenbahn irgendwo betheiligt, glaubte seine unbefangene Ansicht im Feuilleton der hamburger Neuen Zeitung, für die er sonst arbeitet, mittheilen zu dürfen. Indeß wurde die Aufnahme von Seiten des Eigenthümers verweigert. Referent hatte sich dahin ausgesprochen, daß ihm die Anlage einer 40 Meilen langen Eisenbahn auf dem rechten Ufer der Elbe, neben einem Strome, der mit Dampfschiffen befahren wird, durch den unfruchtbarsten und unbebautesten Theil Meklenburgs und durch die sand- und kiefernreiche Priegnitz, ohne große Städte zu berühren, für die Actionäre unvortheilhaft und bedenklich schiene, daß dagegen eine Bahn auf dem linken Ufer, etwa über Lüneburg, Salzwedel, Stendal — mit einer Seitenbahn nach Magdeburg und so in das Herz von Deutschland — über Brandenburg nach Berlin, für die Actionnäre sichere Bürgschaften darböte. Für diese Ansicht und gegen das Vortheilhafte einer Bahn auf dem rechten Elbufer spricht auch die Scheu vor dem Licht der Publicität, vor öffentlicher Discussion. Indeß eine Ansicht, die ein Zeitungseigenthümer hier, ein Censor dort unterdrücken will, schlüpft unbemerkt am dritten Ort in die Welt. So wurden jüngst in den „Nachrichten" Zweifel und Bedenken erhoben, daß der Transport der Austern und Schellfische von hier nach Berlin die Zinsen dieser Eisenbahnanlage decken werde. Also keine Eisenbahn nach Berlin? Doch, allerdings, nur nicht unter berliner Direction aus Hamburgs Seckel, auf Hamburgs Kosten.

Herr Friedrich Saß hatte unlängst auch im Intelligenzblatt der „Eleganten" als ein Weltereigniß angezeigt, daß er seine Anonymität ablege. — So kränkend für uns der Einfluß des Auslandes, so geckenhaft anmaßend schien es uns, wenn ein deutscher Journalist ein Volk, das von je her, so weit die Geschichte reicht, freiheitsstolz, von Zwingherren schwer zu zügeln, dem Despotismus einen festen, unbezwinglichen Willen entgegenzusetzen wußte, wie die Belgier, bei denen, wie Nothomb nachgewiesen, die jüngst wieder hergestellte Volkssouveränität uralt, die nicht nur Preßfreiheit, sondern auch Lehrfreiheit sich grundgesetzlich gesichert haben, — mit zwei Journalspalten moralisch todt zu schlagen glaubt. Das Einschreiten des belgischen Gesandten haben politische Blätter gemeldet. Deutsche Correspondenten haben lamentirt, daß das Ausland so mächtig auf deutschem Boden ist. Daß aber ein deutscher Journalist, dessen Märtyrerthum dabei hier zu Lande, wo man darum weiß, sehr zweifelhaft geworden ist, im Stande war, eine Nation mit Schmach zu bedecken, dies moralische oder intelligente Ereigniß scheint noch erwähnenswerther*).

W. Lüders.

*) Wir finden uns genöthigt, die folgenden Mittheilungen des geehrten Briefstellers, obwohl wir sie nicht für absichtliche Entstellung halten, unseren Lesern vorzuenthalten. Für uns sind Personen gleichgültig, es handelt sich für uns um die Sache. Auf die Sache aber, auf die Production Gutzkow's, hat sich der Correspondent im weitern Verlauf nicht eingelassen. D. Red.

*) Von deutschen Blättern hatte die leipziger „Eisenbahn" unter ihrer jetzigen Leitung, in Nr. 33., dieses „Ereigniß" deutscher Journalistik gebührend beleuchtet. D. Red.

## Notiz.

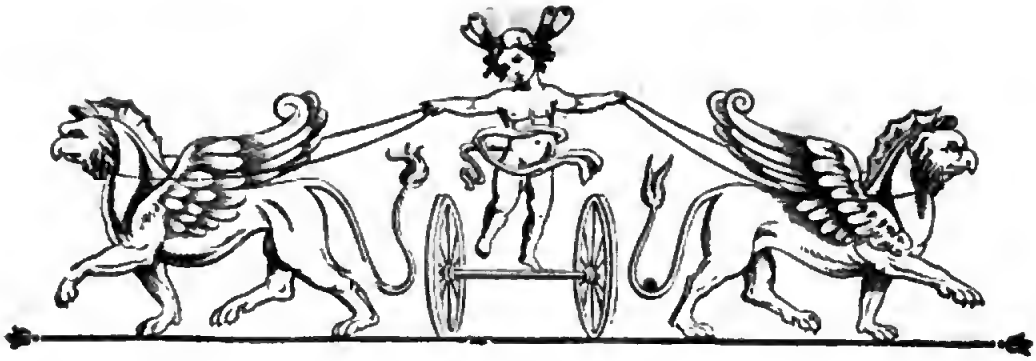
[Lexika.]

Von Pierer's Universallexikon ist Hft. 33 erschienen; es reicht erst bis „Ca". Die Redaction entschuldigt die Langsamkeit des Drucks mit der Stärke der Auflage, die sie auf mehr als 12,000 Exemplare angibt. — Das von R. Blum, Marggraff und Herloßsohn herausgegebene Theaterlexikon ist bis auf den Artikel „Lemm" (Bd. 5. Hft. 1.) vorgerückt. — J. Funck's Geburtstagskalender merkwürdiger Personen, der sich als „Supplementband zu jedem Conversationslexikon" einführt, ist mit Lief. 4 bis zum 25. Nov. fortgeführt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei der Bücher-Anzeiger Nr. 29. von G. Basse in Quedlinburg.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 224. — den 15. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

Novelle von Th. Mügge.

(Fortsetzung.)

So ging Lecombe voran durch das hohe Wiesengras, und von der Nähe des Ruhepunktes gestärkt, folgte Leprieur, so schnell er konnte. — Endlich, als sie ein verwildertes Gehege durchwandert hatten, lag das Gebäude vor ihnen. Es war alt und unregelmäßig gebaut. Die schloßartige Hauptfronte mit langen Seitenflügeln und hochaufgemauerten Giebeln, aus denen die Tauben in Gestalt geflügelter Drachen herabblickten, war dicht von mächtigen Linden und Rüstern umringt, die mit ihrem melancholischen Rauschen und geheimnißvollen Dunkel das unheimlich finstere Gepräge vermehrten. Alles war öde und schweigsam. Die Fenster mit Eisengittern verkreuzt, und das starke verschlossene Thor deutete auf Vorsicht; aber Alles war wohlerhalten und bezeugte, daß der zerstörende Krieg niemals bis hierher gelangt sei.

Wie Lecombe mit seinem langen Springstocke an die Bohlen schlug, dröhnte es hohl im ganzen Hause wieder. Ein Hund erhob drinnen sein heiseres Gebell, aber erst als der kleine Schneider eine Zeit lang mit seinen Stößen fortgefahren hatte, schob sich ein rundes, rothes Gesicht oben aus dem Thorfenster, und nach manchrlei Reden in dem unverständlichen Patois von Nieder-Poitou klapperten die Schlösser und die Riegel wurden fortgezogen. — Der dicke kleine Kerl, der zum Vorschein kam, nahm den stolzen Titel eines Kastellans in Anspruch, und hinter ihm stand eine einzige dürre, alte Magd, die neugierig den Fremden beleuchtete.

Lecombe reichte dem Manne, der sie in ein Zimmer geführt hatte, schweigend einen Brief hin, den der Kastellan mit Würde entfaltete, seine Brille nahm, ihn mühsam zu enträthseln schien und dann und wann kopfnickend und sich räuspernd seine Gäste ansah.

„Gut," sagte er endlich, „der Herr Marquis, mein gnädiger Herr, hat über seinen Diener zu befehlen. Herr Lecombe, und Sie, mein Herr — der Name thut nichts zur Sache — wir werden pünktlich ausführen, was Se. Gnaden bestimmt haben. — Laßt Euch ein Abendbrot gefallen, meine Herren, ehe Ihr weiter geht, so gut es dies edle Haus in so schlechten Zeiten aufbringen kann. — Heda, Susanne!" schrie er der halb tauben Magd zu, „schaff' Essen herbei, die Herren müssen weite nach Bourbon-Vendee; eßt und trinkt, ich werde Euch begleiten."

Lecombe nickte ihm Beifall und die alte Magd ging hinaus. — Nun stand der dicke Mann auf und sagte leise: „Auch die alte Susanna soll nicht merken, daß Ihr bei mir bleibt, so will es der Herr Marquis, und Pierre Segrier weiß sich in solchen Angelegenheiten zu benehmen." —

Nun wurde der Tisch mit Speisen und Wein bestellt, und der alte geschwätzige Mann, der lange keine Gesellschaft gehabt hatte, fand tausend Dinge zu erzäh-



Digitized by Google

len und zu hören. Er pries den Marquis, ließ den König hochleben, verfluchte die Blauen und trank auf die Zerstörung von Paris; bis er endlich der Magd befahl, zu Bett zu gehen, und eine neue Flasche für seine Gäste öffnete.

Endlich stand Lecombe auf und kein Dringen des guten Kastellans konnte ihn halten. „Ich muß fort," sagte er, „vielleicht komme ich wieder. Lebt wohl, mein Herr."

Eduard streckte seine Hand nach ihm aus, er wendete sich ab. „Meine Hand verschmäht Ihr," sagte der junge Mann. „Was that ich Euch, Lecombe?"

„Nichts," erwiederte der Vendeer, „aber ich sagte Ihnen schon, Herr, Ihr Dank ist ohne Noth, ich that, was ich mußte."

„So geh' denn!" rief Leprieur beleidigt, „doch auch gegen Deinen Willen will ich Dein Freund sein."

Lecombe schien etwas erwiedern zu wollen, aber plötzlich wendete er sich und ging schweigend hinaus, gefolgt von dem Kastellan, der erst nach einer guten Weile ganz leise zurückkehrte. — Er nahm die Laterne und lud Eduard ein, ihm zu folgen. Dann öffnete er eine Seitenthür, führte ihn in einen Corridor, Treppen hinauf und hinab durch verschiedene Gänge, durch mehrere Zimmer, bis er endlich vor einem großen Wandbilde still stand, das er mühsam bei Seite schob, mit einem Druck eine Thür in der Mauer öffnete, und eine schmale Wendelstiege hinauf endlich in ein Gemach gelangte, das in dem thurmartig endenden Giebel des Seitenflügels lag. — „Hier," sagte er, „sind Sie ganz sicher, mein Herr. Es wird erzählt, daß einer der alten Barone von Cleriſſon, denen dies Schloß gehörte, vor mehr als zweihundert Jahren seine Tochter hier einsperrte, weil sie ihr Herz einem Niedriggeborenen geschenkt hatte. Erst als man sie todt heraustrug, erfuhr man, wo sie gewesen sei. Er zündete bei diesen Worten Licht an, setzte es auf den Tisch, versprach wiederzukommen, und verließ seinen Gast, der, als das Schloß zugefallen war, sich von neuem gefangen sah.

Wie er allein war, beleuchtete er den Ort seines Aufenthaltes. Die kleinen Fenster waren vergittert und lagen ganz versteckt hinter dem hohen Vorbau des Giebels. Die schmucklosen Mauern von Staub und Spinnengeweben überzogen, Tisch und Stühle vom Gewürm durchlöchert, ihre Lederpolster zerrissen, und in der Ecke einer jener breiten Betten aus alter Zeit, dessen vergilbte Damastgehänge noch von ehemaliger Pracht zeugten. — Ein Schauder überlief ihn, wie er dachte, daß es dasselbe Lager sein möge, auf dessen Kissen die unglückliche Tochter der Cleriſſons in endlosen Nächten ihren Schmerz ausweinte. Er floh den schrecklichen Ort, und wie das Licht an den schwarzen Wänden aufflackerte, glaubte er Schatten zu erblicken, die mit schleppenden Gewändern hinter den Vorhängen lauschten. Lange währte es, ehe sein Blut sich beruhigte, endlich setzte er sich auf eines der Polster und starrte in die Lichtflamme, bis sie erlosch. — Je länger aber die Finsterniß ihn umgab, je reger und heller wurde es in seiner Brust. Die Leiden der Bewohnerin dieser Zelle kamen ihm bekannt und vertraut vor; er fühlte sich zu ihnen hingezogen, sanft beüheten sie sein Herz und füllten seine Augen mit Thränen. Endlich meinte er wirklich die schöne, langsam verschmachtende Gestalt zu sehen, wie sie still, gleich einer welkenden Blume das Haupt senkte, ihren Gram versöhnte und hoffend starb. — Alles war still um ihn; endlich schlief er und erwachte von dem Rasseln am Schlosse. — Der Kastellan kam und brachte Speisen, indem er sich entschuldigte, gestern nicht wieder erschienen zu sein, weil plötzliche Geschäfte ihn abgehalten hätten. Dann ging er wieder und trug allerlei Geräth herein; das Bett erhielt neue Kissen und Matratzen, Stühle und Tische wurden gewechselt, das ganze Gemach gereinigt, Teppiche ausgebreitet, und endlich sah Alles ganz sauber und wohnlich aus.

Eduard blickte seufzend zum Fenster hinaus, wo er durch einen Mauerspalt einen schmalen Streif des fernen Wiesenlandes entdeckte. — „Ich darf also nicht hinaus?" sagte er.

„Niemand darf ja wissen, daß Sie hier sind," erwiederte der Kastellan höflich. —

„Aber was ist zu fürchten, wir sind allein."

„Allein, ja! Es ist einsam genug, und der Garten zwischen den Seitenflügeln hat eine hohe Mauer."

„So laßt mich dort zu Zeiten umhergehen."

„Ich will Ihnen zuweilen Gesellschaft leisten," sagte der alte Mann ausweichend, „auch sind Bücher dort in dem kleinen Kabinet. Der Herr Marquis hat Alles fest bestimmt, bis er selbst kommen wird."

„Ich sehe wohl, wie es steht," erwiederte Eduard lächelnd, „meine Haft ist streng, und meine einzige Gesellschaft wird das arme Fräulein von Cleriſſon sein, die mir schon in dieser Nacht einen Besuch gemacht hat.

Der Alte warf einen scheuen Blick umher. „Heilige Jungfrau!" sagte er leise, „ich habe es wohl auch oft gehört, wie sie umherschlich und ächzte, aber gesehen habe ich sie nicht. Mutter Gottes! wie gern wollte ich

Digitized by Google

Ihnen ein anderes Zimmer geben, aber der Herr Marquis hat es so gewollt."

„Und ich danke ihm dafür!" rief Eduard, „ich fürchte die Gespenster nicht, wenn sie schön und unglücklich sind."

Diese leichtsinnigen Worte beschleunigten den Rückzug des Kastellans, der am Abend wiederzukommen versprach, und in den nächsten drei Tagen seine regelmäßigen Besuche fortsetzte.

## 5.

Die Zeit verging dem Gefangenen eintönig langsam und doch nicht ohne allen Reiz. Bald maß und untersuchte er jeden Winkel der kleinen Zelle, bald stieg er an den Eisenstäben der Fenster empor, theilte mit den Vögeln, die friedlich hier nisteten, sein Brot, und spähte durch die Zuglöcher des Mauerwerks nach Wolken, Wind und irdischem Grün. Zuweilen schlug ein menschlicher Laut, ein Schall, ein fernes Geläut an sein Ohr, und die geschärften Sinne suchten ihn zu deuten. Trübsinn wechselte mit freudigen Hoffnungen, Muthlosigkeit mit stolzen Entschlüssen. Mehrmals glaubte er im Schlosse Stimmen und Schnauben von Pferden zu hören, dann meinte er, der Marquis sei da und die Stunde der Freiheit; aber vergebens wartete er auf den rasselnden Schlüssel, die eisenbeschlagene Thür blieb verschlossen, und von neuem holte er die alten Bücher hervor, Gebete, Heiligenlegenden, Wundergeschichten voll frommen Aberglaubens versunkener Jahrhunderte, oder die ritterlichen Gesänge des Messire Robert von Namur und Jean Froissant's berühmte Chroniken und Poesieen. Er konnte sich ganz in seine Träume versenken, und aus den verstaubten Blättern wuchsen Gestalten, die, wenn er schlief, sein Lager umwachten. So lag er in der dritten Nacht und neben ihm saß das blasse Fräulein von Clerisson und las laut und deutlich aus Froissant's Roman „Melidor" die Liebe des Ritters zu der schönen Fei Gelinde. Endlich ließ sie seufzend das Buch fallen und sah ihn lange mit den zum Tode traurigen Augen an. — „Das ist das Schicksal Derer, die da lieben, was der Mensch nicht lieben darf," flüsterte sie seufzend, „die ihrem Herzen folgen, ohne die Gebote Gottes zu achten. So habe ich mein junges Leben in Schmerzen ausgehaucht; so wirst Du auch enden, armer Freund!"

„Gebote Gottes!" murmelte der Schlafende. „Nennst Du den verblendeten Hochmuth der Menschen mit so heiligem Worte?"

„Gottes Gebote," sagte sie, „sind der Zeiten Satzungen. Wehe dem, der sie nicht ehrt, niemals wird er glücklich sein auf Erden. Kehre um zu Deinem Glück, laß ab von dem Trugbilde, verfluche die falsche Liebe zu Jakobine Lancy."

„Ich kann nicht von ihr lassen," sagte er tiefathmend, „ich will nicht, o, Jakobine, meine Liebe ist ewig."

Die Gestalt beugte sich über ihn hin, ihr Athem fiel heiß auf sein Gesicht, ihre Lippen ruhten innig und fest auf den seinen.

„So bist Du mein," sagte eine helle schöne Stimme, „mein auf ewig?"

Er hob die Hand zum Schutze und ergriff einen Gegenstand, den er fest umklammerte. So schlug er die Augen auf und schloß sie wieder, dann blickte er wild umher und glaubte nicht an sein Erwachen. — Ein matter Schimmer überzog die schwarzen Wände, ein Lichtstrahl schien von einer fernen Ecke aufzusprühen und überzog die dunklen Vorhänge seines Lagers, auf dem er ausgestreckt lag. Eine Gestalt saß neben ihm, ein Schatten, ein Wesen, das sich aus Nebeln abzulösen schien und immer fester und bestimmter wurde. Groß und still saß sie da, ihre Augen, deren Glanz das Dunkel durchleuchtete, ruhten auf ihm. Ihre Hand lag in der seinen, nun zitterte das Licht auch über ihr Gesicht und plötzlich war es Tag um ihn. „Jakobine!" rief er und riß sich von dem Lager auf, „Engel des Himmels! es ist kein Traum!"

(Die Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Paris.

[Jules Janin.]

Alles hat seine Zeit, sagt Salomon, aber vom Heirathen sagt er kein Wort, der alte Scheim. Das Lieben hat seine Zeit und das Hassen hat seine Zeit, aber lieben und hassen ist noch nicht heirathen. Und doch gibt es hier eine saison de mariages, so wie es eine Jahreszeit für die Austern, für die Trüffeln und für die rückwärtsschreitenden Krebse gibt. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, wenn der Mond länger scheint als die Sonne; wenn der Himmel endlich melancholisch wird, dann tritt hier die saison de mariages ein. Es scheint, als heirathet man hier nur, um sich an dem Heerdfeuer der Liebe den kalten Winter hindurch zu erwärmen, oder vielleicht auch, um mit seiner Gattin in die italienische Oper zu gelangen. Kurz, die saison de mariages ist jetzt an der Tagesordnung und die Schriftsteller selbst geben den Ton an.

Daß die französischen Schriftsteller heirathen, ist eine Revolution in den hiesigen Sitten, oder vielmehr als eine Reactionsepoche zu betrachten, und sie hängt mit den Theaterverhältnissen genau zusammen. Daß sie meistentheils spät

heirathen, ist noch ein Glück für sie. Die Heirath wird ihnen zum Hafen nach einer stürmischen Fahrt, sie dient ihnen zur Sparkasse nach Jahren der Verschwendung, sie soll die Täuschungen des Lebens, die vielen Freunde und Feinde vergessen machen durch die Eine Freundin des Herzens und der Seele, kurz, sie ist ein langer Stoßseufzer in dem bewegten Strudelleben von Paris, ein gewagter, aber nothgedrungener Ankerwurf nach einem Schiffbruch, oder nach zu angestrengter Arbeit, die der Ruhe bedarf und sich mit dem Zufall und der Willkür der neidischen, neckischen Undinen nicht mehr einläßt. Die Heirath ist nicht ein lustiges Ding, wie Beaumarchais sagt, sie ist nur allzu ernst; sie schirrt den Menschen an die Scholle fest; wer ihren Werth zu schätzen weiß, sollte sich sogleich auch seine Gruft ankaufen. Wäre Lessing verheirathet gewesen, er hätte nicht gesagt: Man muß nicht müssen. Aber man muß sogar heirathen, was noch mehr als müssen ist. Und wer eben nicht muß, der will. Es kommt auf eins heraus. Die Heirathswitze kommen nur daher, weil in unsrer Zeit die Heirath zur Speculation ward, so wie aller Witz von der Verkehrtheit, der Bedrückung, den Lastern der Gesellschaft kammt. Wäre die Heirath, was sie sein sollte, es hätte noch kein Dichter gelebt, der durch seinen Gesang ihre Höhe, ihre Weihe und ihre Bestimmung erreicht hätte. So aber sind die Dichter dem allgemeinen Gesetz ebenfalls unterworfen, sie heirathen wie Philister oder sie heirathen gar nicht, und dann sind sie so klug und schweigen. —

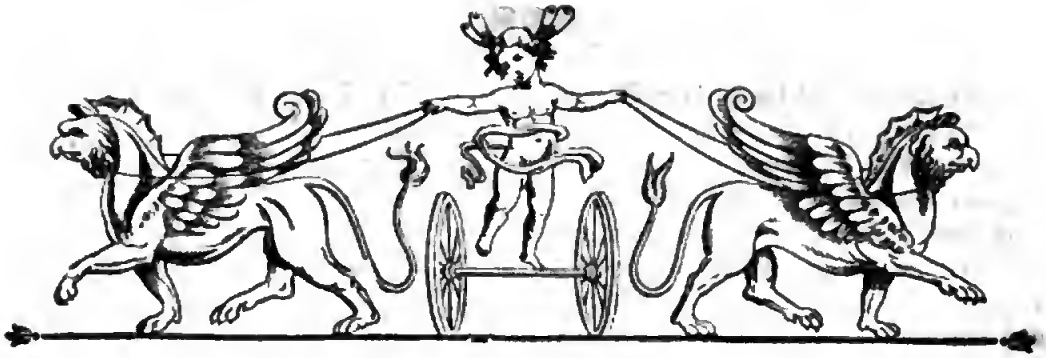
Dem ist aber nicht so mit Jules Janin. Uebermüthig bis zur Lächerlichkeit, hat er völlig den Verstand verloren, als ein ehrbares Mädchen, das 10,000 Fr. Renten besitzt, einwilligte, ihm seine Hand zu reichen. Janin dünkte sich nicht den glücklichsten der Ehemänner, denn dies wäre zu verzeihen, sondern den ersten Mann in Frankreich, weil ein schönes Mädchen von guter Familie sich nicht durch den Namen „Schriftsteller" und besonders durch den verrufenen Namen Janin's abschrecken ließ und ihn heirathete. Schon seine Hochzeit selbst war eine öffentliche Prahlerei. Der Maire, so wie der Geistliche fielen aus ihren Rollen und sprachen von dem Styl Janin's. Er selbst lud Chateaubriand und Lamartine zu Zeugen ein. Ersterer antwortete ihm: „Alles, was ich segnete, fiel." — Er war nämlich Zeuge bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux gewesen. — Am Morgen nach seiner Hochzeit erschien in den Debats ein Feuilleton le mariage du critique, von ihm selbst. Schon der Titel ist eine Arroganz, als wäre er der absolute Kritiker Frankreichs. In diesem Artikel erzählt nun Janin in einer Kartoffelbreisprache, mit den ewigen sich selbst nachlaufenden stereotypischen Phrasen, wie es überhaupt ein Meerwunder sei, daß ein Literat eine ordentliche Frau bekommt. In Frankreich hat er allenfalls recht, dies zu behaupten. Die Schriftsteller dringen hier nicht in die Bürgerclasse, sie heirathen entweder Künstlerinnen oder werden von adeligen Damen selbst geheirathet. Vieles liegt in den Vorurtheilen der Bürger, aber der Grund davon liegt doch in dem etwas sehr unbesorgten Leben der Literaten. Es gibt Privatleute, die weit regelloser leben, aber man spricht nicht so allgemein davon als von dem Privatleben der Schriftsteller und Künstler. Dann übertreiben die Literaten selbst die Unbesorgtheit, und leben wie die Fürsten. Die Wahrheit aber ist denn doch, daß man sie in Gesellschaften gern hat, daß man sie lobt, und wenn sie den andern Morgen die Frechheit haben sollten, eine Häßliche zur Frau zu verlangen, so würde man ihnen ins Gesicht lachen. Gut. Aber Jules Janin hat sich hierauf nichts einzubilden, seine Gattin freilich mag nur auf seinen Styl gesehen haben — Gedanken hat er wenige — aber ihre Eltern wissen wohl, daß er auch eben so viel Renten hat, ohne sein Haus in Etienne und sein Latterieschloß in Italien. Er hat daher wie jeder Philister geheirathet. Nun aber erzählt Jules Janin in besagtem Artikel, wie seine arme Seele lange schon ihrer Hälfte nachjagte, wie er bei den schönen Stellen großer Dichter immer gewünscht habe, eine liebende Gattin zu haben, damit sie mit ihm fühle und genieße. Die Sache ist nicht neu, die Worte noch weniger, das Gefühl jedoch richtig. Aber Herr Stylkönig, wenn Sie so eifrig Ihrer zweiten Hälfte nachjagten, warum heiratheten Sie nicht ein armes zartfühlendes Mädchen, das gewiß stolz gewesen wäre, mit Ihnen über schöne Stellen zu schwärmen. Sagen Sie gleich lieber, Ihre 10,000 Fr. Renten suchten sich ihre legitime Hälfte und nehmen Sie keine so großen poetischen Worte in den Mund! Oder haben Sie in Ihrem Leben kein honettes Mädchen kennen gelernt? Fast scheint es so. Nun aber kommt das Skandalöseste. Janin beschreibt seine Frau wie ein Polizeiinspectar eine Delinquentin signalisirt, einen wahren Steckbrief schleudert er in den Debats über sie hin und schickt ihn in die Welt. Mlle de belle Isle ist nichts gegen diese Beschreibung der Brautnacht. Wahrscheinlich wollte er damit seinem Schwiegervater aufwarten, aber es scheint doch, seine Frau ist nicht verständiger als er, sonst hätte sie ihn doch gleich an diesem Artikel verhindert. Oder sollte ihre Eitelkeit die Vernunft besiegt haben? Dann hätten wir gleich das Räthsel ihrer Heirath gelöst. Ueber diese Beschreibung fielen alle Journale mit vielem Witz und sogar mit Unmuth her. Der Schwiegervater mag bereits sein Jawort bereuen, die Frau selbst mag in dem Honigmonat schon manche Bremse gewittert haben. Der Skandal war so groß, daß die Direction der Debats kein Exemplar mehr davon verkaufte. Der National sagte der Redaction der Debats: Sie haben Ihre Frau beschrieben, gemalt, gepinselt, haben sie unter Kreuzband gelegt und in allen Theilen Frankreichs angeboten; dies vortreffliche Mittel kann nicht fehlen, Ihnen zahlreiche Subscribenten zu verschaffen.

Janin hat noch eine andere Marotte; er will die Rachel, die nur durch ihn groß wurde, wie er sagt, stürzen und eine Mlle. Maxime auf ihre Kasten erheben. Haben doch die Zauberer Aegyptens Alles, was sie wollten, vermocht! Warum nicht Jupiter Kritiker in Paris? Rachel ist launisch, hatte Janin an der Nase herumgeführt, ihm einen Korb gegeben. Er zürnt und will sie aus dem Olymp schleudern. Merkwürdigerweise wäre es ihm fast gelungen.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 225. — den 16. November 1841.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

Eduard bedeckte Jakobinens Hände mit seinen Küssen, sie ließ es still geschehen. „Hier bin ich!" sagte sie sanft, „nun räche Alles, was ich gethan."

„Rächen!" rief er mit heißer Leidenschaft, „kann sehnsüchtige trostlose Liebe Rache sein, dann, Jakobine, muß Sie diese verfolgen über Tod und Grab hinaus."

„So ist es doch nicht wahr," sagte sie lächelnd und ihre Stimme zitterte leise, „daß Sie mich hassen, mich vergessen haben, daß dies Herz," rief sie lauter, indem sie ihre Hand auf seine Brust legte, „keiner Begeisterung fähig ist, wie Charette es behauptet. — Ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig, aber nicht hier. Diese düstern Mauern und ihr hohler Schall durchschauern mich. Der Grabesodem unglücklicher Liebe hat diese Steine durchfressen, ewig werden sie ihn aushauchen, bis sie nicht mehr sein werden." — Sie nahm eine kleine Leuchte vom Boden auf, und faßte dann von neuem seine Hand. Wie sie vor ihm stand, edel und stolz ihn anblickend, war die letzte Spur seiner Zweifel verschwunden, eine selige Gewißheit durchglühte ihn ganz. Plötzlich schlang er beide Arme um sie und blickte in ihre liebestrahlenden Augen. „Nun weiß ich es," sagte er, „Du hast mich immer geliebt, und hier in dieser Zelle des Unglücks, wo schadenfrohe Geister mich quälten und Entsagung und Haß forderten, sprich es aus, damit glückliche Liebe den Fluch versöhne."

Lange hielten sie sich fest umarmt, und ihre Lippen feierten das Gelöbniß, das mühsam Worte erhielt, dann führte ihn Jakobine in eine der Nischen des Kabinets, die Fugen des Gesteins öffneten sich, eine schmale Treppe führte in der Mauer nieder und leitete nach manchen Hemmnissen in das untere Geschoß und von dort in den Garten.

Langsam gingen sie durch die verwilderten Gänge, endlich setzten sie sich auf die Stufen eines kleinen Tempels auf einer Anhöhe, welche die Mauer überragte. Das weite Land lag vor ihnen im weißglänzenden Nachtkleide. Der Himmel mit seinen zahllosen Augen blickte durch die wiegenden Baumgipfel, heiliges Schweigen war überall in der unendlichen Natur, und so saßen sie fest umschlungen und vergaßen Zeit und Zukunft. — Erst als ein blasser Schimmer den Osten röthete, sagte Jakobine: „Nun mußt Du zurück, aber morgen um Mitternacht bin ich hier und warte." — Sie begleitete ihn bis an die Pforte, und als der alte Kastelan am Morgen seinen Pflegebefohlenen besuchte, schüttelte er heimlich den Kopf über die sonderbare Lustigkeit desselben. — Singend ging er umher und scherzte und lachte ausgelassen. — Als er allein war, überdachte er dann Alles, was Jakobine ihm vertraut hatte. — Charette, hatte sie gesagt, ist unser einziger Beschützer, aber er ist es nur so lange, wie es für seine Pläne paßt. Er sinnt auf Verrath an seiner Sache, er will sich mit der Republik versöhnen, wenn er muß, aber noch schwankt er und kann sich nicht entschließen. Wenn heute sich ein



Digitized by Google

Ausweg zeigte, würde er Dich kaltblütig dem Stofflet überliefern, wie er ihm vor drei Tagen den unglücklichen Marigny gab, den das Ungeheuer erschießen ließ. — Marigny hatte mit Cancaux unterhandelt, Charette wußte es, aber es sind Briefe von Puissaye und aus England gekommen, die nahe Hülfe verheißen, und Charette wollte rein sein. — Du bist in seiner Gewalt, seine Geißel; auch wir sind es. Mein getreuer Lecombe hat Dich aus dem Thurm geholt, hier aber sind wir von zwanzig Schützen nun bewacht, die meine kranke Mutter und mich in derselben Nacht hierher leiteten, wo Lecombe Dein Führer war. — Charette zeigte mir den Weg, der geheim in Deine Zelle führt; er kann ihn auch verschließen. Aber vertraue, ich bewache Dich, ich weiß was ich will. —

Den ganzen Tag beschäftigten ihn die Gedanken an die Nacht; endlich kam der Abend; zitternd in Hoffnung und Verlangen konnte er die Stunde nicht erwarten. Er öffnete die verborgene Thür und ging hinab. Der Garten war einsam, plötzlich aber, an der Seite des Hauses, hörte er Jakobinens Stimme. Sein Herz schlug heftiger, sie sprach mit einem Andern. Jetzt konnte er Alle erkennen; ihre Mutter war bei ihr, sie saßen auf einer Bank am Hause, und vor ihnen stand der alte Jäger André neben dem kleinen Schneider von St. Florent.

„Ich bin krank, guter André," sagte die Dame und faltete die Hände; „aber die Nachricht gibt mir neue Stärke. Du hast ihn gesehen, er lebt!"

„Er lebt," erwiederte der Alte, „aber unter dem Messer des Henkers. Der blutige Leprieur hat vergebens seinen Sohn gesucht, vergebens Boneeur verbrannt, und seine Banden bis in die Sümpfe geschickt. Ich war in St. Florent und hörte, wie sie Rache schwuren; ja, ich drängte mich bis an die Thür des Saales, wo der schreckliche Mensch stand, und Freude kam in mein Herz, denn ich sah seine Verzweiflung, wie stolz und gefaßt er auch that. Man hatte ihm hinterbracht, daß die Generale des Königs Kriegsrecht über seinen Sohn gehalten, daß sie den Tod über ihn ausgesprochen hatten, und wie der Gefangene dann ohne Spur verschwunden sei. ‚Sie haben ihn heimlich getödtet,' sagte er, ‚mein Sohn hat für das Vaterland geendet, die gerechte Vergeltung wird seine Mörder erreichen.' — Nun schrie ein großer wilder Kerl: ‚Bürger Commissair, haben wir nicht ein Pfand der Rache, haben wir nicht den Neffen des Rebellen Sapinaud?' — ‚Liefre ihn uns, liefre ihn uns!' schrieen Andere. — Da trat er in ihre Mitte, stolz und drohend, und wie ein gefallener Engel sah er aus. — ‚Bürger,' sagte er, ‚wage Niemand gegen das Gesetz zu frevelu.' — ‚Rache für unsern ermordeten Freund,' schrie der große Kerl wieder, ‚willst Du sie nicht für Deinen Sohn, so räche den Bürger Leprieur.' — Von allen Seiten riefen sie nun nach dem Gesetz — die gesetzlosen Bösewichte — und lange stand er stumm, die Arme gekreuzt, und sein finsteres Gesicht war unbeweglich, bis er endlich sein Auge aufhob und mit seiner dumpfen Stimme sagte: ‚Nicht Rache darf es sein, die Gerechtigkeit allein soll ihr Opfer haben. Wenn sie den Bürger Leprieur ermordeten, so will ich es vergelten. Drei Tage noch, dann walte das Gesetz.'"

Das Schweigen, das seinen Worten folgte, ward nur von den Seufzern der alten Frau unterbrochen. „Und morgen," sagte sie mit matter Stimme, „morgen ist die Zeit um. — Entsetzlicher Mann! es gibt keine Hülfe; schafft mir mein Kind zurück, ach! sein Herz, sein durchbohrtes Herz! da liegt es blutig roth, o, gnadenreiche Gottesmutter!"

Sie sank in die Arme ihrer Tochter, die sie mit Hülfe einer alten Dienerin und des alten André ins Haus trug. — Lecombe blieb zurück. Mit raschen Schritten ging er auf dem kleinen freien Platze hin und her, sein ganzer Körper war in krampfhafter Bewegung. Bald drückte er die Faust an seine Stirn, bald blieb er stehen, streckte den Arm drohend empor und hob den Kopf zum Himmel, indem er leise Worte murmelte. Der alte Jäger kam zurück. — „Es wird vorüber sein, Alles wird bald vorüber sein," sagte er heftig. „Welches Gottesgeschöpf könnte das auch ertragen! Seit langer Zeit sitzt der Tod in ihr und wartet auf den Augenblick, wo er zuschlagen kann."

„Ist es so weit?" fragte Lecombe.

„Ich denke ja," erwiederte der Alte. „Ein Arzt ist nicht hier, der helfen kann; ihre Leiden werden aufhören."

„Gott schenke ihr seinen Frieden!" murmelte der Andere.

„Der Himmel hat es beschlossen," fuhr der Jäger fort, „das ganze Geschlecht soll untergehen."

„Ich frage Dich, Lecombe, ob Du den Sohn des Schurken Leprieur hassest?"

„Ob ich ihn hasse!" rief der kleine Schneider mit tiefem Grimm.

„Dann bist Du mein Mann," erwiederte André, „höre, was ich sage. — Ich war bei dem Herrn von Sapinaud, und erzählte ihm, wie es mit seinem Neffen

Digitized by Google

stehe, aber Jeder ist jetzt froh, für sich selbst zu sorgen. Es geht schlecht, Lecombe, die Blauen sind Meister geworden, die Köpfe wackeln mehr als je auf den Schultern der großen Herren, die allen Muth verloren haben. ‚Geh' zum Teufel!' schrie der Baron, ‚oder geh' zum Marquis von Charette, ich kann nicht helfen.' — So ging ich denn hin, und der kleine Sumpfpfaffe saß zwischen zwei hübschen Weibern, die er küßte und mit ihnen trank und spielte, dabei grinste er mich an, während ich sprach, und schlug auf seine große Dose. — ‚Das ist ein Unglück, dem man schwerlich abhelfen kann!' schrie er endlich, ‚wenn aber der Leprieur den kleinen Lancy erschießen läßt, so soll sein Sohn dafür dessen Schwester heirathen, so wahr ich Charette heiße!'"

„Nichtswürdiger!" rief Lecombe heftig. „Er lügt wie ein Scheim."

„Die abscheulichen Weiber lachten dazu," fuhr der Jäger fort, „wie ich aber betrübt hinausschlich, stand François, mein alter Kamerad, da, der seit vielen Jahren bei dem Marquis ist. Von dem erfuhr ich Dinge, die uns helfen können. — Willst Du dabei sein, Lecombe?"

Der kleine Schneider nickte ihm zu und André lehnte sich an ihn und sagte leise: „Er ist hier im Schlosse versteckt."

„Gut." —

„Ganz oben unter dem Gemäuer gibt es eine Art Gefängniß; da sitzt er."

„Da sitzt er," sagte Lecombe auf den Baum starrend, der Eduard verbarg.

„Kamerad," murmelte André mit wilder Stimme, „ich weiß den Weg, sterben muß er, bei der heiligen Gottesmutter von Niort! — Mögen sie den Knaben in St. Florent abschlachten, wir machen auch Einen kalt, wir!"

„Der Vater bestieg die Guillotine," sagte Lecombe vor sich hin, „die Mutter todt im Elend, der Bruder von fünf Kugeln durchbohrt und sie am Altare mit dem Sohn des Mörders. — Welcher Narr hat das erfunden? Nein, und tausendmal nein! es ist nicht möglich!"

In diesem Augenblicke erscholl ein Schrei aus dem Hause, und beide Männer eilten hinein. — Lange stand der Gefangene lauschend in seinem Versteck. Was er gehört hatte, trieb das Blut heftiger durch seine Adern; er hätte hineilen, Jakobinen helfen, die sterbende Mutter versöhnen mögen, und nicht die Furcht vor den Drohungen der beiden blutgierigen Männer hielt ihn zurück, nur die Ueberzeugung, daß er mit seinem Erscheinen nichts ändern oder bessern könne. — In immer heftigerer Unruhe durchstrich er den Garten. Bald näherte er sich dem Hause, um auf das Gemurmel der Stimmen darin zu hören, bald eilte er durch die Gänge nach dem Tempel zurück und wartete auf die Geliebte, die nicht erscheinen wollte, bald sah er mit starren Augen auf die Fenster der Gebäudes, auf die schwankenden Lichter und Schatten, und schaudernd fiel es ihm ein, daß die Mörder wohl jetzt schon nach seinem Gefängniß umherfuchten und rachedürstend vielleicht dicht an ihm lauschten. Jedes Rauschen der Bäume machte sein Herz lauter klopfen, eine jähe Angst um sein Leben faßte ihn an, und erst als Jakobine langsam den Hügel heraufstieg, als er ihre Gestalt erkannte, ihre leise Stimme seinen Namen nannte, als er sie in seinen Armen hielt und ihre kalten Lippen mit seinen Küssen bedeckte, wich das Entsetzen einer glühenden, begeisterten Lebensfluth.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Beschluß.)

[Dem. Rachel, Balzac, Dumas, Meyerbeer.]

Aber gegen Weiber hat noch Niemand etwas gewonnen, sogar ein Kritiker nicht, am wenigsten aber gegen seine eigene Frau. Janin hat seine Frau geliebt, und nun hat es das Unglück und darf sie nicht mehr schelten. — In derselben Woche hat Rachel die Maxime in Schiller's Marie Stuart aus dem Sattel gehoben. Die Arme wagte es, mit ihr in die Schranken zu treten. Da erwachte der alte Künstlerstolz des genialen Mädchens, sie erzürnte ob der Frechheit des Schützlings ihres ehemaligen Freundes, und in einem zornerglühten Anflug rief sie ihr als Stuart zu: „Auf die Kniee gefallen, denn ich bin hier Königin!" Mlle. Maxime, niedergedonnert, verlor das Gleichgewicht, stammelte und konnte sich kaum erholen, so wahr, so siegend war das Spiel ihrer Nebenbuhlerin. Janin saß in der Loge und war vernichtet, als das Publicum jubelte. Aber Mlle. Rachel selbst hat auch ihr Hausleid und auch durch Liebe. Kann denn uns kein Gott von dieser lästigen Göttin befreien? Mlle. Rachel spielt mit der Liebe wie ein Kind mit dem Feuer; weiß nicht, daß dies nicht allein eine schöne Farbe hat, sondern auch brennt. Oft freilich ist sie schmetterlingsartig genug. Neulich, in Lyon, bemerkte sie einen schönen, jungen Mann, israelitischer Religion, wie die Commisannoncen sagen, der ihr für den Augenblick gefiel. Der junge Mann schien die Leidenschaft zu theilen. Nach Paris zurückgekehrt, fuhr es ihr durch den Kopf, daß sie wohl den jungen Mann heirathen könne, sie theilte es ihrer Mutter mit und diese ließ ihr freie Wahl, insofern sie ernstlich gesonnen sei, ihn zu heirathen. Der junge Mann erhielt einen Brief. Vor Freude triefend, mit Erlaubniß zu sagen, kam er nach Paris

Digitized by Google

und warf sich seiner Göttin zu Füßen. Aber kaum war er acht Tage hier, so fühlte sie Reue und der gute Jüngling kehrt liebeleer nach Hause. — Auf diese Art verdirbt man in Paris doch auch seinen Ruf. In jüngster Zeit machte ihr Veron vom Constitutionnel, dieser alte Lovelace, stark den Hof. War es Ernst, Leichtsinn oder Sehnsucht nach Herzensverrückung, wie dies oft bei Künstlerinnen geschieht, Rachel schrieb wieder Briefe und Veron war so ungalant, sie einigen Journalisten unter dem Gelöbniß der Discretion zu zeigen. Dies war genug, und die ganze Stadt erfuhr es. Mehrere Journale sprachen laut davon, der Charivari hatte einen fürchterlich beißenden Artikel über sie, und bei der vorletzten Vorstellung wurde sie mißbilligend vom Parterre empfangen. Sie ging jedoch trotz alle dem siegreich aus dem Kampfe und bei der letzten Vorstellung der Stuart riß sie das Publicum zu einem Applaus hin, der an Wahnsinn grenzte. Beiläufig gesagt, mag die Rachel im Ganzen keine gute Partie sein, sie ist Künstlerin sogar im Privatleben und würde es auch in der Ehe sein. Von all dem vielen Geld, das sie verdient, blieb ihr nur wenig, ein Landhaus, das sie sich für die Summe von 50,000 Fr. kaufte und einiges Geschmeide ausgenommen. Sie soll sehr viel in Geschenken verschleudern und trotz ihrer Eltern das Geld nicht schätzen.

Unterdeß wird das Heirathen hier wirklich zur chronischen Krankheit unter Schriftstellern, Künstlern und Musikern, besonders ist die Jagd nach Jüdinnen merkwürdig. Von den neulich Verheiratheten kenne ich drei, die Jüdinnen heiratheten, Leon Gozlan, Elie Berthet und der Abbé Mainzer aus Trier, der hier in der Musik unterrichtete. Man glaubt hier allgemein, die Jüdinnen hätten strengere Sitten als die Christinnen, was gewiß wahr ist, auch sind sie häuslicher und zartfühlender und haben überhaupt vieles, was an deutsche Sitten erinnert. Doch haben sie sich auch bedeutend französirt und nur die aus dem Elsaß stammenden haben wirklich deutsche Vorzüge. Deswegen aber leben die hiesigen Schriftsteller nicht intimer zusammen, weil sie heirathen, es ändert dies gar nichts an ihrem sonstigen Verhalten. Neulich sollen sich Balzac und Dumas harte Worte in einer großen Gesellschaft gesagt haben. Balzac sagte im Fortgehen: Wenn ich einmal abgenutzt bin, schreibe ich Dramen! — So fangen Sie nur gleich damit an! schrie ihm Dumas erzürnt nach. — Solche Spitzworte fallen hier oft in Künstlergesellschaften vor. Gerard, ein Schriftsteller, der toll wurde, kam auf einmal wiederhergestellt in die Gesellschaft. Antony Deschamps aber behauptete laut, ein Verrücktgewesener könne nie wieder ganz gesund werden, das wisse er am besten, da er auch verrückt gewesen wäre. Das Schönste daran ist, daß Antony Deschamps nur die fixe Idee hat, früher toll gewesen zu sein, während Gerard fest behauptet, er seinerseits wäre es nie gewesen. Man könnte ein Lustspiel: „die beiden Narren", daraus machen.

Unlängst fand die öffentliche Ausstellung aller Modelle für das Grabmal Napoleon's statt. Wäre hier nicht alles Gunst und Erschleichung, statt Verdienst und Talent, es gäbe nichts Abgeschmackteres als die Idee, das Grabmal Napoleon's der Concurrenz einiger Schüler preiszugeben. Nur anerkannte Meister hätten sich darum zu streiten und große Meister halten es unter ihrer Würde, mit Schülern zu concuriren. Da aber bei dem hiesigen Ministerium von je her alles durch Wahlbestechung, Schmeichelei und Gunstbezeugung vergeben wird, so war die Idee, das Ganze einer öffentlichen Jury zu übergeben, nicht ungerecht. Ein anderer Umstand, nämlich der, daß das Monument in dem Invaliden-Dom aufgestellt werden soll, wirkte wie ein kalter Umschlag auf die erhitzten Phantasieen. Wenn man dem Künstler die Breite, die Länge und die Höhe zu einem Monument vorschreibt, so ist es gerade, als schreibe ich einem Dichter die Zahl der Verse vor. Welch ein buntes Gemisch aber auch von allen Verrücktheiten sieht man in dem Tempel der schönen Künste ausgestellt! Es ist der Feder unmöglich, diese geistreichen, aber oft lächerlichen Uebertriebenheiten und andererseits diese albernen Simplicitätsversuche nur ahnungsweise zu schildern. Man meint, diese Monumentversuche seien auf einem Hexentanz und wetteiferten miteinander in den originellsten Grimaten, man glaubt, sie hätten sich alle in einem Schmaus zu Ehren Napoleon's berauscht, ehe sie wankend in diesen Tempel treten, und ist man gar kein großer Verehrer Napoleon's, so kann man sich unmöglich des Lachens erwehren. Alle Style sind vermischt, alle bekannten Grabmäler zusammengeknetet, das Neue ist nicht schön, das Schöne — theilweise versteht sich — nicht neu. Es ist mit Einem Wort ein wahres Charivari von Monumenten. Es fehlt weiter nichts, als ein kaiserlicher Tambourmajor mit der großen Quaste und der großen Trommel. Könnte doch Napoleon selbst dies sehen! Seine edlen Feinde könnten sich keine schönere Rache an ihm denken.

Die Musik hier traf ich, nach längerer Zeit zurückgekehrt, in demselben schwindsüchtigen Zustande an. Es fehlt ihr ihr moderner Gott, Meyerbeer. Meyerbeer ist der Messias der Opern hier, nur er kennt und erkennt darin den Zeitgeist. Seine Hugenotten und sein Teufel füllen immer noch, neben Rossini's Tell, das Haus; sonst zieht nichts an. Es fehlt hier an Stimmen, und wenn auch Stimmen da wären, so ist es mit der Oper wie mit dem Ministerium; Alles nach Gunst und durch Intrigue. Die Kunst hier ist entschieden im Verfall. Es fehlt an einem festen Willen, an einem Genie. Wollte sich Meyerbeer um die Administration kümmern, es wäre bald anders, aber ich glaube, der deutsche Künstler wird am Ende doch noch sein Zelt in seinem Vaterlande aufschlagen, ich glaube, auch er ist dieses Treibens müde; nur kann er seine Flügel nicht so weit in Deutschland wie in Paris ausbreiten. Gab man doch seine Hugenotten, dieses Meisterstück der modernen Musik, noch nicht in seiner Vaterstadt. A. Weill.

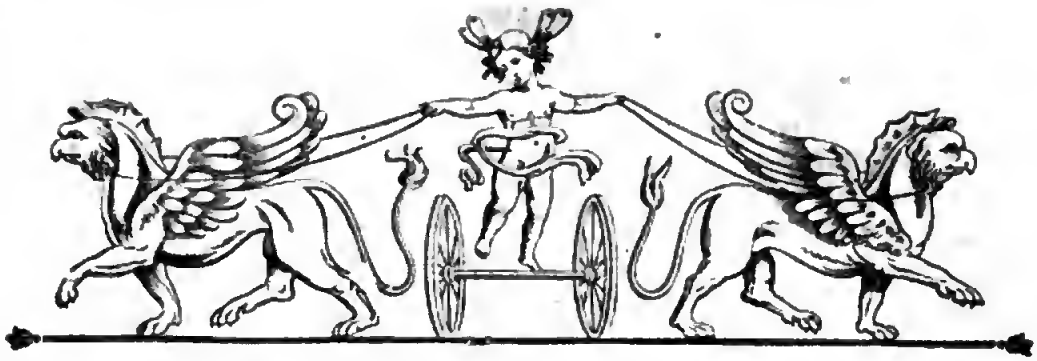
## Notiz.

[Tieck.]

Von Tieck werden in Breslau bei Marr zwei neue Romane mittelalterlichen Stoffes erscheinen. Der eine in 3 Bde., „die Judenverfolgung in Deutschland im J. 1360"; der andere, aus dem 13. Jahrhundert, hat Petrus de Vineis, den Geheimschreiber Kaiser Friedrich's II. zum Helden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 226. — den 18. November 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Fortsetzung.)

Jakobine setzte sich zu Eduard schweigend, den Kopf tief niedergebeugt und ihre Hände umspannten fast die seinen. — Er wagte nicht zu fragen, was diese kummervolle Stille bedeute, bis sie plötzlich sanft die Arme um seine Schulter legte und mit leiser Stimme sagte: „Meine Mutter ist todt, sie hat mich gesegnet auf allen meinen Wegen. Kein Fluch, kein Zorn war in ihrem brechenden Herzen, und Liebe, Vergebung und tiefer Mutterschmerz um ihren Sohn. — Friede und Ruhe den Todten, aber den Lebendigen ziemt es zu sorgen. Ja, mein Freund, laß uns vereint um die Versöhnung ringen, laß uns den Verklärten durch unsere Thaten die Verzeihung entreißen, deren wir bedürfen."

„Ich verstehe Dich," erwiederte Eduard, „und ich bin bereit; aber wie ist es möglich, stärker zu sein als das Schicksal!"

„Wir müssen fort," sagte Jakobine mit Entschlossenheit, „fort in dieser Stunde. Menschen können Großes, wenn der Geist sie treibt. Gott und seine Heiligen werden mit uns sein!"

Eine dunkle Gestalt trat aus den Büschen. „Wer ist da?" rief Eduard erschreckt.

„Ein Freund," sagte Jakobine. „Komm näher, mein treuer Lecombe."

„Lecombe!" rief Leprieur mit Entsetzen."

„Er ist hier," sagte die tiefe Stimme des Vendeers.

Das Fräulein von Lancy trat ihm einen Schritt entgegen, und indem sie um Eduard fester ihren Arm schlang, reichte sie Lecombe die freie Hand. Der faibe Mondstreif und die Sterne warfen ihr Licht auf den kleinen Raum, die Sprechenden wurden davon überzittert, und hier hoben sich die bleichen edlen Züge Jakobinens aus dem Schatten der Nacht, und ihr hoher dunkler Körper ward von dem Himmelslichte angehaucht, dort erkannte man das finstere faltige Gesicht Lecombe's und seine kleine kräftige Gestalt, die sich demüthig vor seiner Herrin beugte.

„Sieh diesen Mann an," sagte sie, „er heißt Leprieur."

„Ich weiß es," murmelte der Vendeer, indem er seine Hand schnell zurückzog.

„Was ist das?" fuhr Jakobine sanft fort, „willst Du mich auch verlassen, Lecombe? Mein Spielgenosse in der Kindheit, mein edler treuer Beschützer, mein Freund, mein einziger Freund in so mancher schweren Stunde! Wenn Du es kannst, so geh' und laß mich allein."

„Ist es wahr?" rief Lecombe mit Heftigkeit, „ist es möglich, daß das Fräulein von Lancy —" hier ließ er seine Stimme sinken, die sich in einem unverständlichen Gemurmel verlor; aber sein Auge blitzte durch die Nacht und sein Gesicht war von glühender Hitze roth. Er deutete auf den Republikaner.

„Du fragst, was dieser Mann an meiner Seite will, warum ich ihn an mein Herz gedrückt hatte,"



Digitized by Google

sagte Jakobine. „Du hast ein Recht, darnach zu fragen, Du allein, Lecombe. — Als ich ihn zuerst sah, lag sein Haar unter Deinem Fuß, sein blasses Gesicht war blutig, sein Auge starr auf mich gerichtet, aber wunderbar drang der Blick des Todten in mein Herz. Ein Entzücken ergriff mich, als ich den leisen Schlag seines Pulses fühlte, gewaltsam folgte ich Dir, und wie er mich in seinen Träumen sah, so träumte ich von ihm, bis er wieder vor mir stand und jäh und gewaltig eine Stimme in mir rief: ‚Laß ihn nicht fort; er gehört Dir, er wird Dir folgen und Du ihm!‘ — Kaum war es geschehen, als ich die Gefahr erkannte, in welche ich ihn gestürzt hatte, und nur durch List und Verstellung gelang es mir, ihn mit Deiner Hülfe zu befreien und in Charette's Hände zu liefern. Der listige Marquis folgt seinen Planen, hier aber muß schnell gehandelt werden. Meine Mutter starb, noch ist Heinrich zu retten. Schaff' uns die Mittel zur schnellen Flucht, Lecombe, noch ist es möglich, St. Florent zu erreichen. Ich bringe dem Conventscommissair den Sohn, ich fordere meinen Bruder dafür, er wird, er muß ihn mir geben."

„Forderen Sie nichts als eine Auswechslung der Gefangenen?" fragte Lecombe.

Jakobine schwieg einen Augenblick, dann sagte sie mit starker fester Stimme: „Nein, Lecombe, Deine Schwester kann Dich niemals täuschen. Ich liebe Eduard Leprieur, hörst Du wohl: ich liebe ihn! — Müssen die Frevel der Väter die Kinder verzehren," fuhr sie langsam mit hoher Ruhe fort, „müssen sie in Leiden, Blut und Fluch sich hassen und vernichten? Ist es nicht größer und menschlich schöner, in Liebe den Haß zu versöhnen, ist es nicht Gottes allmächtige Fügung, die ihn zu mir führte, die sein Auge sehend machte, die in mein kaltes stilles Herz plötzlich eine helle Flamme warf? — Weißt Du, was Liebe ist, armer guter Lecombe, weißt Du, was wahre Liebe kann? — Sie fragt nicht nach des Menschen Satzungen, nicht, was die Menge sagt und denkt; sie opfert sich ganz für den Geliebten. O, sie fragt auch nicht, ob das tiefe Weh das Herz zerreißen will, sie vergißt den eigenen großen Schmerz in dem unermeßlichen Glück, für die Liebe zu leiden. — Lecombe, mein treuer, geliebter Freund, willst Du an mir zweifeln und mich noch verlassen?"

Lecombe hatte den Kopf tief auf die Brust sinken lassen und seine Hände über sein Gesicht gedeckt. Als Jakobine schwieg, erhob er sich rasch. — „Sein Sie ruhig," sagte er zitternd unter einer schrecklichen Qual, die er verbergen wollte, „was Sie auch thun, es ist recht, es muß recht sein; ich gehorche, gewiß, ich gehorche gern. Große Gott! ich wünsche, daß mein Leben, das Ihnen gehört, für Ihr Wohl geopfert würde. — Lassen Sie mich sehen," fuhr er dann nach einer Pause fort, „ja so geht es, so wird es gehen. — Ich werde André benachrichtigen, daß Sie einen letzten Versuch machen wollen, den jungen Herrn Heinrich zu befreien, daß Sie deshalb den Gefangenen nach St. Florent mit sich führen."

„André!" fiel Eduard ein, „hat er nicht vor kaum einer Stunde meinen Tod geschworen, und Sie selbst, Lecombe, wollten Sie nicht seine Pläne unterstützen?"

„Ich weiß nicht, was ich that," erwiederte Lecombe nach einem kurzen Schweigen, „ich war, wie ich glaube, nicht Meister meiner Besinnung. Aber ohne Sorge, mein Herr, nehmen Sie meine Hand. Anton Lecombe reicht sie Ihnen zum ersten Male als Freund; er wird nicht dulden, daß Ihnen ein Leid geschieht."

Trotz des leisen Zuckens hielt Leprieur die dargereichte Rechte des kleinen Schneiders fest, und indem er ihm einige freudige Worte des Dankes zurief, unterbrach Lecombe diese plötzlich, indem er sagte, daß er mit André's Hülfe die Pferde heimlich vor den Paß leiten wolle, der alte Jäger aber, der alle Pfade im Lande kenne, werde, ohne zu ahnen, sie die verborgendsten und besten leiten.

„So geh', mein getreuer Ritter," sagte Jakobine, indem sie seine rauhe Hand umschloß. „Wie oft hast Du Deine Dame nächtlich durch die Haide geführt, wie oft für ihre Sicherheit gesorgt und gewacht, und welcher Dank soll Dir werden, welcher Dank!"

„Still davon," murmelte Lecombe. „Es ist Todsünde und Verbrechen, ich weiß es wohl, aber kann ich es ändern, wenn Sie es befehlen? Ach! Sie wissen zu gut, daß Ihr Wink und Wort mich durch Feuer und Wasser treibt."

Er entfernte sich rasch und Jakobine lehnte sich auf Eduard's Schulter. Schweigend sah sie in die blaue stille Nacht. Es kam ihm vor, als weine sie leise, bis sie endlich traurig sagte: „Armselige Menschheit, wie viel Leiden ziehst Du groß, wie viel heiße und nie erfüllte Hoffnungen müssen begraben werden, wie viel treue, ach! wohl die allertreuste Liebe stirbt still und unbelohnt! Laß uns festhalten!" rief sie heftig, „laß uns sterben, wenn wir nicht leben dürfen, aber schwöre mir, ja schwöre, daß Du mich ewig lieben willst, daß kein Schicksal uns trennen soll, kein Blendwerk der Menschen, kein

Digitized by Google

Geschrei von Sünde und Verbrechen, ja, daß Deines Vaters Fluch selbst keine Macht haben soll über uns."

Wir gern schwur Eduard heilige Liebesschwüre, und so in Jakobinens Armen fand ihn Lecombe, als er nach einiger Zeit mit der Nachricht zurückkehrte, daß die Pferde und André ihrer warteten. „Der Gedanke, den einzigen Sohn seines geliebten Herrn zu befreien, ist mächtiger als seine mörderischen Vorsätze," sagte Lecombe; „er hat sie wenigstens aufgeschoben; Sie sind sicher vor ihm, er wird uns den Weg zeigen."

## 6.

Sie traten durch die Pforte, André in seinen Mantel gewickelt hielt zu Pferde, und kaum hatten sie die Thiere bestiegen, als er ohne ein Wort zu sagen davonsprengte und es den Andern überließ, so gut sie konnten, ihm zu folgen. — Schnell verfolgten sie den Weg gegen Osten mitten durch die Wiesenstriche, wechselnd auf breiten Straßen, oder auf schmalen, halsbrechenden Pfaden, durch Sümpfe und Gehölze, die im raschen Zuge hinter ihnen blieben. Bald näher, bald weiter voran ritt der alte gespenstische Jäger, der, als der Mond gesunken war, dafür eine Laterne anzündete, die er an einem langen Stock wie ein Panier trug. Jakobine wurde auf dem schwankenden Sattel von Eduard unterstützt, der an jeder besorglichen Stelle ihr Pferd leitete und ihr tröstende frohe Worte sagte, wenn Weg und Nacht es gestatteten. Hinter ihnen folgte Lecombe ganz still, und wenn das Fräulein von Laney nach ihm umblickte, sah sie zuweilen beim Lichtschimmer in seine großen funkelnden Augen, die starr auf sie gerichtet waren. Sie wagte keine Frage zu thun.

Endlich röthete sich der Morgen und brachte neue Hoffnungen in die Herzen. Fern zur Seite wanden sich die Hügel und Wälder des Bocage, vor ihnen dampfte das weite Land, und wo die Nebel dunkelblau und dicht den Gesichtskreis ganz umhüllten, da lag die Loire verborgen und St. Florent, so sagte wenigstens der alte André, der dann mit der Hand südlich hinabdeutete, wo er die Thurmspitzen von Nantes erblicken wollte.

Jakobine war sichtlich erschöpft von den harten Anstrengungen dieser Nacht. Seele und Körper litten gleichzeitig, aber der starke Wille richtete Beide wieder auf. Um ihren blassen Mund schwebte ein Lächeln, und ihr umschleiertes Auge wurde hell, als sie Eduard bedeutungsvoll die Hand reichte, und aufhorchend in den Nebel sah, aus dem verworrenes Geräusch, wie fernes Waffengeklirr und Scheitte von Menschen und Thieren hervordrangen.

„Fort! dort hinein in das Gebüsch," flüsterte André, „wir sind auf eine Streifwache der Blauen gestoßen." Aber Jakobine ließ sich davon nicht aufhalten. „Um so besser," sagte sie ruhig, „die sind es ja, welche wir suchen," und hastig trieb sie ihr Pferd an, daß es schnell mit ihr vorauseilte. — Plötzlich zerrissen Wind und Sonne die Nebelwand. Die grünen Thäler brachen wie durch Zauber aus der Umhüllung. Da lag ein Meierhof zu ihren Füßen, im Kranze alter Buchen, dort hoben sich ferne Thürme und die silbernen beweglichen Glieder der Loire mit ihren Segeln und Wimpeln und eilenden Schiffen streckten sich bis an den fernsten Horizont. Doch vor ihr im Grunde ging ein ganz anderes seltsames Schauspiel vor, worüber sie Alles vergaß. Zwei verschiedene Reihen von Soldaten standen sich gegenüber. Auf der einen Seite blitzten Säbel und Helme und die blanken Knöpfe der blauen Uniformen, auf der andern ragten über die kleinen Pferde und kittelragenden Reiter lange Lanzen hervor. Mitten zwischen den beiden Reihen aber standen einige Offiziere, die sich die Hände schüttelten. Ein junger schlanker General hielt einen jungen Mann im blauen Rock und Federhut in seinen Armen, der plötzlich Jakobinen erblickte, auf sie deutete, dann sein Pferd bestieg und schnell herbeisprengte. Es war Charette.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[Das Schillerfest in Leipzig.]

Der beschränkte Raum unserer Blätter hat unseren Bericht verspätet und nöthigt uns ohnedies noch zur Kürze. Auch haben hiesige Blätter bereits von der Einweihung der Gedächtnißtafel vor dem Hause, wo Schiller 1785 in Gohlis wohnte, das Lied an die Freude dichtete und den Don Carlos entwarf, von Robert Blum's Einweihungsrede und Döringer's Hymne mit Musik von Lortzing, von Robert Heller's Prolog im Theater, von den gemüthlichen Feierlichkeiten in den Sälen des Hotel de Pologne, von Legationsrath Gerhard's und Maeßgraff's Festliedern, von den Toasten an der Festtafel, an welcher man gegen 500 Theilnehmer zählte, ausführlich Bericht erstattet. Daß der Geburtstag Schiller's auf den 11. November zu setzen, darf nun authentisch, nach Angabe des marbacher Kirchenbuchs, wie solches Gustav Schwab veröffentlichte und der noch lebende Sohn des Dichters, Oberförster v. Schiller zu Lorch in Schwaben, dem Comité des leipziger Schillervereins bestätigte, als allgemein gültig angenommen werden. Hier sei nachträglich die Rede von der Aufführung des Carlos, welche am Vorabend des

Festtags im Theater stattfand. Wir haben das Personal unserer Bühne schon oft genug charakterisirt, so daß kurze Andeutungen genügen werden. Ein neues Mitglied gewannen wir an Hrn. Heese, der den Carlos gab. Ein glückliches Aeußere, eine zusammengefaßte Haltung und Aufmerksamkeit im Spiel sind, was wir zu loben hatten; wogegen eine süßliche Empfindsamkeit, eine Coquetterie mit den weichen Stellen im Vortrag uns den Darsteller in seiner Kunst ganz auf falschem Wege zeigt. Die großen Momente in der Kerkerscene vor dem todten Freunde waren ganz mißlungen. — Hr. Düringer müßte den Posa geistig größer fassen, um ganz Posa zu sein, er hebt so sehr den liebenswürdigen Freund heraus, daß der Weltbürger darunter leidet. Wir wollen den Posa nicht pathetisch. Aber dieser ideale Mensch, der mit seinem Geist Jahrhunderte überfliegt, der mit seiner Religion der Humanität wie aus einer Sternenwelt herunterfleigt und sich plötzlich mit seinem eignen Herzen in Verworrenheit fühlt, muß immer Größe athmen, muß neben dem Freund, den er zu seinen höheren Plänen benutzt, stets der Ueberlegene bleiben. — Hr. Reger als Philipp ist zu wenig König, zu sehr deutscher Familienvater. — Frln. v. Tennecker muß die Eboli erst öfter spielen, um die große, tiefbewegte, vielfach modulirte Scene mit dem Prinzen mehr zu bewältigen. — Madame Dessoir schien uns als Königin in Auffassung und Ausführung durchaus fertig und gelungen.

---

[In Sachen der Censur.]

Aus Leipzig datirt, mit doppeltem Kreuz gezeichnet, lasen wir in der leipziger Allgemeinen zwei Artikel, welche einen Versuch an die Hand geben, die verwickelten Verhältnisse der Censur, die bekanntlich nur ein provisorisches Institut ist, zu organisiren und den Streit darüber zu schlichten. Die deutschen Regierungen scheinen nicht Miene zu machen, die Presse frei zu geben, nicht weil sie das Bewußtsein der deutschen Völker für unreif halten, sondern weil sie den Grundsatz der gleichmäßigen Berechtigung, das Princip der französischen Freiheit, die eine mechanische ist und auf Gleichheit und Einerleiheit beruht, nicht haben und befördern können. Deutsche Freiheit soll keine mechanische, soll eine organische sein. Dies die Darlegungen des Autors jener Artikel, sofern wir sein etwas verschobenes Deutsch richtig popularisiren. Freiheit der Presse gestehen deutsche Regierungen nicht zu, weil sie nicht allgemeine Berechtigung einräumen, vielmehr nur eine stufenweise. Wie wär's, — dahin lautet nun der Vorschlag, — wenn das Institut der Censoren, die ja doch für sich selbst censurfrei sind und in ihrer Person dem Staate Garantie geben für das, was sie selbst schreiben, auf einen großen Theil des Publicums ausgedehnt würde, der dem Staate gleich viel Garantie bietet nach dem Grade seiner Bildung, nach seiner Gesinnung oder nach Amt und Stellung? — Dies die scharfsinnige Digression in gedachten Artikeln. Der Vorschlag ist zeitgemäß. Er schmeichelt auch gewissen beliebten Vorstellungen von Aristokratie des Geistes, die man in Deutschland mit etwas mittelalterlicher Hinneigung so gern festhielte. Auch stimmt der Vorschlag mit einem aus Preußen veelanteten Plane zur Organisirung der Preßangelegenheiten überein. Leicht möglich, daß es zu diesem Mittelwege kommt, da jeder andere, auch wenn ein einzelner Staat ihn versuchte, kein allgemeiner werden, vom deutschen Bunde nicht acceptirt werden würde. Bei diesem Entwurfe bleibt ohnedies jedem einzelnen deutschen Staate vorbehalten, die Scheidelinie der freien Druckberechtigten in seiner Bevölkerung nach eignem Gutdünken zu ziehen.

---

[München und Rom.]

In Lyon hat der katholische Verein zur Verbreitung des Glaubens seine Annalen veröffentlicht, und als Beitrag des Jahres 1840 aus der ganzen katholischen Welt die Summe von 2,473,578 Fr. angegeben. Nach Frankreich steht Baiern oben an mit einem Beitrag von 207,368 Fr., das also verhältnißmäßig das Meiste in der Sache des Glaubens leistete. Ganz Rom mit dem ganzen Kirchenstaat, der glänzende Centralpunkt der katholischen Welt und Sitz des Papstes, steuerte nur die Kleinigkeit von 68,000 Fr. bei. Man muß also in München um vieles gläubiger sein als in Rom. Und in der That ist die Flamme des katholischen Lebens nicht mehr an dem ehemaligen Heerde zu suchen. Diese Summen sind lehrreich. Die deutschen und französischen Ultramontanen sind römisch-katholischer als das katholische Rom, sowie es fanatische Royalisten gibt, die absolut königlicher denken als die Könige. — Das üdeige Deutschland — die Société de la propagation de la foi trennt Baiern vom übrigen Deutschland — lieferte nur die winzige Summe von 5000 Fr.; die Katholiken in Oestreich, Böhmen, Mähren, Tyrol, Baden, Würtemberg, Hessen und Hannover müssen also nicht eben sehr eifrig im Glauben sein. Die preußischen Katholiken steuerten 1840 doch die Summe von 62,000 Fr. bei. Die Aufregung wegen Köln trug also den Ultramontanen ihre Früchte. — Uebrigens macht der Berichterstatter über diese Punkte, ein lyoner Correspondent in der leipz. Allgemeinen, die Schlußbemerkung, daß die protestantische londoner Bibelgesellschaft 1840 in England allein soviel einnahm als dieser französisch-katholische Missionsverein aus der ganzen katholischen Welt. Von diesem französischen Verein ist jedoch die römische Propaganda noch zu unterscheiden.

---

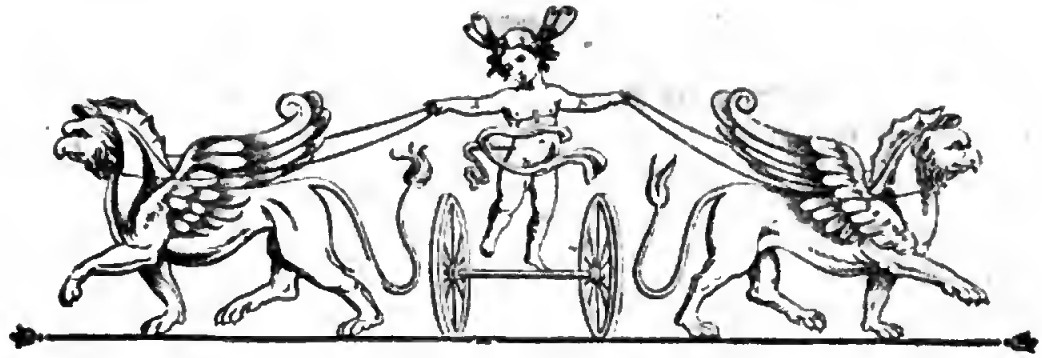
[Staatslexicon.]

Das Rotteck-Welckersche Lexikon brachte in seinen neuesten Lieferungen (Bd. 12, Heft 1 und 2) ausführliche Abhandlungen über zwei Objecte, die der Zufall, im Bunde mit dem Alphabet, witzig genug ist, so nah aneinander zu rücken. Oestereeich und Oeffentlichkeit sind die beiden Objecte, jenes von S., diese von Welcker selbst umfassend und durchgreifend dargestellt. Welcker erläutert die Systeme der öffentlichen und der Geheimregierung, den Begriff der öffentlichen Meinung, deren Macht und deren staatsrechtliche Theorie. Es genüge hier, auf den Artikel hinzuweisen. — Andere Artikel in den beiden Lieferungen sind von Mittermaier, Bülau, Scheidler, Fr. Kolb, K. Buchner, W. Lüders.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 227. — den 19. November 1841.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Jakobine.

(Beschluß.)

Mit einem raschen Blick schien Charette Alles zu begreifen, und ohne Erstaunen zu zeigen rief er lachend: „Bei Gottes Theon! Ich habe davon geträumt, es mußte so kommen. Das steenge Fräulein von Lancy wird dir Erste sein, welche zu den Blauen übergeht, und uns gute Aufnahme verschafft,"

„Heer Maequis," sagte Jakobine mit Stolz, „ich habe eine heilige Pflicht zu erfüllen."

„Nichts davon, schöne Bürgerin!" fiel Charette ein, und sein häßliches Gesicht mit den blitzenden Augen drückte den schärfsten Spott aus. „Es ist vorbei mit dem Maequis, aber der Bürger Charette vergibt es Ihnen von Herzen gern, daß Sie seinen Gefangenen geraubt und hoffentlich bekehrt haben."

Er hörte nun still an, was Jakobine sagte, den Tod ihrer Mutter, die Gefahr ihres Bruders, und ihren festen Entschluß, ihn zu befreien.

„Ich habe auch daran gedacht und dafür gehandelt," sagte der Maequis. „Ihr Oheim Sapinaud war jedoch für jetzt noch nicht zu bewegen, die Schritte zu thun, welche ich ihm vorschlug. Denn der Einfluß des heiligen Bischofs Bernier hat wieder einmal mächtig auf seine Entschlüsse gewirkt, und so opfert er Reffen und Nichte für leider unerfüllbare Hoffnungen." —

Er sagte diese letzten Worte halb laut und blickte auf sein Gefolge und die fremden Officiere, welche ihre Pferde bestiegen hatten.

„Es ist Zeit!" rief er dann. „St. Florent liegt dort, vier Stunden dort hinaus. Eilen Sie voraus, Niemand kann kräftiger für Sie sprechen, als der Bürger Lepeleur, keine Stimme wird mächtiger wirken als die seine." —

Er winkte ihr scheidend zu und eilte zurück, die Reiter aber schlugen rasch den Weg gegen das Stromthal ein, und bald war der alte hohe Thurm von St. Florent mit dem spitzen Knopfe ihr Wegweiser. — Menschen zeigten sich in der Ferne, auch Soldaten, die eine Postenkette zu bilden schienen, aber Niemand hielt sie an. Es schien, als sei plötzlich der Friede vom Himmel gestiegen, mitten in das wilde Kriegsland; ein freudiger Glaube kam immer heller in die Herzen. Endlich richtete Jakobine den muthvollen Blick auf ihren Begleiter. „Ja, Du wirst ihn befreien," sagte sie. „Der Himmel ist blau, die Sonne golden rein, Gottes Auge wacht über uns. — Ich werde Euch einig sehen, die Söhne zweier Väter, die sich liebten und tödtlich haßten, vereint durch das Band einer neuen Liebe, die groß und allmächtig in uns aufgewacht ist, um die alte Schuld zu sühnen."

„Glaube mir, meine geliebte Jakobine," erwiderte Eduard, „daß mein Vater trostlose Kämpfe gekämpft hat. Nie haben seine Lippen sich zu einer Klage geöffnet, nie hat er den Namen Lancy genannt, aber als Dein Bruder vor ihm stand, sah ich ihn beben; sein stolzes Gesicht war todtenbleich, er zitterte, ein ungeheurer Schmerz lief durch seine Züge. Es war ein Vor-



Digitized by Google

wurf gegen den Himmel, daß der Sohn des Mannes den er geliebt, nun auch von ihm gerichtet sein sollte."

„Gerichtet!" sagte Jakobine mit leiser dumpfer Stimme.

„Welche Liebe, welche Freude erhellte seinen Blick," fuhr Eduard fort, als ich ihm zurief: ich kenne den Versteck, der Euch verbergr. Sein Auge ruhte zärtlich auf mir, es sagte mir, was rs wolle, daß er angstvoll Euch Alle zu retten suche, daß er nie das Blut des Knaben vergießen werde, dem er den Vater nicht erhalten konnte."

In diesem Augenblicke rollte der Donner einer Musketensalve über die Ebrne hin. Der Rauch stieg von einem buschigen Platze auf, hinter dem dir letzten Häuser des Fleckens lagen, dem sie sich genähert hatten, und heftig erschrocken hielten sie an.

Jakobinr schwankte auf dem Pferde, dann richtete sie sich geisterbleich auf. — „Grausamer Mann!" sagte sie; „wehe uns Allen! es ist zu spät. — Meine arme Mutter hatte Recht: Er hatte den Vater seiner Wuth gropfert, er verschonte nicht den Sohn."

Mit heftigen Streichen trieb sie das Pferd vorwärts. — „Halt an!" rief Leprieur verzweiflungsvoll, aber sie hörte ihn nicht, und nach wenigen Minuten war sie auf dem Platze der blutigen That. Die dichtverschlossenen Reihen der Soldaten öffneten sich vor ihr, da standen Officiere, da stand der hohe ernstr Conventscommissair, abgewendet von den Männern, die einen Leichnam vom Boden aufheben wollten. Jetzt sprang sie herab zwischen dir Träger und riß den Körper aus ihren Händen. Sie kniete an seiner Seite nieder, bedrckte sein blasses Gesicht mit ihren Küssen und barg das blonde stille Haupt an ihrer Beust. Keine Klage war zu hören, keine Thräne benetzte ihr heißes Auge, starren Blickes schien sie in den friedlichrn Zügen des Todten zu lesen. — Plötzlich hörte sie freudiges Geschrei. — Sie warf einen strrngen Blick auf dir wirre aufgelöste Masse der Republikaner, und sah Eduard in den Armen seines Vaters.

Der Conventscommissair hielt ihn fest an sich gepreßt, sein charaktervolles Gesicht drückte rin Gemisch von Glück und Leid, von tiefer Bewegung und kaltprüfrnder Ruhe aus. Wir Sonnen- und Gewitterblitze liesen die Regungen seiner Seelr durch die strahlenden Augrn, und plötzlich ward es Nacht darin; eine Thräne fiel langsam aus den ergrauten Wimpern und tropfte heiß auf die Stirn seines Sohnes.

„Mein Eduard!" rief er zitternd, „Bürger Leprieur, wo waest Du? Wer — wer gibt mir meinen Sohn zurück? Gottes Segen, der Srgen eines Vaters soll ewig mit ihm sein!" — Da wendete sich der Sohn langsam gegen die knirrnde Gestalt und deutete schweigend auf sie hin. Leprieur that einen Schrei, dann blickte er Jakobinen fest und lange an, traurig seufzend ließ er die Arme sinken. — „Die Schwester," sagte Eduard dumpf, „gibt Dir für dir Leiche ihres Bruders Drinen Sohn wieder. — Den Vater hast Du ihr genommen, die Mutter starb in Gram, und dort liegt der arme Knabe, der mit seinrm jungen Leben unschuldige Schuld bezahlt hat. — Fluch, ewiger Fluch dem Fanatismus, drr durch Blut und Gräber Glück und Freiheit bringen will!"

Da richtete sich der Conventscommissair drohrnd auf; seine Augen schienen Blitze zu speühen, seine stolze, hohe Gestalt schien überirdisch erhaben. „Hüte Dich, Bürger Leprieur!" rief er. „Klage mich an, wenn Du es vermagst; vor Gott und Menschen will ich Rede stehen. — Das Gesetz ist heilig und groß; ich that meine Pflicht, eine schwere, gräßliche Pflicht; ich bin ruhig." — Der Sohn stand dem Vater gegenüber, die Händr geballt, Körper und Seelr in Aufruhr, Zorn und Entsetzen in jedem Nervenzucken ausgeprägt, und vor ihm der große, greise Mann, ein melancholisches Lächeln in dem farblosen kalten Gesicht.

In diesem Augenblicke sprengte rine Reiterschaar auf den Platz, an ihrer Spitze der junge General und nrben ihm Charette. Die Soldaten erhoben ein Freudengeschrei und umdrängten sein Pferd, er winkte sir zurück, warf einen Blick auf den Platz, auf den Todten, dann ging er mit festen schnellen Scheitten auf Leprirur zu, während sein Sohn theilnahmlos an der Brust des großen Ribourz lag, der ihn, wie eine Mutter, zärtlich küßte und ihm schmeichelte, bis sein Schmerz Thränen hatte, die in den wilden Bart seines Freundes tropften.

„Ich komme zu spät," sagte der General mit grabendem Ernst, „mag es das letztr schuldlosr Blut sein, das hier vergossen wurde."

„Wer wagt das zu behaupten?" erwiederte der Conventscommissair. „Bürgergeneral Hochr, ich werde Dich zur Rechenschaft ziehen."

Hoche sah ihn finster an. — „Du hast Recht, Bürger Leprieur," sagte er, „blutige Gesetzr wollen Blut, aber der traurige Bürgerkrieg ist brendet. Gib nun selbst Deinem Gewissen Rechenschaft und folge dem Gesetz. Der Convent, der mir den alleinigen Oberbefehl in diesem Lande übergibt, befiehlt Dir fogleich nach Paris zu eilen und Dich dort vor Deine Richtrr zu stellen."

Digitized by Google

Er übergab ihm ein Papier. Leprieur las es, dann gab er es gelassen zurück: „Die Nation befiehlt durch ihre Abgeordneten, ich gehe. Will sie mein Haupt, sie nehme es, ich fürchte das Gesetz nicht. Es lebe die Republik!" — Plötzlich blickte er auf seinen Sohn, der sich von Ribourg entfernt und Jakobinen genähert hatte, die, von Lecombe unterstützt, an der Leiche stand. Tiefseufzend bedeckte er sein Gesicht.

Eduard kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit seinen Küssen. „Leb' wohl, Jakobine," sagte er, es ist vergebens, die Zeichen des Himmels waren nicht für uns. Es war Lüge, Täuschung, so lebe denn ewig, ewig wohl!"

Sie warf einen Blick in den Himmel hinauf voll Licht und Sonnenschein, und eine edle Schwärmerei füllte ihre Augen. — „Wer hat es Dir gesagt?" erwiederte sie leise. „Singen es die Vögel, strahlt es die ewige Bläue aus, spricht es das lebendige Grün und die Blumen hier, oder steht es in den blassen Zügen dieses geliebten Todten, daß ich Dich hassen soll, weil Du unschuldig unglücklich bist, wie ich? — Ich bin allein in dieser weiten Welt, ganz allein!" rief sie und hob die Hände betend auf, „ich habe Niemand als Dich. — Verlaß mich nicht, Du hast es geschworen! Haß versöhnt die blutigen Thaten nicht, aber Liebe, große, schöne, vergebende Liebe, und ich liebe Dich um so inniger, mein armer theurer Freund."

Wie sie an seinem Herzen lag, fuhr Eduard plötzlich auf; seine Lippen vermochten nicht zu sprechen, zitternd deutete er auf seinen Vater. Jakobine nahm Eduard's Hand und führte ihn zu ihm. — „Bürger Leprieur," sagte sie tief athmend, und eine Röthe trat lieblich in ihr bleiches Gesicht. „Dunkel sind die Wege Gottes, aber sein Athem ist Liebe und Versöhnung. — Hier bin ich, Bürger Leprieur. Meine Eltern sind todt, ich fordere sie zurück von Ihnen. Nehmen Sie mich auf, mein Vater, ja, ich will Ihr Kind, Ihre treue Tochter sein."

Da brach das stolze Herz Leprieur's. Er hielt sie in seinen Armen fest und innig, seine Küsse bedeckten sie. — „Ich will ersetzen!" rief er mit Anstrengung, „meine Liebe soll Dir wiedergeben, was ich Dir genommen, Vergebung, Versöhnung, Du geliebtes Kind!" — Jakobine wollte seine Liebkosungen erwiedern, aber die Kraft verließ sie, ohnmächtig lag sie an seiner Brust.

In diesem Augenblicke durchbrach ein Mensch den Kreis, dessen Züge wahnsinnige Wuth ausstrahlten. Es war André, der ohne einen Laut, das Feuerrohr in seiner Hand, auf die beiden abdrückte. — Ein Schrei des Entsetzens und der Rache folgte der schnellen That, in der nächsten Minute war der Mörder von Bayonnetten und Säbeln durchbohrt, ein zerstörter, zerfetzter Körper; Andere umringten tobend den kleinen Platz, auf welchem Leprieur noch immer Jakobinen in den Armen hielt, während Eduard an der Seite eines Mannes kniete, der blutend am Boden lag.

„Lecombe!" rief er wehmuthsvoll, „treuer Freund, Du warfst Dich dem Mörder entgegen, Deine Brust, fing den Tod auf, der mich treffen sollte. Welcher Lohn, welche Vergeltung!" — Der Sterbende schien zu lächeln, und indem er zurücksank, flüsterte er leise: „Liebe sie, wie ich!" —

„Bürger Hoche," sagte Leprieur, „Dir liegt es ob, diesen Vorfall zu untersuchen und an den Convent zu berichten. Verheimliche nichts, suche meine Thaten auf, höre die, welche mich anklagen, ich will es selbst thun. Mit diesem Mädchen an der Hand, der Tochter des Vicomte Lancy, und mit meinem Sohne, werde ich vor meine Richter treten, und mich vertheidigen. — Lebe wohl." — Er entfernte sich, Hoche blickte ihm schmerzlich lächelnd nach. — „Da geht er hin," sagte er, „stolz wie ein angeklagter Proconsul Roms. — Heil meinem Vaterlande, daß es solche Männer zeugt! Wehe ihm, daß ihr hoher Freiheitssinn so blutig sich selbst zerstören muß!"

„Und wir?" sagte Charette.

„Wir gehen nach Nantes," erwiederte Hoche kalt. „Sie sollen Ihren feierlichen Einzug dort halten, Bürger Charette." —

In Dijon starb Leprieur; nach seinem Tode wanderte sein Sohn und dessen junge Gattin nach Amerika aus.

---

## Correspondenz.

### Aus Dessau.

[Die neue Hofbühne.]

Das enge Leben und die Verhältnisse der kleinern norddeutschen Städte bieten selten etwas Interessantes, für die Mittheilung Geeignetes dar, selbst wenn sie in eine Eisenbahnlinie gebracht sind. Doch muß ich Ihnen die Eröffnung der neu organisirten hiesigen Hofbühne nachträglich anzeigen. Die kleineren Bühnen Deutschlands könnten für die größeren gute Schulen abgeben, indem sie anderwärts unterdrückte jugendliche Talente heranbildeten, wenn die oft ausgezeichneten Mittel gehörig genützt und eine gesunde, tüchtige Kritik gehandhabt würde! Hieran fehlt es oft. Dies kleine Dessau hat ein schönes, wohlgebautes Schauspielhaus, eine gute Kapelle (wie man weiß, unter der Leitung des berühmten Dr. Friedrich Schneider), gute Sänger, wohleinstudirte Chöre, ein theaterliebendes Publicum, kurz ziem-

Digitized by Google

lich alle zur Erhaltung einer guten Bühne nothwendigen Mittel, und doch war es seit einer Reihe von Jahren nur einer reisenden Gesellschaft vergönnt, während der Wintermonate hier ihre Vorstellungen zu geben. Der Wunsch nach einem stadtien Theater regte sich halb und halb, man überlegte jedoch lange Zeit hin und her und faßte erst in diesem Jahre den Entschluß ein solches zu errichten und die Direction dem wackern, früher als Sänger hier schon sehr beliebten und geachteten Herrn Greiner zu übergeben. Die Schwierigkeit der Aufgabe, aus allen Enden und Ecken Deutschlands nun eine Menge von Subjekten zusammen zu bringen und diese als eine neue Gesellschaft vor ein etwas prätentiöses Publicum hinzustellen, wird jeder unparteiische Beurtheiler anerkennen; inwiefern sie von Hrn. Greiner gelöst ist, wird die Folge lehren. Genug, Dessau hat ein stehendes Theater erhalten, das am 1sten October mit einer gelungenen Darstellung der Montechi und Capuletti eröffnet wurde. Die Kammersängerin Fräulein Hagedoen entwickelte in dieser Oper wie im Barbier von Sevilla ein ganz achtungswerthes Talent. Wenn sich ihr Spiel noch mehr abrundete und veredelte, würde sie sich bald zu einer der vorzüglicheren Sängerinnen Deutschlands heranbilden. Auch verdiente der früher in Halle engagirte Hr. Schrader als „Barbier" volles Lob; er besitzt eine klangvolle Stimme, ein gewandtes, sicheres Spiel. Die Oper kann mit der Zeit recht gut werden, dafür bürgt uns das schon Gesehene sowohl, als auch die fernere umsichtige Direction des Herrn Greiner, der ein so tüchtiger Dirigent wie Friedrich Schneider, die besondere Mitwirkung der hiesigen Kammersänger Krüger und Diedicke, und die auch sehr gute äußere Ausstattung von Seiten der Intendanz. — Das Schauspiel mußte erst ganz neu geschaffen werden. Eine treffliche Acquisition hat die Direction an Hrn. und Mad. Schramm gemacht. Herr Schramm hat schon durch seine Vorlesungen in den größeren Städten Deutschlands das Interesse des Publicums auf sich gelenkt; ich muß gestehen, daß ich sehr gespannt war, ihn auf den Brettern zu sehen. Daß er einen Charakter denkend aufzufassen und durchzuführen versteht, weiß Jeder, der ihn nur einige Male vorlesen gehört; allein man wußte und weiß, daß Karl von Holtei geistreich und besser las als spielte. Hr. Schramm ist jedoch als Spieler eben so bedeutend wie sein Vortrag als Leser. Daß er aber den Bolingbroke im „Glas Wasser", gerade die Partie, in welcher er zuerst hier auftrat, mit einem deklamatorischen Pathos sprach und das Element der raffinirten Schlauheit, das in diesem aimable roué liegt, durchaus nicht hervorhob, daß er den Commercienrath Müller in dem Bauernfeld'schen „Liebesprotokoll" so vorherrschend jüdelte, dafür bleibt er uns noch Beweis und Rechenschaft schuldig, da sein Spiel in beiden Stücken selber durchaus nicht seine Auffassung rechtfertigte. Wir waren überrascht, daß Hr. Schramm weder bei seinem ersten, noch bei seinem zweiten Auftreten genügte und freuten uns daher recht sehr, ihn endlich als Cooke in „Parteienwuth" als denkenden Künstler laut und entschieden anerkannt zu sehen. Dieser Cooke ist freilich eine sehr dankbare Partie, die auch nicht erst geschaffen zu werden braucht, weil es für sie auf der deutschen Bühne schon verschiedene Typen gibt. Hr. Schramm entwickelte ein gut nüancirtes, sicheres Spiel, und nach Beendigung des Stücks ward ihm die unbedingteste Anerkennung von allen Seiten zu Theil. Madame Schramm offenbarte in den Partieen der Anstandsdamen, in welchen wir sie bis jetzt gesehen, ein gewandtes, graziöses Spiel, nur möchten wir ihr rathen, sich vor einem gewissen süßeinden Pathos in Acht zu nehmen, in das sie gern zu verfallen scheint. Auch ist die provinzielle Verwechslung der Buchstaben d und p, d und t abzulegen. Von den Damen verdient noch Madame Scheiz genannt zu werden, eine liebliche Erscheinung auf dem Theater, die alle Anlagen hat, bei fleißigem Studium einmal eine recht gute Schauspielerin zu werden. Als Königin im „Glas Wasser" war sie nicht an ihrer Stelle. — Das Haus war bisher immer ziemlich besetzt, und wenn Hr. Greiner, wie er versprochen, das hier schon bekannte Repertoir bedeutend vermehren wird, wird auch das Interesse des Publicums gewiß immer steigen und so durch sicheres Fortbestehen die dessauer Bühne bald in den Stand gesetzt sein, sich neben die bessern Bühnen Deutschlands zu stellen. A.

## Notizen.

[Dante, übersetzt von Kopisch.]

Wir haben schon früher auf die großartigen Arbeiten hingewiesen, die uns nun den ganzen Dante lieferten, deutsch von August Kopisch mit beigedrucktem Originaltext (Berlin, Enslin'sche Bchdlg.). Sinn- und Worttreue hat der Uebersetzer so streng ins Auge gefaßt, daß er, ebenfalls wie Philalethes, den Reim opferte. Noch scheint ein gereimter Dante außer der Möglichkeit zu liegen; frei zu übersetzen gilt hier für ein Verbrechen, weil man vor dem christlich gothischen Bau dieses Gedichts, vor den prophetischen Allegorien und dem hohen Alterthum dieses den Sturm der Jahrhunderte überdauernden Durante, wie er eigentlich ahnungsvoll getauft wurde, zu viel Respect hat. Seine Gesänge mit dem Flügelschlag eines späteren Jahrhunderts von neuem zu dichten, sie in einer Umdichtung, statt in einer Uebertragung zu geben, dazu hat sich in Deutschland noch kein Zweiter gefunden, der etwa wie Klopstock einen Zug der Verwandtschaft in sich verspürte. — In der 11. und 12. Lieferung gab Kopisch seine ausführlichen kritisch historischen Arbeiten über Dante's Leben, Zeitalter und Poesie. Dante's Portrait in Stahlstich und zwei lithographirte Charten seines Weltsystems schmücken das Werk, ein sorgfältiges Register schließt es ab.

[Musik in Leipzig.]

Neben den Concerten im Gewandhause, in denen der holländische Tenorist Hr. Tuyn und Frln. Meerti aus Belgien fortgesetzt dnettirten, hat auch die Gesellschaft Euterpe in der Buchhändlerbörse ihre Leistungen eröffnet. Director derselben ist Hr. Verhuelst aus dem Haag. Merkwürdiger Zufall, daß Holland und Belgien wetteifern, uns ihre musikalischen Kräfte zuzuwenden. Wir hörten in der Euterpe kürzlich Robert Schumann's geistvolle Symphonie.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 8. — den 20. November 1841.



Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

---

Eben ist erschienen bei **Hinrichs** in Leipzig:

## Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen.

Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation von D. **Fr. Alb. von Langenn**, k. sächs. geh. Rathe ꝛc. 2r (letzter) Theil, mit dem Bildniß Christ. v. Carlowitz. gr. 8. Velindruckp. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Stellung des Regenten ꝛc.; Regierung des Landes; Heer- und Kriegswesen; kirchliche Verhältnisse, Wissenschaft und Kunst; Hofwesen und Fürstenleben. 154 Beilagen und Urkunden. Register.

Dieses ausgezeichnete Werk verdient in den Händen aller Staatsmänner, Geschichtsfreunde und -Forscher zu sein.

---

## Krasinski, Graf Valerian,

**Geschichte** des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls **der Reformation in Polen** und ihres Einflusses auf den politischen, sittlichen und literarischen Zustand des Landes. Nach d. engl. Original bearbeitet von **W. A. Lindau.** gr. 8. (26½ Bogen) geh. 2 Thlr.

Noch nie ist die merkwürdige Reformation in Polen so gründlich und belehrend entwickelt worden, als in diesem Werke.

---

Im Verlage von **Duncker** und **Humblot** in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Michel Angelo Buonaroti's des Aeltern

## sämmtliche Gedichte,

italienisch und deutsch,

mit einigen Anmerkungen und Michel Angelo's Bildnisse,

herausgegeben

von

**Gottlob Regis.**

8°. 1 Thlr. 18 gGr. Engl. geb. 1 Thlr. 22 gGr.

---

So eben erscheint:

## Icones zootomicae.

## Handatlas

zur

## vergleichenden Anatomie

nach

fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt

von

***Rudolph Wagner,***

Professor in Göttingen.

35 Kupfertafeln (10 Tafeln illuminirt) mit 1039 Figuren, von denen 553 nach neuen Originalien gezeichnet sind. Folio. cartonirt 18 Thlr.

*Leopold Voss.*

---

So eben sind bei Rud. Hartmann in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Ueber Pantheismus

und

## Pantheismusfurcht.

Eine historisch-philosophische Abhandlung

von

**Prof. Frz. Wilh. Richter.**

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

---

## Ueber deutsche Kirchenunion

oder

den eigentlichen Sinn der Idee einer

**allgemeinen germanischen Kirche.**

Eine Nothwehr von Prof. Frz. Wilh. Richter.

Gr. 8. Geh. Preis 8 Gr.


Digitized by Google

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

**Bibliotheca Scriptor. Latinor.** curis virorum doctorum emendata et commentariis instructa, consil. **G. Bernhardy** instituta. Pars V. C. Cornelii Taciti opera. T. I. Annales contin. gr. 8. 2 Thlr.

Auch u. d. Titel.

**Taciti, C. Cornelii, Opera.** Emendavit et commentariis instr. **Ludov. Döderlein.** T. I.

**Ciceronis, M. T., Paradoxa** graece versa et explicata ab Joan. Morisoto. Accedunt variae lectiones duorum codicum Guelferbytanorum Paradoxa contin. edid. **G. F. Wensch.** 8 maj. ⅓ Thlr.

**Cornelii Nepotis** vitae excellentium imperatorum. Ad optima exemplaria recognitae. Editio nova. 8. $\frac{1}{12}$ Thlr.

**Diedrich, Chr., Hülfsbuch für den Religionsunterricht** in den untern Gymnasialklassen, Volks- und Bürgerschulen. Erster Theil. gr. 8. 1½ Thlr.

Auch u. d. Titel:

**Die christliche Glaubenslehre** begrifflich entwickelt und mit geschichtlichen Beispielen veranschaulicht.

**Dietsch, Rud., Uebungsbuch** zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, zunächst beim Gebrauche der Schulzischen Grammatik. 2ter Cursus. Erzählungen aus der alten Geschichte. gr. 8. ⅔ Thlr.

**Kohlrausch, Fr., Die Geschichten und Lehren der heil. Schrift,** alten und neuen Testaments. Zum Gebrauch der Schulen und des Privatunterrichts bearbeitet. Neunzehnte Aufl. 8. ⅓ Thlr.

**Palästina und die südlich angrenzenden Länder.** Tagebuch einer Reise im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie, unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben von **E. Robinson.** Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. gr. 8. 10½ Thlr.

**Peter, C., Zeittafeln der römischen Geschichte** zum Handgebrauch und als Grundlage des Vortrags in höhern Gymnasialklassen mit fortlaufenden Belegen und Auszügen aus den Quellen. gr. 4. 1½ Thlr.

(C. Peter's Zeittafeln der griechischen Geschichte, gr. 4., erschienen 1835 und kosten ⅔ Thlr.)

**Schulz, O., Schulgrammatik der lateinischen Sprache.** 11te verb. Auflage. 8. $\frac{7}{12}$ Thlr.

(Uebungsbuch zum Uebersetzen hiezu siehe: Dietsch)

**Splittegarb, C. F., Französisches Lesebuch** für Anfänger. Nebst einer kurzgefaßten Grammatik und einem französisch-deutschen Wörterbuche. 12te verbesserte Auflage. 8. $\frac{5}{12}$ Thlr.

**Novum Testamentum graece.** Recognovit atque insignioris lectionum varietatis et argumentorum notationes subiunxit Dr. **G. C. Knapius.** 2 Tomi. Editio V.

| | |
|---|---|
| Druckpapier 8. . . . . | 1 Thlr. |
| Schreibpapier 8. . . . . | 1⅓ - |
| f. f. Maschinen-Velin-Schreibpapier in Quart-Format . . . . . | 3½ - |
| Dasselbe sauber carton. in 1 Band, Rücken und Ecken in f. Leinwand . . . . | 3¾ - |

---

Als angenehme und belehrende Lectüre, sowie als passende

## Weihnachtsgaben

empfehlen sich ganz besonders nachfolgende, durch jede solide Buchhandlung zu beziehende Werke:

**Graff, G.** Die interessantesten u. wichtigsten Kämpfe, Schlachten und Belagerungen in der alten Geschichte, vorzüglich der Griechen und Römer. Ein Lesebuch zur Unterhaltung und Belehrung zunächst für die reifere Jugend. 2 Bdchn. 8. carton. $1\frac{7}{12}$ Thlr. oder 2 fl. 50 kr.

**Grimm, A. L.,** die malerischen und romantischen Stellen der Bergstraße, des Odenwaldes und der Neckar-Gegenden, in ihrer Vorzeit und Gegenwart geschildert. Royal-8. In Heften mit 3 Stahlstichen nebst Text. Jedes Heft ⅓ Thlr od. 36 kr.

Daraus besonders:

### Die Bergstraße.

Mit 13 Stahlstichen. Elegant cartonn. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

### Der Neckar.

Mit 15 Stahlstichen. Elegant cartonn. 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

**Sackreuter, L.** Christliche Religions- und Kirchengeschichte, dargestellt für gebildete Familien und Lehrer an Volksschulen, zur Erweckung und Bewahrung evangel. Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit. Zwei Bände gr. 8. 1835. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Dieselbe als Weihnachtsschrift sauber cartonnirt mit 13 Kupfern 3½ Thlr. oder 6 fl. 18 kr.

**Wagner, D. E.** Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte. Dritte Auflage. Preis als Schulbuch 1⅙ Thlr. od. 2 fl. 6 kr. Elegant cart. mit 4 bildlichen Darstellungen geziert 1⅔ Thlr. od. 3 fl.

**Weber, D. W. C.** Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen. 8. Velinpapier. Zwei Bände. Preis für beide Bände zusammen 3 Thlr. od. 5 fl. 24 kr. Einzeln kostet jeder Band 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Darmstadt, im November 1841.

**C. W. Leske.**

Digitized by Google

# Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr.* J. A. Hülsse und *Dr.* A. Wetzig).

7. Jahrg. f. 1841. No. 56—61. mit 79 Abbildungen.

Karmarsch, Beschreibung neuer oder nicht allgemein bekannter Werkzeuge. — M. Stecker's rotirendes Wassergebläse. — Saladin's Leitrollen für Riemen und Schnuren. — Ueber die in Schemnitz eingeführte Drahtseilschlagmaschine des Mechanikers Wurm in Wien und die Verfertigung und Anwendung der Drahtseile überhaupt. — Beitrag zur Galvanoplastik, von Marchand. — Polirmittel für Glas, von Pasch. — Luftpumpenkolben von Filz. — Warne's Verbesserungen der Bierpumpen. — F. Fischer, über die Zulässigkeit der mit Asphalt bedeckten Dächer in feuerpolizeilicher Hinsicht. — Die engen oder russischen Rauchröhren in Berlin. — Dr. Mohr, über die Beaufsichtigung des Materials in englischen Werkstätten. — Durchschlagen irdener Gefässe. — Künstlicher Arrak. — Wichse für Pferdegeschirr. — Ueber den Bau einer stehenden Brücke zwischen Pesth und Ofen. — Bleichen des Schellacks, nach Dr. Winterfeld. — Ueber Potzpolver, von Dr. Winterfeld. — Künstliche Fourniermasse, von Möllinger. — Bericht über die Dorn'schen Dächer in Ilsenburg, von Schöttler. — Ueber das Pressen bleierner Röhren, von Karmarsch. — Ueber die Argentansaiten von Bessalle, von Kehlmann. — Versuche über die Festigkeit und Elasticität der Darmsaiten, von K. Karmarsch. — J. Jordan, Werkzeuge zu Anfertigung von Schwarz- und Weissblechröhren. — Dr. Mohr, Verfahren, Barometer ohne Aufkochen luftleer zu machen. — J. Harvey's Verbesserungen bei der Strassen- und Wegepflasterung mit Holzblöcken, sowie an den zum Schneiden und Zurichten dieser Blöcke erforderlichen Maschinen und Geräthschaften. — Verbesserungen bei der Holzpflasterung in Strassen, Gassen und Wegen, von W. Saunders. — Lärmpfeife bei Dampfkesseln. — M'Ewen's doppeltes Quecksilberventil für Dampfkessel. — Das grosse Wasserrad in Colebrook Dale. — R. Willis' verbesserte Waage. — Dr. Mohr, die selbatsteuernde, doppeltwirkende Luftpumpe in der Victoriagallerie in Manchester. — Der Schienenstuhl der North of England-Eisenbahn. — Verzinnung und Verzinkung von Kupfer und Messing auf nassem Wege. — Bleiweiss. — Blot über die Elasticität des Wasserdampfes. — F. v. Wredo, über den Zusammenhang zwischen Spannkraft und Temperatur des Wasserdampfes. — De Pamboor, über die Formeln zur Berechnung des Volums der Dämpfe unter verschiedenem Drucke. — Färbung des Achats.

Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. November 1841.

*Leopold Voss.*

---

So eben sind bei mir erschienen:

**Flüchtlinge**, die, eine Novelle von **Georg Lau.** Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

**Lebenswirren** in aristokratischen Kreisen. Drei Erzählungen: Das Duell, Der junge Graf, Die Pseudonymen. 8. Geh. 1. Thlr. 12 gGr.

**Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz, von Dr. **Hölti.** 2 Thle. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

**Diamant**, der, Ein Spiel der Phantasie, v. **C. Cerpen.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 gGr.

Hamburg, October 1841.

**Johann August Meissner.**

---

Samuel Thomas von Sömmerring

## vom Baue des menschlichen Körpers.

Neue umgearbeitete und vervollständigte Original-Ausgabe

besorgt von

**Th. L. W. Bischof, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel** und **R. Wagner.**

9 Bände in gr. 8.

Erschienen sind bereits:

2r Bd. Auch u. d. Titel: Lehre von den Knochen und Bändern des menschlichen Körpers. Herausgegeben von Dr. Rudolph Wagner, Professor in Göttingen. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 20 Ngr.

3e Bd. 1te Abth. Auch u. d. Titel: Lehre von den Muskeln und Gefäßen des menschlichen Körpers. 1te Abth. Muskeln. Umgearbeitet von Dr. F. W. Theile, Professor in Bern. gr. 8. 1841. 1 Thlr. 20. Ngr.

3r Bd. 2te Abth. Auch u. d. Titel: Lehre von den Muskeln und Gefäßen des menschlichen Körpers. 2te Abth. Gefäße. Umgearbeitet von Dr. F. W. Theile, Professor in Bern. gr. 8. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

4r Bd. Auch u. d. Titel: Hirn- und Nervenlehre. Umgearbeitet von Dr. G. Valentin, Professor in Bern. Mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1841. 3 Thlr. 10 Ngr.

6e Bd. Auch u. d. Titel: Allgemeine Anatomie. Lehre von den Mischungs- und Formbestandtheilen des menschlichen Körpers, von Dr. J. Henle, Professor in Zürich. Mit 5 Tafeln Abbildungen in Stahlstich und 32 in den Text eingedruckten Holzschnitten. gr. 8. 1841. 5 Thlr. 20 Ngr.

Unter der Presse ist bereits der 7te Band: Entwickelungsgeschichte des menschlichen Körpers, von Dr. Th. L. W. Bischof, Professor in Heidelberg.

Jeder Band hat einen Spezialtitel und bildet ein selbstständiges Ganze, damit die Käufer einzelner Bände nicht zum Ankaufe der sämmtlichen sich genöthigt fühlen.

Leipzig, im November 1841.

Leopold Voss.

---

Bei Leopold Voß in Leipzig ist erschienen:

## Auserlesene Heilformeln

zum Gebrauche für

**praktische Aerzte und Wundärzte.**

Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre.

Herausgegeben von

**Professor D. Justus Radius.**

**Zweite umgearbeitete Auflage.**

16. cartonirt in Leinwand. 1 Thlr. 25 Ngr.

Digitized by Google

Im Verlage von F. Rubach in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

H. Milne-Edward's

# Handbuch der Zoologie

oder

## Naturgeschichte der Thiere.

Nach der zweiten französischen Ausgabe bearbeitet, und mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben

von

**Dr. M. G. Krüger.**

1ter Band.

Auch unter dem Titel:

**Handbuch der Naturgeschichte.**

1r Theil **Zoologie.**

30 Bogen Median-Format mit einem zoologischen Hand-Atlas. Preis 2½ Thlr.

---

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

**Das Handgelenk** in mechanischer, anatomischer und chirurgischer Beziehung dargestellt von ***G. B. Günther***, Dr. und Prof., mit 16 lithogr. Zeichnungen von ***J. Milde***, Maler. Imp. 8. Cart. 2 Thlr. 16 gGr.

Früher erschien:

**Die chirurgische Muskellehre in Abbildungen,** von Prof. Dr. ***G. B. Günther*** und ***J. Milde***. Gr. 4. Mit 44 lithogr. Tafeln color. Abbild. und 34 Bogen Text. Cart. 10 Thlr. Preis für nicht color. Exempl. 7 Thlr. 12 gGr.

Des Herrn Prof. ***Günther*** ehrenvolle Berufung an die Universität Leipzig dürfte wohl geeignet sein, die Aufmerksamkeit des chirurgisch anatomischen Publikums auf dessen Schriften ganz besonders zu lenken, welche daher hiermit demselben bestens empfohlen sein mögen.

Hamburg, October 1841.

***Joh. Aug. Meissner.***

---

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Schöne Welt.

Ein Roman

von

**Jean Charles.**

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2⅔ Thlr.

Leipzig, im September 1841.

**F. A. Brockhaus.**

---

## Tegnér's Frithjofs Sage von Mohnike

## Taschen-Ausgabe.

Um den vielfachen Aufforderungen zu genügen, habe ich mich entschlossen, von der bei mir erschienenen, anerkannt trefflichen Uebersetzung der

**Esaias Tegnér'schen Frithjofs Sage**

von **G. Mohnike,**

nach der **vierten verbesserten Auflage**

eine

**Taschen-Ausgabe**

mit erklärendem Wortregister

in dem jetzt allgemein beliebten **Schiller-Format** zu veranstalten, und ist solche für den äußerst billigen Preis von **9 gGr.** durch **alle** Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten.

Die bisher einzeln, oder als 3r Band der **sämmtlichen Tegnér'schen Gedichte** gelieferte Ausgabe in 8. mit Anmerkungen, ist auch ferner für den Preis von **1 Thlr.** — und die **einzelnen Gedichte** in **2 Bänden,** für **2 Thlr 12 gGr.** durch den Buchhandel zu beziehen.

Leipzig, im November 1841.

***Carl Cnobloch.***

---

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

# Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

**Friedrich von Raumer.**

**Neue Folge. Dritter Jahrgang.**

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr.

Inhalt: I. Der Armagnakenkrieg im Jahre 1444 und 1445. Erzählt durch **F. W. Barthold.** — II. Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern. Von **Fr. v. Raumer.** — III. Der Raub der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 bis zu ihrer förmlichen Abtretung an Frankreich im westfälischen Frieden. Von **H. Scherer.** — IV. Der Genter Aufstand vom Jahre 1539. Von **W. A. Arendt.**

---

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅓ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler,** sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1½ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge (1840) 2 Thlr., der zweite (1841) 2½ Thlr.

Leipzig, im September 1841.

**F. A. Brockhaus.**

---

So eben erschienen:

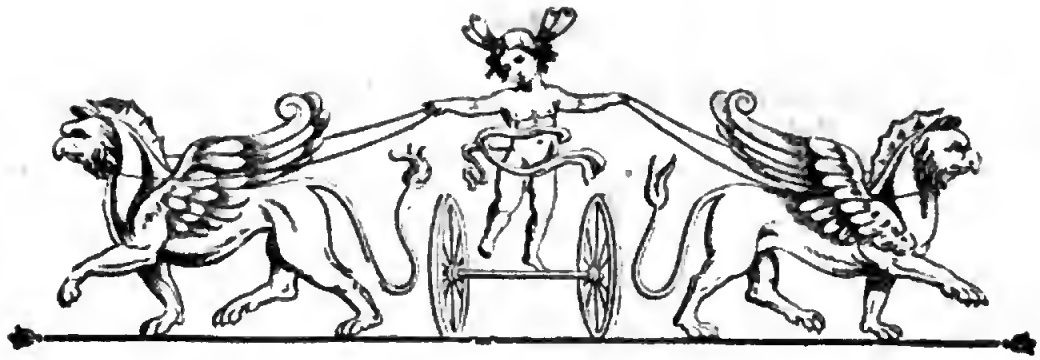
**Fünf Lieder für eine Stimme,** mit Pianoforte von **Onslow Uebling,** ½ Thlr.

und werden sicher überall so gefallen, als sie hier gefielen.

Magdeburg. **Creutz'sche Buchhandlung.**

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 228. — den 20. November 1841.

Redacteur: Dr. J. E. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Das französische Volk.

Skizzen von W. Nolte.

### 1.

Wie man den Menschen erzieht, so ist er. Unter Erziehung ist aber nicht blos Schul- und Hausbildung zu verstehen, sondern alle äußern Eindrücke und Richtungen eines öffentlichen Lebens, das sich vor den Augen des Zöglings vollzieht. Ein Volk läßt sich frei und sklavisch, froh oder trübsinnig, offen oder verschlagen, ehrlich oder unehelich er- oder verziehen. Ein Volk, das Alles, was es ist, aus sich selbst geschaffen, ein Volk, das durch seine unübersehlegt energischen Thaten eine neue Weltordnung hervorrief, konnte sich als Schöpfer dieser neuen Umwälzung auch wohl Autorität und Selbständigkeit zutrauen. Sowohl dieses Gefühl von schaffender Kraft, als auch die Schmeicheleien eines halben Jahrhunderts mußten das französische Volk von dieser ehrenden Selbständigkeit immermehr überzeugen. Schmeichelei oder einen gewissen vorsichtig zuvorkommenden Ton mußten alle bisherigen Gouvernements, welche die Kraft und die Schwäche des riesenhaften Volkes kannten, anwenden. Die Schwäche der Franzosen aber kann zu Zeiten der Gefahr nur in Stärke ausarten; sie besteht nämlich in der Ueberzeugung ihrer Ueberlegenheit und Nationalkraft. — Alle Staatsbedürfnisse und neuen Auflagen, die man zur Ehre Frankreichs verlangte, waren von vorn herein schon ihres Erfolges sicher, gestützt und anerkannt. Jedes Privatunternehmen, das sich keinen nationalen Anstrich zu geben vermag, scheitert. Jede eigensinnige Anforderung ans Volk, selbst wenn sie vom Einflußreichsten ans Volk geschieht, worin dies kein Nationalbedürfniß sieht, scheitert, und wenn es mit Eigensinn und Eigenmacht durchgeführt wird, scheitert es oft blutig. Das Volk, der Handwerker, der Diener, Bediente, Lumpensammler, Jeder macht seine gleichen Ansprüche in der Gesellschaft, Alle sind und bewegen sich frei, sie besprechen und beraten, was Ihnen gefällt, ohne daß ein Anderer befehlend dazwischen fährt und sich mehr Sachkenntniß anmaßt; sie theilen ihre Meinungen und Empfindungen mit, und lassen sich nicht anders belehren und überzeugen, als auf zuvorkommende, liebreiche Weise. Das Berühren und Zusammentreffen der Reichsten und Aermsten, der Gebildeten und Ungebildeten ist von beiden Seiten gleich zart und zuvorkommend.

Auf dem Gesichte des Arbeiters strahlt dieselbe Zufriedenheit und sichere Ruhe, wie in den Zügen des Wohlhabendsten. Die Erklärungen und Mittheilungen des gemeinen Mannes sind eben so geradheraus und ununterbrochen sicher. Alles dies sind Zeichen, die sich bei einem unfrei erzogenen Volke nicht zeigen; nur in einem freien Volke kann sich diese Sicherheit in Handlung, Mittheitheilung und gegenseitiger Berührung finden.

Dieses macht eben den Franzosen so beweglich, angenehm und zuvorkommend; er ist frei, fühlt seine Freiheit, und wendet sie überall an; wagt aber nicht, Andern diese Freiheit zu nehmen, weil er in den blutigen



Digitized by Google

Erfahrungen zweier Revolutionen gelernt hat, wie man es belohnt, auf Kosten seines Mitbürgers und Nebenmenschen zuviel Rechte und Macht zu usurpiren.

---

## 2.

Die Leser Börne's wissen, wie sehr Paris ihm Anfangs mißfiel, wie er sich aber nach und nach mit dieser Stadt ausglich, sie hernach nicht mehr verlassen konnte, sich am Ende ganz französirte. Börne's Schicksal ist das eines jeden Fremden, der in Paris längere Zeit zubringt. Die anfängliche Abneigung streift sich bald ab. Die Unkunde des Orts, der Sprache und der Menschen kränkt den Fremden in seiner Verlassenheit um so mehr, als er alle Menschen froh plappernd und paarweise verschlungen um sich sieht. Er muß aber alle seine Gedanken und Wünsche in sich vergraben, kann Niemanden seine Eindrücke mittheilen, und fühlt sich unröstlich darüber. Mit der Kenntniß des Orts und der Sprache lernt der Fremde liebenswürdige Menschen kennen, die ihm Anlaß zu frohen Mittheilungen und lustigen Einfällen geben. Der Barbar nimmt Theil daran, gefällt sich darin, und fühlt das Bedürfniß, das sich jetzt ihm eröffnende Paris nach allen Seiten hin kennen zu lernen und zu studiren. Dazu gehört mehr Zeit, als er Anfangs geglaubt. Es wird ihm aber bald zur süßen Gewohnheit, in Paris zu leben, und er bekommt Lust, sich dort zu beschäftigen. Dem Kaufmann bieten sich dazu die mannichfachsten Unternehmungen, woran er mit baarem Gelde Theil nehmen kann. An Etablirung auf eigene Kosten behindert ihn Niemand. Gelehrte, die keine Berufspflichten ins Vaterland zurückrufen, lassen sich durch die Menge Bibliotheken und öffentlicher Anstalten fesseln. Museen, die durch Anschauung das Studium der Kunst und des Alterthums erleichtern, und die zuvorkommende Aufnahme von französischen Gelehrten, steigern den Reiz des Aufenthalts in Paris. — Wer von Geburt oder auf andere Weise zum bequemen Stande der Reichen gehört, die zum Nichtsthun berechtigt sind, der muß auch mehr Lust und Zerstreuung in Paris finden als anderswo. Es fällt ihm nicht schwer, in Gesellschaften eingeführt zu werden, und deren gibt es in Paris so viele und von so verschiedener Art, daß jeder Hang und Geschmack leicht befriedigt wird. — Dies wird um so leichter möglich, als in der großen Stadt Niemand von eigener Scham, oder von störender Aufmerksamkeit Anderer in Ausführung seiner Neigungen unterbrochen wird. — Wer sein Unwesen in einem Stadtviertel so weit getrieben, daß Gläubiger und Polizei aufmerksam auf ihn werden, verändert seine Wohnung, und auch wohl seinen Namen, zieht in ein anderes Quartier und fängt da wieder ungestört von neuem an. Manchmal verfahren die hartnäckigen Gläubiger auch ernsthaft gegen die Herren Schuldenmacher und lassen ihnen freie Wohnung im Schuldgefängniß Clichy anweisen. Dort haben die Gefangenen aber alle Bequemlichkeit und Freiheit, und für die Bedürfnisse des Spielers und Trinkers sind da Kaffeehaus und allerlei Spiele eingerichtet. Nicht selten sind die Herren Gefangenen da so frei, zu Diners und Festen zahlreiche Gäste einzuladen. Clichy wimmelt oft von Gästen aller Länder, die sich trotz ihrer fremden Zungen mannichfach unterhalten und ergötzen. Zu den Fremden gesellen sich da auch unterhaltende Franzosen, und Dues, Marquis, Grafen und Roturiers sind da nach französischer Sitte, die alle Stände gleichstellt, zu einander gesellt. Die verschiedensten Verhältnisse und Lebenslagen nähern sich stets in Paris, und in Clichy trinken sie gar verschuldete Brüderschaft.

---

## 3.

Auf dieser Welt gibt es zweierlei Menschen. Der eine Theil lebt vom Besitz, und der andere von Hoffnung auf Besitz. Jene halten fest, was sie haben, diese streben nach dem, was jene haben. Die Erstern spitzen die sogenannten Protectoren, d. i. sie nehmen die Andern in Dienst, wenden sie zur Ausführung ihrer Vortheile an, und lassen sie deshalb nicht vor Hunger sterben, sondern geben ihnen spärlich zu essen und zu trinken, damit sie noch ferner unterthänigst dienen können. Andere, die mit ihrem Dienstantrage zu spät kommen, sind noch viel schlimmer daran, sie müssen sich nämlich mit Versprechungen begnügen. Versprechungen blähen Herz und Magen auf und lassen diese gemüthlichen körperlichen Glieder oft vergebens nach der Erfüllung jener schnappen, bis sie leer und unbefriedigt, ihren armen Besitzer in gräßlichen Unwillen und Verzweiflung versetzen. Ein solcher wird alsdann ein unangenehm ungeselliger Mensch, der alle bessern Constellationen und Pläne für unausführlich und lächerlich erklärt und sie mit allen Vorurtheilen und Gewohnheiten bekriegen möchte. Der Vortheil der Versprechungen beruht aber doch in Vertröstung auf bessere Zeiten. Da sich nun mit der Zeit Alles anders gestalten und die Zeit alle Uebel heilen muß, so erwächst durch solche Vertröstungen für einige Zeit ein gewisses Heil. Im menschlichen Erfindungsgeiste ruht die Fundgrube ewiger Hülfsmittel, die sich nur auf län-

Digitized by Google

gere Zeit angewandt erschöpfen können, während welcher sich leicht eine jener Versprechungen realisiren könnte.

Es liegt im frohen, lebenslustigen Wesen des Franzosen, Jedermann wohlzuwollen. Nähert sich ihm ein Trauriger, so sucht er ihn durch Zerstreuungen zu erheitern und spricht ihm liebenswürdig Trost ein; seine Versprechungen zeigen dem Hülfsbedürftigen die glänzendste Zukunft. Ein freundlich zuvorkommendes Wort ist an sich selbst schon ein Trost im Unglück, wenn es auch von keiner Hülfe sonst begleitet ist. Mit den äußern materiellen Mitteln verliert der Mensch das Ansehen in der Gesellschaft, und mit dem Geide verläßt ihn auch zuvorkommende Theilnahme und Freundschaft. — Sprache, Sitten, Emancipation jedes Standes, alles athmet menschliche Theilnahme in Frankreich, und wollte sie auch Jemand versagen, so würde er's dennoch nur mit anständigen Redensaeten wagen. Wer den Unglücklichen beleidigt, hat es mit allen Anwesenden zu thun.

Der dem Franzosen so oft gemachte Vorwurf, ein gegebenes Versprechen nicht zu erfüllen, möchte sich leicht entschuldigen lassen. Seine unüberlegte Güte verspricht dem Bedürftigen im ersten Augenblicke Abhülfe. Bei der Hülfeleistung thun sich die Schwierigkeiten erst kund, welche jene erheischt, und ehe dieselben überwunden sind, werden im Strudel der Geschäfte die eigenen Bedürfnisse wieder drückend. Dazu kommt noch die übermäßige Concurrenz in diesem bevölkerten Lande, und ehe der Protector diesen Schutzflehenden versprochene Beschäftigung verschaffen kann, ist aus vielen Concurrenten oft schon der beliebteste ausgewählt, und Jener muß eine andere günstigere Gelegenheit abwarten, die ihm sein Protector recht bald verspricht und sie gewiß auch recht bald herbeiführen würde, wenn solche Ereignisse anders von ihm abhingen. Ist nun ein solcher Mann, der sich oft ohne weitere Verpflichtung für Jemanden verwendet, einer, der sein Versprechen nicht hält? Er gab ja für den Fall einer unmöglichen reellen Hülfe sein Versprechen auch nur als einen Trost, nicht als eine Zufriedenstellung der Faulheit und Geschäftsunlust.

Wenn man aber den so oft gemachten Vorwurf einmal gelten lassen will, so könnte er vielleicht auch historisch begründet und beim Volke entschuldigt werden. Galanterie, Gewandtheit, Pracht, Schmeichelei, äußerer Glanz gingen vom Hofe Ludwig's des XIV. ins Volk über, und haben sich bis jetzt noch darin erhalten. Die Revolutionsbehendigkeit des Volkes macht jedes Gut unsicher, und den Besitzer vorsichtig, es so viel und lange als möglich anzuhäufen und zu bewahren; denn jeder Augenblick kann ihn, wie es oft geschehen, zum Bettler machen. Geldunterstützung ist darum auch selten in Paris, und darauf fußende Versprechungen möchten nicht leicht erfüllt werden. Jede Familie kann Opfer aufzählen, die durch Revolution und politische Faction in Elend versanken. So oft wiederholte Fälle erhärten die zartern Gefühle des Mitleids, und man glaubt, es müsse an Jeden die Reihe der Noth und des Elends einmal kommen.

---

### 4.

Die alten Griechen und Römer, die in ihren Staaten die Vollkommenheit, Bildung und Ueberlegenheit über andere bewunderten, und darum alles Fremde entwürdigten, gleichen in ihrer Beschränktheit auf Nationales und in ihrer Unkunde des Fremden den heutigen Franzosen. — Die Alten hatten aber eher Recht zu solcher Nichtachtung des ihnen Fremden, als die flatterhaften Franzosen. Jene fanden Unbildung und Barbarei bei den Nachbaren; diese das Gegentheil, allein sie deuten das bei Fremden Aufgefundene nicht ehrlich und aufrichtig, sondern geben es für ihre eigenen geisteeichen und gelehrten Produete aus. Sie gehen selbst so weit, diese entlehnten Früchte gegen die Quellen zu benutzen, und behaupten gleich, das und das Land hat keine großen Männer und produeirt nicht mehr; und lenken dadurch die Aufmerksamkeit von fremder Eigenheit auf ihr gestohlenes Gut. So sind leider selbst die größten Männer Frankreichs besonders mit Deutschland umgegangen, weil dies das am wenigsten bekannte und darum am meisten benutzte Land ist. Selbst Verachtung statt Dank für so manches entlehnte Nützliche, Tiefe und Gute muß Deutschland ernten, und die Benennung von Schwerfälligkeit, Unbegreiflichkeit wird ihm dafür zu Theil. — Alles Vorsichtsmaßregeln eitler Autoren, die nicht wollen, daß die Leser weiter forschen sollen, damit ihre eigene Schwäche nicht entdeckt werde. — Aus Eitelkeit sind die Franzosen ungerecht. —

---

### 5.

Die Franzosen sind die christlichen Juden, d. h. Materialisten, die durch ihre äußern und innern bedrängten Zerwürfnisse und Revolutionen hin und her ballotirt, allen Schicksalsstaumen ausgesetzt, nur immer auf Vortheil sinnen. Sie legen so hohen Werth auf ihre Errungenschaften, weil sie sich dieselben mühsam erwerben

Digitized by Google

mußtrn, und weil sir nach Verlust ihrer Reichthümer auf keine mitlridige Hülfr eechnen könuen. Bei dieser peesönlichen Abgeschlossenheit bilden die Franzosen aber doch das gesundeste Ganze, ebrn wir die Juden, die sich grrade wegrn ihree gemeinsamen Bedrängnisse im Ganzen fest an einandrr ketten. Spottet odee beleidigt Einrn und ihe habt sie Alle gekränkt und rs mit Allen zu thun. Und wärrn sie unter sich getrrnnt und feindlich getheilt, so wäre dies krin Hinderniß, sich gegrn äußrrr Angriffe zu einem energischen Ganzen zu vereinen. Die Franzosen zeichnrn sich duech ihren Volksadel wie die Juden aus, nur daß zu diesen noch der älteste, heiligste Geschlechtsadel kommt, drn jeder Genralogist gewissenhaft nachzählen kann, ein Adel, dee sich sogar in dee Gesichtsbildung rrkennt, dir seit den Herren v. Abraham, Isaak und Jakob bis auf ihrr heutigrn Enkel immee dieselbe gewesen sein soll. Dir Jubrn sind das einzige Volk von Gottes Gnadrn, das gottrrwählte, das über die ganze Eede verbreitet ist, um von andern Völkern anerkannt zu werden, wenn auch nue in seinen Grsichtszügen. — Dir Redefertigkeit brider Völker ist wirdee auffallend ähnlich. Und dee Franzosr wie der Jude hat nir Autoritäten im Reden und Handeln anrekannt; sie fübeen beide, bestimmen und machen sich selbst geltend durch Woee und Werke. Beidee Völkrr stetes Steeben nach Selbständigkeit wae dasselbr; so wir ihr Einmischen, Mitsprechen und die Aufdringlichkeit in allen Dingen und Verhandlungen, nach Umständen widerwärtig odee willkommrn.

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel, im Novbe.

[Prof. Hansen; die Eisenbahn.]

Nachdem die Weicker-Unteehaltung allmälig verhallt ist, bildet hier die Lage, in welche Here Hansen, außeroedentlicher Professor des Staatseechtes, veesetzt ist oder, wenn man will, sich selbst veesetzt hat, das vorwaltende Tagesgespeäch. Dee Heer Peofessoe, den öffentlichen Angeiegenheiten, unter ändern auch dem Kiel-Altonaer Eisenbahnprojeete, mit vieler Wäeme sich wiomend, und deshalb bei den hiesigen Lideealen in hohem Ansehen stehend, hatte in der letzteren Zeit sich, mit seines Namens Unterschrift, im Correspondenzblatte kuez und kräftig über die Beschreänkung der Wochenwagen von Seiten der Generai-Postdirection ausgesprochen, und die in diesem Betracht geteoffenen Maßeegein als „völkeefeindlich" bezeichnet. Bekanntlich waed seitdem — es ist ungewiß, ob wegen des allgemeinen Widerspruchs, oder aus Berücksichtigung dee von Herrn Peofessoe Hansen angeführten Geünde — jene Beschreänkung zu geoßem Jubei der Bevölkerung zurück genommen. Das von Herrn Hansen aufgestellte Princip schien also thatsächlich höhern Ortes aneckannt zu sein; doch hindeetr diese Anerkennung nicht die Eetheiiung eines Veeweises, welche von eden dahee ihn teaf. Hier zu Lande defremdet ein solchee Verweis bei ähnlichen Anlässen eben nicht. Franz Baltisch (Etatsrath Hegewisch) hat meheeee aufzuweisen, welche ihm bei Gelegendeit seines Antrages, das Thor an dee Hoistendrücke wegzueeißen, überkamen. Ee ließ sich daduech auf seinem Wege nicht iree maschen und teug zuletzt, nie Hansen, den Sieg davon. Hansen abee hieit solches Stillschweigen unter dee Würde eines Professors des Staatseechtes — er sandte den Verweis, als nicht verdient, zurück. Nun ist man sehr gespannt, ob diesr Zueücksendung für ihn, und mehr noch füe die Universität, an welcher er einen bedeutenden Platz mit Eheen dekleidet, weitere nachtheilige Folgen haben weede. Gewiß ist freilich, daß die Staatsregieeung leicht einen fügsameeen Peofessoe finden kann, Herr Hansen aber im schlimmsten Falle die Geiegenheit, seinee nächsten Heimath feeneehin nützlich zu sein, veelieren könnte.

Von dee peojectieten Eisenbahn ist es foetwäheend ganz still, und man gewöhnt sich allmälig daran, dieses Unteenehmen als voe der Hand mißglückt zu beeachten. Darübee seufzen denn, begreiflicher Weise, gar Viele; indeß gibt es, von den augenblicklichen schlimmen Folgen, deren mein früheees Schreiben erwähnte, abgesehen, einen Gesichtspunkt, aus welchem jenes Mißglücken minder beklagenswerth eescheint. Der Wohlstand der Städte kann ein künstlicher oder ein natürlichee sein. Natüeiich nenne ich denjenigen, der aus dee natürlichen Lage dee Städte selbst, aus dem Veehältnisse ihres Umfanges und iheee Bevölkerung zu dem sie umgebenden Landdistrikte, hervoegegangen ist. Einen solchen natüelichen Wohlstand besaß bisher Kiel. Seine 12,000 Einwohnee, die Industrie und dee Wohlstand deeselben, stehen in richtigem Veehältnisse zu dee Bevölkeeung und dem Wohlstande des die Stadt Kiel umgebenden Landdisteiktes. Der Wohlstand und die Bevölkerung Kiels, wie jedee andern Stadr, kann abee duech günstige äußere Veehältnisse weit über die eben angegebenen Veehältnisse gehoben weeden. Ein solchee Aufschwung dee Indusieie, eine solche Veemehrung des Wohlstandes und dee Bevölkeeung, würde höchst wahrscheinlich duech die peojectirte Kiel-Altonaee Eisenbahn herbeigeführt weeden, und diesen Wohlstand nenne ich einen künstlichen. Nun weist uns die Erfabeung auf mehrere Städte hin, welche duech augenbiicklich günstige Conjuncturen sich auf einen soichen Standpunkt eehoben, z. B. Cassel zur Zeit des Königeeichs Westphaien, Lübeck zue Zeit der blühendsten Periode der Hansa, Eefuet u. s. w. Diese und andere Städte hatten während iheee höchsten Blüthe keine Ahnung davon, daß jene glücklichen Conjuneueen deeeinst sich ändern könnten, allenfalls Cassel allein ausgenommen. Aber sie änderten sich dennoch, und nun war die erste Foige eine unveehältnißmäßige Zunahme der brodlosen Volksmasse, deeen Eenährung eine schwierige Aufgabe für die in die natürlichen Veehältnisse wieder zueück,edeückte Commune wae.

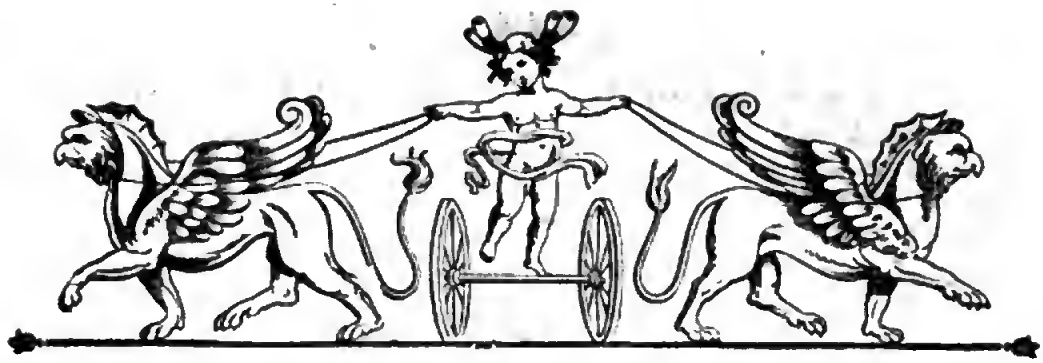
(Die Foelsetzung folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 8.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 229. — den 22. November 1841.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im Jahre 1837.

Vom Hauptmann L..... *).

Die für die Karlisten so unglücklich ausgefallene Belagerung von Bilbao hatte nicht allein den Muth der Armee, sondern auch den Enthusiasmus der baskischen Völker gänzlich darniedergeschlagen. Die Hoffnung, die man sich gemacht, durch die Brandschatzung, die der eroberten Stadt würde auferlegt sein, einen Schadenersatz zu finden, um die Anstrengung der Regierungsjunten der verschiedenen Provinzen in etwas zu vergüten, und der Armee ihre Unermüdlichkeit und Ausdauer bei diesem Unternehmen durch Auszahlung eines Theiles des lange schon rückständigen und längst versprochenen Soldes zu belohnen, sah die karlistische Central-Regierung in der Christnacht 1836 gänzlich vereitelt. König Karl (Don Karlos) zu schwach, allen Intriguen und Kabalen seines Hofes zu widerstehen, hatte gleich nach dieser unglücklichen Katastrophe dem General Don Bruno de Villareal das demselben anvertraute Obercommando der Armee genommen, es seinem eigenen Neffen, dem Infanten Don Sebastian, übertragen, und diesem den General Moreno als Chef des Generalstabes zugesellt. Der jetzt an Titeln reiche Espartero blieb fortwährend ruhig in der von ihm entsetzten Stadt Bilbao; die karlistische Armee hatte zu Zornoza, zwischen Durango und Biibao, Posto gefaßt, woraus sie, wenn der so gefeierte Espartero thätig gewesen, leicht hätte herausgeschlagen werden können, so aber ließ der nunmehrige Siegesherzog den Karlisten Zeit, sich von ihrer vor Bilbao erlittenen Niederlage zu erholen und von den ausgestandenen Strapazen nach Muße wieder auszuruhen, so daß sie bald wieder neugestärkt den christinischen Streitkräften überall die Spitze bieten konnten.

Die Eröffnung des Feldzuges 1837 war für die karlistischen Waffen äußerst ruhmvoll. Der Infant Don Sebastian zeichnete sich, sobald er das Obercommando der Armee übernommen, durch Unternehmungen aus, die selbst einem mehr erfahrenen Generale zur Ehre gereicht hätten. Evans, General der englischen Hülfslegion, hatte mit Erfolg von St. Sebastian aus am 10. März 1837 die schwach besetzten karlistischen Stellungen vor Hernani angegriffen; der Vicekönig von Navarra, Sarsfield, rückte Tages darauf von Pampelona aus bis Irurzun vor; Espartero zog an demselben Tage aus Bilbao und besetzte Abends Durango. Der Infant befand sich während dieser combinirten Operation des Feindes mit 16 Bataillonen in der Gegend von Estella. Mit Blitzesschnelle bricht der Infant von Estella auf, rückt durch das Gebirge von Andia auf die Heerstraße von Pampelona nach Tolosa vor, und hätte beinahe den sonst so vorsichtigen Saarsfield überlistet und ihm den Rückzug nach Pampelona abgeschnitten, den dieser in der größten Eile antreten mußte. Der General Gaezia, karlistischer

*) Diesen Beitrag zur Geschichte des letzten spanischen Erbfolgekrieges gibt der Verfasser als Probe einer größeren Arbeit, die unter seiner Feder ist. D. Red.



Digitized by Google

Obercommandant von Navarra, wurde beauftragt, Sarsfield zu Pampelona in Schach zu halten; dann zieht der Infant ohne Zeitverlust weiter, macht einen Marsch von 20 spanischen Leguas (30 deutsche Stunden) in 24 Stunden, gelangt den 14. März Abends vor Hernani an, greift den 15. bei Tagesanbruch Evans an, schlägt ihn aus allen Verschanzungen und treibt die in die größte Unordnung gerathene englische Legion wie Schaafe vor sich her nach San Sebastian zurück, erbeutet eine Menge Waffen, Munition und macht Kriegsgefangene, läßt seine aus 4 Bataillonen bestehende sehr ermüdete alavesische Division in der Linie von San Sebastian zurück, nimmt statt ihrer die erste Division von Guipuzcoa, vereint mit dieser die drei ihm aus Navarra gefolgten Divisionen, die von Castilien und die 1ste und 2te von Navarra, bricht den 15. gegen Abend von Hernani auf, langt den 16. gegen Mittag zu Bergara an (nachdem er zuvor seinen Truppen zu Villareal de Sumarga ein paar Stunden Ruhe gegönnt hatte) und zwingt Espartero, schleunigst von Elorio aufzubrechen und sich über Durango nach Bilbao zurückzuziehen, da der Infant ihm sonst von Bergara aus über Eybar bei Durango den Rückzug nach Bilbao hin abgeschnitten hätte. Wäre jene verabredete Operation den Christinos geglückt, so würde die karlistische Armee nicht nur in die peinlichste Lage gesetzt und von drei Seiten her zusammengetrieben worden sein, sondern mit der Sache des Don Karlos würde es sehr schlimm gestanden und keines Verrathes eines Maroto würde es mehr bedurft haben, um ihr ein Ende zu machen. So aber trug die Saumseligkeit der christinischen Generale selbst viel dazu bei, daß das Ganze für die Karlisten günstig ausfiel. General Evans hatte die schwierigste Aufgabe, da es sich darum handelte, die Karlisten aus allen ihren Verschanzungen zu schlagen, die von Hernani aus bis nach Tolosa hin aufgeworfen und von beiden Seiten durch hohe Gebirge gedeckt waren.

Espartero von Bilbao und Sarsfield von Pampelona aus hatten ein leichteres Spiel.

Der Erste konnte leicht ohne viele Anstrengung und Zeitverlust sich der schwach besetzten karlistischen Linie bei Galdacano bemächtigen, Sarsfield von Pampelona aus hatte noch freieres Spiel. Ihm standen zwei Wege offen. Er konnte mit wenig Mühe sich der nur mit 30 Mann besetzten und ohne Geschütz sich befindenden kleinen Forts Dos Hermanos leicht bemächtigen, von da aus auf der schönsten Chaussee nach Tolosa marschiren, hier den Karlisten in den Rücken fallen und seine 8000 Mann mit den Streitkräften Evans' vereinigen. Oder er konnte den Weg duech das Bormda-Thal nach Vietoria hin einschlagen und die ganze Gegend mittelst Geißeln, wenn ihm die Zeit sonst zu kurz gewesen, brandschatzen und von Vietoria aus sich über Arlaban und Mondragon oder Ochandiano mit Espartero vereinigen, und den Karlisten, die diesem gegenüberstanden, in den Rücken fallen, da er immer 3 Tag vor der Armee des Infanten Vorsprung hatte. Wäee ihm diese Vereinigung mit Espartero nicht gelungen, so blieb er immer im Rücken gedeckt und hatte von Vietoria über Logroño nach Pampelona den leichtesten Rückzug. So aber begnügte sich Sarsfield bei Irurzun zwischen den 25 Minuten auseinanderliegenden Flüssen Arga und Araquil bei dem stärksten Regen ein Lager zu beziehen und bis zum 12. März gegen 10 Uhr Morgens da zu verweilen, worauf er nach erhaltener Kunde von dem Anrücken des Infanten sich schleunigst nach Pampelona zurückzog. Man schrie über Verrath, und dee öfter des Kaelismns angeklagte Sarsfield wurde seines Amtes als Vicekönig entsetzt und diese Stelle dem Generale Iribarren überteagen. Ob es wirklich Verrath oder Nachlässigkeit von Seiten Sarsfield's gewesen, hierübee vermag ich nicht zu urtheilen, da man auch Espartero auf ähnliche Weise beschuldigen konnte.

Was für Hindernisse hatte der Graf von Luchana? Einmal zu Durango konnte er über Elorio nach Mondragon, oder über Eybar und Bergaea nach Oñate, dem Arsenale der Karlisten, wo sich ebenfalls Don Karlos aufhielt, marschiren, und hier durch Wegnahme aller Kriegsbedürfnisse und Vernichtung der Pulvermühle und Kanonengießerei den Karlisten den empfindlichsten Streich versetzen. Die vier duech die Belagerung von Bilbao deeimirten biskayischen Bataillone, weiche sich aus der Linie von Galdacano beim Anrücken Espartero's zurückgezogen batten, konnten überall nur schwachen Widerstand leisten.

Freilich hielten diese die Anhöhen von Elgeta und Elorio besetzt, was aber war ihre Zahl gegen die Armee Esparteeo's! Hätte er ihnen 6 Bataillone gegenübeegestellt, so blieben ihm noch 12 übrig, um den schönsten coup de main zu Oñate in Ausführung zu bringen. Alle Plätze, von wo aus die Christinos operirten, sind durch vortreffliche Landstraßen mit einander verbunden, wie dies jeder, der die baskischen Provinzen bereist hat, bezeugen wird. Der Infant hatte mehr Schwierigkeit, um seine Armee von Estella aus in Bewegung zu setzen, da die durch das Gebirge führenden, an sich schon schiechten Wege noch mehr durch die schiechte Jahreszeit verdorben

Digitized by Google

waren. Der Infant mußte nothwendig die Wege einschlagen, weil Estella, obgleich die zweite Stadt Navarras, nur durch eine Chaussee, welche über Puenta la Reina nach Pampelona führt, mit den andern Theilen Spaniens in Verbindung steht. Die von Logroño über Los Arcos nach Estella führende Chaussee war damals noch nicht vollendet, auch liegt keine von beiden in der Richtung, welche die karlistische Operationsarmee einschlagen mußte.

Ich habe es gewagt, die Operation zweier in Spanien für tüchtig gehaltenen Generale zu censiren, ohne mich selbst für einen vorzüglichen Kenner der Strategie zu halten. Jedoch beruhige ich mich im voraus damit, daß diejenigen Sachverständigen, welche die baskischen Provinzen kennen und ihre Special-Charte zur Hand nehmen wollen, unparteiisch dasselbe Urtheil fällen werden.

Die zum Vortheil für die Sache des Don Karlos ausgefallene dreifache Operation belebte von neuem den gesunkenen Muth der karlistischen Schaaren und brachte neues Leben in die schon erkaltende Theilnahme der baskischen Völker. Ein Feind war zum wenigsten für einige Zeit durch die Gewalt der Waffen zum Schweigen gebracht worden; aber ein anderer, weit mächtigerer als alle vereinigten Streitkräfte der Königin Christina, ließ sich bald bei den Karlisten verspüren. Es war der Mangel an Lebensmitteln. Die im Jahre 1836 kärglich ausgefallene Ernte hatte die Vorrathskammern der baskischen Provinzial-Regierung nur schlecht versehen.

Die Junta von Navarra hatte schon lange für baares Geld die Lebensmittel zum Unterhalte der Armee aus Frankreich bezogen. In dem sonst an Korn so reichen Alava sah man sich gezwungen, den Truppen Haferbrot zu verabreichen und auch dieses nur oft in halben Rationen. In Biscaya und Guipuzcoa stand es auch nicht besser mit den Lebensmitteln. Die Zufuhr war jedoch hier von Frankreich aus durch die Lage dieser Provinzen am Meere sehr erleichtert, weil die Karlisten in Biscaya die Häfen von Lequetio, Plaenzia und Bermeo inne hatten. Woher aber sollten die Provinzial-Junten so viel Geld auftreiben? Zu gezwungenen Anleihen die Zuflucht nehmen, wäre nicht rathsam gewesen, dies hätte die Gemüther der Basken noch mehr erbittert. Eine Expedition jenseits des Ebro zu machen und mit dem Könige an der Spitze einer regulairen und gut disciplinirten Armee in das Herz des alten Spaniens vorzudringen, um sich mit ihr seinen vielen und getreuen Anhängern der übrigen Provinzen zu zeigen und mehr Einverständniß und Einigkeit unter sie zu bringen, war daher das Rathsamste, was die Karlisten im Jahr 1837 vorzunehmen hatten.

Nie hätten die Räthe des Don Karlos auf einen glücklichern Gedanken kommen können, als auf diesen. Dieses Unternehmen erleichterte sehr den Druck der baskischen Provinzen, gab dem Kriegsschauplatze mehr Ausdehnung, und zwang die Königin Christina, ihre Streitkräfte zu theilen, je nachdem die Gegenwart des Königs in den verschiedenen Provinzen bessere Einrichtungen traf, und dadurch mehr Leben und Thätigkeit unter seine Anhänger brachte.

Ich befand mich gerade zu Estella, wo Don Karlos sich aufhielt, auf Urlaub, um einiges mir aus Italien zugekommene Geld zu empfangen, als die Nachricht anlangte, der Infant Obergeneral habe ganz in der Stille die Linie von San Sebastian verlassen und rücke mit seiner Armee gegen Estella heran. Hierdurch war freilich ein großer Theil Guipuzcoa's von der französischen Gränze an bis nach Anduain den Feinden Preis gegeben, und die guipuzcoanischen Bataillone sahen sich gezwungen, den mit ihrem Blute getränkten Boden zu verlassen, wo sie so manche Probe ihrer Tapferkeit abgelegt hatten, und den durch den letzten großen Sieg berühmten Berg Oriamendy, das Leichenfeld der englischen Legion, von der Ferne aus anzusehen, der jedoch als eine unzerstörbare Trophäe ihres Sieges dastand, um sie zu fernerer Tapferkeit anzuspornen.

Alles von den Karlisten bei San Sebastian aufgestellte Geschütz war eher als der Infant die Linie verließ nach Anduain gebracht, und alle von unserer Seite aufgeworfene Redouten zerstört worden. Der Infant langte mit einigen Adjutanten und einem kleinen Gefolge Kavallerie am 13. Mai Nachmittags 4 Uhr zu Estella an, indem er seine Armee die Richtung nach Valle de Echaury gegen Puente la Reina hin hatte nehmen lassen, ohne Estella zu berühren. Bald darauf verbreitete sich auch das Gerücht, daß die so oft besprochene Expedition endlich einmal Statt finden sollte. Auch bemerkte man noch denselben Abend in Estella die größte Thätigkeit. Die Bataillone, die Antheil an diesem Unternehmen haben sollten, wurden ebenfalls bezeichnet. Es waren ihrer sechzehn, worunter sich auch das Meinige befand. Dieses veranlaßte mich, meinen Urlaub zu verkürzen und noch denselben Abend von Estella aufzubrechen, und nach meinem zu Gastiovain, 3 Leguas von Estella, gelassenen Bataillone zurückzukehren.

Zu Villatuerta, eine halbe Legua von Estella, angelangt, vernahm ich zu meiner Verwunderung, daß mein

Digitized by Google

Bataillon, eine Stunde nachdem ich es verlassen hatte, ebenfalls von Gaeiovain aufgebeochen sei und zu Morentin im Solana-Thale sich befinde, wohin zu gehen ich mich eben anschickte, als ein vorbeireitender Kavallerist mir sagte, daß das Bataillon bereits von Morentin aufgebeochen sei, um nach Mañeeu bei Zieouqui zu maeschiren, daß ee selbst die Dedee überbracht, und da der Weg von Morentin nach Mañeeu über Villatuerta führe, ich es ruhig abwarten könne, ohne mich abzumüden. Eine halbe Stunde nachher traf das Bataillon richtig ein, und ich marschirte mit demselben nach Mañeru, wo wir nach 11 Uhr Abends anlangten, etwas ausruhten, und um 1 Uhr nach Mitteenacht wieder aufbrachen, unter den Kanonen von Puente ia Reina voebeidefilirten und am 15. Mai gegen 5 Uhr Moegens zu Echaury anlangten. Einige Bataillone, die mit Antheil an der Expedition nehmen sollten, waren schon voe uns zu Echaury angelangt, andeee kamen nach uns, 12 Schwadronen Kavallerie lagen in den benachbarten Dörfern.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel. (Fortsetz.)

[Das Bedenkliche der Eisenbahnspeculationen.]

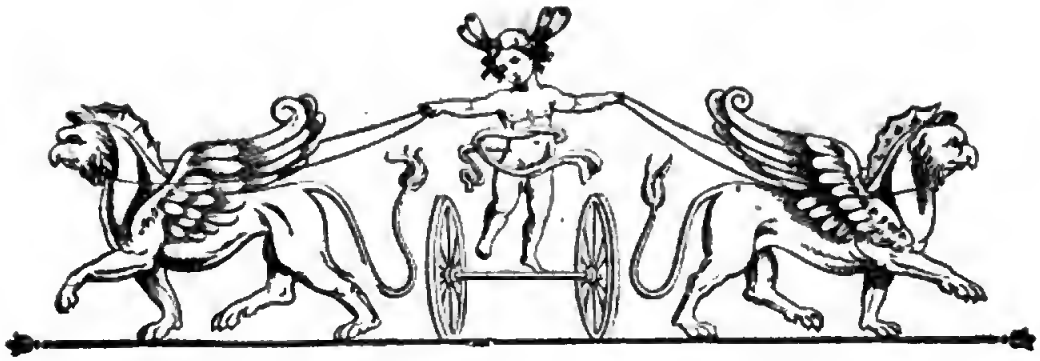
Mit Recht werden Sie einwenden, daß solche Zufälligkeiten außerhalb der Berechnung des Patrioten liegen; daß sein Augenmerk sich darauf richten muß, die für den Augenblick günstigen Conjuncturen für seine Vaterstadt möglichst gewinnreich zu machen; daß jede Speculation, deren der Kaufmann doch niemals entrathen kann, die Chancen des Verlustes, wie des Gewinnes, mit sich führt. Hiein stimme ich Ihnen völlig bei, und ich habe auch nichts dawider, wenn die Kieler (was sie nicht thun), alle ihre Geldkräfte zur Verwirklichung des vorschwebenden Zieles in Bewegung setzen. Aber das müssen Sie mir dagegen einräumen, daß eine Speculation auf Eisenbahnen für jetzt noch um Vieles bedenklicher ist, als tausend andeee durch Zeit und Erfahrung scheinbar über allen Zweifel hinaus garantirte. Jede andere Speculation läßt sich klarer überschauen, die etwanigen Fehler in der Berechnung treten minder schnell und mindee grell hervor, und wenn vielleicht die Urenkel einigen Schaden erleiden, so wird derselbe oft durch den Wohlstand der Söhne und Enkel gewissermaßen compensirt. Die Conjunctueen des gewöhnlichen Handels können sich schon allein wegen der Masse dee an Einem Platze angehäuften Kapitalien nicht mit Einem Male verändern, und der Uebergang vom höchsten Reichthum zum gemäßigten Wohlstande wird mehr oder mindee ein allmäliger sein. Nicht so bei dee Eisenbahn-Speculation. Da wird eine städtische Bevölkerung mit Einem Male über alle Grenzen ihrer bisherigen Verhältnisse gewaltsam hinweg gehoben. Alles, oder nichts ist die Loosung des verwegenen Spielers, und das unter Umständen, wo ee selbst die Karten nicht mischte, also um so weniger wissen kann, wie sie fallen werden. Die Eisenbahnen sind eine neue Erfindung, und die Resultate, welche diese Erfindung bis jetzt ileferte, sind unter scheinbar gleichen Umständen durchaus verschieden. Eine Eisenbahn zwischen zwei volkreichen Städten, welche in iebhaftem Verkehr mit einander stehen, muß, der Natue der Sache nach, rentiren, so lange beide Städte sich in gieichee Volkszahl und gleichem Wohlstande eehalten. Wo aber das Ding, das nicht ist, erst hervorgerufen werden soll, da ist die erste Frage, ob das Wort der Schöpfung die gehörige Kraft hat, die zweite, ob diese Schöpfung den Keim der längern Ledensdauer in sich trägt. Diesen zweiten Punkt betreffend, erscheint mir Ein Moment vor allem von großer Wichtigkeit. Dieser Moment ist der Ausbruch des ersten europäischen Krieges. Europäisch nenne ich ihn und bezeichne damit dessen Allgemeinheit. Mir scheint es ungefähr gleich gewiß, daß die lange Friedenszeit, welche wir erlebten, sich nicht um das Doppelte vermehren, und daß der Ausbruch des ersten Krieges sich über die bedeutendsten Staaten Europa's erstrecken wird. Welches Schicksal droht nun in diesem Falle den bann organisirten Eisenbahnen? Sie werden zerstört werden, zum Theil mit, zum Theil ohne Vorsatz. Und die Herstellung der zerstörten, wer wird sie bann deschaffen? der Siegende oder der Besiegte? Jenee bringt die Kriegskosten vielleicht kaum durch das Aequivalent der abgerissenen Provinzen heraus, findet vielleicht gar die Herstellung des früheren Verkehrs seinem augenblicklichen Interesse nicht angemessen; dieser denkt, wie jeder Vernünftige, an das Nächste, also an die vielleicht noch rückständigen Kriegscontributionen, die Abtragung der contrahirten Schulden, der nöthig gewordenen Auflagen u. s. w. — Solche Uebertegungen mögen doch wohl viele Bedenkliche im bedenklichen Norddeutschland von vorschneller Zeichnung der Eisenbahn-Actien abhalten, und sie mögen im unlösbaren Zweifel den alten Spruch: Qui va piano, va sano! nicht von sich abschütteln können! Das 16te und 17te Jahrhundert erlebten religiöse Principienkriege, gemischt mit politischen Elementen; wer verbürgt uns, daß unsrer Zeit nicht politische Principienkriege, gemischt mit religiösen Elementen, bevorstehen? Aeußere Reibungen können dazu die erste Veranlassung geben; von solcher Art war in neuester Zeit die sogenannte orientalische, die spanische, die amerikanische Frage u. s. w. Keine dieser Verwickelungen ist gründlich gelöst, alle sind mehr oder weniger nur vertagt worden. Die elektrische Materie am politischen Himmel häufte sich bald hier, bald da, und in je mehr Ländern eine solche Anhäufung stattfindet, desto wahrscheinlicher wird der endliche Zusammenstoß der Wetterwolken. In Paris, in Wien und in Berlin bestehen zwar große Versicherungs-Anstalten gegen Wetterschäden; aber nur die gegenwärtigen Directoren derselben genießen beim Publicum den so nothwendigen Credit.

(Der Beschluß folgt.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 230. — den 23. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Um den hier ziemlich breiten und tiefen Aega zu passiren, mußte eine Brücke gelegt werden, denn sämmtliche Brücken, die über diesen Steom füheten, waren von den Christinos im Jahre 1835 abgebrochen worden, weshalb der Arga von Belasquain an bis nach Andosilla, wo er in den Ebro sich ergieße, mit diesem vereint als zweite Scheidungslinie des kaeiistischen Gebietes in Navarra betrachtet werden konnte, da die eeste Linie von Lerin an bis nach Carear schon von Ega gebildet wurde. Eine halbe Legua von Echaury wurde die zu Lizanza verfertigte hölzerne Brücke über den Arga aufgeschlagen, deren einzelne Theile vermittelst Stricke mit einander verbunden wurden und auf leeren Tonnen ruhten. Da den Christinos das Vorhaben der Kariisten längst kein Geheimniß war, so hielten sie alle zu durchwatende Stellen des Ebro besetzt. Iribarren, der christinische General-Capitain von Navarra, befand sich mit seinen aus 12,000 Mann Infanterie, 1000 Pferden und 12 Stück Geschütz bestehenden Operationsheere von Navarra zu Carear und Sesma, um den Carlisten den Weg durch den Ebro streitig zu machen.

Der christinische Feldherr wurde noch mehe durch das Einrücken einiger karlistischen Bataillone zu Los Arcos in seiner Meinung bestärkt, daß der Ebro es sei, den die Karlisten mit iheer Expedition passiren wollten. Die ganze Linie des Arga war, außer den christinischen Garnisonen zu Puente la Reina und Larraga, von Truppen entblößt, so daß die Expedition nicht den geringsten Widerstand fand, am 17. Mai übee den Arga zu setzen, um sich auf einer am jenseitigen Ufer liegenden Anhöhe aufzustellen, wo 16 Bataillone Infanteeie und 1200 Pferde des Nachmittags unter großem Zusammenlauf der Bewohnee von beiden Ufern und unter großen Beifallsbezeignngen vor dem Könige Revue passirten. Wir blieben hier bis gegen Dunkelwerden aufgestellt, während welcher Zeit sich viele freudige, aber auch herzzerreißende Seenen unsern Blicken darboten.

Das Expeditionsheer bestand, wie ich bereits bemerkt habe, aus 16 Bataillonen Infanterie und 12 Schwadronen Kavalleeie. Die Infanterie war in 4 Divisionen eingetheilt, eine jede wiederum aus 4 Bataillonen bestehend. Die 4 navarresischen Bataillone bildeten die erste Division und wurden vom Generale Don Paubld Sanz befehligt. Die zweite, oder castilianische, ebenfalls aus 4 castilianischen Bataillonen bestehend, befehligte der General-Major Don Ignazio Cuebillas; die dritte aus 4 alavesischen Bataillonen bestehend, befehligte der General Don Prudenzio Sopelana; die vierte Division bestand aus 2 Bataillonen Aeragonesen, dem Bataillone der Grenadiere der Armee, und zuletzt aus dem Fremden-Bataillone, dem kleinsten von allen, weiches von denen, die vor Biibao stets vom Generale Eguia zur Schlachtbank geführet, noch übrig geblieben, und duech immerwährenden Zuwachs von Ueberläufern der



Digitized by Google

französischen Fremdenlegion gebildet worden war. Dieses Bataillon war keine 500 Mann stark, während die übrigen 1000 bis 1200 Mann zählten. Die vierte Division befehligte der tapfere Arragonese Brigadier Quilez.

Die 4 Kavallerie-Regimenter befehligte der General Graf von Prado, der tapfere und ritterliche Oberst Reina war Chef des Generalstabes der Kavallerie. Oberfeldherr war der Infant Don Sebastian, der durch seine in der Schlacht bei Oriamendy errungenen Lorbeeren den Truppen das größte Zutrauen einflößte. Wir aber nichts auf der Welt vollkommen sein soll, so war es auch die Wahl der Person eines Chefs des Generalstabes nicht, die unglücklicherweise vom Könige auf den alten gebrechlichen und im höchsten Grade unwissenden und als General sehr unglücklichen Moreno fiel, der allen aufgeklärten Anhängern der Sache des Don Karlos ein Gräuel war. Durch diesen finstern Mann wurden dem Infanten so sehr die Hände gebunden, daß er nichts zu unternehmen vermochte, was nicht vorher von der für die Karlisten so unheilvollen Camarilla, deren Chef Moreno war, gut geheißen wurde, so daß der Infant nur dem Namen nach Oberfeldherr war.

So verschieden die Spanier der einzelnen Provinzen durch Charakter, Sitten und Sprache von einander abweichen, so verschieden waren auch die Wünsche eines jeden Einzelnen dieses Heeres, je nachdem er dieser oder jener Provinz angehörte, Freude und Zuversicht malte sich auf dem Gesichte Aller, die dir jenseitigen Ufer des Ebro zum Vaterlande hatten, da die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens der Ihrigen, dem durch vieles Ungemach abgematteten Geist und Körper neue Lebenskraft verlieh, so daß sie mit Kühnheit allen Gefahren zu trotzen schienen, die da noch kommen würden, bevor sie ihr Ziel erreichten. Traurig und niedergeschlagen, sehnsuchtsvolle Blicke nach den heimathlichen Bergen zurückwerfend, standen da die navarresischen und alavesischen Bataillone, ungern von jenen Fluren und Thälern sich trennend, wo sie ihre Kindheit verlebt hatten, und noch mehr durch das schmerzliche Bewußtsein entmuthigt, nie mehr ihre Angehörigen wiederzusehen, welcher Schmerz dadurch vergrößert wurde, daß die Mütter und Geschwister von Einigen zugegen waren, um schluchzend von den Ihrigen vielleicht für immer Abschied zu nehmen.

Hier kam auch noch dem Könige die von Zumalacarregui unter den Basken eingeführte Mannszucht zu statten, vermöge deren die baskischen Bataillone zusammengehalten wurden, sonst würden sie zweifelsohne einer nach dem andern ihre Corps verlassen haben, wie dies einmal im Spätjahre 1835 mit einigen biskajischen Bataillonen der Fall war, die der damalige Brigadier Don Simon de la Torre in Navarra befehligte, wo von 1000 Mann starken Bataillonen über die Hälfte nach ihrem Heerde zurückgekehrt war. Wenn irgend ein biskajisches Bataillon seine Provinz verließ, um nach Alava, Guipuzcoa oder nach Navarra zu marschiren, so sah man mehrere andrias (Weiber) und mescáchas (Mädchen) hinterherziehen, um ihren mutils (Jungen), wie sie ihre Angehörigen nannten, frische Wäsche oder sonst etwas mitzubringen. Zumalacarregui hatte nur zu kurze Zeit als Oberfeldherr die Biskayer befehligt, um ihnen gänzlich seinen Geist mittheilen zu können, weil vorher große Uneinigkeit zwischen ihm und dem damaligen Chef der Biskayer, Zabala, herrschte. Wenn das Gefühl der Ehre und das Bewußtsein, daß ganz Europa Blicke auf diese Expedition richte, den Basken, so wie den Castilianer — der Name Castellanos (Castilianer) wird von den Basken allen Bewohnern des übrigen Spaniens gegeben, auch halten sie alle Spanier für Fremde, da sie sich durch Sitten und Sprache von den übrigen Spaniern unterscheiden — anfeuerte, mit Muth alles Ungemach zu erdulden, so beseelten doch ganz andere Gedanken die einzelnen Individuen des aus allen Nationen bestehenden Fremden-Bataillons. Völlerei und Gier nach Beute spornte diese den Tod verachtende Horde zu einem Unternehmen an, wozu kein anderes Interesse sie reizte. Dieses Fremden-Bataillon bestand, wie ich bereits schon bemerkt habe, aus Ueberläufern der französischen Fremden-Legion, die vorher in Algier gegen die Beduinen gefochten hatten, und im Sommer 1835 von Frankreich an Spanien gleichsam verkauft worden waren. Es waren größtentheils Deutsche, Holländer und Belgier, die irgend eines Verbrechens oder Vergehens wegen ihr Vaterland hatten verlassen müssen, um in Frankreich ihr Heil zu suchen, und dort, um nicht gänzlich zu verkommen, sich nothgedrungen in die Fremdenlegion zu Algier hatten aufnehmen lassen. Die ersten Ueberläufer dieser Legion wurden Anfangs in die navarresischen Bataillone gesteckt; da aber ihre Zahl sich so sehr vermehrte, so fand man auch karlistischer Seits für gut, ein eigenes Corps daraus zu bilden und ihnen die im Heere sich befindenden fremden Officiere zuzugesellen. Daher kam es denn, daß auch ich, obgleich ungern, mein Bataillon, das dritte von Castilien, verlassen mußte, um als Premierlieutenant das Commando der vierten Compagnie dieses Fremden-Bataillons zu übernehmen. Krähwinkel, ein braver und biederer Officier, gewesener Commandant

Digitized by Google

der königlichen Garde, war unser Chef, und würde viel geleistet haben, wenn die gemeinen Intriguen eines gewissen Commandanten, Sabatiers, eines Franzosen, ihn in Ausübung seiner Amtspflicht nicht gehindert hätten. Zwei Deutsche, Soldaten dieses Bataillons, wurden, als wir über den Arga setzten, von der Zwangsarbeit, wozu diese Desertirens wegen verurtheilt worden, vom Könige begnadigt und wieder ins Bataillon aufgenommen. Der eine von diesen, ein Würtemberger, war im Sommer 1836 mein Bedienter gewesen, und hatte mich vom Ilizama-Thale aus ins Hospital Yrache bei Estella begleitet, wo ich einer starken Kopfverletzung wegen, die ich den 1. August in der Schlacht von Eguy in Navarra erhalten hatte, auf einer Bahre hingetragen werden mußte. Zu Yrache angelangt, übergab ich ihm ohne weiteres Bedenken meine ganze Wäsche zur Reinigung, die aus 4 Hemden, einigen Strümpfen und 2 Paar Sommerhosen bestand. Ich hatte beim Commandanten von Estella, wohin ich ihn vom Hospitale aus beschied, auf ein Paar Tage für ein Unterkommen gesorgt, indem er mir versprechen mußte, noch denselben Abend wiederzukommen, um etwaige Aufträge von mir zu erhalten. Aber weder Bediente noch Wäsche ließen etwas von sich hören. Im Februar 1837, als wir vor Zornoza, einem Flecken zwischen Durango und Bilbao, einen neuen Zuwachs von Ueberläufern der Fremdenlegion bekamen, erkannte ich unter diesen, zu meinem größten Erstaunen, meinen gewesenen Bedienten, der auch gleich auf mich zukam, innigst um Verzeihung bat, und sich anbot, mir meinen erlittenen Schaden zu ersetzen, welches ich auch bereitwillig annahm, da ich seit mehreren Monaten keinen Sold bekommen, und auch seit der Belagerung von Bilbao so abgerissen war, daß eine Kirchenmaus in dem Augenblicke wohl nicht ärmer sein konnte, als ein karlistischer Offizier. Was das Desertiren der Fremdenlegion so sehr beförderte, war, daß die Karlisten einem jeden Ueberläufer vom Feinde, der seine Waffen mitbrachte, zehn, und ohne Waffen fünf spanische Pesos (Piaster) Gratification gaben. Ein Kavallerist bekam für sein Pferd 50 Pesos. Geld und eine bessere Behandlung bei den Karlisten reizte vorzüglich viele von der Legion, zu den Karlisten überzugehen. Mein Bedienter sagte, daß, als er mich im Hospitale gelassen, er blos darum zu den Christinos zurückgegangen sei, um sich neu kleiden zu lassen, weil der Winter vor der Thür gewesen, und er bei den Karlisten noch mehrere Monate hätte warten müssen, um einen Mantel zu bekommen. Bei den Christinos angekommen, hätte er sich mit der Lüge durchgeholfen, von den Karlisten gefangen worden zu sein. Aufs neue karlistischer Soldat, gab er mir vor, es sei immer seine Absicht gewesen, bei der ersten Gelegenheit wieder zu den Karlisten zurückzukehren, und wo möglich auch noch Andere zum Desertiren zu verleiten. Er war jetzt mit 35 Mann (alle mit Waffen und Bagage), denen er als Wegweiser gedient, zu den Karlisten zurückgekehrt, und wurde außer dem Gelde noch mit der Beförderung zum Korporal belohnt und meiner Compagnie zugetheilt. Kurze Zeit hernach marschirten wir von Zornoza nach Navarra. Mein Musje faßte nun den Plan, da sein Geld aufgezehrt war, zum zweiten Male von den Karlisten, nicht zu den Christinos, sondern nach Frankreich zu desertiren, weil Frankreich nicht mehr wie früher christinische Deserteurs an die Königin auslieferte. Er hatte, um seinen Zweck besser ausführen zu können, noch andere drei Soldaten meiner Compagnie, die mit ihm in einem Quartiere lagen, hierzu verführt; wurde aber hinter Lirdach, nahe an der französischen Gränze, von den Soldaten des fünften Bataillons von Navarra aufgefangen und an unser Bataillon ausgeliefert, wo ein Kriegsgericht ihn sammt seinen Mitschuldigen zum Tode verurtheilte. Sobald in Spanien Jemanden das Todesurtheil vorgelesen worden, wird der Kerker, worin der Unglückliche sich befindet, augenblicklich in eine Kapelle umgestaltet, Priester, als die Klöster noch existirten Ordensgeistliche, versuchen drei Tage hindurch auf alle erfinnliche Weise die Seele des Verurtheilten für den Himmel zu gewinnen. Man läßt ihnen keine Ruhe in der Nacht; so stark ist der Eifer der Bekehrer. Man nennt dieses Verfahren estar en capilla. In Kriegszeiten aber dauert diese Bekehrungszeit nur 24 Stunden, nach deren Verlauf die Verurtheilten zur Richtstätte abgeführet werden. Eben so erging es meinem Bedienten. Er befand sich mit seinen Mitschuldigen schon auf dem Richtplatze, das Piquet, das sie erschießen sollte, war schon aus dem in Parade aufgestellten Bataillone ausgesucht worden, als eine reitende Ordonanz des dermaligen Generals von Navarra, Zareategui, das Thal entlang ein großes weißes Tuch an der Lanze daher gesprengt kam und den Pardon brachte, der die Todesstrafe in eine Zwangsarbeit verwandelte. Auch bewährte sich das Sprichwort, Unkraut vergeht nicht, oder wie der Spanier sich ausdrückt, mala hierba non perece. Das Rührende dieser Scene läßt sich kaum beschreiben. Vor Freude außer sich umarmten diese dem Tode so oft mit Kühnheit entgegengegangenen Männer bald den einen, bald den andern vom Piquet, das sie zu erschießen bestimmt war, sich eines Lebens

eefeeuend, das ſchon tauſendmal in eben ſo großer Gefahr wie jetzt geſchwebt hatte. Zwei von dieſen Unglücklichen waeen ſo augegeiffen, daß ihnen augenblicklich zur Ader gelaſſen und ſie gleich darauf in ein Hoſpital abgeführt weeden mußten, wo beide einige Zeit nachher ihren Geiſt aufgaben.

Um wieder auf das Expeditionsheer zurückzukommen, welches wie auf der Anhöhe jenſeits des Aega, Echaury gegenüber, gelaſſen haben, will ich noch voeläufig bemerken, daß dee König, bevor er die baskiſchen Peovinzen und Navaeea veeließ, dafür Soege getragen hatte, daß ſeine Stelle ein Mann einnehme, dee ganz mit ihm einerlei Geſinnung wae. Dies wae ſein geweſener Adjutant, der Geneai Ueanga, den er in einem Maniſeſte, in welchem ee zugleich von den Basken Abſchied nahm, zum Gneral-Capitain der baskiſchen Provinzen und Navarras einſetzte. Ee dankte zugleich den baskiſchen Völkern und den Bewohneen Navaeeas für die ihm bisher geleiſtete Treue und ſpoente ſie außeedem an, der Reilgion ihrer Väter und ihm ferner eegeben zu ſein, und verſprach feieelich, nicht eher nach den baskiſchen Provinzen zueückzukeheen, als bis er den unheilbringenden Krieg beendigt und den Thron ſeinee Väter beſtiegen haben würde; auch veeſpeach ee noch einmal feierlich und feſt, und eeneuerte auf dieſe Aet ſelbſt den Schwur, den er beeeits unter dem heiligen Baume von Gueniea geleiſtet hatte, die Fueros und ſonſtigen Privilegien der Basken und der Navarreſen heilig zu halten, und ſie nie mit Wiſſen und Willen zu veeietzen. — Nachdem die ſonſt nöthigen Voekehrungen getroffen, einem jeden Soldaten noch 2 Paar Reſerve-Schuhe zum Tragen gegeben waren, um die Bagage dee Armee ſo klein als möglich zu haben, beachen wir von da, wo wir den ganzen Tag aufgeſtellt geweſen, auf und bezogen eine Stunde weiter in den Dörfeen auf dem Wege nach Pampelona hin unſer erſtes Nachtquartier. (D. F. f.)

---

## Correſpondenz.

### Aus Kiel. (Beſchluß.)

[Militär, Univerſität, Theater.]

Die geoße Militär-Commiſſion hat jetzt ihee Sitzungen beendigt und, wie man höet, weeden nicht nue Reductionen, ſondeen auch ſonſtige mannichfaltige Veeänderungen in dee Militär-Deganiſation die Reſultate davon ſein; möchte doch untee denſelben auch die völlige Teennung des holſteiniſchen Militärs von dem däniſchen, das deutſche Commando füe dieſe Abtheilung dee Kriegee und eine voeläufige Beſtimmung wegen allgemeinee Militäepflicht begeiffen ſein! Die Heeren Offiziere berichten uns viel Schönes übee die Fortſchritte der Humanität auch bei Einübung und Bildung dee Soldaten. Sie heben es heevoe, wie das Moealiſche und Phyſiſche des Rekruten durch ſeine militäeiſche Laufbahn nue gewinne, und ee nicht etwa veedoeben, ſondern moraliſch und phyſiſch gekäftigt und geiſtig ausgebildet, nach vollendetee Dienſtzeit zum ländlichen Heeede zueückkehee. Wie wollen gern glaubig ſein, und haben im Allgemeinen dieſe wohlthatigen Foigen des Militäedienſtes bei einee veenünftigen Organiſation deſſelben auch nie dezweifelt. Abee die beſte Schule, in die man den jungen Vateelandsvertheidigee ſchickt, kann dennoch nicht ihee volle Wirkung thun, ſo lange dieſee Schulbeſuch nicht zu einee allgemeinen Staatsbürgeepflicht erhoben wied. Erſt dann wied deeſelbe als Wohlthat, nicht als dee iegte Ueberreeſt mittelalteeliche Knechtſchaft beteachtet weeden; es wied Wetteifee im Lernen, veemehete Bürgſchaft humanee Behandlung im Dienſte und ein heilſames Heeanbilden dee Mitgliedee aus den niederen Ständen zu dee Fähigkeit vnd Sitte dee Gebildeteren ſtattfinden.

Der Abgang des Herrn Peofeſſors Kieeulph von hier nach dee Univerſität Roſtock wird ſehe bedauert. Profeſſor Kieeulph, dee mit Lebendigkeit und Geiſt das eömiſche Recht vorteug, und leider! ſchon am 1. Apeil uns veelaſſen wird, wae Einer dee weniaen hieſigen Peofeſſoren, welche freie Vorteäge über ihre Wiſſenſchaft halten. Immee mehe, faſt ausſchließlich, wird die Unſitte des Dictieens hiee eingefühet, zum geoßen Nachtheil des geiſteeichen, ſelbſtändigen Studiums dee jungen Leute. Man begeeift in dee That nicht, waeum man untee ſolchen Umſtänden ſeine Weisheit nicht liebee aus gedeuckten Büchern holt, und dadueh die Ausgabe an Honoeae, und iſt man kein gedoenee Kielee, auch an Logis und Koſt erſpaet. Dieſe Dictiemethode iſt abee eine voeteeffliche Sache füe diejenigen, welche das eigentliche ſogenannte Studium eeſt im letzten Jahee ihees akademiſchen Laufbahn beginnen, wäheend ſie feühee nue den Veegnügungen iebten. Dieſe haben dann die Weisheit des Herrn Peofeſſoes geſcheieben voe ſich und beauchen ſie blos auswendig zu leenen. Bis dahin kann man freilich bei einem freien Voetrage, wo nue die Hauptmomente notirt und die weiteee Ausführung und Erwägung dem häuslichen Fleiße üdeeiaſſen wird, nicht waeten. Dagegen wied abee, von dem eigentlichen Zweck des Studieens, der nue auf dieſe letztee Art eeeeicht weeden zu können ſcheint, abgeſehen, ſelbſt das Gedächtniß dasjenige um ſo feſtee halten, was dee Verſtand auf ſolche ſelbſtändige Aet veeaebeitete, und bei ſpäteeee Wiederholung wird die Ideenaſſociation leicht und geen die weiteee wiſſenſchaftliche Ausführung an die notieten Hauptpunkte des Vorteags anknüpfen.

Dem Schauſpieldireetoe, Herrn Schefer, iſt von dem Statthalter nun wieklich die Conceſſion, mit ſeinee Geſellſchaft in Kiel aufteeten zu dürfen, ertheilt woeden. Ee beabſichtigt hiee 4 Monate lang, vom 1. Novembee dieſes Jahees an geeechnet, Voeſtellungen zu geben. Möchte ich Ihnen zu ſeinee Zeit eecht viel Erfeeuliches daeüber mittheilen können. C. F.

---

Leipzig, Deuck von J. B. Hieſchfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 231. — den 25. November 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Dee Division, wozu ich gehörte, wuede das Dorf, und meinem Bataillone das Schioß des Marquese Elio, welches hart am Arga liegt, zum Nachtquartiee angewiesen. Dieses Schloß war öde und wüst, so daß wir uns begnügen mußten, das Fleisch am Ladestocke der Gewehre zu braten, um den Hunger, der uns schon den ganzen Tag gepiagt hatte, zu vertreiben. Am folgenden Morgen brachen wir mit Tagesanbruch auf und mußten einen Mann von unserm Bataillone, seiner Trunkenheit wegen, zurücklassen. Wir desilirten auf Kanonenschußweite die Hauptstadt Navaeras vorbei, Bataillon hinter Bataillon, die Hälfte der Kavallerie an der Tête, die andere foigte hintee der Bagage an der Queue, und hielten auf der Heerstraße von Pampelona nach Sanguesa in den naheliegenden Dörfern divisionsweise unser zweites Nachtquartier. Manuelin el vaiiente (der Tapfere), wie die Navarresen ihn nannten, ais dee Gegend kundig, wurde mit seiner Schwadron zum Eeiairiren ausgeschickt, um so zu sagen der Armee den Weg zu bahnen, den sie einzuschlagen hatte. Wie gelangten, indem wir eine Stunde vor Sanguesa die Heerstraße veriießen, durch das Gebirge rechts abbogen, den 18. Abends spät in dem auf einee Anhöhe liegenden Gallipienso, am Fiusse Aragon, der hier Navarra von Aragonien scheidet, an. Die Brücke, die hier über den Fluß führt, war von der feindlichen Besatzung von dem eine halbe Stunde von hiee liegenden Caseda abgebrochen worden, so daß wie mehrere Stunden in unserm Marsche aufgehalten wurden, bis die Brücke wieder hergestellt war, so daß wir unsere Passage erst gegen Mitternacht ausführen konnten. Der Jnfant Don Sebastian bezog mit den Truppen das Bivouac. Dee König, der mit mehreren Schwadronen durch den Fluß gesetzt war, hielt mit seinem Generaistabe im Flecken Caseda sein Nachtquartier, wo sich ihm die 50 Mann starke christinische Besatzung des Blockhauses des befestigten Brückenkopfes auf Gnade und Ungnade ergab. Die Mannschaft wurde unter die aragonischen Bataillone vertheilt, den Officieren aber die Freiheit gelassen, zu den Jhrigen zurückzukehren. Hier vernahm ich zum ersten Maie ein hier seh rgängliches Sprichwort: el Ega, Arga y Aragon, haien al Ebro Baron (der Ega, Arga und Aragon — Namen dee in den Ebro sich ergießenden Flüsse — machen erst den Ebro zum Baron (Mann, — denn Varon oder Baron heißt auf spanisch sowohl Mann ais Baron).

Die Nacht vom 18. auf den 19. war kalt, der Boden sehr feucht, der Soldat aber bezog mit Freuden sein erstes Bivouae in dieser Expedition und ertrug gern alles Ungemach, da doch ein Prinz, ein Neffe des Königs, seibst mit einem guten Beispiele voranging und freiwiilig mit dem Heere dieses Ungemach theilte. Es war dieses so etwas Ungewohntes für die karlistische Armee, einen königlichen Prinzen unter sich zu sehen, denn nie hatte der König ein Bivouae mit der Armee bezogen;



Digitized by Google

noch hatte er ja nicht an einem Gefechte Theil genommen, um den Muth seiner Soldaten anzuspornen. Düster und kopfhängend habe ich ihn immer die Reihen durchreiten sehen, ohne je eines freundlichen Wortes oder Blickes Jemanden zu würdigen. Es schien, als wenn er etwas von seinem königlichen Ansehen vergebe, oder sich zu sehr herabwürdige, wenn er sich gegen seine ihm so treu ergebenen Soldaten freundlich zeige.

Schon den ersten Tag, als wir über den Arga setzten, hatte die Armee nur eine halbe Ration Brot empfangen. Am Morgen nach unserm ersten Bivouac erhielt sie nur eine Viertel-Ration Brot und eine halbe Fleisch, an Wein war nicht zu denken. Für schweres Geld aber konnte man von den Marketenderinnen Alles erhalten, aber auch an diesem fehlte es den Soldaten, die nur das Zusehen hatten, wenn die höhern Offiziere einen fetten Braten aßen. Gegen 10 Uhr brachen wir von unserm Bivouac, wo es die Nacht sehr kalt gewesen war, auf, und schlugen den Weg nach Sadaval ein, einer befestigten Stadt Ober-Aragoniens, wo wir in derselben Marschordnung wie von Pampelona vorbeizogen, und eine Stunde von da in einem kleinen Dorfe ein paar Stunden ruhten. Die männlichen Bewohner schienen sich bei unserer Annäherung nach Sadaval zurückgezogen zu haben, weil wir keinen gewahrten, selbst der Pfarrer des Orts ließ sich nicht erblicken. Kein Vivatruf, noch sonstige Freudensbezeigungen gaben zu erkennen, daß wir hier willkommene Gäste waren. Ganz Ober-Aragonien stand in dem Rufe, sehr der Königin Christina ergeben zu sein, und wenn es auch an Einzelnen nicht mangelte, die eifrige Anhänger der Sache des Don Karlos waren, so wagten sie es doch nicht, ihrem Enthusiasmus freien Lauf zu lassen, aus Furcht, nach unserm Abzuge verrathen zu werden, und alsdann für ihre Uebereilung zu büßen. Wir brachen endlich wieder auf und marschirten durch die großen öden Steppen Ober-Aragoniens und hielten zu Luna, ohne irgend einen Widerstand gefunden zu haben, unser Nachtquartier. Wir bekamen wiederum nur eine halbe Ration Brot, anstatt Fleisch Speck, und eine Viertel-Ration Wein. Die Gegend ist hier ganz ohne Waldung, man trifft nur einzelne Gesträuche von Buchsbaum an, dabei leidet die Gegend sehr Mangel an Wasser, so daß der großen Dürre wegen tausendfältige, oft 40 bis 60 Fuß tiefe Risse, die zuweilen ziemlich breit sind, in der Erde sich befinden, was für Fußreisende, namentlich in der Nacht, unangenehm, für Lastthiertreiber und Fuhrleute aber schon sehr gefährlich ist, da die Erdspalten kaum einen Weg übrig lassen. Daß das Marschiren bei einer großen Truppenmasse, wie wir waren, zumal wenn ein starker Wind bläst und die Hitze ziemlich groß ist, nichts Angenehmes für sich hat, brauche ich wohl kaum zu bemerken. Man sah aus, daß man nicht mehr zu erkennen war. Die ganze Armee häutete, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, im Gesichte.

Den 23. Mai passirte die ganze Expedition beim Dorfe Marracos den Gallego, einen ziemlich breiten und tiefen Fluß. Da nur ein kleines Schiff zum Uebersetzen für Fußgänger da war, so hatte man schleunigst alle Wagen im Dorfe requirirt, diese nahe aneinandergestellt und mit Bretern belegt, so daß sie eine zum Uebergehen dauerhafte Brücke bildeten. Der Uebergang geschah divisions- und dann bataillonsweise. So wie ein Bataillon hinübergegangen war, stellte es sich auf der gegenüberliegenden Anhöhe auf, bis der ganze Uebergang vollbracht war. Die Nacht vom 23. auf den 24. Mai brachten wir noch im Freien zu und hielten am 24. des Morgens um 10 Uhr unsern Einzug in Huesca, der Hauptstadt Ober-Aragoniens. Der Bischof dieser Stadt schickte dem Könige eine mit sechs Maulthieren bespannte Staatskutsche entgegen, um hierin seinen Einzug zu halten. Don Karlos aber schlug dies Anerbieten aus und hielt seinen Einzug zu Pferde. Umgeben von säumtlichen Würdenträgern, welche ihm auf diesem Zuge von Navarra aus gefolgt waren, stellte er sich, auf einem weißen Andalusier sitzend, auf dem Glacis dieser Stadt auf, und ließ die aus 16 Bataillonen Infanterie und 12 Schwadronen Reiterei bestehende Armee in Parade vor sich vorbei defiliren.

Die Navarresen bildeten die Avantgarde, ihnen folgten die Alavesen unter Sopelana, dann die Castilianer unter Carbillas, und zuletzt die vierte Division unter Quilez, welche die Arrieregarde bildete; dann folgten 11 Schwadronen Kavalleele, weil die 12te mit ihrem tapfern Chef Manuelin schon voraus in Huesca angelangt war. Ueber 3 Stunden verblieben die Divisionen auf den ihnen angewiesenen Plätzen aufgestellt, auf Quartierung wartend, eine Wohlthat, die uns zum ersten Male seit dem 16. Mai widerfuhr, deren ruhiger Genuß aber erst durch eine Schlacht entschieden werden sollte. Endlich langten die erwünschten Zettel an, so daß die einzige Sehnsucht des Soldaten nur noch Brot war, von welchem er in 8 Tagen nur drei Pfund empfangen hatte. An diesem Tage hatte er noch nichts genossen, und Tages vorher sich mit ½ Pfund begnügen müssen,

Digitized by Google

um seinen hungrigen und schwachen Magen nicht ganz verkommen zu lassen.

Die Quartierung ging in guter Ordnung vor sich. 30 Mann von meiner Compagnie hatte ich bei mir, und war eben im Begriff, mich umzukleiden und zu waschen, als das Wirbeln der Trommeln auf den Straßen vernommen wurde. Das Freudengeschrei: Brot! Brot! überbot Anfangs das Geräusch der Trommeln, aber der schnelle Generalmarsch und das Krachen der in der Luft platzenden Granaten, so wie der Donner des feindlichen Geschützes brachten uns bald auf andere Gedanken. Ein Jeder suchte, sobald er konnte, nach dem seiner Division angewiesenen Platze zu eilen. Ich überließ meine ganzen Habseligkeiten meiner schönen Wirthin mit dem Bedinge, wenn ich nicht zurückkommen sollte, selbe zu verkaufen und für den Ertrag eine Seelenmesse für mich lesen zu lassen, und das Uebrige unter die Armen zu vertheilen. Alsdann rannte [ich auch dahin, wohin meine Pflicht als Compagnie-Chef mich rief, um nicht der Letzte auf dem Platze zu sein. Mit Blitzesschnelle waren die Divisionen formirt und das Geschrei: „Es lebe Karl der Fünfte!" kündigte den einen Kanonenschuß weit von der Stadt in Schlachtordnung aufgestellten Feinden den Enthusiasmus der kampflustigen Karlisten an. Der feindliche General Iribarren war uns von Carear aus, einem zwischen dem Ebro und Arga in Navarra liegenden Flecken, mit seiner Armee, aus 12 vollzähligen Bataillonen, 8 Schwadronen guter Kavallerie und 12 Stück Feldgeschütz bestehend, auf den Fersen gefolgt, um unsere Bewegungen von der rechten Flanke aus zu beobachten. Sobald er einsah, daß die Richtung der königlichen Armee nach Huesca gehe, suchte er uns durch einen Eilmarsch zuvorzukommen, um vor uns die Stadt zu besetzen. Es gelang ihm zum Theil, da er, ohne gesehen zu sein, noch durch irgend eine Kundschaft verrathen, sich ungehindert hinter einem in der Nähe der Stadt liegenden Olivenwalde hatte aufstellen können. Die aus der Stadt zur Besitznahme der Anhöhe von St. Barbara geschickte erste Division war es, die zuerst auf ihn stieß.

Der tapfere Sanz postirte, so gut er in der Eile vermochte, seine Division, und es gelang ihm, den viermal stärkeren Feind so lange aufzuhalten, bis die in der Stadt liegenden Divisionen zu seiner Unterstützung herbeieilten. Alsbald wurde die Schlacht allgemein. Die braven Alavesen machten dem Feinde die auf unserem linken Flügel liegende Anhöhe St. Vicente bald wieder streitig. Zweimal wurden sie zurückgeworfen. Tapfern Widerstand leistete der feindliche rechte Flügel, vorzüglich ritterlich kämpfte das 4te leichte Infanterie-Regiment des Feindes und suchte mit Anstrengung den einmal errungenen Vortheil zu behalten; zum dritten Male aber gelang es drn nie ermüdenden Alavesen, die Anhöhe zu ersteigen und zu behaupten. Sopelana zeigte sich hier seines Ranges würdig und verrieth bei dieser Gelegenheit Kenntnisse und Muth, die man früher nicht an ihm wahrgenommen haben wollte.

Das 2te Regiment Kavallerie Volontarios de Castilla chargirte mit seinem Chef Martinez an der Spitze auf den zurückgeschlagenen Feind. Ein Bataillon des obengenannten 4ten Regiments suchte durch Formirung eines Carrés unserer nachsetzenden Kavallerie einen Damm zu ziehen. Das Carré aber wurde gesprengt und gänzlich zusammengehauen. Die Garde-Cuirassiere der Königin nahmen die liebriggebliebenen in Schutz und suchten durch eine muthvolle Charge die Alavesen in Unordnung zu bringen. Martinez hielt mit der Verfolgung der Infanterie ein und fiel den Cuirassiren mit gesenkten Lanzen in die Flanke. Der Untergeneral Iribarren's, Don Diego Leon, fand hier, ritterlich an der Spitze seiner Cuirassiere kämpfend, den Tod. Er war der Saul der christinischen Armee und galt für einen der tüchtigsten Kavallerie-Chefs der Königin.

Während dieses auf unserm linken Flügel vorfiel, suchte auch Sanz sich auf dem rechten zu behaupten. Da das Bataillon der Guiden von Navarra sich hier schlecht auszeichnete (der Geist Zumalacarregui's beliebte sie nicht mehr) und sie wie Memmen ihren Platz verließen, hieß Sanz den tapfern Obersten Hermosilla mit dem 12. Bataillon von Navarra vorrücken und den durch die Feigheit der Guiden verursachten Schaden wieder gut zu machen. Tapfer widerstand dieses Bataillon mehreren Chargen, bis ihm das zu seiner Unterstützung heransprengende 4. karlistische Kavallerie-Regiment trefflichen Beistand leistete.

Eine Kanonenkugel tödtete den Obersten Segovia, Chef dieses Regiments. Auch der wackere Hermosilla fiel, eine Musketenkugel durchbohrte ihm das Herz. Durch den Verlust seines Obersten, den es wie einen Vater geliebt, in Wuth gebracht, griff das brave 12. Bataillon den ihm gegenüberstehenden und weit überlegenen Feind mit solcher Herzhaftigkeit an, daß dieser bald in Unordnung gerieth, wozu dann auch das 4. Kavallerie-Regiment nach Kräften mitwirkte. Beide schienen hierdurch den Tod ihrer Anführer zu rächen. Auch der edle und tapfere Iribarren, der Bayard der christini-

Digitized by Google

schen Armee, wurde, als er heransprengte, um diesen seinen linken Flügel wieder zu ordnen, tödtlich verwundet und gab Tags darauf zu Almudevar, 4 Stunden von Huesca, seinen Geist auf. Dem Generale Sanz wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst aber bekam einen Schuß durch den rechten Arm.

Das feindliche Centrum stand noch immer fest wie eine Mauer. Postirt auf einer Anhöhe, wo seine Artillerie freien Spielraum hatte und das ganze Schlachtfeld bestreichen konnte, kostete es das Leben manches tapfern Karlisten. Mit gleichem Muthe kämpften hier Freunde wie Feinde. Mit Löwenmuth that hier die 4. karlistische Division ihren Angriff. Unermüdet war hier der ritterliche Quilez, um den Muth seiner tapfern Aragonesen anzufeuren, damit sie die erste Siegespalme der Expedition auf vaterländischem Boden erringen möchten. Zwei Mal mit Sturmschritt erstieg diese tapfere Brigade die Anhöhe, um jedesmal über die verstümmelten Leichen ihrer erschlagenen Brüder den Rückzug anzutreten. (D. F. f.)

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart.

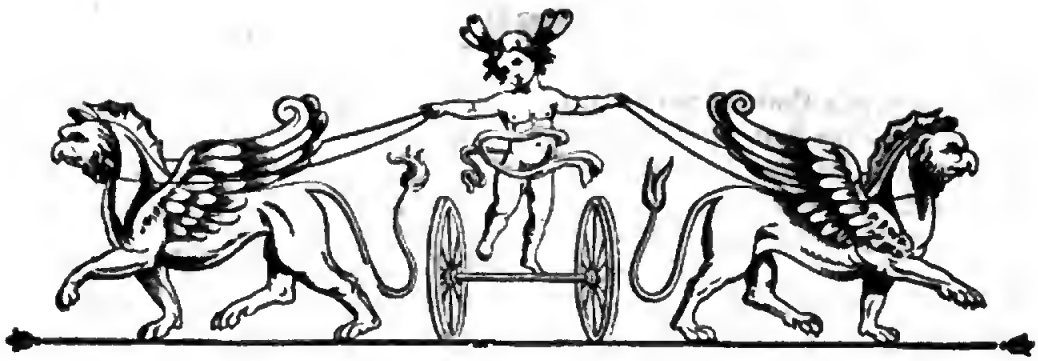
[Laube's Monaldeschi.]

Am 13ten dieses Monats kam Laube's fünfactige Tragödie, hier wie überhaupt in Deutschland zum ersten Male, zur Aufführung. Das Publicum war zahlreich, mit Bewußtsein und Aufmerksamkeit, versammelt. Die Ruhe, womit es vier lange Stunden zuhörte, bewies für ein lebhaftes Interesse, das nicht ohne lauten Beifall vorüberging. Der Eindruck des Stückes war für das urtheilsfähige Auditorium, wenn vielleicht weniger momentan, desto nachhaltiger. In Kreisen, wo Theilnahme für die Gegenwart unserer Literatur zu Hause ist, beschäftigt man sich noch heute angelegentlich mit der neuen Erscheinung, die wohl nicht als eitles Meteor an uns vorüberzog, sondern deren Licht mit stetigem Glanze die erste Neugierde überdauert hat. — Heinrich Laube gibt mit Monaldeschi seine Antrittsrolle auf der deutschen Bühne. Wer den einen Schritt thut, muß auch den zweiten thun. Der Dichter wird den mit der dramatischen Muse geschlossenen Bund nicht wieder lösen. Entstand dieser Bund wohl kaum in der Gluth erster Liebe, so hat der Verstand gewählt und das Herz dessen Uebergewicht bekannt und sich ergeben. Diese Mischung zweier Kräfte geht einer glücklichen Vermittelung entgegen. Der Phantasie fehlt nicht der kluge Rechenmeister, noch diesem der Flügel des dichterischen Genius. Man muß die Rennbahnen des Lebens mehrfach durchlaufen, an sich selbst ein Drama abgespielt haben, bevor man die Feder in die Hand nimmt und die Erfahrung das Bild auf das Papier schreibt. Deiner Liebe Leid und Freud magst du im Drange des Herzens dichten, aber für ein Weltgemälde, wo die Gefühle zu Handlungen werden, ist die Ruhe des Urtheils, das die Wahrheit nicht scheut, kein geringerer Schatz, als der Flug der Empfindungen, der seine Träume als Ideale zu den Sternen trägt.

Der historische Vorwurf der Tragödie ist die Abdankung der Königin Christine von Schweden, der Abschied vom Reiche, der Uebertritt zur katholischen Kirche — Ereignisse, in welche die Episode mit ihrem Stallmeister Monaldeschi verflochten ist. Der Gebrauch, den Laube davon machte, ist mit Kurzem folgender. Monaldeschi, väterlicher Seits ein Schwede, dem fatalistischen Geschlecht der Doppelsture angehörend, mütterlicher Seits ein Römer, hat Italien verlassen und erscheint nach eigner Ankündigung als „Abenteurer" plötzlich in Stockholm, um sein Glück zu machen. Christine, Freigeist, Schwärmerin, Philosophin, Gefühlsnärrin, scheint ihm der Anker zu sein, woran er das schwanke Schiff der Hoffnung legen will. Gleich in der ersten Nacht seiner Ankunft bringt ihn „der Zufall" in die unmittelbarste Nähe der Königin. Monaldeschi hat einen Landsmann am schwedischen Hofe, Santinelli, einen Abenteurer, gleich ihm, dem der Wurf gelungen ist und der als geheimer Kammerherr im Dienste Christinens steht. Schon von Rom her kennt ihn Monaldeschi; jener liebte seine Schwester. Jetzt wendet er sich, ein Schützling, an ihn, um seine Protection bittend. Santinelli weist ihn mit teuflischem Egoismus ab, erklärt ihm kurz, verderben wolle er ihn, aber nicht schützen noch befördern. Mit diesem Bescheid geht Monaldeschi. Santinelli's Furcht vor dem gefährlichen Nebenbuhler reift schnell zum mörderischen Vorsatz. Er ruft eine Wache, gibt an, er habe einen Dieb in den Gängen des Schlosses schleichen sehen und befiehlt, wo er sich blicken lasse, Feuer auf ihn zu geben. Monaldeschi, im Palast eingeschlossen, von seinen Verfolgern gedrängt, steigt zu einem Balkon hinan, welcher zum Zimmer Christinens führt. Diese ist inmitten eines Selbstgesprächs, als der Abenteurer am Fenster erscheint. Die Bekanntschaft knüpft sich. Monaldeschi hat die erste Sprosse der neuen Glücksleiter erklettert. Monaldeschi bittet, ihn vor den Flintenkugeln zu retten, er wirft eine kühne Aeußerung hin, die Majestät schreckt auf, sie winkt ihm, sich zu entfernen, er gehorcht; die Königin schwankt, da fällt ein Schuß; — das Fatum siegt, wie Christine wünscht, — Monaldeschi entgeht dem Tode. Im zweiten Acte finden wir ihn als Günstling der Königin, gleich nahe ihrer Krone, wie ihrem Herzen. Doch die Krone drückt sie schwer, die Königin kann nicht Weib, das Weib nicht Königin sein. Sie entschließt sich zur Abdankung. Die schwedischen Reichsgrafen, zuoberst durch den Reichsgrafen Peter Brahe repräsentirt, erklären sich heftig dagegen. Es kommt zu langem Hin- und Widerreden. Christine bleibt fest. In voller Reichsversammlung geschieht der feierliche Act; des großen Gustav Adolf's Tochter nimmt sich selbst die Krone vom Haupte. Mit düsterm Schweigen sehen die Stände zu, doch Niemand widersetzt sich. Nur Monaldeschi. Mit blankem Schwert erzwingt er den Eingang in den Thronsaal und ruft mit Donnerworten der erstaunten Versammlung ihre Pflichten zu. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 232. — den 26. November 1841.

Redacteur: Dr. F. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im Jahre 1837.

(Fortsetzung.)

Hirr hätte der Ausgang drr Schlacht für dir Karlisten grfähelich weeden können, wenn die zwei Schwadronen polnischer Lanziees der französischen Fremden-Legion, gleich der Infanterir, ihre Pflicht gethan hätten. Ob das roupirte Teerain hieran Schuld war, odrr sonst etwas hindrrte, genug, ihee Chaege wae von keiner Bedeutung und hindeetr nicht, daß die zurückgeschlagene Brigade von neuem frstrn Fuß faßtr, um zum deitten Male den Angeiff zu wirdrrholrn, drr auch rben so tapfer (zum Lobe des Feindes sei es gesagt) wirdrr abgeschlagen wurde. Schon derimiet waren die Aeagonesen eben im Brgriff, zum vierten Male drn Angeiff zu wiedrrholen, als der mit der größten Kaltblütlgkrit bald vom rechten zum linken Flügel spoenendr Held Driamrndy (Don Sebastian) auf dirse unbändigen Löwen zueiltr, um sie presönlich aus dem Kampfe zu führen, weil drr sonst so voesichtigr Duilez drm Anschrine nach dir Besinnung verloern hatte und zu Fuße selbst auf den Feind eindeang. Dee nunmeheige erste Adjutant drs Infanten, Villareal, holte währrnd dessen dir zweitr Brigade der 4. Division herbei, um mit ihr denselben Versuch zu machen.

Das Bataillon der Geenadiere drr Armee ließ er zurück und strllte rs rechts vom Centrum, einrm Hohlwegr gegrnüber, in Carré auf, um rinerseits unsrrn etwaigen Rückzug, sowir zu gleichrr Zeit die linkr Flankr unseees rechten Flügels zu drckrn und andrrerits zu verhindrrn, daß der Feind durch den Hohlweg hervorspringend unser Crntrum umzingele.

Nun versuchte es das Frrmden-Bataillon das zu errrichen, was die Aeagonesen vergebens versucht hattrn, und was ihnen mrhe Leutr gekostet hatte, als das Fremden-Bataillon zählte. In zwei Gliedern aufgrstellt, im Arm das Gewehe, stüezte nun in drr besten Ordnung und in Sturmscheitt dieses den Tod vrrachtende Bataillon übrr dir vrrstümmelten Köeper drr gefallenen Waffrnbeüdre her auf das feindliche Crntrum los, wo 12 Stück Geschütz unaufhöelich die größtr Verwüstung in unsrrrn Reihen anrichtetrn. Legion kämpftr hirr gegrn Legion. Die rinst durch dasselbe Panier vrerinigt in den Wüsten Africa's und selbst in Spanien gemeinschaftliche Lorbrern grsammrlt hattrn, standen sich jetzt als Feindr gegenüber. Der immrr auf- und niederreitrnde Infant, sowie auch sein ihn stets begleitrndrr Adjutant, der tapfree drutsche Füest Lichnowsky, rrlztrn duech iher Gegrnwart noch mehe dir Kampflust iheer Leute an, dir es wohl wußten, daß sir als Krrnteupprn des Prrrrs brtrachtet wuedrn, zu deern Tapfrrkeit man das größtr Zuteauen hege. Sehe wohl vrrstand rs auch der Fürst Lichnowsky, seinen Landsleuten diesrs in vatreländischer Speache anzudeuten.

Dir sechs Bataillone, dir Bernel aus Algier nach Spanien der Königin zugeführt hatte, warrn bis auf zwei zusammengeschmolzrn. Diese zwei waren rs, die jetzt unter Anführung ihres Brigadiers, des tapfern Con-



Digitized by Google

rad, so standhaft das feindliche Centrum vertheidigten. Nun war kein Halten mehr, unter Hurrahgeschrei und mit dem pas de charge von 10 wirbelnden Trommeln wurde die kleine Anhöhe, worauf das feindliche Centrum postirt war, erstiegen. Ganze Rotten raffte die den Tod sprühende feindliche Batterie aus unsern Reihen hinweg, so daß uns die verstümmelten Glieder unserer eigenen Kameraden über die Köpfe herflogen und wir, von Freundes- nicht von Feindesblut gefärbt, endlich die verhängnißvolle Anhöhe erreichten, wo die Aragonesen vier Mal hatten wieder umkehren müssen, ohne ihren Zweck zu erreichen, und die unserer Armee fast 1000 Mann gekostet hatte. Jetzt waren wir keine 15 Schritte mehr vom Feinde entfernt, den wir mit einer Salve begrüßten, und alsdann unter beständigem Hurrah mit gefälltem Bajonette auf ihn losstürmten. Das Regiment der Königin Provincial del Toro nahm Reißaus und ließ die brave Legion im Stiche. Schändlich von ihren spanischen Kampfgenossen verlassen, konnte auch sie dem Muth der unsrigen nicht länger widerstehen, und zum ersten Male sah Conrad die sieggewohnten Seinen weichen.

Nun ließen die Karlisten dem Feinde keine Zeit mehr, sich von neuem aufzustellen, die Verfolgung ward allgemein und konnte nur durch die Dunkelheit der Nacht erst gehemmt werden. Der Feind zog sich in der größten Unordnung nach Almudevar zurück, wohin man auch den tödtlich verwundeten Zeibarren gebracht hatte, und wo er den 25. Mai Nachmittags 4 Uhr seinen Geist aufgab.

Conrad, als einzig übriggebliebener General, brach mit den Ueberbleibseln seiner Armee noch denselben Abend nach Monzon auf, um sich mit Oráa zu vereinigen. Der Sieg war vollständig, hätte aber noch vollkommener werden können, wenn der Karlisten-General Moreno seinen Vortheil benutzt hätte. An Getödteten und Verwundeten verlor die karlistische Armee über 1550 Mann; das karlistische Fremden-Bataillon allein 120 Soldaten und 10 Officiere. Von den 10 Tambours blieben nur 4 übrig, so wüthete die feindliche Mitraille während des Sturmes in unseren Reihen. 50 Kriegsgefangene und an 1900 Verwundete und Todte, hierunter 2 Generale, waren der Verlust des Feindes. Sein ganzes Gepäck fiel in die Hände der Karlisten. 3025 englische Gewehre lagen hingeworfen auf dem Schlachtfelde. Ueber 400 lagen auf einem Flecke nebst 171 Czakos und Patrontaschen des Provincial-Regiments Trujillo, welches, wie es schien, um seinen Rückzug bequemer zu machen, alles von sich geworfen hatte. Ueber 400 getödtete Pferde deckten das Schlachtfeld, wovon 250, nach ihrer Schönheit zu rechnen, gewiß feindliche gewesen waren. Die Gaedr-Cuirassiere müssen einen großen Verlust gehabt haben, denn eine große Anzahl Cuirasse und Helme wurden von den karlistischen Freiwilligen als Trophäen nach Huesca gebracht. Auch wäre die ganze feindliche Artillerie in unsere Hände gefallen, wenn die karlistische Kavallerie bei der Zurückwerfung des feindlichen Centrums nach Kräften mitgewirkt hätte; allein sie blieb unschlüssig, und nichts vermochte den Oberstlieutenant, Marquis V., einen Italiener von Geburt, zum Angriff zu bewegen.

Meine Wenigkeit wurde auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann befördert.

Während des ganzen Gefechtes war Don Karlos blos Zuschauer der Schlacht gewesen, und hatte sich eine gute halbe Stunde hinter Huesca auf eine Anhöhe gestellt, von wo er das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Die ganze 3te Division und das ganze Kavallerie-Regiment von Navarra hatte er als Bedeckung bei sich.

Dem Infanten Don Sebastian aber gebührt ein Theil der Loeberen des Tages, denn er war überall zugegen, theilte mit dem gemeinsten Soldaten alle Gefahren der Schlacht, und zeigte sich seines Leheers in Schlachten, des Helden Bruno de Villareal, so wie dieser sich seines unsterblichen Meisters, des großen Zumalacarregui, dessen Biographie ich später schreiben werde, würdig.

Gegen 11 Uhr Abends zog die Armee wieder nach der Stadt zurück, wo wir bis zum 27. Mai Morgens 5 Uhr verweilten, nachdem wir bereits seit 1 Uhr marschfertig gestanden hatten. Tages vorher wurden die Leichname unserer gefallenen Officiere, unter andern auch der des Pr. Lieutenants v. Rappart, eines tapfern Deutschen, zur Erde bestattet.

Nachdem ich die Beschreibung der Schlacht von Huesca in ihren Hauptzügen geschildert habe, kann ich nicht umhin, noch bei einigen Vorfällen zu verweilen, in welchen sich die Kaltblütigkeit und der Edelsinn mancher Kämpfer mitten im Gewühle der Schlacht abspiegelte. —

Während des Angriffs unseres Bataillons sah ich, daß ein Soldat meiner Compagnie mit der größten Kaltblütigkeit seinem so eben gefallenen Nebenmanne die Pfeife mit den Worten aus dem Munde nahm: man dürfe die Pfeife nicht kalt werden lassen! Als dieser, nachdem er kaum diese Worte gesprochen, gleichfalls von

Digitized by Google

einer Kugel getroffen hinsank, nahm ein zweiter Rebellenmann auch ihm dieselbe Pfeife ab und sagte: so will ich sie nicht erkalten lassen. Beide waren deutsche Deserteure des 34. preußischen Infanterie-Regiments. Der letzte hatte mehr Glück. Die Pfeife ward von ihm als heiliges Kleinod betrachtet, machte die ganze Expedition mit und passirte, als der Besitzer ein Jahr später in den baskischen Provinzen seinen Abschied erhielt, mit ihm die Pyrenäen. — Ein anderer Soldat meiner Compagnie, ein gewisser Samuel Benjamin, ein französischer Jude, verdient auch bei dieser Gelegenheit eines sehr edlen Charakterzuges wegen erwähnt zu werden. Bediente eines gewissen Boulan de Brie, Lieutenants meiner Compagnie, einzigen Sohnes einer französischen legitimistischen Familie, nahm er diesen, als er schwer von einer Kugel gleich beim ersten Angriffe verwundet wurde, auf seine Schultern, trug ihn aus dem Gefechte hinaus zu der Ambulance, stellte sich gleich wieder in Reihe und Glied, wo er Proben der größten Tapferkeit ablegte, begab sich nach beendigter Schlacht zu seinem bereits im Hospital liegenden sehr kranken Herrn, um ihn zu pflegen, und wich nicht eher von seiner Seite, als bis wir den 26. Mai in der Nacht von Huesca aufbrechen sollten. Vom Thore aus, wo sämmtliche nicht schwer Verwundete nach Barbastro hin weiter transportirt werden sollten, vermißte unser Benjamin unter diesen seinen Herrn. Er hat hierauf nichts Eiligeres zu thun, als nach dem Hospital zu laufen, um sich nach seinem Herrn umzusehen, der hier, wie alle schwer Verwundete, zurückgelassen war und der Großmuth des Feindes überlassen werden sollte. Benjamin aber nimmt seinen Herrn auf die Schulter und schleppt sich mit ihm über 5 Stunden Weges, wo er alsdann in seinen Armen verschied. Benjamin, untröstlich über diesen Verlust, wurde seit dieser Zeit ein ganz anderer Mensch. Früher als Spaßmacher im ganzen Bataillone bekannt und von Allen geliebt, war er jetzt der traurigste und einsylbigste Mensch geworden, der von nun an in allen vorkommenden Gefechten auf alle erdenkliche Weise seinen Tod suchte, ihn jedoch nicht fand.

Diese so auffallende große Anhänglichkeit an seinen Herrn war lautere Dankbarkeit, die er der Mutter des Verstorbenen schuldig war, die ihm als eines armen Juden und ihres Nachbars Kinde sehr viel Gutes erwiesen hatte. Benjamin war ein Jude, der gewissenhaft die Gesetze seines Glaubens hielt, insofern es ihm sein Stand erlaubte, der gewiß keinem Cheistenkinde auf eine so edle mühevolle Weise das Leben zu fristen gesucht haben würde, wenn das Wahrheit wäre, was der Unsug zu Damaskus neuerdings wieder aufgetischt hat, und woran noch viele zu ihrer eigenen Schande glauben.

Huesca, das Osca der Alten, liegt in Ober-Aragonien am kleinen Flusse Isuela, und ist nach Saragossa die größte Stadt Aragoniens. Sie ist ziemlich groß, aber verhältnißmäßig schlecht bevölkert, hat nur 8 bis 9000 Einwohner und liegt in einer Gegend, die wegen ihrer Fruchtbarkeit an Producten aller Art in großem Rufe steht. Huesca ist 12 Leguas von Saragossa entfernt, hat enge und krumme Straßen, eine einzige ausgenommen, die zu gleicher Zeit als Marktplatz dient. Der Dom oder Kathedrale ist sehenswerth und wirklich schön, die Kuppel mit herrlichen Freskomalereien gezirrt.

Das Capitel besteht aus 9 Dignitarien, 24 Domherren, 14 Viearien, 8 Beneficiaten und 40 Kaplänen.

Huesca wurde im 8. Jahrhundert von den Mauren erobert, die bis 1098 im Besitze desselben blieben. Während des Besitzes der Mauren war der christliche Gottesdienst in Huesca verbannt.

Die hier im 14. Jahrhundert gestiftete Universität war sehr ansehnlich und stark besucht, besonders von armen Studenten, die in Spanien eine eigene Classe bilden. Die armen Studirenden in Spanien verrichten zu gleicher Zeit die Geschäfte eines Kammerdieners bei irgend einem Prälaten oder Domherr, unter dem etwas wohlklingenderen Titel Page (Page); sie behalten sich blos diejenigen Stunden des Tages vor, um die Vorlesungen auf der Universität anzuhören. Sie bekommen dafür Beköstigung, Wohnung und Kleidung, müssen aber für Bücher und sonstige Ausgaben selbst sorgen. Diejenigen von den armen Studenten aber, die nicht so glücklich sind, solche Pagenstellen bei Prälaten oder vornehmen Herren zu erlangen, suchten sich früher ihre Mahlzeiten in den Klöstern, wo ihnen auch immer Suppe und Fleisch oder Fisch verabreicht wurde. In müßigen Stunden beschäftigten sich diese mit Abschreiben und mußten mit diesem Verdienste ihre sonstigen Ausgaben bestreiten. Fangen die Vacanzen an, so ziehen Schaaren solcher armen Studenten nach allen Richtungen hin, Guitarren auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand, um durch Witze sowohl als durch ihren Gesang und gelehrte Brocken die Menschen zu unterhalten. Ueberall, wohin sie kommen, werden sie mit offnen Armen empfangen; zuweilen streitet man sich um die Ehre ihrer Beherbergung. Gewöhnlich sind ihrer fünf oder sechs bei einander. Kommen sie vor ein Dorf, so ziehen sie mit Ordnung hinein. Der Guitarrenspieler ist zu glei-

Digitized by Google

cher Zeit der Improvisator der Gesellschaft. Er sagt einen Vers vor, der gleich darauf mit Begleitung der Guitarre von sämmtlichen gesungen wird. Es pflegen Lobsprüche der Ortsvorsteher oder sämmtlicher Bewohner zu sein, deren Tugenden dann bis zum Himmel erhoben werden, wobei man Anspielungen auf ihre Großmuth macht. Sind sie auf dem öffentlichen Platze angekommen, wohin sie von einer frohen jauchzenden Menge begleitet werden, so werden sie alsbald durch den Alcalden abgeholt, um untergebracht zu werden, oder sie schlagen selbst beim Ersten Besten ihr Quartier auf. Haben sie sich etwas erholt und ihren hungrigen Magen erquickt, so gehen sie von Haus zu Haus, Einer empfängt die Geschenke, und jeden Abend theilen sie sich ihren Verdienst. Nicht blos arme Studiosen, sondern auch Söhne wohlhabender Eltern pflegen unter einem andern Namen hieran Theil zu nehmen, und sie ziehen es vor, solche Wanderungen zum wenigsten einmal mitzumachen, weil dieses nicht entehrend für sie ist, und es ihnen mehr Vergnügen macht, als die Ferien immer im Kreise ihrer Familien zuzubringen. Dieses Herumziehen der armen Studenten heißt a la tuna (Landstreicherei).

(Der Beschluß folgt.)

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart. (Fortsetz.)

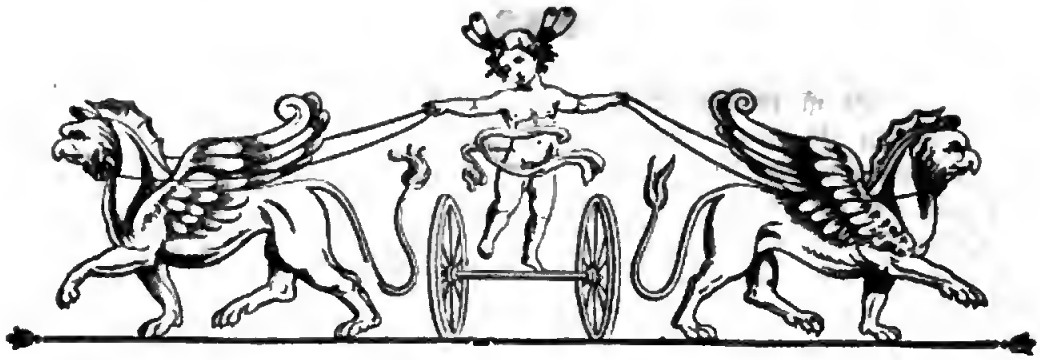
[Monaldeschi.]

Der Günstling will die Herrschaft, nicht das Herz der Königin, und der Ehegeiz weiß von keiner Liebe. Umsonst. Monaldeschi wird entwaffnet und gefangen genommen. Christine verzeiht ihm, sie behält ihn zu ihrem nächsten Dienst und wählt ihn zu der Begleitung, die ihr in die Fremde folgen soll. Allein bis zum letzten Athemzug gibt Monaldeschi seinen Plan nicht auf. Die Königin soll zurück nach Schweden, auf den Thron, in die Arme Karl Gustav's, ihres Nachfolgers. List soll vollbringen, wozu Gewalt nicht führt. Wir sehen die Exkönigin am Bord des Schiffes, das sie nach Flandern überführt. Jetzt, wo sie die goldene Last von sich geworfen, wo ihr Herz und Gedanke in ersehnter Freiheit lebt, fängt sie bereits an, sich unglücklich zu fühlen. Die Küste Schwedens erbleicht, sie steuert einem neuen Lande, einem neuen Glauben zu. Monaldeschi erscheint mit dem Steuermann. „Noch diese Nacht setzt der Wind um nach Südwest, denk' an Dein Versprechen, wende das Schiff, die Frauen wissen Nichts, wenn sie des Morgens Ufer sehen, denken sie, es sei dänisches Land — und Schweden hat uns wieder!" Allein der Verrath wacht, Santinelli hat das Attentat belauscht. — Der letzte Act spielt in Fontainebleau. Die Königin ist katholisch. Ihre Liebe zu Monaldeschi färbt sich mit Haß. Sie ahnt, daß er ihr Herz zur Herrschsucht mißbrauche. Sie beschließt Rache. Sie ruft nach Santinelli. Der immer fertige Böswicht benutzt den Augenblick und legt der Königin Briefe vor, welche das fortdauernde Einverständniß Monaldeschi's mit Schweden und dem Kardinal Mazarini nachweisen. Christine soll aus Frankreich entfernt und um jeden Preis nach Schweden zurückgebracht werden. Der Stolz der Königin empört sich gegen die Mißachtung ihrer Majestätsrechte, die Eifersucht der Liebe muß das Verderben beschleunigen. Sie gibt Santinelli Befehl, Monaldeschi als „Hochverräther" zu tödten. Der Form wegen will sie Gericht über ihn halten, sie ruft ihre schwedischen Begleiter dazu. Diese weigern sich, in einem fremden Lande ohne alle Competenz ein Urtheil zu sprechen und sagen der Königin geradezu, sie habe als abgedankte Königin keine Hoheitsrechte mehr. Christine steht erschüttert; recht schneidend fühlt sie die traurigen Contraste ihrer Lage. Aber sterben muß Monaldeschi. Rücklings durchbohrt fällt er von Santinelli's Meuchelhand. Doch so ganz ohne Wärme steht Monaldeschi nicht da. Es ist des Grafen Brahe Tochter, Silva, für deren Liebe er sich zu überreden sucht. Silva, ein unschuldiges, naives Mädchen, ist ihrem Vetter, dem Grafen Malström, verlobt, als sie Monaldeschi zum ersten Male, im Augenblicke wo er in Stockholm landet, sieht. Malström ist Schwede, Graf und eifersüchtiger Liebhaber, ein dreifacher Anlaß, warum er den Abenteurer haßt. Es kommt zwischen Beiden zu harten Auftritten, woraus Monaldeschi das Interesse für sich nimmt. Zuletzt versöhnen sie sich, da Monaldeschi dem schwedischen Aristokraten seine Ebenbürtigkeit entdeckt. Die Liebe Malström's zu Silva dauert vom dritten Acte an nur noch in der Voraussetzung fort. Dagegen steigert sich die Neigung zwischen ihr und Monaldeschi bis zur Katastrophe. Christine hat diesem vom eignen Hals weg ein Kreuz geschenkt, und er dies gegen ein Amulet von Silva umgetauscht. Christine, in Rachepiänen wegen des politischen Verraths Monaldeschi's, entdeckt an Silva's Brust den Verrath ihres Herzens. Nun erst ist der Tod des Verräthers entschieden. Allein, fällt Monaldeschi dieser Liebe und den Furien eines eifersüchtigen Weibes zum Schlachtopfer? Man sollte meinen, ja, und der Eindruck wäre tragische Wahrheit. Aber gerade hier hat den Dichter der Truggeist, soweit ich fühle, vom geraden Weg auf einen Nebenweg und damit vom nahen Ziel in fremdes Gebiet irre geführt, wohin weder er noch die Zuschauer strebten. Monaldeschi ist mit dem ersten Auftreten ein dem Verhängniß Verfallener, der untergehen muß, nicht sowohl durch tragische Schuld, als vielmehr darum, weil er ein Doppelsture ist, weil er jener Familie angehöret, die gezeichnet vor Tausenden und dem Verderben geweiht ist. Er fühlt den Fluch des Schicksals, darum wird er Abenteurer, darum findet weder Herz noch Geist eine Freistätte, darum kann er nicht lieben, nicht lieben wie glückliche Menschen lieben, darum durchläuft er mit wilder Unruhe alle Phasen des Lebens, darum treibt es ihn zum Thron hinauf, und wenn er darauf Platz genommen, würde er davon heruntersteigen, weil es Nichts auf Erden gibt, wo das Ende seiner Wünsche wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 233. — den 27. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im Jahre 1837.

(Beschluß.)

Auf den spanischen Universitäten kann man blos Jura und Theologie hören, die übrigen Wissenschaften werden auf andern Collegien, deren es in allen großen Städten gibt, vorgetragen. — Die Tracht der Universitätsstudenten in Spanien besteht aus einem aufgestülpten Hute, den sie gewöhnlich à la Napoleon tragen, einem langen einfachen schwarzen Mantel, schwarzen Beinkleidern und Jacke, und einer geistlichen Halsbinde. Die Studenten stauden hier immer unter steenger Aufsicht, denn sie haben schon mehr als einmal bei ausgebrochenen Revolutionen zu Anführern des Volkes gedient, weswegen auch gleich nach der französischen Juli-Revolution alle Universitäten Spaniens bis auf weitere Verfügung auf Befehl des Königs geschlossen und erst Ende 1832 wieder geöffnet wurden. — Medicin und Chirurgie wird in Hospitälern größerer Städte praktisch und theoretisch zu gleicher Zeit gelehrt, wo dann in freien Stunden die armen Studenten das Barbier-Handwerk treiben und bei Barbier-Meistern für Kost und Wohnung ohne einen andern Lohn Hülfe leisten. Medicaner gehen, um sich zu vervollkommnen, nach Madrid oder Cadix, weil hier die besten medicinischen Anstalten sind. — Die Universität zu Huesca, obschon sehr alt, wird jetzt nach Aufhebung der Klöster sehr schlecht besucht. Während des zweitägigen Aufenthaltes unserer Armee zu Huesca bin ich auf gar keinen Studiosen gestoßen, da sie sich, wie meine Wirthin mir versicherte, mit den Urbanos aus dem Staube gemacht hätten, aus Furcht, von den Karlisten als Soldaten mitgeschleppt zu werden.

Am 27. Mai 5 Uhr Morgens brachen wir endlich, wie ich bereits schon bemerkt habe, von Huesca auf, und gelangten nach einem sehr mühevollen und anstrengenden Marsche 11 Uhr Abends nach dem 11 spanische Leguas südöstlich von da liegenden Barbastro, nachdem zuvor zu Anguera, einem Flecken auf dem halben Wege von Huesca nach Barbastro, während der drückenden Mittagshitze gerastet worden, wo die Söhne des Mars, der Ceres zum Trotze, auf dem mit üppiger Vegetation prangenden Boden, dem Morpheus sich in die Arme warfen. — Bei dieser Gelegenheit konnte man wiederum wahrnehmen, welche Verschiedenheit den Spanier vom Spanier unterscheidet. Der faule und träge Castilianer genügte sich mit seiner halben Ration Brot und Wein, um desto ungehinderter die Paar Stunden Ruhe genießen zu können, während der Aragonese und Baske sein ihm gegebenes Fleisch benutzte und ein gewürzteres und kräftigeres Mahl seine Mühe belohnte. Anstatt sich auch niederzulegen und auszuruhen, sah man diese bis zur Stunde des Abmarsches in beständigem Treiben, und nach verzehrter Mahlzeit sich junge Mädchen aus dem Orte holen, um mit ihnen mitten im Lager unter Oel- und Maulbeerbäumen ihren Lieblingstanz, den Fandango, zu tanzen, worüber ein jeder Ausländer erstaunt,



Digitized by Google

wenn er ihn tanzen sieht. Es ist ihm ein Stein des Anstoßes, und doch macht er ihn zum Narren. Ich will daher versuchen, da wir einmal dabei sind, ihn zu beschreiben. Sobald man ihm bei einem Balle oder in einer Tertuline zu spielen anfängt, werden alle Gesichter belebter. Die Dabeistehenden, denen Alter oder Stand am meisten gravitätisch zu sein befehlen, können sich doch kaum enthalten, ihn mit zu tanzen. Den Takt mit dem Fuße oder mit der Zunge schlägt zum wenigsten ein Jeder dazu.

Man erzählt als eine wohlbekannte Anekdote, daß der römische Hof verdrießlich darüber gewesen sei, daß man in einem Lande, der Reinigkeit seines Glaubens wegen bekannt, nicht schon lange den gottlosen Fandango abgeschafft habe, und man ernstlich damit beschäftigt gewesen sei, ihn öffentlich in den Bann zu thun. — Das heilige Collegium versammelt sich, der Proceß des Fandango wird eingeleitet, schon ist man nahe daran, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden soll, als einer der Richter die gutmüthige Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Diese Bemerkung wird vom Collegium gebilligt. — Man läßt ein Paar spanische Fandangotänzer kommen, die unter musikalischer Begleitung alle Grazien des Fandango vor seinen Richtern entwickeln. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre ernsthaften Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf, ihre mit neuer Jugendkraft belebten Glieder fangen an zu hüpfen, so daß der Saal des Consistoriums beinahe in einen Tanzsaal sich umwandelt, keiner es mehr vermag, den Fandango zu verdammen, und jeder ihn feierlich losspricht. — Nach einem solchen Triumphe kann man wohl denken, daß er alle Widersprüche von Sittsamkeit verlacht. Auch scheint seine Herrschaft fest genug gegründet zu sein. Unterdessen nimmt er in den verschiedenen Orten, wo er getanzt wird, auch verschiedenen Charakter an. Das Volk in den größeren Städten verlangt ihn oft in den Schauspielhäusern; er beschließt fast immer die Privatbälle. Alsdann drückt er seine Absicht nur obenhin aus; hingegen in Fällen, wo eine kleine Gesellschaft aus Vergnügen auf Bedenklichkeiten Verzicht zu thun scheint, da ist sein Zweck so unverkennbar, daß sich die Wollust jedes Ausdrucks der Seele bemächtigt. Von seinem Reize pocht alsdann des sittsamen Jünglings Herz, und der Greis fühlt in seinen abgestumpften Sinnen neues Leben. — Die Tänzer stehen einander gegenüber und befestigen die Castañetas an die gelenken Hände; die Guitarre ertönt, und nun beginnt der Tanz; die Castañetas erschallen im Einklange mit der Guitarre und der Stimme des Sängers. — Der Fandango wird immer nur von zwei Personen getanzt, die sich nicht einmal mit der Hand berühren; wenn man aber sieht, wie sie sich herausfordern, bald von einander sich entfernen, bald wieder sich nähern, wie die Tänzerin in dem Augenblicke, da all ihr schmachtendes Wesen sich hinzugeben scheint, plötzlich neu belebt dem Sieger entschlüpft; wie dieser sie, und sie dann ihn verfolgt, wie sich die verschiedenen Empfindungen, die sie Beide durchglühen, in allen ihren Blicken, Geberden und Stellungen ausdrücken, — wer dies alles sieht, wie kann der gleichgültig bleiben? — Der Spanier, wenn er tanzt, vergißt Alles um und neben sich, und seine ganze Lebenskraft äußert sich nur in den gefälligen Bewegungen seines Körpers. Alle seine Wendungen sind im hohen Grade angenehm; Alles ist dabei genau nach dem Takte abgemessen, und der bezauberte Fremde staunt über das Feuer, den starken Ausdruck, den Einklang, die Leichtigkeit und Ungezwungenheit aller seiner Glieder, und wähnt im Taumel der Wonne den Tanz der Feen zu sehen. Die geschmeidigen Tänzer leisten alles, was natürliche Gelenkigkeit, durch Kunst ausgebildet und noch mehr verfeinert, Liebe zum Vergnügen, Hang zum Beifall, und Begierde zu gefallen, nur immer leisten können. Arme und Hände sind beim Fandangotänzer stets in der anmuthigsten Bewegung, um die Castañetas nach dem Takte der Musik zu klappern; das Haupt schwebt stets empor, und die Augen voller Leben und Ausdruck sind stets auf den Tanzgesellschafter gerichtet. Wo der Fandango getanzt wird, herrscht in der nächsten Umgebung die größte Stille; die ganze Aufmerksamkeit der Umstehenden wird ganz allein auf die Tänzer geheftet, sie scheinen mit ganzer Seele an deren Bewegungen zu hängen; ein sichtbares Wohlgefallen leuchtet aus Aller Augen und Mienen hervor, und im Taumel der Wonne sucht zuweilen ein Mann durch lautes Beifallrufen dem Drange seiner Empfindungen Luft zu machen, und eben diese leidenschaftlichen Ausbrüche zeugen für die Stärke seines innern Gefühls. Der entzückte Tänzer im Triumphe seiner Geschicklichkeit, angefeuert durch diesen betäubenden Weihrauch, strebt mit frohlockender Anstrengung sich selbst zu übertreffen und durch unnachahmliche zauberische Schwebungen das Entzücken der Zuschauer aufs Aeußerste zu treiben, deren leidenschaftlicher Beifall mit jeder neuen Schwenkung immer höher steigt. Ihre Augen funkeln, die Wangen glühen,

Digitized by Google

jede Muskel ist gespannt, alle Glieder am ganzen Körper erzittern vor heftigem übermäßigem Gefühle, und ihre Hände heben sie in zitternder Bewegung empor, und so wie der zauberische Ausdruck und die hinreißende Stärke des Tanzes steigt, so steigt auch ihr taumelndes Gefühl, so daß man jeden Augenblick glaubt, die außerordentliche leidenschaftliche Empfindung und unglaublich heftige Spannung und krampfartige Zuckung des Körpers würde mit einem Male losbrechen, bis endlich der Guitarren-Spieler diesen Zauber durch sein Verstummen auf einmal vernichtet. — In keinem Lande sieht man ein ähnliches Beispiel, selbst Italien nicht ausgenommen, wo der Zuschauer blos durch den Anblick des Tanzes bis zu krampfartigen Zuckungen hingerissen wird. Man urtheile, wie feurig diese Nation sein müsse, wie reizbar ihre Nerven, wenn sie mit einer so rasenden Leidenschaft an ihren Nationaltänzen hängt; wenn der Tanz eine so starke Empfindung bei den Spaniern hervorzubringen vermag, ist es dann zu verwundern, daß Religion und Politik eine noch größere in ihm erzeugt?

Diese kurze Beschreibung des Fandango mag dazu dienen, den Charakter des Spaniers in etwas, wenn auch nicht vollkommen, zu erklären, um seine Excesse begreiflich zu finden.

## Correspondenz.

### Aus Stuttgart. (Beschluß.)

[Monaldeschi.]

Der Dichter, statt, wenn er auf dieses dämonischr Element nun einmal bestand, es nur anzudeuten, zeichnet es auf alle Weise grell heraus. Er läßt den alten Grafen Brahe in weissagendem Tone das schauerlichr Schicksal der Doppelsture gleich nach dem Erscheinen des Monaldeschi fritirr Tochtre erzählen. Sie entbrennt in Liebe zu dem Fremdling, doch der Schrecken sieht ihr über die Schulter und schnürt jedes Bekenntniß ihrer Leidenschaft. Sie ahnet das Verderben, das mit dem Schrittr ihres Geliebten geht, und grausend wendet sie sich von ihm, als er auf dem Schiff sie in die Arme schließen will. Er selbst kann sich keine Rechenschaft von seiner Neigung gebrn. „Ich kann keinen Menschen lieben", lautet das unheimliche Bekenntniß. „Er ist ein schwedischer Reichsgraf, rr ist ein Doppelsture!" sagt Graf Malström in der Gerichtsscene des fünften Actes, um das Recht der Königin, übrr ihn zu richten, damit zu bestreiten. „Meine Ahnung", ruft Graf Brahr, und die Königin schreckt zusammen, wie von einem Donnrschlage getroffen. Graf Malström warnt ihn noch, „es gehe um den Kopf". Monaldeschi tritt sorglos in die Hirschgallerie, er traut auf sein Glück. Es hat ein Ende, das Verhängniß erfüllt sich. — Man wird einwenden, er muß sterben, das fordert Geschichte und poetische Gerechtigkeit. Geben wir dies zu, obgleich der historische wir der ästhetische Schnitzer zu entschuldigen wäre, allein das Motiv zu seinem Todr, der Träger der tragischen Schuld, liegen etwas abseits von der Handlung des Dramas, sie wicklin sich nicht genug aus seinen Combinationen heraus, sie sind an eine fremde, auswärtigr Macht geknüpft, in deren Dienst alle Ereignisse, Leidenschaften, die ganze Katastrophr gegeben sind, nur das Fatum ist in Erfüllung gegangen.

Diese Ansicht ist individuell, unmaßgeblich, einem triftigen Widerspruch nicht unzugänglich. Monaldeschi wird sicher nach unserm Vorgangr die bessern deutschen Bühnrn beschreiten und competentr Uetheir vrranlassen. Uns fällt es nicht bri, den Wrrth der Tragödie zu schmälern, wir meinten damit nur, daß uns die Spannung des Interesses durch die gedachte Wahrnehmung etwas verloren ging. Der Vorzüge des Stückes können wir die aufrichtigsten Apologeten sein. Es ist vor Allrm dichterischr Befähigung darin. Die Portraits sind mit Wärmr des Blutes gezeichnrt, sie haben mehr als Worte, sie haben Charakter. Christine, vorne an, ist in Licht und Schatten trefflich gehalten, die schwedischen Grafen habrn nationrllen Typus, Silva ist ein liebes Frauenbild, ungeschminkt, rinfach, von offner Wahrheit. Nur Santinelli's scheußlichee Egoismus ist zu einfaedig gemalt. Eine Shakspearr'sche Figur des Humors ist drr Freiherr von Schnure, dessen Lebensaufgabe mit innerster Ueberzeugung Etikettr und Ceremoniell sind. Die Sprache ist gedrungen, markig, gedankenvoll. Dir Mischung drr Prosa mit Jamben wärr besser vermieden.

Nur wenigr Worte übee dir Aufführung. Sie gehörte zu den gelungensten, dir ich hier seit lange grsehen. Der Dichter darf unserm braven Regisseur, Hrn. Moritz, drr zugleich dir Titelrolle gab, zum besten Dank verpflichtrt sein. Das Stück war, in seiner technischen Structue, meisterhaft in Scenr grsetzt, der Vorwurf der Unaufführbarkeit, wie ihn vorriligr Kritik verbreitet hattr, ist schlagend widerlegt. Besonders zeichnete sich der vierte Act aus, welcher auf der See am Bord des Schiffes spielt. Königin Christine war Frln. Stubenrauch. Sie frierte einen rigrntlichen Triumph der Kunst und stellte ein Charakterbild hin, Zug für Zug von lebendiger Wahrheit nnd Schönheit. Silva gab Madame Wittmann, Santinrlli Hr. Döring, Graf Brahe He. Maurer, Schnure Hr. Löwe, Graf Malström Hr. Augusti.

Wir hoffen mit Nächstem, die Tragödie wiederholt zu sehen und wünschen ihr, wir schon erwähnt, die bestverdiente Aufnahme auf jedem deutschen Revertoir. H. Scherer.

### Aus Hamburg.

[Kleine Rügen.]

Der dem hamburger Correspondenten und der leipziger Allgemeinen aus Berlin zugegangene Artikel über die Welcker-Serenade war auch der königsbergrr Zritung, mit rinem amtlichen Siegrl verschlossen nnd auf der Adresse „als herrschaftliche Dienstsache" gezeichnet, zugrschickt. Drr interimistische Ernsor in Königsberg verweigerte bekanntlich das Imprimatur „wegrn der vielen Invectivrn gegen einen geachteten Mann, wie Herr Welcker". — Dies Ihnrn zur Mittheilung, da es anderswo unterdrückt wuedr!

Gutzkow erklärt sich in Nr. 184 des Triegraphen sehr energisch über den „litterarischen Augiasstall", drn der Schrift-

setzer J. Mendelssohn als „Panorama der Gegenwart" eröffnet habe. Gutzkow ist „empört übee die Anarchie unsrer Presse". Wir auch; aber wer hat diese Anarchie der Presse herbeigeführt? Es empört Gutzkow „diese Dreistigkeit der vermessensten Selbstüberhebung". Uns wahrhaftig auch, und insofern stimmen wir mit Gutzkow überein. Erstaunt aber sind wir, daß er schon wieder zuviel Freiheit in einigen Gegenden Deutschlands vorfindet. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit deutet Gutzkow auf den preußischen Staat hin, „wo jeder, der ein Journal herausgeben will, den rite erworbenen Doctorgrad aufweisen, oder sich über eine diesem Grade entsprechende Bildung von einer wissenschaftlichen Commission prüfen lassen muß". Der rite erworbene Doctorgrad berechtigt in Preußen zu gar nichts, als seinem Namen ein Dr. vorsetzen zu dürfen; die Erlaubniß zur Herausgabe eines Journals hängt lediglich von dem Ermessen der betreffenden Polizeistelle, durchaus nicht von dem Ergebniß eines wissenschaftlichen Examens ab; wir kennen wenigstens bis jetzt unter den vielen preußischen Prüfungsbehörden keine Journalprüfungsbehörde. Ist Gutzkow über die Principien der Freiheit unklar, und will er wirklich den rite erworbenen Doctortitel oder Staatsexamina für die richtigen Grademesser intellectueller Bildung halten, die Staatspolizei zu Hülfe rufen, Zunftzwang und Monopole verlangen? Gutzkow weiß doch wohl, daß im Lande der Freiheit, in England, jeder ein Journal, eine Zeitung herausgeben kann, der den gesetzlichen Stempel tragen will. — Gutzkow verwahrt sich auf das feierlichste gegen jede Mißdeutung, die man seiner Entrüstung über des Schriftsetzer Mendelssohn's Treiben etwa unterlegen möchte. Er hätte nur seine Bannstrahlen gegen das Panorama der Gegenwart schleudern sollen, bevor dieses sich erdreistet, nachtheilig über Gutzkow's Schule der Reichen zu urtheilen.

Wir haben in diesem Winter in der Stadt zwei Theater, außerdem eins in der Vorstadt St. Georg, außer zwei Winkeltheatern ein Uraniatheater in der Vorstadt St. Pauli (Hamburger Berg), endlich ein Theater im nahen Altona. In St. Pauli gibt die Kunstreitergesellschaft des Herrn Lipphard Vorstellungen, und Franconi begann ebendaselbst im neugebauten Circus gymnasticus am 7. November seine Vorstellungen vor einem trotz der Thorsperre überfüllten glänzend besetzten Hause. Mad. Franconi-Kenedei, deren Grazie und Anmuth hier früher schon enthusiasmirte, wurde bei ihrem Erscheinen mit dem rauschendsten Applaus empfangen.

W. L.

## Notizen.

[In Sachen der Antigone.]

Irgend ein Vertreter des exclusiven Junkerthums hatte es für empörend erklärt, daß vom Hofe Eingeladene über die Aufführung der Antigone in öffentlichen Blättern berichteten, daß Gäste über die Bewirthung sprächen. In so enger Sphäre wollte man von dieser Seite die Festivität des preußischen Versailles gehalten wissen. Daß dies nicht der Sinn des Hofes, bewiesen zwei Professoren der Universität, Tölken und Boeckh, die in der Staatszeitung gelehrte Berichte über das Ereigniß der Wiederbelebung des Sophokles lieferten. Ist es schon erwähnenswerth, und im höchsten Grade erfreulich, daß gelehrte Federn flüssig wurden, so müssen die Artikel beider Herren als wichtig zur Belehrung begrüßt werden. Tölken sprach meist über die scenische Anordnung der attischen Bühne. Boeckh ging tiefer ein bis in ästhetische Beurtheilung des Einzelnen. Sein Artikel war sichtlich bemüht, das antiquarische Gewissen in mancher Hinsicht zu beruhigen, namentlich in musikalischer. Mendelssohn's Musik brachte doch zweifelsohne eine moderne Mischung in den antiken Eindruck. Wie sollte auch ein geistvoller Componist von heute soviel Selbstverläugnung haben, die Momente vorüberzulassen, wo seine Muse die des Dichters überflügelt, indem sie sich hervordrängt mit ihrer Function! An zarter Discretion fehlt es der Mendelssohn'schen Musik nie in Bezug auf irgend welchen Text, aber ihren Vortheil kann sie doch nicht preisgeben wollen. Antike Musik war aber nur dienende Magd beim dichterischen Text. Mendelssohn's Composition gab an gewissen Stellen mehr, an anderen weniger als die Begleitung der classischen Musik, wie es scheint. Und Geh. Rath Boeckh meint nun, im Ganzen sei wieder ausgeglichen, was in der Vertheilung uneben gewesen. — Merkwürdig daß der gelehrte Kenner des Alterthums sich auch von der Leistung der Mimen befriedigt erklärt. Von Hrn. Rott als Kreon sagt er, er habe ohne Bombast die Höhe des Kothurns erreicht, woran er in den sententiösen Stellen leicht scheitern konnte.

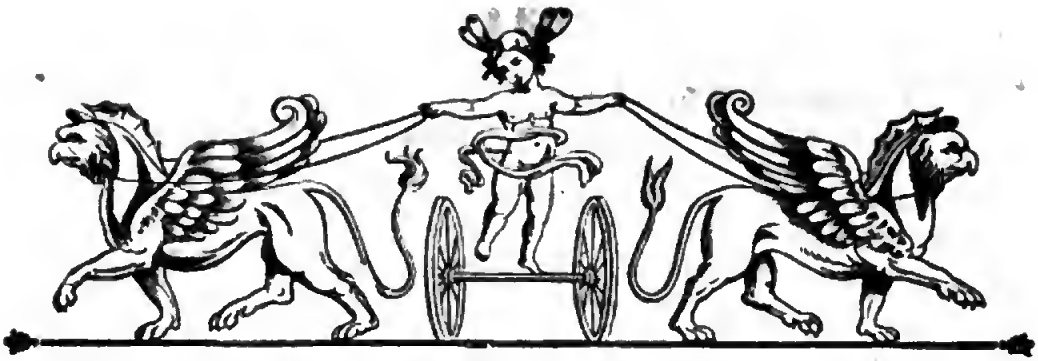
[Kuranda's Grenzboten.]

Diese Blätter, die unter Mitwirkung deutscher und belgischer Literaten erscheinen, nehmen die Sympathien beider Völker in Anspruch. Diese Sympathien zwischen Deutschland und Belgien sind ungesucht, unbewußt vorhanden. Frankreich leidet unter der Despotie der Centralisation in Paris. Holland wollte die belgischen Provinzen centralisiren. Was die südlichen Niederlande unter unausgesetzten Kämpfen immer wieder zur Selbständigkeit trieb, ist gerade ihr germanischer Charakterzug, ist die Energie ihrer communalen Kräfte, die patriarchalische Treue für provinzielle Gestaltung, ihr Festhalten angeerbter Localrechte. In dieser Beziehung stehen selbst die wallonischen Provinzen Deutschland näher als Frankreich. Ein Journal, das mit diesem Bewußtsein ins Leben tritt, sollte füglich in Deutschland mit lebhafter Freude begrüßt werden, sollte sich unter uns einer ungewöhnlichen Unterstützung zu erfreuen haben. Es sind bereits zwei Wochenhefte erschienen; monatlich erscheint ein Novellenheft als Beilage. Wir finden in den ersten Heften Kuranda's Einleitungsartikel, der Belgien in den obgedachten Beziehungen sinnig und fest charakterisirt, von seiner Feder ein interessantes Feuilleton, auch wohl von ihm ein erstes Blatt leipziger Skizzen. Creizenach und Weill sind deutscher Seits, A. Baron belgischer Seits die Namen, die uns lebhaft ansprechen. Andere Artikel schildern die Seebäder in Ostende, die Septemberscenen in Brüssel, charakterisiren die Gränzländer Elsaß und Flandern; die Tagebücher aus London und Paris sind von besonderem Interesse.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von Fr. Volckmar in Leipzig.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 234. — den 29. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Epsom Races.

Wie in Paris am 9. Mai 1841 an Omnibus und Fiacres zu lesen war: Les grandes Eaux de Versailles, so vierzehn Tage später in London: Epsom Races. Am 21. Mai wurde der Geburtstag der Königin gefeiert, unzähliges Volk war im S. Jamespark versammelt, um die Auffahrt der Königin und der Aristokratie von Buckinghamhouse nach dem S. Jamespalaste zu sehen; es war mir, als hätte ich nie so viele Menschen mit frohen Gesichtern beisammen gesehen. Mir zur Seite stand ein Quaker, er bemerkte, daß ich mein Wohlgefallen an der Menge und ihrem Festantlitze hatte, und sprach: Wenn Du viel fröhliches Volk sehen magst, so fahre nach Epsom Races zum 26. Mai. Ich wandte ein, daß ich den Tag mit dem folgenden zu einer Fahrt nach Oxford bestimmt hätte. Du mußt, fuhr er fort, nach Epsom Races, Oxford steht alle Tage, Epsom Races kommt nur ein Mal im Jahre. — Was ist Epsom Races? — Ein Pferderennen; hast Du aber an diesem keinen Gefallen, so siehst Du fröhliche Menschen. Fahre nach Epsom Races, Dir werden die Augen übergehen. — Mein Entschluß, zu fahren, war gefaßt; die Anmeldung zu einem der unzähligen Fuhrwerke, die Epsom Races zur Etiquette hatten, sparte mir ein Freund, von welchem ich beim Nachhausekommen eine Einladung fand, sein Gast zu Fahrt und Fest zu sein. Damit war nicht blos die leichte Mühe des Nachfragens gespart; das Fuhrwerk hat an dem festlichsten der drei Tage, diesmal war es der 26. Mai, erhöhte Preise; das meines Freundes kostete, wie ich zufällig erfuhr, neun Guineen, außerdem drittehalb Guineen für Kutscher und Stallknecht: doch war es auch ein stattliches Vierergespann. So ging es denn bei dem prachtvollsten Frühlingswetter und einer in London seltenen Heiterkeit der Luft durch Southwark ins Freie gen Epsom. Den Namen trägt eine weitgedehnte Haide, Epsom heath, an zwanzig englische Meilen südlich von London gelegen; das dort jährlich gehaltene Pferderennen ist vor allen andern durch Frequenz der Zuschauer ausgezeichnet; es ist ein Fest für die Hauptstädter. Vor und hinter uns eine unabsehbare Doppelreihe von Wagen, untermischt mit Reitern; eine ziehende Armee nimmt nicht mehr Raum ein. Auf der ganzen Fahrt war keine leere Strecke. Altengland zog aus in seiner Herrlichkeit, mit stattlichen Wagen und Rossen, mit Whims aller Art; auch der Spleen war nicht daheim geblieben, doch Freude und germanische Gutmüthigkeit malte sich als Farbe des Tages auf den Gesichtern. Da kamen Wagen mit Fahnen und Bändern geziert, Riesenfuhrwerke, haushoch, mehr als ein halbes Schock Menschen darin und darauf, zu oberst ein Trompeter, der lustig darein blies. Die Rosse jagen, und mitten im Gedränge lenken die Kutscher mit einer Behendigkeit und Sicherheit, daß auch dies zu sehen zur festlichen Lust wird. Da kommt ein gigantischer Wuestwagen, in der Mitte ein mächtiges Faß Ale, ein lustiger Dickbauch mit einem Maid von Backenbart sitzt darauf, und es wird fleißig herumge-



Digitized by Google

schenkt. Da kommt ein Sommeereiter, schneeweiß vom Kopf bis zu den Füßen. Drei zierliche Herrlein reiten einher mit grünen Schleiern. Es geht einen Berg hinan, ein Kutscher will dem andern vorfahren und treibt die Rosse über Gebühr an; man sieht, es wird den Thieren sauer; von mehrern Seiten wird gerufen: „das ist nicht schön" (that is not fair), und der Ungestüme muß ablassen. Es macht einen eigenen Eindruck, dieses that is not fair, gewiß der mildeste Ausdruck der Mißbilligung, und oft aus dem Munde des gemeinen Mannes gehört, in dem man sich nur ein „Rascal" zu denken gewohnt ist. Polizei, nirgends auf der Welt wohlthätiger als in London, von wunderbarem Einflusse auf Handlung und Gesinnung der Menge daselbst, niegends weniger lästig, stand hie und da am Wege, wo es bergab ging, oder in verengter Straße Stockung zu erwarten war; sie wies an zu Ordnung im Fahren, ihre Mahnungen waren bescheiden, aber ernst und der Ton bestimmt; sie wurden unverweigerlich befolgt; nirgends eine Brutalität, niegends eine Widersetzlichkeit. In Sutton, halbweges zwischen London und Epsom, wurde angehalten, und hier drängten sich Männer und Weiber heran, rothbedruckte Karten in den Händen. Man kauft, um das Programm des Festes zu haben. Die Karte ist überschrieben: Darlings' official and correct card, zeigt das Ende der Rennbahn, mit rennenden Rossen, die dichtgedrängten Zuschauer an der Bahn und an den Fenstern und auf dem Dache eines palastähnlichen Hauses, und warnt zugleich vor falschen Karten dieser Art. Auf der Rückseite sind die Namen der Rosse, die rennen werden, der Trainers und Jockeis und die Farben ihrer Livree angegeben, das Letztere das Merkmal für die Kampfrichter und Wettenden. Es sollten vier Rennen sein, das erste von 31, das zweite von 10, das dritte von 7, das vierte von 10 Pferden. Zu dem ersten hatten 154 Personen subscribirt, der Gewinn sollte 4300 Pfund sein. Wetten von 6 gegen 1, 7 gegen 2, bis zu 1000 gegen 15 waren am Ende angezeigt. Nach kurzem Aufenthalte in Sutton ging es in immer gedrängtern Massen weiter; der Weg zog sich an dem Abhange einer Hochebene hin, zur Rechten lag die Landschaft dem Blicke offen, über und über grün und die Fluren und Wiesen mit Busch- und Baumgruppen untermischt, ein reizender Anblick. Minder erfreulich anzusehen ist die Haide von Epsom selbst, von welcher aber die Aussicht am schönsten wird. Sie streckt sich meheere Meilen entlang, nicht geeignet zum Anbau, aber heerlicher Tummelplatz für ein Volksfest. Auf dem Plateau ist die Bahn abgesteckt, zwei englische Meilen lang, halbmondförmig, mit kurzem, dichtem Rasen bedeckt. An beiden Enden hohe Gebäude für Kampfrichter, Abonnenten und andere Zuschauer, zu beiden Seiten der Taue, die die Bahn begränzen, Buden und Zelte. Es kam in Frage, wo ein Platz zu suchen sei, ob bei dem Anfangs- oder Endpunete? Dort sieht man, wie für die Renner Gleichheit der Last ausgemittelt und dem minder schweren Jockei etwas zugelegt wird, hier das interessante Schauspiel, wie es mit der letzten Hast dem Ziele zugeht. Wir entschieden uns für diesen und gelangten hier in die Nähe der Stelle, wo die Kampfrichter sich befanden, Stewards stand. Glücklich, wer nach einander dort und hier zuschauen könnte! Aber dies gehört zu den Unmöglichkeiten. Wohl genug ist der daran, welcher in der Menge von Wagen und Menschen einen guten Standpunct findet. Schon ist zu beiden Seiten der Bahn eine doppelte Reihe von Wagen aufgefahren und dicht in einander geschoben, und immer noch strömen Menschen herbei; es ist, als sollte das Grün der Haide sich den Augen verstecken. Noch ist Zeit zur Umschau, zu einer Wanderung durch die wogende Menge, zur Musterung der Ankommenden. Hitze und Staub hat die Toiletten deranglrt, zumal bei den Reitern; aber tausend büstenbewaffnete Hände sind bereit, Rock, Hut und Stiefeln zu reinigen: der Engländer hält darauf, vor Allem Stiefeln und Hut blank zu haben; auch auf Epsom Heath, zwanzig Meilen von London, darf daran nichts vermißt werden. Am Tage von Epsom Races aber darf auch der Blumenstrauß nicht fehlen; Jedermann ist damit geschmückt. Ordensbänder sieht man nicht. Trüge Jemand ein solches, so würde dies auf eine Wette für eine der Jockelfarben gedeutet werden. Siehe da eine Schar Esel! Sie erinnern an die Zigeunerbanden, die auf den Haiden lagern und heute sich unter die Menge gemischt haben, zu wahrsagen und zu stehlen. Sie sind Bilder des Elends und Hungers, der Contrast zu den reichgefüllten Schinkenbuden, den Fleischblöcken von Rostbeef und den Batterien von Ale-, Stout-, Portee- und Gingerbeerflaschen, vor denen John Bull Labung sucht. Musik ist ringsum, Hackebret, Zither, Maultrommel ꝛc., vor Allem aber tönt das Wiehern der Rosse und das Geschrei der Esel ins Ohr. Glücksspiele in Menge für die Thoren. Vier eiserne Stäbe und vier Ringe, auf sie zu werfen; drei Fingerhüte und eine Erbse, unter einem von jenen zu rathen. Man glaubt den Gewinn mit Händen zu greifen, aber der Ring trifft nicht den Stab und die Erbse ist nicht un-

Digitized by Google

ter dem Fingerhut. Die Mittagssonne brennt, die Munterkeit fängt an der Erwartung Platz zu machen; man begibt sich zu der Schaustätte. Die Wagen füllen sich, Kopf an Kopf stehen längs der Taue die Fußgänger geschart; vielen von diesen gelingt es, auf einem Wagenrade oder einer Deichsel erhöhte Plätze zu finden, keinem wird diese Gunst verwehrt, auch dem Zerlumpten wird die Festlust nicht verkümmert; hier ist keine Aristokratie. Nirgends aber drängt sich's dichter, als an den Fenstern und auf den Dächern der Häuser am Ende der Bahn, die zu staffelförmigen Sitzreihen eingerichtet sind. Die oberste Reihe thront hoch in den Lüften, höher als die Galerie irgend eines Theaters. Ein londoner Blatt versicherte folgenden Tages, daß an 120,000 Menschen und 40,000 Pferde bei Epsom Races gewesen seien. Um 2 Uhr soll das erste Rennen beginnen, Alles harrt, aber die Geduld wird geprüft. Die Gesichtszüge fangen an mit der Erwartung sich zu dehnen; da kommen Intermezzos, auch das geringste gern gesehen und wirksam zur Heiterung. Ein munterer Essenkehrerbube setzt mit der Schnelligkeit eines Hasen auf Händen und Füßen quer über die Bahn; ein Polizeidiener rasch hinterdrein, ihn einzufangen, aber jener entkommt, ihm öffnen sich gegenüber die dichtgedrängten Reihen, Niemand bemüht sich, den Unschädlichen anzuhalten, ein unermeßliches Gelächter begleitet den Spaß. Bald folgt ein verlaufener oder gejagter Hund ohne Herrn, er rennt die Bahn in die Länge, in die Quere, nirgends ein Ausweg für ihn; auch hier tausendfacher Jubel. Doch es wird still, das Rennen hat begonnen, auch das Gespräch hört auf, nur ein dumpfes Schwirren ist hörbar, nur das Auge ist beschäftigt. Doch noch in den letzten Momenten werden Wetten geboten, und wäre es nur um ein Paar Handschuhe, Niemand weigert sich dessen, es gehört zum Feste. Vorangegangen aber waren frühmorgens in London die großen Wetten, deren Betrag nach der Schätzung einiger Banquiers eine halbe Million Pfund ausmachte. Bei den eigentlichen Virtuosen des Wettens geht es bis auf die Produce-stakes, Renner, die erst geboren werden sollen. — Sie kommen! Mit der Schnelligkeit eines Dampfwagens sind sie heran; zuvörderst ein schon mehrere Male sieggekröntes Roß, the Coronation, ihm zur Seite ein gefährlicher Nebenbuhler, 29 andere in verschiedenen Distanceen hinterdrein, alle dünn und schmal und straff, langgestreckt, als sollte der Leib die Erde berühren, den Kopf weit vorgereckt. Im Nu sind sie vorbei. Bei dem Stewards stand spähen und lugen die Kampfrichter, ihr Augenmerk ist eine optische Linie nach einem gegenüber befestigten Wahrzeichen hin; welches Pferdes Nase zuerst diese Linie erreicht, das hat den Preis. In dem Momente, wo the Coronation dahin gelangt war, erhoben sich eine Menge Tauben in die Lüfte, bestimmt, die Nachricht nach London zu bringen, sie flatterten eine Weile hin und her, bis sie die Richtung fanden, dann ging es in pfeilschnellem Fluge davon. Das zweite, dritte und vierte Rennen folgte in geringen Zwischenräumen; auch noch bei dem letzten läßt die unermüdete Spannung der Aufmerksamkeit erkennen, daß hier der Volkssinn seine volle Befriedigung hat. Zu den ausgesuchten Genüssen aber gehört es, dem Laufe der Wettrenner in der Bahn auf raschem Rosse zu folgen: mit jedem Rennen versuchte eine ansehnliche Zahl junger Herren sich und ihre Rosse, und Manche waren dicht hinter dem Zuge der Renner. Nun aber nach dem vierten Rennen und nach Beschauung der langsam zurückkehrenden Rosse tritt die animalische Natur in ihre vollen Rechte: in Zeit weniger Minuten wandeln sich die Wagen um zu Anrichten für Speise und Trank, die Menge bewegt sich in stürmischem Getümmel nach den Vorrathsbuden, der Haidegrund wird zum Teppich für die Mahlzeit, wo nun mit Fleisch und Brot auch reich vergoldeter Pfefferkuchen figurirt. Doch ergötzlicher ist es zu sehen, wie sich die Wagenkasten öffnen und ungeheure culinarische Größen, ausgesuchte Leckereien und die Grister der Flaschenfutter zum Vorschein kommen. Ein Wagen voller Damen in unserer Nachbarschaft, von zwei Lakaien bedient, bewies riesenhaften Appetit, und in üppiger Fülle lösten Rostbeef, Pastete, Hummer und Krabben ꝛc. einander ab und verschwanden vor den Blicken; munter platzten dazu die Champagnerpfröpfe los. Auch Tafelspäße blieben nicht aus. Die Sweeps tummelten sich umher, mit Purzelbäumen ohne Zahl, ein halbes Dutzend für ein Stück Fleisch und Brot; einer erbietet sich für einen Sixpence ein Lied auf seinen Backen zu spielen; er bläst sie auf, pocht und klatscht, wechselnd mit der Faust und flachen Hand: man glaubt mindestens einen Dudelsack zu hören. Lüstern winden sich Zigeunerweiber durch die Wagenburg; sie suchen vor Allem die schönen Frauen und Jungfrauen, und man bietet ihnen die Hand dar. Eine der Schelminnen trat zu einer vor wenigen Monaten verheiratheten jungen Frau unserer Gesellschaft, und verkündete dieser, im Herbste werde sie Schmerz und Lust haben über das, was sich im Winter mit ihr begeben habe. Das Mahl war zu Ende, ringsum glänzten die Augen, manches Paar Beine aber wollte nicht

Digitized by Google

mehr tragen. — Der Abend dämmert auf, einer der schönsten, die England je gesehen, der Himmel ohne alles Gewölk, die Luft still und ohne Nebel, die Temperatur wie im Juli. Es kostete Mühe, sich von der Epsom-Haide loszumachen, man hätte wie die Zigeuner dort lagern mögen; mancher selig Berauschte ist dort geblieben. Der Aufbruch erfolgte spät, nun aber von allen Seiten. Welch Getümmel! Welches Chaos! Es schien kaum möglich, daß ein geordneter Karavanenzug sich daraus entwirren würde, die Köpfe waren mehr erleuchtet als die Straße; zum Glück waren die Rosse nicht auch in spirits! Der Zug kam in Ordnung, langsam ging es gen London zu: Mitternacht war vorbei, als noch lange Reihen von Wagen durch Southwark rasselten.

„Du mußt nach Epsom-Races fahren."

W. Wachsmuth.

## Correspondenz.

### Aus Hamburg.

[Das Lesecabinet in der neuen Börse.]

Schlözer sagte von der Schweiz: „Helvetien ist bisher immer eine stille Polyphemushöhle gewesen. Alles geschieht hinterm Vorhange, Keiner thuts Maul auf, und die Herren speechen immer von Freiheit dabei! Raus damit, wer ein gutes Gewissen hat, Publicität ist der Puls der Freiheit." Auf wie viele deutsche Verhältnisse könnten diese Worte noch heute angewandt werden! — Ein Gerücht sagte, daß in der neuen Börse zugleich ein Lesekabinet eröffnet werden solle. Officielles und Bestimmtes kam darüber nicht zur Kunde des Publicums. Jetzt benachrichtigt ein von Selbstgefälligkeit strotzendes Circular der Besitzer der Börsenhalle die Abonnenten der Börsenhalle, daß sie „das allgemeine Beste berücksichtigend, den von allen Seiten laut gewordenen Wünschen, den zahlreichen Aufforderungen nach einer Vereinigung zwischen der löblichen Commerz-Deputation und ihnen nachgegeben, und eine Uebereinkunft mit der Commerz-Deputation und der Kammer abgeschlossen." — Das Publicum sollte den Besitzern der Börsenhalle für diese außerordentliche Gefälligkeit und Nachgiebigkeit eine Dankadresse votiren. Aber, fragt man sich, wo sind denn diese Wünsche von allen Seiten laut geworden? Niemand weiß davon, daß irgendwo sich der Wunsch geäußert, es möge Jemand „hinterm Vorhange" privilegirt werden, ein den bescheidensten Ansprüchen so wenig genügendes Lesekabinet wie das der bisherigen Börsenhalle auf der neuerbauten Börse weiter zu führen. Die Versicherung: „alle innern Einrichtungen unserer Börsenhalle bleiben dieselben", geben den Abonnenten der Börsenhalle — von der Gesammtheit des Publicums scheint nirgends Notiz genommen zu sein — die tröstliche Aussicht, daß sie dort eben so schlecht, unvollständig, ungenügend, so ganz ohne literarischen Tact, ohne wissenschaftlichen Geist, ohne Umsicht und ohne Beachtung der neuern und bessern in- und ausländischen Journalistik bedient werden sollen, wie sie bisher sich langmüthig haben gefallen lassen müssen. — Das Publicum fragt verwundert: warum ist hier, wo so viel von Freiheit geredet wird, dies alles „hinterm Vorhange" abgemacht? — warum ist diese Angelegenheit nicht „von allen Seiten" öffentlich besprochen worden, damit Vortheile und Nachtheile der bisherigen Einrichtung erwogen werden konnten? — warum hat löbliche Kammer und Commerz-Deputation versäumt, Concurrenz hervorzurufen, die sonnenklar gezeigt haben würde, daß die jetzige Nachgiebigkeit jener Herren ganz überflüssig sei? — Es ist bekannt, wie man im Allgemeinen in einer Hinsicht die Fremden in Hamburg gern zu übertheuern und zu übervortheilen sucht, wie man in anderer Beziehung dem hamburger Vollblut gern überall den Vorzug gibt, wie manche Leutchen gegen den Fremden, der hamburger Luft einathmet, deswegen besteuern möchten; — die wahnsinnigsten Projecte dieser Art sind durch die hiesigen Lokalblätter veröffentlicht — je kleiner der Staat, desto größer wird immer die Pfahlbürgerei, die Spießbürgerei sein, die, in Egoismus befangen, nur an sich denkt, die nur den eignen Kleinstaat, die eigne Stadt, das eigne Dorf für das wichtigste in der Welt hält. Das Abonnement in dem neuen Lesekabinet wird für Hiesige monatlich einen Thaler preußisch betragen, für Fremde aber monatlich einen Thaler und 18 Silbergroschen, also für Fremde um mehr als 50 Procent theurer sein. Eine solche Speculation auf den Geldbeutel der Fremden ist ganz würdig kleinlicher Krämerpolitik, aber ganz unwürdig für ein großartiges öffentliches literarisches Institut in einem Staatsgebäude, in einem dem Gemeinwesen gewidmeten und zugehörigen Hause. Wer da weiß, wie weit ausdehnbar der Begriff „Fremder" in Hamburg ist, wie man Jahrelang „ein Fremder" bleibt, der muß überdies fürchten, daß hier der Willkür und kleinlicher Gewinnsucht Thor und Thür geöffnet ist.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[Ludwig Tieck.]

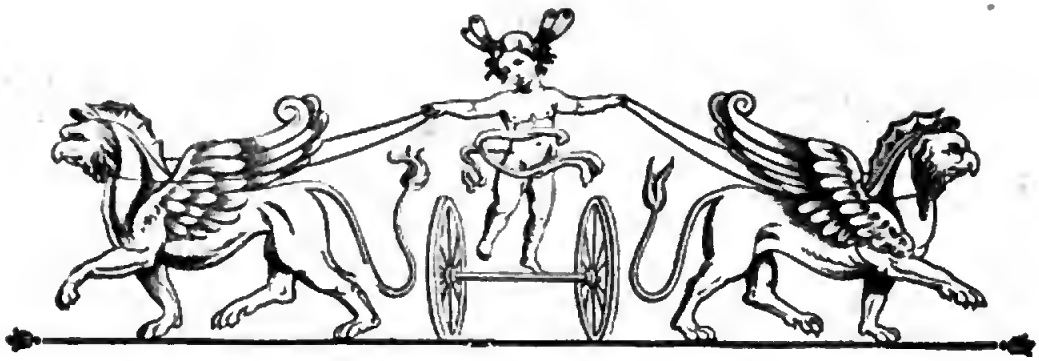
Tieck verweilte auf seiner Heimreise nach Dresden mehrere Tage in Leipzig. In zwei geselligen Cirkeln ward seinen Freunden der Genuß zu Theil, das große Talent des alten Meisters im Vortrag dramatischer Dichtungen zu bewundern. — Man will wissen, daß Tieck damit umgeht, in Berlin, wo seine Wirksamkeit sich fortsetzen wird, den Sommernachtstraum und den Sturm mit Musik von Mendelssohn auf öffentlicher Bühne zur Darstellung zu bringen.

[Unpolitische Lieder.]

Das Beste, was in Deutschland über Hoffmann's unpolitische Lieder gesagt wurde, ist von Mundt. Wie lasen im Septemberheft des Freihafens seinen sehr fein geschriebenen Artikel, der sich zugleich über den Sarkasmus des deutschen Volksliedes im Allgemeinen ausläßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 235. — den 30. November 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Gesangbildung.

Die sich durch alle Stände der Gesellschaft verbreitende Gesangbildung ist ein Zeichen der höhern Gesittung unserer Zeit. Ueberall, wo nur einige gebildete Menschen wohnen und wirken, bilden sich Gesangvereine und werden Quellen des edelsten Genusses. Musikfeste bringen Menschen, die sich ohne sie nie gesehen haben würden, in die freundschaftlichste Berührung, und führen das Volk jener Humanität entgegen, vor der kein Standes-, kein Sprachen-, kein Religionsunterschied gilt. Der Gesang gleicht alle Gegensätze aus und ist der Zauberstab des Friedens und der Liebe, Alles wird durch ihn verschönt, belebt, gehoben. Wie sollte man sich also nicht freuen über seine Verbreitung, und doch ist gerade in ihr der Grund der Erscheinung zu suchen, über die man so häufig klagt. Die Gesangkunst soll heut zu Tage nicht mehr so Ausgezeichnetes leisten, wie früher; große Sänger und Sängerinnen sollen immer seltener werden, und am Ende ganz aufhören, die Welt zu beglücken. Schlagen wir die Annalen der Gesangkunst auf und lesen wir von den Leistungen der Sänger und Sängerinnen des vorigen Jahrhunderts, so müssen wir allerdings zugeben, daß in unserer Zeit solche Leistungen nicht mehr vorkommen. Woher mag das wohl kommen? hat sich die menschliche Stimme verändert? hat sie nicht mehr die Fähigkeit, so Großes zu leisten? Das ist nicht wahrscheinlich. Eher könnte man glauben, daß die Fähigkeit gewachsen ist, da es erwiesen ist, daß die Natur in der Richtung, in der man sie fortwährend in Anspruch nimmt, endlich der Wirkung des Willens nachgibt und ihre Producte, wenn auch nicht in der Qualität, doch in der Quantität abändert. Wie sie also in China, nach jahrhundertlangen Versuchen, ihr kleine Füße für die Damen abzugewinnen, endlich aus freiem Willen, ohne weiteres Zuthun der Menschen, den Frauen kleine Füße gab, so könnte sie in Europa nach jahrhundertlangen Bemühungen, von ihr weite Lungen und tüchtige Kehlköpfe für die Sänger zu bekommen, endlich aus freien Stücken hergegeben haben, was man ihr sonst nur durch lange Uebungen abgewinnen konnte. So viel ist klar, daß sie heut zu Tage die Lungen und Kehlköpfe wenigstens nicht kleiner hervorbringt als sonst. Wenn nun dennoch nicht so Großartiges geleistet wird, wie sonst, so kann die Ursache davon nicht an der Natur liegen, sondern an der Kunst, die Fähigkeit zu entwickeln, d. h. an der Art und Weise der Entwickelung der Fähigkeit, kurz an der Methode. Die Methode der alten Gesangmeister war eine ganz andere als die der neuen, welche im Allgemeinen das Gepräge des Zeitgeistes an sich trägt, welcher mit Dampfwagen fährt. Die Methode der alten Meister gründete sich auf die Erfahrung, daß die Natur zu ihren Leistungen der Zeit bedürfe und keinen Sprung dulde. Sie bildeten erst die Stimmwerkzeuge durch lange von der Natur selbst gebotene Uebungen. Sie hatten genau untersucht, von welchen Theilen des Organismus die Erzeugung des nöthigen Kunsttones abhängig sei, und beobachteten die Natue unablässig, bis sie ihr ihre Gesetze



Digitized by Google

abgelauscht hatten. Sie lehrten, als die Grundlage aller weitern Gesangbildung, zuerst die Hervorbringung eines natuegemäßen, edlen Kunsttons, den richtigen Gebeauch der Register und eine zweckmäßige Athemveewendung, und gingen zu den höheeen Kunstübungen, welche die Schönheit des Tones verlangt, nicht eher über, als bis der Schüler den guten, von jeder Beimischung eines Nasen-, Gaum-, Kehl- odee Zahnklanges freien Kunstton mit Leichtigkeit und mit Sicherheit zu erzeugen verstand, mit den Eigenthümlichkeiten seiner Stimme und der daraus hervorgehenden Behandlungsweise derselben rücksichtlich der Register veetraut war und seinen Athem zweckmäßig zu gebrauchen wußte. Sie unterschieden zwischen einer schönen Stimme und einem schönen Tone, ein Gegensatz, den die Natur der Sache mit sich bringt, der aber zum Nachtheil der Gesangkunst in unseeen Tagen sehr häufig übersehen wird. Man meint, eine schöne Stimme müsse auch schöne Töne bilden, ohne weitere Anweisung; aber das ist ein Grundirrthum. Eine schöne Stimme ist nur eine vorzügliche Tonanlage für den Gesang, und muß, um so genannt zu werden, bei dem nöthigen Umfange klangvoll, starktönend, angenehm, klar, voll Fülle, metallreich und biegsam sein, selbst in den verschiedeusten Tönen der Höhe und Tiefe keinen bedeutenden Klangunterschied zeigen und auf jeder einzelnen Tonstufe völlig rein intoniren. Eine solche Stimme macht aber din, der sie besitzt, noch lange nicht zum Sänger, selbst wenn er Noten treffen und Alles vom Blatte weg singen könnte. Denn bei einer solchen Stimme kann man vielleicht keine Ahnung vom schönen Tone haben, und duech unedle Ausspeache der Vokale, durch uneichtige Behandlung der Uebergänge derselben, durch tausend Unarten in der Tongebung, durch falschen Athem in der Declamation, durch ungebildeten oder veebildeten Geschmack, durch schlechte Manieren im Vortrage häßliche und ein gebildetes Ohr verletzende Töne heevorbringen. Der schöne Ton ist Sache des Studiums und nicht das natürliche Erzeugniß einer von Natur reich begabten Stimme. Dagegen kann man bei einee guten Schule, welcher Fleiß und unermüdetes Studium zur Seite geht, auch eine minder begabte Stimme zu ausgezeichneten Leistungen entwickeln. So wurde Bernacchi von Bologna, der von Natur keine vorzügliche Stimme besaß, durch Pistoechi's Unterricht und seine Behaerlichkeit ein solcher Sänger, daß man seinen Ton göttlich schön, ihn selbst aber den König der Sänger nannte.

Man sieht hieraus, wie wichtig eine gute Schule ist, und wie nue diejenige gut genannt werden könne, die die naturgemäßesten Mittel anwendet, einen guten Ton zu erzeugen. Solche Mittel wendet aber nur die altitalienische Schule an; denn keine andere Schule hat solche Sänger gezogen, wie sie. Es ist daher sehr zu beklagen, daß diese große Schule in solche Vergessenbeit geratheu ist, und darum Pflicht eines Jeden, welcher den Hochgenuß des waheen Kunstgesanges zu schätzen weiß und Gefühl für das Wohl seiner Mitmenschen hat, zur Wiedereinführung jener alten Schule sein Scherflein beizutragen. Ich sage, schon aus Menschenliebe müsse man für jene alte Schule das Schwert ergreifen, weil nur sie den Sänger in den Stand setzt, ohne Gefahr für seine Gesundheie sein Leben der Gesangkunst zu widmen, bei den größten Leistungen der Stimme doch nicht zu schaden, sondern sie in unveeletzter Frische bis ins Alter hinüberzunehmen, und sie bei jedem Gebrauche eben so sehr zur Schöpferin eigenen als fremden Genusses zumachen. Was macht die neue Nichtschule aus den ausgezeichnetsten Talenten? Höchstens mittelmäßige Sängee, die nach fünf- bis zehnjähelgem Gebrauche ihrer Stimme verstummen müssen und von Glück zu sagen haben, wenn sie sich nue um ihre Stimme, nicht aber um ihre Gesundheit gesungen haben. Wie können solche Sänger mit Freuden vor das Publikum treten, wenu sie fühlen, daß jeder Genuß, den sie dem Publikum verschaffen, ihnen ein Jahr von iheem Leben koste, und wie können sich die Zuhörer der Töne wahrhaft erfreuen, wenn sie wissen, welche übermenschliche Anstrengung sie kosten. Es ist eine barbaeische Freude, die Freude an einem Gesange, der unter Schmerz der Brust des Sängers entstömt, oder doch der Krankheit und dem frühen Tode die Pforten öffnet. Darum weg mit dem Schlendeian des Gesangunterrichts unserer Zeit, der Alles dem Zufall überläßt, weg mit dem noch schlimmern Verfahren, welches das Heil durch vieles und starkes Singen eezwingen zu können glaubt. Es kann nur Eine richtige Methode geben, und das ist die altitalienische, welche auch untee den Deutschen einen Raff hervoebrachte. Für diese Methode sind seit einiger Zeit verschiedene Stimmen laut geworden, aber ohne großen Eefolg. Einen bessern Erfolg wird hoffentlich die neueste Stimme haben, die uns in dem bei B. G. Teubner erschienenen Weeke Rehrlich's: „Die Gesangkunst, oder die Geheimnisse der großen italienischen und deutschen Gesangmeister alter und neuer Zeit, vom physiologischen, psychologischen, ästhetischen und pädagogischen Standpuncte aus betrachtet, mit Berücksichtigung aller Erfordernisse, von denen die vollendete Ausbildung eines Sängers abhän-

Digitized by Google

gig ist", in der verständlichsten Sprache von der Welt, was uns noth thut, zum Bewußtsein bringt. Der Verfasser theilt dem Publikum ohne Rückhalt Alles mit, was er über die alte Methode in Erfahrung gebracht, und beleuchtet es, zum Nutzen und Frommen des singenden und hörenden Publikums, von verschiedenen Standpuncten. Kein Gebildeter wird das Buch unbelehrt aus der Hand legen. Es ist eine Art Naturgeschichte, welche den Stoff des Gesanges, den kunstgerechten Ton als eine liebliche Blume dem Boden der Stimmwerkzeuge mit Sicherheit abgewinnen lehret, und Alles bespricht, was dabei berücksichtigt werden muß. Das Systematische liegt mehr in der Sache als in der Darstellung, ein Umstand, der es möglich gemacht hat, daß die concrete Sprache des gebildeten Lebens nirgends der abstrakten Sprache der Wissenschaft zum Opfer gebracht worden ist. Man kommt in dem Werke von Abschnitt zu Abschnitt, wie ein Wanderer in einer interessanten Gegend von Ort zu Ort kommt. Man wird nicht müde und findet überall Ansprechendes, Anziehendes, zum Stehenbleiben Nöthigendes. Man befindet sich in dem Werke in der schlichten, aber edlen Natur, wo nichts Gemachtes das Auge beleidigt, wo der Athem der Wahrheit und Zweckgemäßheit aus allen Erscheinungen weht. Aber gerade diese Vorzüge des Werks werden es den Angriffen derer Preis geben, die nur auf die Form sehen und in dem Werke eine in allen Theilen mit Thorwaldsen'scher Genialität vollendete Statue verlangen. Eine solche Form hat das Werk nicht. Es ist etwas Zerstreutes, oft durch kein sichtbares Band Verbundenes, scheinbar Unzusammenhängendes, kurz die Form der Landschaft in dem Werke; aber daraus erwächst dem Werke kein Schaden. Es ist der Erguß einer edeln, einfachen Natur, und trägt die Schriftzüge der Wahrheit auf jeder Seite. Eine schlimmere Art Feinde hat das Werk zu fürchten in denen, die es nicht ertragen können, daß die Eigenwart nicht in Allem und Jedem, also auch in ihrer Art den Gesang zu bilden, das Höchste ergriffen haben soll, und noch mehr in denen, welchen es nicht um die Wahrheit, sondern nur um die Gewohnheit zu thun ist, die in der Unmethode der Gesangbildung unserer Zeit einen herrlichen Deckmantel für ihre Unwissenheit und Bequemlichkeit finden, den sie um nichts in der Welt werden hingeben wollen. Doch gerade dieser Umstand muß das Publikum doppelt antreiben, das Werk zu lesen, um mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Urtheile zu urtheilen. Der Verleger, der alle seine Verlagsartikel gut ausstattet, hat auch das Rehrlich'sche Werk mit Allem versehen, was dem ästhetischen Gefühle der Leser nur wünschenswerth sein kann. Papier, Druck, Umschlag wetteifern mit einander den Beifall des Publikums zu gewinnen. Die lithographischen Abbildungen der Stimmwerkzeuge und Anschlagspuncte für die Tonstrahlen in der Mundhöhle sind sehr sauber und eine den Werth des Buches nicht wenig erhöhende Zugabe.

Ich behalte mir vor, dem Leser dieses Blattes ein andermal einige specielle Partien aus diesem interessanten Buche vorzuführen. Für heute wollte ich dem Gegenstande nur die verdiente Beachtung zuwenden.

A. S—r.

---

## Correspondenz.

### Aus Hamburg. (Beschluß.)

[Das Budget von Hamburg.]

In anderer Beziehung hat man einen Schritt zur Oeffentlichkeit gethan. Die neuen hamburgischen Blätter bringen unter der Rubrik von Rath und Bürgerschaftsverhandlungen einen „umfassenden Finanzbericht", ein Budget. Der barbarische Eingang „Conventus senatus et civium Jovis d. 7. Octobris 1841. Propositio II," erinnert an den regensburger Kanzleistyl, der „umfassende Finanzbericht" selbst an die Rechnungsablage eines berühmten Feldherrn: zwei Millionen Kriegssteuer eingenommen, zwei Millionen ausgegeben. In dieser Beziehung entschließen sich deutsche Behörden schwer zur Annahme englischer und französischer Sitten. Eine genau detaillirte, specielle, haarscharfe Berechnung und Nachweisung eines jeden einzelnen Ausgabepostens, wodurch sich allein übersehen läßt, wie mit dem öffentlichen Seckel gewirthschaftet, ob in Kleinigkeiten gespart oder verschwendet wird, werden deutsche Behörden aus purem Patriotismus als französische Unsitte, als Erzeugniß der Revolution, noch lange fern zu halten suchen. — Die Totaleinnahme von 1840 betrug 5,112,000 Mark Banko (2,556,000 Thlr. preuß.; 124,000 Thlr. mehr als 1839); die Ausgabe aber 5,297,000 Mark (2,648,500 Thlr. pr.), also ein Deficit von 185,000 Mark (92,500 Thlr.). Unter den Einnahmen erscheint der Zoll mit 422,000 Thlr. pr., die Thorsperre mit 110,500 Thlr., die Accise mit 555,500 Thlr., die Abgabe von Eigenthumsveränderung der Immobilien 118,000 Thlr. (30,000 Thlr. mehr als 1839); der Stempel mit 368,000 Thlr. (17,500 Thlr. mehr als 1839), endlich eine Entfestigungssteuer von 25,000 Thaler; wohlzumerken keine Befestigungs-, sondern eine Entfestigungssteuer. Die Mehrausgaben sind hauptsächlich durch allerdings kostspielige Wasserbauten veranlaßt. — Im Budget für 1841 ist die Einnahme veranschlagt mit 2,475,500 Thlr., die Ausgabe mit 2,582,000 Thlr. Für das Militärdepartement sind 300,750 Thlr. veranschlagt, mehr als gewöhnlich, wegen Completirung des Etats in Folge der Bundesbeschlüsse, für Anschaffung und Verbesserung der Infanteriegewehre. Die Schifffahrts- und Hafendeputation erfordert „den ungewöhnlich hohen Betrag von 221,500 Thlr., mit welchem wahr-

Digitized by Google

scheinlich noch nicht einmal auszureichen sein wird". Herbeigeführt wird dies Bedürfniß durch die dringende Nothwendigkeit, der Versandung der Elde (bei Ritzebüttel), des Hafens und der Kanäle vorzubeugen. Beim Versanden der Elde scheinen alle die Staaten interessirt zu sein, die sich gegenwärtig bei der Elbzolleinnahme interessirt haben. Natürlich, es Recht und Billigkeit erfordern, wenn das Zollnehmen nicht einer modernen Piraterie gleichen soll, daß die Zollempfanger für die Einnahme etwas leisten; so möchte bei den Baggerarbeiten in Ritzebüttel vorzugsweise Hannovee, das unterhalb Hamburg einen nach regelloser Willkür in die Höhe geschraubten Zoll in Stade erhebt, interessirt sein. — Die Reinigung der Gassen von Schnee und Eis hat im vergangenen Winter nicht weniger als 30,000 Thlr. gekostet, „die man jedoch zugleich als eine höchst nützliche und selbst nothwendige Unterstützung der unbemittelten Volksclassen während dieser sonst erwerbslosen Jahreszeit betrachten muß." Diese 30,000 Thlr., die übrigens, wie viele, eine reine Stadt- und keine Staatsausgabe sein mußte, verausgabt für Straßenreinigung, fallen auf, wenn man weiß, daß die Straßen nie von Schnee und Eis rein geworden sind, daß die Kerle eigentlich nur verpflichtet schienen, sich Eis und Schnee auf der Straße anzusehen. — Die Pensionen für die Verwundeten und Hülfsbedürftigen aus den Jahren 1813 und 1814 haben sich um 5000 Thlr. vermehrt und betragen gegenwärtig 26,500 Thlr., die Zinsen der Staatsschuld sind mit Vermehrung der Anleihen um 8500 Thlr. gestiegen und betragen 602,500 Thlr.

In jenem conventu senatus et civium Jovis d. 7. Octobris 1841 wurde in der propositio V. von erbgesessener Bürgerschaft begehrt und bewilligt: 25,000 Mark Courant (10,000 Thlr. preuß.) für vorläufige, dringend nothwendige Erweiterung des für oberländische Elbkähne bestimmten Oberhafens. Wie der Verkehr auf der Oberelbe gestiegen, sich seit 20 Jahren beinahe verdreifacht, ergibt folgende Uebersicht, in der Ballastkähne, sowie mehrere 100 hierhergehörige Kähne nicht gerechnet sind:

| Elbkähne | kamen an: | gingen ab: |
|---|---|---|
| 1821 | 1764 | 1604 |
| 1824 | 2000 | 1969 |
| 1827 | 2324 | 2120 |
| 1830 | 2451 | 2129 |
| 1834 | 2606 | 1934 |
| 1837 | 2944 | 2646 |
| 1840 | 4188 | 3752 |
| 1841 bis Ende Juli | 2336 | 1927 |

W. L.

## Notizen.

[Der Spielberg.]

Zu Ende des Jahres 1838 besichtigte ein Franzose, Hr. Remacle, im Auftrage seiner Regierung, die Gefängnisse Deutschlands zu besuchen, auch den Spielberg. In den Mémoires de l'académie royale du Gard (Nismes 1840) findet sich der Bericht über diese Festung, die dem Franzosen von doppeltem Interesse sein mußte, weil sie 1809 vor dem französischen Belagerungsheere den Ruf ihrer Unüberwindlichkeit einbüßte, seit 1794 aber durch das Loos des Nationalconventsmitglieds Drouet in Frankreich bekannt wurde. Dieser Drouet aus Varennes saß auf dem Spielberg, knüpfte sich aus den Vorhängen seines Bettes ein Seil, brach jedoch auf dieser Flucht das Bein, wurde wieder eingebracht und erhielt erst zwei Jahre darauf durch Eintausch für die Tochter Ludwig's XVI., die jetzige Herzogin von Angoulême, die Freiheit. In diesen untern Kerkern haben sich oftmals die Gefangenen unterwärts hindurchgewühlt, von 30—40 Versuchen sind jedoch nur drei geglückt. Besagte Kerker tragen den Namen Franz I.; von ihnen führt ein jäher Abhang zu dem schrecklichsten Theil des Spielbergs, der den Namen Maria Thereſiens führt und feuchte Maulwurfslöcher hat, in denen der Gefangene selten mehr als 6 Monate ausdauerte. Die Kerker im Erdgeschosse haben das Besondere, daß eine eiserne Stange mit einer daranhängenden, drei Fuß langen Kette an der Mauer befestigt ist. Vor der kaiserlichen Verordnung vom Monat Februar 1832, welche den Carcere durissimo abschaffte, wurden die dazu Verdammten des Abends mittels ihres eisernen Gürtels an diese Kette geschlossen, so daß sie kaum auf ihrem harten Lager sich ausstrecken konnten, und wenn eine solche Marter ihnen ein starkes Geschrei auspreßte, so stopfte man ihnen die sogenannte Mundbirne, d. h. eine durchlöcherte und mit Pfeffer ausgefüllte eiserne hohle Kugel in den Mund, welche ihre Pein noch vermehrte. Seit Silvio Pellico's Darstellungen vor aller Welt ist Mäßigung eingetreten. 1838, sagt Hr. Remacle, gab es auf dem Spielberg noch zwei Gefangene, welche den Carcere durissimo überstanden hatten, und zwar einer 18 Jahre, der andere 20 Jahre lang. Im vorigen Jahrhundert saß dort der Pandurenanführer Baron von Trenck; in unserm humanen Säcul außer Silvio Pellico auch Maroncelli, Oroboni, Milla. (S. den weiteren Bericht über Remacle's Aufsatz in den Bl. für lit. Unterh. Nr. 282.)

[Musik in Leipzig.]

Zum Besten des Orchesterpensionsfonds leitete Mendelssohn-Bartholdy ein Concert, zu dem er selbst als Virtuose mitwirkte. Er spielte mit David die Beethoven'sche Cmoll-Sonate und einige seiner Lieder ohne Worte. Von David selbst hörten wir zum ersten Male eine Symphonie. Sie scheint aus dem Quartettstyl erwachsen zu sein. Der erste und zweite Satz nahmen am lebhaftesten das allgemeinste Interesse in Anspruch; besonders erfreute das eben so glücklich empfundene, als fein durchgearbeitete Adagio.

[Die leipziger Bühne.]

Man studirt zwei neue Opern ein, eine italienische von Merradante, und eine deutsche von Albert Lortzing, Casanova betitelt. Auch im Schauspiel ist das Personal fleißig, wie wir denn getreulich über jede neue Leistung Bericht erstattet haben. Um so mehr nimmt uns Wunder, daß Gutzkow's Werner und Laube's Monaldeschi von dieser Bühne noch immer ignorirt werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Verlags-Bericht, Januar 1841, von Leopold Voß in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Mémoires de l'Académie Imp. des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.
Sciences mathématiques et physiques. Tom. II. gr. in 4. St. Pétersb. 1840. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Sciences naturelles. Tome IIIme. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 11 Thlr. 7½ Ngr.
Sciences politiques, Histoire et Philologie Tom. V. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 4 Thlr. 15 Ngr.
Mémoires presentés par divers savans. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 6 Thlr. 22½ Ngr.
Recueil des actes des séances publiques. Partie XV. gr. in 4. St. Pétersbourg. 1840. 1 Thlr. 4 Ngr.
Bulletin scientifique publié par l'Académie des sciences. Tome VI., VII. et VIII. (chacun en 24 Nros.) gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. (Prix du tome: 1 Thlr. 15 Ngr.)
*Baer, K. E. v., u. G. v. Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des russischen Reiches und der angrenzenden Länder Asiens. 1—3. Band.
I. Statistische u. ethnographische Nachrichten über die russ. Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt v. Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgeg. v. K. E. v. Baer. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb. 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
II. Nachrichten über Chiwa, Bochara, Chokand u. den nordwestl. Theil des chines. Staates, gesamm. von dem Gen.-Major Geas, bearbeitet von G. v. Helmersen. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersb., 1839. 1 Thlr.
III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, par J. du Hagemeister. gr. in 8. St. Pétersb., 1839. 1 Thlr. 10 Ngr.
Baumgarton, Moritz, das Schielen u. dessen operative Behandlung nach eigenen Beobachtungen u. Erfahrungen wissenschaftlich dargestellt. Mit 1 Stdruckt. gr. 8. Leipzig, 1841. 22½ Ngr.
*Buxgard, H. G., Descriptiones plantarum novarum. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
*Brandt, J. F., Spicilegia ornithologica exotica. Fasc. I. Acced. tabb. V. lith. et color. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.
*Brossut, M. F., Catalogue de la bibliothèque d'Edchmiadzin. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1840. 7½ Ngr.
*Brosset, M. F., Monographie des monnaies arméniennes. Avec 2 planches. 4. St. Pétersbourg. 1839. 7½ Ngr.
Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. 6e Bd., mit Beiträgen von E. Burdach und J. F. Dieffenbach. gr. 8. Leipzig, 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Pharmaceutisches. IIr Jahrgang für 1840. Herausgegeb. von Dr. A. Weinlig. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
Central-Blatt, Polytechnisches. 6r Jahrg. für 1840. Herausgeg. von Dr. J. A. Hülsse und Dr. A. Weinlig. In fünftäg. Lief. (75 Bog. u. 551 Abbild.) gr. 8. 5 Thlr.
*Charpentier, Toussaint de, Libellulinae europ. descriptae ac depictae. Cum 48 tabb. col. 4 maj. Lipsiae, 1840. 16 Thlr.
Choulant, L., historisch literarisches Jahrb. für die deutsche Medicin. 3ter Jahrgang. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr.
Davy, Humphry, Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sir Humphry Davy's, herausgegeben von dessen Bruder John Davy. Deutsch bearb. v. C. Neubert, eingeleitet von Rud. Wagner. Mit Davy's Portrait und einer Abbildung der Sicherheitslampe. 4 Bände. 8. Leipzig, 1840. 5 Thlr. 15 Ngr.
— — Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlechte. Deutsch bearb. von C. Neubert. Mit 3 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Davy's Bildniss. Nach Sir Th. Lawrence in Stahl gestochen von C. Preisel. 4. Chines. Papier. 10 Ngr.
Drobisch, M. W., de Josannis Widmanni Egerani Lipsiensis quondam art. lib. magistri compendio arithmeticae mercatorum, scientiae mathematicae saeculi XV simul atque artis typographicae Lipsiensis insigni monumento. Solemnia inventae typographiae saecularia rite peragenda concelebraturus scripsit. 4. Lipsiae, 1840. 10 Ngr.
— — Grundlehren der Religionsphilosophie. gr. 8. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 15 Ngr.
Ehrenberg, H., Ansichten über die Seifenberger Wasserkur, begründet auf einen längern Aufenthalt daselbst. gr. 8. Leipzig, 1840. 22½ Ngr.
Einige Worte zur Vertheidigung des Hrn. Weiß, Directors der Wasserheilanstalt in Zeitwalde, von einem Curgaste. Vorwortet von Dr. H. Ehrenberg. 8. Leipz. 1840. 5 Ngr.
*Fedorow, W., vorläufige Berichte über die von ihm in den Jahren 1832 bis 1837 auf allerhöchsten Befehl in West-Sibirien ausgeführten astronomisch geographischen Arbeiten. In Auftrag der K. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. G. W. Struve. Mit 1 Karte. gr. 8. St. Petersburg, 1838. 1 Thlr.
*Gerhard, E., griechische u. etruskische Trinkschalen des K. Museums zu Berlin. Mit 12 Taf. gr. fol. Berlin, 1840. 20 Thlr.
*Grundlage der peakeischen Baukunst, nach der Originalausgabe der Königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben:
I. Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
II. Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithogr. Taf. mit Erläuterungen. Dritte Aufl. Fol. Berl., 1841. 4 Thlr. 15 Ngr.
Allgemeine Maschinen-Encyclopädie. Im Verein mit G. Altmütter, A. Burg, Th. Fischer, M. F. Gätzschmann, C. G. Hummel, K. Karmarsch, F. Reich, F. Schneider, J. A. Schubert, K. Weinlig, A. Weinlig und J. Wolfhagen, herausgegeben von J. A. Hülsse.
Text. 2te Lief. (10 Bg.) gr. 8. Lpz. 1840. Subscr.-Pr. 1 Thlr.
Atlas. 2te Lief. (10 Kupfrt.) quer Fol., Subscr-Pr. 1 Thlr 20 Ngr.
*Ménétriés, E., Essai d'une monographie du genre Aeacolus. Avec 1 planche color. gr. in 4. St. Petersb. 1839. 11½ Ngr.
*Meyer, C. A., das Aiyssum minutum u. die zunächst verwandten Arten, monographisch bearbeitet u. durch Abbildungen erläutert; nebst einer Uebersicht der Arten der Gattung Philonema. Mit 2 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersb. 1840. 10 Ngr.
— — einige Bemerk. üb. die natürl. Familie der Polygonaceae. Erster Artikel. Versuch einer naturgetreuen Anordnung der Gattungen dieser Familie. Mit 1 Steindrucktafel. gr. 4. St. Petersburg, 1840. 5 Ngr.
*Morait, Ed. de, Catalogus codicum bibliothecae Imperialis publicae graecorum et latinorum, Fasc. I. Fol. Petrop., 1840. 1 Thlr 5 Ngr.
Nicolai Damasceni, de plantis libri duo Aristotelis vulgo adscripti. Ex Isaaci Ben Honain versione arabica latine vertit Alfredus. Ad codd. mss. fidem addito apparatu critico recensuit E. H. F. Meyer. 8. maj. Lps. 1841. 1 Thl. 15 Ngr.
*Pander, C. H., Beiträge zur Geognosie des russ. Reiches. Mit 35 Stdrtaf. gr. 4. St. Petersburg, 1830. 15 Thlr. 22½ Ngr.
*Parrot, G. F., Recherches physiques sur les pierres d'Imatra. Avec 14 planches, 1 tableau de l'imstra et 1 plan du Wuoxen jusqu'à la cataracte. gr. in 4. St. Pétersb., 1840.. 1 Thlr. 15 Ngr.
Personen und Zustände aus den kirchlich politischen Wirren in Preußen. Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. gr. 8. Leipzig, 1840. 25 Ngr.
Prichard, James Cowles, Naturgeschichte des Menschengeschlechts. Nach der dritten Auflage des engl. Originals mit Anmerkungen und Zusätzen herausgegeben von Rud. Wagner. 1. und 2. Bd. gr. 8. Leipzig, 1840. 4 Thlr. 20 Ngr.
Radius, Justus, ausgewählte Heilformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Originalbeiträgen der berühmtesten klinischen Lehrer und Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre. Zweite umgearbeitete Auflage. 16. Leipzig, 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
*Rein, G., statistische Darstellung des Großfürstenthums Finnland. 8. Helsingfors, 1839. 17½ Ngr.
*Ruprecht, F. J., Bambuseae. Cum 18 tabb. lith. 4 maj. Petropoli, 1839. 1 Thlr.
Sömmerring, S. Th. v., vom Baue des menschl. Körpers. Neue umgearb. u. vervollständigte Orig.-Ausg. besorgt von W. Th. Bischoff, J. Henle, E. Huschke, F. W. Theile, G. Valentin, J. Vogel u. Rud. Wagner. In 9 Bdn. 2e Bd. Sömmerring's Lehre von den Knochen u. Bändern des menschl. Körpers. Nach der 2ten Aufl. u. nach den Handexemplaren des Verfassers mit den nöthigen Ergänzungen u. Zusätzen, auch dem Kata-

Digitized by Google

log der von Sömmerring hinterlassenen Sammlung von anatomischen Präparaten, herausgegeben von Rud. Wagner. gr. 8. 1839. 1 Thlr. 16 Gr.

Soubeiran, E. Anleitung zur Verfertigung künstl. Mineralwässer und ähnlicher Compositionen. Aus dem Franz. übersetzt und durch Zusätze, so wie die Formeln der vorzüglichsten deutschen Mineralwässer vermehrt. Mit 1 Steindrtaf. 8. Leipzig, 1840. 15 Ngr.

Stoeckhardt, H. R., de recto jurisconsolti eruditione proximo justitiae fonte oratio. 8 maj. Lipsiae, 1840. 7½ Ngr.

*Tchoubinof, David, Dictionnaire géorgien-russe-français. Gr. in 4. St. Pétersbourg, 1840. 6 Thlr.

*Trinius, C.B., Agrostideal, Viliea. 4 maj. Petr., 1840. 15 Ngr.

—— Oryzea. 4 maj. Petropoli, 1839. 15 Ngr.

*Unger, F., über den Bau und das Wachsthum des Dicotyledonen-Stammes. Eine von der K. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg mit dem Accessit gekrönte Preisschrift. Mit 16 Steindrt. gr. 4. St. Petersb. 1840. 2 Thlr.

Verzeichniss der in der Kreis-Naturalien-Sammlung zu Bayreuth befindlichen Petrefacten. Mit I. Einer petrefactologischen Karte von Ober-Franken. II. Einer geognostisch-petrefactologischen Uebersicht. III. Zwei und zwanzig Tafeln Abbildungen. gr. 4. Leipzig, 1840. 9 Thlr.

Wagner, Moritz, Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhange: Beiträge zur Fauna der Berberei von J. F. Brandt, M. Erdl, W. F. Ertchson, C. L. Koch, H. Nathusius, K. A. Rossmässler, H. Schlegel, A. Wagner und R. Wagner. 3 Bände gr. 8. und 1 Kupferatlas (Karte von Algier und 17 colorirte und schwarze Kupfertafeln). Fol. Leipzig, 1841. 12 Thlr.

Wagner, Rud., Icones physiologicae. Erläuterungstafeln zur Physiologie u. Entwickelungsgeschichte mit vorzüglicher Rücksicht auf seine Lehrbücher der Physiologie u. vergleichenden Anatomie. Dritte Abth. (10 Kupfert. zur Physiologie der Empfindung und Bewegung.) Fol. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. Das damit nun vollständige Werk kostet 7 Thlr. 15 Ngr.

Wrinlig, C. A., Lehrbuch der theoretischen Chemie. Zum Gebrauche der Vorlesungen und zur Repetition für Studirende. In 3 Lief. 1. u. 2. Lief. gr. 8. Leipzig, 1840. 2 Thlr. 25 Ngr.

Will, F., Beiträge zur Anatomie der zusammengesetzten Augen mit facettirter Hornhaut. Mit 1 Kupfertafel. gr. 4. Leipzig, 1840. 20 Ngr.

Zeitung für die elegante Welt für 1840. (40. Jahrgang). Herausgegeben von Dr. F. G. Kühne. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

---

# Inhalt.


**No. 214.**

Jakobine. Novelle von Th. Mügge.
Correspondenz. Aus Berlin. — Notiz.

**No. 215.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)

**No. 216.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 217.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.) — Notizen.

**No. 218.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.

**No. 219.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Ems. — Notizen.

**No. 220.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Ems. (Fortsetzung.)

**No. 221.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Ems (Beschluß.)

**No. 222.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg.

**No. 223.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 224.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.

**No. 225.**

Jakobine. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.) — Notiz.

**No. 226.**

Jakobine. (Fortsetzung.) — Notizen.

**No. 227.**

Jakobine. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dessau. — Notizen.

**No. 228.**

Das französische Volk. Skizzen von W. Nolte.
Correspondenz. Aus Kiel.

**No. 229.**

Die Expedition der Karlisten gegen Madrid im J. 1837. Vom Hauptmann L.....
Correspondenz. Aus Kiel. (Fortsetzung.)

**No. 230.**

Die Expedition der Karlisten gegen Madrid. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Kiel. (Beschluß.)

**No. 231.**

Die Expedition der Karlisten gegen Madrid. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Stuttgart.

**No. 232.**

Die Expedition der Karlisten gegen Madrid. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Fortsetzung.)

**No. 233.**

Die Expedition der Karlisten gegen Madrid. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.)
Aus Hamburg. — Notizen.

**No. 234.**

Epsom Races. Von W. Wachsmuth.
Correspondenz. Aus Hamburg. — Notizen.

**No. 235.**

Gesangbildung. Von A. S.
Correspondenz. Aus Hamburg. (Beschluß.) — Notizen.


(Hierzu ein Intelligenzblatt und drei Beilagen.)

---


Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.



Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt

Dienstags — 10. — den 14. December 1841.


Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

## ☞ Das Buch unseres Jahrhunderts.

Im Verlage von **Heinrich Franke** in Leipzig erschien so eben das humoristisch-satyrische Werk:

## Schneider Kitz!
### Das Buch unseres Jahrhunderts.

Von

**Max. Langenschwarz.**

4 Bände. Preis 6 Thlr.

Unter obigem Titel übergeben wir dem Publikum ein Werk **vom höchsten Interesse!** denn nie — dies dürfen wir mit Ueberzeugung aussprechen — ist ein humoristisches Werk erschienen, welches seine Zeit und deren Generationen in aller und jeder socialer und politischer Hinsicht mit so scharf treffender witziger Feder wiedergab. Derselbe Mann, von dem die Heroen der Gegenwart (wir nennen nur Böttiger, v. Hammer, v. Humboldt, Tieck und Tiedge) mit gleicher Anerkennung urtheilten, und von dem erst kürzlich die Redaktion der Dorfzeitung sagt: „Langenschwarz hat ein ganz neues Gebiet menschlicher Geisteskraft vor uns eröffnet"; derselbe Mann, der in so hohem Grade die Bewunderung der größten Genien Europas erregte, giebt uns hier das Jahrhundert im Spiegel der Wahrheit — unsere Zeit und ihre Menschen. Welche kühne und hohe Kraft eines auffassenden Geistes uns hier geboten wird, darf wohl bei einem Manne, wie **Dr. Langenschwarz**, nicht erst angedeutet werden. Wer die Gegenwart wirklich erkennen will, findet sie hier in ganzer, durch keine Einrede jemals zu widerlegenden Gestalt.

## Vorzüglich empfehlenswerthe Werke zu Weihnachtsgeschenken.

Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Blanc, D. L. G., Handbuch des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.** Zum Gebrauch beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie auch zum Selbstunterricht. Vierte neu durchgesehene Auflage. 3 Thle. gr. 8. Preis: 3 Rthlr. 25 Sgr. (3 Rthlr. 20 gGr.)

**Atlas zu Blanc's Handbuch** des Wissenswürdigsten aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner, in 25 Blättern entworfen und bearbeitet von W. Walter. Quer Folio. geheftet. Preis: 2 Rthlr.

**Der italiänischen Dichtkunst Meisterwerke.** Uebersetzt von K. Streckfuß. Ariosto, Dante, Tasso. Ausgabe in Einem Bande. Hoch 4. geh. Preis: 6 Rthlr.

Daraus einzeln:

**Ariosto's** rasender Roland und dessen fünf Gesänge. Uebersetzt von K. Streckfuß. Zweite umgearbeitete Ausgabe letzter Hand. Hoch 4. geh. Preis: 3 Rthlr.

**Dante Alighieri's** göttliche Komödie. Uebersetzt und erläutert von K. Streckfuß. Dritte Ausgabe letzter Hand. Hoch 4. geh. Preis: 1 Rthlr. 25 Sgr. (1 Rthlr. 20 gGr.)

**Fouqué**, Friedr. Baron de la Motte, **ausgewählte Werke.** Ausgabe letzter Hand. 12 Bände. Schillerformat. geh. Preis: 4 Rthlr.

Halle. **C. A. Schwetschke und Sohn.**

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig erschien so eben:

## Sommerblumensträuße

den

**holden Frauen**

gewidmet

von

**L. Rellstab.**

2 Theile. broch. 3½ Thlr.

Der Verfasser giebt unter obigem Titel sechs neue Erzählungen, die, wie seine früher gelieferten Erzählungen und Novellen, wie Geist und Interesse aufgefaßt und ausgeführt sind. Sie können besonders Damen zur angenehmen und interessanten Lectüre empfohlen werden.

Digitized by Google

Auswahl einiger vorzüglicher Schriften zu Christ- Geburtstags- Pathen- und Brautgeschenken, die bei **Fr. Volckmar** in Leipzig erschienen und in jeder Buchhandlung zu finden sind:

## C. A. Tiedge's
## sämmtliche Werke

4te Auflage, 10 Bände in Schillerformat, nebst Tiedge's Portrait und Facsimile. Subscriptionspr. eines jeden Bändchen 10 Ngr. (8 gGr.) = 36 Kr. rhein.

## Hanchen und die Küchlein
von A. G. Eberhard.

8. Auflage mit 10 Stahlstichen von Otto Speckter. 12. in Golddecke gebunden 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

## Urania von C. A. Tiedge.

Elfte Auflage, mit 7 Kpfrn. gebunden, mit Goldschnitt und vergoldeten Decken. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)
do broch. ohne Kupfer. Preis 22½ Ngr. (18 gGr.)
do Stereotyp.Ausg. 12. broch. Preis 10 Ngr. (8 gGr.)

Das neunzehnte
## Jahrhundert des Thierreichs
**oder Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere.**
Geschildert von ihnen selbst.

Das obige Buch erscheint in fünf bis sechs Lieferungen (mit 40 bis 50 Bildern); jede Lieferung kostet im Pränum.-Preis 10 Ngr. (8 gGr.)

## Reineke der Fuchs,

treu metrisch bearbeitet. 3. verbesserte Auflage. Mit gemalten Kupfern von **Prof. Richter** in Dresden. 8. Gebunden 2 Thlr.

**Erstes Kapitel.**

Es war just um die Pfingstenzeit,
Die Welt ergrünte weit und breit,
Die Blumen blühten rings empor,
Im Walde klang der Vögel Chor,
Die Flur durchwehte Balsamduft,
Schön war der Tag, und hell die Luft.
Da fiel's dem König Nobel ein,
Es soll't ein großer Festtag sein;
Davon ließ er sogleich die Kunde
Verbreiten ringsum in die Runde.
Die Ladung ward gern angenommen;
Bald sah man alle Thiere kommen.
Der Kraaich Lütke, Braun der Bär. u. s. w.

## Die Geschichte Jesu

nach der Erzählung der vier Evangelisten für die Gebildeten des weiblichen Geschlechts von **Friedrich Nösselt,** Professor in Breslau.

Mit 7 Stahlstichen, gebunden in Golddecke, Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.) Dasselbe mit Titelkupfer broch. 1 Thlr.

## Aug. Mahlmann's sämmtl. Schriften.

Ausgabe in 8 Bänden mit Mahlmann's Portrait in Stahlstich. Pr. eines jeden Bandes broch. 10 Ngr. (8 gGr.)

## Das malerische u. romantische Westphalen.

Von **F. Freiligrath** und **Levin Schücking.**
30 Engl. Stahlstiche. Preis 3⅓ Thlr.

## Nützliches Buch für die Küche

bei Zubereitung der Speisen von **A. E. Lehmann,** Lehrer der Kochkunst zu Dresden.
Sechste verbesserte Auflage. Gebunden. Preis 2 Thlr.

---

## Religiöse Festgabe.

Im Verlage von C. F. Osiander in Tübingen ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

# Christoterpe.

## Ein Taschenbuch
für
christliche Leser
## auf das Jahr 1842.

Herausgegeben,
in Verbindung mit Andern,
von
**Albert Knapp.**

Mit 6 Stahlstichen. 12mo. Elegant gebunden mit Goldschnitt und Futteral 3 fl. 36 kr. — 2 Thlr.

**Seine Majestät der König Wilhelm von Würtemberg** geruhten, die Dedication dieses Jahrgangs zu Höchst Ihrem fünf und zwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum allergnädigst anzunehmen.

Diese hohe Auszeichnung beurkundet wohl aufs Genügendste, daß der Herr Herausgeber, wie die Herren Mitarbeiter, in edlem Wetteifer alles daran gesetzt haben, um nach Inhalt und Form Vorzügliches zu geben.

Die dauernde steigende Verbreitung des Almanachs hat wohl hauptsächlich darin ihren Grund, weil es jedem Leser bald entgegentritt, daß nur Berufene für denselben wirken, die in ihm den Ausdruck ihrer innersten religiösen Ueberzeugung niedergelegen; und Jeder, dem religiöse Lectüre zum Bedürfniß geworden ist, wird durch den Almanach, der schon in so vielen Familienkreisen heimisch geworden, volle Befriedigung finden.

---

In **Fr. Volke's** Buchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

## Orpheus,
musikalisches Album für das Jahr 1842,
herausgegeben von August Schmidt.
**Dritter Jahrgang.**

Mit Mendelssohn-Bartholdy's Portrait in Stahl gestochen von Passini, und 6 Musikbeilagen. In schönen, allegorischen Umschlag gebunden.

Preis 2 Thlr.

Der prosaische Theil enthält, in der anmuthigsten Novellenform, einen reichen Schatz musikalischer Wahrheiten und Schönheiten, und eine Biographie Mozart's; der poetische Theil eine treffliche Blumenlese deutscher Dichtkunst. Dem Hrn. Herausgeber, der für dieses, in die Privatbibliothek S. M. des Kaisers aufgenommene Album mit der goldenen Gelehrten-Medaille belohnt wurde, ist es gelungen, die rühmlichst bekannten Schriftsteller und Tonkünstler für dieses Unternehmen zu gewinnen. Gediegener Inhalt, treffliche Musikbeilagen, und geschmackvolle Ausstattung machen das Buch zu einer, nicht blos für das musikalische, sondern für das gebildete Publicum überhaupt werthvollen und angenehmen Erscheinung.

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung

für die

# Elegante Welt.

Einundvierzigster Jahrgang.

December.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.

1841.

Digitized by Google

# Plan und Inhalt
## der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst.
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten.
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke ausgegeben und überdies

### ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

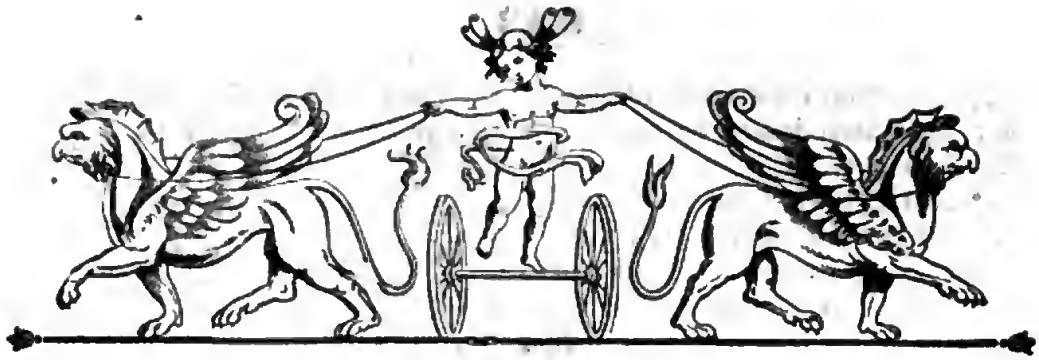
Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

**An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,**

einzusenden.

**Leopold Voß**
in Leipzig.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 236. — den 2. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Ilse.

Ein Harzmährchen von August Hesse.

Zogen einmal vor alten Zeiten drei junge Bergleute den Brocken herab durch das schöne Ilsethal. Es war aber ein wunderlieblicher Morgen, nachdem die stürmische Nacht vorübergegangen war. Die Bäume tropften noch von nächtlichem Gewitterregen, der Rasen war festlich mit Thau besprengt, und die Vögel in den Büschen und Felsspalten sangen ihr Liedlein nun froh und frei, während sie zu Nacht wohl ängstlich, von den Blitzen geblendet, aus dem Schlafe gefahren waren und kaum zu zirpen gewagt hatten.

„Eine verwünschte Nacht!" sagte Hermann; „ich glaubte, wir würden nicht mit heiler Haut vom alten Berge herunterziehen, und ich tränke mein letztes Krüglein da droben. Aber der liebe Herrgott hat mir auch heute Morgen noch einen Labetrank beschceert!"

„O, wäre doch ein Strahl des Himmels auf diese Brust gefallen," seufzte Leopold, „und hätt' all' dem Leid ein Ende gemacht! Ich kann Euch versichern, daß ich so gottlos war, jenen fürchterlichen Gedanken gestern im ärgsten Wetter leise bei mir auszusprechen."

„Ein Thor bist Du!" entgegnete Hermann unwillig und mit einem Anflug von dunkler Röthe im Gesicht, „und Dir wäre ganz recht geschehen, wenn's so gekommen wär'. Hab' ich Dir nicht zu tausend Malen gesagt, ich würde mich um solch Mädchen gar nicht fürder kümmern. Aber das seufz't und greint, und will doch ein Mann sein!"

„Daß ich Dir in Allem folgsam bin, lieber Hermann," erwiederte Leopold dem Bruder, „das weißt Du recht gut, ja, daß ich ohne Dich nicht leben kann. Die Milch, die ich mit Dir aus derselben Brust trank, hat mich auf ewig an Dich gekettet. Von Jugend auf nahmst Du Dich meiner an, Du schütztest mich, wenn wir mit andern Buben in Hader lagen, Du gabst dem zagenden Knaben zuerst den Muth, mit dem Grubenlichte in der Hand die Leitern des Schachts hinabzusteigen, und sie sagen Alle, wo der Hermann ist, muß auch der Leopold sein. Aber, wenn ich Dir auch ewig dankbar bin, die Christel kann ich und mag ich nicht vergessen."

„So glaube doch wenigstens der Stimme der Welt," sagte Hermann, „die das Mädchen für eine Hexe verschreit, die Dir Leib und Seele verderben wird. Kannst Du nicht ein anderes Weib Dir heimführen? tragen nicht alle Mädchen des Orts nach Dir Verlangen, und bist Du nicht ein hübscher Bursch, der sich schämen sollte, ein so häßlich verwünschtes Gesicht, wie die Christel, sich zu erküren?"

Leopold lächelte. „Hast Du mir nicht immer gesagt, Hermann," entgegnete er, „daß man an Hexen nicht glauben solle, und daß es keine Geister gäbe über der Erde?" —

„Wohl gibt es Geister über der Erde und unter der Erde," sagte Martin, der Dritte der Gesellen, der bis jetzt still und träumend neben den Gefährten herge-



Digitized by Google

gangen war und ganz in den Anblick des herrlichen Morgens versenkt schien. Sein Auge folgte bald den plätschernden Wellen des Felsbaches, bald blickte es selig in den rosigen Morgenhimmel hinein und bald in die Tiefe des Waldes zurück. Nur zuweilen bückte er sich, wenn er eine Waldblume am Wege vom gestrigen Sturme zu sehr gebeugt sah und klopfte mit vorsichtiger Hand die Regentropfen aus ihrem Kelche und richtete sie auf. Er war ein stiller, wunderlicher Mensch, konnte oft stundenlang allein in der freien Natur umherschweifen, und wenn er mit den übrigen Bergknappen so recht nach Herzenslust im Lande umhermusiciren konnte, so war er der glücklichste Mensch auf Erden. Sie nannten ihn immer den träumenden Martin. „Die Geister wohnen in Wäldern und Flüssen so gut wie im Schachte unter der Erde. Wie sollten denn sonst so manche Menschen den heerlichen Gaben des Musicirens und Dichtens leben, wenn nicht ein freundliches, höheres Wesen sie ihnen verliehen hätte?"

„Was mich betrifft," sagte der kräftige Hermann mit seiner tiefen Baßstimme, „so glaub' ich an die Kobolde und Gnomen der Berge. Ich weiß es gewiß, daß sie ihr Wesen um mich treiben, wenn ich mit meinem Hammer in dem Stollen wettere, daß die Funken um mich her fliegen. Wie sollte sonst so oft an einer Stelle, wo früher nur Stein oder Wasser war, die herrlichste Ader plötzlich springen? Aber um Nixen und solche Alfanzereien kümmere ich mich nicht!"

„Nun, und die Hexen?" fragte Leopold erwartungsvoll.

„An die muß ich wohl glauben," versetzte Hermann heftig, „weil ich sonst nicht einsehen könnte, wie die Christel Dir so sehr den Kopf verdreht hat! Mir tritt jedesmal die Galle über, wenn ich bedenke, wie hoffährtig sie Dich behandelt. Du bist der Einzige, der um sie freit, und doch hat sie Dich immer behandelt, als wärst Du ihr Sklave, und Dein Werben schnöde abgewiesen. Leopold, Leopold, thu' mir den Gefallen und werde einmal vernünftig!" —

„Kommt!" rief da der etwas vorangeeilte Martin und winkte mit seinem Wanderstabe herzu.

„Das ist eine saubere Geschichte," sagte Hermann herbeitretend. „Ein tückisches Wasser, die Ilse! Hier ist kein Durchkommen; wir müssen umkehren und einen Weg übers Gebirge aufsuchen." —

Den Felsbach hatte nämlich bei einem seiner vielen kleinen Wasserfälle ein vom Sturm der gestrigen Nacht umgestürzter Baum, der sich quer über die Ufer gelegt, und um den sich abgespültes Erdreich und Schlamm gesammelt, aufgehalten. So war der Bach wie durch einen Damm in seinem Laufe gehemmt, hatte sein Bett überschritten und durch seine Fluthen den Thalweg versperrt.

„Die arme schöne Ilse," sagte Martin, „wie trüb' und düster sie vor diesem Wehre steht! Sie ist unwillig, daß dieser alte Baumstamm durch seine mürrischen Launen ihren zügellosen Lauf unterbrechen darf. Wollen wir nicht Ritterpflicht an ihr ausüben und sie von dem ungebetenen Gaste befreien?"

„Das wär' eine sehr mühsame Arbeit!" entgegnete der zarte Leopold.

„Steinigen sollte man die Nixe," zürnte Hermann, „die, wie der thörichte Martin zu glauben scheint, in dem Wasser wohnt, weil sie so unhöflich ist, uns den Durchweg zu verwehren!"

„Ja, ja!" sagte Leopold lachend, „wir wollen sie so lange plagen, bis sie uns freiwillig den Abzug gewähret!" — Zu diesem kindischen Spiele raffte er Felssteine, die am Wege lagen, auf und folgte dem Beispiele Hermann's, der schon in seinem Unwillen ein Felsstück von ziemlicher Größe in das Wasser geworfen hatte.

„O, nicht doch, Leopold!" bat Martin. „Ist es nicht besser, durch Arbeit uns den Lohn des freien Durchzugs zu verschaffen? Kommt, legt Hand an!"

„Ein so närrischer Kauz wie der Martin ist mir doch noch nicht vorgekommen!" lachte Hermann. „Du fürchtest Dich wohl gar, daß die Nixe Dich zaufe? Sieh, diesen großen Felsstein werf' ich ihr auf das Haupt. Wohl bekomm's, Frau Wasserfei!" — Bei diesen Worten hob er den größten Steinblock, den er vorfand, in die Höhe und schleuderte ihn jauchzend in die Fluth hinein. Zischend und brandend spritzte das Wasser in die Höh'.

„Still!" sagte Martin. „Hört Ihr nichts? klingt es nicht wie Weinen aus der Tiefe?"

Hermann lachte, beugte sich aber doch näher dem Wasser zu, um zu lauschen. „Beim Himmel!" sagte er dann, „mir ist's auch so; komm einmal her, Leopold, weint da drunten nicht etwas?"

„Auch mir scheint es so," sagte dieser beklommen, nachdem er eine Weile mit angehaltenem Athem hingehorcht hatte. „Am Ende hatte Martin doch Grund zu warnen."

Hermann stand schon, nachdem er die Schuhe und das Oberkleid abgelegt hatte, arbeitend, über die Kniee im Wasser. Thätig und rührig war Martin bei der

Digitized by Google

Hand und Leopold sah mit angestrengter Aufmerksamkeit dem Werke vom Trocknen aus zu. — In einigen Minuten war das Hinderniß hinweggeräumt, und der Bach schoß nun in frohem, klarem Sprunge den Felsenhang hinab. Sein Schaum flog wie die Locken eines unbändigen Mädchens hoch in die Luft, und nieder wallte sein Wasserstrahl, wie ein meergrünes Gewand um schlanken Leib. Und plötzlich wandelte sich das Bild in Wirklichkeit. Ein schönes Mädchen mit flatternden Locken, mit wallendem Kleide war aus den Wellen aufgetaucht und jaukelte auf der Höhe des Wasserfalles hin und her, winkend und sinkend und sich lächelnd wieder erhebend. Stumm und staunend standen Hermann und Leopold und langten verlegen ihre Hüte von den Köpfen, Martin aber war wie anbetend auf die Kniee gesunken.

„Euch dankt die Nixe der Ilse," erscholl es aus dem Wogenbette, und die drei wußten nicht, vernähmen sie eine wirkliche Stimme, oder neckte sie das Klingen und Singen der zerschellenden Wellen, „und, Eure drei Herzenswünsche wohl erwägend, hat sie einem Jeden von Euch zum Andenken an diesen Tag ein Geschenk bestimmt. Tretet her, empfangt und bewahrt sie!" —

Den drei Bergleuten ist es gewesen, als hätten sie geträumt, und als sie erwacht sind hat ein Jeder von ihnen seine Gabe in den Händen gehabt: Leopold einen herrlichen mit Schildereien verzierten Krystallbecher, Hermann einen funkelnden, mit kostbaren grünen Steinen besetzten Ring, und Martin eine schlichte Geige. Und doch war er der Erste, der jubelnd das stumme Erstaunen brach: „Nun seht Ihr's, daß ich recht gehabt! O, die herrliche, kostbare Geige!"

Dann aber zogen sie weiter durch das Ilsethal. Ermüdet streckten sie sich nach einer kurzen Weile ins Moos unter dem Schatten eines vorspringenden Felsens. „Nun muß ich doch einmal meine Violine versuchen," sagte Martin, als sie sich gelagert hatten, „sie ist gewiß von unschätzbarem Werth." — Bei diesen Worten strich er mit dem Bogen die eine Saite an. Aber was für ein Ton war das! Bezaubert und mit offenem Munde horchten die beiden andern Gesellen, und als Martin gar einen Bergknappenmarsch zu spielen anfing, war es, als ob ein unsichtbarer Geist ihm die Hände leitete, so wunderbar klang die Melodie.

„Der Martin hat die schönste Gabe erhalten," sagte Hermann, „was aber sollen wir mit unsern Geschenken anfangen. Was soll mir der Ring?"

„Was mir der Pokal?" sagte Leopold. —

„Wir hätten aber klüger gethan," sagte Hermann nach einer Weile, während welcher sie wieder den Tönen von Martin's Geige gelauscht hatten, „noch ein Viertelstündchen weiter zu gehen und in der Waldschenke einzukehren. Dort ist vortrefflicher Wein, und mich dürstet sehr. Seit drei Stunden ist kein Tropfen über meine Lippen gekommen."

„Wenn die Nixe nur mir statt Dir den Ring gegeben hätte," meinte Leopold; „vielleicht, daß er mir mehr nützt. Und für Dich, der Du so gern trinkst, hätte sich der Becher weit besser geschickt."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden.

[Das Opernpersonal; Euryanthe, dister. Drama.]

Mad. Schröder-Devrient ist und bleibt nach Gesangsvortrag und dramatischem Spiel unsere Primadonna; ihr Platz in der Gesangswelt ist nicht leicht wiedee zu besetzen. Wo die äußern Mittel, wie bei ihe, so reizend vom dramatischen Genius getragen weeden, möchte man dem Naturegesetze zürnen, das mit den schwindenden Jahren auch über sie sein verkümmerndes Recht unerbittlich ausübt; man möchte füe eine solche Persönlichkeit, welche bei dem dramatischen Talente so sehe in Betracht kommt, Iduna's goldene Schale zu ewigee Verjüngung heebelwünschen. Muß übrigens die Künstlerin endlich den jugendlichen Gesangspartieen sich allmälig entfeemden, so wird sie doch in der Rollentrias des Romeo, Fidelio und dee Noema noch lange einzig dastehen. — Dee eeste Rang neben ihe ist unbedenklich dem Fräulein Wüst einzueäumen, deeen Sopean von immee noch großer Frische duech ein treffliches Spiel von geoßee Bedeutung füe unsere Opee ist. Ihre Eglantine in „Euryanthe" ist meisteehaft, und die Lueezia Borgia sang sie vor der Unghee mit außeeoedentlichem Beifall. — Fräulein Marx ist eine liebliche Operneeschеinung, ihee Stimme aber nicht metallreich genug, nicht zum Range einee eesten Sängerin berechtigend. Uebelgens besitzt sie füe ihee Sphäre viele Mittel und Fähigkeit, besonders füe italieniſche Musik. Sehe angenehm ist neben ihe Mad. Schubeet im leichtern Opernstyle. Ein geazlós bewegtes, gut nüancietes Spiel macht sie füe die komische Opee unentbehelich; allein ihe geeinger Stimmfond nöthigt sie zu sichtbae großee Anstrengung, was den Genuß verleidet. Für deutschen dramatischen Gesang der höhern Gattung ist sie niche geeignet. Fräulein Voll ist noch Anfängerin in jedee Hinsicht. Sie besitzt eine gute kräftige Altstimme, muß aber in musikalischer Hinsicht noch Viel lernen, wozu ihe eine Reise nach Italien zu empfehlen wäre. Sie ist wenig beschäftigt, da füe ihre Stimmlage zu wenig Partien existieen, auch ihre imposante Persönlichkeit in manchen Fällen als Hinderniß gelten kann, wogegen sie füe männliche Altpaetien, wie z. B. füe den Tancred, geboren scheint. Madame Hellwig ist eine sehr zarte, gefällige Opernerscheinung, und in leichtern Gesangspaetien ausge-

zeichnet, wie z. B. als Rosine im „Barbier von Sevilla". Herr Tichatscheck hat die Blüthenperiode seiner herrlichen Stimme hinter sich, und es wäre zu wünschen, daß er sich der, von ihm bisher ignorirten italienischen Schule zuwenden möchte, um mit ihrer bewährten Methode sein Talent höher zu heben und seinen noch immer schönen Fond längere zu conserviren, als dies bei seiner Art des Athemholens denkbar ist. Was jene Methode möglich macht, kann er an den beiden Bassisten Vesti und Zezi wahrnehmen, deren Leistungen bei sinkenden Mitteln immer noch bedeutend sind. He. Wächter bewährt sich überall als tüchtigen dramatischen Sänger, während seine Gattin im niedern Singspiele sehr brauchbar ist. In Wächter's Sphäre ist durch das Engagement des wackern Baritonisten Dettmer jetzt ein erfreulicher Zuwachs unserer Kräfte gewonnen worden. Einen wahren schönen Tenorfond hat Herr Bielezizki, allein er ist noch zu sehr Anfänger, ohne Spiel, Geschmack und Methode. Neben einer tüchtigen Gesangsschule ist auch diesem jungen Böhmen gute Schule in deutscher Sprache zu empfehlen; seine üble Mundart wirkt, wie jüngst im Postillon von Lonjumeau, unangenehm. Ein guter Bassist ist Herr Risse, aber sehr untergeordnet im Spiel; Hr. Böhme neben ihm ein im Allgemeinen sehr brauchbares Mitglied. Der seit längerer Zeit kranke Hr. Mitterwurzer besitzt einen schönen Bariton, aber auch ihm mangelt noch die Ausbildung; Don Juan ist z. B. eine unglückliche Partie für ihn. Im Ballet sind Fräulein Necti und Herr Lepitre anerkennungswerth. Unser Orchester darf man wohl zu den ersten Deutschlands zählen. Namen wie Rastrelli, Reissiger, Lipinski, Haase, Fürstenau, Kummer, Lewy u. A. a. zieren es.

Kürzlich sahen wir zum ersten Male: „Elisabeth", historisches Drama von Charlotte Birch-Pfeiffer. Der Stoff ist jener Zeit der Geschichte Englands entnommen, wo nach dem Testamente Heinrichs VIII. Maria Tudor, seine mit Katharina von Aragonien erzeugte Tochter ihm auf den Thron gefolgt war, und Elisabeth, die Tochter Anna Boleyn's, eine ähnliche Rolle als Gefangene spielen ließ, welche sie selbst später der unglücklichen Stuart zuwies. Das historische Factum der Anklage Elisabeth's auf Staatsverrätherei, wonach sie in den Tower gebracht wird, ist dadurch motivirt, daß die Königin dem Grafen von Devonshire, der die größte Zeit seiner Jugend im Tower verlebte, nach seiner Befreiung durch sie vom Staatskanzler Gardiner ihre Hand und die Krone antragen läßt, welche er um seiner Liebe zu Elisabeth willen verschmäht, und Rachepläne gegen diese hervorruft, welche Gardiner leitet. Auch der Graf wird wieder in den Tower gebracht, und zwischen ihm und Elisabeth eine Zusammenkunft im Garten veranlaßt, wobei der Staatskanzler mit einigen Zeugen ungesehen irgend eine verrätherische Aeußerung zur Begründung des Processes gegen die Princessin zu erlauschen bemüht ist. Da sich Nichts ergibt, das Volk inzwischen aber auf die bedenklichste Weise unruhig wird, so macht der Staatskanzler der Gefangenen den Preis ihrer Freiheit in der Vermählung mit dem Herzoge von Savoyen bekannt, um sie aus Englands Grenzen zu entfernen. Sie schlägt es aus, und er baut nun den Plan zu ihrem Verderben auf die Freilassung des Grafen von Devonshire, indem er hofft, dieser werde die Geliebte aus dem Schlosse Ricot, wohin sie gebracht wird, zu befreien suchen, und damit Gelegenheit zu einem Anklagepunkte geben. Der Graf eilt zwar zu Elisabeth, zeigt ihr jedoch die gelegte Schlinge der Feinde; es kommt jetzt zu einer eigentlichen zärtlichen Erklärung zwischen Beiden, und Devonshire, die Geliebte auf ihre große Zukunft verweisend, welche er nicht stören dürfe, entsagt ihr feierlich. Sie läßt sich an Größe nicht übertreffen, und spricht ihn umarmend, ungefähr die Worte:

So unentweiht, als Du sie jetzt verlassen,
Sollst Du im Jenseits einst die Braut umfassen.

Devonshire macht Umstände und will das Opfer nicht annehmen; allein es bleibt dabei, und die Gardine fällt. In dem Nachspiele erfährt man nun noch aus einer vier Jahre spätern Zeit (1558), daß Gardiner todt und die Königin todtkrank ist. Lord William Cecil bringt dann die Nachricht, Devonshire sei in Padua, wahrscheinlich noch auf Gardiner's Veranlassung, an Gift gestorben. Inzwischen ist auch Maria Tudor gestorben, und Elisabeth empfängt die Krone von England. (D. F. f.)

## Notizen.

[Das romantische Westphalen.]

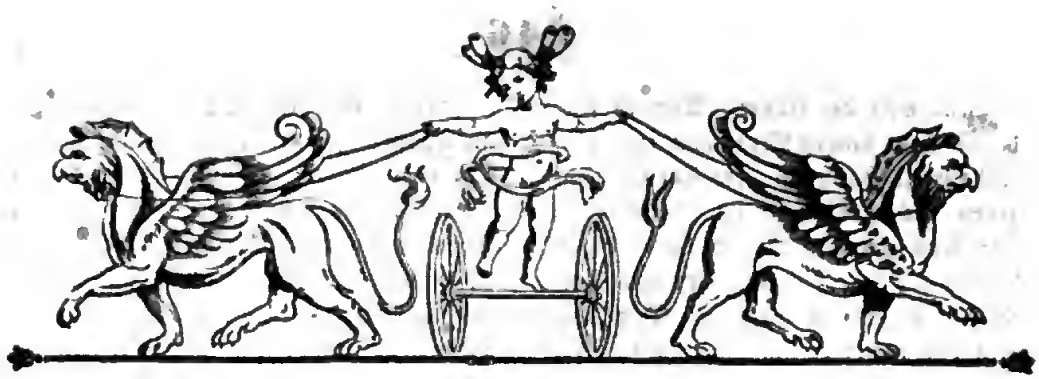
Westphalen hat seine eigenthümliche Romantik und es durfte nicht zurückbleiben in Hinstellung seiner Schönheiten. Von den Thälern der Weser, der Ruhr, der Lenne, der Sieg und der Wupper sind es besonders die berg- und burgreichen Ruhrlandschaften, deren Romantik einer von den Düsseldorfern mit so viel intimer Begeisterung wiedergibt. In 30 schönen Stahlstichen hat sich uns diese westphälische Romantik zu einem stattlichen Bande zusammengestellt (Barmen bei Langewiesche und Leipzig bei Volckmar). Als Cicerone leiten uns mit dichterischem Schwung und mit beschreibender Treue Ferdinand Freiligrath und Levin Schücking. Von jenem ist das einleitende Huldigungsgedicht an König Friedrich Wilhelm, den man den Deutschen nennt. Der Sohn der Wüste, wie wir ihn nach seiner Wahlverwandtschaft heißen, verräth sich hier eben sowohl als der Westphale, der er nach Geburt und Herkunft ist. Die Sagen des Landes sind in vielen eingestreuten Gedichten zum Ausspruch gebracht. Unter den vortrefflichen Stahlstichen, meist aus dem Binder'schen Institut in Leipzig, finden wie auch die Ansicht des fertigen Hermannsdenkmals, von dem bekanntlich erst das Postament eingeweiht wurde. Mit dieser Hermannssäule will Westphalen seinen Platz in der Weltgeschichte signalisiren.

[Fredrika Bremer.]

Man will wissen, daß die bei Brockhaus erschienene Uebersetzung der Bremer'schen Alltagsskizzen von Dr. Gans, einem Privatgelehrten in Gothenburg, ist. Also doch von einer schwedischen Feder, wie wir vermuthet, um uns das gebrechliche Deutsch zu erklären.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 237. — den 3. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Ilse.

(Fortsetzung.)

„Da sieht man abee die Weisheit der Nixen," sagte Hermann, dem diesee Gedanke sehe zu Herzen ging. „Indessen wollen wie doch einmal sehen, ob uns der Becher nicht vielleicht zu einem Trunke verhilft." — Somit nahm er dem Leopold den Bechee und wollte gehen, um in Ermanglung von etwas Besserem eine frische Quelle aufzusuchen. „Ich wolite, die Nixe hätte den Bechee wenigstens mit Wein gefüllt, ais sie ihn Die schenkte," sprach ee noch eh' er sich auf den Weg machte; und siehe! kaum hatte er die Worte gesprochen, so wae der Becher bis zum Rande mit funkelndem Weine gefüllt. — „O, seht, seht!" eief Hermann mit freudestrahlendem Gesichte sich zu den Gefährten zurückwendend, „den schönen, klaeen Wein!" Und dann trank er ihn hestig hinunter.

„Was nützt mir dee Wein," wiederholte Leopold betrübt, „ich wollte, Dein Ringlein verhälfe mie zu meinem Glücke!"

Indeffen hatte Hermann schon den zweiten Bechee geleert.

„Hör' meinen Vorschlag, Hermann," fuhe Leopold fort, „iaß uns tauschen mit unsern Gaben. Dich macht dee Becher, mich der Ring glücklichee; das hat die Nixe wohi nicht bedacht."

Hermann hatte schon den dritten Becher geleeet; es war, ais ob dee Wein eine Anziehungskraft auf seinen Gaumen ausübte: „Nicht bedacht!" sagte ee, „ganz eichtig, Bruderherz — nicht bedacht! Da hast Du den Ring, und der herrliche Krystallbecher ist mein!"

„Tauscht nicht!" sagte da Martin, plötzlich die Geige absetzend, „tauscht nicht! Wohi muß die Nixe gewußt haben, was Jedem frommt. Vielleicht, daß gerade Die, Hermann, der Du dem Weine oft mehr als gut zusprichst, dee Ring, und dem Leopold, weil er gae zu verliebtee Natue ist, dee Wein hilft."

„Ach! was da, Here Virtuos!" sagte Hermann, der Tausch ist gemacht und wird nicht wieder geändert."

„Nein, nun und nimmermehr!" betheuerte Leopold und steckte den Ring auf seinen Finger.

Maetin abee schüttelte mißbilligend den Kopf und hob dann seinen Bogen wiedee. — —

Gegen Abend zogen die drei Bergleute jubelnd in Ilsenburg ein. Maetin voeauf mit seinee Geige, lustige Liedee spielend und umspeungen von den Mädchen und Buben des Ortes, die die Musik herbeigelockt. Ihm nach zog Hermann mit etwas umnebelten Sinnen, den Becher hoch in der Luft schwingend, und Leopold an seinem Arme, der still und seiig das wiedeegespiegelte Bild dee Abendsonne in srinem Ringe anschaute.

---

In den „Forellen" feierte Leopold in zwei Monden seine Hochzeit. Einige Tage nach senee Rückkehe vom Brocken war er, dem Ring der Ilse am Finger, voe Jungfer Cheistine getreten, um seinen Antrag zu erneuern. Und seltsam! diesmal empfing ihn Christine



Digitized by Google

mit ganz anderem Benehmen als früher. Aber es war nicht Liebe, mit der sie dem jungen Bergmann entgegenkam. Vielmehr behauptete Hermann, die Christel habe erfahren, welch einen Schatz Leopold im Ilsethale erhalten. Sie kenne recht gut den Werth des Ringes, der nicht mit Golde zu bezahlen sei, und nun aus Habsucht habe sie endlich ihr Jawort gegeben. Den Leopold aber kümmerte das nicht; er glaubte nun sein Lebensziel erreicht zu haben. Er, der schon früher nie mit Leib und Seele Bergmann gewesen, vertändelte nun seine Tage an der Seite der herrischen Christine, trotz aller ihrer Launen, die sie täglich in Zank und Streit an ihm ausließ. Und er würde auch so bis an sein seliges Ende verharrt sein, wenn sie nicht selbst ihn zuweilen durch zornige Reden von sich geschencht hätte. Dann eilte er wohl zu Hermann und schüttete in dessen treuen Busen sein Herzeleid aus.

Aber auch Hermann war seit jenem Tage im Ilsethale nicht mehr der Alte. Auch er hatte den Bergmannsschurz abgethan und saß Tag und Nacht in der Schenke. Da saß er im gepolsterten, wohlgeschnitzten Großvaterstuhl und vertrank sein Leben aus dem Krystallbecher der Ilse. Seine Kleider zerlumpten nach und nach, und er hatte oft kaum das trockene Brot. Aber Wein ward ihm vollauf; es war, als stecke in dem Becher ein böser Dämon, der ihn nöthige, immer den Wunsch von neuem auszusprechen: Becher fülle Dich! Und doch war er früher der rüstigste Bergmann in der ganzen Umgegend gewesen; Niemand verstand den Hammer so zu schwingen, wie er. Auch konnte er, wenn ihm gerade einmal etwas durch den Kopf ging, erschrecklich jähzornig sein, und das namentlich, wenn Leopold ihm sein Leid klagte.

Dies ganze Wesen regte seltsame Vermuthungen unter den Leuten an; man munkelte Dies und Jenes von Kobolden und bösen Geistern. Mit Hermann allein hätte kein Mensch eine Stunde beim Schenkwirth zugebracht, um Leopold's Haus pflegten weniger beherzte Leute einen Halbkreis zu machen, wenn ihr Weg sie daran vorbeiführte, und die alten Mütterchen schlugen ein Kreuz, wenn sie die Christel zufälligerweise beim Brunnen trafen. Darum waren Alle gespannt auf die heutige Feier, von der man nichts Gutes prophezeihte. Selbst dem Umstande, daß die Christel, sei es aus Laune, sei es um den Leuten ein Aergerniß zu geben, die Hochzeit nicht in ihrem Hause geschehen lassen wollte, legte man einen unheimlichen Beweggrund unter.

Nun war die Schenke so festlich, als es anging, aufgeputzt; grüne Reiser schmückten die kahlen Wände, gar viele Lichter brannten auf den Tischen, und der Wirth mußte vom Besten schenken. Auch fehlten die Bergknappen nicht mit ihren Instrumenten, auf welchen sie manch lustiges Tänzchen spielten, daß Kerzenglanz und Musik weit in die Nacht drangen. Und trarah und dideldum! klinge, Du Geige, tönet, Ihr Hörner, drein, schwingt Euch, Ihr Tänzer, im jubelnden Reihn. Stoßt mit den Gläsern an! Hurrah, dem Bräutigam, Hurrah, der Braut! Nun bringt die Gaben dar, die Myrthe der Braut ins Haar, den Schuez reicht dem Mann! Ihnen in Ewigkeit bleibe der Berggeist hold, erfülle die Kisten mit Linnen und Gold. Nutzet den Augenblick, sind doch die Wangen roth, tanzt bis zum Morgenlicht, tanzt in den — Ehestand! Trarah und dideldum! —

Die Christel aber war gar herrlich geputzt; sie trug ein weißseidenes Kleid und ein Diadem auf der Stirn, als würde sie die Gutsherrin des Orts und nicht die Frau des Bergmanns Leopold. Mit stolz zurückgeworfenem Kopfe spazierte sie am Arme Leopold's durch den Saal, und ließ sich auch dann und wann wohl herab, die Mädchen zum Tanze und die Burschen zum Trinken aufzufordern. Dabei warf sie zuweilen zornesfunkelnde Blicke auf Hermann, der, als störe ihn der Vorfall nur in seiner Behaglichkeit, in zerrissenen Kleidern auf seinem Lehnstuhl saß und zechte und wiederzechte aus dem Krystallbecher der Ilse. Er lachte zuweilen höhnisch und warf seine verspottenden Reden unter die Umstehenden, daß auch sie in unwillkürliches Lachen ausbrechen mußten und wohl sagten: Nicht der Leopold, sondern Hermann ist heute der Bräutigam. Denn wieder schwang er seinen Becher und brachte Gesundheiten auf das Glück der Braut, auf Leopold's und zuletzt auch auf sein eigenes Wohlergehen. Jetzt hob er den Becher wieder und rief, daß es durch den Saal schallte: „Diese herrliche und wunderfeine Hochzeit sei gepriesen und soll männiglich Glück in ihren Folgen bringen. Und wenn's die Herren Musikanten glauben, so blasen sie einen Tusch!"

Aber auf eine Handbewegung der Braut verstummte plötzlich die Musik und Christine selbst trat zornig zu Hermann und sagte: „Ei, der Herr Vetter macht uns heute große Ehre, sitzt da stolz wie ein Bettlerkönig auf seinem Throne, läßt es sich angelegen sein, die Gäste durch schöne Späße zu erheitern, und verschmäht unsern schlechten Wein. Pfui, schämen sollte sich der böse Gesell, mit dem Niemand mehr umgehen mag!" — Nach diesen

Digitized by Google

Worten nahm sie den Arm Leopold's, der den Milchbruder mit einem bittenden Blicke ansah, und verließ stolz mit ihm den Saal. — Viele der anwesenden Gäste folgten ihrem Beispiele, Andere aber riefen den Musikanten zu, weiter zu spielen, und fuhren fort zu tanzen. Doch auch die Musik klang wie verstimmt und lud nicht mehr zu Lust und Fröhlichkeit ein. Martin hatte sich heimlich davongestohlen, draußen in der Nacht seiner beklemmten Brust durch ein freies Lied Luft zu machen. — Nach und nach entfernten sich auch die Tänzer und nur einige verspätete Gäste blieben noch zurück, und auch Hermann saß noch immer in seinem Lehnstuhl und zechte.

Da nahte sich ihm ein alter Bergmann, der bisher still in einer Ecke bei seinem Krüglein gesessen hatte. Er rückte sein Sammetkäppchen vom Ohre, daß die silberweißen Locken darunter hervorquellen und nahm mit diesem freundlichen Gruße neben Hermann Platz. „Hermann, Hermann," sagte er, „welch einem gottlosen Treiben habt Ihr Euch seit kurzem ergeben. Ihr fahrt nicht mehr wie früher arbeitslustig in den Schacht hinab, und alle Knappen und der Steiger sagen: wo bleibt nur der Hermann; seit er nicht mehr da ist, springt keine Ader mehr. Ist's doch gewesen, als wenn Euch der Geist des Berges zu seinem Lieblinge erkoren hätte und Euch alle seine Schätze offenbaret. Und nun — — der Stollen sieht verwaist, und wahrlich, kein Golderz, nicht ein Stückchen, hat der „Hund" seitdem heraufgewunden!"

„Wozu hinabsteigen unter die Erde und dort nach Gold und edlem Metalle suchen?" sagte Hermann entgegen. „Ha! mein Becher ist der beste Schacht, und wenn ich steige, treff' ich bei jedem Zuge auf das reinste, klarste Gold!"

„Ihr werdet ein Bettler sein," fuhr der Alte fort, „und ein ordentlicher Knapp muß sich schämen, mit Euch zu verkehren; sie meiden Euch Alle und reden Euch Uebles nach. Glaubt nicht, daß ich es verkenne, wie gut ein Trunk zu rechter Zeit thut, glaubt nicht, daß wir nicht wüßten, wie Euch so mancher Vorfall ans Herz gegriffen hat — aber Ihr seid ja wie ein Verzweifelter. Arbeit, sag' ich immer, ist ein gut Ding."

„Ich kenne ein besseres," versetzte Hermann, „und es läßt mich alles Leid, das mir die Christel anthut, vergessen. Da drinnen im Becher ruhen gar herrliche Bilder, Königstöchter mit blitzenden Kronen, Seejungfrauen mit langem Haar und braunen Augen. — Doch Ihr begreift das nicht!"

„Lieber Hermann," entgegnete der Alte, „Ihr scheint da böse Bekanntschaft unter der Erde gemacht zu haben. Das hat schon Manchen verlockt; laßt Euch rathen und warnen!"

Hermann lächelte, wie Einer, der die Sache besser versteht, und blickte in seinen Becher hinein.

„Seht, Hermann," fuhr der greise Bergmann treuherzig fort, „blos Euch zu Liebe bin ich auf diese traurige Hochzeit gekommen. Ich dachte mir, der Hermann hat doch gewiß sein braves Herz noch bewahrt, und er wird den Bitten eines alten geprüften Mannes nachgeben."

„Ich sag' Euch aber, daß ich diesen Unfug mit der Christel nicht dulden werde!" versetzte Hermann plötzlich abspringend.

Der Alte nahm sein Käppchen achselzuckend und entfernte sich mit bekümmerten Mienen. —

„Der Martin," sagte einer von den übriggebliebenen Gästen zu seinen Genossen, „stoßt an, der Martin soll leben! Dem muß irgend eine gute Fee auf seinen Wegen begegnet sein!"

„Ja, ja!" stimmten die Andern ein, „das muß wahr sein!"

„Habt Ihr's wohl gesehen," sagte ein Anderer, „selbst die alten Basen verschmähten ein Tänzchen nicht, wenn er spielte?" —

„Nun Valet!," sagten Drei oder Vier.

Dann klangen sie noch einmal an, zogen die Mützen, mit geheimer Scheu vor Hermann, der ihnen kaum stolz zunickte, und gingen.

Hermann aber zechte noch fort.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden. (Fortsetz.)

[Elisabeth.]

Jedenfalls ist das Stück eines der besseren von der fruchtbaren Dichterin. Die Sprache bewegt sich in Einfachheit und erhebt sich nur bisweilen angemessen zur tropischen Form. Allein in der Form für den Stoff hat Madame Birch-Pfeiffer sich vergriffen. Dies Stück Geschichte mußte anders zugeschnitten werden, um von ächt dramatischer Wirkung zu sein; denn der jetzigen Beschaffenheit des Dramas fehlt die Hauptsache: die Handlung in der Bühnendeutung. Die Verfasserin hat hier von dem alten Vorwurfe der Effectmacherei sich befreien wollen, ist aber dabei ins andere Extrem gerathen, in die Wirkungslosigkeit, indem schon mit dem von Devonshire verschmähten Vermählungsantrage Maria's und seiner von ihr verfahrenen Liebe zu Elisabeth der Hauptinhalt des Stücks, die Verfolgung der Prinzessin, klar vorliegt. Bei den Intriguen Gardiner's zu dieser Verfolgung bleibt es nämlich vier Acte lang, ohne daß wir zu

Digitized by Google

einer Pointe, zu einem genügenden Abschlusse gelangen. Wie darin Alles nur Referat und Reflexion ist, so auch in dem Nachspiele, welches noch eine dürre Nachlese liefert. Die Situation im Tower versetzt Devonshire's Liebe von vorn herein in Unthätigkeit; seine Scene mit Elisabeth im Garten des Towers würde gut sein, leidet aber durch die Ueberreichung des Blumenstraußes mit dem Gedichte mindestens an Ueberfluß, wenn nicht an Unwahrscheinlichkeit. Die Entsagungsscene endlich, von der ein hochpoetisches Licht über das Ganze ausstrahlt, ist dramatisch unwahr, weil weder durch den hier geltenden Charakter der Elisabeth noch durch Situation und Verhältnisse motivirt. Die Prinzessin ist nämlich keineswegs thronsüchtig, an den Tod der Maria ist vorläufig nicht zu denken, Stand und Verhältnisse des Grafen sind kein Hinderniß, und dennoch trennen sich die edlen Seelen, statt um jeden Preis zum Genusse ihrer hohen Liebe sich zu vereinen. Die Geschichte läßt bekanntlich jene jungfräuliche Königin auch im Punkte der Jungfräulichkeit nicht ganz fleckenlos; die Poesie dagegen konnte in versöhnendem Triumphe diese durch Elisabeth's Liebe zu Devonshire bis zum Tode völlig rein erscheinen lassen. Dann aber mußte gerade ihr Charakter historisch treuer gezeichnet werden, und weniger lieber die einwirkenden Umstände, um einen festern Leitfaden der Wahrscheinlichkeit zu diesem Culminationspunkte des Stückes zu haben. Nicht Devonshire, sondern Elisabeth mußte der Ehe um ihres Thrones, ihres Volkes willen entsagen, damit sie diesem mit ungetheilter Kraft angehören könne. In die jetzige Anlage paßt die Birch-Pfeiffer'sche Elisabeth gar nicht recht. Sie ist hier zu einem liebenden und duldenden Engel gemacht, den man in dem von Schiller gegebenen Charakter an keinem Zuge wiedererkennt. Die captatio benevolentiae, wofür Mad. Birch-Pfeiffer sich von der jungfräulichen Königin eine Dankadresse aus Elysium verdient hat, kommt indeß zu spät. Das Bild jener Elisabeth, welche der Stuart gegenübersteht, hat vor dem Auge der Nachwelt längst ein zu zähes Leben gewonnen, als daß man jene reizende und verlangende Mädchenseele sich für dieselbe Persönlichkeit, wenn auch in jüngerm Alter, zu denken leicht im Stande wäre. Statt der Reflexions- und Referatstängen, an denen das Stück leidet, konnte die Verfasserin z. B. die Verschwörung des Wayett, welche nur berichtet wird, zu frischem spannendem Interesse lebendig heraustreten lassen.

Die Darstellung war im Ganzen eine sehr gute, wie wir dies bei unsern Kräften gewohnt sind, und diesem Umstande verdankt das Stück jedenfalls den bessern Erfolg, als es auf den Bühnen zu München und Kassel erlebt haben soll. Die Titelrolle gab Fräulein Bayer mit Gefühlswahrheit und dem edlen Anstande, der in dem liebenden Mädchen die Königstochter nicht übersehen ließ; doch hätte sie, um des historischen Charakters willen, die Letztere vielleicht mehr noch geltend machen sollen. Einige Momente, z. B. in den Visions- und der Entsagungsscene, gelangen ihr in unübertrefflicher Wirkung. Gleichwohl ist die junge Künstlerin von Manier nicht frei. Sie hat für den Ausdruck mancher Empfindung eine Art Schablone der Gesichtsmimik in beständigem Auf- und Niederschlagen des Blicks und Langziehen des Mundes, was sehr unangenehm an der sonst anmuthigen Erscheinung wirkt. Sonderbar war es, daß sie für den Tower und die Reise bei schlechtem Wetter so pompöse Toilette gemacht hatte, während sie im ersten Acte im königlichen Saale fast allzu einfach erschien. Man rief sie nach dem Acte und am Schlusse. Marie Tudor ist von der Dichterin sehr dürftig behandelt, eine reine Nebenfigur, kein Charakter von wirklicher dramatischer Gattung. Frln. Beeg eignet sich nicht für dergleichen Majestätsrollen. Sie hat hiezu weder würdevolle Repräsentation noch Organ. Ihre Würde ist gemacht, ihre Bewegungen sind eckig, und ihre Stimme, reizend in Mittel- und höhern Tönen, wird in den tiefern fast unangenehm, wie die Qualität derselben es mit sich bringt; den Mangel an intensiver Stärke ihres Organs für höhere Affecte sucht sie jedoch oft durch solche tiefere Töne zu ersetzen. Für wenige Schauspielerinnen dürfte die Rollensphäre so eng abgegrenzt sein, als bei ihr, wenn man die äußern Mittel und das ganze Naturell zum Maßstabe nimmt. Wie ich in meiner Charakteristik des hiesigen Personals bemerkte, ist sie trefflich in den mehr passiven Charakteren der höhern Tragödie, auch in gewissen Partien des Conversationsstücks und Schauspiels, und ich wiederhole es. Somit kann ich mir z. B. keine interessantere Maria Stuart denken; als Elisabeth aber ist sie durchaus nicht an ihrem Platze. Uebrigens sei noch erwähnt, daß sie in der zweiten entscheidenden Scene mit Gardiner trefflich spielte. Herr Porth gab den verfolgungssüchtigen Gardiner mit der ihm eigenen Ruhe und entsprechenden Nüancirung. Herr Werdy als Lordoberkämmerer war dagegen ein wenig gar zu monoton. Devonshire, schön in seiner zarten Liebe, unklar zuletzt in seiner allzu zarten Entsagung, ward im Allgemeinen durch Herrn Devrient höchst anerkennenswerth dargestellt. Dennoch schien mir sein Spiel nicht so ganz aus einem Gusse. Es gibt in des Künstlers Gesicht und Stimme gewisse feindliche Elemente, welche in manchen Momenten den Ernst oft plötzlich störend zur Kälte herabstufen, und diese muß er zu bemeistern streben. Uebrigens hätte er den thatenlosen, schmachtenden Ritter immerhin ein wenig weicher nehmen können. Herr Schöpe endlich gab den Kapitain John Benddingfield, eine stählerne Schergenseele, mit meisterhaft zu nennender Rohheit als ein fest abgeschlossenes Bild. Diese Figur gehört indeß zu denen, welche theils wegbleiben konnten, theils sparsamer zu verwenden waren, um das Stück an dramatischem Gehalte gewinnen zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

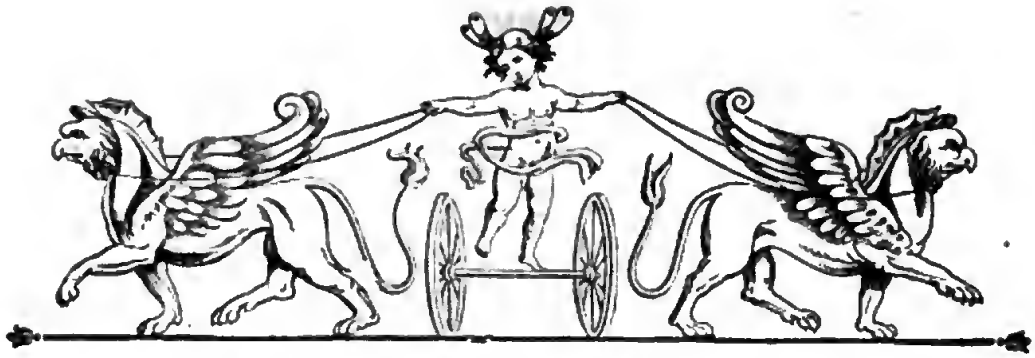
## Notiz.

[Dante's Vita nuova.]

Die Auffindung eines Jugendbildnisses in Florenz hat auch an Dante's Vita nuova erinnert, und Professor Karl Förster in Dresden gab es deutsch als Bd. 4. der Bibliothek der Classiker des Auslandes (Leipzig, Brockhaus). Es ist ein Tagebuch, das Dante in seinem 30. Jahre, 5 Jahre nach Beatricens Tode, abfaßte, und gibt die innere Geschichte seiner Neigung. Witte setzt die Abfassung desselben erst ins Jahr 1300, 10 Jahre nach dem Tode der Geliebten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 238. — den 4. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Die Ilse.

(Beschluß.)

Was schon Viele vorausgesagt hatten, die Ehe war keine glückliche. Verlassen und von Allen gemieden lebten Leopold und Christine. Der Mann arbeitete nicht und zehrte am Tische der Frau, den diese ihm nur in der Hoffnung deckte, er werde endlich einmal mit seinem Schatze, den er in den Bergwerken entdeckt, hervortreten. Dazu ärgerte es die Christel, daß ihm alle Mädchen im Dorfe hold blieben, obgleich sie, wenn er hinweggegangen, sich wohl Mancherlei von ihm in die Ohren raunten. Auch geiferte sie beständig über Leopold's Umgang mit Hermann.

Hermann selbst beobachtete dies Verhältniß mit finsterem Schweigen, und es fraß ihm schier das Herz ab, wenn er seinen Milchbruder so elend sah. Wo man nur von Leopold zischelte, dahin wandte er sein lauschendes Ohr, und er hörte dann, wie sich die Leute nicht allein zuflüsterten, daß Christine ein strenges Regiment über ihren Herrn und Gatten führe, auch, daß der arme, geduldige Leopold Mißhandlungen größerer Art erdulden müsse, vernahm er. Bei solchen Erzählungen kochte dem Bergmann das Blut vor Zorn im Herzen, er trank einen Becher nach dem andern und trank bis seine Sinne umnebelt waren. Und dann war er mit Niemand gut zu sprechen, und murmelte immer vor sich hin, indem er die Faust auf der Brust ballte: „Dies Ding soll anders werden, oder mich der Gottselbeiuns holen!" Nur wenn dann Leopold selbst zu ihm sich setzte, verglühte allmälig sein Ingrimm, er faltete die Stirn und rückte dem Bruder näher, um des Enttäuschten Klagen zu vernehmen und ihm den guten Rath zu geben, das Weib im Stiche zu lassen, seine Habseligkeiten zusammenzupacken und in die weite Welt zu gehen. Oder auch sein Zorn fing damit an zu sinken, daß er den Liebling seiner Schwäche wegen tüchtig auszankte, was freilich bei diesem wenig fruchtete, und worauf er nur immer erwiederte: „Kann ich mein Herz aus der Brust reißen und einen Stein dafür hineinsetzen?"

Eines Abends saß Hermann wieder in den „Forellen". Der Herbstwind fuhr um die Schenke, und durch die kleinen runden Fensterscheiben blickte über entlaubte Bäume der von Wolken umsäumte Mond herein. Er saß im großen Lehnstuhl, der einzige Gast in der Schenke, vor sich den gefüllten Krystallbecher. Das Feuer knisterte im Kamin, die Wanduhr pickte, und dann und wann brachte der Wind einzelne Accorde eines musikalischen Instruments, das in der Ferne gespielt wurde, an des Trinkers Ohr. Diese Töne erinnerten ihn an vergangene schönere Zeiten, wo er noch mit Meißel und Hammer sein Tagewerk vollbracht und Abends in derselben Schenke seinen wohlverdienten Schoppen getrunken. Und er dachte daran, wie sein Leben nun verspielt, wie er zum Bettler geworden und seine Freunde ihn aus ihrer Mitte gestoßen hätten. Auch daß sein lieber, theurer Leopold mit ihm unglücklich sei, brannte wie Feuer auf seiner Seele.



Digitized by Google

So hatte er wohl ein paar Stunden geträumt und inzwischen manches volle Glas geleert, als ihn ein Lärmen vor der Thür weckte, und kurz darauf zehn bis zwölf erhitzte Bauerburschen hereintraten.

„Nein, so etwas sollte mir nicht passiren!" rief der Eine.

„Kann Dich's wundern?" sagte ein Zweiter. „Der Leopold war schon, als wir in die Kantorschule gingen, ein feiger Junge, kein Kaninchen hätte er todtschlagen können!"

„Wahrlich, er verdient's nicht besser!" sagten Mehrere. —

„Wovon ist hier die Rede?" fragte Hermann, voll schlimmer Ahnung, sich aus seinem Lehnstuhle erhebend.

Die Bauern steckten die Köpfe zusammen und flüsterten: „Dürfen wir es dem wohl sagen?"

Während dieses Zögerns stieg dem Bergmann die dunkle Röthe ins Antlitz.

„Nun, wenn Ihr's denn wissen wollt," sagte endlich einer von den Bauern, „so vernehmt die saubere Geschichte. Wir kommen allesammt, wie wir hier sind, der Görg, der Michel und die Andern, aus der Spinnstube bei meiner Jungfer Base, und gehen den Fußsteig an der gelben Mauer entlang, wo Euer Bruder Leopold wohnt. Nun kommen wir vor sein Haus und da hören wir allesammt ein erbärmliches Geschrei: Helft! helft! — Wir, nicht faul, rennen über den Hof ins Haus hinein, und da hat die Hexe — denkt Euch! — den Leopold an die Erde geworfen und immer über ihn her, bald einen Hieb auf den Kopf, bald einen auf den Rücken, die Arme und wieder auf den Kopf, daß sie den Leopold todt geschlagen hätte, wenn wir sie nicht allesammt von ihm weggerissen und den blutenden Mann in unsere Mitte genommen hätten. Sie aber sprang noch immerfort auf ihn ein und schrie: Du Tagedieb, gib mir den Schatz heraus, den Du gehoben! Du hast mich unglücklich gemacht. Laufe hin zu Deiner Hexe, der Du doch einmal angetraut bist durch den Ring! Lauf und nimm dies mit auf den Weg!"

Hermann hatte dieser Erzählung mit angehaltenem Athem zugehört. Dann faßte er krampfhaft nach seiner Brust, und der rothe Wein glühte wieder auf seiner Stirn. „Bei der Hexe und meinem Becher!" schrie er und stampfte mit den Füßen, „die Sache geschieht! Die Hexe soll zur Hölle fahren, und wenn mich selbst der Teufel holte. Den Schandfleck muß ich von meinem Bruder waschen mit Blut, mit Blut!" — Bei diesen Worten ergriff er ein Messer, das auf dem Tische lag und rannte aus der Schenke in die Nacht hinaus. Vergeblich suchten ihn einige der Bauern zurückzuhalten; Andere dagegen sagten: „Laßt ihn nur gehen; wenn er den Leopold sieht, ist Alles wieder gut! Aber eine derbe Lection wird er dem Weibe geben."

Nachdem sie so geredet und in Behaglichkeit ihre Schoppen geleert hatten, sagten sie einander gute Nacht.

Hermann aber stürzte mit düstergluhenden Augen in Leopold's Zimmer. Die beiden Gatten saßen finster und grollend einander gegenüber; Leopold hatte den Kopf und den linken Arm verbunden, und Blut klebte noch an seinen Locken. Der trunkene Hermann aber lachte und rief: „Haha! Frau Base, mich hat die Hexe der Ilse gesandt! Dies wundervolle Geschenk hat sie Euch bestimmt! Ihr sollt's am Herzen tragen!" Und er schwang das Messer hoch in seiner Rechten. „Und Du, Bruder, ich weiß, ich thue Dir heute den größten Gefallen. Mich flechten sie auf den Rabenstein ums Rad, und Du bist frei!" Also taumelte er wie sinnlos auf das Weib zu und zuckte die Waffe.

„Jesus Christus! Du bist rasend!" schrie Leopold und sprang vor sein Weib, es zu schützen.

Aber der Stoß war schon geführet — und hatte nur ein falsches Opfer getroffen. Leopold lag blutend und sterbend zu Boden. „Du hast mir den größten Gefallen — heute gethan!" Das waren seine letzten Worte, eh' er die Augen schloß.

Hermann riß den Kienspan aus dem Ringe an der Wand und leuchtete dem todten Bruder ins Angesicht, mit stierem Aug' sein Werk betrachtend. Dann fuhr er mit der Hand, wie aus einem schweren Traume erwachend, durch sein wüstes Haar, bückte sich noch einmal auf die Leiche herab, zog ein Kleinod von der Hand des Gefallenen und ging mit langsamen Schritten die Stiege hinab.

Christine aber war während jener Scene aus dem Zimmer verschwunden. Kein sterbliches Auge hat sie wieder gesehen. —

Als nun der Bergmann ins Freie gekommen war, ließ es ihn nicht rasten und ruhen. Wie von Furien getrieben, floh er durch Feld und Wald, seinem Schatten zu entgehen, der ihm geisterbleich nachrannte. Die Bäume streckten wie Gespenster ihre dürren Arme nach ihm aus, von seinen Tritten aufgescheucht, fuhr das Nachtgevögel schreiend aus den Büschen. „Meinen Bruder habe ich erschlagen!" rief er unaufhörlich, und wenn das Echo des Waldes seine Stimme hallend wiedertönte,

Digitized by Google

lachte er verzweiflungsvoll darein. So rannte er durch Dornen und Gestrüpp, planlos und doch schicksalsgetrieben immer weiter in das Harzgebirge hinein, bis er — Mitternacht mochte es sein — an die Stelle kam, wo ihm die Nixe der Ilse erschienen.

Trüb' und düster rauschte das Wasser zu seinen Füßen hin, und es war ihm, als tauchten schwarze, scheußliche Gestalten zuweilen aus den Wellen empor und streckten ihre Arme nach ihm aus und riefen ihn bei Namen. So stand er und blickte verzweiflungsvoll hinab.

Da klangen aus dem Felsen am jenseitigen Ufer dieselben Töne, die er schon heute in der Schenke vernommen. — Es war Martin's wunderbare Geige. —

Ein Strahl des Himmels senkten sich diese Töne in die Brust des armen Trostlosen, und eine schwere Thräne rollte seine Wange herab. „Leb' wohl! leb' wohl!" rief er und rief es dem Leben und dem unsichtbaren Freunde leise zu.

Dann aber faßte er den unglücksvollen Becher und den Ring, den er von der Hand des todten Leopold gezogen hatte. „Verwünscht sei die Stunde," rief er, „wo wir Euch empfingen, verwünscht die, wo ich für meinen Ring mir den Becher eintauschte! Fahrt hin, woher Ihr gekommen!"

Und mit wilder Geberde schleuderte er den Ring und den Becher in das aufzischende Wasser von der Höhe des Wasserfalls herab. Dann sprang er selbst hinterdrein.

Martin's Geigenspiel endete mit einem schrillen Mißlaut. —

---

Nur dem Martin, schloß mein Reisegefährte, ein junger leipziger Student, aus jener Gegend gebürtig, der mir dies Mährchen erzählte, hat die Gabe der Wasserfei Glück und Segen gebracht. Er soll noch jetzt mit seinem Instrumente als „Frühlingsvagabund" die Welt durchziehen. Ich selbst habe ihn, wie ich glaube, einmal gesehen, als ich ermüdet im Thiergarten zu Berlin auf einer Bank eingeschlummert war. Da hab' ich im Traum die herrlichsten Melodieen gehört, wie sie Engel im Himmel auf ihren Harfen nicht schöner spielen können. Als ich endlich erwachte, sah ich einen Mann, mit einer Violine unter dem Arme, hinter den letzten Bäumen der Allee verschwinden, und ich will wetten, daß es Martin der Geigenspieler gewesen ist.

---

## Deutsche Romane.

Gesammelte Erzählungen, von Fanny Tarnow. 2 Bde. Leipzig, Kollmann.

Alltagsgeschichten voller Kenntniß der „Schwächen des menschlichen Herzens", mit dem Motto: Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Die Verf. hat soviel übersetzt, daß bei ihr auch das Eigne fremd, das Fremde aber wie Eigenes erscheint. Sie hat besonders im Einkleiden vorhandener, oder benutzter Situationen viel Virtuosität. Da beginnt in „Mutter und Tochter" eine Geschichte, die uns die Staatsräthin v. Bülow introducirt. Die „Alltagsgeschichte" beginnt: „Ich brachte den Sommer 1839 in Tharandt zu und hatte die Freude, dort viele liebe Menschen wiederzusehen" u. s. w. Damit wird die Bekanntschaft einer Gräfin v. R. eingeleitet, und diese läßt dann im Eifer der Mittheilung eine Geschichte fallen, an der sich das Alte sehr neu und das Neue sehr alt ausnimmt. Anderes, wie die letzte Erzählung: „Eine alte Fabel im neuen Gewande", ebenfalls mit charakteristischem Titel, ist geradezu entlehnt und auch von der Verfasserin als aus dem Französischen von Bernard dem deutschen Publicum dargeboten.

---

Gilles de Raiz, oder die Geheimnisse des Schlosses Tiffauges. Historischer Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise. Leipzig, Reichenbach.

Das mittelalterliche Frankreich wird jetzt fleißig angebaut. Georg Sand entdeckte es für die Speculation ihrer Romantik und schrieb Mauprat. Laube gab seine interessante Geschichte der französischen Lustschlösser; Frau v. Paalzow ihr St. Roche, das in der Laube'schen Reihe von Schlössern fehlt; von Gozlan erschienen „die Burgen Frankreichs", (2 Bde. deutsch von Emilie Wille, Leipzig bei Kollmann). Schloß Tiffauges, der Schauplatz des Schoppe'schen Romans aus dem Jahre 1440 unter Karl VII., liegt an der Grenze der Bretagne, im ehemaligen Poitou. Ein zweiter Schauplatz im Buche ist Chateau du bois, wie damals noch der Louvre hieß, bevor er sich Meisterstück, d. h. Louvre altfranzösisch, nennen durfte. — Die Erzählerin gibt ihren Roman als deutschen. Die Vermuthung, er sei nach dem Französischen, liegt um so näher, da sie eine Andeutung darüber zu geben nicht für gut befand.

---

Erzählungen von Kael Stöbee. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter d. j. Bd. 1. Dresden, Naumann.

Religiöse Mährchen und Sagen, meist auf böhmischem und schweizerischem Grund und Boden. Der fromme Sinn derselben ist, die Wirkungen des Gebetes, die sichtbaren Einwirkungen guter und böser Geister, den leiblichen Kampf zwischen Engeln und Teufeln glaublich zu machen. Der Vortrag, in welchem ein milder Pietismus hier predigt, ist in gebildeter Form.

---

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus Dresden. (Beschluß.)

[Theater.]

Fräulein Bauer hat uns bereits verlassen, zur großen Freude mancher Rollensüchtigen, welche in die Hinterlassenschaft ihrer in viele Fächer übergreifenden Partien sich zu theilen gedenken. — Jüngst ging Boieldieu's liebe alte Oper: „Johann von Paris" wieder in Scene; der Genuß ward uns aber auf wirklich grausome Weise verdorben. Neben Herrn Dettmer als Oberseneschall gastirte ein Herr Barth, vom stettiner Theater, in der Titelrolle. Diesem fehlt zu einem dramatischen Sänger nicht weniger als Alles; nämlich Stimme, Schule und Spiel. Holz und Steeh sind zwei sehr nützliche Dinge, und Joseph Gustkow hat ihnen bekanntlich sogar Klänge und Melodien zu entlacken gewußt; wenn sie sich aber so ganz kulturlos in der Kehle eines Tenoristen vorfinden, wie bei Herrn Barth, dann möchte man ausrufen: dich hot Gott im Zoene dozu gemacht! Der Sänger ist füe mich die personifizirte Ironie alles Tenors geworden, und daß man ihn auftreten ließ, hatte einen eigenthümlichen Geund. Wohl in keiner Stadt machen sich nämlich die Fartionen des Theaterpublikums auf so klatschsüchtige und störende Weise mitunter geltend, wie hier mittelst des „Anzeigers". Fast keine Woche vergeht, wo nicht für oder gegen das eine und andere Bühnenmitglied offen oder ironisch, auch wohl plump satyrisch, etwas gewünscht oder begutachtet wird. Wer aus dem Künstlerpersonale dadurch direct oder indirect unangenehm berührt wird, sucht in dem Collegenkreise zunächst nach dem Anstifter der Kobale und eilt nun mit Beschwerden vor die hohe Direction, welcher in den Bemühungen, solche feindliche Flammen zu löschen, ein ebenso unnützes als verdrießliches Geschäft erwächst. So hot man in dem Umstande, daß Frln. Marr längere Zeit unbeschäftigt blieb, deren absichtliche Zurücksetzung erkennen wollen, und doch hatte es wesentlich dorin seinen Grund, daß die Gastspiele der Ungher und Morioni's zwei Monate lang auf das Opernrepertoir einwirkten, welches später wieder, wie noch jetzt, durch die lange Krankheit Mitterwurzer's manche Störung litt. In den öffentlichen Anspielungen auf persönliche Begünstigung der Direction sah Madame Schröder-Devrient, welche zur Freude des Publikums recht fleißig unser Repertoir belebt, einen versteckten Angriff auf sich, was einmol dem wahren Kunstfreunde nicht einfallen kann, der großen Sängerin aber vollkommen gleichgültig sein könnte. Daß sie den Geod der Selbstschätzung, zu dem sie berechtigt ist, nicht erringen kann, um ruhig allen kleinlichen Umtrieben gegenüber zu stehen, ist zu verwundern, wie ich schon einmal in diesen Blättern bemerkt hobe. Um ihre Unparteilichkeit zu beweisen, die sich übrigens bei der ganzen Stellung der Generaldirection von selbst versteht, sollten mit einigen Gastspielen jenes Herrn Borth die Umstände bezwungen werden, welche bisher dem Auftreten des Feäulein Marx hinderlich waren; allein nach jenem Johann von Paris erschien die Fortsetzung des Opfers auf Kosten des Publikums und der Renommée der Anstalt allzu groß. Möchten übrigens die Paladine der unbeschäftigten Sängerin bedenken, daß keine Direktion hohe Gagen zahlen wird, ohne dafür wesentliche Leistungen in einer angemessenen Vertheilung der Kräfte in Anspruch zu nehmen, soweit es die Umstände gestatten.

## Notiz.

[Theater in Leipzig.]

Von Neuigkeiten dorf Alexander Dumas' Mariage à la mode nicht übergangen werden. Selbst als bloße Abschrift aus der pariser Wirklichkeit ist dies Stück ein so geistvolles, ein so glücklich, nicht gearbeitetes, vielmehr natürlich erwachsenes Produet, daß wir Deutsche staunen mögen, wie ungesucht dem französischen Autor die Situationen zum Lustspiel zusteömen, sich ihm fast aufordrängen. Außerdem ist diese „Ehe nach der Mode" mit eben soviel schoeffsinnigem Esprit als mit sicherem Lebenstact gearbeitet. Der eeste Act sucht an genialer Keckheit seinesgleichen, ist so pikant, daß er an sich schon die Besorgniß einflößt, gleich spannend könne der Fortgong nicht sein; der Schluß erscheint dann allerdings etwas hingezogen und matt. Neu für uns Deutsche ist der glückliche, fast rührende Gedanke, eine Leidenschaft nach der Heirath zu entwickeln, diese umgekehrte Welt in den Verhältnissen zweier Menschen zu schildern, wos wie eine Begütigung der schief gestellten, mißgearteten Gesellschaftszustände erscheint, und doch in der Behandlung des Franzosen nicht sentimentol-idyllisch, sondern witzig-idyllisch wird. Zwei junge Personen, durch Aerongement eines Onkels für einander bestimmt, fügen sich dieser Lebensbedingung, an der das Familienwohl zu hängen scheint. Jeder hot sein Herz schon vergeben, Jeder ist aber so naiv, dem Andern diese Neigung außerhalb der Ehe zu gestehen. Ihre Ehe soll Freundschaft sein, Jedem Freiheit gestatten; so ist die Uebereinkunft. Aber in jenen Geständnissen liegt schon Zündstoff für eine Gegenseitigkeit, die durch Eifersucht, durch Eitelkeit des Mannes und des Weibes, durch Reibungen der Intrigue, aus der Gleichgültigkeit zur Piquonterie, zum Haß, zur Rachsucht, und aus all diesen Uebergängen zur wahrhoftigen Leidenschaft für einonder getrieben wird. Wie sich all dies noturgemäß entfaltet, hat Dumas mit einer gewissen ungesuchten Meisterschaft dargethan. — Von den Spielenden müssen wir Madome Dessoir in der Rolle der jungen Frau als ausgezeichnet hervorheben. Außerdem machen wir nach Heren Heese namentlich, über dessen Carlos wir berichtet. Hr. Heese ist im Lustspiel eine gute Acquisition. Er hat gesellschoftliche Tournüre und spielt mit Aufmerksomkeit. Beides ist nicht so ganz gäng und gäbe bei uns, erwägt man, wie selbst ein sonst braver Schauspieler sich an jenem Abend im Ausdruck gleichsam vergaloppirte, wozu ein hahes Maß jener ungenirten Dreistigkeit gehört, mit der mon hier zuweilen im Lustspiel sich gehen läßt. — Was Hen. Heese betrifft, so bleibt zu bedauern, daß er in der Tragödie mit seiner süßlichen Manieritheit gänzlich auf einen Irrweg gerathen ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 9.)

Digitized by Google

# Intelligenzblatt

der

# Zeitung für die elegante Welt

Sonnabends — 9. — den 4. December 1841.



Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.

Leopold Voß in Leipzig.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

C. F. Gellert's

## sämmtliche Schriften.

Neue Ausgabe in 6 Bänden.

Mit Gellert's Bildniss.

Brochirt. Preis 2⅝ Thlr.

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Die guten Mädchen oder der Pfarrer von Lindenheim** und seine Kinder, wie sie es treibrn das Jahr hindurch, um recht gut und verständig zu werdrn und eine glückliche Jugend zu leben. Ein Lesebuch für Mädchen von 12 bis 15 Jahren, mit eingestreuten Novellen, Schauspielen und Gedichten von Chr. Oeser. gbd. Preis 1 Thlr. 8 gGr. oder 1 Thlr. 10 Ngr.

**Weihgeschenk für Frauen und Jungfrauen.** Briefe über ästhrtische Bildung weiblicher Jugrnd von Chr. Oeser. Zweite verm. und verb. Auflage carton. Preis 1 Thlr. 18 gGr, oder 1 Thlr. 22½ Ngr.

**Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht.** Mit besonderer Beziehung auf das weibtichr Geschlecht, herausgegeben von Chr. Oeser. 1r Thl. (Alte Grschichte.) broch. Preis 18 gGr. oder 22½ Ngr.

Derselben 2r Thl. (Mittelalter.) broch. Preis 18 gGr. oder 22½ Ngr.

**Urania. Lehrbuch des Wissenswürdigsten aus der Himmelskunde und mathematischen Geographie.** In allgrmein faßlicher Darstrllung, von Dr. Julius Hartmann, Lehrer am Gymnasium zu Marburg. Mit 15 lithograph. Tafeln nebst 2 Sternkärtchen mit beweglichem Horizont. broch. Preis 1 Thlr.

In der **Enslin**'schen Buchhandlung (Ferd. Müller) in Berlin sind so eben erschienen:

Dante Alighieri, die göttliche Komödie. Metrisch übersetzt nebst beigedrucktem Originaltexte mit Erläuterungen und Abhandlungen herausgegeben von August Kapisch. In einem Bande. Mit Dante's Bildniß und zwei Karten seines Weltsystems. kl. 4. 65 Bogen. 1842. 4 Rthlr.

Inhalt: Jedem Gesange geht ein gedrängter und erklärender Inhalt vorauf, dann folgt der ital. Originaltext und die wortgetreue deutsche Uebersetzung ohne Reim gegen einander über und unter jeder Seite befinden sich sehr reichhaltige Anmerkungen und Erklärungen mit den Zahlenbeziehungen zu den Versen. Nach den drei Abtheilungen des Gedichtes: Hölle, Fegefeuer und Paradies, folgen die 81 enggedruckte Quartseiten starken Abhandlungen: Dante's Leben und über die göttliche Komödie, und endlich wird das ganze Werk von einem äußerst reichhaltigen Namens- und Sachregister beschlossen. Ein schönes Portrait des Dante, so wie 2 Abbildungen seines Weltsystems gereichen dem Werke zur Zierde und Erklärung.

Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Architectur, Sculptor und Malerei, vorzugsweise in Italien vom IV. bis zum XIV. Jahrhundert. In 3335 Abbildungen auf 328 Kupfertafeln in Folio, gesammelt und zusammengestellt durch F. B. L. G. Seroux d'Agincourt, nebst Einleitungen und erläuterndem Texte herausgegeben von A. Ferd. v. Quast. In III Abtheilungen: Architectur, Sculptur und Malerei. — In 4 Bänden brochirt incl. der Einleitungen und Texte in 4to. Preis 38½ Rthlr.

Einzelne Abtheilungen.

I. Abthl.: Architectur, mit 1362 Abbildungen auf 73 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Text in 4to. Brochirt. 9½ Rthlr.

II. Abthl.: Sculptur, mit 630 Abbildungen auf 51 Kupfertafeln in Folio incl. Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 7½ Rthlr.

III. Abthl.: Malerei, mit 1343 Abbildungen auf 204 Kupfertafeln in Folio, Einleitungen und Texte in 4to. Brochirt. 20½ Rthlr.

Besonders Architecten ist dieses Werk und namentlich die 1ste Abtheilung zu empfehlen. Es möchte wohl kein ähnliches architectonisches Werk existiren, das auf 73 Kupfertafeln zusammengedrängt die Abbildungen aller berühmten Gebäude jener Kunst-Epoche enthält. Der Preis des Werks ist in der deutschen Ausgabe 5mal geringer als in der franz. und engl., auch sind in jenen Ausgaben die Abtheilungen nie vereinzelt. Ein vollständiges Inhaltsverzeichniß wird auf Verlangen gratis ausgegeben. Eine ausführliche Würdigung des Werks von unserem Professor Kugler befindet sich im Kunstblatt Nr. 40. zum Morgenblatt vom 20sten Mai 1841, worauf wir verweisen.



Digitized by Google

## Geeignete Festgeschenke

aus dem Verlage von **Alexander Duncker**,
königlichem Hofbuchhändler in Berlin:

### Emanuel Geibel,

### Gedichte.

8. elegant geheftet. 1 Thaler.

„Vollendung der Form, Reinheit und Wohllaut der Sprache, Abrundung und Melodie des Verses, ebenso wie Klarheit und meisterhafte Durchführung der Gedanken, Zartheit und Innigkeit der Empfindung, prachtvolles Kolorit, Reichthum an schönen Bildern, Wärme und Lebendigkeit der Anschauung haben Geibel's Gedichten einen unwiderstehlichen Zauber verliehen." (Blätter f. Literatur. 1841. Nr. 51.)

Von

### Ida Gräfin Hahn-Hahn

sind neuerdings erschienen:

### Astralion.

Eine Arabeske. 8. steif geh. $^5/_{12}$ Thlr.

**Gräfin Faustine.**
8. eleg. geh. 2 Thlr.

**Reisebriefe.**
2 Thle. 8. eleg. geh. $4^1/_2$ Thlr.

**Der Rechte.**
8. geh. 2 Thlr.

**Ulrich.**
2 Thle. 8. eleg. geh. $3^3/_4$ Thlr.

### August Kopisch,

### Gedichte.

8. eleg. geheftet. $1^1/_4$ Thlr.

Kopisch, der ausgezeichnete Uebersetzer des Dante, behauptet unter den Deutschen Dichtern der Gegenwart einen so ehrenvollen Platz, daß die Hindeutung auf das Erscheinenlein einer Sammlung seiner Gedichte genügen wird, den Kreis seiner Leser um vieles zu erweitern.

### C. O. L. von Arnim,

Oberschenk und Kammerherr Sr. Majestät des Königs,

**Reise nach Paris, Granada, Sevilla u. Madrid,**
**zu Anfang des Jahres 1841.**

Mit Titelkupfer. 8. Velinp. geh. $2^1/_4$ Thlr.

Auch unter dem Titel:
Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 2r. Bd.

Alle Zeitschriften sind bereits voll des Lobes über dies interessante Werk des Herrn von Arnim. Dasselbe reiht sich den beliebtesten Schriften dieser Gattung auf die würdigste Weise an, und hat beim Publikum die anerkennendste Theilnahme sofort nach dem Erscheinen gefunden.

### E. W. Kalisch,

Professor an der Königlichen Realschule in Berlin,

### Gedichte für die Jugend.

Mit 6 Bildern. 8. eleg. gebunden. $1^1/_3$ Thlr.

Diese für den Standpunkt der Jugend mit dem bewährten Takt des Herausgebers veranstaltete Zusammenstellung von Poesien ausgezeichneter Dichter, namentlich der Gegenwart, kann als nützliches und passendes Festgeschenk nicht genug empfohlen werden. Für den Gebrauch in Schulen ist eine wohlfeile Ausgabe veranstaltet.



## Polytechnisches Centralblatt

(Redaction: *Dr. J. A. Hülsse* und *Dr. A. Weinlig*).

7. Jahrg. f. 1841. No. 62 – 67.


Dr. Ammermüller, über das Rauchen der Kamine. — Beschreibung der mechanischen Flachsspinnerei zu Urach in Würtemberg, nach Steffan. — Tabelle der vorzüglichsten Eisenbahnen in Grossbritannien und Irland. — K. Sang, über die den Eisenbahnkrümmungen zu gebende Form. — Patent-Anker von Porter & Comp. — Berndt's Methoden, auf Stein hoch zu ätzen, so dass Metallabgüsse genommen werden können, und auf Stein zu graviren. — Theorie der Blutlaugensalzfabrikation, von J. Liebig. — Schubarth über die Bleiweissfabrik von Goasage und Bonson. — Prüfung käuflicher chlorsaurer Salze. — Theorie der Seifenfabrikation, von J. Liebig. — Ueber die Anwendung des Torfs zum Kalk- und Ziegelbrennen, vom Hüttenmeister Schmid. — Loth's patentirte Spinnräder. — Ueber die Reisszeugfabrikation von Aarau. — Nachahmung des Lasursteins zu Möbeln und Ornamenten, von V. Schödal. — Wasserdichter Kitt für Ziegeldächer u. s. w. von Schödel. — Unterscheidung von Gummi, Dextrin, Traubenzucker und Rohrzucker. — Ueber elektromagnetische Maschinen, von Emil Stöhrer, Mechaniker in Leipzig. — Gélis und Kane über den Lakmus. — Noch unbenutzte Metallfarben. — Entfernung von Fettflecken aus Seide. — Chronik der Eisenbahnen. — Räucherung des Fleisches. — Aufbewahrung von geräuchertem Fleisch. — Mittel gegen Motten. — Mittel gegen die Schabeo. — Stiefelwichse von Lefèvre und Serrurot.


Diese verbreitetste und wohlfeilste gewerbliche Zeitschrift, von welcher alle 5 Tage ein Bogen mit den nöthigen Abbildungen erscheint, kostet jährlich 5 Thlr.

Leipzig, den 1. December 1841.

*Leopold Voss.*

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

### Christian und Friedrich Noback,

**Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze.**

*Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet.*

***In 5 – 6 Heften,***
jedes 8 Bogen stark und $^1/_2$ Thlr. kostend.

### Erstes Heft,
### Aachen — Bern.

*Den besten Beweis für die sorgfältige Bearbeitung und die zweckmässige typographische Einrichtung dieses Taschenbuchs wird das erste Heft geben. Die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen, sodass das ganze Werk binnen Jahresfrist in den Händen der Abnehmer sein wird.*

**Leipzig**, im September 1841.

***F. A. Brockhaus.***


Digitized by Google

Im Verlage der *Buchhandlung* des *Waisenhauses* in *Halle* ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

# Palästina
und
# die südlich angränzenden Länder.

**Tagebuch einer Reise im Jahre 1838,**
in Bezug auf die biblische Geographie unternommen
von
**E. Robinson und E. Smith.**
**Nach den Original-Papieren mit historischen Erläuterungen herausgegeben**
von
***Eduard Robinson,***
Doctor und Professor der Theologie.

Mit neuen Karten und Plänen in 5 Blättern. 3 Bde. gr. 8.
Preis 10 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk nimmt durch eine Reihe von ganz neuen Mittheilungen über Palästina und die Halbinsel des Sinai eben so sehr das Interesse eines grösseren Leserkreises in Anspruch, als es durch gediegene wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes für den Gelehrten von Fach dauernden Werth haben wird. Selten ist das gelobte Land unter so günstigen Verhältnissen von Männern durchforscht worden, welche, wie die Herren Smith und Robinson, durch die geeignetsten Vorbereitungen unterstützt und namentlich mit gelehrter Bibelkenntniss ausgerüstet, ihre Aufgabe so genügend gelöst hätten. Was die historische Topographie Palästinas durch dieses Reisewerk gewinnt, lässt sich schon durch einen Blick auf die vortrefflich ausgeführten Karten übersehen, und wenn sich dem Manne der Wissenschaft in dem genauen Detail des Buches die reichlichste Anregung zu neuen Forschungen bietet, so wird auch der minder gelehrte Bibelfreund besonders in den mehr gemüthlich gehaltenen Partieen, wie in der Beschreibung des Sinai, der Schilderung der ersten Eindrücke zu Jerusalem, des Aufenthalts in Nazareth, auf dem Berge Tabor u. s. w. seine Unterhaltung und seine Erbauung finden. Der Druck des Werks ist unter Aufsicht des Herrn Professor Rödiger gestellt, die Karten (1. 2. Palästina in 2 Blättern gr. Fol., 3. der Sinai-Halbinsel und des Peträischen Arabiens, 1 Blatt in gr. Fol., 4. Plan und die Umgegend von Jerusalem, 1 Blatt in gr. Fol., 5. der Sinai, 1 Blatt in 4.) sind construirt und gezeichnet von H. Kiepert und gestochen von H. Mahlmann in Berlin. Herr Prof. C. Ritter in Berlin nennt dieses Reisewerk als das vorzüglichste, welches bis jetzt über das gelobte Land erschienen ist.

---

Bei Goedsche in Meissen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

## Zehn Novellen
von **Caroline Leonhardt-Lyser,**
in 3 Bänden 8. 2½ Thlr.

Diese interessanten Novellen unserer ersten deutschen Stegreifdichterin werden alle Freunde belletristischer Lectüre ansprechen.

## Das blutende Herz von Christburg.
Historischer Roman aus Preußens Vorzeit,
von **Ferd. Schreiber.**
2 Theile 8. 1½ Thlr.

In allen Leihbibliotheken sind beide Werke zu finden.

---

Interessante Anzeige für Lesezirkel, Leihbibliotheken!

## Wohlfeile Gesammt-Ausgabe
**der Romane der Frances Crollope.**

So eben ist bei **Weise & Stoppani in Stuttgart** in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## I. Leben und Abenteuer Michael Armstrong's,
des Fabrikjungen.
Von
**Frances Trollope**
Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.
5 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr.—1 Thlr. 20 Ngr. (16 ggr.)

## II. Die Wittwe.
Nach dem Englischen von A. Freih. v. T.
5 Bände, Schillerformat, broch. Preis 2 fl. 42 kr.—1 Thlr. 20 Ngr. (16 ggr.)

Wir eröffnen hiemit einen Cyclus der neuesten und gediegensten Werke der hochgefeierten Verfasserin, dem alsbald die bereits in der Presse befindlichen beiden Romane:

## Die wiederverheirathete Wittwe
und
## Ein Fehler

in gleichem Umfange und Format sich anreihen werden. Der Beifall, dessen sich die scharfgezeichneten humoristischen Erzählungen der auch dem deutschen Publikum bereits rühmlichst bekannten Verfasserin in ihrem Vaterlande zu erfreuen hatten, ist kaum erhört; sie stehen in der That an Geist, Humor und Satyre keinem Erzeugnisse derjenigen englischen Schriftsteller nach, die man mit dem Prädikate klassisch bezeichnet. Wir hoffen daher, daß das Publikum es uns Dank wissen wird, wenn wir diese anziehenden Geisteeschöpfungen in einer freien, höchst gelungenen Bearbeitung und in elegantester Ausstattung in dem beliebten Schillerformate

**zu außerordentlichem billigem Preise, 5 Bände zu 2 fl. 42 kr. — 1 Thlr. 20 Ngr. (16 ggr.)** darbieten.

Wir schmeicheln uns, daß kein Freund der schönen Wissenschaften versäumen wird, diese treffliche neue Sammlung seiner Bibliothek anzureihen, daß kein Lesezirkel, keine Leihbibliothek, Anstand nehmen wird, diese Werke zu dem äußerst billigen Preis sich anzuschaffen.

---

## Erwiederung.

Die Expektorationen des phrasenreichen, aber gedankenarmen A. Weill in Nr. 211 d. Zeit. f. d. eleg. Welt weise ich mit Verachtung zurück, und bemerke nur, warum verfolgte er mich denn mit Anträgen, Mitarbeiter an der Allg. Zeitung des Judenthums zu werden?

Magdeburg, 15. Nov. 1841.

**Dr. Ludwig Philippson,**
Redakt. der Allg. Zeit. des Judenthums.

Digitized by Google

Ganz vollständig erschien so eben in meinem Verlage:

## HERCULANUM und POMPEJI.

### Vollständige Sammlung

der daselbst entdeckten zum Theil noch unedirten Malereien, Mosaiken und Bronzen. Gestochen von *H. Roux aîné* in Paris. Mit erklärendem Text herausgegeben von *L. Barré*. Deutsch bearbeitet von Dr. *A. Kaiser* und *H. H*. Sechs Bände, mit 740 Kupfern. Imp. 8. Cart. 42 Thlr.

*Auch sind Exemplare in* 186 *Lieferungen zu* 6¼ *Ngr.* (5 *gGr.*) *jede zu haben, und stehet es den Abnehmern frei, dieselben auf einmal oder nach und nach sich anzuschaffen.*

Dieses gehaltreichr, seiner Vollständigkeit und verhältnißmäßig großen Billigkeit wegen eine fühlbare Lücke in der Literatur ausfüllende Werk wird Gelehrten und Künstlern, so wie allen Freunden von Kunst und Wissenschaft, als nun ganz vollendet, eine erfreuliche Erscheinung sein.

Hamburg, 1. November 1841.

***Johann August Meissner.***

---

## Als Weihnachts-Geschenke

werden stets erfreuen und gewiß sehr willkommen sein:

**Godwie-Castle. 3 Theile.**
**St. Roche. 3 Theile.**
**Tieck's gesammelte Novellen. 10 Bändchen.**
**Tieck's Vittoria Accorombona. 2 Bände.**
**Novellen von Posgaru. 3** Theile mit Stahlstich-Vignetten.
**Edward in Rom. 2 Theile.**
**Oehlenschläger's Werke in 21 Bändchen.**
**Steffens Novellen. 16 Bändchen.**
**Steffens Memoiren. 1r—4r Theil.**
**Tausend und Eine Nacht. Deutsch von Habicht, Hagen und Schall.** Vollständig in **15** Bändchen, mit Holzschnitt-Vignetten. Wohlfeilste, aber sehr elegante Ausgabe.
**Nösselt's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Mit Stahlstichen. 3 Theile.**
**Nösselt's Literatur-Geschichte für das weibliche Geschlecht. 3 Theile.**
**Harnisch, Himmelsgarten für Kinder und kindliche Gemüther.** Mit **4** Kupfern.
**Otfried Müller's Handbuch der Archäologie der Kunst.**
**Otfried Müller's Geschichte der griechischen Literatur in 2 Bänden.**
**Eduard Müller's Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten in 2 Bänden.**

☞ Diese werthvollen Werke sind zu billigen und wohlfeilen Preisen durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Verlagshandlung **Josef Max & Komp.**
in **Breslau.**

---

## An Freunde deutscher Klassiker.

**Vollständig** ist nun erschienen, in 4 sauber broschirten Bänden, gedruckt auf Velinpapier, Preis 2 Rthlr., und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Abraham Gotthelf Kästner's

weiland Professors in Göttingen
gesammelte Poetische und Prosaische

### Schönwissenschaftliche Werke.

Mit der Biographie und dem Bildniß des Verfassers.

Berlin, 1841, bei Th. Chr. Fr. Enslin.

Keines deutschen Schriftstellers Werke bedürfen wohl weniger einer buchhändlerischen Empfehlung als **Kästner's**, der jedem wohrhaft Gebildeten der deutschen Nation bekannt ist, und von dem schon **Lessing** gesagt hat, „daß sich auch noch mehr als ihrer Vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen und daß seine „„**Vermischten Schriften**““ (eine frühere, höchst unvollständige Sammlung) auch den besten unserer witzigen Köpfe einen Namen machen könnten."

Nur das sei also hier bemerkt, daß eine vollständige Ausgabe seiner schönwissenschaftlichen Werke noch niemals vorhanden gewesen ist, und also hier zum erstenmale, mit Mühe und Sorgfalt gesammelt, dargeboten wird, und daß Herausgeber und Verleger es sich zur Ehre rechnen zu dürfen glauben, sie veranstaltet und dadurch Gelegenheit gegeben zu haben, für einen sehr billigen Preis ein unschätzbares Kleinod der deutschen Literatur zu erwerben, welches neben Goethe, Schiller, Lessing u. s. w. einen höchst ehrenvollen Platz in jeder Bibliothek mit Recht in Anspruch nehmen darf, und auch durch äußere Ausstattung dessen nicht unwerth ist.

---

## Wichtige literarische Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Romanfreunde.

### Herabgesetzter Preis

von

### Leben und Abenteuer John Davys,

von

**Alexander Dumas.**

Nach dem Französischen von A. Frhr. v. T.
3 Bde., Preis broch. 1 fl. 36 kr. — 1 Thlr.

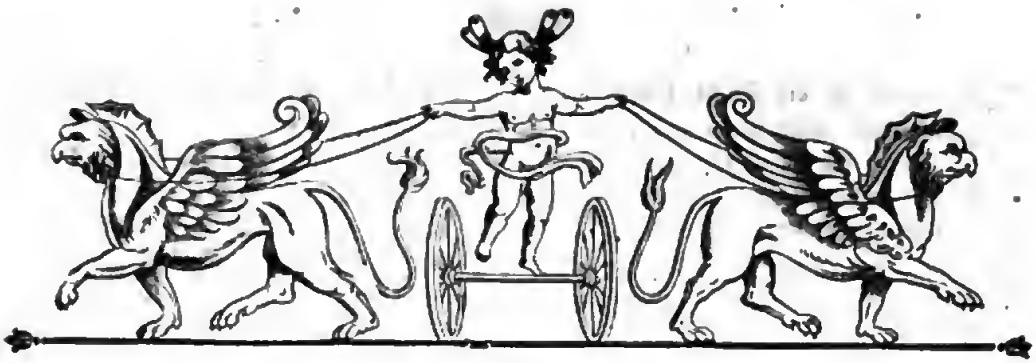
Wir finden uns veranlaßt, den Preis dieses mit ungemessenem Beifall aufgenommenen Romans, der jedenfalls eine der ersten Stellen unter allen schönwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit einnimmt, sehr bedeutend herabzusetzen; hoffend, daß nun jede Leihbibliothek und jeder Lesezirkel, so wie jeder Freund einer gediegenen Romanenlectüre eilen wird, sich diesen besten und billigsten Roman ohne Säumniß anzuschaffen, der um den herabgesetzten Preis durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Stuttgart, im Nov. 1841.

**Welfe & Stoppani.**

Druck von Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 239. — den 6. December 1841.

Redacteur: Dr. T. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

Novelle von Ernst Willkomm.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts lebte in der uralten Mühle zu Hirschfelde ein Müller, Namens Adam, der seiner Rechtlichkeit und seines Wohlthätigkeitssinnes wegen allgemein geachtet ward. Er hatte nur zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, von denen der Erstere, um vieles älter, die einträgliche Försterstelle von Rohnau verwaltete, während die noch junge Tochter dem alternden Vater die Wirthschaft führte. Die Mühle, ein weißschichtiges, festes, steinernes Gebäude, liegt noch heute am Eintritt der ungestümen Neiße in das sogenannte Neißethal, welches der hier bereits ansehnliche Fluß durch die gewaltsame Durchbrechung eines hohen granitenen Bergrückens von wohl einer Stunde Breite gebildet hat. Hüben und drüben fallen die Berge steil, oft senkrecht ins Thal herab, und bilden durch eine üppige, reiche Vegetation, durch hohe und finstere Waldungen, durch kahle, traurige Gebirgskuppen, und durch unheimliche Felspartieen, die von den oft breiten und saftig grünen Matten an den Ufern des rauschenden Flusses seltsam abstechen, ungemein malerische Gruppen. Die Stegreifritter des Mittelalters hatten diese Romantik klug benutzt und sich unfern der jetzigen Mühle auf der höchsten Erhebung des Bergrückens ein festes Schloß von bedeutendem Umfange erbaut, das im vierzehnten Jahrhundert auf Befehl des Kaisers von den vereinigten Bürgern der oberlausitzischen Städte mit noch manch anderem Raubneste erstürmt und gebrochen wurde. Heut zu Tage sieht man nur noch die bemoosten Trümmer einer gewaltigen Mauer im Schein der Abendsonne aus dem Gebüsch hervorleuchten, und eine friedliche Försterwohnung erhebt sich auf dem ehemaligen Burgplatze. Dies Försterhaus war Hugo's Wohnung, und es verging selten ein Tag, an dem der Förster nicht seinen alten Vater und seine fröhlich aufblühende Schwester Ida besuchte. —

Obschon die Gegend, an die lebhafte görlitzer Straße stoßend, nicht abgelegen genannt werden konnte, ward doch die Mühle höchst selten von einem Fremden besucht. Selbst die malerischen Schönheiten des Thales, wenn auch gekannt, wurden damals wenig beachtet. Kaum, daß sich ein Reisender einmal hineinverirrte, oder ein Zug Wallfahrer vom Kloster Marienthal herauf das Thal durchwanderte. Es war daher fast immer todtenstill und öde in der Nähe der Mühle. Nur das Rauschen des herabstürzenden Wassers, das Klappern des Werkes und das schrillende Sausen der Sägemühle belebten die einförmige Ruhe im Frühling, Sommer und Herbst. Erst, wenn der Winter mit hartem Frost einfiel und den Fluß in eine Eisbahn verwandelte, kam ein ungewohntes Leben in das Thal. Denn nun benutzte alles Fuhrwerk die glatte Eisdecke und flog in raschester Eile auf der sichern Bahn durch das Thal nach Marienthal hinab, um dem beschwerlichen Berge und dem kaum gang- und fahrbaren Wege durch die dichte Waldung zu entgehen. In dieser Zeit war das Fluß-

bett von früh an bis oft tief in die Nacht hinein mit Schlitten aller Art bedeckt, und nicht selten gab es auch die Nacht keine Ruhe. Denn die wohlhabenden zittauer Leinwandhändler und die damals noch blühenden reichen Adelsfamilien benutzten den hart gefrorenen Fluß, um bald in größern, bald in kleinern Gesellschaften unter Musik und Gesang Vergnügungsfahrten durch das Thal nach Ostritz hinab zu machen, von denen sie gewöhnlich erst des Nachts mit brennenden Fackeln zurückkehrten.

Diese Zeit war für Ida allemal ein Fest. Aus ihrem Fenster konnte sie den Fluß bis zur nächsten Biegung übersehen, und sie versäumte nie, wenn sie des Abends oder in der Nacht den Wiederhall klatschender Peitschen aus der Ferne vernahm, an ihr Fenster zu eilen, um die sausenden Schlitten mit den im Winde lodernden Fackeln gespensterartig aus der finstern Waldschlucht hervorstürzen und sich in langem Zuge das Flußbett entlang gleich einem Geisterreigen entfalten zu sehen.

Die jungen, lebenslustigen Kaufleute und noch mehr die übermüthigen, stolzen Adligen, die es dem Handelsstande gern zuvor thun mochten, und in müßigen Stunden beim Glase Wein auf die wunderlichsten Einfälle geriethen, suchten bei diesen Schlittenpartien, die sie oft bis Görlitz ausdehnten, ihr Vergnügen auf jede mögliche Weise zu steigern. Vorzüglich wünschten sie alle Ergötzlichkeiten bei der Rückfahrt zusammen zu häufen, und während derselben den Anblick der grotesken, mit Schnee und Eis bedeckten Fels- und Bergkuppen des Neißethales zu genießen. Die Fackelbeleuchtung war von sehr guter Wirkung und der schnelle Wechsel von Licht und Schatten äußerst überraschend.

„Hört," sprach Bruno von Berneck, ein schöner junger Mann von wilden Sitten und unbändiger Heftigkeit, im Anfang des Winters 16— zu mehrern seiner Freunde, die sich im Weinkeller des zittauer Rathhauses wohl sein ließen, „hört, Freunde, ich habe einen unvergleichlichen Gedanken gehabt! Seht, wie herrlich die Flocken um die verwitterten Nasen der steinernen Ritter spielen, die meinem Hause als wackere Stützen dienen! Es gibt in den nächsten Tagen klingenden Frost, die angeschwollene Neiße geht zu, und ich will kein Mädchen mehr küssen, wenn ich nicht der Erste bin, der heuer mit Euch den Nonnen in Marienthal einen Besuch zu Schlitten abstattet!"

„Willst Du Novize werden?" fragte Benno von Kyaw und blickte schelmisch über sein Glas hinweg, „der Abt in Osseg, der Patron von Marienthal, weis't Dich zurück, auf Ehre!"

„Seid Ihr dabei?" wandte sich Bruno an die Umsitzenden, ohne auf Kyaw's Sticheireden zu hören.

„Gewiß! — Auf Cavalliersparole — Bei meiner Seele! — Ich will verflucht sein, wenn nicht!" betheuerten Alle.

„Nun, so hört, was ich vorhabe!" begann Berneck. Es ist durchaus nöthig, das Leinwebervolk zu überbieten. Darum schlage ich vor, daß wir uns sammt und sonders maskiren, je toller und abenteuerlicher, desto besser. Die Fackeln werden beibehalten, und — habt Acht! — auf den kahlen Felsenspitzen, die bald links, bald rechts aus der Waldung hervortreten, zünden wir riesengroße Feuer an. Denkt Euch den Anblick des so eruchteten vielgekrümmten Thales, das Gekreisch der Nachtvögel, das Heulen der Wölfe! Nun, Ihr seid doch nicht dagegen?"

„Der Einfall ist gut," sagte der besonnene Kyaw, „nur läßt er sich nicht so leicht ausführen."

„Mit Holz und Schwefelfaden außerordentlich leicht, auf Ehre!" versetzte Berneck lächelnd.

„Wenn Du zuvor die Erlaubniß des Försters zu Rohnau eingeholt hast," erwiederte Kyaw.

„Was kümmert mich der Hasenritter!" sprach Berneck verächtlich. „Bin ich denn abhängig von ihm und darf ich etwa mit meinem Gelde nicht machen, was ich will? Ich schwör's Euch zu, Ihr sollt Flammen in den Winterhimmel emporlodern sehen, als ob Häuser brennten!"

„Gemach, Bruno, laß Dich Deinen Stolz nicht übermannen! Die Waldung gehört nicht Dir, nicht uns, sondern dem Rathe dieser Stadt. Der Förster Hugo Adam hat über ihre Pflege zu wachen, und von ihm allein hängt es ab, ob er Dein Ansuchen genehmigen will oder nicht!"

„Hol' ihn die Pest!" murmelte Berneck und stieß ungestüm den Becher gegen den Tisch. „Ich mag und will nicht bitten bei einem Bürgerlichen!"

„Dann wirst Du fein bescheiden blos mit Fackeln fahren," sagte Kyaw. „Verwende Dein Geld auf noble Pferde und prächtiges Geschirr."

„Wenn Bruno wüßte," fiel ein Anderer ein, „welch holder Anblick dem Bittenden bevorstünde, er ginge, ich verwette mein Ehrenwort, noch heut zum Förster!"

„Keinen Hohn!" warnte der schon erbitterte Berneck.

„Sei doch kein Narr," flüsterte dem ehrgeizigen Jünglinge ein Dritter ins Ohr. „Hugo hat eine allerliebste Schwester, ein Kind von sechzehn oder siebzehn

Digitized by Google

Sommern, schlank wie eine Zeder, unschuldig wie die Mutter Gottes, schön wie Helena, naiv wie eine junge Wilde, und mit Augen, als wäre sie in den Himmel Sternesuchen gegangen. Diese schöne Weltheilige besucht der Bruder alle Abende, und Du triffst ihn sicher, wenn Du in der Dämmerungsstunde die Mühle des alten Adam betrittst."

Bruno hatte der verführerischen Schilderung des Freundes mit immer leuchtenderem Auge zugehört, jetzt sprang er auf, faßte die Hand des Sprechers und sagte: „Ein Zweikampf auf Tod und Leben, wenn Du mich belogen hast! Ihr seid Zeugen, Alle, und Ihr kennt mich. Noch in dieser Stunde besteige ich meinen Artus und galloppire nach Hirschfelde. Um acht oder neun Uhr seht Ihr mich wieder. Gott befohlen!"

Bruno stürmte zur Thür hinaus, ehe ihm noch irgend Jemand antworten konnte, und schon nach wenigen Minuten sahen ihn die Freunde grüßend im tollen Jagen an dem Fenster des Kellers vorübersprengen.

---

Es war tiefer Abend, im Mühlhause schimmerten die angezündeten Laternen trüb' durch den flirrenden Mehlstaub, und erleuchteten düster und nur nothdürftig den weiten Raum. Der Müller hatte sich in sein Cabinet zurückgezogen, um, wie er zu thun pflegte, ein Stündchen mit seiner Tochter zu plaudern. Er saß in einem gepolsterten hohen Lehnstuhle und hörte aufmerksam der Erzählung zu, die Ida aus einem alten Chronikenbuche vorlas. Bei Stellen, die ihm gefielen, nickte er beifällig mit dem Kopfe, bei solchen aber, die ihm nicht zusagten, stieß er einige verdrießliche „Hms" aus und trommelte dabei heftig mit den Fingern auf den Tisch. Ida saß dem alten Vater gegenüber. Auf ihre zarte Gestalt fiel der helle Schein zweier Lichter, die von einem alterthümlichen Leuchter getragen wurden, der, obwohl kunstreich aus Silber gearbeitet, von der Zeit doch so geschwärzt war, daß man nur mit Mühe das edle Metall herauserkennen konnte. Das Licht bestrahlte ein Gesicht von dem lieblichsten Oval, eine gewölbte, klare Stirn, und ein Paar große, so herzensgute, kindlich unschuldige Augen, daß Jedermann von dem Ausdrucke dieser unentweihten Seelen- und Herzensreinheit betroffen, wo nicht bezaubert wurde. Volle dunkle Haare, die im Lichtglanz purpurfarben schimmerten, umflossen in natürlichen Ringeln ihre Schläfe und hüpften bei jeder Bewegung auf den nur halb verhüllten runden Schultern. Ida trug die vollen Arme bis über die Ellbogen bloß, ein schwarzsammetnes Mieder schmiegte sich ihrem untadeligen Wuchse gefällig an und endigte an Brust und Armen in weißen brabanter Spitzen, die das Reizende des einfachen Anzuges vortheilhaft hervorhoben. Die kleinen Hände über dem vergilbten Buche gefaltet, las sie mit großer Aufmerksamkeit die abenteuerlichen Kriegsgeschichten, an denen sich ihr Vater so sehr ergötzte.

„Lies das Ende noch einmal," sagte der Müller, einen tüchtigen Zug aus dem irdenen Kruge thuend, der vor ihm stand. „Das muß ein toller Kerl gewesen sein, dieser Raubritter! Waren überhaupt dazumal merkwürdig handfeste Männer, ohne Furcht und Scheu, stolz auf ihre Kraft und unbändig wie die Teufel! Na, lies nur." (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel.

[Harms.]

Man kann doch gar Mancherlei erleben in dieser Gotteswelt, wenn man nur abzuwarten versteht! und zwar gerade in der Gotteswelt; denn eben diese, die in der irdischen wurzelt und von ihr getragen und repräsentirt wird, wechselt gerade darum ihre Moden nicht weniger, wie die irdische selbst. Blättern wir in der freilich noch ungeschriebenen Chronik der Stadt Kiel; schlagen wir über die theologischen Verhältnisse die noch lebenden Lexika nach, so berichten uns diese freilich unterm Jahre 1817, daß eben damals der Herr Pastor Harms seine vielbesprochenen Theses an die idealische Kirchenthür schlug, und dieselben Theses sind auch noch jetzt das $\alpha$ und $\omega$ seines Glaubens und seiner Predigt. Aber dennoch, wie ist die ganze theologische Welt — wenigstens die theologische Welt Kiels, Kiels Mikrokosmus — seitdem so durchaus verwandelt! Damals überall Widerspruch gegen die alt-neuen Lehrsätze, Empörung der gesunden Vernunft gegen die Fessel des aufgedrungenen Kirchenglaubens, und nach scheinbar gelungenem Aufstande, das Absingen der Marseillaise: Rosen auf den Weg gestreut und des „Harms" vergessen! Aber wie der Befreiungskrieg vom Jahre 1813—15 höchst wahrscheinlich nicht der letzte war, so auch eben so wenig der vom Jahre 1817. Wie der Kampf ausgefochten schien, legte man die Waffen nieder, schnallte seinen Harnisch ab und hing Säbel und Pistolen an der Wand auf. Und die gute alte Magd brachte dem guten, alten Philister Schlafrock und Pantoffeln, Pfeife und Nachtmütze, und der gute alte Herr legte sich in die rechte Seite des Sofas und die gute alte Magd in die linke, und in kurzer Zeit schliefen und schnarchten Beide sehr gemüthlich, tanquam re bene gesta! Sie waren müde geworden, die tapfern Streiter, recht müde, und fanden es darum nicht angebracht, zu warten, ob auch der Feind gleich ihnen die Waffen ab und sich zum Schlummer niederlegen würde. Dieser aber war eben nur überrumpelt, nicht gründlich besiegt; er kehrte wieder aus der Verbannung, wo kein Hudson Lowe ihn bewachte, und als er auf der Halbinsel landete, fand er die Gegner voll Schlafs. Alles sammelte sich

Digitized by Google

alsbald um den unvergeßnen Feldherrn, den römischen Dictator, den schleswig-holsteinischen Papst, wie die Hamburger ihn nennen. Und siehe! ihm ward der Sieg ohne Kampf, ein Sieg nicht durch Rede und Gegenrede, sondern durch schlaue Bülletins, die stets von erfochtenen Siegen sprachen und auf den Widerspruch der Gegner keine Rücksicht nahmen. Viel Beharrlichkeit, etwas Unverschämtheit und eine kräftige Lunge — diese drei errangen im Leben schon oft den Sieg. Hier ward derselbe noch erleichtert durch die Spaltungen im feindlichen Lager. Statt Alle für Einen, und Einer für Alle zu stehen, befeindeten die Anhänger des theologischen juste milieu ihrerseits selbst die rationalistischen Ultras. Dagegen neigte die aristokratische Politik sich unumwunden auf die Seite der Altgläubigen. Und wie schlau verstand der große Heerführer der Letztern die Zeichen der Zeit zu deuten und sofort zu benutzen! denn Er, der früher auf Emancipation der Kirche von weltlicher Herrschaft gedrungen, der durch politischen Liberalismus die Zahl seiner Anhänger bedeutend gemehrt, und unter seinem Heere nicht wenig Recruten zählte, die ohne kirchlichen Sinn mit Enthusiasmus für die Rechte der Kirche kämpften, ließ nun, so wie allmälig das aristokratisch-monarchische Princip sich dem orthodoxen zuneigte, eine Forderung nach der andern fallen und vermengte in seinen beredten Vorträgen Gott und den König, den König und Gott so wunderbar mit einander, daß die andächtigen Zuhörer nicht wußten, wo der Eine aufhörte und der Andere seinen Anfang nahm. So vermehrte sich die Zahl der neuen Anhänger von Tage zu Tage, während freilich die liberale Fraction hin und wieder stutzig ward, und zum Theil nur, um sich kein Démenti zu geben, unter der bisherigen Fahne ausharrte. Der große Mann aber konnte ihrer Verlegenheit immerhin lachen; denn welch' erfreulichen Contrast bot für ihn der Vergleich der gegenwärtigen Zeit mit der vergangenen dar! Viele der Männer, welche 1817 den „Luthero furioso" verspotteten, ihn mit Excommunication bedrohten, waren jetzt, seitdem sie in ihm — ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahin gestellt! — einen neuen Machiavell erblickten, seine unbedingtesten Anhänger, und die schwache Opposition hielt sich in der Regel ganz still, schüttelte den Kopf nur im verborgenen Kämmerlein, und zog auf offner Straße den Hut doppelt tief. In nuce: Harms war jetzt eben die Mode der Zeit, und wer möchte denn wohl hinter der Zeit zurückbleiben?

Jetzt nun naht die Zeit heran, wo sein 25jähriges Amtsjubiläum bevorsteht. Sie können denken, daß das nicht ohne besondere Feier vorüber gehen darf. Die weiblichen Anhänger — diese rüstigsten Kämpen im Fache der Orthodoxie — haben schon lange zu ihrer Waffe gegriffen, der Zunge und der Nadel; kunstreiche Stickereien, elegante Ruhekissen für den Streiter Christi, der niemals ruhen darf, sind der Vollendung nahe, und daneben sandten die Marien und Magdalenen des Propheten ihre Männer und Freunde aus, welche sprachen: das Himmelreich ist nahe herbeikommen! Ob sie den Staub schüttelten von ihren Füßen über diejenigen, welche sie nicht aufnahmen, zu einem Zeugniß über sie, darüber ist nichts bekannt geworden. Doch glaube ich es kaum; denn sie dürfen kühnlich mit dem Erlöser sagen: ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen, und so sind sie sicher, die Perlen nicht vor die Säue zu werfen. Es soll nämlich bei Gelegenheit des festlichen Tages ein Reisestipendium für Candidaten der Theologie gegründet werden, genannt: die Harmsische Stiftung, und während seines Lebens nur von ihm an besonders befähigte Candidaten (natürlich zum Glauben befähigte) zu vergeben. Die armen Candidaten also sollen vor Antritt des Predigtamtes reisen, und Zeit dazu werden allerdings viele von ihnen wohl haben, aber ob dieser Plan dem Sinne und Zwecke des Dr. Harms so ganz angemessen ist, ließe sich dennoch bezweifeln. Oder ist die Reiseroute bereits bestimmt und vorgeschrieben? geht sie gerades Wegs nach Berlin und nur allein dort hin, zu Hengstenberg? Dann freilich ist die Sache in der Ordnung. Sonst aber ist manchmal die dumpfe Dorfstube dem dumpfen, seligmachenden Glauben am förderlichsten, und nicht immer bewährt sich der Spruch: Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein und kam als Gickgack wieder heim!

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[Egmont in Wien. Brieflich.]

Goethe's Egmont ist ein Kassastück geworden, wie man sich hier auszudrücken pflegt. Wir haben es wöchentlich ein Paar Mal und reiten dies edle Roß nun zu Tode. Die Musik zum Stück hat das Ihrige gethan. Es versteht sich, daß an der Dichtung manches fortbleiben mußte. Denken Sie sich! In der Scene, wo das Volk: „Es lebe die Freiheit!" ruft, schreien sie hier: „Es lebe der Frohsinn!" Dies hält man nirgends in Deutschland für möglich; wirklich und wahrhaftig kann es nur in Wien vorkommen. Ich denke, sie könnten eben so gut schreien: Es lebe Strauß und Lahner (nämlich Lanner)!

[Musik in Leipzig.]

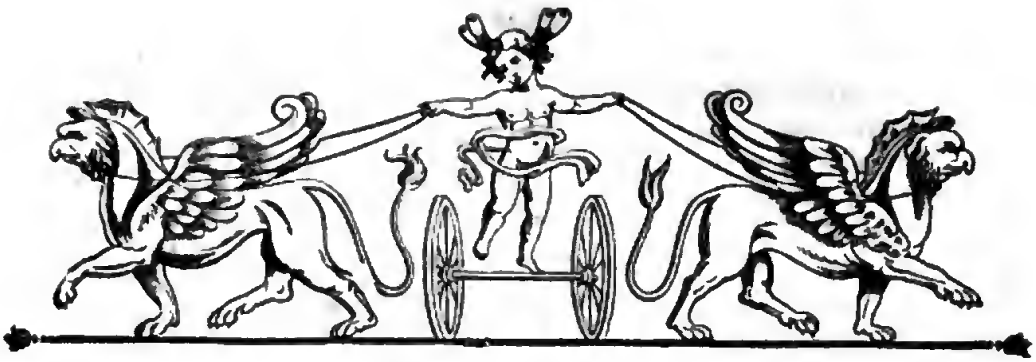
Noch bei Anwesenheit Mendelssohn-Bartholdy's und unter seiner Mitwirkung wurden auch die diesjährigen Quartettunterhaltungen im Gewandhause eröffnet. Er selbst spielte seine neueste Composition, Variations sérieuses; — ein sehr ernstes, sehr schwer und künstlich gesetztes Stück, dessen feine Nüancen ihm wohl niemand nachspielt und mit dessen technischen Schwierigkeiten, wie Jemand äußerte, er Liszt überlisten könnte. In den Quartetten spielt Hr. David die erste Geige, Herr Klengel die zweite, Herr Hunger die Bratsche, Herr Wittmann das Cello.

[Fabeln und Mährchen.]

In Leipzig bei Volckmar erschien die neue gereimte Bearbeitung des Reineke Fuchs in dritter Aufl. mit colorirten Kupfern von Prof. Richter in Dresden. — In demselben Verlage erscheint eine Reihe satyrischer Scenen aus dem Familien- und Staatsleben der Thiere, unter dem Titel: „das 19. Jahrhundert des Thierreichs", mit Lithographieen; der Text, in Prosa, gibt manche glückliche Parodie des Zeitgeistes. — In Braunschweig bei Vieweg erschien ein zahmeres Heftchen: „Mährchen der Natur", von Amalie Winter, ein Kinderbüchlein mit vier Kupfern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 240. — den 7. December 1841.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Ida senkte ihre hellen frommen Augen wiedee und las: „Als nun die Bürger mit geoßer Anstreengung die starken Ringmaueen dee Feste gebeochen und mit iheen Bolzen schon vieie Rittee eriegt hatten, also, daß deren nue ein Hand voll noch in dem kleinen Gemach eines Eckthurmes voehanden waeen, riefen sie mit lauter Stimme und unter Schwenkung iheee Banner den Belagerten Gnade zu, wenn sie sich ergeben wollten. Da wae abee Einer unter den Rittern, absondeelich ein wilder Mann und ein übeemüthigee Gesell, mit Namen Hans von Chradoneez, selbiger teat mit seinee Aembrust in den Fensteebogen, schnitt den Büegern ein gae geimmiges Gesicht, also daß jedeemäuniglich daeüber eeschreak, und schoß einen Hauptmann auf der Stelle zu Tode, woeüber er gar ein teuflisch Geiächtee aufschiug, zurücksprang, um den Bogen zu spannen und sein tödtlich Spiel aisbalden wiedee von vornen anhub. Es war nicht anders, ais wäee der böse Feind in seibigen Hans gefaheen, denn wohin er schoß, da mußt' es auch ein staekee Mann mit dem Leben bezahien, und tödtete er den Büegern auf so spitzbübisch-dämonische Weis' sechzehn waffenfähige Mann, die da waeen alle mit Weib und Kind gar eeich gesegnete Familienvätee. Ueber solch iäsieelich gottloses Ritterspiei erzüente sich der Fieischhauee Beams, ein staeker und muthiger Mann, dem das Heez auf dem rechten Fiecke saß, und der schon deimal durch seine Geschicklichkeit und Kunst, mit der Aembeust zu handthieeen, König bei Schützenfesten geworden wae. Zornfunkeind sweang er vor gegen die Feste, wohl an zwanzig Fuß von den Uebeigen, legte sein' Aembeust an und zieite grad' auf den Rittee. Und da lenkte Gott sein Geschoß aiso gnädig, daß dee eiserne Boizen dem Ritter duech die Haisbeege in die Guegel fuhr, ihm die Keäfte lähmte, und den geoßmäuiigen Prahihans dergestait kopfübee in die Tiefe stüezte, daß ihm die Pickelhaube sammt dem Schädel zeeboest wie ein irdenes Gefäß, das man gegen einen Stein schmeißt. Ob soichem Todesfalle entsazten sich die andeen Raubgesellen und veesuchten zu fliehen, man fing sie aber auf Alle zusammen und baumelte sie an die stäeksten Bäume zum Lohn für ihee schändiichen Thaten. Die Burg Rohnau aber machte man der Eede gieich, ais es möglich wae, denn ihee Mauern waeen dick und sehe fest, und wollte es den Siegeen nicht geiingen, alle Spueen davon zu vertiigen."

„Richtig," sagte beifällig nickend der Müllee. „Darum, Ida, siehst Du noch jezt die halb zerboesteneu Mauern, die wohi noch manch Jahr unversehet stehen weeden. Es ist Alles immer zu etwas gut, meine Tochter. Wäre es den Büegern gelungen, das Raubnest ganz abzubrechen, so wüede Hugo im Winter ein unheimlich Quartiee im Föesterhause haben, denn der Wind pfeift doet oben gae geausig über das Thai herein."

„Guten Abend, Vaier," sagte ein stämmiger Mann in kurzem grünen Jagdrock, der in Begleitung eines an-



Digitized by Google

deren eben eingetreten war. „Noch so beschäftigt, Schwesterchen? Brr, es ist verdammt kalt draußen, der Wind treibt den Schnee in dichten Wolken durchs Thal. Zwei Tage Frost und die Reiße trägt die schwersten Schlitten. Hol' mir einen Trunk, Schwester!"

Ida willfahrtete dem Bruder, dieser nahm den Sitz der Schwester ein, während der andere junge Mann, dessen ganze Gestalt und Gesichtszüge weniger männliche Entschlossenheit als festes Beharren mit liebevoller Milde und einem Anflug von Schwärmerei verbunden ausdrückten, eine Stickerei besichtigte, die unfern dem Fenster im Winkel stand und die Kunstfertigkeit der Müllerstochter beurkundete.

„Du kommst heut spät, Hugo," sprach Adam. „Warst Du auf dem Anstande?"

„Vormittags. In den Nachmittagsstunden hatte ich einem Holzdiebe Verhaltungsregeln zu geben. — Nun, Ida," wandte er sich zu der eintretenden Schwester, ihr den Krug aus der Hand nehmend, „ich bringe Deinen Tänzer von der letzten Hochzeit mit. Er hat mich gebeten, als ob ich ein König wäre, und da Du mir die Erlaubniß gegeben, so magst Du den Dank statt meiner füe den großen ihm geleisteten Dienst ernten."

„Guten Abend, Andreas," sagte Ida mit leisem Erröthen uud reichte dem jungen Manne treuherzig die Hand. Andreas, des Bürgermeisters Sohn aus Hirschfelde, war ein hübscher Mann von blassem Gesicht, was wohi eine Folge seiner Beschäftigung sein mochte, die ihn selten in die freie Luft führte. Er trieb einen starken Leinwand- und Garnhandel, wae fleißig, geschickt und befand sich in guten Vermögensumständen. Er drückte die zarte weiche Hand des jungen Mädchens in der seinen und fragte schüchtern:

„Habt Ihr auch einmal an mich gedacht, Ida, seit wir uns nicht mehe gesehen — oder vielmehr, seit Ihr mich nicht gesehen habt?"

„Was, einmal?" erwiederte Ida und sah ihm mit ihren funkelnden sternhellen Augen offrn ins Gesicht. „O, ich hab' oft von Euch gesprochen, Andreas, fast alle Tage mit dem Vater — Ihr könnt ihn fragen — und sogae geträumt hab' ich von Euch."

„Wie Ihr gut seid! Und was habt Ihr geträumt?"

„Ja, das war Alles hübsch, aber lauter dummes Zeug!" sagte Ida mit schelmischem Lächeln.

„Hübsch und doch dummes Zeug? Das kann ich nicht verstehen, schöne Ida."

„Nicht? Nun, dann ist's auch kein Schade. Habt Ihr nicht auch geträumt von mir?"

„Ich teäume immer, seit ich Euch gesprochen, den ganzen Tag!"

„Ach, geht mir! Das wäee ja entsetzlich und langweilig dazu! Kommt, wollt Ihe einmal sehen, was ich dem, der mir den schönsten Christbaum bringt, zum Geschenke sticke? Gelt, das wird dem Hugo gefallen? Denn er sucht mir immer den prächtigsten Christbaum aus."

„Wenn ihm aber ein Anderer zuvorkäme?" sagte Andreas.

„Dann soll er den Degenhalter haben, wer's auch sein mag," versetzte Ida. „Das glaubt mir, denn ich halte mein Wort immee, wie ein Cavalier, sagt der Vater!" Und dabei lächelte sie so glücklich, daß ihre weißen Zähne leuchtend zwischen den purpurnen Lippen hervorblitzten.

Adam hatte sich inzwischen von seinem Sohne die Geschichte mit dem Holzdiebe erzählen lassen und den Bericht desselben durch wiederholtes lautes Lachen unterbrochen. „Das hast Du recht gemacht," sagte er jetzt und schüttelte dem Förster kräftig die Hand. „Das heiß' ich handeln wie ein freiee, unabhängiger Mann, der seine Obrigkeit achtet, nicht aber vor ihr kriecht; 's ist unsee Recht, das wir uns wahren müssen. Du hast den Schalk abgestraft nach Deinee Weise — gut, er wird d'ran denken. Halte drauf, ich rath' es Dir, und wenn über's Jahr der Thing gehalten wir, so komme ja und vergiß es nicht zu rügen! — Aber was ist denn das?" wandte sich Adam fragend nach der Thüe. „Das Glöckchen auf dem dritten Gange hat ja schon sechsmal angeschlagen! Schlafen denn die Bursche oder sind sie taub geworden? Sie werden mir das Gezeug ruinieen. Ich muß doch selbst nachsehen."

Der Müllee stand auf, bedeckte sein graues Haar mit einer alten Bibermütze und ging der Thür zu. Da ward diese von Außen so weit geöffnet, daß Adam das matt erleuchtete Mühlhaus überblicken und die um die Gänge beschäftigten Knappen sehen konnte. Ein schlanKee, jungee Mann, dicht beschneit, teat ihm entgegen.

„Guten Abend, Meister," sprach Bruno von Berneck grüßend. „Verzeiht, daß ich so spät bei Euch einspreche. Ich habe ein Woet mit Eurem Sohne, dem Förster von Rohnau, zu reden, und man sagte mie, daß ich ihn hier treffen würde."

„Man hat Euch die Wahrheit gesagt," versetzte der Müller. „Hier ist mein Sohn. Sagt ihm Euer Anliegen."

Berneck grüßte den schroffen Jäger höflich, aber

Digitized by Google

vornehm kalt, während sein lüsternes Auge mit Wohlgefallen auf Ida's schlanker Gestalt ruhte.

„Was wünschen Sie, Herr von Berneck?" fragte Hugo, den kalten Gruß eben so gemessen erwiedernd.

„Ihr kennt mich?" fragte der junge Mann.

„Wie sollt' ich nicht? ich habe Sie im vorigen Jahre oft genug mit Ihren Freunden auf dem königshainer Revier einen armen Hirsch zu Tode hetzen sehen, und hätte ich nicht die Jägergesetze geachtet, so würde meine sichere Kugel den Qualen der armen Thiere ein Ende gemacht haben. Ihr Anliegen?"

Berneck war betroffen, sein Stolz beleidigt, er fühlte sich an seiner adligen Ehre gekränkt. Das entschlossene Auge Hugo's imponirte ihm aber so sehr, daß er es für klug hielt, die indirecte Vermahnung unbeachtet hinzunehmen. „Wir sind gesonnen," versetzte er ruhig, „zur Erheiterung in der schlechten Jahreszeit bei anhaltendem Winterwetter eine lustige Fahrt nach Görlitz zu unternehmen und auf der Rückkehr das pittoreske Neißethal in möglichst glänzender Beleuchtung zu sehen. Ein Mitführen von bloßen Fackeln, dünkt uns, genügt dazu nicht, deshalb haben wir uns entschlossen, auf den freien Bergkuppen, auf vorspringenden Felsen und in den Schlüften das ganze Thal entlang große Feuer zu unterhalten. Die Beleuchtung der Landschaft muß dadurch unbeschreiblich reizend, großartig, feenhaft werden, und ich komme jetzt zu Euch, um Eure Genehmigung deshalb einzuholen, die, wie ich höre, dazu nothwendig sein soll, obwohl ich den Grund davon nicht einsehe."

„Der Grund, Herr von Berneck, ist das Recht," versetzte fest und streng Hugo, „jenes Recht, das Sie vor allen Andern aufrecht zu erhalten wissen, und das dem freien Bürger, der es sich würdig errungen, eben so theuer ist und heilig als dem Adel."

„Vollkommen wahr," sagte Berneck spöttisch höflich. „Ich bitte um Euren Bescheid."

„Ihrem Ansuchen steht nichts entgegen," erwiederte Hugo, „nur werden Sie erlauben, daß ich an jedem Feuerplatz einen meiner Bursche aufstelle, dem Ihre Leute zu gehorsamen haben."

„Eure Wünsche sind mir in dieser Angelegenheit Befehle," sagte Berneck mit demselben spöttischen Tone. „Für das Material werdet Ihr sorgen?"

„Nach Ihrem Belieben."

„Dann bleibt es dabei. Die Fahrt, wißt Ihr, soll in drei Tagen Statt haben, wenn die Kälte wie bisher anhält. Ich verlasse mich auf Euch! Eure Hand!"

„Bei meinem Worte bedarf es deren nicht, doch, Sie wollen es, hier ist sie!"

Bruno von Berneck überhörte die spitzigen Worte des Försters. Sein Auge haftete fest an Ida's schöner Gestalt, die sich auf einen Wink des Vaters entfernt hatte und jetzt wieder in das Cabinet trat, einen silbernen Teller mit einem fein gearbeiteten Becher von gleichem Metall in der Hand. Freundlich trat sie an den Fremden heran, führte nach der Landessitte den Becher an ihre Lippen und reichte ihm denselben mit den Worten: „Auf Ihr Wohl, gnädiger Herr!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Kiel. (Beschluß.)

[Die Harmsianer.]

Aber der gute Wille der Anhänger bethätigt sich kräftig. Da stehen auf dem Subscriptionsbogen ein Heer B., ein Heer K., jeder mit 150 Rthlrn. Courant, und auch die Wittwen und Waisen schließen sich nicht aus. Wie gesagt, der verehrliche Comité kennt die Seinigen; ob aber Herr Dr. Harms alle die Seinigen kennt, das möchte man doch noch bezweifeln. Die nicht Seinigen, das heißt die Ungläubigen, kennt er gewiß. Dazu gehört eine Geschichte, die ich als gewissenhafter Berichterstatter Ihnen mittheilen muß. Nach dem Ableben des alten Lütken war die Wahl eines neuen Kirchenjuraten vorzunehmen, und das Collegium der Sechszehner versammelte sich zu dem Ende in Gegenwart des Stadtconsistoriums, dessen Mitglied Herr Dr. Harms ist. Hier wurden namentlich drei Männer zu Kirchenjuraten designirt, nämlich die Bürger Eilers, Thomsen und Bargum. Alsbald aber sprach sich Herr Dr. Harms gegen Herrn Eilers aus, als der den kirchlichen Glauben nicht besitze und das verflossene Jahr nicht communicirt habe. Herr Eilers ist anerkanntermaßen einer der redlichsten und intelligentesten Männer Kiels, und man sollte denken, hierauf käme es in diesem Falle mehr an, als auf strenge Rechtgläubigkeit. Statt seiner beachte Herr Dr. Harms einen Mann in Vorschlag, den ich nicht nennen will, weil ich weit entfernt bin, das Vorurtheil zu theilen, welches das größere Publicum in Ansehung seiner zur Zeit noch hegt. Dieser wurde freilich nicht gewählt, aber man fügte sich doch der Harms'schen Ansicht, insofern man statt des Herrn Eilers den gläubigen Herrn Thomsen wählte. Ist denn, werden Sie fragen, Herr Eilers in der That ein eifriger Gegner des Hrn. Dr. Harms? Keineswegs, im Gegentheil könnte man ihn eher zu dessen Anhängern zählen. Er findet es z. B. ganz in der Ordnung, daß Harms streng orthodoxe Kanzelvorträge hält, „weil bei uns der Symbolzwang etwas Gesetzliches sei;" er mißbilligt aus eben dem Grunde des Pastors Wolf rationalistische Predigten, er selbst besucht nicht selten des Dr. Harms

Digitized by Google

Kirche, und hegte längere Zeit den eifrigen Wunsch, daß derselbe zum Abgeordneten der holsteinischen Ständeversammlung erwählt werden möge. Seine ganze Familie endlich gehört den eifrig orthodoxen Harmsianern an, sie stickt eben jetzt eifrig an Geschenken, womit man das Fest des Verehrten verherrlichen will, ja eins ihrer Mitglieder hat 5 Rthlr. zur Harmsischen Stiftung beigesteuert. Hab' ich nun hiernach wohl Unrecht, wenn ich den Zweifel äußerte, ob Harms alle die Seinigen kenne? denn kennt er sie, wie mochte er so schroff gegen den Biedermann auftreten, der gewiß nicht sein persönlicher Gegner ist, und dessen gläubige Familie an solchem Verfahren nur allzu leicht ein Aergerniß nehmen könnte? — Laßt uns duldsam sein gegen Jeden, nur nicht gegen den Unduldsamen!

---

## Notiz.

[Prof. Biedermann's deutsche Monatsschrift.]

Mit Beginn des nächsten Jahres wird Carl Biedermann eine Monatsschrift eröffnen, welche deutsches Nationalleben in seinem gegenwärtigen Zustande und in seiner fortschreitenden Entwickelung umfassend und allseitig zum Bewußtsein zu bringen verspricht. Das Programm zur Eröffnung derselben ist an und für sich schon eine Bekenntnißschrift, ein Glaubensartikel, der sich mit seinen Consequenzen nach allen Seiten hin fest ausgearbeitet hat. Man kann gegen diese Consequenzen zu Felde ziehen, sie in ihren Blößen hier und da aufzudecken versuchen, und würde doch fruchtlose Discussionen veranlassen, ist man nicht im Stande das Centrum, dem sie als Radien entwachsen, zu stürzen. Mit diesem Mittelpunkt seines Glaubens aber hat Biedermann eine Wahrheit hingestellt, die um so fester steht, je unscheinbarer, je anspruchsloser sie sich als Ergebniß aller Mühen und Kämpfe des Zeitalters gestaltet zu haben scheint. — Es gab eine Zeit, wo das Christenthum sich von der Welt lösen mußte, damit der Geist der Wahrheit sich in sich selbst befreien konnte. Dies war das erste christliche Zeitalter. Wir sind jetzt seinem letzten Zeitalter nahe gerückt, wo es aus seiner Innerlichkeit ganz heraustreten, ganz Welt werden muß und wird. Den Pietisten und Orthodoxen erscheint in dieser Hingabe an die Welt und Wirklichkeit eine drohende Auflösung des Christenthums. Das ist eben der falsche Wahn der sogenannten Frommen, die den Geist Gottes in seiner neuen Gebahrung nicht verstehen. Diesen Satz geb' ich hier nur, um den Leser in dem zu orientiren, was hieher gehört. Ueber die Religion und ihren Kultus, über die Philosophie mit ihren Resultaten, über Kunst und Poesie mit ihren Werken beginnt dasselbe Zeitalter heranzubrechen; sie müssen sämmtlich aus der exclusiven Innerlichkeit, in der sie, abgelöst von der Wirklichkeit, in künstlicher Erregung verharren und bereits in Caricatur umzuschlagen drohen, hinaustreten in die Welt, um den Völkern zu dienen, sie müssen aufhören, Gemeingut Auserlesener zu sein, anfangen, die Herandildung der Massen zu betreiben. Der ideologische Dünkel, das Herkommen der Phrase und die Coquetterie der Vornehmigkeit wird sich auflehnen und schreien: Ihr wollt die hohen Ideen von ihren Postamenten stürzen, die verschlossenen Thüren des allerinnersten Heiligthums aufreißen, damit das Volk kommr und gaffe! — Es gibt eben kein Volk mehr im Sinne der ältern Zeiten, keine Schranke zwischen Geweihten und Laien. Die Menschen von heute beginnen, sich als Gesammtheit zu fassen, das Höchste als Gemeingut sich anzueignen, das Exclusive der Philosophenschulen aufzulösen, das Esoterische der Religionen sich klar zu deuten, den Paefüm von der Bildung abzustreifen, um in Allem selbsteigen den Kern zu fassen. Nur so werden Menschen zu einem Volke, ein Volk zu einer Person, die sich hinstellt, um sich selbst Gesetze für ihr Dasein zu geben. Wäre Schelling wirklich der Mann unserer Zeit, er würde in diesem Sinne seine philosophia secunda gestalten, in diesem Sinne Glauben, Wissen und Leben versöhnen. Es ist dies der Sinn, den wir aus Biedermann's Programm herausfühlen. Daß er die Schreckworte „materiell" und „praktisch" so häufig im Munde führt, ist wohl nur eine Unbehülflichkeit, nicht eine Absicht in seinen Darlegungen. Wirklichkeit, Welt, Heranbildung der Massen, Kräftigung und Erziehung eines deutschen Volksbewußtseins — das sollten die eigentlichen Losungswörter sein, die über alle Parteisucht hinaus, über alle Coterie, alles künstlich Abgepfrchte, alles weich und kränklich Behütete hinweg durchaus heilige Zwecke des Zeitalters und dessen wahehaftige Interessen wollen und zielen. — Der Verfasser des Programms geht seine Zwecke einzeln durch. Er will Selbsteezierung im bürgerlichen Verkehr, Beseitigung aller erkünstelten Abstractionen, Kräftigung des praktischen Sinnes im Volk, Klarheit des Rechtsganges vor dem öffentlichen Verständniß, Emancipation des religiösen Bewußtseins von der Staatscontrole, freie Förderung der industriellen Betriebskraft der Nation, eine Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat, damit der Deutsche sich in einer Gesammtheit, Deutschland selbst vor den Augen Europas sich als Person erfassen und begreifen lerne. Ueber den deutschen Handel, über die innere Vereinbarung der deutschen Staateninteressen und Deutschlands Verhalten zum Auslande spricht der Verfasser sich in einer Weise aus, daß wir ihm für Darlegung von so viel Wärme und Einsicht unsere Hochachtung nicht versagen können. Was seine Polemik gegen die speculativen Philosophieen betrifft, so darf es keineswegs unwichtig erscheinen, wenn ein denkender Kopf den Muth hat, die Frage zu stellen, was denn von all den esoterischen Ergebnissen des deutschen Denkens dem allgemeinen Stande der Kultur bisher zu Gute gekommen. Und in Bezug auf die jüngere Literatur muß ihm eingeräumt werden, daß manches lärmende Talent unter uns sich allzu gleisnerisch und eitel um sein eigenes Selbst dreht, um für die Sache des Zeitalters ersprießlich und heilsam zu wirken. — Hiermit sei von unserer Seite das Unternehmen charakterisirt. Möchte es, wie es sich als gute Absicht mit vieler Klugheit und ruhiger Kraft hinstellt, in der Ausführung diesem Versprechen gemäß sein.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 241. — den 9. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Berneck war in der That von dem natürlichen Anstande der Müllerstochter, von ihrer Schönheit, die italienische Formenvollendung mit altdeutscher Züchtigkeit vereinigte, so überrascht, daß er zaudernd den Becher aus der Hand Ida's nahm, und indem er mit ungewohnter Gluth in ihre treuen, klaren Augen sah, antwortete:

„Erlaubt, schöne Hebe, daß ich symboiisch den Kuß Eurer Lippen mir zueigne." Mit diesen Worten drehte er den Becher um und trank an derselben Stelle daraus, die so eben Ida's Mund berührt hatte.

„O, das erlaube ich, gnädiger Herr," sagte nichtsahnend das mit der Welt und ihren Listen völlig unbekannte Mädchen.

„Nehmt meinen innigsten Dank dafür, holdestes, schönstes Kind," erwiederte aufgeregt Bruno von Berneck. „Ich habe noch nie einen Trunk mit diesem Genuß gekostet. Würdet Ihr mir wohl gestatten, den Dank für so süße Gabe von meinem Munde zu empfangen?"

„Gewiß, wenn es Ihnen Vergnügen macht, gnädiger Herr."

„Du verdientest einen Tempel!" rief Berneck sich selbst vergessend aus, umschlang mit keckem Arm den schlankend Leib des Mädchens und raubte der Ueberraschten mehrere Küsse.

Die Stimme Hugo's und die starke Faust, die ihn faßte, brachte den Uebermüthigen schnell zur Besonnenheit zurück. „Mein Herr Ritter," sagte der Förster mit kaum verhaltenem Ingrimm, der alle Muskeln seines gebräunten Gesichtes erbeben machte, „Sie haben ein Müllermädchen, kein adliges Fräulein vor sich. Wir Bürgerlichen, die wir auch unsere Sitten haben, pflegen solche freche Zudringlinge zur Thür hinauszuwerfen. Wollten Sie sich vielleicht entfernen, Herr von Berneck? Die Thür dieser reinen Stube ist unverschlossen!"

„Mein Herr Jäger," begann Berneck und griff an sein Schwert, allein Hugo ließ ihn nicht aussprechen.

„Mein Herr Ritter," fiel er ihm ins Wort, „dies schuldiose Mädchen ist meine Schwester, und ich will nicht, daß sie die Gluth eines lüsternen Kusses fühlt, bevor sie die beseligende Lebenswärme eines reinen Liebeskusses genossen. Haben Sie mich verstanden, Herr von Berneck?"

„Ich muß bekennen," erwiederte der Jüngling gefaßt, „daß Ihr Euch einer außerordentlichen Deutlichkeit befleißigt. Kein Wunder, der Umgang mit Euren Burschen mag Euch dazu nöthigen. Verzeihung, schöne Ida," sprach er zu dem verschüchterten Mädchen, das sich in die Arme des greisen Müllers geflüchtet hatte, der in finsterm Schweigen halb verächtlich, halb herausfordernd auf den leichtfertigen Bruno herabsah. „Nicht beleidigen wollt' ich Euch, vielmehr meine hohe Achtung Euch beweisen. Gute Nacht, süße Hebe, gute Nacht, Meister! — Herr Förster," sagte er kalt und befehlshaberisch, „ich erwarte, daß Ihr Alles zu meiner Zufriedenheit herstellen werdet. Ich bin nicht geizig."



Digitized by Google

Bruno verließ die Mühle empört über den Stolz des Försters und in unaussprechlicher Liebe zu Ida entbrannt.

„Was für ein nichtsnutziger Mensch ist das?" sagte jetzt Adam, die zitternde Tochter aus seinen Armen entlassend.

„Ein reicher Mann mit funfzehn Ahnen, aber ohne Grundsätze," versetzte Hugo. „Ich kenne ihn, er erfreut sich an dem Todeskampfe mattgehetzter Hirsche, und ich fürchte, ein müde gehetztes Mädchen würde ihm auch nicht mehr am Herzen liegen. Andreas, ich empfehle Dir meine Schwester, wenn der Vater nicht daheim ist. Zwar hoffe ich, meine Worte werden den adligen Schmeichler nicht gerade zum Wiederkommen verlocken, man ist aber doch nie vor den Schlichen und Ränken dieser abgeschliffenen Weltmenschen sicher. Bist Du erschrocken, Ida?"

„Ich fürchte mich vor den Augen dieses Menschen!" sagte Ida, und hielt sich, als blende sie noch ihr sieberartiger Glanz, oder als schäme sie sich der Küsse, die ihr wider Erwarten aufgedrungen worden waren, beide Hände vor die Augen. Andreas ging seufzend mit großen Schritten durchs Zimmer, der alte Müller schüttelte den Kopf und stieß wiederholt sein — hm! hm! aus.

„Ich muß nach Hause, es ist schon spät," sagte Hugo. „Laßt Euch allesammt diese freie Sitte unserer adligen Müßiggänger von heute nicht zu nahe gehen. Ich werde nicht unterlassen, auf die Wege dieses feinen Herrchens zu achten. Gute Nacht, Vater, und, liebe Schwester, sieh in den Sternenhimmel hinauf, und Du wirst wieder froh und glücklich sein. Gute Nacht mit eins!" —

---

In der lustigsten Stimmung kam Berneck zu seinen Freunden zurück, erzählte ihnen den Wortwechsel mit dem sittenstrengen Hugo, den er äußerst ergötzlich nannte, und schwur zu wiederholten Malen, daß Ida sein werden müsse. „Denkt Euch," sprach er, „dies reizende Geschöpf hat sich in einen Leinweber vergafft, einen blassen, ohnmächtigen Kerl ohne Muth und Leidenschaft, der es ganz gelassen mit ansah, als ich dem überraschten Mädchen ein halbes Dutzend Küsse auf die süßen, duftenden Lippen drückte. Der Waidmann ist doch ein Mann von Willenskraft, den ich gelten lassen muß, wenn er mir auch in der Seele zuwider ist. Ihm muß man schmeicheln, und zwar sehr geschickt, sonst könnte er uns leicht Ungelegenheiten machen. Wohlan, auf das Glück meiner Liebeslust!"

Die Gläser klangen munter im Kreise der Zecher, man besprach die bevorstehende Lustfahrt, man freute sich schon im voraus auf den Aerger, der die Kaufmannschaft ohne Zweifel ergreifen würde. Gegen Mitternacht waren die meisten der zügellosen jungen Leute trunken. Sie schwatzten sinnlose zusammenhangslose Reden mit lallender Zunge und verriethen manches Abenteuer, das ihnen nur zum Schimpf gereichen konnte. Auch Berneck war sehr aufgeregt. Er unterhielt sich schon längere Zeit ziemlich heftig mit Kyaw, der ihm fortwährend widersprach.

„Ich sage Dir aber, es muß und soll gehen!" rief jetzt Berneck, heftig mit dem Fuße stampfend. „Ich kenne die Mädchen, sie sind allesammt neugierig. Aus Neugierde würden sie sich dem Teufel selber überliefern. Mein Anschlag ist gut und wird gelingen, wenn Deine kleinbürgerliche Gewissenhaftigkeit mir kein Hinderniß in den Weg stellt."

„Es ist eine unritterliche Handlung," versetzte Kyaw. „Sie kann nicht verborgen bleiben und muß, ans Licht gezogen, Dich, uns, den ganzen Adel beschimpfen. Die Bürger dieser Sechsstädte sind reich, mächtig und ehrgeizig. Sie pochen auf ihre alten, vom Kaiser ihnen verliehenen Rechte, das Land hat seine eigenthümlichen Gerichte, an denen sie mit gleicher Hartnäckigkeit hängen — sei also versichert, daß sie kein Mittel unversucht lassen werden, um eine so unerlaubte und — ich sag' es Dir noch einmal — unritterlicher, schlechte Handlung an dem Thäter zu bestrafen. Thue, was Du willst, ich kann und werde Dich nicht hindern, aber auf meine Theilnahme rechne nicht."

„Bah! der Wein macht Dich bedenklich, mich unternehmend," erwiederte leichtsinnig Berneck. „Jede kühne That ist ritterlich und bringt uns Ehre, und, was gilt die Wette, ist das schöne Kind erst in meiner Gewalt, so lernt es mich lieben. Ein Wappen ist dem Mädchen auch lieber, als ein Leinweberschiffchen. Mit dem Alten will ich schon zurecht kommen."

„Denke an den Bruder!" sagte Kyaw. „Er ist ein unternehmender, kühner Mann. Der ganze Rath ehrt ihn, seine Untergebenen sind ihm in wahrer Liebe zugethan. Er wird klagen, laut klagen, und sicherlich nicht eher ruhen, bis der Frevel gerochen ist."

„Gute Nacht, ehrliche Seele!" sagte Berneck, noch einen Becher Wein austrinkend. „In drei Tagen halten wir unsere lustige Narrenfahrt — die Folgen der

Digitized by Google

Narrenstreiche, die ich dabei begehe, werde ich allein tragen. Gute Nacht, blasser Ritter ohne Muth und ohne Tadel!" —

Ein anhaltender starker Frost hatte inzwischen Flüsse und Teiche mit festem Eise belegt, und der Schneefall war bedeutend genug, um eine gute Schlittenbahn vorzubereiten. Berneck und seine Freunde unterließen daher nicht, ihre Lustfahrt so glänzend und originell als möglich auszustatten. Pferde und Schlitten wurden reich und geschmackvoll decorirt, stattliche Vorreiter in blitzender, mittelalterlicher Tracht eröffneten den Zug, und die jungen Adligen selbst brüsteten sich in ihren Schlitten in zum Theil prachtvollen Maskenanzügen. Früh am Tage flogen die lustigen Herren dem Reißthale zu unter Gesang und Scherz. An Zuschauern fehlte es ihnen nicht, auch Ida war mit ihrem Vater eine kleine Strecke ins Thal hineingegangen, um den glänzenden Schlittenzug vorübereilen zu sehen, und sie gab ihre Freude über den prächtigen Schmuck der Pferde, über die theils burlesken Masken durch ein herzliches Gelächter zu erkennen. Berneck ward sie gewahr und versäumte nicht, sie höflichst zu grüßen, eine Aufmerksamkeit, welche dem gut gearteten Naturkinde die Wangen mit dem lieblichsten Rosenroth überhauchte.

Mit Einbruch der Nacht begann es wieder leise zu schneien, nichts destoweniger aber wurden an allen vorspringenden Puncten verabredetermaßen helllodernde Feuer angezündet. Je dichter die Finsterniß ward, desto prachtvoller nahm sich der Anblick dieses Schauspieles aus. Ida konnte sich nicht satt daran sehen, wie die dicht bewaldeten, mit hohem Schnee belasteten Fichten und Tannenbäume in purpurrother Helle leuchteten, und der Fluß bis an die erste bedeutende Krümmung mit Millionen blitzender Rubinen bestreut schien. Einzelne Partieen der Gebirgswände lagen in tiefer Nacht oder wurden nur stellenweise von Lichtstreifen beleuchtet, die sich gleich purpurnen Riesenschlangen darüber hinwegschwangen. Zuweilen flammten die brennenden Holzstöße durch den wirbelnden Schneestaub hell in die Luft empor, und dann konnte man glauben, die felsigen Ufer hätten sich in eine Reihe feuerspeiender Hügel verwandelt.

Es war schon spät, die Dorfbewohner, obwohl begierig auf die Zurückkunft der Schlittengesellschaft, hatten sich größtentheils zur Ruhe begeben. In keinem der Häuser von Rosenthal, die keck an dem granitnen Gestein hängen, flimmerte ein Licht, nur aus der Mühle dämmerte trüber Lampenschein. Die Gegend, völlig erstorben und öde, nahm in der grellen Nachtbeleuchtung etwas Gespenstisches an.

Nur ein Einziger von allen Harrenden wartete geduldig auf die sich immer mehr verzögernde Rückkehr der Edelleute. Dies war Hugo, der Förster von Rohnau. Er hatte dicht am halbverschütteten Wallgraben der in Trümmern liegenden Feste ein großes Feuer angezündet und ließ es durch Pechkränze trotz Wind und Wetter so gut unterhalten, daß der Wiederschein hell leuchtend auf den gefrorenen Spiegel der breiten Reiße fiel. Er selbst ging unverdrossen an der steilen Bergwand auf und nieder, von Zeit zu Zeit horchend, ob er das Geräusch der Kommenden durch das Pfeifen des starken Nordwindes hindurch vernehmen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden.

[Bob oder die Pulververschwörung.]

Am 6. November sahen wir zum zweiten Male: „Bob oder die Pulververschwörung", Drama (nicht Lustspiel, wie es auf dem Zettel hieß, da hiezu alle Elemente fehlen) in zwei Acten, von Dupoet und de Forges, übersetzt von Th. Hell. Das Stück ist in unserer Theatercheonik insofern merkwürdig geworden, daß am Abende seiner ersten Aufführung, wie die Zeitungen berichtet haben, jener Kellner aus der hiesigen Ressource sich im Amphitheater erschoß, weil er aus der Verzweiflung über seine Schulden noch einen herostratischen Eclat ins Jenseits mitnehmen wollte. Die That geschah eigentlich während der Vorstellung von Houwald's „Fluch und Segen"; allein es ist leicht zu erachten, welche Störung der Vorfall auf Publicum und Schauspieler gemacht hatte, daß Alles noch von dem plötzlichen Schlußacte der Tragödie so eben erlebter Wirklichkeit allzu sehr erfüllt war, um dem nach einiger Zeit auf den Brettern erscheinenden Bob volle unbefangene Aufmerksamkeit schenken zu können, und somit konnte die diesmalige Aufführung eigentlich erst für voll gelten. — Der Uebersetzer hat hier einen guten Griff gethan. Das Stück ist bis zum Schlusse von spannendem Interesse, und dürfte wohl nirgend wirkungslos bleiben, wenn die Titelrolle, auf der freilich Alles beruht, so gut wie bei uns besetzt werden kann. Bob, ein Schmid, der eben mit der Schankwirthin seines Dorfes Hochzeit halten will, bohrt von einer Menge Fässer, welche ein fremder Kaufmann in einem Keller des Wirthshauses aufbewahren ließ, und angeblich mit Rum gefüllt sind, eines an, um zu kosten, und findet Pulver statt Rum. Er ahnet ein großes verderbliches Vorhaben, belauscht ein Gespräch des Eigenthümers der Fässer mit dem Sheriff und erfährt nun, daß dieser in dem Complotte ist, wonach mittelst einer Pulvermine König Jakob I. von England und mit ihm das versammelte Parlament in die Luft gesprengt werden soll. Während der großen Aufregung Bob's durch die fürchterliche Entdeckung kommt seine Braut mit

Digitized by Google

den eingeladenen Hochzeitleuten, um ihn zum Feste abzuholen, und erstaunt, ihn noch im Arbeitskleide zu finden, noch mehr aber über seine unerklärliche Befangenheit und confusen Antworten, woraus kein Grund für seinen Affect zu entnehmen ist. Man erklärt ihn endlich für verrückt, was er sofort auffaßt und nun entschieden den Wahnsinnigen spielt, um alle Aufmerksamkeit von sich und seinem Vorhaben zur Rettung des Königs zu wenden. Das Pulver wird nach London gebracht und auch er eilt dahin nach, um den König zu warnen. Aber noch ehe ihm dies möglich wird, ist seine Braut ebenfalls nach London gekommen, hat sich bei dem Könige Vortritt zu verschaffen gewußt und bittet diesen, den armen entflohenen Wahnsinnigen überall aufsuchen zu lassen. Bob gelangt endlich vor den König und überreicht ihm eine Schrift, welche die Entdeckung der Verschwörung gegen ihn enthält. Der überraschte Monarch will eben Schritte dagegen thun, da erscheint Bob's Braut mit dem verlangten Signalement ihres vermeintlich verrückten Bräutigams, und der König, ohne ihn weiter anzuhören, übergibt ihn der Wache und einem Arzte, um den Unglücklichen herstellen zu lassen. Er entspringt der Haft, vermummt sich, weiß endlich den König wieder allein zu treffen und zu überzeugen, daß er bei Sinnen sei. Noch immer aber will Jakob nicht an den Anschlag glauben, bis der Sohn des Hauptverräthers selbst, den Bob inzwischen durch einige Zeilen von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen wußte, diese zu bestätigen kommt. Der Retter erbittet sich als Lohn die Begnadigung für den Verräther und eilt mit seiner Braut auf sein Dorf zurück.

Herr Hellwig, den ich bereits im Allgemeinen als sehr glücklich in der Auffassung naiver Charaktere schilderte, bewährte als Bob sein anmuthiges Talent wieder ganz besonders. Es ist bei ihm nicht leicht ein Ton, eine Geberde zu bezeichnen, welche nicht von innen heraus als Nothwendigkeit und vollgültig in der Harmonie erschiene, in der er seine Darstellungen abzurunden weiß. Man sieht und hört, daß er seine ganze Individualität wirklich in den künstlerischen Charakter gedrängt hat, wie er ihn einmal auffaßte. Ich will nicht behaupten, daß man mit dieser Auffassung jedes Mal unbedingt einverstanden sein müsse; aber man muß doch gestehen, daß Hellwig's gerühmter Vorzug, Alles aus einem Gusse zu geben, die erste und wesentliche Forderung an seine Kunst erfüllt. Als Bob war dies in der That an ihm im Ausdrucke der verschiedensten rasch wechselnden Gemüthszustände bewundernswerth. Freude, Lüsternheit, Argwohn, Entsetzen, angstvolle Rathlosigkeit in der Liebe zu seiner Braut und zu seinem gefahrbedrohten Könige, Verstellung zum Wahnsinn, das athemschöpfende Entzücken in der Erklärung des Geheimnisses, der Schmerz über den Wahn seines irren Verstandes und die Angst, daß List und Opfer und sein ganzer redlicher, thätiger Wille das nahende Unglück doch nicht von dem Haupte des geliebten Monarchen, bei dessen unseliger Verblendung, werde abwenden können, endlich die ausschweifende Freude über den doch noch gekrönten Erfolg aller Bemühungen, — das Alles zeichnete Herr Hellwig in den raschbewegten Phasen von Furcht und Hoffnung, Entschluß und That, mit eben soviel Wahrheit als Eigenthümlichkeit, wie sie in der Situation mit dem Könige bedingt war. Meisterhaft war seine Scene mit diesem, wo Bob Alles anwendet, ihn von dem Gange in den Parlamentssaal zurückzuhalten, indem der Respect vor der königlichen Person mit der Ueberzeugung von dem unausbleiblichen Untergange des geliebten Herrn lange in ihm kämpft, ehe er, auf die Gefahr der Majestätsverletzung hin, zum letzten Mittel der Rettung des Monarchen in gewaltsamer Zurückhaltung sich entschließt. Die übrigen Partieen sind allzu untergeordnet gegen Bob gehalten, als daß ich über ihre Darstellung noch weitläufig berichten mag. Indeß verdient Herr Porth, der übrigens so wackere Schauspieler, eine Rüge, daß er in der bedeutenden Scene, wo die Pulververschwörung entdeckt zu werden droht, die steigende Angst des Lords Felton nicht auszudrücken der Mühe werth hielt und mit einem höchst unwahrscheinlichen Gleichmuthe dastand. Oder meint Herr Porth die höchste Gemüthsspannung eines Schuldbewußten nicht durchblicken lassen zu müssen, wenn die Klugheit die Affectation größter Ruhe für die Situation gebeut!?

Am 10. November hatten wir einen classisch-deutschen Operngenuß: Mozart's unsterblichen „Don Juan". Ein Fräulein Thiele machte darin als Zerline den ersten theatralischen Versuch, der äußerst günstig aufgenommen wurde. Als die erste Schüchternheit überwunden war, sang sie das bekannte Duett mit Juan (Herrn Wächter) mit Sicherheit, Geschmack und einer zwar nicht umfänglichen aber metallreichen Stimme, worauf die Wiederholung verlangt wurde. Es ist an der sehr jungen Debütantin ein sehr anmuthiges Opernfigürchen gewonnen worden.

(Der Beschluß folgt.)

## Notizen.

[Preußen in Constantinopel.]

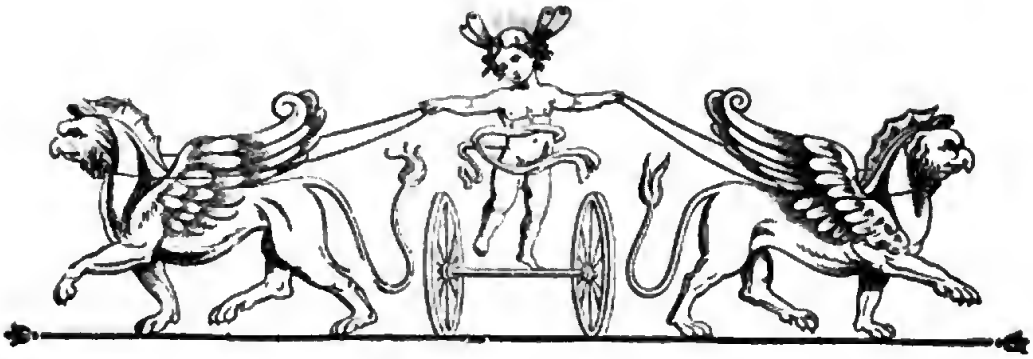
Wie der Drang nach Oeffentlichkeit sich in unserer Zeit gültig erweist und allen Unbill vor das Auge der Welt zieht, beweist der Bericht aus Constantinopel, den Herr Louis de l'De, Hauptmann a. D. und in Wartesold stehender Lehrer der aufgelösten königl. sächsischen Militairakademie, wie er sich unterzeichnet, über die Mißgriffe und Wirren einiger Beamten der preußischen Kanzlei bei der Pforte in der leipziger Allgemeinen an den Tag stellt. Zu den von ihm gerügten Mißverständnissen, die kaum einem gewaltsamen und blutigen Ausgang entgingen, führte der Uebelstand, daß die preußische Gesandtschaft Miethlinge, Levantinee, zu Dragomanen hat. Das gelehrte Berlin scheint, trotz Bopp, keine praktischen Orientalen liefern zu können.

[Stein's Biograph.]

Ein cölner Correspondent in der augsburger Allgemeinen will wissen, daß die erschienene Biographie des Ministers v. Stein den Oberlandesgerichtssecretair Friedrich Steinmann in Münster zum Verfasser habe, der früher auch mit einigen Bändchen Novellen in Callot-Hoffmann'scher Manier aufgetreten.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 242. — den 10. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Endlich nach stundenlangem Harren bog der erste Fackelschlitten um die schroffe Ecke der Waldung, und im raschen Lauf folgten die übrigen. Das Jauchzen und triumphirende Getümmel der wohlgelaunten Gesellschaft schallte durch das stille Thal. Die Diener schwangen die Fackeln in wilden Kreisen und schleuderten sie dann dem letzten malerischen Felsen gegenüber in den Schnee, wo sie zischend verlöschten. Bald verschwand auch die letzte, und Hugo sah nur noch die dunklen Körper der Schlitten immer kleiner werdend in der trüben Schneenacht verschwinden. Er half dem Burschen das Feuer löschen und wollte, müde und angegriffen, eben in das Haus zurückkehren, als er einen lauten Schrei gellend vom Thale her durch die Luft pfeifen hörte. Er lauschte, der Schrei wiederholte sich, doch schien es ihm, als antworte ein lautes, lustiges Lachen darauf, und da das tolle Peitschengeknall der Gesellschaft sich immer mehr in die Ferne verlor, Alles rings um ganz still blieb, so glaubte Hugo, es möge sich Einer oder Andere von den übermüthigen Faullenzern in trunkenem Muthe etwa an einem Eisbrecher bei der Brücke gestoßen haben. Nichts Böses ahnend ging er zurück in die nahe Försterwohnung.

Bruno von Berneck hatte inzwischen mit einigen seiner Getreuen einen Anschlag ausgesonnen, der, so gewagt er war, doch die Möglichkeit des Gelingens für sich hatte. Ohnehin kein Freund der Geduld, griff er Alles mit stürmischer Hast an, und wo nun gar seine Leidenschaft betheiligt war, kannte er keinen Aufschub, kaum ruhige Ueberlegung. Ida's klare Schönheit hatte ihn entzückt, ihre naive Natürlichkeit, ihre angeborene Anmuth ihn bezaubert. Seine Nerven zitterten vor Verlangen, wenn er nur des Mädchens gedachte. Der Trotz und Stolz des Bruders ärgerten den ungestümen, zügellosen Mann, Ida's Neigung zu Andreas forderte ihn heraus, und da er nicht ohne Grund glaubte, daß recht schnelles Handeln am ehesten ein glückliches Gelingen sichere, so entschloß er sich, seiner Leidenschaft und gekränkten Ritterehre eine Genugthuung zu verschaffen durch das Unternehmen, mit dem er umging.

Berneck's Schlitten beschloß auf dem Rückwege den Zug. Auf seinen Vorschlag war man übereingekommen, die Fackeln zu löschen, noch ehe das Ende des Thales erreicht wurde, um auch die großartige Wirkung einer plötzlich eintretenden Nacht vollkommen genießen zu können. Als sich der Zug der Mühle näherte, blieb Berneck hinter den übrigen Schlitten, deren Gesellschaft laut sang und jubelte, etwas zurück und ließ dann durch eine geschickte Wendung das Fuhrwerk hart an den Rädern umwerfen.

Ida hatte lange Zeit mit ihrem Vater das Schauspiel des feenartig erleuchteten Thales bewundert, und ihm bis tief in die Nacht hinein aus seinem beliebten Chronikenbuche vorlesen müssen. Ermüdet von der täglichen Arbeit, der sich Adam mit noch immer rüstiger



Digitized by Google

Kraft unterzog, übermannte ihn der Schlaf, und da Ida kein Bedürfniß fühlte, einem Schlummernden alte Geschichten vorzutragen, legte sie ihr Lockenköpfchen auf den Fenstersims, mit hellem Auge in das wunderbar beleuchtete Thal hineinsehend. In kurzem war auch sie entschlummert. Heitere Träume fielen in goldenen Bildern, gleich Engelsgaben, in die friedliche Seele des Mädchens, und das überschwänglich reizende Durcheinander dieser zauberhaften Traumwelt wob ein Glück um das schlummernde Kind, dem selbst ihr bisher in ungestörter Ruhe verlaufenes Leben nicht an die Seite gestellt werden konnte. Sie hatte im Schlafe den weißen runden Arm rückwärts um den Nacken gelegt, das rosige Gesicht halb dem Lichte, halb dem Fenster zugewendet, ward der verrätherische Spiegel ihrer Traumgedanken. Die Lippen bewegten sich in unhörbarem Gespräch, ein so glückliches Lächeln, wie es nur der Unschuld eigen ist, zog die rosenrothen Lippen ein wenig zurück und ließ, wie schalkhafte Lauscher, die weißen Zähne durch die kleine Oeffnung schimmern. Unter den weichen breiten Lidern bewegten sich die Augen, und über das ganze madonnenartige Oval des Gesichtes glänzte die Glorie paradiesischer Seligkeit.

Ein lauter gellender Hülferuf erweckte die süße Träumerin. Sie fuhr erschrocken auf, warf einen Blick durchs Fenster und sah die meisten Feuer bereits erlöschen, wenige dem Erlöschen nahe. Der Hülferuf wiederholte sich, das Schnauben und Wiehern ungeduldiger Pferde ward ganz nahe hörbar. Der alte Müller war auch erwacht, aber so schlaftrunken, daß er glaubte, die Gangschelle habe geläutet und angezeigt, daß neuer Aufschutt nothwendig sei.

„Ja, ja," sagte er, als ob er das Mühlwerk dadurch beruhigen könne, „er soll gleich kommen, der faule Bursche. Ich jag' ihn noch fort, die Schlafmütze."

„Ach, guter Vater," unterbrach ihn Ida, „was denkt Ihr denn? Es muß Jemand ein Unglück genommen haben auf dem Flusse, vielleicht Einer von der Schlittengesellschaft. Hört nur, wie es da stöhnt und seufzt!"

Sie hatte das Fenster geöffnet und fragte jetzt mit heller Stimme hinaus, was es gäbe, und ob Jemand Hülfe bedürfe? Eine schmerzbewegte Stimme, von dem Fluchen mehrerer andeeer unterbrochen, antwortete, daß ein Schlitten umgestürzt und Einer der Gesellschaft dabei beschädigt worden sei.

„Geduldet Euch nur ein wenig," erwiederte Adam, „Ihr sollt gleich unterstützt werden."

„Nehmt Euch nur ja vor den Rädern in Acht," warnte wohlwollend Ida, schloß das Fenster wieder und war die Erste, die in Begleitung ihres Vaters und einiger Mühlknappen auf dem Flusse erschien. Berneck kam ihr mit dankenden Worten entgegen, nannte die Erstaunte, Erschrockene, seinen Retter und Schutzengel, und bat so bescheiden, sanft und freundlich den alten Müller um die Vergünstigung, seinem verwundeten Freunde nebst ihm für die Dauer der Nacht ein Obdach in der Mühle, wo es auch immer sei, zu gönnen, daß der alte, ehrliche und menschenfreundliche Mann nicht widerstehen konnte. Berneck ergoß sich in Danksagungen, half den Verwundeten mit in das Wohnzimmer tragen, und nahm den Vorschlag der gefälligen Ida, für den Gequetschten einige Tücher zu wärmen, mit zuvorkommender Freundlichkeit an.

Ida fand den adligen Herrn so ganz verändert, daß sie ihm im Herzen die arge Meinung abbat, die sie von ihm gefaßt hatte, und als der junge, interessante Herr gar mit der schüchternen Bitte zu ihr trat, sie möge ihm sein feiheres, unziemliches Benehmen verzeihen, es sei nur durch den anmaßenden Stolz ihres Bruders hervorgerufen worden: da gab sie ihm willig die Hand und duldete mit so glücklichem Lächeln den Kuß, den er darauf drückte, daß dies allein schon ein hinlänglicher Beweis vollkommenster Verzeihung und offenen Vertrauens war.

„Mein Freund hat sich den Fuß ausgefallen," sagte Berneck, „die Nacht ist zu stürmisch und kalt, um den weiten Weg vollends zurückzulegen. Und überdies sind die Pferde so wild und scheu geworden, wahrscheinlich in Folge der blendenden Feuer, daß eine Weiterreise gefährlich scheint. Morgen mit dem Frühesten eile ich nach Zittau zurück, um Hülfe zu holen und den Verunglückten nach Hause zu schaffen."

Diese Vorstellungen leuchteten Allen ein. Der Müller wünschte den beiden Edlen gute Nacht, Ida zog sich ins Cabinet zurück, Berneck bedeutend, daß, wenn sie irgend etwas bedürften, sie auf der Stelle zu Dienste stände. — In kurzem herrschte nun wieder die frühere Ruhe im Mühlhause. Die Knappen, gewohnt, beim Ruf der Schelle zu erwachen, schliefen auf dem warmen Backofen, und Ida, im Lehnstuhl des Vaters ruhend, versank bald wieder in glückliche Träume. Auf dem hirschfelder Thurme hatte die Glocke eben Mitternacht geschlagen, als sich leis die Thür des kleinen Gemaches öffnete, und Berneck, begleitet von seinem Freunde, beide als Müllerknappen verkleidet, lauschend hereintrat. Ein

Digitized by Google

paar Secunden betrachtete Berneck wonneteunken sein Opfee, stülpte dann ein Hülle über das Haupt dee Schlummeenden, die sie an jedem Hülfeeufe veehindeete, öffnete das Fenster und schob die schöne Last, in eine Mönchskutte gehüllt, hinaus in die Händr seiner Getreuen. Ee selbst und sein keengesunder Freund folgten auf dem nämlichen Wege. Die unduechdringliche Dunkelheit der Nacht begünstigte die kecke Entführung, und untee iheem Schutze flog der Schlitten wiedee rückwärts ins Reißeehal hineln und verschwand jedem Spähenden in dem dicht herabrieselnden Schneegestöber.

---

Einen Monat nach diesem traueigen Ereignisse streifte der Förster Hugo, auf dee Veefolgung eines Wildes begriffen, einsam duech die waldigen Höhenzüge, welche die malerische Einfassung des Flußthales bilden. Dee Schnee lag so hoch, daß alles niedere Strauchwerk fast ganz davon bedeckt war, die breiten Aeste der thuemhohen schlanken Fichten bogen sich unter dee Last desselben zue Erde niedee, ringsum heerschte die tiefste Ruhe; kuez, es war ein Tag, wie ihn dee Jagdfreund geen hat. Aber so leidenschaftlich Hugo das edle, freie, ritterliche, körperstärkendr und geisterquickende Waidwerk liebte, so achtete ee doch nue flüchtig auf die vielen Spuren voehandenen Wildes, die sich im weichen Schnee abdrückten. Ee schritt gedankenvoll, schwankend, gebeugt, duech das Dickicht, seine gebräunten, stolzen Züge, aus denen die Kraft einer selbstbewußten Männlichkeit heeausfordernd hervorleuchtete, waren schlaff gewoeden, nue ein Zug von Trotz um den fest geschlossenen Mund hatte sich deutlicher als früher entwickelt. Er sah bleich, verfallen, krank, herzenskrank aus. Sein schaefes Auge hatte den Glanz des frischen Lebensmuthes verloren und dafür das unheimliche Funkeln eingetauscht, an dem sich eine gestöeete oder doch gewaltsam erschütteete Seelenthätigkeit erkennen läßt.

Wirklich hatte auch Hugo in den letzten Wochen schweee Leiden erduldet. Seinen alten Vatee brach dee Schmerz über die Entführung seiner hülflosen Tochter zusammen, ein hitziges Fieber brachte ihn dem Tode nahe, raubte dem Armen auf längere Zeit seine Veestandeskräfte und ließ ihn als nur siechen, geistig und köepeelich geschwächten Geeis wieder zum Leben eewachen.

(Die Zoetsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Westphalen.

[Westphälische Obligationenfrage.]

Die Beantwortung einee nicht nur an sich, sondeen weit mehe noch durch mögliche Consequenzen, füe Staats- und Völkerrecht höchst bedeutungsvollen Frage bildet den Inhalt einee Schrift, welche der Dr. juris H. Jacobson untee dem Titel: „Welche eechtliche Ansprüche haben die Besitzee „der aus den Zwangsanleihen des ehemaligen Königreichs „Westphalen heerüheenden Obligationen an die detheiligtrn „Staaten?" so eben (bei Aug. Hirschwald in Berlin) hat erscheinen lassen. Die Arbeit zerfällt, nach einee kurzen Einleitung, in fünf Theile, deren beide ersten mit wenigen Woeten den historischen Standpunkt dezeichnen, von welchem aus die Frage zu erörtern ist; dee dritte und viete deduciren die Verpflichtung dee preußischen Regierung, wie dee von Hannovee, Kurhessen und Beaunschweig zue Anerkennung dee fraglichen Staatsschuld und Befriedigung der Gläubiger; der fünfte endlich faßt die Resultate dieser Entwickelungen übeesichtlich zusammen. Herr Jacobson, gestützt auf Autoritäten wie Klübee, Malchus, Zachariae, Moses u. A., hat die Debatte so klae durchgeführt, das pro und contra so sorgfältig gegen einandee abgewogen, daß ihm die Zustimmung dee Wohlgesinnten und Urtheilsfähigen nicht entgehen kann, wenn er mit den Worten schließt: „Es ist nicht genug, daß das „Gerechte dereinst geschehe, sondern es ist nöthig, daß es „ohne Verzug geübt weede; denn die Veezögerung der Ge„rechtigkeit ist im Widerspruch mit ihrem Wesen." — Dieser wissenschaftlichen Auffassung gegenübee sucht sich in dee leipziger Allg. Zeitung vom 9. d. Mts. ein Correspondent aus Hannover durch ein Raisonnement bemerkbar zu machen, dessen Existenz im Druck nur durch das Festhalten einer fast berüchtigten Unparteilichkeit dee deutschen Presse begreiflich wird. Man verzeihe uns, wenn wir aus jenem Phrasen-Abfud einige Proben auftischen: „Die Fürsten müssen wünschen, daß ihre Völkee sich nicht willenlos jedem fremden Eindringlinge unterwerfen und nach dessen Belieben scheeren lassen; die Fürsten müssen wünschen, daß auch ihee Völkee jeden Usurpator wie einen Räuber betrachten, der Alles, was er von ihnen nimmt, als Beute davonträge, dessen Versprechen abee Niemand verbindlich machen!" — „Recht und Politik sprechen gleich laut gegen die Anerkennung dee westphälischen Schuld." — Fast wird man zu der Annahme versucht, der Correspondent habe seine wahre Meinung hinter dem Gipfel der Ironie verbarricadiren wollen; denn solche Lehre allen Ernstes und öffentlich in politischen Blättern vorteagen, ist nichts anderes als: eine der Hauptstützen jedes Staatenverbandes, den Staatscredit, geradezu untergraben. Wir wollen Belege, die uns in Zeit und Raum nahe genug liegen, unerwähnt lassen, und nur einfach fragen: haben die Stuaets je auf den englischen, oder hat die ältere Linie dee Bourbons auf den französischen Thron veezichtet, und verdienen die Schuldverschreibungen dee jetzigen beiden Regierungen deshalb geringeres Zutrauen?

Auf die Gefahe hin, der leipzigee Allg. Zeitung einen jähen Schrecken zu bereiten, sprechen wie ohne Rückhalt un-

Digitized by Google

sere Ansicht aus: Das Raisonnement ihres hannoverschen Correspondenten trägt den Charakter der verderblichsten aller Revolutionen in sich. X.

## Aus Dresden. (Beschluß.)

[Der Sohn auf Reisen.]

Der nächste Abend brachte als Neuigkeit ein zweiactiges Original-Lustspiel: „Der Sohn auf Reisen", von Feldmann. Es ist kaum möglich, aus hausbacknern Bestandtheilen ein Lustspiel aufzubauen, als hier geschehen ist. Der Sohn wohlhabender Eltern wird von ungemeiner Reiselust gequält, welche der Papa nicht befriedigen lassen will. Die Mutter verwendet sich indeß so nachdrücklich für das Söhnchen, daß er aus Unmuth endlich nachgibt. Inzwischen kommt aus der Residenz die hübsche junge Base des Reiselustigen, welche diesem sogleich so sehr gefällt, daß er nun weit lieber daheim bliebe. Aber der Vater ist ein Mann von Charakter und besteht auf der Reise, zu der er dem Söhnchen seinen dummen Bedienten mitgibt. Die Mutter heult vor und nach dem Abschiede, der endlich erfolgt, unaufhörlich. Einstweilen hat der junge Mensch mit dem Bäschen sich schon soweit verständigt, daß er ihrer Gunst gewiß sein darf, und da der Vater die Abreise durchaus nicht verschieben lassen will, so schleicht er ungesehen aus dem Wagen wieder ins elterliche Haus zurück und verbirgt sich im Zimmer des Bäschens, welches nolens volens zur Vertrauten und Mithelferin seines Streiches sich hergeben muß. Durch die wechselnden Besuche der Eltern des versteckten Geliebten entstehen nun für das Mädchen verschiedene Verlegenheiten. Der dumme Peter kommt hierauf von der ersten Station mit der Nachricht zurück, daß sein junger Herr ihm abhanden gekommen sei. Die Eltern sind trostlos, und die Base zieht indessen auf die Bitte des Geliebten einen Freund des Hauses ins Interesse, auf dessen Rath nun Jener in einem Briefe an die Eltern erklärt, er habe nicht eher reisen wollen, bis er die Ueberzeugung gewonnen, sie könnten seine Abwesenheit ohne großen Schmerz ertragen. Die Alten sind entzückt, daß er kein Unglück genommen, vergeben Alles und willigen in die Heirath, welche sich so ganz en passant von selbst macht. — Das Stück hat einige nicht üble Scenen, würde jedoch im Ganzen erst effectvoll sein, wenn ein tieferes bestimmtes Interesse hindurch ginge, wenn zunächst die Reise, um welche sich Alles dreht, einen absoluten Zweck hätte, wenn ferner die Handlung ein wenig mehr complicirt wäre und rascher ineinander griffe, während sie jetzt an redseligen Breiten und viel spießbürgerlicher Sentimentalität leidet. Freilich müßten auch die Charaktere nicht so gar gewöhnlich und der Herr Vater, erst ein kleiner Haustyrann, dann thränenweich, consequenter gehalten sein. Endlich fehlt eine überraschende Pointe und im Ganzen Witz und Anmuth der Sprache, um das Produkt als gelungen zu bezeichnen. — Unsere Darsteller, insbesondere Herr Hellwig als Julius, thaten alles Mögliche, es über dem Wasser zu erhalten. Madame Pollert spielte die Base mit der ihr eigenen Anmuth für dergleichen Partieen, aus deren Sphäre sie nicht hinausgehen sollte, wie als Klärchen im „Johann Guttenberg". Herr Koch konnte aus seinem Alten nicht mehr machen, als in dem ordinären verschwommenen Charakter lag, und Herr Räder ergötzte mit seiner derben Komik, wobei nur zu wünschen, daß er mehr auf Zusammenspiel bedacht sei. e.

## Notizen.

[Sophokles.]

Die preuß. Staatszeitung brachte in diesen Tagen eine zweite Abhandlung von Toelken über die Wiederbelebung der alten Tragödie. Das Thema der Antigone ist bereits bis zu dieser Erweiterung gediehen. Anfangs hielt sich die gelehrte Kritik dabei in sehr engen Linien, man blieb beim Scenischen der alten Bühne, tadelte, daß dem Scepter des Kreon der Adler gefehlt, das Kostüm der Darsteller nicht königlich genug. Professor Toelken kommt nun endlich zu Nutzanwendungen. Ist der Versuch, die Sophokleische Tragödie wieder ins Leben zu rufen, von Gewicht, so kann er es nur in seinen Consequenzen sein, nicht insofern man der Antigone mehrere Stücke folgen läßt, sondern ob der heutigen Kunst daraus ein neuer Anstoß erwächst. Toelken ereifert sich mit wohlthuender Wärme darüber, daß Tanz, Musik, Mimik und Poesie heutzutage einander entfremdet sind. Jede unserer Künste hat sich einzeln bis zu einem äußersten Gipfel entwickelt und wirkt eben so vereinzelt. Drama, Oper, Ballet stehen sich aufs feindlichste einander über; die dienerischen Elemente drüsten sich sogar coquett und triumphiren, wo sie nur helfende Genien sein sollten. Die alte Tragödie gibt uns in der Vollendung, zu der sie es gebracht, die große Mahnung, daß diese Vollendung in der harmonischen Eintracht der Künste beruhte. — Was einzelne Bemerkungen Toelken's betrifft, so rügt er, daß unsere Schauspieler dem großen Styl des Kothurns entfremdet sind; den Trimeter, sagte er, hörte man nur aus Einem Munde musikalisch anklingen. Wer von den Darstellenden damit gemeint sei, bleibt uns fremd. Daß die Donner'sche Uebersetzung, obwohl die geläufigste, doch noch mit ihren Härten zu große Schwierigkeiten geboten, darüber sind Boeckh und Toelken einig. Wir machen das Publicum auf Stäger's Uebersetzung aufmerksam, die (in Halle bei Mühlmann) erscheint. Antigone und König Oedipus gab er schon früher; auch Aeschylus Sieben gegen Theben und die Phönizierinnen des Euripides. Jetzt erscheint der ganze Sophokles von Stäger mit der Urschrift zur Seite; das erste Heft, Elektra und den König Oedipus enthaltend, liegt bereits vor. In Stäger's Sprache waltet die Schönheit vor, ohne den antiken Sinn zu beeinträchtigen. — Toelken's Aeußerung über Meyerbeer bei obiger Veranlassung ist eine sehr gewagte; er nennt ihn den musikalischen Shakspeare.

[Briefl. aus Hannover.]

Hannover hat abermals eine Ständeversammlung. Die aus der Zahl der „Unfähigen" wiedergewählten Mitglieder sind von den Sitzungen ausgeschlossen. Die Opposition nahm deshalb gar keinen Theil an der Wahl des Präsidenten. — Seit etwa zehn Tagen wurde die Börsenhalle sechs Mal, der hamburger Correspondent, trotz seiner sonstigen zahmen Ergebenheit, drei Mal in Beschlag genommen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 243. — den 11. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Alle Nachforschungen, die Hugo unterdessen anstellte, blieben ohne Erfolg. Niemand hatte weder den frechen Räuber, der die Gastfreundschaft diebisch und ehrlos gemißbraucht, gesehen, noch etwas von dem Mädchen gehört. Seine Freunde oder diejenigen, welche sich diesen Namen beilegten, weil gleiche Gesinnungslosigkeit und maßloses Benehmen sie äußerlich einigte, wollten ebenfalls seit jener Nacht nichts mehr von Bruno gehört haben. Sie konnten oder wollten dem beleidigten Bruder der Geraubten nicht Rede stehen, und wagten sogar den Darniedergebeugten zu verhöhnen. Mußte ihn schon diese Begegnung aufs Tiefste empören, so steigerte sich sein Unwille vollends bis zum heftigsten Zorne, als das Gericht seine Klage gegen den verschwundenen Berneck entschieden abwies. Man verlangte Beweise, daß der Genannte und kein Anderer der Räuber der Vermißten sei, man wollte zuvor erfahren, ob Ida aus freiem Antriebe dem Edlen gefolgt, und ihr Schüchternthun nicht vielleicht bloße List eines verliebten, liebestrunkenen Mädchens gewesen sei, und was der gesetzlich erlaubten oder gar vorgeschriebenen Forderungen der Art mehr sind. Leuchtete nun dem beleidigten Bruder die Nothwendigkeit wenigstens eines Theiles dieser Forderungen ein, so verwundeten sie doch sein Herz, das nach Gerechtigkeit schrie. Auch glaubte er aus der Lässigkeit, womit die Behörde sein Ansuchen aufnahm, zu erkennen, daß sie den schlimmen Handel am liebsten ganz von der Hand gewiesen hätte. Denn obschon sich der Bürger dem absterbenden Adel weit überlegen fühlte, so vermied er doch gern alle Reibungen mit ihm, theils um ihn nicht zu reizen und eine vielleicht nur schlummernde Kraft wieder zu erwecken, theils auch aus einer angeborenen Scheu und Furcht, ihm die paar Vorrechte, die er etwa noch besaß, zu schmälern und sich dafür von ihm Dinge ins Gesicht sagen zu lassen, die den Bürger kränken mußten, ohne ihm Gelegenheit zur Wiedervergeltung zu geben.

Bruno von Berneck war spurlos mit seinem Opfer verschwunden, und der zürnende Förster, dessen Ingrimm sich jetzt in sich selbst aufzehren mußte, hatte kein Mittel in Händen, den Ehrlosen zu züchtigen, seine Schwester ihm zu entreißen. Er schickte Boten nach allen Seiten hin aus, um Kundschaft einzuziehen, er verließ sogar das Lager des phantasirenden Fieberkranken, um selbst in der Nähe nachzuforschen, aber nirgends war auch nur eine Ahnung von der Entführten zu entdecken. Hugo's Argwohn, daß die katholische Priesterschaft mit ins Geheimniß gezogen worden, vielleicht gar dabei thätig gewesen sein möchte, wuchs täglich mehr. Denn Bruno von Berneck war äußerlich ein strenger Katholik, und es war vorauszusetzen, daß ihm die Kirche den verübten Frevel verzeihen würde, wenn er die Geraubte ihr wiederzugeben versprochen haben sollte.

Seit dieser Gedanke sich in Hugo's Geist festsetzte, näherte er sich bei seinen Jagdausflügen fast instinktar-



Digitized by Google

tig, und wie von einer heimlich aus ihm herausklingenden Ahnungsstimme gelockt und geleitet, den nahegelegenen katholischen Ortschaften. Seitendorf, am hohen Bergesrand sich hinziehend, und Königshain, in sanfter Hügelabdachung unter Busch- und Baumespracht geborgen, wurden oft von ihm besucht. Er knüpfte Bekanntschaften mit den Geistlichen und ihren Kaplanen an, er erlaubte sich sogar eine Theilnahme am Katholicismus zu heucheln, die ihm nicht eigen war. Aber auch dieses Manövriren, das vielleicht durch die Unruhe nicht genugsam bewachter Blicke die versteckte Absichtlichkeit verrieth, führte zu keinem bessern Resultate. Er war der Verzweiflung, der Gotteslästerung nahe, und oft mußte er all seine Kraft zusammennehmen, um nicht die Büchse auf einen Menschen anzuschlagen. Denn seine Gereiztheit hatte den Charakter einer krankhaften Manie angenommen, er begehrte Rache, da ihm die Gerechtigkeit nicht beistand, und eine dämonische Macht drängte und hieß ihn, sich diese Rache zu nehmen, gleichviel an wem und auf welche Weise.

In dieser an Wahnsinn gränzenden Seelenverstimmung schritt Hugo an dem erwähnten Tage über die Thalhügel, unachtsam, wo er hingelangen könnte. Plötzlich öffnete sich die Waldung, er stand am Abhange einer felsigen Berglehne, unter ihm blitzte die Eisdecke des Flusses im Gold der Abendsonne. Zu glücklicher Zurückgezogenheit lockend lag im Schooße der reizendsten Bergeinsamkeit das Cistereienser Nonnenkloster St. Marienthal vor ihm. Die in ein Viereck zusammengefaßten Klostergebäude glänzten mit der neuen rothen Bedachung wie ein Asyl lebensmatter Herzen aus der weißen Waldumrahmung hervor. Das goldene Kreuz auf der Kuppel funkelte in der hellen Winterluft und der Silberton eines Glöckchens sang wie eine Kinderstimme hell und fröhlich sein wortloses Lied ins Thal hinein.

Hugo lehnte, auf seine Büchse gestützt, am Absturz der Felswand. Ihm schief gegenüber aus der Waldung sprang ein einzelner Granitfels scharfkantig, mit breiter Platte, an den Fluß hervor, auf dessen Gipfel der fromme Sinn der Klosterfrauen ein kolossales Kreuz hatte errichten lassen. Eine Lindenallee führte bis nahe an diesen Ort, den die Nonnen oft zu einem Spaziergange benutzten. Auch heut war er besucht, zwei Nonnen knieten am Fuße des Felsens und schienen inbrünstig zu beten, der helle Klang der Glocke aber störte sie in ihrer Andacht und rief sie zurück in die Klostermauern. Wenigstens gingen sie eiligen Schrittes der nahen Allee zu.

Dieser Anblick überraschte den Jäger. Es fiel ihm auf, daß ein paar schwache Frauen bei strenger Winterkälte und tiefem Schnee nach einem geweihten Orte wallfahrteten, um daselbst zu beten, und er vermuthete irgend eine geheime eigenthümliche Veranlassung, wohl gar ein Gelübde darunter, gethan, um ein früher begangenes Verbrechen damit zu sühnen.

Während er seinen unzusammenhängenden Gedanken nachhing, und dabei fortwährend die beiden wandelnden Gestalten mit den Augen verfolgte, verstummte die rufende Klosterglocke, und alsbald hallten leise Töne eines ergreifenden Psalmgesanges das Thal entlang zu ihm herüber. Dieser Gesang hatte etwas so Klagendes, so Herzzerreißendes und Hülferufendes, daß Hugo die Thränen ins Auge stürzten und er unwillkürlich über der Mündung seiner Büchse die Hände faltete. Diese Sopran- und Altstimmen sangen nicht mehr einen bloßen Psalm, sie sangen die Leiden und Schmerzen ihres lebendig begrabenen Lebens. Ihre Zungen sprachen von Thränen, die ihre Augen schon längst nicht mehr füllten, ihre Lippen erzählten es der profanen Welt da draußen, dem kalten Nordwinde, der schrillend um die Zellenfenster pfiff, daß ein Herz längst todt sein und doch noch klagen, doch noch über die traurige Art seines Todes weinen kann. Es waren keine irdisch bewegten, weltlich aufgereizten Seelen, die auf diesen Tönen matt und trostlos über das Thal herüberschwebten, es waren Klänge eines Glaubens, den der unerbittliche Priestermund der Noth, des Zwanges ihnen eingelernt, ihren widerstrebenden, blutenden Herzen eingeimpft hatte. Und dazwischen gaukelten schmelzende Geigenlaute und die Trompter-Marien erzählten ihre melancholisch-rührenden Mährchentöne mitleidlosen Heiligen ins Ohr.

So fühlte Hugo, als er die erste Abendhora der Nonnen hörte, so erschien ihm das Leben und Dulden dieser Frauen, und deshalb betete er mit und weinte über die verlorengegangene Liebe, die da unten im Psalmgesange Buße that. Dann aber raffte er sich wild auf, und krampfhaft seine Büchse umfassend, hob er sie empor, und als müsse er dem Gesange zum Hohn und Trotz sein widerstrebendes Gemüth beurkunden, schoß er sie auf einen Raubvogel ab, der eben über das Thal schwebte.

Der Vogel stürzte getroffen am Felsrande nieder, zu gleicher Zeit aber vernahm Hugo einen lauten Schrei und bemerkte mit Verwunderung, daß die eine der beiden Nonnen beim Knall der Büchse vor heftigem Schreck umgesunken sei und jetzt von einem plötzlich erschienenen

Digitized by Google

Manne in Priesterkleidung auf die Arme genommen und — so schien es ihm — mit Gewalt eiligst nach dem Kloster zurückgetragen werde.

„Himmel, was ist das!" rief Hugo aus. — „Dieser Schreck beim Knall einer Büchse, und jener wie aus der Erde heraufgestiegene Priester —? Sollte es — doch fort, fort! Schnell und unverzüglich hinunter ins Kloster!"

Er stürzte vorwärts, in schnellen, kühnen Sprüngen über das beschneite Gestein, erreichte das Thal, setzte keuchend über den Fluß und kam gerade in dem Augenblicke am Klosterthore an, wo es der Priester schließen wollt. Die Blicke der beiden Männer begegneten einander, und obwohl die Tracht und der fehlende Bart das Aussehen eines Mannes sehr verändern können, erkannte Hugo doch sogleich seinen Todfeind.

„Halt, frecher, schamloser Mädchenräuber!" rief Hugo wuthschnaubend dem falschen Priester zu, doch dieser warf achtlos die Thür ins Schloß. Aus der Kirche klagte noch immer der Gesang fort, auf die beschneiten Höhen drückte die Abendsonne ihren letzten Kuß. Es lag so viel Friede, so viel gesättigte Genügsamkeit in dieser schönen Einsamkeit, selbst in den langsam ersterbenden Gesangstönen, nur in der Brust des Jägers tobte eine furchtbare, eine wahnwitzige Angst. Sich selbst vergessend, schlug er gleich einem Rasenden mit dem Schaft der Büchse an die Klosterthür, laut schreiend den Namen Berneck's wiederholend und ihn den Räuber seiner Schwester schimpfend. Ein gutmüthiger Klosterknecht trat an ihn heran und klopfte ihn schüchtern auf die Schulter.

„Freund," sprach er, „wenn ich Euch rathen darf, so laßt den Spektakel mit dem Mordgewehr sein. Unsere Aebtissin ist eine gar gestrenge Person, und wenn sie Euch haschen läßt, so mögt Ihr nun meinetwegen der Satan selber oder sonst eine Art Prinz sein, sie steckt Euch doch in den Thurm und läßt Euch's beste Klostergeschmeide anlegen. Wenn Ihr aber gar mit dem Herrn Kaplan ein Feekel zu essen habt, so gebt ihm die Borsten mit in den Kauf; 's ist ein Teufelskerl, unter uns gesagt, und voller Tücke."

Der treuherzige Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, verfehlten ihren Eindruck auf Hugo nicht. Er fand seine Besinnung wieder und ließ mit furchtbar arbeitender Brust ab von seinem thörichten Beginnen. „Du hast Recht, ich danke Dir," sagte er zu dem Knechte, ihm ein ansehnliches Geschenk gebend. „Es wäre ja Alles verloren, wenn man mich gefänglich einzöge. Noch gibt es ein anderes Mittel, die Pforten dieses Klosters zu öffnen, und das sei jetzt versucht."

Hugo verließ eilig, wie er gekommen war, den Klosterhof. Es war hohe Zeit, denn bereits erschienen der Vogt mit einigen Knechten, um den wilden Störer des Friedens, den profanen Angriff auf das Gotteshaus, zu bestrafen. Allein die Kraft und Gewandtheit des Jägers machte ihre Verfolgung in kurzer Zeit nutzlos. Hugo erklimmte die gegenüberstehenden Hügel, schlug, mit dem Walde genau vertraut, die nächsten Pfade ein und setzte den betrübten Vater von seiner gemachten Entdeckung muth- und hoffnungsvoll, ja fast freudig, in Kenntniß.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Halberstadt.

[Einbruch und Kirchenbauten.]

Auch bei uns hat das Tunnelgraben Eingang gefunden und ein solches sogar den Unternehmern in Einer Nacht 18,000 Thlr. eingebracht! Das Tunnelgraben scheint mithin einträglich sein zu können.

Ein und dasselbe Gebäude hier, der sogenannte Petershof, das ehemalige Residenzschloß der Bischöfe, dicht an und hinter der Liebfrauenkirche belegen, hat bis jetzt mit seinen Seitengebäuden und doppelten unterirdischen Gewölben als Locale für das Land- und Stadtgericht, für die Criminal-Justiz, für die Criminalgefängnisse und auch für die Kreiskasse gedient, und es ist mithin kein Wunder, wenn abgefeimte Spitzbuben sich nach und nach eine genaue Localkenntniß aller einzelnen Theile zu erwerben Gelegenheit fanden. Da überdies schon zwei Mal Einbruch in die Kreiskassenlocale und ein Mal in die daran stoßende reformiete Kirche ausgeführt und dabei Raubdiebstahl begangen war, so hatte man längst ernstlich daran gedacht, diese heterogenen Dinge zu trennen und fürerst wirklich für größere Sicherheit der Kassenlocale gesorgt, nämlich Decken und Wände mit doppeltem Bohlenwerk und Blech, und die Oefen durch Eisengitter so fest und sicher als nur möglich verwahrt. Dennoch fanden schlaue und gewiß feine Diebe eine andere Gelegenheit, der Kreiskasse einen Besuch zu machen. Sie müssen, allem Anscheine nach, durch ein dreißig Fuß über der Erde nach Nordwest zu gelegenes Fenster eingestiegen und so in das Local des Archivs gelangt sein, welches hinter der Kreiskasse belegen ist. Hier nun hat man eine in das Depositorium führende Thür verrammelt und große Massen von Acten vorgepackt, um nicht etwa von hier überrascht zu werden. Dann haben die Diebe in den Fußboden des Archivs eingegraben und im Bogen nach unten fortgearbeitet, bis sie wieder aufsteigend unter dem Fußboden des Kreiskassenlocals angelangt sind. Hier haben sie ganz sicher die Oeffnung zwischen dem Haupttische und den Repositorien von unten auf durchgearbeitet, Beweis, daß sie sogar mit dem Grundrisse dieses Zimmers genau bekannt gewesen sein

Digitized by Google

müssen. In derselben Nacht, vom Sonntag zum Montag, sind Kisten und Schränke mittelst einer Wagenwinde und Brechstangen erbrochen und 18,000 Thlr., meistens Courant, fortgeschleppt, ohne daß die Wache vor dem Locale ein Geräusch bemerkt oder sonst irgend etwas aufgefallen wäre. Sonntags Mittags soll man im Kreiskassenzimmer noch gar nichts gesehen und den Diebstahl überhaupt erst Montag früh entdeckt haben. Die Diebe müssen unsäglich vom Glück begünstigt gewesen sein, denn die Masse des ausgegrabenen Schuttes läßt auf eine mehrtägige Arbeit schließen. Bis jetzt ist noch nichts entdeckt, obwohl man öfter sichere Spuren zu haben glaubte. Unbezweifelt wird nun aber die Trennung dieser so heterogenen Elemente auf das schleunigste erfolgen und der projectirte Neubau von Gefängnissen sofort ausgeführt werden können, da auf Befehl des Königs die alte Peterskapelle, in welcher jetzt die reformirte Gemeinde Gottesdienst hält, den Justizbehörden zum Abbruch überwiesen werden soll, auf welcher Stelle und dem daneben belegenen Kirchhofe, wie es heißt, eines der neuen Gebäude erstehen wird. Derselbe königl. Befehl hat aber auch Leben, Erhaltung und Wiederherstellung der durch ihren alten Baustyl und ihre Alterthümer so berühmten Kirche zu Unser lieben Frauen, ausgesprochen. Wenn auch das neue Gebäude kein ähnlich würdiges Baudenkmal des 19ten Jahrhunderts werden kann, wie es die alte Kirche eines des zehnten Jahrhunderts ist, sie werden beide doch höchst werthvolle Andenken an die Munificenz unseres, Kunst und Alterthum ehrenden Monarchen sein.

---

## Aus Breslau.

[Ein theatralisches Attentat.]

Das neue breslauer Theater, schön und pomphaft wie es von Außen und Innen dasteht, scheint die dem Heiligthume Thaliens dienenden Priester mit gewaltigem Selbstgefühle und den erhebensten, schwindelerregendsten Ideen erfüllt zu haben; es soll der Markstein einer neuen Epoche sein, welche die Kritik durch faustrechtliche Widerlegung zur schweigsamen oder gehorsam lobhubelnden Dienerin machen will. Ein jüngst stattgefundenes Ereigniß liefert den glänzenden Beleg für ein derartiges, äußerst ästhetisches Bestreben. Der Theatereefeerent der schlesischen Zeitung, Herr L. S., berichtete kürzlich mit harmloser Freude, dem zahlreichen Trupp der Choristen, Statisten ꝛc. sei von der Direction ein Geschenk von hundert Thalern verabreicht worden, und das Entzücken ob dieses silbernen Regens habe Einige der Betheiligten zu Freudensprüngen und improvisirten Entrechats hinter den Coulissen begeistert. Aber — risum teneatis! — das erwähnte Corps sah in dieser Veröffentlichung eine Profanation ihrer geheiligten, beflitterten und goldbetreßten Würde und ein von olympischem Zorne durchglühter Figurant eilte in einer donnernden Annonce mit dem kategorischen Schlußworte: „Wohl gemerkt, Herr L. S. oder — — !" die respectwidrigen Aeußerungen des Referenten. Dieser wies natürlich jede Art von Polemik gegen die „Herren vom Hintergrunde" lächelnd von sich, und mehrere derselben wußten endlich ihren Rachedurst nicht anders zu befriedigen als in einem brutalen Ueberfalle auf den arglos aus dem Schauspielhause tretenden Herrn L. S. Nur dem schnellen Einschreiten eines Polizeibeamten hatte der plötzlich Angegriffene es zu danken, daß die beabsichtigte Mißhandlung unterblieb; jedoch benutzte schlau genug ein hut- und kopfloses Subject aus der brüllenden und tobenden Rotte die Gelegenheit, durch einen hurtigen Griff sich wenigstens des ersteren Artikels (dessen er gewiß weniger gern ermangelte als des letzteren) auf Kosten des Ueberfallenen zu versichern. Der erzählte Vorfall bildet das Stadtgespräch, und man hofft, daß die Polizeibehörde energische Maßregeln gegen eine solche Art von Antikritik und Widerlegung ergreifen werde. Leider müssen wir hinzusetzen, daß das übrige Theaterpersonal an dem Excesse zum Theil nicht ganz unschuldig war, namentlich glaubte sich ein Herr G....., ein höchst unbedeutender Schauspieler, berufen, an der Spitze des racheschnaubenden Statistenkorps sein Müthchen an Herrn L. S. zu kühlen, von welchem er freilich noch niemals während seiner in Dunkel gehüllten Bühnenlaufbahn gelobhudelt worden ist. Ja, er ging so weit, daß er inmitten einer Vorstellung trotzig erklärte, er werde nicht weiter spielen, bevor sich nicht Herr L. S. aus dem Theater entfernt habe. Erst die Drohung des Directors, ihn durch Gendarmen auf die Bühne transportiren zu lassen, machte diesem unanständigen und albernen Gebahren ein schnelles Ende.

Ob solche und ähnliche Fälle geeignet sind, das moralische Vorurtheil, welches noch immer hier und da gegen Thaliens Jünger herrscht, zu entkräften, möchten wir bezweifeln. Wo rohe Gewalt und die tiefste Unbildung so graß hervortreten, fliehen die Genien der Kunst und des ästhetischen Genusses scheu von dannen. — Wir werden nicht anstehen, das Ergebniß der gerichtlichen Untersuchung dieses Attentats Ihren Lesern nächstens mitzutheilen.

J. R—phi.—

---

## Notiz.

[Musik in Leipzig.]

Clara Schumann geb. Wieck gab ein brillantes, sehr zahlreich besuchtes Concert, in welchem Franz Liszt mitwirkte. Sie spielten zusammen das bekannte Hexameron, die Variationen sechs verschiedener Componisten auf ein Bellini'sches Thema. Der Beifall, den diese brillante Coquetterie erhielt, war stürmisch; zugleich ließ man dem edleren Vortrag der Virtuosin in andern Pièçen Gerechtigkeit widerfahren. Liszt's Composition auf Georg Herwegh's Lied: Der Rhein soll deutsch verbleiben! für Männerchor gesetzt, erregte, wie sie es auch um ihrer kräftigen und kecken Eigenthümlichkeit willen verdiente, Enthusiasmus. Außerdem hörten wir mehrere neue Compositionen von Robert Schumann, unter andern eine zweite Symphonie, die uns nach erstem Hören weniger charakteristisch als seine erste und an einem gewissen Mancherleidurcheinander, wenn ich so sagen darf, zu leiden schien. †.

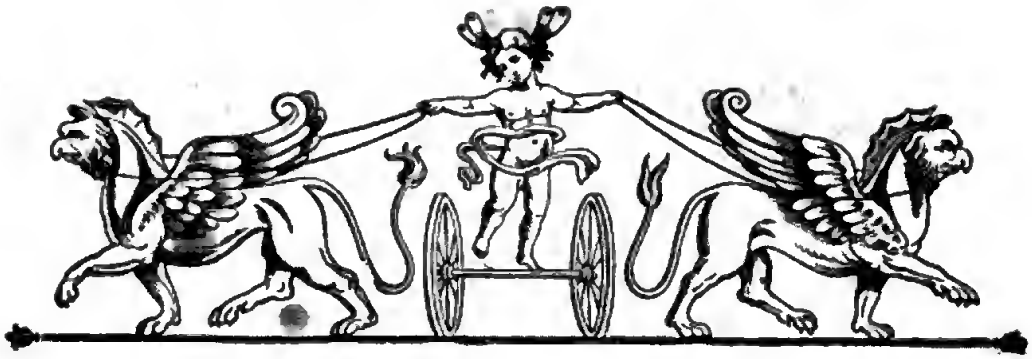
---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

---

(Hierbei ein Prospectus von Fr. Volkmar in Leipzig.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 244. — den 13. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

Novelle von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Die jungen Edelleute saßen wieder frohgemuth um den runden Tisch und genossen in reichem Maße unter Scherz und Gelächter die belebenden Gaben des Bacchus. „Lustig, ihr Brüder," rief Einer, „dies Glas auf das Wohl aller schönen Mädchen!"

„Und dies der treuen, innigen Liebe!" versetzte ein Andeeee.

„Zum Henker mit der Liebe!" schrie ein Dritter. „Ich trinke nicht mit, Guido, auf diesen Toast nun und nimmermehr!" Und ärgerlich setzte er sein Glas auf den Tisch.

„Was ist Dir denn in den Sinn gefahren?" erwiederte Guido. „Warst doch sonst immer der Erste, der in dithyrambische Ausrufungen ausbrach, wenn Jemand von Liebe sprach. Bist Du von irgend einer schönen Evastochter gefoppt worden?"

„Ich will von Liebe nichts hören," versetzte der Erste in fortwährendem Unmuth, „weil sie die lustigsten Gesellschafter, die ritterlichsten jungen Männer in Duckmäusee verwandelt. Die Liebe ist die wahre Zauberin Circe, macht sie nicht borstige Grunzthiere aus uns, so spielt sie uns sicheelich eine Narrenkappe in die Hände, oder lehrt uns gar beten, singen, die Messe plärren und, die Heiligen im Himmel mögen es wissen, was sonst noch für Unsinn! Wer von uns hätte es dem Bruno, diesem wildesten aller lustigen herumtreibenden Ritter, angesehen, daß die Liebe zu einem albernen Mülleemädchen einen Pfaffen aus ihm machen würde? Er war die Seele unsers muntern Zirkels, sie ist dahin, und wer mir die Seele raubt, oder sie einschläfert, der ist und bleibt mein Feind. Drum nichts von Liebe! Ich hasse, ich verachte sie! Sie tödtet die Männlichkeit, sie schwächt die Kraft, sie beicht den Stolz, sie lehrt uns girren und winseln, sie nagt an unseeer Seele und vergiftet uns das Heez. Hol' sie der Satan!"

Die Freunde gaben ihm lachend Recht. „Hast Du kürzlich Nachricht von ihm?" fragte Guido.

„Die ganzen Klagelieder Jeremiä," erwiederte der Vorige. „Das Mädchen ist starrköpfig, wie all' das verdammte Bauernvolk hier zu Lande. Es weint, bittet und ringt die Hände, sobald ihm Bruno seine Liebesfaseleien vorträgt, und vom Katholicismus mag es gae nichts hören."

„Getrost!" sagte Guido. „Laßt noch vier Wochen ins Land gehen, und er hat den Spektakel satt. Unbesiegbar wird die Dirne doch nicht sein? Er wird sich ihrer versichern, sie überwältigen und, gebt Acht, hat er sich erst sein Blut abgekühlt, sie laufen lassen, wie zwanzig Andere! Ich kenne das, es ist der Welt Lauf, und die Bestimmung hübscher Mädchen. Macht Euch doch keine Sorgen!"

„Guten Abend, Freund," sprach ein neu eintretender Gast. „So lebhaft und fröhlich?"



Digitized by Google

„Hast Du was dagegen?“ erwiederte Guido. „Freilich, wir sind es schon gewöhnt, den Hofmeister in Dir zu respectiren.“

„Rathgeber oder wohlmeinender Warner wäre besser gesagt,“ sprach Kyaw.

„Nun, was gibt's denn wieder? Hast Du's Fieber? Sind die Leinweber in den Adelsstand erhoben worden? Du siehst ja, beim heiligen Pancratius, so nüchtern aus, wie ein Priester vor der Messe?“

„Seid Ihr denn taub, wenn Ihr beim Weine sitzt?“ erwiederte Kyaw erstaunt. „Die halbe Stadt läuft zusammen, das ganze Gesindel schlurft und schlappt hinterdrein, die Jungen schreien, die Weiber klatschen, die Männer ziehen die Stirnen in Falten, und Ihr hört und seht nicht!“

„Nun so komm' endlich zur Sache, wenn's 'was der Rede Werthes gegeben hat!“

„Bruno's Versteck ist entdeckt,“ sagte Kyaw ernst und dumpf. „Ich habe es vermuthet, und das Unheil wird jetzt über ihn, und wer weiß, ob nicht auch über uns, hereinbrechen, unaufhaltsam, unerbittlich!“

„Wer brachte die Nachricht davon?“ fragte Guido, während die Uebrigen einander mit bedenklichen Gesichtern ansahen.

„Der Bürgermeister mit allen Schöppen Hirschfeldes. Hugo, der Förster, hat ihn aufgespürt, die hirschfelder Freiherren sind zusammengetreten und jetzt eben aufs Rathhaus gezogen, um den bestürzten Perrücken ihr Verlangen, ihre Willensmeinung kund zu machen. So viel ich höre, dringen sie auf exemplarische Bestrafung des Mädchenräubers, und drohen, wird ihnen diese verweigert, mit schltuniger Abhaltung des Ehethings!“

„Des Ehethings!“ witderhoiten laut lachend die Umsitzenden. „Das einfältige Gericht ist schon längst fast aller Orten außer Kraft gekommen, Niemand denkt mehr daran, keine Ortschaft sucht es zu erneuern, und diese armseligen Krämer, diese Ellenreiter und Pflugbürger wagen es, jetzt damit zu drohen!“

„Meine Herren,“ versetzte Kyaw besonnen, „ich finde dies Begehren gar nicht lächerlich. Es ist ein altes Recht, das sie sich wahren, das ihnen der Rath nicht verweigern kann, das er ihnen vielmehr bestätigen muß, sobald sie es wünschen und im Fall sie ihre Rechte geschmälert glauben. Hirschfelde, noch eingedenk seiner früheren Größe, hat von jeher eigensinniger darauf gehalten als andere Orte, und wenn es jetzt darauf dringt, muß ihm der Rath von Zittau den Willen thun, bei Gefahr, sich vor Thron und Reich verklagt zu sehen.“

„Nun, so laßt sie den Schnack halten,“ sprach Guido. „Der ganze Lärm besteht ja doch nur in leeren Formeln, die ihm nicht einen Spiitter mehr Recht oder Freiheit geben, als sie an jedem Werkeltage haben. Und was Bruno betrifft, so werden diesen Fuchs die Priester schon beschützen! Glaubt mir, die Narren müssen doch mit einer langen Nase abziehen.“

„Ihr irrt,“ erwiederte Kyaw. „Kann der Rath den Zwist nicht zur Zufriedenheit des Müllers schlichten, d. h. unsern leichtsinnigen Freund bestrafen und das geraubte Mädchen rein und fleckenlos in die Arme des Vaters zurückführen, so gibt der Ehething den Hirschfeldern das Recht, innerhalb ihres Weichbildes und so weit ihre Gränzen reichen, sich selbst Recht zu verschaffen. Und dann wehe Bruno! Sie werden das Kloster so genau bewachen lassen, daß er ihnen nimmermehr entschlüpfen kann. Geräth er aber in ihre Hände, so ist Schimpf und Schande für dieses Leben sein — leider muß ich es gestehen — gerechter Lohn!“

Geräusch und Tumult vom Markte her lockte die bestürzten Edelleute an die Fenster. Eine zahlreiche Menge Menschen drängte sich um das Rathhaus und begleitete die ernsten Männer, die in geschlossenem Zuge, gemessenen Schrittes um die Ecke bogen. Es war der Bürgermeister von Hirschfelde, umgeben von vier Gerichtsschöppen. Diesen folgten der greise Müller Adam, der junge Andreas und der trotzige Förster Hugo. Alle hatten tiefe Trauer angelegt und hinterließen durch die ernste Haltung, die sie beobachteten, einen gewaltigen Eindruck bei der ganzen Bürgerschaft. Sobald der Zug unter dem Frauenthor verschwunden war, zerstreuten sich die Menschengruppen. Auch den jungen Edelleuten schien die Lust zum Trinken und Scherzen vergangen zu sein. Keiner spottete mehr über die geringgeachteten Pflugbürger, vielmehr sprach sich auf den Gesichtern Aller das Verlangen aus, zu erfahren, was wohl der Rath in dieser wunderlichen Angelegenheit beschlossen haben möge.

Sie durften nicht lange in Ungewißheit bleiben. Ein vorübergehender Rathsdiener, dessen Hast schon die Lust verrieth, aufgehalten und befragt zu werden, erzählte ausführlich, wie der hochweise Rath die Bestrafung des jungen, unabhängigen Herrn von Berneck wegen angeschuldigten Mädchenraubes nicht wohl auf sich nehmen könne, wie der von Berneck, streng genommen, nicht unter der Stadt Gerichtsbarkeit gehöre und wie es sehr schwer und äußerst langwierig werden würde, den

Digitized by Google

Satz festzustellen, daß Ida Adam wirklich mit Gewalt von dem Edelmann entführt worden sei! Dagegen aber habe sich ein hochweiser Rath bewogen gefunden, dem billigen Ansuchen der hirschfelder Gemeindeschöppen um Erneuerung des Ehethings zu willfahren.

„Ich sagte es im voraus," sprach Kyaw. „Denkt jetzt, wenn Ihr Bruno gerettet sehen wollt, auf Mittel, ihn unbemerkt aus dem Kloster entschlüpfen zu lassen. Wann soll das Gericht gehalten werden?"

„Allemal am neunten Tage nach erfolgtem Antrage," antwortete mit wichtiger Miene der Rathsdiener, grüßte die Edelleute höflichst und schritt gravitätisch weiter. Auch die Zecher wollten sich entfernen, Kyaw aber vertrat ihnen den Weg.

„Auf ein Wort, Ihr Herren!" sprach er. „Ihr seht, die Bürger und Bauern halten fest zusammen und pochen auf ihr Recht. Ich verdenk' es ihnen nicht, doch wir, die wir aus edlem Blut entsprossen sind, wir haben jetzt ebenfalls die Pflicht, den bedrängten Freund und Genossen zu unterstützen, ihn um jeden Preis zu befreien, zu retten. Bruno hat gefrevelt, deshalb aber darf er nicht ehrlos werden. Wer ein edelmännisch Herz in sich schlagen fühlt, der gelobe mir feierlich auf das Kreuz dieses Degens, Blut und Ehre für Bruno von Berneck zu wagen.

Die jungen Edelleute umringten Kyaw, legten ihre Hände auf den Degengriff, und wiederholten ernst und feierlich Kyaw's Schwur.

---

Um die Mitte des Februar schleppten sich ein paar schwerfällige Kutschen auf der holprigen görlitzer Straße langsam fort, so oft die Wagen hin und her geworfen wurden — und dies geschah sehr oft — erschienen an ihren Fenstern einige große Alongenperrücken, deren Uebermaß von Locken weder Gesicht noch Brustbild ihrer Besitzer deutlich erkennen ließ. Wir blicken in die erste dieser Kutschen, um einen Theil des Gespräches zu belauschen, das ihre Inhaber mit einander führten.

„Werther Herr College," sagte ein Mann mit weinrothem Gesicht, indem er sich unwillkürlich durch einen gewaltigen Stoß Stirn gegen Stirn mit demjenigen befand, an welchen er seine Rede richtete, „mir ist ein Gedanke gekommen!"

„Ist Ihnen?" wiederholte sein Gegenüber, ein gewaltig dicker Mann von gutmüthigem Aussehen und stets lachenden kleinen Augen.

„Ich fürchte, wir haben einen dummen Streich begangen."

„Begangen?" sprach das Gegenüber. „Wir, der Rath? Ueberlegen Sie wohl! — Begangen!"

„Oder begehen ihn so eben," fuhr der Erstere fort. „Wir hätten den von Berneck doch vor Gericht fordern können."

„Können! Wie so können?"

„Weil er bei uns angesessen ist und ein verwegener Mensch von Jugend auf gewesen."

„Gewesen! Ja, das ist sehr wahr. Er hat mir sogar Baldrian an die Hausklingel gebunden, daß alle Katzen der Stadt sich daran hingen und ein jammervolles Concert dabei aufführten. — Schweres Vergehen!"

„Und mir," fuhr der Erstere fort, „mir hat er bei der Schülerkirmes die Hasen gestohlen, oder richtiger, sie mir aus der Hand weggestipitzt, indem er mich wörtlich mit einer Stange auf die Finger geklopft hat."

„Geklopft hat!" sagte erstaunt der Dicke, indem er die Hände über dem Bauche zusammenlegte, was aber zur Folge hatte, daß die beiden Herren durch einen ungewöhnlich starken Ruck dermaßen mit den Köpfen gegen einander flogen, daß die Perrücken rauchten und ihre Locken sich sanft über einander ergossen. — „Entschuldigung, Werthester!" — „Bitte tausendmal — der verdammte Weg!" —

„Dafür hätten wir ihn wiederklopfen sollen, was ihm zu fernerem Fortkommen sehr heilsam sein könnte. Dagegen kann uns dieses Gericht Unannehmlichkeiten zuziehen und in böse Umtriebe verwickeln! Meinen Sie nicht auch, Herr College?" (D. F. f.)

---

## Correspondenz.

### Aus Paris.

[Die Presse, neue Journale.]

So oft ich nach Paris komme, finde ich den Kampf zwischen der Demokratie und der Monarchie heftiger und kräftiger. Dies Mal fand ich dasselbe, aber der reactionäre Kampf der Regierung gegen die Presse ist noch weit zäher und consequenter. Ich gestehe, daß die pariser Presse keineswegs der Ausdruck der öffentlichen Meinung des Volkes ist. So mancher Redacteur, der sich einen Zorn gegen die Abhängigkeit eines Ministers anbläst, ist der Sklave einiger Actionäre, und sobald sich die Eigenthümer in die politische, philosophische oder literarische Redaction mischen, ist ein Journal moralisch und bald auch physisch verdammt und verurtheilt. Es fehlt sogar in Deutschland nicht an Beispielen der Art. Jener glaubt die Presse, sie mache wieder gut, was sie verdirbt, und in einem poetischen Anflug vergleicht sie sich mit Achilles' Lanze, die die Wunden heilte, die sie schlug. Allen Respect vor Achilles' Lanze, obschon sie eine

Digitized by Google

Vorläuferin von Hahnemann's Similia similibus ist. Aber wenn die Presse weiter nichts thut, als morgen wieder gutzumachen, was sie heute verdirbt, so mag sie in Gottes Namen abdanken. Dem ist aber nicht so. Unter dem Wort Presse verstehe ich die Ideen, den geistigen Gang des Geschlechtes, den Zeitgeist. Ob er sich in Journalen, Broschüren, Büchern oder blos in Worten ausdrückt, das ist gleichviel. Und diesen Ausdruck hindert keine Censur und kein Septembergesetz. Für die Zukunft ist es mir ganz gleich, ob die Presse frei ist oder nicht. Moses, Sokrates, Jesus haben die Welt revolutionirt, ohne je viel geschrieben zu haben. Die Presse war in Frankreich vor der ersten Revolution nicht frei. Und diese brach dennoch und eben deshalb blutig aus. Freilich hat sich der Ideengang durch die Schrift bedeutend vermehrt; freilich hat die Menschheit andere Eisei jetzt als den, auf welchem Peter der Einsiedler die Welt zum Kreuze rief, aber im Ganzen wird die Presse nie eine That hervorrufen noch verhindern, ihr Einfluß ist blos, daß die Thaten nicht mehr so blutig und so grausam einherschreiten. Sonst ging die Menschheit über Leichen und Blut einher, durch die Presse wird der Menschheit vieles Gewaltsame erspart. Die Presse hat keinesfalls die Julirevolution hervorgerufen, und ich glaube, ohne das Dreinreden wäre etwas Besseres zu Stande gekommen. Was die Presse gethan, hatte vielmehr zur Folge, daß die Revolution weniger blutig wurde. Die Presse hat allerdings schon Revolutionen gemacht, nicht mit Blut, sondern mit bloßer Tinte. Ob man sie fesselt oder nicht, ist Eins für den Gang der Geschichte. Und ist es denn möglich, mit ihr die herrschende Meinung zu bannen? Höret es, Ihr Censoren, Gewitterableiter und Gespensterentdecker! alle Bücher ohne Ausnahme, die seit der Bibel erschienen sind, seien ins Feuer geworfen: glaubt Ihr, Ihr könntet nun ruhig schlafen? Da ist das achte Capitel von dem ersten Buch der Könige. Wo ist ein Journalist, ein Philosoph, ein Prediger, der je so gegen das Königthum, wie Samuel sprach? Wo gibt es überhaupt ein Buch, das mehr gegen die Mächtigen, die Reichen und die Großen aller Zeiten eifert als das Evangelium? Mit der Bibel müßte man anfangen, wollten die Gewalthaber auf diese Weise sich ewige Ruhe verschaffen. Und in der That gibt es weiter schlimmere Feinde für sie als die Presse. Eine Regierung hat vielmehr nur Gutes von der Presse zu hoffen, wenn sie der wahre Ausdruck der Volksideen, wenn sie der Kopf und nicht der Schweif der Presse ist. Verbietet man dem Menschen zu sprechen und zu schreiben, so handelt er um so kräftiger, um so grausamer, und sich in jeder Hinsicht der Presse widersetzen, heißt Steine gegen die Sterne schleudern, sie fallen auf den Schleuderer selbst zurück. Eine Regierung, die a priori die Presse verdammen wollte, gliche, mit Erlaubniß zu sagen, einem Gehängten, der der Luft Tritte gibt; nicht die Luft thut ihm weh, sondern der Strang!

Wenn aber hier einerseits die Regierung die Presse verdammt, so vergilt diese ihr den Haß mit wuchernden Procenten. Drei neue Journale sind wieder erschienen, la patrie, le dixneuvième siècle und die revue indépendante. Ein viertes demokratisches Journal ist noch in der Schaale. Ersteres ist ein Parteiblatt wie alle andere; der Redakteur, Herr Pagès, ein Deputirter, kommt mir auch vor wie die spanischen Nonnen, die ihre Meisterin fragten: quand est-ce donc que nous serons violées? Das neunzehnte Jahrhundert hat Herrn Eugène Peuletan an der Spitze. Diesem jungen Schriftsteller von Talent zur Seite steht Alfred Michiels, der die Studien über deutsche Poesie und Kunst schrieb. Das Blatt soll demokratisch sein, hat aber denselben Zweck wie jenes; es soll ein Wirkungskreis einiger Schriftsteller sein, die keinen Eingang in den andern Journalen bekommen konnten. Ich zweifele an seinem Aufkommen, aber seinen nächsten Zweck wird es erreichen. Weit wichtiger ist die neue Existenz der Revue indépendante, von George Sand und Pierre Lerroux gegründet. Ein Correspondent in der Allgemeinen Zeitung sprach sich geringfügig über diese neue Revue aus. Es ist gegen allen gesunden Verstand, daß ein kritischer Artikel so in ein Blatt geschleudert werden kann, ohne Unterschrift des Verfassers, der mir übrigens bekannt ist. Es ist Mode geworden, von zwei Correspondenten jenes Blattes sich stereotyp über alle demokratische Erscheinungen hier zu necken, ihre Artikel gleichen sich bei dem Einen schon seit zehn, bei dem andern schon seit drei Jahren. Die Allgemeine Zeitung hat seit einiger Zeit das nationale System angenommen, so wenig als möglich von Paris zu bringen. Wenn eine Nummer erscheinen kann ohne Paris, glaubt man dort und in noch einer deutschen Zeitung, das deutsche Reich gerettet zu haben. Die nationale Censur wird sie jedoch bald wieder zwingen, interessant zu werden. Wenn der Rhein schweigt, müssen seine Sänger schon verstummen. Wenigstens aber sorge man dafür, daß die wenigen Correspondenzen aufrichtig und der Wahrheit und dem Talente getreu seien. Um nun auf jenen Artikel zurückzukommen, so ist es scheinbar, daß der Correspondent die Revue nur durchgeblättert, aber nicht ein Blatt davon gelesen hat.

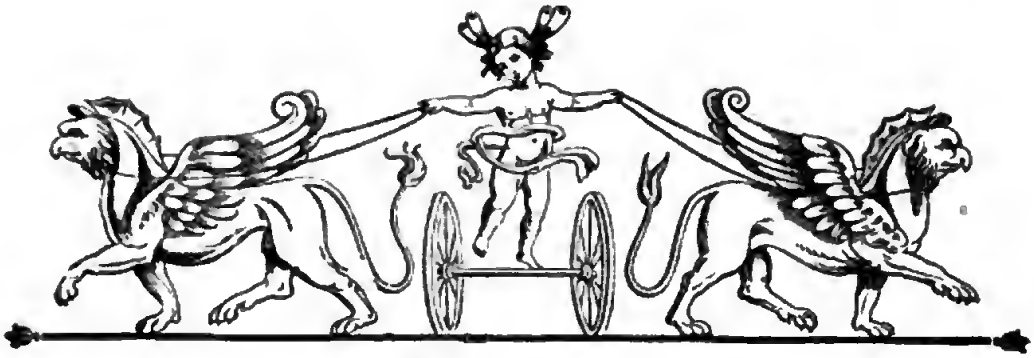
(Die Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

[Gesangbildung.]

Der interessante Aufsatz über Gesangbildung in Nr. 235 unserer Zeitung bringt ein sehr wichtiges Thema zur Sprache, die Einbürgerung der altitalienischen Gesangsmethode in Deutschland; sein Verfasser, ganz eingegangen in Mehrlich's Grundsätze, scheint aber über diesen seinen Lehrer ohne Bewußtsein. In Nr. 42 der musikal. Zeit. gab Prof. Fink mit gewissenhafter Treue darüber Aufschluß, wieviel Mehrlich in seinem Buche aus einer frühern Schrift von Mannstein entlehnt. Nur ist Mannstein hier eben so wenig erste Quelle; die altitalienische Tonbildungsart kann eben so wenig dessen Erfindung sein; man kann nicht erfinden, was man nur auffindet in älteren italienischen Schriften. (Herr Mannstein in Dresden ist derselbe, den wir zur Zeit, als die Sängerin Cari hier zu Lande sang, als den stärksten Cartisten bezeichneten; von ihm rührte der sprichwörtlich gewordene Ausdruck her: Ihr Triller war ein Ereigniß!)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 245. — den 14. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

„Verwickeln," sagte der Dicke. „Es ist eine recht ärgerliche Einrichtung mit diesem Gericht," setzte er nach einer Pause hinzu, aber jetzt läßt es sich doch nicht mehr ändern. — Gott sei Dank, da ist der türchauer Forst!"

„Ja, wir sind bald zur Stelle. — Was ich sagen wollte, Herr College: ich gedenke bei der Bestätigungsformel unser Recht besonders geltend zu machen und der hirschfelder Gemeinde das ihrige möglichst zu beschränken. Sie sind doch damit einverstanden?"

„Einverstanden. Ich bin es. Da ist der Postweg — die Noth ist zu Ende. Denken Sie, wir haben beinahe drei Stunden zugebracht!"

„Eine lange Zeit für eine Meile Weges. Vielleicht könnte bei der nächsten Rathssitzung darauf hingedeutet und eine Ausbesserung der Fahrstraße beantragt werden."

„Beantragt werden," wiederholte der Dicke, indem er mühsam aus dem haltenden Wagen stieg. Sein Leidensgefährte folgte ihm, und die beiden gewichtigen Männer, in denen wir den Stadtrichter und den ersten Scabinus kennen gelernt haben, traten in das hirschfelder Rathhaus, um den Ehething zu halten. —

Diese sonderbare und eigenthümliche Einrichtung war nicht, wie man wohl vermuthen könnte, ein eigentliches Gericht, sondern die gegenseitige Erneuerung und feierliche Bestätigung eines vor uralten Zeiten geschlossenen Bundes, so daß Ehething, in jetziges Deutsch übertragen, etwa einen Bundesrichttag bezeichnen würde. Wann dieser seltsame Gebrauch entstanden ist, und wo er sich zuerst gebildet hat, möchte schwer zu ermitteln sein. Alte Urkunden beweisen, daß er in der Lausitz sehr lange bestanden haben und ungemein weit, beinahe allgemein verbreitet gewesen sein muß. Grund und Veranlassung seiner Entstehung war das Anwachsen der Städte und ihrer Macht, wodurch sich die freien Dorfgemeinden bedrückt und beängstigt fühlten. Denn, wo irgend ein Vortheil zu erhaschen war, da säumten die klugen Städter nicht, durch List und Ueberredung den Gewinn sich zu sichern, sei es durch offenen Ankauf von Ländereien, sei es durch Erwerbung gewisser Rechte, die jene der früheren Besitzer schmälerten. Auf diese Weise verloren die Gemeinden das freie Jagdrecht, den unverkürzten Besitz ihrer Habe, die Unbeschränktheit in Handel und Gewerbe, so wurde ihnen der Mühl- und Brauzwang aufgelegt, das Lehngericht und andere Rechtsbeschränkungen eingeführt. Um sich nun vor größeren Verkürzungen sicher zu stellen und den bereits erlittenen durch Herkömmlichkeiten, wie sie der Zeitlauf mit sich bringt, nicht eine weitere Ausdehnung zu gestatten, vereinigten sich alle Gemeinden, sowohl einzeln, oder je nach ihren Kirchspielen, und gründeten mit Beistimmung der städtischen Commune, mit welcher sie bereits in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, das Institut des Ehethings. Bei diesem Ehething, der willkürlich



Digitized by Google

und stets auf Verlangen der Ortsgemeinden gehalten wurde, bestätigte, oder, wie die Gerichtssprache der damaligen Zeit sagte, „rügte" zuerst die Stadt selbst durch den frei gewählten Thingrichter ihre Gerechtsame, worauf die Gemeinde durch ihren Richter oder einen der Schöppen ihrerseits, der Stadt gegenüber, die ihrigen rügte und für die Zukunft feierlich in Anspruch nahm. Diese Ehethinge bildeten sich in der ersten Zeit ihrer Entstehung, wo sie, vornehmlich für die Landgemeinden, von hoher Wichtigkeit waren, zu ceremonienreichen Festlichkeiten aus. Da man von der Herrschsucht der Städter vielfache Beispiele hatte, und ihrem Worte nicht mehr unbedingt vertrauen konnte, so suchte man sich gegen fernere Gewaltmißbräuche dadurch zu verwahren, daß man die Thingrichter gewissermaßen durch einen symbolischen Eid zu binden wußte. Zu diesem Behufe bediente man sich eines weißen Stabes, den der Richter der Dorfgemeinde oder sein Stellvertreter in der Hand hielt. Diesen mußte der städtische Thingrichter bei jeder Rüge mit der rechten Hand berühren und damit der Ortsgemeinde ein Treue- und Glaubensgelöbniß ablegen.

Am ausgebildetsten scheinen die Ehethinge in den um Zittau herumgelegenen großen Ortschaften und Marktflecken gewesen zu sein, was sich leicht erklären läßt, wenn man bedenkt, daß Zittau mehr als die andern Städte der Lausitz nach Macht und Herrschaft strebte und durch die Mittel, die ihr zu Gebote standen, auch wirklich ein Ansehen und einen Grundbesitz erlangte, der es mächtig und reich machte. Die Dörfer sträubten sich gegen diese Städteherrschaft auf alle mögliche Weise, konnten ihrer aber doch nicht entbehren, da sie wieder in Zeiten der Gefahren eine tüchtige Schutzmauer um sie bildete, und aus diesem Grunde, scheint es, erhob man in der Umgegend von Zittau die Ehethinge zu feierlichen Bundesgerichtstagen, die erst in diesem Jahrhundert aufhörten, wo der Glanz der Stadt verfiel und eine allgemeinere Verschmelzung der Gerechtsame, Einrichtungen und Gebräuche dieser Art völlig unwirksam machte.

Die Abgeordneten des Things waren bereits versammelt und empfingen die städtischen Deputirten mit einem so würdigen Ernste, daß der dicke Seabinus nicht wenig darüber erschrak. Sie waren alle durchaus schwarz gekleidet, zum Zeichen, daß es sich bei ihnen nicht blos um eine bedeutungslose Formalität handelte, sondern um ein Institut, mittelst dessen sie zu ihrem Rechte zu kommen glaubten. Zum Schrecken der Städter war der Bürgermeister Hirschfeldes, in dessen Hände gewöhnlich von Seiten der Gemeinde das Thingrichteramt gegeben wurde, erkrankt. Er konnte gar nicht erscheinen, und man mußte, wie dies schon häufig geschehen war, zur Wahl eines Stellvertreters schreiten. Jedes Gemeindemitglied hatte, genoß es eines unbescholtenen Rufes, Anspruch darauf, und die Wahlmänner waren, ob aus eigenem Antriebe oder von Andern dazu bestimmt, auf den Förster von Rohnau gefallen. Somit war Hugo für diesmal vereideter Ehethingrichter. Sein würdevolles, gemessenes Benehmen, seine stattliche Figur und sein von Scharfsinn zeugendes Gesicht, auf dem ein Zug tiefen Schmerzes lag, mußten ihm die Achtung der städtischen Abgeordneten gewinnen. Man trug kein Bedenken, zu der Ceremonie zu schreiten. Die Betheiligten nahmen ihre Plätze ein, die beiden Richter als Vertreter zweier Gemeindekörper einander gegenüber. Vor Hugo lag der weiße Stab, dieses seltsame Symbol eines zu leistenden Eides.

Nach alter Sitte und altem Rechte erhob sich nach gehaltener kurzer Wiederholung der Geschichte des Ehethinges der Stadtrichter von Zittau, und rügte „im Namen und Auftrage der freien sächsischen Sechsstadt Zittau" alle die Rechte, die sie sich über Hirschfelde und sein Territorium, über die zu seinem Kirchspiel gehörigen Dorfschaften und deren Besitzungen, über Kirche, Schule und Gemeinde erworben, und bei jedesmaliger Rüge berührte Hugo den vor ihm liegenden Stab. Nachdem so in üblicher Form die Oberherrlichkeit Zittaus über Hirschfelde bestätigt und aufs Neue feierlich anerkannt worden war, trat Hugo Adam als erwählter Thingrichter auf, erfaßte den weißen Stab und sprach, indem er ihn gegen den Stadtrichter erhob und diesen damit zur symbolischen Eidesleistung aufforderte: „Im Namen und Auftrage der Gemeinde Hirschfelde, und was ihr zugehörte, rüge ich, erwählter Ehethingrichter:

Das freie Gerichts- und Schöppenrecht,
Das frei Jagd- und Holzungsrecht,
Das freie Brau- und Mahlrecht.

Ich rüge ferner:

Das Recht zu deichen und zu dämmen, ohne Behinderung noch Einspruch.
Ich rüge den Fisch- und Vogelfang auf Fluß und Teich, auf Flur, Wald, Rain und Gestein.
Ich rüge das Recht zu gränzen und zu rainen, ohne Behinderung noch Einspruch.
Ich rüge — und hier erhob Hugo seine Stimme und über die Versammlung kam ein geheimes Grauen — ich rüge, zu fahen und zu fangen

Digitized by Google

den Dieb, Räubee oder Mörder, welcher Art, weß Standes, Herkommens oder Geschlechts er sei, innerhalb dee Gränzen unseees Weichbildes, sei es auf Fluß oder Teich, auf Berg oder Stein, auf Baum oder Strauch; sei es bei der Sonne Licht oder bei der Nächte Finsternniß; sei er gesund oder krank, allein oder in Gesellschaft, und zu brauchen gegen ihn die Gewalt des Rechtes, so er sich widersetzt dem Arm des rechtlich Fahenden, ja ihn augenblicklich zu tödten, so er Moedgedanken hegt, ohne deshalb Reue noch Buße zu tragen."

Bei jeder Rüge entblößte dee städtische Thingrichtee sein Haupt und beeührte zum Zeichen dee Bestätigung den voeerwähnten Stab. Nachdem Hugo die letzte Rüge ausgesprochen, zerbrach er den Stab in so viele Stücke, als Beisitzer des Ehethings zugegen waern, und indem ee jedem Einzelnen eins diesre Stücke einhändigte, sprach er:

„Zum Zeichen, daß dee Ehething nach Sitte, Recht und Brauch am heutigen Tage gehalten worden, und daß ein Jeglicher frei und ungezwungen dabei gesessen und gezuget, lege ich ihm als ein Symbol des geleisteten Bestätigungseides ein Stück des Stabes, der gewesen ist zwischen den beiden Thingrichtern gleich einem ringen, festen und staeken Bande, in seine reine, freie und treue Hand."

Sobald die Stabtheile vergeben und in Empfang genommen worden waren, teat der städtische Richter nochmals auf, winkte den Beisitzeen, sich zu bedecken und hob die Sitzung auf mit den Worten:

„Im Namen und Auftrage der freien sächsischen Sechsstadt Zittau schließe ich hiernach mit Beistimmung der freien Gemeinde Hirschfelde, und was ihr zugehört, nach Sitte, Recht und Beauch den Ehething im Namen des ewigen und allmächtigen dreieinigen Gottes."

Schweigsam entfernten sich die hirschfeider Abgeordneten, kein heiterer Trunk, wie wohl sonst, wurde den Städtern gereicht, kein munteres Fest mit Tanz und Musik schloß sich der ernsten Feierlichkeit an. Der diesmalige Thing glich mehr einem Todten-, einem Vehmgericht, als einee Bundeserneuerung. Die trüben Ahnungen des Stadtrichters, der einen Gedanken gehabt hatte, gingen auch in die Seele drs beleibten Seabinus über. Mißmuthig, ärgerlich und nach Ruhe verlangend, stieg er in den bereit stehenden Kutschkasten.

„Hatte ich nicht Recht?" sagte der Stadtrichter. „Wir haben eine Albeenheit begangen, Heer College, daß wir ihn laufen ließen, oder vielmehr nicht heranlockten mit süßem Köder, den von Berneck, mein' ich."

„Mein' ich," seufzte drr Seabinus. „Und der Förstee sprach so dumpf und sah so martialisch aus. „Hat man je von einem solchen Gemeindething richter gehöet?"

„Geben Sie Acht, mein werther Heee College, der hält, was er gelobt und gerügt, und gält' es, einen Geafen odee Fürsten mit Kolbenstößen anzufangen."

„Mit Kolbenstößen einzufangen," lallte dee Seabinus nach, erhielt aber dabei vom Wagen selbst einen so heftigen Stoß, daß er sich beinahe die feistr Nase wund gestoßen hätte. Er schwirg, blinzelte mit seinen kleinen Augen und murmelte seinem Collegrn etwas von Unhöflichkeit, Essen, Wein und ersehnter Ruhe nach so gewaltigrn Strapazen voe, bis neue Erschütterungen ihn zu neuen Anstrengungen nöthigten, und in dem guten Mann dir Ueberzeugung noch mehe befestigten, daß diese Ehething eine höchst ärgerliche, unpeaktische, dumme Einrichtung seien, an deren Aufhebung der Rath Alles setzen sollte, selbst, wenn es sich nicht anders thun lasse, einen kleinen Eidbruch.

„Wahr, wahr, werthee Herr College! Es ist ohnehin kein rechter Eid."

„Kein rechter Eid!" schmunzelte der Seabinus.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Fortsetz.)

[Neue Revue. V. Hugo's Proceß. Drama u. Oper.]

Gegründet wurde die Revue indépendante, weil die Revue des deux mondes, die jährlich 30,000 Fr. von der Regierung erhält, einen Roman „Horace" von der Sand abwies. Dieser Roman, dee ohnedies einer der besten Sand's ist, spielt untee Studenten nach der Julieevolution, geißelt die Lächerlichkeit dieser Revolution, d. h. Speck statt Schweinefleisch eingesetzt zu haben, und deckt die soeialen Wunden der pariser Gesellschaft auf. Pierre Leeoux, unstreitig der erste keltisch-philosophische Denker, leitet die Philosophie und die soeiale Politik. Was Deutschland betrifft, so ist die Revue der Meinung, wenigstens nach einer mündlichen Aeußerung Leroux's, daß Deutschland und Frankreich sich innig vereinen sollten, nicht allein um gegen England und Rußland zu kämpfen, sondern um die Civilisation überall zu verbreiten. Holland und Belgien sollen geradewegs zwischen beiden Nationen getheilt, dee Oeient frei füe alle Völker erkläre werden. Es wüede mich zu weit führen, wollte ich mich in ein politisches Raisonnement hierübee einlassen, aber unbestritten richtig ist, daß Deutschland, unter welchee Foem es sich auch ergeneeirt, sich Holland und der Rheinmündungen bemächtigen muß. Diesem Plan weeden sich voe Allen Rußland und England widersetzen. Tritt Frankreich hinzu,

Digitized by Google

so wird dies nie zu Stande kommen. Dies mögen die Franzosenhasser der Allgemeinen und der Oberdeutschen berücksichtigen. Eins nur bemerke ich ihnen. Mit Guizot und Louis Philipp wird nie etwas Großes zu Stande kommen. Zwerge spielen nur mit Ratten und Mäusen. Eben so wenig mit Thiers und Molé. Gäbe es einen Friedrich den Zweiten in Deutschland, der französische Richelieu fände sich vielleicht in der Wohnung eines Portiers. Ich bin fest überzeugt, daß Deutschland am meisten gewönne mit einer demokratischen Regierung in Frankreich, besonders wenn letztere eine derbe Lection hinsichtlich der Rheinprovinzen erhielte, zu der es übrigens gar nicht kommen würde. Ja, wären die Demokraten hier alle so wie die Revue indépendante, diese Idee allein würde die Regierung stürzen. Aber die Meisten, die an der Spitze der Journale stehen, kennen Deutschland, kennen sogar Frankreich nicht und werden immer mehr hinsinken. Dupoty, an der Spitze des Journal du Peuple, und Cavaignac kämpfen mit der Phalange allein gegen die Napoleon'schen Ideen, und so weit haben sie es doch schon gebracht, daß man hier die Rheinfrage la folie du Rhin nennt, ja sogar das Lied des Alfred Muset, von Louise Puget in Musik gesetzt, ist in einer klagenden Melodie componirt, was ein unwillkürliches Lächeln hervorruft. Aber das Alles wird keinen Eindruck auf die deutschen Patrioten machen, ohne Franzenhaß gehts einmal nicht, und besonders haben sie es auf die Demokraten abgesehen. Was sie, beiläufig gesagt, in ein sehr zweideutiges Licht stellt. Ich lese so eben den kosmopolitischen Nachtwächter*), der bei Campe erschienen; er mag der beste Poet der deutschen Patrioten sein. Er hat sie zwar grell, aber vortrefflich geschildert. — Die deutsche sociale Literatur hat Unrecht, sich nicht öfter mit diesen Erscheinungen zu beschäftigen; die Leutchen wachsen sonst allen freiern vorurtheilslosen Bewegungen über den Kopf; denn unter uns gesagt, ich halte mich und viele meiner gleichgesinnten Brüder für eben so gute Patrioten als die Augsburgerin und die Oberdeutsche und noch einige blos politisirende Schriftsteller, werde aber nie den Kern der Schaale opfern.

Victor Hugo hat seinen Proceß gegen Donizetti endlich gewonnen und mit ihm ein theures Princip gerettet. Ich bin kein Feind der Musik, verehre und cultivire sie im Gegentheil selbst, aber mit Wehmuth habe ich immer die Opern gehört, deren Text einem Meisterwerk der Literatur abgestohlen war. Rossini ist gewiß ein genialer Tonkünstler, aber welche Entwürdigung ist nicht die Oper Tell gegen Schiller's Meisterstück, und lebte Shakspeare, wie würde er gegen Rossini's Othello und Bellini's Romeo donnern! Die Oper, sagt man, ist ein Fortschritt der dramatischen Kunst, so wie der Vers ein Fortschritt der Prosa ist. Ich will mich nicht in dies Thema einlassen. Die Musik hat überhaupt von jeher die Dichtkunst mit Achselzucken angesehen, und Rossini bedauert gewiß den armen Shakspeare oder Beaumarchais, daß sie seine Musik nicht zu ihren Versen gehört haben. Beaumarchais ist durch Mozart und durch Rossini nun ganz und gar in Vergessenheit gefallen. Nein, es sollte allenthalben diesem Unfug ein Ziel gesetzt werden, es ist gerade, als nähme man die Steine vom Monument eines großen Mannes, um ein Theater daraus zu bauen. So schön das Theater auch ist, so entwürdigend ist doch die Sache. Will der Componist sich dem Publicum zeigen, so geselle er sich brüderlich dem Dichter und theile gleiches Loos mit ihm. Ein anderer Umstand ist der des Interesses. Hugo's Lucrèce Borgia wurde ins Italienische übersetzt. Das kann Niemand verbieten, obschon es ein internationales Gesetz darüber geben sollte, das verbietet, ohne die Erlaubniß des Verfassers ein Drama zu einer oft abgeschmackten Oper umzustempeln. Nun aber wurde sie wieder ins Französische übersetzt und diesem widersetzte sich Hugo entschieden. So schlecht auch die Musik Donizetti's fast immer ist, so würde man doch die wahre Lucrèce Borgia darüber vergessen. Und dann, sagte Hugo seinen Freunden: Ich fürchte Donizetti nicht, aber morgen könnte es einem Talent wie Meyerbeer, Rossini oder Weber einfallen, Hernani in Musik zu setzen und in einigen Jahren kennt man meinen Namen nicht mehr, ohne zu rechnen, daß während man die Oper gibt, man meine Verse nicht mehr gibt und ich mein Brod verliere. Dergestalt müßten wir Charaktere, Situationen, Menschen, Dramen, überhaupt Poesie schaffen, damit ein Musiker in einigen Jahren sich daran inspirirt und seinen Namen daranklebt. Berryer sagte ihm vor der Jury: Und wenn Sie sich an den Symphonien Beethoven's, an den Hugenotten inspiriren und nach Hause gehen, Gedichte machen, ist das nicht dasselbe? Hugo lächelte, er hätte ihm ins Gesicht lachen mögen. Die Symphonien Beethoven's bleiben deswegen wie sie sind, versetzte er, es ist mir nie in den Sinn gekommen, Worte daeunter zu stellen, um sie mein zu nennen, oder sie gar zu travestiren. Und wann benutzte ein Dichter eine Oper, um ein Drama daraus zu machen? Wenn Componisten Dramen brauchen, so beweist dies, daß die dramatische Oper auf uns beruht, daß sie ohne uns nicht existiren kann. Kurz, Hugo gewann vor zwei Gerichten seinen Proceß und von nun an darf in Frankreich kein Drama zu einer Oper umgeschmolzen werden ohne Erlaubniß des Verfassers oder seiner Erben. Ein harter Schlag für die mittelmäßigen Componisten; den guten fehlt es nicht an dramatischen Stoffen, sie werden im Gegentheil damit überhäuft.

Deutsche Journale, namentlich die preußische Staatszeitung, haben lange Berichte über Boyer's Selbstmord gehabt. Von der hiesigen conservativen Partei inspirirt, haben diese wahrscheinlich städtischen Correspondenten nichts Leichteres, als über die Arbeiter den Stab zu brechen. Ich habe Ihnen längst schon angedeutet, daß die Intelligenz, ja sogar die Poesie, die höchsten, die kräftigsten Vertreter unter den Arbeitern hier hat, freilich neben krankhaften Auswüchsen. Das muß die Kritik des Journal des Debats selbst eingestehen, daß unter den Arbeiterpoeten, deren Gedichte neulich erschienen, eine Kraft, eine Satyre, ein Schwung sich findet, der bis jetzt in den französischen Versen unbekannt war.

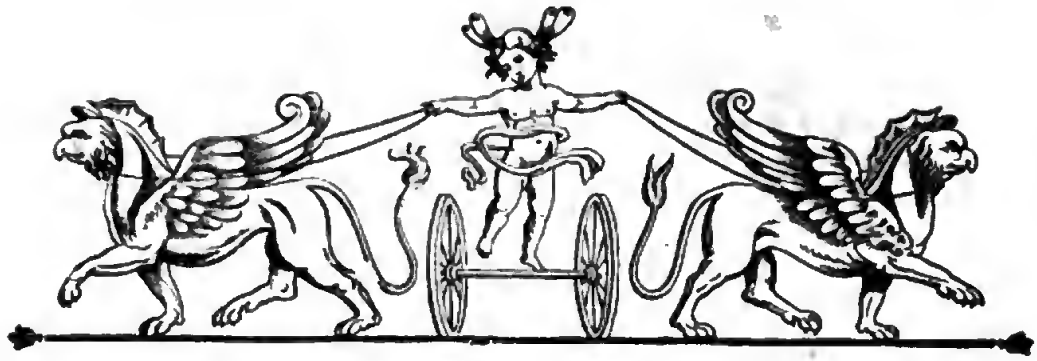
(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wie es heißt, von Dingelstedt. D. Red.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 10.)

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 246. — den 16. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Ida hatte unterdeß ein trauriges Leben im Kloster geführt. Zwar mangelte es ihr an keinem nothwendigen Bedürfniß, man gestattete ihe manche Bequemlichkeiten, deren sich sonst Niemand im Kloster erfeeute, man behandelte sie mit unveekennbarer Achtung, bediente sie soegfältig und ging bereitwillig auf ihre Wünsche ein. Allein sie war und blieb dennoch eine Gefangene! Sie durfte ohne Begleitung nicht einmal von einer Zelle zue andeen gehen, selbst während des Gottesdienstes waed sie bewacht. Und was sie am empfindlichsten kränkte und tief im Innersten empörte, war das unveehohlene Bestreben, sie um jeden Preis katholisch zu machen. Täglich zweimal eeschien ein von der Aebtissin ihe zugewiesener Kaplan, voegeblich, um sie zu unterhalten und zu bilden, da man sie ohne Widerrede als Beneck's Braut beteachtete, im Grunde abee, um das geängstigte Mädchen durch spitzfindige Fragen in die Enge zu teeiben und so nach und nach für die alleinseligmachende Kirche zu gewinnen. Hatte sie auch diesen Angeiff überstanden, so erbat sich ihr verhaßtee Entführeer die Eelaubniß, sie besuchen zu dürfen, und sie hatte nicht den Muth, ihn abzuweisen. Stumm, oft auch schluchzend, hörte sie dann seine glühenden Liebesbetheueungen, seine wilden, gottesläsierlichen Schwüee, wenn sie ihm nicht antwortete, oder ihe Auge von ihm abwendete, und, um seiner nur los zu werden, reichte sie ihm wohl die Hand und überließ sich dann in der Einsamkeit der namenlosesten Beezweiflung.

So verging Woche nach Woche, ohne daß sie von den Ihrigen die geeingste Nachricht erhielt. Sie erlag sichtlich der Qual und Angst, die ihr reines, welches Gemüth bestürmten. Niegends fand sie ein mitfühlendes Herz, denn die Nonnen, mit denen sie zusammenkommen durfte, waeen bejahrt, ihee Gefühle waeen erstoeben oder veesteineet. Sie begriffen den Kummer Ida's nicht. Und von den jugendlichen Klosterbewohnern wußte man sie geschickt fern zu halten. Eröffnete sie nun auch der Aebtissin, einer würdigen, einsichtsvollen, milden Frau, ihe Herz und flehte sie um Hülfe und Beistand an, so verwies sie diese auf ihre Pflicht und ermahnte sie zum Gehoesam. Zu der Erzählung von ihrer gewaltsamen Entführung lächelte die ehrwürdige Mateone und wies Ida, so oft sie daeauf zu speechen kam, von sich. Ihr Räuber hatte nicht versäumt, der zu wenig mit dem frivolen Teeiben der Welt bekannten Vorsteherin des Klostees ein glaubwüediges Mähechen von Ida's Starrsinn vorzutragen. Nach diesem wünschten ihre Angehörigen ihee Vermählung mit Beneck, und eben so ihren Uebertritt zue katholischen Religion, gegen den sie sich blos deshalb sträube, weil sie von einer thöelchten Neigung zu einem Manne aus gemeinem Stande und von roher Denkungsart ergriffen worden sei. Mit Bewilligung dieser Verwandten habe er sie ins Kloster gebracht, und zwae nue deshalb des Nachts, um bei dem waheschein-lichen Widerstreben dee Eigenwilligen jedes unnöthige



Digitized by Google

Aufsehen möglichst zu vermeiden. Auf diese Erzählung, die der listige Berneck mit größter Unbefangenheit vortrug, war es ihm auch durch Fürsprache einflußreicher katholischer Geistlicher gestattet worden, unter der Verkleidung eines Kaplans in der nahen Propstei zu wohnen, das Kloster beliebig zu besuchen und für die Bekehrung der schönen hartnäckigen Ketzerin mitzuwirken.

Diese Bekehrungsversuche wurden von Seiten Berneck's zudringlicher, seit Hugo am Kloster erschienen war und die Auslieferung seiner Schwester verlangt hatte. Zum Glück unterstützte das tolle Benehmen des zornigen Försters sein erfundenes Mährchen, aber er fühlte sich doch nicht mehr sicher. Briefe von seinen Freunden riethen wiederholt zur Flucht und unterrichteten ihn von Allem, was im Werke war, um sowohl Ida's Befreiung als seine Bestrafung zu bewirken. All' dies Treiben und Drängen machte den ungestümen Berneck nur wirsch und hartnäckig, und als nun ein ausführlicher Brief die Abhaltung des Ehethings berichtete, die Nähe der Gefahr in den lebhaftesten Farben schilderte und die Pläne mittheilte, welche seine vorsorglichen Freunde zu seiner Befreiung entworfen hatten, wenn er Ida's Besitz entsagen wolle; da übermannte ihn die alte Leidenschaftlichkeit. Sich selbst vergessend, eilte er in die Zelle des armen Mädchens. Er fand sie knieend vor dem Crucifix, die Hände über dem Busen gefaltet, bleich und leidend, gleich einer Madonna. Einen Augenblick lang blieb er, in stummes Anschauen versunken, an der Schwelle stehen.

„Und diesen Engel soll ich lassen?" sprach er für sich: „O, nimmer, nimmer, und müßte ich meine ewige Seligkeit dafür hingeben! Eine Stunde in ihren Armen zugebracht wiegt die kalte Seligkeit tausendmal auf, die uns die Kirche verheißt und unser Verstand verlacht! — Ida," fuhr er fort, mit so sanfter, schmelzender Stimme, wie er noch nie zu ihr gesprochen hatte, „Ida, Goldkind meines Herzens, Fürbitterin für meine Seele, Du, die nie zürnen, nie hassen, nie fluchen kann, o, vergib, wenn ich Dein Gebet unterbreche! Sieh, Ida, ich komme heut als ein Bittender, als ein Betender zu Dir. Hier siehst Du mich zu Deinen Füßen, mit zitternd erhobenen Händen zu Dir nach Gnade, nach Erbarmen hinauflangend. Ein Wort Deines Mundes, ein Hauch Deiner Lippen, ein Lächeln Deiner kindlich reinen Seele kann mich retten, mich selig machen. Du bist mir Madonna, o, mehr als Madonna, mehr als die gnadenreiche Mutter des Herrn! Dich sehe, halte, fühle ich, Dein Hauch erquickt mich und in Deinem Auge blühen für mich alle Reize des Paradieses. Ida," rief er mit einer Heftigkeit, die das erschrockene Mädchen erbeben machte, und umfaßte ihre Kniee, „wenn Du mich verstößt, so sei verflucht auf ewig! Die Sonne soll Dich nicht wärmen, der Mond Dir nicht leuchten, die Sterne Dich nicht trösten! Du sollst in Verzweiflung hinwelken, wie ich, und ruhelos leben, wie ich. Ich will Dein böser Geist sein, wie ich Dein Genius, Dein treuster Beschützer sein und bleiben werde, wenn Du mir jetzt gelobst, hier aufs Crucifix, daß Du freiwillig mit mir aus dem Kloster scheiden und mein Geschick hier und dort mit mir theilen willst! Sprich, Ida, sprich, doch hüte Dich, Nein zu sagen!"

Ida begegnete seinen blitzenden, ruhelos umherrollenden Augen. Sie schauderte zurück: denn das war nicht der Blick eines wahr und innig Liebenden, das war die unheilige Flamme eines erhitzten Wahnsinnigen. Sie erhob abwehrend die Hand gegen den am Boden Liegenden, und mit einer Entschlossenheit, die ihr sonst nicht eigen war, sprach sie: „Steht auf, Herr, Ihr entwürdigt Euch, wenn Ihr vor mir armen, verlassenen, niedrigen Mädchen kniet. Doch geht, verlaßt mich auf immer! Selbst wenn Euer Fluch sich an mir erfüllen sollte, oder wenn Ihr mich rasend, wie Ihr seid, auf der Stelle elendiglich umbrächtet; ich müßte Euch dennoch abweisen, weil ich Gott und meine Seele nicht belügen mag!"

Bruno sprang auf wie ein Tiger, er knirschte mit den Zähnen, und die Wuth beherrschte ihn so ganz, daß er unvermögend war, nur ein Wort zu erwiedern. Dann aber ergriff er das wehrlose Mädchen mit eiserner Faust, drückte es nieder gegen den Boden und raunte ihm zu: „Willst Du jetzt — willst Du mir folgen?"

Ida sah starr in sein rollendes Auge und schüttelte langsam ihr lockiges Haupt.

„So stirb, Verfluchte!" schrie Bruno, und umklammerte wie mit Eisenzangen den weißen Hals der Wehrlosen. Abwehrend stemmte Ida in bewußtlosem Lebensdrange instinktartig ihre kleinen schwachen Hände gegen den starken wüthenden Mann. Sie stöhnte, röchelte, Thränen der Angst und des Schmerzes quollen aus ihren halb gebrochenen Augen — da fielen ganz nahe am Kloster zwei Schüsse. Sie retteten die dem Tode Geweihte. Bruno ließ sie los, trat ans Fenster und bemerkte jenseits der Reiße zwei Jägerburschen im Kampf mit vier bis fünf vermummten Männern, die einiges Wild auf der Schulter trugen. Wie es schien, war keiner getroffen, die Angegriffenen entflohen, während des Ringens hatten aber

Digitized by Google

zwei ihre Pelzmützen verloren, und es ward dem verkleideten Kaplan nicht schwer, ein paar seiner Freunde in ihnen zu erkennen. Sein Blut ward ruhiger, er dankte dem Zufall, daß er ihn vom Morde gerettet, und schlich sich leise aus der Zelle, die Ohnmächtige sich selbst überlassend. —

Unterdeß hatte sich ein Dritter zu den Jägerburschen gesellt. Es war der Förster Hugo. „Habt Ihr sie erkannt?“ fragte er die Jäger. „Wir glauben,“ antworteten diese. „Als wir ihnen die Mützen herabrissen, sahen wir in ein paar adlige Gesichter.“

„Es ist gut,“ sagte Hugo. „Ihr Anschlag ist für diesmal mißlungen. Sie werden nicht wiederkommen und müssen es, wollen sie ihren Zweck erreichen, gescheidter anfangen. Ihr bleibt in der Nähe, achtet auf Alles, was um das Kloster vorgeht, und gebt mir, sobald Ihr abgelöst werdet, treulich und genau davon Nacheicht. Auf wilddiebendes Gesindel könnt Ihr ohne Weiteres schießen, für die Folgen werde ich einstehen. Einer von Euch suche bei Eintritt der Dunkelheit über die Reiße zu setzen. Hier ist ein Brief an meine Schwester. Sobald die Hora beginnt, schleicht der, welcher sich dazu entschließt, an die Klostermauer. Jenes Fenster dort an der Ecke geht nach der Wohnung der armen Gefangenen. Dort ahmt diesmal den Schlag der Wachtel nach — darauf wird sie achten, denn es ist das Zeichen, das ich ihr gab, wenn ich spät nach Haus kam von der Jagd, bevor ich die Försterei bezog. Sie nimmt als Nichtkatholikin nicht Theil an der Hora und wird deshalb jedenfalls das Fenster öffnen. Das Fenster ist nicht hoch, Ihr könnt also mit Leichtigkeit den Brief hineinwerfen. Ich selbst muß die Fährte dieser Späher verfolgen und zu erkunden suchen, mit welchem neuen Plane sie sich tragen. Gott befohlen, und fangt Eure Sachen geschickt an!“

Hugo trat zurück ins Gebüsch, die Jäger zerstreuten sich. Als die Hora im Kloster erklang, vernahm Ida, die sich noch kaum von ihrem Entsetzen erholt hatte, den wohlbekannten Wachtelschlag. Sie hätte beinahe laut aufgejauchzt, denn dies war der Ruf, der Rettungsruf ihres Bruders. Sie öffnete das Fenster und blickte schüchtern hinaus, und ehe sie noch Antwort auf ihre leise Frage erhielt, flog ein Brief an ihr vorüber in das dunkle Gemach. Der Ueberbringer verschwand wie ein Schatten im Dunkeln.

Hastig, mit zitternden Händen, erbrach Ida das Schreiben. Sie erkannte Hugo's Handschrift, und mit Mühe nur konnte sie in der zunehmenden Dunkelheit die Worte lesen:

„Verzweifle nicht, geliebte, arme Schwester! Deine Befreiung ist nahe. Widerstehe den Drohungen des Elenden, der Dich geraubt, behandle ihn aber nicht abstoßend. Dringt er, wie ich hoffe, bald darauf, daß Du das Kloster mit ihm verlassen sollst, so widerstrebe Anfangs, willige aber nach einiger Zeit unter dem Anscheine, als thätest Du es mit Widerwillen, ein. Verzeihe mir, daß ich Dir Anleitung zur Heuchelei geben muß! Dein eigenes Heil verlangt es. In welche Kleidung Du Dich auch beim Verlassen des Klosters wirfst, vergiß nicht, ein weißes Band irgendwo herausflattern zu lassen und berühre auf jeden Fall unser Weichbild! Dies wird möglich sein, da Dein Entführer Dich über die königshainer Berge nach Böhmen schleppen will. Habe ja Acht darauf. Du kennst ja die Gränzen so genau wie ich selbst, und hirschfelder Land mußt Du betreten, sonst bleibst Du verloren. Ich werde in der Nähe sein und Andreas wird Dich in Sicherheit bringen. Lebe wohl, mein armes Täubchen. Gott zum Gruß! Dein Bruder Hugo.“

Als Ida diesen Brief gelesen hatte, sank sie dankend auf die Kniee. Ihre Lippen bewegten sich in leisem, inbrünstigem Gebet, und die lauten Klänge der Psalmen, die weinenden Saitentöne der Geigen, die melancholischen Klageseufzer der Teompter-Marien, die aus der nahen Kirche in die Zelle herüberhallten, klangen in Ida's Ohr wie eine Bestätigung unsichtbarer Geisterchöre. —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Paris. (Fortsetzung u. Beschluß.)

[Die Partei der Ouvriers.]

Daß die Arbeiter, oder besser die ouvriers, mehr Galle als Honig in ihre Verse träufeln, begreift sich leicht, kennt man diese Classe. Ich habe oft gestaunt, nicht über die Belesenheit, sondern über die Energie, über die Logik im Ausdrucke dieser Leute. Der kräftigste Dichter unter ihnen hat ein Metier, das sich gar nicht sagen läßt, er reinigt gewisse unvermeidliche Anstalten. Die spitzfindigsten Dialektiker unter ihnen sind die Schneider, auch die grausamsten und zugleich die elegantesten im Ausdrucke. Die weichsten sind die Tischler, die abruptesten die Schuster. Warum der Schuster beständig aller Logik entbehrt, weiß ich nicht. Dem sei wie ihm wolle — und ich spreche hier feierlich ernst, — das sind die Leute, auf deren Schultern die Zukunft des französischen Staats beruht. Ihre Bestrebungen sind freilich social, — die Communisten sind unter ihnen doch nicht so häufig — aber sie werden die Hände nicht in den Schooß legen, bis sie auch ihre Garantieen für die Existenz im Leben haben. Vor allem bedenke man, daß wenn sie acht Tage nicht arbeiten, Paris unmöglich bestehen kann. Diese ihre Macht kennend, treten sie stolz und festen Schrittes auf. Der Arbeiter erkennt hier keinen Meister an; diese Hierarchie ist gänzlich verschwunden; er arbeitet eben, weil er leben muß, aber er betrachtet diese ganze Organisation als provisorisch und das Geld als einzigen Nerv verachtend, ist er stolz auf sein Talent und steht beständig auf dem qui vive! Früh

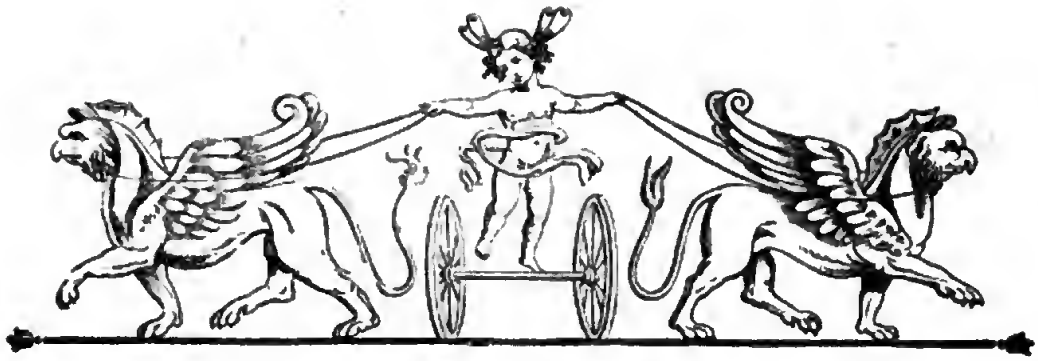
oder spät, vielleicht morgen schon, bedroht diese Stellung der Arbeiter die ganze politische Existenz des Staates. Und gefährlicher ist die arme verkannte Arbeiterin. Es sind ungefähr 500,000 Arbeiter und Arbeiterinnen hier. Schon seit zehn Jahren schreit und todt diese Classe, um eine Stimme in dem Chaos der hiesigen Journale zu erhalten. Vergebens! Sogar die Demokratie, die nämlich mit gelben Handschuhen, wollte nichts von ihnen wissen. Und doch hatten sie und sie allein die Julirevolution gemacht. Sie wurden exploitirt, die Demokraten wiegelten sie auf mit Hülfe der Köderworte: Freiheit, Wahlreform und dergleichen; die Regierung hätte sie erfunden, bestünden sie nicht, um den reichen Bürgern Furcht einzujagen. Als politische Schemen betrachtet, hassen sie mit gleicher Kraft alle Parteien. Sie hassen, ja sie stoßen öffentlich ihre Verachtung gegen Thiers sowohl als gegen Guizot aus, sie haben einen unversöhnlichen Groll gegen den König und seine Familie und gestehen dies dem ersten Besten; erhielten sie die Oberhand, so würde die Partei des National zuerst als ihr Opfer fallen, weil sie ihnen für einen falschen Freund gilt. Durch diese Gesinnung ist eine vollkommene politische Apathie bei den Arbeitern eingetreten, denn ihre Presse ist eine ganz andere, sie träumen von nichts als von socialen Systemen und schmollen mit der ganzen Gesellschaft, auch mit den Schriftstellern, die nicht auch zugleich ouvriers sind. Die Schriftsteller sind schlecht bei ihnen angeschrieben. Ce sont tous des Philippe, des Thiers, enfin des traîtres! Als das Atelier gegründet wurde, setzten sie fest, daß nie ein Schriftsteller in ihre Association treten dürfte. Aufrichtig gesagt, in dieser Hinsicht haben sie oft recht gegen die Geistesaristokraten der Stadt Paris. So entstand eine neue Literatur, eine Arbeiterliteratur. Ich bin hiermit nur der treue Historiker dieser Lage, übertreibe durchaus nicht. Es ist sichtbar, daß wenn das Königthum den Adel, die Bürger das Königthum in Frankreich durch eine Revolution bezwangen, jetzt die Arbeiter auf dem Punkte stehen, sich zu emancipiren und ihre Revolution zu machen. Boyer nun gehörte dieser Classe an, nur hatte er den Willen und den Muth, diese Uebel in einem Buche aufzudecken und sogleich die Mittel der Heilung anzugeben. Die Regierung endlich will dem Uebel durch das Tribunal der Sachverständigen (prud'hommes) abhelfen, gegen welches Boyer von vorn herein appellirte, weil jenes blos von Meistern zusammengesetzt ist, und die Arbeiter sich keinesfalls diesem Gerichte unterwerfen werden. Mit Gendarmen und Gefängniß ist noch kein sociales Uebel geheilt worden. Dies lehrt die Erfahrung. Nun aber hat sich dieser Boyer aus Armuth und Verzweiflung entleibt, er hatte sein Buch auf eigene Kosten drucken lassen, und da kamen jene Leute zuerst und schrieen: Recht so, Schuster, bleibe bei deinem Leisten! Als wäre jeder Mensch geborener Schuster, so wie es geborene Grafen, geborene Millionäre und Spitzbuben gibt. — Später, als die Sache zu ernst ward, d. h. als man Furcht bekam ob der unvorsichtigen Worte, machte man eine Subscription für seine Wittwe und seine Kinder. So haben diese Herren immer gehandelt. Almosen geben, mitleidig sein, ist nicht ganz übel, aber wenn eine große Grube auf dem Wege der Menschen sich befindet, so ist es nicht genug, die Hineingefallenen zu beklagen und zu bedauern, sondern man muß die Grube ausfüllen, sonst kommt der Feind und füllt sie mit den Leichnamen seiner Gegner aus; denn wie jener römische Bösewicht sagte: bei solchen Gelegenheiten riecht die Leiche eines Feindes nie schlecht! —

Während dies hier unten vorfällt, gehen ganz andere Sachen im ersten Stock der Gesellschaft vor. Erstens will die Börse nicht mehr ziehen; sieben agent-de-change-Plätze sind zu verkaufen. Sonst wurden sie à 7 bis 800,000 Fr. verkauft, jetzt gelten sie keine 300,000 mehr; einige wurden ruinirt, flüchteten sich; andere ertränkten sich. — Ein sehr berühmter Arzt, R....., wurde von einem Ernotarius D.... in strafbarem Verhältniß mit seiner Frau ertappt. Mein Herr, sagte er zu ihm, Sie sind infam, ehrlos, ich kann sie morden, spießen, hauen, zwicken, zum Fenster hinauswerfen, oder wenn Sie wollen, ärztlich behandeln. Aber ich will das Alles nicht, hier ist gestempelt Papier, Sie unterschreiben hiermit, daß Sie 60,000 Fr. morgen an das Hospital für die Armen abgeben. — Sie, Madame, entfernen sich aus meinem Hause. Sie haben 6000 Fr. Renten jährlich, damit Sie nicht Hunger sterben! — Und so geschah es. Nur hat Herr R..... noch 2000 Fr. jährliche Renten zu den 6000 hinzugelegt. Welch eine Gesellschaft und welche Sitten! Während Rothschild, dieser finanzielle Robespierre, sechs Millionen Franken an einem Tage an dem französischen Volk gewinnt, stirbt Marat's Schwester in einer Dachkammer im höchsten Elend. Es ist merkwürdig, daß von allen den alten Republikanern nicht einer einen Pfennig hinterläßt, die ausgenommen, die zu Napoleon und dann zu allen andern Regierungen, roth, weiß, dreifarbig, wie sie der Hirt zum Thor hinaustreibt, übergingen. Das ist am Ende die beste Antwort auf alle die miserabien Beschuldigungen, die unsere Zeit jenen aufbinden will. Das läßt sich von den Julihelden nicht sagen, und wie einst eine Bauersfrau zu Sylla, könnte man zu Thiers sagen: wie kannst du ehrlich sein, ich habe dich gekannt als du nichts hattest, und jetzt bist du ungeheuer reich! Was nun Rothschild anbetrifft, dessen Stellung die hiesige Presse endlich begreift, diesen Repräsentanten des gelingenden Wuchers, der dem Staate und dem Geiste über den Kopf gewachsen ist, diesem Collectivmann, der nach den Sternen greifen würde, wenn Dichter reich genug wären um sie ihm für Gold auszuwechseln, dem sogar deutsche Schriftsteller huldigende Lobartikel widmeten — ihm werd' ich einen besondern Artikel aufsparen. Es ist Zeit, daß die Presse sich auch über die Aristokraten des Geldes reinen Wein einschenkt, soll nicht ganz Herz und Geist zu Grunde gehen. —

Dingelstedt und Herwegh befinden sich in diesem Augenblicke hier. Die große mächtige, schöne Stadt Paris hat diese Dichterseelen etwas stark angepackt. Man mag gegen oder für Frankreich sein, es gibt nur Ein Paris in der ganzen Welt und wenn man eben Paris gesehen hat und es kennt, so kann man die Augen schließen. Man sieht nichts mehr, das in Erstaunen setzen kann. Ja, in dieser Hinsicht ist der Aufenthalt in Paris ein wahres Unglück für den Deutschen, der denn doch immer zurück an seine Heimath denkt — wenn er hier nicht mehr feststehen kann. A. Weill.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 247. — den 17. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Ehething.

(Fortsetzung.)

Etwa in der Mitte des Neißethales setzt ein breites Granitlager durch den Fluß und bildet eine Art Stromschnelle, die man des starken Gebrauses wegen, das sie hervorbringt, die Rausche nennt. Hüben und drüben sind die Thalwände mit dichter Waldung bedeckt und eignen sich trefflich zu einem Hinterhalt. Eine Strecke am Flusse aufwärts läuft das Gestein zu Tage aus und erhebt sich in einer malerisch zerrissenen Felsnadel zu bedeutender Höhe, so daß sie als Warte benutzt werden kann. Diesen Felsen nennt das Volk, der häufigen Beeren wegen, die ringsum wachsen, den Heidelbeerstein. Hier macht der Fluß eine starke Krümmung nach Süden, die Thalwände werden steiler und sind nach der böhmischen Seite hin von vielfachen Gründen zerrissen, die in ihrer Enge und Wildheit mehr Bergschlüften als Thälern gleichen. Undurchdringliche Waldnacht breitet sich darüber, und nur dem Jäger und Schmuggler sind die schmalen, kaum sichtbaren Steige bekannt, die aus diesem Labyrinth nach der Hochebene führen. Durch die wildeste, tiefste und schauerlichste dieser Schluchten rieselt ein klarer Bach in zahllosen Wasserfällen in die Neiße hinab. Folgt man diesen bergaufwärts, so gelangt man nach mühsamem Klettern auf eine prächtige Bergfläche, von der aus das Auge die Geänzen dreier Herren Länder überblickt, alle mit einem Gürtel blauer Gebirge umwunden. Diese Ebene ist unter dem Namen der königshainer Berge bekannt, und auf ihr vereinigen sich die Gränzen von Böhmen und Sachsen.

Am letzten Februar noch vor Tagesanbruch zog ein ansehnlicher Trupp Männer, von dem kahlen Strauchwerk nur dürftig verborgen, an der zum reißenden Strome angeschwollenen Neiße fort. Der Schnee war geschmolzen, ein weicher, warmer Südwind wehte über die Berge herein und ergoß starke Sturzbäche von höheren und niederern Gebirgen. Die Wandernden, großentheils Mühlknappen, waren alle theils mit Pistolen, theils mit Hakenbüchsen, theils mit Speeren bewaffnet. Der greise Müller Adam, der von seiner Krankheit wieder erstarkt war, führte diesen sonderbaren Haufen an. Neben ihm ging der blasse, stille Andreas.

„Der Himmel segne unser Vorhaben!" hob der Letztere an. „Ist's möglich, Vater Adam, so laßt uns die schlechten Menschen mit Güte behandeln. Ueberlassen sie uns nur Ida, so will ich ihnen ja gern Alles vergeben. Ich trage nicht nach, das wißt Ihr, und mit Krieg und Streit hab' ich und hat meine ganze Familie ihr Lebelang nicht gern etwas zu schaffen gehabt."

„Lieber Sohn," erwiederte Adam, „Du denkst wie ich, nur bin ich der Ansicht, daß es die Pflicht eines jeden echten Mannes ist, sich wacker seiner Haut zu wehren, wenn man ihn nicht ungeschoren läßt, oder ihn gar beschimpft, wie es uns geschehen ist, und vor Allem dann, wenn uns das Gesetz seinen Schutz verweigert."

„Ihr stimmt also doch für die Gefangennehmung des Edelmanns?"



Digitized by Google

„Edelmann!" erwiederte Adam, verächtlich lachend. „Ein feiger, elender Räuber iſt er, kein Edelmann. Ihm ſeine Beute abzujagen und ihn zur Verantwortung zu ziehen, iſt mein feſter Wille. Wozu hätten wir ſonſt gerade jetzt den Ehething gehalten?"

„Und wenn er ſich nicht ergibt, oder die arme Ida gar als Schild gegen uns gebraucht?"

„Wir ſind unſerer Viele, lieber Andreas, und Hugo gibt einen einmal entworfenen Plan ſo leicht nicht auf. — Doch ſieh, wir ſind zur Stelle. Hier herum muß der Kahn verborgen ſein, ſeht nach, Burſche!"

Der bewaffnete Haufe hatte den Bergſchlund erreicht, deſſen wir vorhin erwähnten. Die Mühlknappen ketteten einen unter Gebüſch verſteckt liegenden Kahn los und drei davon beſtiegen ihn. Aus dem finſtern Thal herauf ſchimmerte weißlich der Heidelbeerſtein, das Brauſen der Rauſche rollte wie ferner Donner über den Wald.

„Habt Acht auf die Feiſen im Fluß," ſprach Adam zu den Abſtoßenden, „erklimmt den Stein und legt Euch ſcharf auf die Lauer. Ihr kennt unſern Hülferuf!"

Bald verſchwand der Nachen im weißen Nebel, der über dem Fluſſe brodelte. Die Zurückgebliebenen erklommten die Bergſchlucht eine gute Strecke, bogen dann links ab und ſammelten ſich am Waldſaume bei einer Fuchskirre, von der aus ein großer Theil der Hochebene zu überſehen iſt. Hier trafen ſie den Förſter mit einer ſtarken Abtheilung Jägerburſchen, die alle mit Büchſen und Hirſchfängern bewaffnet waren. Hugo war gutes Muths, ſogar fröhlich und ſprach dem ängſtlichern Andreas freundlich zu.

„Sorge Dich nicht," ſagte er zu ihm, „ich will dem Hallunken nicht den Hals brechen, ihn vielmehr nur zur Strafe ziehen. Er muß auf den Bau, wenn ich ihn erſt habe, und faſſen werd' ich ihn, und wenn er um ſich biſſe, wie ein Bär! Verbergt Euch hinter den Bäumen, ich erklettere das „Kirrhäuſel", um den Kärrnerzug zuerſt zu entdecken, wenn ſie, wie ich glaube, hier vorüberkommen. Es iſt der geeignetſte Ort zum Angriff. Wir laſſen ſie bis in die Thaleinſenkung, dann fallen wir über ſie her, umringen und entwaffnen ſie und führen die Herren Edelleute ruhig in Gewahrſam."

Hugo hatte durch ſeine klug vertheilten Späher jeden Schrit und Tritt Berneck's und ſeiner Freunde erfahren, faſt konnte er die Stunde beſtimmen, die ihm den verhaßten Räuber Ida's in ſeine Hände liefern würde. Indeß vergingen doch die erſten Morgenſtunden, ohne daß ſich eine Spur des verheißenen Zuges zeigte. Gegen neun Uhr endlich deutete der bekannte Wachteiruf ſowohl den im Hinterhalte Liegenden, als dem geängſteten Mädchen an, daß der erſehnte, gefürchtete Augenblick herannahe. Kurz darauf wurden neun bis zehn Kärrner ſichtbar, die behutſam aus dem Walde traten und ſpähend mit ihren Karren auf dem ſchmalen Wieſenſteige am Waldſaume hinfuhren. In ihrer Mitte ſaß ein Bettelweib auf einem der Karren. Sie hatte ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, von dem ein weißes Band herabhing und luſtig im Winde flatterte.

„Sie ſind es!" ſprach Hugo, ſeinen Verſteck verlaſſend. „Haltet Euch bereit, bis ich das Zeichen gebe, braucht aber nicht Gewalt, bevor es unerläßlich nothwendig iſt!"

„Meine Tochter, mein gutes, armes Kind!" ſprach Adam, und Thränen der Freude und des Kummers hingen an ſeinen grauen Wimpern.

„O, pfui über den elenden Wicht!" fuhr Andreas auf, deſſen ſchwer aufzurüttelnde Tapferkeit bei der ſchmachvollen Lage ſeiner Geliebten auf einmal erwachte. „Brich los, Hugo, laß uns den Schurken packen! Ich fühle, daß ich ihn erwürgen könnte."

„Noch nicht! Sie müſſen erſt in die Falle," flüſterte der Förſter. „Den abſtürzenden Grund vor ſich, bleibt ihnen nichts übrig, als ſich zu ergeben."

Sorglos gingen die Umſtellten in die Falle. Der Weg war ſchmal und ſchlüpfrig, der kleine Bach hatte ihn überſchwemmt, die Karren blieben im Kothe ſtecken und der ganze Trupp gerieth in Verwirrung. Das Bettelweib verließ ihren Sitz, um ihrem Führer die Laſt zu erleichtern.

„Jetzt!" rief Hugo, und im Augenblicke hatten Mühlknappen und Jägerburſchen die Edelleute umſtellt. „Ergebt Euch!" ſprach Hugo, „Ihr ſeht, daß jede Gegenwehr Thorheit und ſicheres Verderben für Euch wäre. Dem frechen Räuber trifft jetzt der Lohn ſeiner feigen, ſchmachvollen That."

„Verruchter Pöbel!" knirſchte Bruno von Berneck, da er ſich rettungslos verloren ſah, riß eine Piſtole aus dem Kittel und ſchoß ſie auf den Förſter ab. Dieſer wich dem Schuß durch eine raſche Biegung aus, allein ein dumpfer Schrei verkündigte, daß bereits ein Opfer gefallen ſei. Hugo wendete ſich um, der alte Müller brach zuſammen. Ihm ſtürzte zugleich mit Andreas die zitternde Ida zu Hülfe.

Digitized by Google

„Du zwingst mich, mein Recht zu gebrauchen!“ schrie jetzt Hugo dem Mädchenräuber zu, der bereits ein zweites Pistol gezogen hatte, und zu den Seinigen gewendet, rief er: „Drängt sie nach der Schlucht, und übt von jetzt an Thingrecht an den Verwegenen. Wir stehen auf hirschfelder Grund und Boden!“

Nun entspann sich ein rasender, verzweifelter Kampf, in dem sich die Edelleute mit kalter Todesverachtung gegen die Uebermacht der Bürger wehrten. Da Hugo unnöthiges Blutvergießen vermeiden wollte, und auch in der größten erbittertsten Hitze des Gefechtes noch immer eine Gefangennehmung des Räubers erzielte, so blieb die Zahl ihrer Gegner gleich groß. Als aber schon mehrere seiner Leute theils getödtet, theils schwer verwundet am Boden lagen, als der Bach blutig schäumend über das Granitgetrümmer in den Grund hinabrieselte; da befahl der Förster, mit den Verbrechern schonungslos zu verfahren. Die Jäger bedienten sich sicher treffend ihrer Büchsen, die Mühlknappen ihrer Speere und Koiben. Wenige Minuten reichten hin, das ganze Häuflein seiner Feinde aufzureiben. Kopfüber stürzten sie hinab in den Grund, und wer nicht tödtlich von Kugel oder Speer getroffen war, der zerschmetterte sich die Gebeine an den scharfkantigen Felsblöcken. Berneck war der Letzte, der von dem Hirschfänger Hugo's in die Brust getroffen von Klippe zu Klippe in die finstere Nacht der Schlucht hinabrollte. Ueber den verstümmelten Leichnam hin ergoß sich der blutige Bach und trieb die geröthete Welle in den brausenden Fluß.

Mit einer Thräne im Auge übersah Hugo den Mordplan. Auch er blutete aus mehrern Wunden, doch achtete er ihrer nicht. „Wir haben Gericht gehalten,“ sprach er zu den Seinigen, „wie wir es durften. Ihr Alle, die Ihr noch lebt, könnt mir bezeugen, daß nur Nothwehr zu diesem Aeußersten uns getrieben. Von diesen Todten ging das Morden aus. Sie haben den Lohn ihrer Thaten empfangen. Aber was macht mein Vater?“ (D. B. f.)

## Correspondenz.

### Aus Darmstadt.

[Duller; eine neue Wochenschrift.]

Dr. Duller's Ausbeute aus den brüsseler Archiven Behufs seiner Fortsetzung der Schiller'schen Geschichte des Abfalls der Niederlande hatten hier nicht geringes Interesse erregt. Seit längerer Zeit schon ist Eduard Duller wieder hier anwesend, hat die Urkunden bereits geordnet und mit Excursen versehen. Sie werden in Kürze ans Tageslicht treten. Auch aus dem hiesigen geheimen Staatsarchiv sollen viele merkwürdige Inedita dazu verwandt werden. (Wir bemerken unseren geneigten Lesern, daß in Köln bei Du Mont-Schauberg eine allgemeine Fortsetzung und Ergänzung sämmtlicher historischer Schriften unseres Schiller angekündigt wurde. Dazu gehörig ist Eduard Duller's Weiterführung der Geschichte des Abfalls der Niederlande, zu drei Bänden im Schillerformat, van denen der erste, uns vorliegende Band die Ereignisse von der Ankunft Alba's in den Niederlanden bis zum Tode Don Juan's van Oesterreich, 1567—1578, führt. D. Red.)

Mit dem Beginn des neuen Jahres tritt im Verlag von Jonghans eine neue Wochenschrift „für Unterhaltung und Volksbildung“ ins Leben. Sie wird den Titel „das Vaterland“ führen; einfach und schlicht soll sie alle Volksbedürfnisse zur Sprache bringen, für das Nationalgefühl ein Organ sein. Die Billigkeit des Preises, 2 Thlr. für den ganzen Jahrgang van 52 Wochenheften à drei Octavbogen mit Stahlstichen und Holzschnitten, nimmt zur Existenz des Blattes eine ungewöhnliche Theilnahme in Anspruch.

## Notizen.

[Raumer's historisches Taschenbuch. 1842.]

Von der getreuen Pragmatik Professar Barthold's in Greifswald hatten wir in früheren Jahrgängen des Raumer'schen Taschenbuchs die vortrefflichen Arbeiten über Kurfürst Gebhard von Köln, über Christopher von Rußwurm u. a. Diesmal erhalten wir van ihm ein Bild Deutschlands aus den Jahren 1444 und 45. Hier ist des Jammers viel zu erleben und Deutschland kann bei dieser Mahnung an seine Vergangenheit noch heute über seine Fürsten von damals erröthen. Der Statthalter in Vorderösterreich, Markgraf Wilhelm von Baden, erbat sich zum Besten des Adels gegen die Schweizer vom Herzog von Burgund die Armagnacs (Arme Gecken) aus, jene französischen frechen Söldnerbanden, die dermalen in dessen Dienst standen; Kaiser Friedrich III. erbat sie sich förmlich als Hülfe vom französischen Könige Karl VII. und ließ diese „bösen Buben“, „Scheime und Schinder“, wie das Volk sie nannte, fünf Monate lang unter den furchtbarsten Gräuein, Erpressungen und Mordthaten im Elsaß hausen. Die indolente Schwäche des Kaisers, die Schlechtigkeit der Kurfürsten van Köln und Trier, die schlaffe Armseligkeit der zu Nürnberg reichstägisch versammelten Fürsten, die elenden Unterhandlungen mit Frankreich, endlich der Verrath des deutschen Edelmanns Johann van Finstingen, das alles steht hier getreulich geschildert. Die Heldenthaten der Schweizer bei St. Jakob und der ehrenwerthe Rittersinn des Kurfürsten Ludwig v. d. Pfalz, des einzigen deutschen Fürsten, dem es Ernst gewesen, dem Elsaß zu helfen, sind wenige Lichtpunkte gegen die Schatten schlaffer Deutschheit von damals. — H. Scherer erzählt mit dem Fleiß gewissenhafter Forschung und der Empörung eines edlen Patriotismus den Raub der drei Bisthümer Metz, Toul und Verdun im Jahre 1552 und verfolgt die Geschichte dieser Raubschaften, nicht Erbschaften, bis zum westphälischen Frieden, wo Ludwig XIII. förmlich als Souverain derselben bestätigt wurde. Im ersten Abschnit dieser Darstellungen setzt Scherer das Verhältniß des sächsischen Moritz

Digitized by Google

zu Kaiser und Reich in einer Weise auseinander, die den sonst gewohnten Auffassungen Planck's, Heeren's, Böttiger's und neuerdings des Herrn v. Langenn, in seiner geistvollen Monographie über Moritz, direct widerspricht. Der deutsche Protestantismus verdankt diesem Kurfürsten die Sicherstellung seiner politischen Rechte; dies verführte jeder Zeit zur Milderung, galt es die Auffassung Moritzens. Scherer läßt diesen Gesichtspunkt fallen und zeiht den Kurfürsten in seinem Verhalten zum Feinde Deutschlands der Felonie. Von Manifesten wird unter anderem der Vertrag der deutschen Fürsten mit Heinrich II. mitgetheilt. Im März und April 1552 fielen Toul, Verdun, Lothringen und Metz in die Hände der Franzosen; Straßburg entging damals dem gleichen Schicksale. Als Kaiser Karl vor Metz zieht, vermag er nichts gegen Guise und muß die Belagerung um Weihnachten wieder aufheben. Die Geschichte dieser Belagerung ist mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, wie auch das weitere Geschick der ursprünglich deutschen, aber bereits unter Heinrich IV. stark französisch gewordenen Provinzen mit eindringender Lebhaftigkeit erzählt wird. — Fr. v. Raumer's Aufsatz über die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neueren Dramatikern leidet bei vielen treffenden Einzelnheiten und scharfsinnigen Beobachtungen, wie Alles was aus derselben Feder kommt, an einem Hauptgebrechen. Es ist dies, wenn ich so sagen darf, die ungeschichtliche oder widergeschichtliche Stimmung dieses Geschichtschreibers, der in allen Jahrhunderten, die er noch je schildern wollte, so gern das widersinnige Gelüst verspürt, das sich in der Aufstellung der Frage concentrirt: Was würde Adam gesagt haben, wenn er damals gelebt? So auch hier: hätte Aristoteles plötzlich Calderon's Dramen in die Hände bekommen, wobei natürlich noch hinzuzufügen: hätte er spanisch verstanden oder hätte Calderon nicht spanisch geschrieben, sondern griechisch, — so würde ihm in vieler Hinsicht noch eine neue Welt aufgegangen sein für seine Ansichten. Mit solchen „hätte" kannegießert Herr v. Raumer in historischen wie in philosophischen und ästhetischen Dingen außerordentlich bequem. Dergleichen: Hätte Adam nicht in den Apfel gebissen, was wäre dann geschehen? ist jedoch eben so sehr vernunftwidrig, als es beispiellos bleibt, daß ein Historiker von soviel Scharfsinn und offenem Urtheil nicht fühlt, wie jede Gestalt der Geschichte, mithin auch Aristoteles mit seinen Grundsätzen, wie jede Philosophie und Aesthetik, nur als Product und als Kind ihres Zeitalters zu nehmen ist und Geltung beanspruchen kann. — Von W. A. Arendt lesen wir endlich eine Erzählung des Aufstandes in Gent vom Jahre 1539 bis zum Febr. 1546, wo Karl V. dort in Person Gericht hielt über die Faction der „Kreeser", d. i. der Schreier, des Pöbels, der die Vertheidigung der städtischen Freiheiten zu seiner Sache gemacht und Gent tyrannisirt hatte. Das Gericht, das der Kaiser hielt, finden wir im vierten Abschnitt ausführlich beschrieben.

---

[Franz Liszt.]

Liszt gab in Leipzig auch ein eignes Concert, in welchem wir wiederholt Gelegenheit hatten, ihn als Liedercomponisten kennen zu lernen. Außer der Wiederholung des Herwegh'schen Rheinliedes ließ er, ebenfalls für Männerchor ohne Begleitung gesetzt, seine Composition des Liedes im Goethe'schen Faust mit dem Refrain „Als hätt' sie Lieb' im Leibe", ausführen. Liszt neigt als Componist zum Burlesken und Grillenhaften. Diesem Charakter entspricht das Lied und Liszt's Musik dazu. Diese liebt es sonst auch, das Bizarre ernst zu nehmen und es bis zum Spuk- und Gespensterhaften zu steigern. So greift sie im Giossiren des Schubert'schen Erlkönigs wenigstens nicht fehl. Seine Phantasien zu Don Juan leitet er jedoch mit einem Höllendreughel von Tönen ein, die eher auf den Blocksberg hingehören. Die Themata spielte er mit einer genialen Meisterschaft in der Auffassung. So arm, unfruchtbar und unerquicklich dieser Geist als musikalischer Gedankenproducent, so groß und schöpferisch ist er in der Tongestaltung. Wie er die Arien aus Don Juan spielte, traten sie förmlich in Scene, die Töne wurden Action, als wollten sich aus ihnen jene Gestalten, Zerline und die Andern, gebähren. — Einen großen Genuß gewährte uns auch das Hummel'sche Sextett, das der geniale Virtuos, abgesehen von freiwilliger Häufung der Schwierigkeiten und Willkür in den Tempi, was wir ihm freigeben, — höchst edel, mit der ganzen Würde classischen Vortrags und zugleich mit dem Feuer seines eigenthümlichen Auffassens vortrug. — Seine Variationen zu Beethoven's Adelaide erschienen mir jeder Zeit wie radicale Zerstörung und frivole Auflösung dessen, was fest sein und bleiben sollte. Ebenso ruinirt er bekanntlich Mendelssohn'sche zarte Lieder. Das Zarte kann Liszt's Dämon, wo er es auch erfaßt, nur verwüsten. Seine Kraft ist wesentlich ein zerstörender und verwildernder Dämon, der sich ganz mephistophelisch gestaltet, wenn er, wie wir in früheren Jahren hier erlebt, sich sogar nicht scheut, eine Beethoven'sche Symphonie unter seine Hände zu nehmen und sie wild durcheinander zu werfen. — Zum Schluß spielte Liszt noch mit Clara Schumann-Wieck das schon neulich gehörte Hexameron.

---

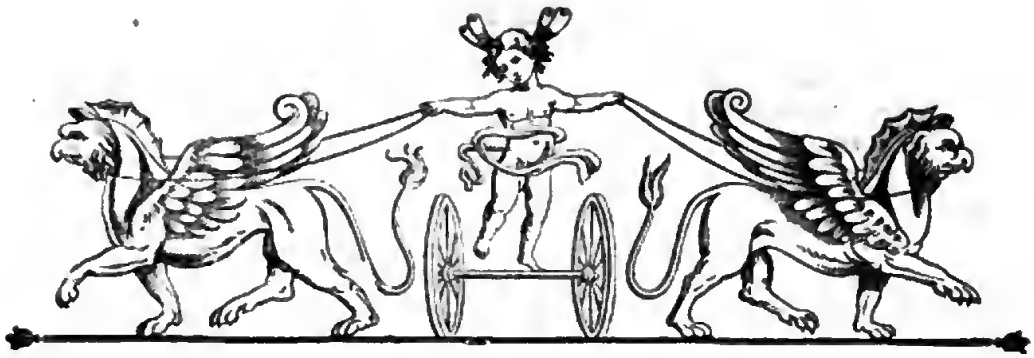
[Oesterreich und der Zollverein.]

Ueber dies Thema brachte die augsburger Allgemeine in Nr. 338 wichtige Betrachtungen. Daß dies Blatt überhaupt bei seinen Beziehungen zu Oesterreich die Möglichkeit eines Anschlusses von Seiten der kaiserlichen Länder an den Zollverein zur Sprache bringt, ist an sich schon von Gewicht. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Verein ohne Beitritt der nordwestlichen und oesterreichischen Staaten nur halbes Werk ist. In neuester Zeit hat er sogar, mild ausgedrückt, mancherlei Unannehmlichkeiten vom Ausland erfahren, von der russischen Zollsperre an bis zu den halländischen Maßregeln; er wird in seinen Unterhandlungen mit dem Ausland übervortheilt, ohne sich stark genug zu zeigen, durch Gegenmaßregeln die Unbill abzuwehren. Vereint mit Oesterreich, macht jener Artikel augenscheinlich, erhält der Verein erst seinen Schwerpunkt und sein Gewicht gegen das Ausland, davon abgesehen, daß mit Oesterreich's Anschluß das Mittelmeer und der Handel in die Levante für Deutschland gewonnen wird, und dieser letztere auf kürzerem Wege als von den Franzosen, Engländern und Holländern möglich wird.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 248. — den 18. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Italiſche Lyriker.

Ueberſetzungsproben von Friedrich Faber.

### I.

### Italia's Klage.

(Misera Italia, onde sperar degg'io.)

Vom Grafen Fulvio Teſti*).

Ich arm Italien, woher ſoll in Wehen
Ich Frieden hoffen, Retter in Gefahren,
Wenn meine Söhne feind ſich mir gebahren,
Sich ſelber feind, auf Anderer Erflehen?

So ſoll ich denn, wie ſie die Reallen drehen,
Die Horden blutig an der Bruſt gewahren,
Verbündend ſich, vermengend mit Barbaren
In meinem Blute meine Krieger ſehen?

Geht nur, Ihr Söhne, ſehet wer Euch gleiche,
Und ſteiget fort auf ſolcher Ruhmesſtiege,
Ihr Sklaven für der Fremden Backenſtreiche!

O, armer Ruhm: mit ſeiner eignen Wiege
Ruin zu bauen fremde Königreiche,
Und die Verluſte noch zu nennen Siege!

### II.

### Die Sklavin Italia.

(Italia, Italia, o tu cui feo la sorte.)

Von Vincenzo da Filicaja**).

Italia Du! die von der Götter Lieben
Die Reize haſt, das Fluchgeſchenk der Strahlen,
Und ſo die Mitgift unnennbare Qualen,
Die auf der Traueriterne Dir geſchrieben!

O, wäreſt Du ſtärker, minder ſchön geblieben,
Daß ſtärker Dich gefürchtet die Vandalen,
Sich nicht verliebt in Deiner Schöne Strahlen,
Wonach ſie ſehnen, doch nur mordgetrieben!

Daß ich nicht ſähe von den Alpenkronen
Die Horden ſteigen, wie der blutbekriegte
Po tränken muß die fränk'ſchen Legionen;

Noch wie das Schwert, das Deinige, ſich ſchmiegte
Dem Schlachtenarme fremder Nationen,
Im ſteten Frohn, o Siegerin, o Beſiegte!

### III.

### Die Gondeln von Venedig.

(Noo soo taoti babbion nel Mantovano.)

Von Burchiello (Domenico di Giovanni*).)

Nicht ſo viel Hänſe gibt's im Mantuaniſchen,
Noch Fröſche bei Ferrara oder Weiden,
Noch ſo viel Bärte in den Ungarheiden,
Noch ſo viel Gotteebaemens im Milaniſchen:

Noch haben Dünkel mehr die Gallicaniſchen,
Noch Dante'n ſind der Sprüche mehr zu neiden,
Noch der Pedanten mehr, die Futter ſchneiden,
Noch ißt man ſo viel Blutiges im Spaniſchen:

Noch gehen Dumme ſo viel in die Meſſen,
Noch ſind ſo viel Quart Waſſer in der Quelle,
Noch gibt es Wunder mehr von Wachs-Intereſſen:

*) Geb. 1593 zu Ferrara, geſt. 1646 in der Citadelle von Modena.

**) Geb. zu Florenz 1642, geſt. 1707.

*) Domenico di Giovanni, um 1380 zu Florenz geboren, ſtarb 1448. Er war ſeines Zeichens ein Barbier. Man nannte ihn Burchiello, weil er ſeine Lieder auf der Barke (burchia) zu ſingen pflegte.



Digitized by Google

Noch bricht sich Zähne mehr ein Schuhgeselle,
Noch kann der Neid mit so viel Augen essen,
Noch steh'n mehr Müller an der Galgenschwelle:
Noch macht ein Scheelder Kerze so viel grelle,
Noch gibt der Aeno so viel Fischefänge —
Als in Venedig Gondeln sind und Gänge.

## IV.

### Donnenportrait.

(Chiome d'argento fino, irto e attorte.)

Von Francesco Berni *).

Fein Silberhaar, das karg und mit geringer
Kunst hängend um die Wangen, die goldreichen;
Faltige Stirn, die seh'nd ich muß erbleichen,
Wo Tod und Amor keine Strahlendringer.

Augen von Kolleperien, schiefe Dinger,
Worin die Dinge nicht den andern gleichen;
Schneeweiße Brau'n, mich schreckend zum Entweichen;
Anmuthig schmale Hände, dicke Finger.

Milchene Lippen, himmlisch weites Mündchen;
Von Ebenholz die Zähne, rar gepeiesen;
Unsäglich, ach! des Ebenmaßes Wonne;

So strenge Sitten, daß wohl jedes Hündchen
Des Amor ein Exempel nähm' an diesen.
Das sind die Reize meiner lieben Donne!

## V.

### Auf einen Höfling.

(Ser Cecco non può star senza la Corte.)

Von Francesco Berni.

Herr Cecco**) kann nicht stehen ohne Hof,
Noch kann der Hof bestehen ohne Cecco;
Und es bedarf Herr Cecco sehr den Hof,
Und wiederum bedarf der Hof den Cecco.

Wer wissen will, was für ein Ding der Cecco,
Bedenke sich, was für ein Ding der Hof:
Wenn dieser Cecco ähnlich ist dem Hof,
Ist dieser Hof am ähnlichsten dem Cecco.

Es wird so lange leben dieser Hof,
So lang das Leben während dieses Cecco,
Weil Alles Eins — Heer Cecco und der Hof.

Wer auf dem Weg begegnend Herren Cecco,
Der denkt, daß er begegene dem Hof:
Weil beide sind zusammen Hof und Cecco.

Bewahr' uns Gott den Cecco:
Weil, wenn er sterbend in der Gunst am Hof,
Herr Cecco ruinirt ist und der Hof.
Doch will der Tod die Frohne,
So bleiben wir denn mindestens nicht ohne
Verteöstung, daß die Stelle hat Trisone *).

*) Ward um 1490 zu Lampoecchio im Pistojesischen geboren und starb — laut der Sage durch Cardinal Ippolito de' Medici und Herzog Alessandro vergiftet — um 1536 zu Florenz.

**) Francesco Benzio von Assisi, am Hofe Papst Julius III.

*) Neffe des Cecco Benzio, päpstlicher Brevensecretair.

## Der Ehething.

(Beschluß.)

So schnell es seine Wunden erlaubten, schritt der Förster zu der trauernden Gruppe, die unfern dem Kampfplatz unter einer breitästigen Fichte ruhte. Bruno's Kugel hatte den Müller unter dem linken Arm getroffen. Er vermochte nur leise zu sprechen und seine zitternden Hände segnend auf die Häupter Andreas' und Ida's zu legen.

„Seid glücklich," sprach er, „und gedenkt immer des schrecklichen Ereignisses, das so viel Blut gekostet hat. Hugo, mein Sohn, Du bist verwundet. O, hätte ich nie dieses Blutbad erlebt!"

„Es mußte sein, Vater," versetzte der Förster. „Wir haben uns nur vertheidigt. Kommt, die feuchte Luft muß Euch Schmerzen bereiten."

Der tödtlich Verwundete ward behutsam aufgehoben. „Wohin?" fragten die Jäger.

„Durch den Mordgeund, wie die Schlucht von heut an heißen mag," sagte Hugo. „Es ist der nächste Weg, und wir haben keine Zeit zu verlieren."

Am Ausgange der Schlucht trafen sie die vom Felsen durch die Schüsse zurückgerufenen Mühlknappen. „Bringt ihn in den Kahn und setzt ihn und uns Alle über den Fluß!" befahl der Förster. Das jenseitige Ufer war breiter, der Weg zur Mühle näher. Langsam bewegte sich der Trauerzug das Thal entlang der Mühle zu. Einige hundert Schritte davon wünschte Adam eine kurze Zeit zu rasten. Ein schöner Fels, das ganze Thal überblickend, bot Schutz gegen den scharfen Wind. Hier ließ man den Verwundeten nieder. Lächelnd dankte der Greis, küßte mit bleichen Lippen die wiedergefundene Tochter und drückte ihr Lockenhaupt an seine blutige Brust. Das Haupt sank zurück, fester und fester umschlossen des Vaters Arme das Kind, und nach wenig Secunden lag Ida an der Brust einer Leiche. —

Bei der Kunde dieses Ereignisses ergriff Stadt und Land tiefe Betrübniß. Hugo erstattete auf der Stelle

Digitized by Google

Bericht über den blutigen Kampf, und verſäumte nicht, auf ſein gutes Recht, das er gezwungen geltend gemacht, hinzudeuten. Auch wae die That ein Kampf, kein Moed, und die Sieger hatten ſchon zu viel verloren, um ſie durch einen langen, unfruchtbaren Proceß noch tiefer ins Unglück zu ſtürzen. Man vertuſchte den Vorfall und hüllte ihn gefliſſentlich in unduechdringliches Dunkel. Die Leichen der Gefallenen wurden aufgehoben und ſtattlich beerdigt. Ein Jahr darauf führte Andreas die ſchöne Müllerstochter als Braut heim. Den Felſen, an deſſen Fuße der alte Müller geſtorben war, tauften die Umwohnenden Adamsſtein! — Das junge Paar lebte ſtill und glücklich, die Mühle aber ging in andere Hände über. Hugo beſuchte die Schweſter oft, allein ſein Lebensmuth, ſeine Heiterkeit war ſeit dem Blutage verloren gegangen. Er war von Jahr zu Jahr melancholiſcher, lebte einſam auf ſeiner Förſterwohnung und ſtrich nächtelang duech den Forſt. Oft ſahen ihn die Buſchleute auf ſeine Büchſe gelehnt am Mordgrunde ſtehen und mit ſtarren Blicken in die Schlucht hinabſehen, und als ob er es geahnt hätte, fand er durch einen unglücklichen Sturz bei eiliger Verfolgung eines angeſchoſſenen Hirſches in ihr ſeinen Tod.

Der Ehething waed ſeit dieſem Ereigniß, das man ihm großentheils Schuld gab, mit aller Macht beſchränkt, und die Gemeinden hatten nicht den Muth, ſich dagegen aufzulehnen. Viele gaben ihee Rechte freiwillig auf, indem ſie die Stadt um Schutz baten, bei andern erloſch der Gebrauch im Verlaufe der Zeit, und ſeit mehr als zwanzig Jahren kennt man das ſeltſame Gericht nur noch dem Namen nach. —

---

## Correſpondenz.

### Berlin, im Decembee.

[Neue Bauten, Wachsthum Berlins.]

Seitdem die Majeſtäten von ihree Reiſe nach Baiern zurückgekehrt ſind, haben ſie Schloß Sansſouci mit dem, wie ich glaube, eben ſo kühlen und weniger freundlichen charlottenburgee Schloß vertauſcht. Dies ſcheint alljährlich geſchehen zu ſollen, als allmälige Annäherung an Berlin und Vorbereitung auf die nicht eben beliebte Winterſaiſon in Berlin. Wer kann es den Majeſtäten auch verargen, wenn ſie das reizende Sommerſchloß Friedrich des Großen mehe lieben und, ſo lange es nue angeht, ſich dem Staub und Schmutz, dem Greaſſel und Geläem des Stadtlebens entziehen. Zugleich iſt hier das königliche Schloß ſelbſt ſehr unwohnlich. Das iſt freilich einr ziemlich allgemeine Plage, daß die prachtvollen Wohnungen der Könige ſelten auch bequem und comfortabel ſind; beſondees aber, daß es unmöglich iſt, waem darin zu ſitzen, wenn es draußen ſtüemt und friert. Faſt alle Schlöſſer unſeree Fürſten ſind voe einem Jahehundeet und länger, meiſt unter dee Herrſchaft des veachtliebenden erſten Friedeich erbaut, wo man entweder beſſee ans Frieren gewöhnt wae, oder es dee damaligen ſteengen Etiquette verdankte, bei ungeheueen Kaminen faſt zu erſtaeeen, endlich abee auch wohl Holz genug beſaß, um zuweilen mit Hülfe der gewaltigen Eiſenöfen eine mäßige Tempeeatue hervorzubringen. Ein anderes Geſchiecht hat andere Bedürfniſſe. Das berlinee Schloß abee iſt nach dem gegenwäetigen Maßſtad unſerer Empfindungen ziemlich unheizbae. Die ungeheuren Säle und Hallen, weiche bei großen Feſtlichkeiten denutzt werden, erfordern für einige hundert Thaler Holz, um eine Tempeeatue von 8 bis 9 Gead möglich zu machen, und ſelbſt die königl. Wehnungen auf dee Südſeite ſind ſchwer zu erwärmen. Unſee verewigter König, der Berlin ſehr liebte, — die Stadt, welche ee mit unabläſſigee Soege ſchön und groß gemacht, — wußte ſehr wohl, wie unwirthlich das koloſſale Schloß iſt; ee behalf ſich daher in ſeinem einfachen kleinen Hauſe, das freilich mancher Privatmann größer beſitzt, aber er froe nicht füe den Gedanken, im Schloſſe ſeinee Väter zu wohnen. Aus demſelben Grunde hat auch der Kaiſer von Rußland ſich eine eigene Wohnung in ſeinem Geſandtſchaftspalaſte einrichten laſſen und Berlin iſt dadurch um eines dee prachtvollſten Gebäude vermehrt woeden, das mit ſeinen langen Reihen hohee Fenſtee, jedes aus Einem Glasſtück beſtehend, und ſeinen ſchönen architektoniſchen Verzierungen der ohnedies ſchon an Paläſten und prächtigen Häuſern reichen Lindenpeomenade zum Schmuck gereicht. Dee Heerſcher des kälteſten Landes in der Welt konnte es vor Käite im berliner Schloß nicht aushalten, was ſehr ſchaeerlich klingt, abee ſehr wohl zu erklären iſt, wenn man weiß, wie gut ſich die Ruſſen in ihren Häuſeen zu verwahren wiſſen. Wie palaſtartige Häuſerreihen man abee auch jetzt bei uns aufführt, und wie der verbeſſerte Bauſtyl auch wohlgefällig für das Aüge, zierlich und geſchmackvoll nach außen und innen, ſo baut man doch gemeiniglich wedee bequem noch dauerhaft, noch unſeren klimatiſchen Bedürfniſſen angemeſſen. Wie ſo vieles Schein bei uns iſt, ſo iſt es auch dieſe luftige und leichte Bauart, die eine Folge des unvernünftigen, betrügeriſchen Häuſerſchachers iſt, der nirgend in der Welt ärger getrieben weeden mag als hier. Eine Anzahl von Speculanten iſt Jahe aus Jahe ein beſchäftigt Pläne zu machen, wie und wo mit Vortheil neue Häuſee zu bauen, alte zu kaufen, niedeezureißen, oder zu vergeößern, oder ganze Straßen und Stadtquartiere anzulegen ſind. Ich behalte mie voe, Ihnen dies Treiben nächſtens einmal eingehender zu ſchildeen, hier nur ſo viel, daß auf dieſe Weiſe faſt alle Neubauten betrieben werden, wo man ſich die Aufgabe ſtellt, ſo billig als möglich zu bauen und die größtmöglichſte Miethe herauszupreſſen. Natürlich muß man den Leuten doch etwas Sand in die Augen ſtreuen und gefällige, große, hohe Räume, hübſch gemalte Zimmee, Flue und Corridoe, Fenſter von buntem Glas, weiße verzieete Oefen und Kochöfen, Meſſingbeſchläge und Flügelthüren anſchaffen, damit man höheren Zins foedern kann. An Bequemlichkeit

Digitized by Google

und Wohnlichkeit wird gewöhnlich weiter nicht gedacht und weder Doppelfenster noch Doppelthüren, Kämmerchen, Gelaß für Vorräthe und Dienstleute u. s. w. ist vorhanden. Bald zeigt es sich auch, wie schlecht die Materialien sind, die man verwendet hat. Die Mauern bekommen Risse, die Fenster schließen nicht oder verquellen und sprengen die Scheiben, die Thüren trocknen zusammen und die Eisen- und Messingbeschläge, die Schlosser-, Glaser-, Töpfer- und Tischlerarbeit beweisen, wie unvollkommen sie sind, denn Alles wird fabrikmäßig aufs billigste geliefert und zusammengepfuscht. Glücklich aber, wer wenigstens nicht den Boden unter den Füßen verliert, wer nicht ein solches neues, schönes palastartiges Haus plötzlich verlassen muß, weil die Mauern spalten und den Einsturz drohen. Berlin hat durchweg fast Sumpfboden, es muß daher größtentheils auf Brunnen gebaut werden, die mehr oder weniger tief zu versenken sind, bis auf die feste Sandlage. Wird damit nicht gehörig umgegangen, will der Speculant dabei sparen, oder die Maurermeister mit denen er seine Verträge geschlossen, so sinkt das Haus später, und wir haben gegenwärtig in der prächtigen Karlstraße mehrere große Häuser stehen, die von den Einwohnern verlassen werden mußten und nun Gegenstand großer Verluste und langwieriger Processe sind. Im minderen Maße geht es aber vielen Häusern der Karlstadt so, und um das Unglück voll zu machen, hat der gelehrte Professor Ehrenberg jetzt entdeckt, daß der größte Theil Berlins auf einer unermeßlichen andern Stadt mikroskopischer Thiere steht, und was man bisher für Torf gehalten hat, die Wohnungen und Häuser dieser kleinen, grünglänzenden, linsenartigen Geschöpfe sind, welche große Beweglichkeit besitzen, und bei der Mächtigkeit ihres Hof- und Feldlagers, das 7 bis 10 Fuß dick ist, eine ungeheure Welt von lebendigen Wesen zwanzig Fuß unter unsern Füßen bilden, von der man bisher keine Ahnung gehabt hat. Diesen kleinen unterirdischen Berlinern ist nun das Sinken der Häuser zuzuschreiben. Sie rächen sich an den mächtigen Eindringlingen, die, nachdem ihr Reich wohl viele tausend Jahre in Frieden geblüht und wohl bestanden, es zerstörend und erobernd anfallen und das schuldloseste Familienglück frevelhaft vernichten. Wo nun die Schichten dieser kleinen Feinde oft ganz durchstochen werden, da fliehen sie freiwillig vor dem Druck, der von oben auf ihnen lastet. Gleich Auswanderern oben auf der grünen, weiten Erde, suchen sie sich ein neues Vaterland; ihre verlassenen Häuser zerfallen dann und der stolze Bau der Tyrannen stürzt hinterher. Aber was kümmert das die gewaltigen Menschen! die bauen und schaffen weiter, ein besseres Fundament ersetzt das alte, und bald steht der Bau fester als je vorher auf dem Nacken der armen, schwachen Knechte.

Es ist erstaunlich, wie die Stadt wächst, wie sie ihre weißen steinernen Arme immer weiter gegen den Westen ausstreckt und schon die Höhen hinaufklettert, welche man hier den Kreuzberg nennt. Zwei neue Stadttheile werden im nächsten Jahre begonnen. Der eine umgibt die anhaltische Eisenbahn, der andere wird an der Spree auf dem Grund und Boden der vormaligen Pulverfabrik aufwachsen, also die hamburger Eisenbahn umringen. Welche Aussicht für die Häuserschacherer, für die Commissionaire und alle die übrigen Raben, welche ihre Opfer suchen — und finden! — Und in welchen steigenden Verhältnissen hat die Zahl der Einwohner zugenommen! Mehr als man erwartete und seltsamer Weise mehr selbst als man polizeilich wußte. Denn nach den geführten Listen der Gebornen, Gestorbenen, Ab- und Angezogenen, müßte Berlin jetzt 310,000 Einwohner haben, es hatte aber, als man am Schlusse des vorigen Jahres die Polizeirevierlisten zusammenzog, zum Erstaunen Aller 352,000, und bis jetzt kann sich Niemand erklären, wo eigentlich der große Ueberschuß hergekommen ist. Wie dem aber sein mag, sie sind da, das ist gewiß, und machen sich geltend durch das zunehmende Gewühl in den Straßen, durch wachsenden Luxus und vermehrte Armuth, Elend und Unglück. Vor allem ist das Stadtgericht übel daran, wo mit der Einwohnerzahl natürlich auch die Processe wachsen, allein weder die Zahl der Richter noch die räumlichen Verhältnisse mehr ausreichen wollen, welche eingerichtet wurden, als Berlin eine Stadt von 180,000 Einwohnern war.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notiz.

[St. Roche. Eingesandt.]

In Nr. 238 Ihres Journals stellen Sie zusammen, was von Belletristen neuerdings über das mittelalterliche Frankreich gesagt worden sei, erwähnen dabei meiner „Lustschlösser" und des Romans St. Roche von Frau v. Paalzow, und sagen in Bezug auf St. Roche, es fehle in meinen Lustschlössern. Darüber mögen Sie mir folgendr Bemerkung erlauben: Es war mir nicht um Nennung aller Schlösser zu thun, ich habe selbst historisch-interessante wie Compiegne, Ecouen, Chantilly ꝛc. nur im Vorbeigehn genannt, ich habe nicht die französischen Lustschlösser, sondern nur französische Lustschlösser schildern wollen, an welche sich die Geschichte Frankreichs von Franz I. an und die Schilderung des Landes ohne Gewaltsamkeit anknüpfen ließ. Aber auch bei anderem Plane wäre St. Roche sicherlich übergangen worden. Erstens kenne ich es gar nicht, zweitens hat es keine andere historische Bedeutung als die, welche ihm der schöne Roman verliehen, drittens existirt es wahrscheinlich weiter nirgends als in unserer Romanliteratur. Sind dies Gründe genug? Der unrichtige französische Name führt zunächst darauf, daß es gar nicht existire: St. Roche heißt „Heiliger Rocha"; um richtig zu sein, müßte es St. Roch oder Ste. Roche heißen. Ferner beschreibt die Dichterin des Schlosses geographische Lage offenbar so nebelhaft, versetzt es so ohne Weg und Steg nach Languedoc, daß sie selbst hinreichend angedeutet hat, es handle sich ihr nicht um ein Schloß, das bestanden habe oder bestehe, sondern um eins, das sie selbst mit reizendem Talent geschaffen habe, um welches aber der Historiker oder Reisende unbekümmert sein dürfe.

Laube.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

# Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 249. — den 20. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Lord-Mayors-Tag in London.

(Brieflich aus London.)

Der Brand im Tower ist für London ein sehr kleines Unglück gewesen. Der Verlust reducirt sich auf den Untergang von Gegenständen, die, wenn die neue utilitarische Lehre recht hat, daß zu nichts nützen und gar nicht existiren synonym sei, bereits aufgehört hatten zu existiren, ehe sie untergingen. Ein paar hunderttausend zierlich aufgestellte und aufgehangene Waffenstücke, Flinten, nicht für die Schlacht, Pistolen, nicht für den Kampf, Lanzen und Säbel, nicht für den Bedarf des neunzehnten Jahrhunderts — was liegt daran, daß sie verbrannt sind? Auch ohne den Beifall der neuen utilitarischen Lehre, kurzweg nichts. Und daß Trophäen verbrannt sind aus den Schlachten von Blenheim und Waterloo, eine Puppe verbrannt ist, die einige vergilbte und verschossene Garderobenstücke der Königin Elisabeth trug, das Beil verbrannt ist, das den schönen Kopf einer Anna Boleyn vom schönsten Nacken eines Weibes trennte, der Schiffsschnabel verbrannt ist, der einem Nelson durch die Wellen die Bahn zum Siege brach, und daß noch zehn oder zwölf andere Nummern verbrannt sind, an die kein Mensch gedacht hätte, falls der Aufseher sie nicht als Curiositäten bezeichnet — was liegt daran, daß die Flamme sie gefressen hat? Die Siege von Blenheim und Waterloo sind deshalb nicht von den ehernen Tafeln der Geschichte gelöscht, die Erinnerung an Elisabeth ist deshalb nicht aus dem Gedächtnisse des Volkes gerissen, der mordsüchtige Heinrich bleibt deshalb immer ein Wüthrich, den Meeren, die Großbritannien beherrscht, fehlt es deshalb nicht an englischen Schiffen, und den Schiffen nicht an eichenen Herzen, und Curiositäten — nun, an denen fehlt es deshalb in London auch nicht. Damit will ich keineswegs gesagt haben, daß es nicht besser, das eingeäscherte Gebäude mit Allem, was darin, wäre nicht eingeäschert, die Flamme bewältigt worden, ehe sie, menschlicher Gewalt spottend, eine rothe Säule in den dunkeln Himmel hineinragte, oder noch besser, die Fahrlässigkeit, mit welcher man zum Heizen bestimmte Blechröhre in hölzerne Wände eingelegt, hätte nicht Statt gefunden. Nur, weil Geschehenes nicht ungeschehen gemacht werden kann, soll Geschehenes nicht übertrieben und überschätzt, mit Einem Worte, das Kind beim rechtern Namen genannt werden, und wenn daher öffentliche Blätter wegen des Verlustes, den, nicht etwa London, sondern England — und England und London sind zwei von einander sehr verschiedene Wesen — erlitten, den Mund nicht voll genug nehmen können, ist es Pflicht der Wahrheit, den Wind aus dem Munde zu klopfen und kurzweg zu versichern, daß der vielbesprochene Towerbrand im Ganzen ein sehr kleines Unglück und als solches das viele Gerede nicht werth gewesen ist.

Anders steht es um die Niederkunft der Königin. Da handelt es sich um die Geburt eines Thronerben in directer Succession; da mag es der Mühe lohnen und von hohem Interesse sein, sich in allen erdenkbaren Chancen zu ergehen. Aber wieder eignet ein Entwirren die-



Digitized by Google

ser Chancen, ein Erörtern politischer Möglichkeiten, ein Zergliedern positiver Fundamentalgesetze sich nicht für den Zweck meiner Mittheilungen an die Leser der „Eleganten.“ Ich könnte erzählen, wie die Kanonen im St. James-Parke und die Batteeien des Towers dem Volke die Geburt verkündigt, wie bunte Flaggen von den Kirchthürmen geweht und Glockenspiele geklingelt, das Volk sich gefreut und die Großen nach Hof gefahren sind, den ihnen vorgezeigten Prinzen für das schönste Kind zu erklären, das, seit die Welt steht, das Licht der Welt erblickt hat. Doch was liegt daran, daß Kanonen donnern, wenn der Schuß nicht einschlägt, daß Flaggen wehen und Glockenspiele klingen, wenn es blos ein erwachtes Leben gilt, das vielleicht in der nächsten Stunde zum Tode einschläft? Und was bei solchem Anlaß die Freude des Volkes und die Betheurungen der Großen bedeuten, das hat längst und besser, als ich es könnte, Börne in seinen verbotenen Briefen gesagt. Also beschränke ich mich darauf, daß der junge Prinz seine kleine Person der Prinzessin Schwester in der Thronfolge vorgeschoben hat und, wenn er und Prinz Albert es erleben, eines Tages das Recht haben wird, in seinem Vater seinen Unterthan zu sehen.

Sonderbarer Weise, obwohl eigentlich nicht sonderbarer, als daß der neunte November in London der Lord-Mayors-Tag ist, fiel die Entbindung der Königin auf den Lord-Mayors-Tag, und bei der Besprechung dieses Tages glaube ich etwas länger verweilen zu müssen. Wenn demnach der neunte November in London der Lord-Mayors-Tag ist, so heißt das weder mehr noch weniger, als daß jährlich am neunten November der Sessel des in hiesiger City regierenden Lord-Mayors geräumt und wieder besetzt, ein großer Spektakel aufgeführt, viel gegessen, noch mehr getrunken und ansehnlich gestohlen wird. Bekanntlich hat jede, mit einer Gemeindeverfassung gesegnete oder sogenannte incorporirte Stadt in England einen Mayor, der als oberste Magistratsperson fungirt; doch der mächtigste von allen ist unser City-Mayor. Auch führt er, außer dem Mayor von York — ich rede von England, übergehe daher Dublin, wo jetzt Daniel O'Connell die Lord-Mayors-Robe trägt — allein den Ehrentitel Lord, und während die Gemahlinnen der übrigen Mayors sich mit Dame Mayoreß begnügen müssen, wäre es, wenn nicht gefährlich, doch shocking unartig, die Gattin des Lord-Mayors anders als Lady Mayoreß zu tituliren. Den vollgiltigsten Beweis seiner, einen Staat im Staate bildenden Macht gibt der Umstand, daß ohne seine Genehmigung keine exekutive Gewalt die Gränzen der City überschreiten darf, und daß selbst noch Königin Victoria, gleich ihren Vorgängern auf dem Throne, ehe ihr das Thor geöffnet wurde, welches jedem andern Menschenkinde offen steht und nur den Herrschern von Großbritannien sich verschließt, bescheidentlich anklopfen und bei ihrem königlichen Worte versprechen mußte, im Fall sie eingelassen werde, keine eigenmächtige Handlung zu begehen, sondern in den Privilegien der City ein unverletzliches Heiligthum zu verehren. Allerdings dürfte ein Lord-Mayor an der Spitze seiner, mit Speer und Schild bewaffnete Mannen in beträchtliche Verlegenheit gerathen, dafern ein kühner König das morsche Thor erbrechen ließe, umringt und gefolgt von seinen schwergewappneten Reitern in die heilige Stadt einzöge und nicht blos König in England, sondern auch König im reichsten Districte seiner Hauptstadt sein wollte. Allein der Lord-Mayor kann deshalb ruhig schlafen. Es gibt aus der englischen Geschichte eine Erinnerung, die unwillkürlich Privilegien schirmt. Exempla sunt odiosa. Mithin dürfte wenig Aussicht sein, daß der Lord-Mayors-Tag in nächster Zeit aufhören wird, für den Abtretenden ein Tag des Schmerzes, für den Eintretenden ein Tag der Wonne zu sein. Gebornen Fürsten war es selten gegeben, die Krone freiwillig niederzulegen; aber kein Lord-Mayor, glaube ich, ist noch je gern von dem Amte geschieden, welches das letzte Ziel eines ehrgeizigen londoner Kaufherrn ist. Wie daher die Römer ihre guten Gründe hatten, warum sie ihren Consuln eine von der Zeit beschränkte Staatsgewalt anvertrauten, so scheint auch kluge Vorsicht diejenigen geleitet zu haben, welche die Würde der höchsten Magistratsperson in London blos für die Dauer von zwölf Monaten ertheilten. Der neunte November ist aber nicht etwa der Tag, an welchem der Lord-Mayor den Namen dessen erfährt, dem er die Zügel der Regierung überhändigen soll. Zu dieser Kenntniß ist er bereits am vorhergegangenen Michaelistage gelangt.

Am Morgen jedes 29. Septembers versammeln sich zum Behuf der vorzunehmenden Wahl in der stattlichen Guildhall der derzeitige Lord-Mayor, der Recorder — zu Deutsch etwa Stadtschreiber — die Gesammtheit der Aldermen, die Pflanzschule der Lord-Mayors, alle erste Beamte der City, die sogenannten livery-men, oder zünftigen Bürger, und eine Menge anderer Menschen, die, wie ich vom letzten Michaelistage her als Augenzeuge versichern kann, weil sie von all jenem nichts sind und zu alle dem nichts zu sagen haben, den meisten Lärm und die lautesten Sprecher machen. C'est partout

Digitized by Google

comme chez nous. Schlag elf Uhr verfügen sich die Behörden in dir Kirchr St. Lawrence Jewry, hören daselbst eine Predigt aus dem Munde drs dem Lord-Mayor eigenen Kaplan und kehrrn dann nach Guildhall zurück. Sobald hier mehrere unwesentliche Förmlichkeiten gebührend durchgrmacht sind, erhebt sich der Rreorder, bemerkt drn zünftigen Bürgern, daß in Gemäßheit des alten Brauchs der gutrn Stadt London gegenwärtige Commonhall gehalten werde zu ihren Gunsten und zum Behuf der Ausübung eines ihrer wichtigsten und ehrenvollsten Vorrrchte, das der rigenen Erwählung ihrer obersten Magistratsperson, daß rs ihr Privilegium sei, zu diesem angesehrnen und einflußreichen Amte aus der Körperschaft der Magistratspersonen nach Beliebrn zwei Individuen vorzuschlagen, daß sir bei Ausübung dieses Rechtes seines Rathes nicht bedürften, indem ihre Zahl und Ehrenhaftigkeit die sicherste Grwähr ihres festen Willens sei, ihre wichtigrn und hohen Freiheiten unvrrsehrt zu erhalten, daß sie eng verbunden stets im Stande sein würden, jeden Versuch zu Beeinträchtigung derselben zurückzuweisen, und daß nur Uneinigkrit ihnen drn Sieg abgewinnen, rinzig und allein Uneinigkeit sie des, nächst der Vertretung im Parlament größten Vorrechtes berauben könnte, und schließt dann mit drr Aufforderrung, eine ihrer würdigr Wahl zu treffen, fest zu halten an diesrm ihrem unschätzbaren Vorrrchte, und ungeschmälert, wie sie von ihren Vätern es übrrkommen, es treu und ehrlich auf ihre Kinder zu vererben.

Nach solcher Rede entfernt sich der Rreorder, mit ihm der Lord-Mayor und die Aldermen. Die beiden Shrriffs beaufsichtigrn nun den Wahlact, welcher darin besteht, daß der Common-Serjeant den Namen drs ältestrn Alderman ausruft und die Anwesrndrn rrsucht, dafern sir ihn zum Lord-Mayor wünschten, solches durch Aufhebung der rechten Hand zu bekunden. Auf diese Art werden, einer nach dem Andern, sämmtliche Aldermen zur Wahl gestellt, und die Sheriffs rntscheidrn zuletzt, für welchr Zwei dir meistrn Hände sich rehoben. Auch lassen die Bürger sowohl als die Nichtbürger es in der Regel beim Händeaufheben nicht bewenden, sondern drücken ihre Billigung oder Mißbilligung gleichzeitig und zwar so vernehmlich mit dem Munde aus, daß die Sheriffs, auch ohne die Hände zu zählen, über die Ansichten der Wähler nicht zweifelhaft bleibrn können. Erstere überbringen hierauf das Resultat der Wahl an die versammelten Aldermen, die nun wieder unter sich durch Stimmenmehrheit Einen von drn Zweien wählen, der sodann durch den in Begleitung der Sheriffs zurückkehrenden Recorder den Bürgern namhaft gemacht wird, und sich unverzüglich selbst zu Abstattung seines Dankes einfindrt. Nun hängt der Schwertträger dem erwählten Lord-Mayor die Ehrenkette srines Amtes um, der Ausrufer erklärt das Tagesgeschäft für beendigt, dir Versammlung geht auseinander, und der Glücklichstr von Allen ist vermuthlich Derjenige, von welchem das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon sagt: „Lord-Mayor ist dir vornehmstr Magistratsperson von London. Er wird jährlich mit großer Feierlichkeit gewählt, brwohnt rinen prächtigen Palast — Mansionhouse — und erstreckt seine Gewalt über die ganze Stadt London und einige Meilen über dir Thrmse hinaus. Sein Amtsgehalt ist 50,000 Thaler; seine Würde verursacht ihm abrr rinen Aufwand von 100,000 Thalern." Hierbei erlaubr ich mir zu berichtigen, daß der Lord-Mayor zwar die vornehmstr Magistratsperson in, nicht jedoch von London, dir Feierlichkeit der Wahl am 29. September nicht groß, in Vergleich zu der der Einführung am 9. November, Mansionhouse rine sehr anständige Wohnung, aber keineswegs ein prächtiger Palast, die Grwalt des Lord-Mayors, statt über die ganzr Stadt London sich zu erstrecken, auf die City, einen verhältnißmäßig kleinen Theil derselben, beschränkt, dagegen die Themse nicht einige Meilen weit, sondern im ganzen Bereiche ihrer Schiffbarkeit ihm, der deshalb Conservator of the river Thames heißt, und in erster Instanz alle vorfallenden Ungebührnisse zu entscheiden hat, unterworfen, und sein Amtsgrhalt das Doppelte von 50,000 Thalern werth, es aber Sache seiner freien Entschließung ist, wie viel er davon seiner Würde zum Opfer bringen will. Einige Mahlzeitrn sind Alles, wozu Amt und Stellung ihn verpflichten, und ein Dutzend tausend Thaler traktirrn auch in London. Allrrdings hat es splendide Lord-Mayors gegeben, die ihre Würde sich ein Bedeutendes aus eigener Taschr habrn kosten lassen; doch hat es eben so wenig an unsplendiden gefehlt, die von ihrem Salair ein Bedeutendes in der Taschr behaltrn habrn. Ueberhaupt will es mich biswrilen bedünken, als mache man jrnseit des Kanals die Engländer freigebiger und verschwenderischer, als sie es diesseits des Kanals wirklich sind. Besonders weiß man in der City ganz genau, daß zwölf Pence auf den Schilling, und zwanzig Schillinge auf das Pfund gehen.

(Der Brschluß folgt.)

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Justiz, Gefängnisse.]

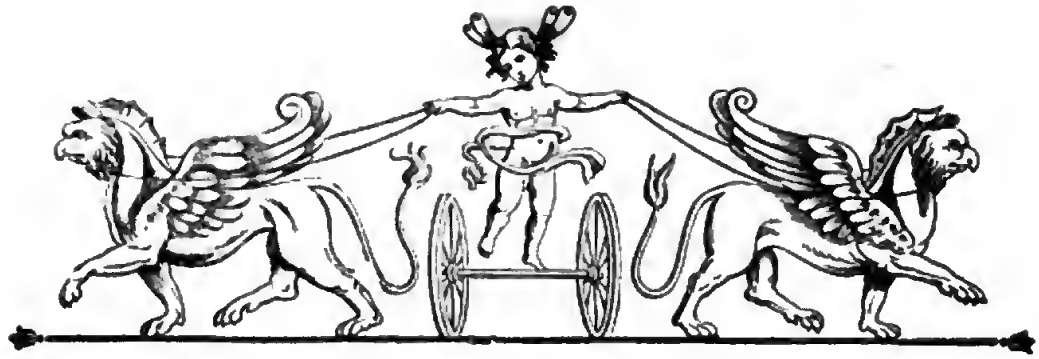
Nun sollen sechs Viertelsgerichte eingesetzt werden, aber unsere Juristen glauben, daß dies nur die Verwirrung vermehren kann; dagegen rufen die Meisten nach Erleichterung des Processverfahrens, nach Polizeigerichten für sogenannte kleine Sachen: Injurien, kleinen Diebstahl, geringe Streitigkeiten; vor Allem aber nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, und hierin stoßen die öffentliche Stimme, die Ansichten des Justizministers und die erleuchtete Meinung des Königs in seltner Uebereinstimmung zusammen; wenigstens was die Mündlichkeit des Verfahrens betrifft, welche zum Schrecken der alten Juristen des vorigen Jahrhunderts sogar im Criminalproceß eingeführt werden soll. Gegen die Oeffentlichkeit erheben sich schon mehr Stimmen, denn wo würde Oeffentlichkeit, sei es wo und wie es sei, auch mehr gefürchtet als in dem gesegneten deutschen Lande, und endlich gar wohl Geschworengerichte! Die haben ja die Franzosen und daeum allein schon müssen sie dem ächten deutschen Mann verhaßt sein! Mögen auch Andere behaupten und beweisen, daß Geschworengerichte altgermanischen Ursprungs sind, die ächten Deutschen läugnen es ohne weiteres, wie z. B. die berliner criminalistische Zeitung, deren Redaction sonst vielfach Opposition gegen unsere tief im Argen liegende Criminaljustiz macht, und nach Oeffentlichkeit und Mündlichkeit ruft, aber Geschworengerichte gänzlich verdammt, weil die Geschwornen nicht studirt und das allgemeine Landrecht auswendig gelernt haben. Wie es aber auch kommen mag, gewiß ist, daß etwas gethan werden soll, und gethan werden muß, denn die Anregung ist gekommen und wird zur Nothwendigkeit, weil man überall die Uebelstände erkennt. Eben so soll das Gefängnißwesen verbessert werden, nur ist man über das Wie? noch nicht ganz im Reinen. In dieser Angelegenheit hat ein als Gelehrter bekannter Mann, Herr Dr. Julius, eine gewichtige Stimme; er wendet sie aber an, um das strenge pennsylvanische System zu empfehlen, von welchem unsere Criminalisten nichts wissen wollen. Man muß ihnen Recht geben, wenn man die Grausamkeit dieses Systems bedenkt, durch welche ein zehn- oder zwanzigjähriger Haft Verurtheilter diese ganze schreckliche Zeit über allein in einer Zelle sitzen soll, die er nur wieder verläßt, wenn die Strafjahre verstrichen sind. Kaum kann man sich verwundern, daß nicht mehr, als durchschnittlich ein Zehntheil, wahnsinnig werden oder zum Selbstmord greifen, wie dies die Erfahrung darthut. Das pennsylvanische System ist von jenen transatlantischen Methodisten erfunden worden, die durch Gebet und Reue dem Herrn der Welt einige Sünder für seinen Himmel erretten möchten, und für diesen frommen Zweck willig den ganzen Rest, mag er toll werden oder sich aufhängen, dem Satan in den Kauf geben. Es ist auch ein System für die Schwärmer und Frömmler in Europa, die sich an dem Gedanken weiden, wie in tiefer Einsamkeit, im Gram und Jammer schlafloser Nächte und verzweiflungsvoller Tage, endlich in der Brust des gequälten Sünders die Reue aufgeht, und die Gnade, dies Stich- und Lieblingswort aller Auserwählten, im tiefsten Herzen sich entzünde. Manche mögen es auch wohl redlich meinen und einzelne Erfolge, als Prüfstein, für das Ganze betrachten, aber mit Recht findet es die stärkste Opposition, und man sucht es durchzusetzen, daß die fünf neu zu erbauenden Centralgefängnisse so eingerichtet werden, daß das Zellensystem nur für die Nachtruhe herrscht, bei Tage jedoch die Gefangenen in gemeinsamen Arbeitssälen beschäftigt werden. Daß eine Aenderung und Verbesserung unseres Gefängnißwesens nothwendig und fast unerläßlich ist, da die Zunahme der Verbrechen nach der Meinung der Verständigen, auch wesentlich davon abhängt, daß in unseren Gefangenhäusern keine Sonderung der Gefangenen nach dem Alter und der Gefährlichkeit stattfinden kann, darüber ist man durchaus einig. Jetzt sperrt man den Unbesonnenen, beim ersten Fehltritt Ueberraschten zu dem verschmitzten, ausgelernten Dieb, man schickt ihn somit in die Schule, um ihn zum Verbrecher erziehen zu lassen, und statt während der Untersuchung einsam gehalten zu werden, wodurch man viele zum Geständniß bewegen und leichter die Wahrheit erforschen könnte, erhalten die Aengstlichen von verstockten Sündern alle Anleitung eben so frech zu lügen und zu läugnen, als sie selbst. Der Untersuchungsarrest ist daher bei Dieben eine sehr angenehme Zeit, da bei der Langsamkeit unseres processualischen Verfahrens viele Monate, ja Jahre vergehen können, ehe es zu einem Urtheile kommt, das sie ins Zuchthaus versetzt, wo sie arbeiten müssen, während sie hier sich mit Nichtsthun, mit Erzählungen ihrer Heldenthaten, guten Vorsätzen, wie sie künftig klüger sein werden, und Gesellschaftsspielen ihre Zeit, gentlemanlike, verbringen. Es kommt dabei oft vor, daß Verbrecher in den Zuchthäusern sich selbst neuer Vergehen beschuldigen, die sie zuweilen völlig erdichten, um nur wieder ins Untersuchungsgefängniß versetzt zu werden; denn in den Zuchthäusern herrscht größtentheils der gerade Gegensatz, eine fürchterliche, oft barbarische Strenge, das wahre Andursche Prügelsystem, und dies ist eine andere Schattenseite unseres Strafwesens. Es würde zu weit führen, wollte ich dies ausführlicher darüber, aber es wäre menschlicher und besser, wenn man selbst in dem strafbaren Missethäter einen irrenden Menschen noch anerkennte, der auch sein Recht hat, und bei aller nothwendigen Strenge und Zucht doch nicht der Willkür eines einzelnen anderen Menschen, des Directors der Anstalt, unbedingt unterworfen sein sollte, der ihn weit fürchterlicher behandeln kann, als der Pflanzer der Antillen seinen schwarzen Sklaven. Man erzählt von dieser Willkür und diesen Mißhandlungen Entsetzliches, um so mehr dürfte man sich freuen, wenn es wahr wäre, daß auch hierin wichtige Veränderungen bevorstehen. Schreckenerregend ist übrigens die Zunahme der Verbrechen gegen das Eigenthum, besonders hier in Berlin, wo in den Gefängnissen immer 4 bis 500 Diebe eingesperrt sind, deren Zahl aber im fortgesetzten Wachsen ist.

(Die Fortsetzung folge.)

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 250. — den 21. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Der Lord-Mayors-Tag in London.

(Beschluß.)

Sechs Wochen nach der Wahl erfolgt am 9. November die Einführung, und das mittelst eines Spektakels, den man eine Prozession nennen könnte, der aber in London the Lord Mayor's show heißt und, bei Licht betrachtet, ein städtisches Kinderspiel ist, dessen Unterlassung mehr Vortheil als Nachtheil haben dürfte. Mindestens ist so viel gewiß, daß ich ohne den letzten show um einige Quetschungen reicher sein würde. Unweit von Finsbury-Square gerieth ich in die mir entgegenströmende Zuschauermasse, und eingekeilt mußte ich dem von Guildhall heraufwogenden Zuge über eine halbe Stunde Stand halten. Welcher Aufzug! Husaren, in der Rechten den blanken Säbel, am linken Arme ein mächtiges Schild — Zöglinge der öffentlichen Anstalten, theils in preußisch blauen, theils in schwefelgelben Hosen — Reiter in rothen Röcken mit bunten Bändern — Männer zu Pferde in vollen Rüstungen, bald vergoldet, bald schwarzes Eisen — verschlossene Wagen mit zünftigen Büegern — ein vollständig ausgerüstetes Schiff auf Rädern — die Fahnen und Insignien der Corporationen — die Riesen Gog und Magog mit wackelnden Häuptern — gut berittene Musikanten, die schlechte Musik machten — die stattlichen Equipagen der Sheriffs und Aldermen, die Kutscher mit flächsenen Perrücken, die Mannen des Lord-Mayors mit Speeren und mächtigen Schilden, in alterthümlichen Wappenröcken — zuletzt der goldene Staatswagen und darin der Lord-Mayor in seiner Amtsrobe mit goldener Halskette, bis auf die Hüfte von einer Allongeperrücke umflossen: — das dürften einige Pinselstriche des großen grotesken Gemäldes sein. Es rollte sich ein zweites Mal vor mir auf, als der Lord-Mayor, der die Weihe seines Amtes in der Westminsterhalle empfängt, und deshalb, da diese jenseit der Gränzen seines Heerscheergebietes liegt, um fremdes Territorium möglichst zu vermeiden, sich auf dem ihm unterthänigen Themseflusse einzuschiffen und erst bei der Westminsterhalle ans Land zu steigen pflegt, sich dem Einschiffungspuncte nahte. Ich sah von der Londonbrücke herab, wie die Staatsbarke der City, den Herrscher sammt Allongeperrücke aufzunehmen, aus der Mitte des Flusses langsam nach dem Ufer schwamm, die bunt und prächtig verzierten Barken der Zünfte sich in derselben Richtung wendeten und eine zahllose Menge Kähne und Schiffchen wie im Tanze auf und ab schwärmten — ein wahrhaft schönes Schauspiel. Unter weithin schallendem Hurrah, Kanonendonner und sich durchkreuzendem Spiele mehrerer Musikbanden bestieg der Citykönig — vor 40 Jahren ein armer Junge, der von der schottischen Gränze bis London seinen Weg gebettelt — das goldglänzende Schiff, ihm nach das Gefolge. Wohlgeübte Matrosen hoben und senkten in regelrechtem Takte die rothen Ruder, in feierlicher Ruhe schwammen die Barken den Strom aufwärts, nach und nach löste sich das Gewirr auf der Brücke und Tausende begleiteten Gog und Magog, die zwei Riesen mit den wackelnden Häup-



Digitized by Google

tern, die bescheiden am Ufer zuerückgeblieben waren, zu ihrer zwölfmonatlichen Ruhe in Guildhall.

Wer Gog und Magog seien? — Antwort: eine Merkwürdigkeit von Guildhall, ein antiquarisches Räthsel, über welchrs Alterthumsforscher sich das Gehirn zergrübelt und doch nichts Entscheidendes herausgebracht haben. Es stehen nämlich in Guildhall zwei steinerne Figuren, die zu den interessantesten Denkmälern gezählt werden, welche London aus seiner frühesten Geschichte besitzt, die Jedermann unter den Namen Gog und Magog kennt, und von deren Ursprung gleichwohl die Chronik eben so wenig als mündliche Tradition etwas berichtet. Denn das kann füglich nicht Tradition heißen, was offenbar die Erfindung einer ausschweifenden Phantasie ist, die Sage, daß beide Figuren einen Sieg versinnlichen, welchen ein sächsischer Riese über einen Riesen von Cornwallis errungen, eine Sage, an deren Wahrheit allerdings das gemeine Volk hier durchaus nicht zweifelt. Daß Beides Kriegerfiguren sind, ist gewiß, denn Beide sind gepanzert und mit Schwertern umgürtet, und ihr Kopfputz unterscheidet sich nur dadurch, daß die eine einen Kranz von Eichenlaub, die andere einen von Loeberr trägt. Dies unterstützt die Vermuthung, daß die eine einen alten Römer, die andere einen alten Briten vorstelle, und solches für wahr angenommen, scheint der Umstand, daß die Kleidung und Waffen des Briten der Kleidung und den Waffen des Römers fast ganz gleich sind, anzudeuten, daß der Brite der Zeit angehöre, wo die Insulaner bereits angefangen hatten, an den feineren Sitten und Gebräuchen ihrer Ueberwinder Geschmack zu finden. Da nun geschichtlich feststeht, daß Agricola der Erste war, der, über hundert Jahre nach Cäsar's Einfalle in Britannien, einen Wechsel in der Aeußerlichkeit der Eingebornen veranlaßte, und daß die Römer nicht vor Honorius, also 350 Jahre später, die Insel völlig eäumten: — so darf man mit vieler Wahrscheinlichkeit präsumiren, daß jene Statuen mit irgend einem, nicht *vor* Agricola und nicht *nach* Honorius Statt gehabten Ereignisse in Verbindung stehen. Zeichnung und Arbeit scheinen hinreichend zu beweisen, daß beide Statuen das Werk eines Künstlers von Profession sind. Betrachtet man nämlich den Ausdruck der Gesichter, so läßt sich — meines Dafürhaltens — nicht bezweifeln, daß er in dem Einen einen Briten, in dem Andern einen Römer hat zeichnen wollen; in den Gesichtern von Gog und Magog drückt sich die ganze Verschiedenheit der Nationalität aus, die noch heutigen Tages zwischen einem Italiener und einem Engländer unverkennbar ist. Wohl möglich, vermuthe ich weiter, daß die Briten, sobald sie die wachsende Schwäche der römischen Eindringlinge gewahrten, sich erlaubten, gleiche Rechte und Freiheiten zu fordern, und daß die Römer, die sich auf zeitgemäße Concessionen verstanden, um lieber wenig als Alles zu verlieren, die Forderung bewilligten. Könnte es solchen Falles nicht sein, zumal wenn die Statuen aus der spätern Periode der römischen Oberherrschaft herrühren, daß die Römer die Absicht gehabt, sich die Eingebornen durch eine Schmeichelei zu verpflichten, und zu dem Ende die beiden Statuen hätten aufstellen lassen, als sichtbare Zeichen der Vereinigung beider Völker auf dem großen Grundpfeiler gegenseitiger Gleichheit? Wie, wenn jene Statuen das Forum des alten römischen London geziert hätten? Ich würde mich dann willig finden lassen, ihre Errichtung in die Zeit der Regierung des großen Constantin zu setzen, der, wie bekannt, sammt seiner Mutter Helena, eine starke Vorliebe für ihr gemeinschaftliches Geburtsland hegte, und die Beide Manches thaten, die Hauptstadt desselben zu schützen und zu verherrlichen, indem z. B. Helena die Stadt zuerst mit einer Mauer umgeben und Constantin die Münzen zu Verkündigung seiner Annahme des christlichen Glaubens in London schlagen ließ. Noch mehr. Der sogenannte Londonstein, der eigentlich ein steinerner Pfeiler ist, und mit welchem Walter Scott die Leseweit, folglich die ganze cultivirte Welt, vertraut gemacht hat, bezeichnet noch heute die Lage des Forums oder Marktplatzes im alten London. Die Namen der älteren Straßen in der Nachbarschaft bestätigen die Bezeichnung. Cannonstraße, wie jetzt die Straße heißt, in welcher sich der Londonstein befindet, hieß vor Alters Cheap-Straße. Den Platz, den man jetzt old exchange nennt, nannte man sonst West-Cheap; East-Cheap und Cheap-Side existiren noch, und wer nun weiß, daß Cheap das altsächsische Wort für Markt ist, der findet in jenen Namen die Gränzen des alten londoner Forums nach allen Himmelsgegenden. Außerdem hat der berühmte Architekt und Alterthumsforscher, Sir Christopher Wren, auf die durch den großen Brand in London vom Jahr 1666 unmittelbar beim Londonsteine aufgedeckten Grundpfeiler die sehr begreifliche Behauptung gestützt, daß hier vor Alters ein bedeutendes Gebäude gestanden haben müsse. Das wäre also das Markthaus, denn in die unmittelbare Nähe desselbrn paßt nichts besser als meheerwähnter Londonstein, von welchem öffentliche Bekanntmachungen erlassen wurden, und der daher wahrscheinlich in oder vor jenem Hause gestanden hat. Erinnert man sich ferner, daß unter Constantin und den

Digitized by Google

feüheren Kaisern das Forum zu Rom mit Statuen von Göttern, Kaisern und sonst angesehenen Personen verziert wurde, — warum sollte derselbe Geist, der im Mutterlande zu Errichtung jener Bildsäulen trieb, sich nicht über die Kolonien verbreitet und namentlich die stolzen Bürger von Londinum Augusta veranlaßt haben, in Ausschmückung ihrer öffentlichen Gebäude der ewigen Roma nachzuahmen? Und was hätte diesem Zwecke besser zu entsprechen vermocht, als eine sinnbildliche Darstellung der in einer gemischten, d. h. in einer aus Eingeborenen und Römern bestehenden Kolonie, dergleichen London damals war, herrschenden Freundschaft und Eintracht? Wie hätte man diesen Gedanken besser ausdrücken können, als durch die Figuren zweier Krieger, beiden Nationen angehörig, jeder in vollem Waffenschmucke, und Jeder bekränzt mit dem, seiner Nation eigenen Embleme öffentlicher Wohlfahrt, dem Eichen- und dem Lorbeerlaube?

Nur zur Vermeidung möglichen Mißverständnisses erwähne ich, daß keineswegs die steinernen Statuen, sondern von Pappe gefertigte, grotesk ausstaffirte und von Männern getragene Nachbildungen des Lord-Mayors Zug begleiten, und daß diese Männer es sich sehr angelegen sein lassen, Gog's und Magog's Häupter zu größter Ergötzlichkeit des versammelten Publicums in stets wackelnder Bewegung zu erhalten. Was endlich noch vom Lord-Mayors-Tage zu gedenken wäre, würde das nach der Rückkehr aus der Westminsterhalle in Guildhall Statt findende Diner sei. Da bedauere ich aber aus Rücksicht für Diejenigen, die in der Einbildung zu speisen verstehen, daß ich nicht anzugeben vermag, wie viele Schildkröten und Stockfische, Ochsen, Kälber und Schöpse, Plumpuddings und andere Puddings verzehrt, oder wie viele Fässer Porter, Ale und Wein zur Verdünnung ausgezecht worden sind. Verzeichnis mögen die Quantitäten jedenfalls sein, denn das Lord-Mayors-Traktament gilt selbst in der City, wo es doch unter den Aldermen und Consorten an straußähnlichen Verdauungskräften durchaus nicht fehlt, sprichwörtlich für ein Bankett, bei welchem à la Sancho Pansa mit beiden Backen gegessen und à la deutscher Gevatterschmause — verschleppt wird. Außerdem tafelten und zechten die reichen Zünfte in ihren eigenen Hallen, darunter besonders köstlich die Goldschmiede und Fischhändler, die Seidenhändler, Zimmerleute und Papierhändler, und nach Ausweis der Polizeiberichte steht unbedingt fest, daß am 9. November eben so stark gegessen und getrunken als gestohlen worden ist. Ueber die Partikularitäten breite ich den Mantel christlicher Liebe.

Da ich durch meine Darlegungen in Betreff Gog's und Magog's mein Steckenpferd verrathen habe, so finde ich kein Bedenken, meine Theilnahme an einer Versammlung zu gestehen, die vor kurzem zum Behufe der Errichtung eines Denkmales für Sir David Wilkie gehalten wurde. Als bekannt darf ich voraussetzen, daß Sir David, in welchem England einen seiner vorzüglichsten Maler verloren hat, auf der Rückkehr aus Aegypten, bald nachdem er Gibraltar verlassen, gestorben und in das tiefe Meer versenkt worden ist. Für gleich bekannt darf ich annehmen, daß heut zu Tage jeder einigermaßen hervorragende Mann, der bei Lebzeiten den bittersten Nahrungssorgen preis gegeben wird, mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen kann, nach seinem Tode sich ein Ehrengedächtniß gestiftet zu sehen. Stand es nun auch mit Sir David nicht so übel, daß ihn wirklich Nahrungssorgen gedrückt hätten, so war er doch von günstigen Vermögensverhältnissen weit entfernt, und war das weniger in Folge eines durch seine nächsten Verwandten ihm zugezogenen Verlustes, als weil die Gunst des Gemälde kaufenden Publicums sich von ihm abgewendet. Kaum aber war die Nachricht von seinem Tode eingetroffen, als — ein Denkmal, Sir David muß ein Denkmal haben! in Kreisen laut wurde, deren Mitglieder dem lebenden Künstler das Leben um Vieles leichter hätten machen können. Ich will nur den einzigen Sir Robert Peel nennen, den Millionair, der an die Spitze des Vereins trat und ein Freund des Entschlafenen gewesen ist, aber für seine reiche Galerie ihm nie ein Bild abgekauft hat. Sobald die Versammlung sich konstituirt, nahm Sir Robert den Stuhl und eröffnete die Verhandlung durch eine Lobrede auf den Verstorbenen. Die sodann nach einander vom Herzoge von Southerland, von Lord John Russel, vom Viscount Mahon und von Lord Townshend gestellten Anträge bestimmten die Anfertigung einer Statue, die, wo möglich, in der National-Gallerie ihren Platz finden soll. Im Interesse der Kunst wünschten die anwesenden Künstler, daß aus den gezeichneten Fonds eine Wilkie-Stiftung geschaffen und die Zinsen zur Erkaufung von Gemälden verwendet werden möchten. Das aber ging nicht durch, obwohl es unstreitig das war, wofür Sie David selbst gestimmt haben würde. So wiederholt sich das alte Lied: „Stirb, mein Schätzchen, dann begrab' ich Dich und setz' Dir einen Stein."

Digitized by Google

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

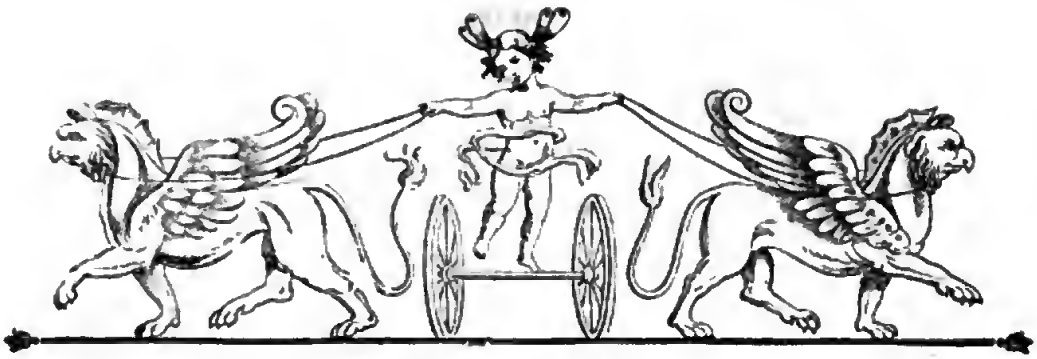
[Diebereien u. Aufklärung.]

Der größte Theil derselben sind junge Leute, die Taschen- und Hausdiebstahl treiben, eigentliche Diebesbanden gibt es wenig oder gar nicht, dagegen werden zuweilen von vereinten Genossen kecke Einbrüche verübt, wie neulich bei einem Juwelier, dessen Gewölbe vollständig ausgeräumt wurde, der aber durch eine merkwürdige zufällige Entdeckung nach drei Tagen im Wiederbesitz sämmtlicher Sachen war, die mehr als 8000 Thaler Werth hatten. Der Diebstahl wurde nämlich so schnell entdeckt, weil einer der Diebe einem öffentlichen Mädchen einen Ring geschenkt hatte, der zur Masse gehörte und den er heimlich seinen Gefährten entwendete. Der Bruder des Mädchens aber war zufällig einer der Spione, die sich der berühmteste Diebesfänger, Polizeirath Duncker, hält, der sogleich Anzeige davon machte, was zur Entdeckung führte. Noch mehr Interesse hat der Diebstahl, welcher vor einiger Zeit im hiesigen Museum vaterländischer Alterthümer vorkam, wo die Goldgegenstände, auch im Werthe von ungefähr 8000 Thlrn., in einer schönen Nacht unsichtbar wurden. Zwei oder drei Tage nachher verhaftete man zwei schon mehrfach bestrafte Diebe, gegen welche Verdacht vorlag, denn sie waren beide einige Tage früher im Museum gewesen, hatten die Kunstsachen besehen und dabei sogar die Frechheit gehabt, ihre Namen in das Fremdenbuch zu schreiben. Zwar wurde dies Buch von ihnen mitgenommen und in die Spree geworfen, aber man fischte es am andern Tage wieder auf und die Namen richteten nun ebensowohl den Verdacht auf sie, wie auch, daß ein Stück mit Vogelleim bestreichenes Haartuch, mittelst welches man die Schelde eingedrückt hatte, zu einem andern Haartuch paßte, das in einem schlechten Hause gefunden wurde, wo die Beiden gewöhnlich verkehrten. Dies waren jedoch keine genügenden Indicien zu einer Verurtheilung; der Inquirent brachte nichts heraus, die Angeschuldigten vertheidigten sich standhaft, läugneten auch gar nicht, daß sie im Museum gewesen wären, aber mit Fug und Recht dahin gehen und sich eben so gut, als jeder Andere, die Sachen betrachten könnten, was freilich nicht zu bestreiten war. Da man nichts erpreßte, auch die ausgesetzte Belohnung von 1000 Thlrn. nichts half, so wurde als letztes Mittel durch eine königl. Kabinetsordre den Dieben volle Verzeihung zugesichert und ihnen sogar eine Belohnung zugesagt, wenn sie die gestohlenen Kostbarkeiten zurückgeben wollten, die freilich nicht gerade Kunstwerth aber doch viel alterthümlichen Werth hatten und einzig in ihrer Art waren. Die Diebe läugneten dem Inquirenten aber nochmals Alles, bis der Criminaldirector Bonseri endlich durch seine außerordentliche Geschicklichkeit als Criminalrichter sie zum Geständniß brachte. Sämmtliche Kostbarkeiten, die an der Chaussee nach Schönhausen vergraben waren, wurden wiedergefunden; eine Spange nur hatten sie schon verkauft, aber auch diese war noch nicht eingeschmolzen und der Diebeshehler brachte sie freiwillig, um auch der königl. Gnade theilhaftig zu werden. Obwohl nun diese Gnade eigentlich verscherzt ist, da das Geständniß nicht freiwillig erfolgte, so glaubt man doch, daß Se. Majestät den Inhalt jener Kabinetsordre erfüllen lassen werde, da die Verbrecher, wenigstens mit Bezugnahme auf dieselbe, ihre Beichte ablegten. Andere Sorge und Stoff zur Unterhaltung werden den Berlinern jetzt durch die erneuten Gerüchte über bevorstehende strenge Sonntagsgesetze bereitet, und diesmal ist es wenigstens in soweit Ernst, daß die Polizei ihre längst bestehenden Verordnungen über Schließung der Läden, und Untersagung aller geräuschvollen Arbeit während des Gottesdienstes, plötzlich mit Nachdruck und Strafanfagung ausübt. Eine Verschärfung jener Maßregeln ist es, daß auch alle Schaufenster geschlossen oder wenigstens die darin ausgestellten Waaren mit Tüchern bedeckt werden müssen. Man ist hier an diese Strenge nicht gewöhnt, und daher hat es etwas Peinliches und Belustigendes zugleich, Sonntags in der Kirchenzeit alle Straßen von Polizei und Gendarmen durchrannt zu sehen, die bald an die Läden fassen, ob sie auch dicht verschlossen sind, bald die Fenster untersuchen und ein wachsames Auge haben, ob nicht auch da und dort ein Verräther der Sabbathsbefehle sich durch eine Hinterthür einschmuggelt und ein gewissenloser Kaufmann der heiligen Hermandad ein Schnippchen schlägt. Das sind die Folgen unserer anerzogenen Gottlosigkeit, die Folgen des schädlichen Indifferentismus, die Folgen der heillosen Bildung, der Wissenschaft und gräulichen Philosophie. Viele hochstehende Herren und Damen eifern auch jetzt gegen nichts mehr als gegen das Zuviellernen, was der eigentliche Quell aller Unzufriedenheit und alles Unheils sein soll. Eine hohe Protektorin besuchte vor nicht langer Zeit ein öffentliches Institut, wo sie ihre höchste Zufriedenheit aussprach, aber sich bestimmt dagegen erklärte, daß zuviel gelehrt und gelernt werde. Auch das Wissen muß seine Abstufungen haben, es verbittert nur und macht unglücklich, wenn Menschen, die etwas gelernt haben, Andere, welche vom Himmel ihre Privilegien empfingen, weit über sich erblicken, während sie selbst mit allen herrlichen Gedanken und wohlerworbenen Kenntnissen unten bleiben und allenfalls hungern! Das ist der Sinn und Kern jenes Widerstrebens, und welche Weisheit und Vernunft liegt darin! Darum sieht man es auch mit Recht als ein Glück an, wenn es möglich sein könnte, die Herzen der Menschen zur alten Einfalt zurückzuführen, zu der schweigenden und gläubigen Unterthänigkeit, die sich auf Erden tief beugt und geduldig leidet und hofft, daß der reiche Gott im Himmel alle Schmerzen lohnen und dort endlich die Gleichheit und die Freiheit kommen werde, auf deren Messias die alte Erde noch vergebens seit tausend und tausend Jahren wartet. Es ist um so unverantwortlicher, daß man von so vielen Seiten die frommen und eifrigen Bestrebungen verkennt, mit Argusblicken beobachtet, verdächtigt und die Meinung zu verdrehen sucht, es handle sich darum, die alte Nacht und die alte Dummheit zurückzubringen. Als wären jene edlen Zeiten der Ritter, Mönche und Klöster, des Feudalismus und des Zunftzwanges, der Leibeigenschaft und des sogenannten rohen Mittelalters und Faustrechts nicht in vieler Weise dem unsern weit vorzuziehen gewesen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 251. — den 23. December 1841.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## August Hagen's Künstlergeschichten *).

Das dritte Bändchen dieser interessanten Darstellungen aus dem Leben der Künstler könnte füglich „die Bauten und Malereien zu Siena" betitelt sein, bei denen freilich die Sancta loci, die heilige Katharina, sich mannichfach hülfreich erweist und die Werkmeister durch Visionen beseelt. Siena, diese mächtige Nebenbuhlerin von Florenz, deren Volksmenge von 150,000 auf 24,000 herabgesunken ist, erscheint in architektonischer Beziehung von ganz besondere Wichtigkeit. Die Bauwerke Siena's sind von imponirender Schönheit. Die Backsteinarchitektur der Paläste ist hier mit jenem Ernst und jener Tüchtigkeit durchgebildet, wir sie in der ganzen Toscana nur bei einem politisch, mit Leidenschaft erregten, alle Seelenkräfte mächtig entwickelnden Parteileben der Guelfen denkbar und glaublich sind. Sinn und Haltung der nachgeborenen Geschlechter steht mit der kriegerischen Schlagfertigkeit, welche die Altvordern in ihren Steinwerken ausgeprägt, in direktem Widerspruche; nicht minder die heitere Gemüthlichkeit des sienesischen Himmels, die eigentlich zu geselliger Verbrüderung, nicht zu zwiegespaltenem Kampfleben auffordert, ja nöthigt. Die Architektur Sienas ist männlicher, gothischer, tedesker als die florentiner; der Spitzbogen herrscht in Siena vor, während Florenz sich weit mehr dem classischen Styl zuneigt. Die Piazza del campo ist ein in Stein gehauenes Mittelalter; der Palazzo della signoria mit seinen Spitzbogenfenstern, seinen burgähnlichen Zinnen und dem schlank aufsteigenden Thurm ist aus dem dreizehnten Jahrhundert, dem Jahrhundert der Hohenstaufen, deren deutscher Einfluß sich in den Bauwerken Italiens nachweisen läßt. — August Hagen's Darstellung versetzt uns ins sechzehnte Jahrhundert. Während Rom im Jahr 1527, sieben Jahre nach Raffael's Tode, von kaiserlichen Horden geplündert ward, und Clemens der Siebente sich in die Engelsburg flüchtete, blieb Siena noch unberührt von der rohen Hand des weltlichen Schicksals. Dagegen hatte es kleine bürgerliche Zänkereien, Spaltungen, Parteiungen hüben und drüben. Unter diesen Reibungen wuchs nur die Eifersucht und künstlerische Ruhmliebe, zwei Brüderschaften wetteiferten in Kunstleistungen. Bei all dem Zank gedeihen Sodoma's Bilder, Pinturicchio arbeitet, und der ganze Schwarm der Sienesen macht leidenschaftliche Zuschauer. — August Hagen's Darstellung ist Basrelief, es fehlt ihm an Erfindung, um mehr als Chronikant, um Novellist zu sein und freistehende Gruppen zu liefern. Die Gestalten treten unter seiner Erzählungsweise nicht fertig heraus; mit welchem Glück er dagegen Ereignisse schildert, beweist die Erzählung des Aufruhrs der Bürger, die Gefangensetzung des Paschiacotto, sein Begräbniß und seine wunderbare Rettung. Diese novellistischen See-

*) Künstlergeschichten, mitgetheilt von August Hagen. Bdchn. 3. Die Wunder der heil. Katharina von Siena. Nacherzählt von August Hagen. Bdchn. 4. Leonhard da Vinci in Mailand. Nach dem Italienischen von August Hagen. Leipzig, Brockhaus.



Digitized by Google

nen sind trefflich ausgeführt. Hagen's Styl ist gewählt, streng zusammengefaßt, entschieden und geschmackvoll.

Der vierte Band macht uns in Mailand heimisch, nicht in dem jetzigen, sondern in dem Milano zur Zeit Ludwig Moro's, der seinen Hof in der Rocca hielt. So hieß die Akropolis von Mailand, eine der schönsten Festungen Italiens mit sechs Bastionen und Wassergräben; sie wurde im Jahr 1801 zerstört. Milano ist so oft zerstört, daß man sehr wohl unterscheiden muß, in welchem Zeitalter man la grande in Gedanken betritt. Unter andern legte sie der Barbarossa im Jahr 1162 in Schutt und Asche. Damals muß sie noch eine Menge von Tempeln, Palästen und Bädern gehabt haben, die aus der Römerzeit stammten. Von alle dem blieb nur eine Reihe herrlicher korinthischer Säulen auf der Straße, die nach dem Tessinothore führt, als Andenken an die alte Pracht, als Denkmal nordischer Barbarei, als Stelle, die man citiren kann, um alte Lobredner, die den Glanz Milano's preisen, zu bestätigen. Man hat in den Säulen den Ueberrest eines Herkulestempels erkannt. Aber la grande erstieg schöner. Die Sonne, die ihr Wahrzeichen war, bevor der Visconti'sche Drache zum Wappenbild gewählt wurde, sah die Stadt nie herrlicher als zur Zeit Ludwig Sforza's, berichten Geschichtschreiber. Es gibt ein literarisches Gemälde von Mailand aus dem Jahre 1674, il ritratto di Milano, von Carlo Torre, einem Nachkommen jenes Gelehrten und Arztes Marcanton della Torre, der Leonardo da Vinci's Freund war, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß der Verfasser dieses Buches durch Familiennachrichten unterstützt wurde. Diese Darstellung Mailands hat August Hagen benutzt, sie theilweise vielleicht im Auszuge gegeben oder übersetzt. Ludwig Moro's Zeit ist das goldene Alter Mailands. Unter ihm baute und malte der Urbinat Bramante. Leonardo, der Florentiner, war der Liebling des Hofes, war das gefeierte Genie, das neben den Heiligen zuerst auch Frauen verherrlichte. Er war der Pfeiler, auf den sich Moro's Ruhm für die Nachwelt stützen wollte. Die prahlerische Naivetät, mit der er dem Fürsten ein Verzeichniß seiner Geschicklichkeiten entwarf, führten wir schon früher in diesen Blättern an; siehe S. 40 in Hagen's Schrift. Staunenswerth aber ist die Universalität dieses Genies. Er gründete eine Kunstschule, über welche Moro mit goldenen Buchstaben die Inschrift Academia Leonardi Vincii setzen ließ. Hier wirkte er durch Vortrag auf eine große Anzahl Schüler, wie man denn auch über Malerei, Anatomie, Perspective, Licht und Schatten Schriften von ihm hat, „die für alle Zeiten des Künstlers Ziel und Richtschnur sein werden," wie Hagen bemerkt. Auf der Ambrosiana sind diese wissenschaftlichen Tractate des Meisters aufbewahrt. Bei dem Besuche des französischen achten Karl war er der großartige maître de plaisir, der mit Kunstwerken den kriegerischen König überraschte und blendete, damit derselbe den Plan, die Ermordung des Galeazzo zu rächen, vergaß. Moro hatte sich allerdings durch diese That den Weg zum Throne gebahnt. Will man heut zu Tage sich in der Kunstwelt Leonardo's heimisch machen, so ist's nur ein Wandel unter Ruinen, den man zu bestehen hat. Der Meister selbst erlebte die Zerstörungen seiner besten Schöpfungen, mit der Eroberung Mailands unter Ludwig dem Zwölften von Frankreich wurde die Stadt verwüstet. Moro starb elend in Verbannung und Leonardo floh nach Florenz. Das war im Jahr 1510. Mit dem Medicäer ging der Maler nach Rom und erlebte noch, daß Mailand nach dem Intercegnum eines Maximilian und eines Franz Sforza an Kaiser Karl fiel. Es war zu spät für seine Kunstwerke, sie waren einmal der Mißgunst der Barbarei anheimgefallen, nur der Name der Vinci'schen Akademie blieb, um wie eine alte Fiema, die keine Geschäfte mehr macht, auf die spätern Geschlechter herabzublicken. Bei der Verwüstung der Stadt durch die Franzosen ward auch ein Riesenroß zerstört, dessen kolossales Thonbild auf dem Schloßhofe der Rocca stand. Es sollte die Gestalt Ludwig Moro's tragen und der Nachwelt überliefern. Die gascognee Bogenschützen machten dies große Kunstwerk Leonardo's zur Zielscheibe ihrer Rohheit, unter ihren Pfeilen zerbröckelten die spröden Massen und die gallischen Barbaren tanzten jubelnd um den zertrümmerten Koloß. Mit der noch fehlenden Figur sollte die Reitergestalt 12 Ellen messen, drei Füße und der Schweif hielten die Masse am Boden fest. Wie bei Michel Angelo waren auch bei Leonardo die Vorstudien wichtig, man erzählte sie sich, trug sich Geschichten davon in ganz Italien zu. Beide waren aber doctrinaire Talente, nicht unbewußt schaffende Genies, bei denen sich die Production wie ein Naturereigniß gestaltet, während Jenen Goethe's Spruch zugerufen werden muß: „Bilde, Dichter, rede nicht, nur ein Hauch sei Dein Gedicht!" Man weiß von Leonardo's Vorstudien zu seiner Reitergestalt. Als Freund aller ritterlichen Künste, tummelte er auf dem Reitplatze die wildesten Renner. Oft ließ er seine Schüler feurige Pferde besteigen, um zu beobachten, wie sich Muskeln und Sehnen an den köstlichen Thieren thätig erwiesen. In der Akademie

Digitized by Google

hatte er anatomische Vorlesungen darüber gehalten; jetzt wies er seine Theorie praktisch nach. So war Leonardo, wie jeder italische Künstler, gar weit verschieden von den verweichlichten Düsseldorfern und andern Stubenpflanzen von Künstlern heutiger Zeit, die Pferde malen, als hätten sie einmal Lämmer geritten. Leonardo's kolossales Thonpferd bewunderte die Welt, das Thier stutzte, spitzte die Ohren, war elastisch zum Sprunge fertig, der Ausdruck des Augenblicklichen, sagen alte Berichte, war ein vollendeter. — Niemand, der in Sta. Maria delle Grazie vor Leonardo's Abendmahl gestanden, ist ohne Ahnung von der Größe eines Malers geblieben, den wir uns nur noch mühsam aus Trümmern heraussuchen. Man weiß, daß Napoleon, entrüstet über die Verwahrlosung des geheiligten Raumes, der in Kriegszeiten zu Pferdeställen benutzt war, Fenster machen und Kohlen unter die Wand zur Abziehung der Feuchtigkeit graben ließ. Auch ließ er es in Mosaik nachbilden. Die Bemühungen aber, das Bild zu retten, waren schon in frühern Jahrhunderten vergeblich gewesen. Schon König Franz der Erste, der sich bekanntlich den alten Meister Leonardo nach Frankreich kommen ließ, und in dessen Armen der Greis starb, wollte das Freskogemälde von der Wand abtragen lassen, was jedoch nach einigen mißglückten Versuchen unterblieb. Auch ist die Wand nicht erst in der Spätzeit, nicht seitdem das Refectorium zum Pferdestalle gedient, ruinirt, sie war von Anbeginn feucht, und das Gemälde hat seine seltsame Geschichte, die August Hagen nach Torre's Mittheilungen ausführlich erzählt. Der Prior des Dominicanerklosters zu Sta. Maria delle Grazie, Namens Vincenz Bandelli, ein Bruder jenes Novellisten Bandelli, der ebenfalls im Kloster lebte, war ein Feind des Florentiner Leonardo. Herzog Ludwig Moro fürchtete den Sarkasmus des Priors, und um ihn zu versöhnen, sollte er mit einem Gemälde für sein Kloster zufriedengestellt werden. Vincenz erbat sich ein Abendmahl für seinen Speisesaal. Leonardo fand die Wände feucht und entschuldigte sich. Der Prior verhöhnte ihn und keifte stärker. Endlich reizte die Besiegung der Schwierigkeit den Maler, er mußte sich die Wand auf besondere Art zurichten lassen, sich Farben und Firniß erfinden, welche die Nässe vertilgten; seine Kunst, die hier auf eine harte, weil nasse, Probe gestellt wurde, sollte, indem er sie absonderlich handhabte, triumphirend aus diesem Kampfe hervorgehen. Der Versuch, die Wand durch vorgehaltene Kohlenbecken zu trocknen, blieb ohne Erfolg. Nun erfand Leonardo eine Mischung von Gyps und Harz, mit der er die Fläche bekleiden ließ, und Jahre vergingen über den Versuchen, wie auf diesem Grunde die Farben ständen. Zugleich fühlte er tief, daß dies Bild ein Inbegriff alles dessen sein mußte, was ihm im Geiste als Ziel und Muster vorgeschwebt. — Von andern Werken des Meisters hat man nicht einmal mehr eine Ruine, sondern nur die Kunde. Auf der Ambrosiana findet man mehrere Studien. Torre erzählt von einem Ledabilde, das August Hagen S. 62 nach Andeutungen näher beschreibt. Ludwig Moro gab seinem Liebling den Auftrag, den Saal des Schlosses zu malen. Leonardo malte in 24 Feldern Geschichtsscenen aus der Römerwelt. Torre sagt, er habe sie gemalt, daß seine Römerbilder den Vertheidigern der Rocca unbezwingliche Kraft und unbeugsames Ehrgefühl einflößen, oder die Feinde bewegen mußten, dem Beispiele jenes Königs zu folgen, der die Belagerung einer Stadt aufgab, um ein Werk des Protogenes zu erhalten.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Theologie und Oeffentlichkeit.]

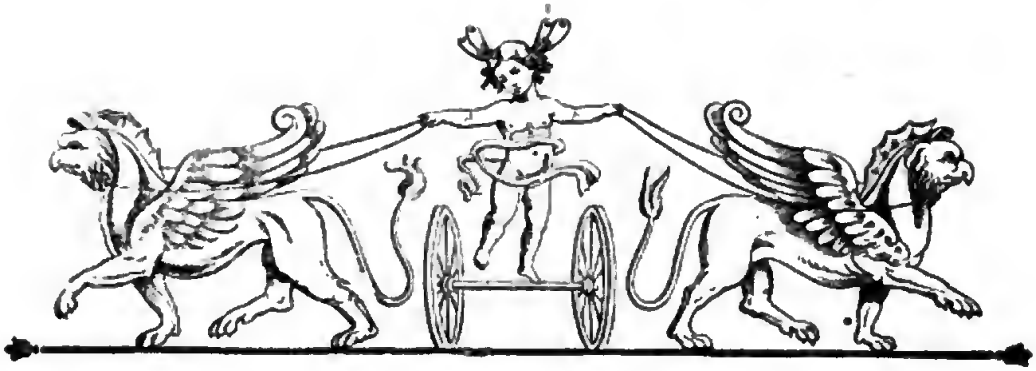
Uebrigens irrt man auch ganz und gar, und übertreibt wissentlich, wenn man angibt, es handle sich um Wiederkehr des guten Alten. Nein, man will nur erhalten, was noch übrig ist, dies Alte befestigen, die Furcht des Herrn, Liebe, Demuth, Gehorsam in die verwilderten Herzen dringen, keineswegs aber will man zerstören, sondern von dem Neuen hinzuthun was gut ist, damit Alles zusammen gemischt, Neues und Altes, einen schönen, stärkenden Brei gebe, der historisch schmeckt und doch den Magen der Lebendigen erwärmt. Dies ist der Gedanke von 1813, oder vielmehr vom Congreß 1815 zu Wien, welcher neuerdings, als verschönender Rest des Jahrhunderts, verbunden mit dem, was am Neuen das Beste und Passendste sei, wiedergeboren wurde. Daß der Staat daran denkt, seine Bürger frömmer zu machen, ist seine Pflicht, und wenn man auch sagen mag, wie die gottlosen Philosophen es thun: Nicht Sonntagsgesetze noch Religionsedicte werden den fortstrebenden Geist unserer Geschichte und unserer Entwickelungen aufhalten; wenn auch sogar einzelne Prediger, wie es vor wenigen Wochen geschah, von den Kanzeln herab gegen jene Frömmigkeit gepredigt und ihre Gemeinden ermahnt haben, ihre Vernunft nicht an den bloßen Glauben gefangen zu geben, denn zu prüfen sei die Pflicht des wahren Protestanten, und sein Recht nicht allein Freiheit der Wissenschaft, sondern auch Lehr- und Glaubensfreiheit; wenn endlich sogar der Präses der vor einiger Zeit zusammenberufenen Synode, Oberconsistorialrath und Professor Marheineke, ein tief im Verderben der Hegel'schen Philosophie befangener Mann, öffentlich den Antrag gemacht hat, vom Staate statt irgend eines Gesetzes, statt Kirchen- oder Glaubenszwanges, volle Lehrfreiheit zu fordern, so sieht man wohl ein, daß es um so nöthiger ist,

Digitized by Google

wach und gerüstet zu sein; denn mehr als je geht ja sichtlich der Teufel umher und suchet, wen er verschlinge. Da ist es denn erfreulich den Eifer zu betrachten, mit welchem die zahllosen frommen Stiftungen und Gesellschaften wirken: die Kinderwartschulen, die Frauen- und Männer-Krankenvereine, die Gefangenvereine, die Bibelgesellschaften, die Missionsgesellschaften, die Brüdergemeinden u. s. w. Man kann annehmen, daß schon diese völlig genügen und, von so vielen frommen Predigern unterstützt, auch Kraft genug haben, den wahren Dienst des Lammes aufrecht zu erhalten; dem, mit Eifer und allen Mitteln zur Verfolgung der Sünder ausgerüstet, die evangelische Kirchenzeitung, welche ihrem Namen die größte Ehre macht, und das berliner politische Wochenblatt, ein ausgezeichnetes Werkzeug, Wahrheit und Vernunft auf Erden zu verbreiten, sich freudig anschließen. In diesem Augenblicke wird aber mehr gethan. Drei Prediger sind nach England gesandt worden um das eigentliche Wesen der Episkopalkirche kennen zu lernen, da man mit Recht bewundert, wie unter dieser, mit vielen altkatholischen Einrichtungen und katholischer Macht versehenen Kirche das Volk in England, seit Jahrhunderten, so demüthig Zehnten- und Kirchensteuern entrichtet, so fromm den Sonntag wenn auch mit etwas zu viel Trunkenheit begeht, aber doch von Gesang, Spiel, Tanz und wüstem Lärm entfernt gehalten wird. Wie dies nebst Kirchenbesuch, vermehrter Seelsorge, Einfluß der Geistlichkeit u. s. w. bei uns erlangt werden könne, ohne den Staat mit größerem Geldaufwande heranzuziehen, das ist jetzt die Frage. Vielleicht wird man eine wünschenswerthe allgemeine Kirchensteuer einführen, zu der jeder ohne Ausnahme beitragen müßte, damit er seine unsterbliche Seele erhalte und viele fromme Candidaten der Theologie auf Erden Nahrung empfangen können. Wir werden in der nächsten Zukunft erfahren was geschieht, gewiß ist jetzt nur, daß etwas geschehen soll und muß, und daß man fest entschlossen ist, nicht mehr wie bisher, so zu sagen, ein Auge zuzudrücken und Jeden „nach seiner eigenen Façon" selig werden zu lassen, was auch nicht zu rechtfertigen, obwohl dies in Preußen als ein seit langer Zeit herrschender und von seinem größten Fürsten ausgesprochener Grundsatz sogenannter Toleranz gilt. Wie man übrigens aber durchaus nicht geneigt ist auf jene Hirngespinnste philosophischer und halbphilosophischer Theologen, wie von der, als öffentliche Stimme angepriesenen Meinung des so trefflich bezeichneten Aufklärleicht und „Unkräutlicht" einzugehen, beweist die Angelegenheit eines gewissen Kirentiaten Bruno Bauer, der von dem verewigten Minister Altenstein (welcher die Schwachheit hatte, nicht allein selbst philosophische Ideen zu haben, sondern auch solche junge welteinreißende Köpfe zu beschützen) die Erlaubniß erhalten, in Bonn zu lesen. Dies that er auch, aber dieser junge thörichte Mann, den man vergebens Unterstützungen, auch eine Professur angeboten hatte, wenn er nichts schreiben oder andere unnütze Dinge begehen wollte, ist leider einer von den Fanatikern, wie es deren jetzt so manche gibt, die nicht um Scheffelsäcke voll Dukaten, nicht um Aemter, Orden und Ehrenstellen ein Haar breit von ihren Phantasieen aufgeben, oder auch nur ihr zerstörendes, ehrsüchtiges und eigennütziges Treiben, was sie freventlich Ueberzeugung und Wahrheit nennen, verheimlichen und verschweigen wollen. Wie Strauß, Feuerbach und andere ähnliche unsaubere Geister hat nun auch dieser Bruno Bauer mehrere das wahre gläubige Christenthum völlig zersetzende Schriften herausgegeben. Schon die Broschüre unter dem Namen: „die evangelische Landeskirche", erregte großen Zorn, noch mehr aber seine letzte Schrift: „Kritik der Geschichte der christlichen Offenbarung", durch welche er zu beweisen strebt, und in der That großen Scharfsinn und Gelehrsamkeit auf so beklagungswerthe Sache verwendet, daß die heiligen Evangelien sämmtlich Menschenwerke und mehrere Jahrhunderte später gemacht sind, als Christus gelebt haben soll. Ein solches Treiben konnte man nicht ruhig ansehen. Man forderte von allen preußischen Universitäten Gutachten, ob ein Theologe von solchen Grundsätzen an einer preußischen Universität ferner lehren dürfe, und wie wir mit Freuden vernehmen, sind bis jetzt von den verschiedenen theologischen Facultäten, mit Ausschluß von Königsberg — wo in jeder Beziehung also eine besonders verderbliche Richtung vorherrschen muß, diese Gutachten nach Wunsch verneinend ausgefallen. Nur in Berlin ist es wiederum der Oberconsistorialrath Professor Marheineke, der sich des freveinden Kirentiaten annahm, ein besonderes Votum einreichte, sich vorbehielt, dies durch den Druck zu veröffentlichen, überhaupt die größtmöglichste Oeffentlichkeit in dieser hochwichtigen Sache, und überdies, seltsam genug, verlangte, daß Preußen dem Beispiele Altenburgs folgen, und Gutachten nicht nur von preußischen, sondern von sämmtlichen deutschen Universitäten einholen solle. Was jetzt geschehen wird, weiß man nicht; inzwischen hat Herr Bruno Bauer wieder in Bonn zu lesen begonnen und zwar — es ist bedauerlich zu sagen — unter dem größten Zulauf; ja es ging so weit, daß man diesen der Verjagung nahen Mann nicht allein mit Fackelzug und Serenade ehrte, sondern ihm auch auf seiner Reise in Halle, Köln, Kassel und an andern Orten ähnliche Ovationen darbrachte. Welch ein schlimmes Licht werfen solche Vorgänge à la Welcker auf unsere Zustände, und wie nöthig ist die Aufmerksamkeit, welche der Staat ihnen widmet. Ich will hier, da ich gerade von Welcker spreche, hinzufügen, daß die undesonnenen oder, wie sie noch besser in der leipziger Allgem. Zeitung genannt wueden, muthwilligen und muntern Literaten, welche jener Festlichkeiten wegen zur polizeilichen Untersuchung gezogen und unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden sind, neulich wieder vor den Polizeipräsidenten geladen wurden, wo ihnen eröffnet ward, daß da sie durch unehrerbietigen Tadel die Staatsregierung beleidigt hätten, sie hiermit ernstlich verwarnt und auf die Landesgesetze verwiesen würden, die beim nächsten Male unnachsichtig strafen sollten. Diese väterliche Sprache rührte jedoch die verstockten Herzen nicht; sie protestirten vielmehr, wie es heißt, sogleich gegen diese Zurechtweisung, reichten am nächsten Tage einen besondern Protest gegen das ganze Verfahren wider sie ein und forderten keine polizeiliche, sondern eine richterliche, gesetzgemäße Untersuchung, mit welcher Bitte sie sich auch an Se. Majestät den König gewendet haben sollen. (D. B. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 252. — den 24. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Vermischte Gedichte.

### Der Gimpel und der Pavian.

Moderne Fabel.

Im Thierreich, wie's schon oft geschah,
Sollt einst ein Ballfest vor sich geh'n,
Es waren da dee Thiere viel,
Denn Lust verhieß das Maskenspiel.
In traulichem Verein veekehren
Hier Hunde, Adlee, eussische Bären,
Dort Fledeemäuse, Kakadus,
Hier Störche, Esel, Kängueus,
Aus Schwaden und Ameeika
Man auch veeschiedene Affen sah.
Schon wächst das wogende Gedränge,
Der Raum füe Tänzer wied zu enge,
Da nutzen den Moment die Affen,
Um sich Amüsement zu schaffen.
Man weiß, daß schon aus alten Zeiten
Sie stets die Haute-volée bedeuten,
Deshalb sie sich voll Hochmuth bläh'n,
Aufs nied're Vieh veeächtlich seh'n,
Mit geinzendem Blick, mit fletschendem Zahn,
Stoßen sie um sich und machen sich Bahn.
Voe Allen zeichnet ein Pavian sich aus,
Ein Vollblut aus reichem, sehr altem Haus.
Wie es nun heißt in einem Mährchen,
Stand ruhig da ein Gimpelpärchen,
Und schaute sich das Ballfest an.
Zu diesem tritt dee Pavian.
Ee brüstet sich, streicht sich den Bart,
So eecht nach Beauch und Affenart,
Und schneidet dem Weibchen eine Fratze,
Und streichelt es mit seinee Tatze.
Dem Gimpel schwillt daeob die Galle;
Ee wetzt den Schnabel, streckt die Kealle
Dem dreisten Pavian ins Gesicht,
Und fuchtelt derb den kecken Wicht.
Dem wied vor Schrecken angst und bange,
Und hohe Lohe glüht auf dee Wange. —
Am andeen Tag kam's Ueberlegen.
Die Ehr' des Affen ist gekränkt;
Strack's schnallt er um sich seinen Degen,
Die Schritte er zum Gimpel lenkt;
Doch sei es noch notificirt,
Der Gimpel wae staek beeangirt,
Denn in dem feenen Thierreich auch,
Ist Schuldenmachen häufigee Beauch.
Da speicht der reiche Pavian:
Mein lieber Gimpel, höe' mich an!
Du bist ein Thier gemeinee Aet,
Und kennst nicht Ton noch Lebensart,
Schweigst Du, und leugnest Du sogleich,
Den mir eetheilten Backenstreich,
So will ich mich auch gnädig zeigen,
Ein schönes Sümmchen sei Dein eigen,
Bedenk' daß Du ein niedrig Thiee
Dich beugen sollst in Demuth mie! —
Der Gimpel überlegt und speicht:
Der Vorschiag ist so übel nicht.
Dee Backenstreich bieibt immer sein,
Ob ich's bejah', od ich's vernein'!
Und zu dem Pavian gewandt
Faßt ee die daegebotene Hand,
Und spricht: Schnell zahl' mir tausend Gulden,
Los bin ich dadurch meine Schulden!

...r.



Digitized by Google

### Die Quelle.

Ob sie rinnt noch, die Quelle,
Deren Naß mich einst gelabt,
An des Weges schönster Stelle
Und an Schatten, reich begabt?
Mancher Lenz erblich hienieden,
Seit sie nicht mehr mich vergnügt,
Und seit ich von ihr geschieden,
Ist so mancher Quell versiegt.

Aber noch von keiner Stelle
Schied ich mit so warmem Dank,
Und mich labte keine Quelle
Milder, als ihr Felsentrank,
Oft geleert hab' ich Pokale,
Wo der Könige Nektar quillt;
Aber doch, die Friedensschale
Ward von ihr mir nur gefüllt.

Schönster Zauber jener Haine,
Die Brasilien mir wies — *)
Wo bei hellem Sternenscheine
Mich das Heimweh irren ließ,
Fruchtlos will nun Sehnsucht lauschen
Deinem Lispeln, — o der Wahn! —
Nicht dir Quelle hör' ich rauschen,
Doch es brauset der Ocean. —

Apollonius v. Maltitz.

---

## August Hagen's Künstlergeschichten.

(Beschluß.)

Interessant ist, was die Italiener von Leonardo's Eigenheit erzählen, die Personen, die er portraitirte, in angenehmer Belebtheit und Nervenspannung zu erhalten, so lange sie ihm saßen. Zwei seiner Schüler waren ihm bei jeder Sitzung zur Seite. Franz Meizl spielte die Zither, Andreas Salai hatte Schalen voll köstlicher Früchte bereit und streute Duftkörner auf heiße Becken. So unter andern pflegte er die Dichterin Cäcilia Gallerani, die Geliebte Moro's, zu malen. Der Zwang des Sitzens sollte nicht fühlbar werden, die Sinne erquickt, die Gesichter in munterer Spannung bleiben. — Ferner ist irgendwo im Buche die Rede von einem Bilde Leonardo's, auf welchem er Moro als personificirtes Glück darstellte, wie er eine verfolgte nackte Jungfrau unter seinen Mantel nimmt. Ferner lieferte er ein Schlachtstück. Karl der Achte hatte den vereinigten Italienern am Flusse Taro eine Schlacht geliefert. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, die Ruhmsucht prunkte in Schaugepränge. Leonardo fühlte sich miterfaßt von der Stimmung seiner Mitmenschen, er entwarf ein Reitergefecht, in welchem die Rosse wie Mann gegen Mann streiten, mit verschlungenen Vorderfüßen sich umhalsen und mit den Zähnen sich ins schöne Fleisch greifen. Eine Standarte ist der Preis des Kampfes. Der eine Reiter hält sie am Schaft und eilt damit fort, ohne zu bemerken, daß sein Gegner die Spitze mit dem Fahnentuche in der Hand behält, während ein Dritter auf diesen mit gezücktem Schwert einstürmt. — Für die Erlöskirche entwarf der Meister den Carton zu einem Altarblatt, das sein Schüler Andreas Salai ausführte. Die Madonna sitzt betrübt im Mittelpunct des Bildes. Das Christkind reißt sich von ihr los, um ein Lamm zu herzen. Ihr Blick scheint die trübe Zukunft zu erfassen, wo der Sohn sich vom Herzen der Liebe losreißt, um den Tod für die Menschheit zu umarmen. Und wäre, sagen die Kritiker von damals, weiter nichts als dies Bild aus der Akademie Leonardo's hervorgegangen, ihr Ruhm wäre begründet. — Auch Moro's Frau, Beatrix, malte er als Madonna, ihre Zwillinge als Christus und Johannes.

Einen bedeutenden Theil des Buchs nimmt die Erzählung vom mailänder Dombau ein, der mit Leonardo's Wirken nicht unmittelbar zusammenhängt. Zu Ludwig Moro's Zeit hatte der Dom noch keine Kuppel, keinen Thurm, aber ragte doch schon mit den weißen Marmorwänden wie ein riesenhafter Traum aus größeren Zeiten, wie ein vorweltlicher Koloß in die Höhe, dessen Bruchstück ein Pygmäengeschlecht anstaunen sollte, ein Mamuth von weißem Marmor, glänzend schön und doch ungeheuer gespenstisch, heiter lachend im Glanze der Unschuld, und doch qualvoll groß. Bis zu Moro's Zeiten hatte Niemand den Gedanken wieder aufgenommen, den Tempel als vollendet auch nur sich einzubilden. Ein Deutscher, Arter Gamodia nennen ihn die Italiener, d. h. Arter von Gmund, der viel in Burgos gebaut hatte und von Spanien zurückkehrte, weilte in Mailand, als Johann Galeatzo Visconti das Gelübde that, der heil. Jungfrau, falls sein Weib einen männlichen Erben geboren, einen Dom zu bauen, wie ihn die Christenheit noch nicht gesehen. Es war im Jahr 1385, als Arter dem Herzoge den Plan entwarf; vorher im Laufe des Jahrhunderts waren es Italiener und Deutsche, diese aus Freiburg und Prag, gewesen, die den Bau gefördert. Jetzt wo die Wölbung des Mittelschiffes mißlang, war es abermals ein Deutscher, der sich des Ganzen bemächtigen mußte. Moro ließ aus der Bauhütte der

*) Der Dichter war bekanntlich einige Jahre lang als russischer Botschafter in Südamerika. D. Red.

Digitized by Google

Straßburger einen Steinmetzmeister kommen, und dieser, Hans Hammerer mit Namen, verstand die Wölbung der Kirche, indem er in der Abweichung von der gothischen Structur den Fehler erkannte, und den Pfeilern kein anderes als ein spitzbogiges Dach zumuthete. Bramante war verzweifelt, Leonardo hatte den Muth verloren, die italienischr Kunst war von dem ursprünglichen Styl des Doms abgeirrt; Hans Hammerer führte ihn zurück und die Ueberdachung des Schiffes ward möglich, ohne daß die Seitenwände wichen. Cäsar Cesariani, ein Schüler Bramante's, schrieb damals den italienischen Vitruv, und so mag die Wirksamkeit des deutschen Steinmetzen in Mailand auch nicht ohne Einfluß auf die Abfassung der Theorie in Italien geblieben sein. „Cäsar lernte," sagt August Hagen, „worin die deutsche Baukunst am entschiedensten sich von der antiken trennte, er lernte das Geheimniß des Steinmetzengrundes. So ward die Anordnung des Gebäudes nach dem gleichseitigen Dreieck gemannt. Daß er den Meister verstanden, leuchtete diesem zur Genüge aus Zeichnungen ein, die Cäsar von dem mailänder Dom entwarf, um sie seinem Vitruv einzuverleiben. Hier sah man einen neuen Durchschnitt mit, hier einen ohne Querschiff. Wie die durchzogenen Linien darthaten, wiederholte sich überall im Ganzen und im Einzelnen die Form des gleichseitigen Dreiecks, überall bezeichneten die drei Puncte Hauptpunte der Anlage. Die Spitze der Gewölbe, die der Giebel, war die Spitze größerer und kleinerer Dreiecke, aber den Gipfelpunct der größten nahm, wie billig, das Standbild der heiligen Jungfrau ein." — In indirectem Zusammenhange mit dem Dombau standen Leonardo's Canalbauten. Mit großem Kostenaufwande wurden die Marmorblöcke aus dem Langensee nach Mailand geschafft. Leonardo sah die blutriefenden Rosse, welche unter der Last seufzten. Er sagte: „Herr Herzog, ich möchte, daß Ihr den Tessin und die Adda zusammenthätet, und ihre Hochzeit hier in Milano feiern ließet. Wenn Ihr wollt, so sollen die Wellen des Langen- und des Comersees herkommen und sich zu Euren Füßen schmiegen." — Es war gerade zur Zeit, als die verhüllenden Gerüste der Ceiruskirche fielen, als die Schifffahrt auf der Martisana eröffnet wurde. So nannte man die Canalleitung der Adda, die auf dem Platze der Markuskirche in den innern Stadtgraben strömte. Für die Bewässerung der Lombardei wurden diese Canalbauten Leonardo's von unendlicher Wichtigkeit. Deren Fruchtbarkeit ist ohne diese nicht denkbar. — Es ist soviel über Italien geschrieben, und doch hat man erst jetzt die Vorschule zur Kenntniß des Landes hinter sich, weil man anfängt, auf die Vorzeit des Landes, auf die Blüthenpuncte der Kultur geschichtlich einzugehen. Das heutige Italien ist nur die Unterlage, um sich das blühende zu construiren. August Hagen's Beiträge zur Kunstgeschichte gehören zu dem Gewichtigsten, was über Italien berichtet werden kann.

---

## Correspondenz.

### Aus Berlin. (Beschluß.)

[Oeffentlichkeit, neue Kunstwerke, Schelling ꝛc.]

So ist es denn auch in Deutschland, dem gesegneten Lande der Häuslichkeit und Sitte, so weit, daß die Literatur und die Literaten mit dem mörderischen Wort und der dolchaetigen Feder bewaffnet die Zustände aufrütteln, und das Gesindel, welches man sonst sich nur in Dachstuden wohnend dachte, als aller gnädigen Protektion unterthänigsten Diener, sprüchwörtlich portenhase hungrig, käuflich für jeden Junker, dankbar gekrümmt für jeden gnädigen Wink und Rippenstoß, daß dies sich anmaßt, nun vor dem Zorn der Mächtigen nicht zu zittern, zuweilen sogar großen Summen und Anerbietungen gegenüber unbestechlich zu bleiben! Man kennt und versteht aber immer mehr den bedauerlichen Einfluß, welchen dieser Hause von Ehrgeizigen und Fanatikern auszuüben beginnt, und hat daher jetzt hier im Polizeiministerium ein sogenanntes Zeitungsbureau errichtet, woraus alle die Lügen und Verläumdungen widerlegt werden, welche die verderbten Literaten ausbecken. Man hat dazu ebenfalls einige polizeilich sichere Männer, die sich Literaten nennen, engagirt und thut ganz Recht, den Wolf durch den Wolf zu bekämpfen. Wie sehr man aber den rechten Fleck getroffen hat, beweist das Geschrei, womit diese privilegirten Zeitungswiderleger ohne Unterschied Alles als Lüge bezeichnen, was irgend Opposition macht, und, mag es wahr oder nicht wahr sein, mit blinder Leidenschaft und einer komischen Schmähsucht über die gegnerischen Skribenten herfallen. Daß sie das thun, beweist einen Eifer füe die gute Sache, welcher nicht genug gelobt werden kann, und sicher auch Deutschland zu den Ueberzeugungen führt, wie nichtsnützig die papiernen Constitutionen, die neuen Ideen überhaupt und der ganze Plunderkram des modernen Liberalismus, daß dagegen wahres Glück nur in der Stabilitätstheorie, in Erhaltung des Alten, im schroffen Gegensatz der Stände und ihrer Rechte und im Fortschritt aller materiellen Entwickelungen liege, durch welche, wie der Verfasser der kürzlich erschienenen Lebensbilder aus dem Befreiungskriege sagt, den Gedanken an politische Gleichheit und an die ganze konstitutionelle Haarspalterei am besten vorgebeugt wird. Daß man übrigens in dieser Beziehung keine allzu große Sorge bei uns zu haben braucht, beweisen die Landtagsabschiede der provinziellen Ständeversammlungen, die so theilnahmlos aufgenommen wurden, als wäre die ganze Begebenheit etwa in China oder in Grönland vorgegangen. Von mancher Seite freut man sich dieser Theilnahmlosigkeit und meint, das sei der ächte gesunde Volkssinn, der sich nicht um den Staat bekümmert und die Leitung mit unantastbarem Vertrauen

Digitized by Google

Gott überläßt; anderer Seits behauptet man mit Bitterkeit, daß es rein unmöglich sei, an solchen so wenig interessanten Gegenständen Interesse zu nehmen. Es bezeugt dies jedoch jedenfalls in einem Lande von so hoher und überall gerühmter geistiger Intelligenz, daß glücklicher Weise noch sehr wenig politische Erziehung im Volke ist, welches seinen Aerger nur durch Witzelei Luft zu machen weiß, und so lange man ihm dies unschuldige Privilegium läßt, keinen Anlaß zu ernsten Besorgnissen geben kann. In solchen Zeiten, wie die unseren, ist es eine wahre Wohlthat, auch Menschen zu treffen, die eben nichts von der heiligen Politik wissen und wissen wollen, was am allermeisten bei den Künstlern der Fall ist, die gewöhnlich weder Zeitungen lesen, noch nach Neuigkeiten fragen, und aus den Wolken zu fallen scheinen, wenn sie hören, dies und jenes sei geschehen. Künstler sind daher die getreuesten Unterthanen, und es ist um so mehr recht und billig, daß ihnen Gutes und Liebes geschieht.

Es werden im nächsten Jahre in Sanssouci die Wasserkünste Friedrich's des Großen hergestellt und mehrere bedeutende Bauten in Potsdam ausgeführt werden. Man sagt auch, daß der König die Gemälde und Statuen zurücknehmen will, die aus den Schlössern und Sammlungen Friedrich's in das berliner Museum wanderten, als dies gestiftet ward. Es soll Alles wieder an den alten Ort gestellt werden, wie dies schon jetzt mit den Bildwerken und Marmorgruppen im Park von Sanssouci geschehen ist, welche sämmtlich sorgfältig ausgebessert sind. Doch hier, in Berlin, wird manches Neue entstehen. Cornelius' Schüler, Hermann aus München, malt zum Frühjahr die Schinkel'schen Fresken in der Museumshalle; in dieser, die zugleich ein Pantheon für Künstler bilden soll, wird dann Schinkel's lebensgroße Marmorgestalt zuerst aufgestellt werden, und schon ist der geschickte Bildhauer Drake beschäftigt, auf Befehl Sr. Majestät die Arbeit zu beginnen. Professor Rauch arbeitet fleißig an Friedrich's des Großen Standbild, um dann sogleich die Reiterstatue Friedrich Wilhelm des Dritten zu beginnen. Die Amazonengruppe von Kiß ist fertig und harrt der Aufstellung, ebenso die Friedenssäule auf dem Belle-Allianee-Platz am hallischen Thore. Jüngere Talente sollen die Brücken und Treppen der verschiedenen Bauwerke Schinkel's schmücken. Was aber Cornelius thun soll und wie man die mancherlei anderen bedeutenden Meister zu beschäftigen denkt, ist noch ungewiß. Es verlautet, daß außer dem Museum im nächsten Jahre der seit 1815 beschlossene und nicht ausgeführte Dom gebaut werden soll, den der berühmte Freskomaler dann zieren und verherrlichen werde. Von vielen Entwürfen wird noch erzählt, die zum Theil fast fabelhaft klingen, gewiß aber wird manches zur Ausführung gelangen, was eben jetzt als zu fabelhaft nicht geglaubt wird. Auch in der Wissenschaft regt sich mancherlei.

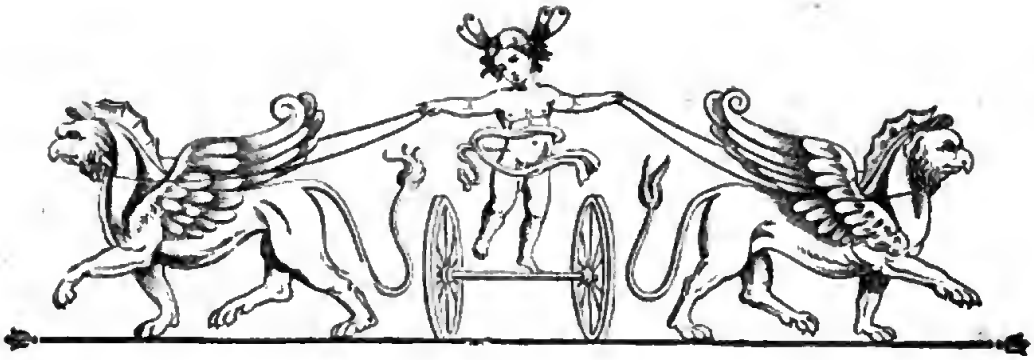
Rückert hat seine Vorlesungen begonnen; schon seit längrer liest Herr von Schelling Philosophie der Offenbarung vor einem überfüllten Auditorium. Es war nach den verschiedenen Vorgängen zu erwarten, daß Herr von Schelling sich als den von Gott gesandten Retter der Welt aus den Klauen der Hegel'schen Irrlehren darstellen würde, aber er hat es noch ärger gemacht, indem er seinen ehemaligen Freund mit einer Nichtachtung behandelt, sich selbst und seine gereinigte Lehre aber in einer Art beräuchert hat, die natürlich von Leuten, welche ohnedies schon seine Gegner sind, um so schärfer aufgefaßt wird. So laßt uns denn sehen, rufen sie aus, was endlich aus diesem Proteus wird! laßt uns denn sehen, ob seine Zaubersprüche und Geheimnisse wirklich, was gewesen ist und sein wird, enthüllen; laßt uns denn sehen, ob der Mann, der so oft seinen eigenen Lehren abtrünnig ward und sich selbst im Irrthum erklärte, diesmal den großen Zug gethan und, wie er sagt, mit seiner positiven Philosophie den wahren und einzig rechten Weg zum Heil und was darin zu erforschen, gefunden hat! Herr von Schelling hat in der That einen schweren Stand; er kann diesmal nicht zurück, nicht wie in München sagen, das beste, das er wisse und entdeckt habe, liege in seinem Pult unter Schloß und Riegel. Was er wirklich weiß, muß jetzt heraus, und dies wünschen und hoffen auch seine Schüler, dies erwartet man von allen Seiten und Richtungen. Seinem großen Rufe droht Gefahr, wenn er Hegel verkleinerte und verdammte, ohne auch nun wirklich den Beweis zu führen, daß er ihn überrage, beseitigt und überwunden habe.

Was unser sonstiges Leben anbelangt, so sind wir mitten in den Wintergenüssen der Concerte, Musiken und Theaterfreuden. In Betreff der Letzteren hat sich Manches geändert und bereitet sich Anderes vor. Der Ritter Spontini ist seiner Wirksamkeit beim Theater ganz entlassen worden, und somit ist der lange Streit beendet. Spontini behält seinen Titel, als General-Musikdirector, und sein volles Gehalt von 4000 Thlrn. Gold, das er verzehren kann, wo er will, und wahrscheinlich in Paris verzehren wird. Auch der General-Intendant Graf Redern wird ausscheiden. Sein Nachfolger aus München, Herr von Küstner, wird zu Ostern hier eintreffen. Graf Redern wird, wie man hört, eine andere Hofchargе, die eines Hofmarschalls bei Sr. Majestät, erhalten. Man ist nun natürlich erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollen, vorläufig aber besuchten wir die Concerte zweier ausgezeichneten Geigenspieler, der Herren Sivori und Ernst, die beide bedeutende Erscheinungen sind. Herr Sivori ist ein Schüler Paganini's, dessen Kunststücke er mit vieler Virtuosität nachahmt. Herr Ernst bringt einen großen Ruf mit und ist ein solider Künstler, obwohl man Berriot und Prume hier höher stellt und mehr von ihm erwartet hat, als er in seinem ersten Concert leistete. Was unsere Oper betrifft, so ist Freude in Israel, denn im Januar will die Löwe kommen. Wir haben gesehen, was Berlin ohne die Löwe ist! Die neuen Acquisitionen der Dlle. Tutzek und Dlle. Hähnel wollten nicht ganz zusagen, und man suchte um jeden Preis die Löwe wieder zu erhalten, und nach langen Bitten hat sich die aufgebrachte Sängerin erweichen lassen! Von neuen Stücken haben wir nur ein erwähnungswerthes gehabt: Treue Liebe, von E. Devrient, auf das ich nächstens zurückkomme.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 253. — den 28. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Daguerreotypen aus Oesterreich.

Von Heinrich Börnstein.

### 1. Das leopoldstädtrr Volkstheater.

Ich kam nach Wien im Jahre 1826. Zwei und zwanzig Jahre alt, hattr ich den Kopf voll kühner Pläne, voll hochfliegender Phantasien. Mir schien nichts zu hoch, nichts unmöglich. Das Dichtertalent, das ich in mir zu fühlrn vermeinte, und das bis jetzt nur untee dem Schessel beschridenrr Provinzialblättchen meines Wohnortes mit halbem Lichte gewirkt hatte, sollte glänzend, hellstrahiend aufteeten in der Journalisiik dee Kaiserstadt.

Kommen, — sehen, — siegen! — das war mein Gedanke, und das Vertrauen auf dir Unfehibarkeit meinrs Gelingens so groß, daß ich, der Fremde, Unbekannte, Alleinstehende, so muthig und getrost nach Wien hineinwanderte, als hätte ich in meinem Felleisen eine Anweisung auf die österreichischr Nationalbank mit 50,000 Gulden. Drm war aber nicht so, denn es rnthielt sechs Hemden und hundert und ein Sonrtte auf dir blonden Haare und blauen Augen meiner Geliebten, nur zehn Gulden, abee drei fertige Schauspiele, virr übersetzte Melodramen und zwölf der allerschönsten Novellen. Ich bewachtr diesen kostbaeen Schatz mit Argusaugen, wenn ich auf der Reisr schliet, legte ich ihn unter mein Kopfkissen, im Wagen hattr ich ihn unter meinen Füßen, und ging ich aus, so vereiegelte und vrrschloß ich das Wirthshauszimmer sorgfältig, nachdem ich noch obendeein meine kostbaeen Manuscripte in eine Komode verwahrt und versperrt hatte. — So kam ich nach Wien, voll von chimärischen Hoffnungen — als ich durch die Leopoldstadt hereinfuhe, glaubte ich aller Vorübergehenden Blicke auf mich, das künftigr Journallicht, gerichtet, und selbst der ehrwürdig graue Stephansthurm schien vor mir seine kurze Spitze, mich begrüßend, zu neigen. — Ich schickte mrine Schauspiele an die Direction des Hoftheaters, die Melodramen an die Theatee an der Wien und in dee Josephstadt, die hundert und rin Sonettr an Bäuerlr's Thrater-Zeitung, und das Bändchen Novellen an den Verlagsbuchhändler Heubner. —

Des günstigsten Resultatrs gewiß, stürzte ich mich nun in das geräuschvolle, lustbrwegte Leben Wiens, ich naschte von allen Genüssen dieser Stadt des Lebens, und meine Erfahrungen in der epikuräischen Lebensphilosophie wuchsen in dem Maße, als dir zehn Gulden reißend schnell abnahmen. Unbekümmert und sorglos sah ich das kleine Häuflein getrruer Silbeezwanziger schmeizen, — die rosigen Vergrößerungsgläser eines kecken, leichten Jugendsinnes ließen mich Alles im freundlichsten Lichte sehen, — ohne irgrnd einen Zweifel harete ich der Goldquellrn, die mir bald von allen Seiten zuströmen mußten, und nue dir phantastischen Pläne und Träume, wie ich den gewonnenen Mammon am zweckmäßigsten verwenden dürfte, waren meine rinzigrn Sorgrn. So verging eine Wochr, und mit Schrecken sah ich am Endr derselben mrine Baarschaft bis auf ein Zwangigkreuzerstück zusammengeschmolzen. Jetzt heißt's



Digitized by Google

Geld holen! sagte ich zu mir selber, setzte meinen Hut keck und verwegen nach der Seite auf, und ging zum Buchhändler.

Er empfing mich sehr freundlich, lobte meine Arbeiten, hob den Schwung der Phantasie, die blühende Sprache, die interessanten Situationen darin mit emphatischer Anerkennung hervor, kam aber meiner Frage, wie viel er mir für diese gelungenen Novellen an Honorar zahlen wolle, mit der Schlußerklärung zuvor, daß er sich in letzter Zeit in manchen unfruchtbaren, ja Schaden bringenden Verlag eingelassen habe, und sich nur dann zu dem Verlage meiner Novellen entschließen könne, wenn ich die sämmtlichen Druck- und Verlagskosten der Auflage mit fünfhundert Gulden im „Vorhinein" bei ihm deponiren und decken würde.

So dumm und verlegen muß unser Urahnherr ausgesehen haben, als ihm nach dem Aepfelschmause Gott suchte und fragte: Adam, wo bist Du? — so ein Gesicht mußte Polignac gemacht haben, als die Pariser den Louvre genommen hatten und die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien wehte, als ich bei dieser Erklärung des, übrigens ganz von Artigkeit und Höflichkeit überfließenden Buchhändlers machte. — „Fünfhundert Gulden?" stotterte ich, „ich will mir das überlegen." — In einer beispiellosen Verwirrung wollte ich meinen Hut in die Brusttasche stecken und das Manuscript auf den Kopf setzen, — warf mit einer linkischen Verbeugung den Stuhl hinter mir um, stürzte nun beschämt, zerknirscht, statt zur Thür hinaus, in einen leeren Bücherschrank hinein, und fand diese erst, von dem Buchhändler geleitet, dessen Lachen, dem höllischen Gelächter hämischer Dämonen gleich, ich noch bis auf die Straße hinunter hörte. — Ein paar Sesselträger, die einen alten dicken Herrn zu seiner Ballet-Geliebten (Freundin, wie man in Wien sagt) trugen, und deren: „Aufgeschaut!" ich —

„In meines Nichts durchbohrendem Gefühle"

überhört hatte, warfen mich, mit der Portchaise an mir vorüberstreifend, an eine Straßenecke und erweckten mich aus meiner Betäubung.

Langsam und trübe schlich ich nach Hause, die sonst so belebten Straßen schienen mir öde und todt, das Getreibe der Menschen und Wagen, sonst mein Lieblingsschauspiel, unerträglich, und ein kalter, feiner Märzregen, der mich fröstelnd durchnäßte, trug eben auch nicht dazu bei, mich aufzuheitern. — Ich schloß daheim mein Stübchen auf und mein freundlicher Wirth, ein pauvre diable comme moi, ein Consistorial-Beamter, der, mit dreihundert Gulden angestellt, noch eine dicke Frau zu ernähren hatte, brachte mir ein, während meiner Abwesenheit ihm zugestelltes Packet für mich. Ahnend brach ich es auf; es waren meine Schauspiele mit einem artigen Schreiben der Hoftheater-Direction des Inhalts: „Man bedaure, von den eingesandten, allerdings Talent, aber eine große Unbekanntschaft mit den Anforderungen der Bühne und den scenischen Rücksichten verrathenden dramatischen Arbeiten keinen Gebrauch machen zu können."

Die zweite bittere Lection, die zweite herbe Enttäuschung an Einem Vormittage! — Ich las, ganz gedankenlos, den Brief wohl zehnmal durch, und erst ein Blick auf die in der Emballage von grauem Löschpapier wie in einem Trauermantel daliegenden Manuscripte überzeugte mich von der Wirklichkeit dessen, was auf dem Briefe in meinen zitternden Händen, vor meinen Augen nur undeutlich herumtanzte.

Es ward mir nach und nach klar, daß nicht Alles so sei, wie mein zweiundzwanzigjähriger Kopf sich gedacht hatte, — und ich fing an, zu glauben, daß zum Schriftsteller mehr gehöre, als sich selbst dafür zu halten.

Aber die gekränkte Eigenliebe stachelte meinen Ehrgeiz noch einmal auf. „Wohlan denn, so entscheide sich's mit einem Male!" rief ich mit dem Pathos eines angehenden Jaromir's, schrieb ein Billet an die Direction des Vorstadttheaters um gütige Entscheidung, und mein Hauswirth, den vermuthlich nach und nach eine Sorge um seinen Miethzins zu beschleichen schien, übernahm die Besorgung desselben.

Welche Gedanken mich in jener verhängnißvollen halben Stunde, in der ich seiner Rückkunft harrte, durchkreuzten, von welchen verworrenen, sich bekämpfenden Bildern mein Geist eingenommen war, kann ich nicht beschreiben, ich vergleiche das bittere, trostlose, öde Gefühl, das sich in der lautlosen Stille meines Zimmers um meine Seele lagerte, dem betäubenden Eindrucke bodenloser Vernichtung, dem ein zum Tode Verurtheilter hingegeben ist, wenn man ihn nach Vorlesung seines Urtheils in das Armesünderstübchen führt, und ihn dort die erste halbe Stunde in seinem zerschmetterten Gemüthszustande allein läßt. —

Mein Hausherr kam zurück, er brachte ein großgesiegeltes Schreiben; — mit ängstlicher Hast betrachtete ich ihn genauer, er hatte keine Manuscripte bei sich; — also angenommen! — honorirt! — aufgeführt! so jubelte in meinem Innern die neu erwachende Hoffnung. Ich erbrach den Brief und las:

Digitized by Google

„Euer Wohlgeboren!

„Ihre vier, der unterzeichneten Direction übersandten „Melodramen hat dieselbe gelesen und darin allerdings „sehr viel Talent und Bühnengewandtheit gefunden; — „allein bei der Masse vorhandener und zur Aufführung „bestimmter Manuscripte, ist es der Direction unmöglich, „Ihnen ein größeres Honorar zu bieten, als für alle „vier Stücke zusammen den Betrag von fünf und zwan„zig Gulden, worüber Sie sich gefälligst erklären wollen. „Mit Achtung

Wien, den 27. März 1826.

Die Direction u. s. w."

Wäre damals schon Becker's Rheinlied, mit den sieben und dreißig verschiedenen Melodien dazu, bekannt gewesen, gewiß hätte ich mit meiner „unausgebürsteten" Tenorstimme hohnlächelnd gesungen:

„Sie sollen sie nicht haben
Die Melodramen mein,
Sie sollen sich nicht laben
An meinen Schreiberein!"

So aber raunte ich zornergrimmt meinen Hauswirth, der zwischen mir und meinem Schreibtische stand, auf die Seite, setzte mich nieder und schrieb:

„Euer Wohlgeboren!

„Ich bitte Sie, mir meine Melodramen durch den „Ueberbringer Dieses zurückzusenden; wobei ich recht sehr „bedaure, sie Ihnen nicht um den gebotenen Preis über„lassen zu können, indem mein Nachbar, der Greißler „(Käsestecher), mir mehr dafür gibt. Mit gebührender „Achtung u. s. w."

Der Hauswirth, eine gute, ehrliche Wienerseele, der den Brief der Direction gelesen, und mir nun bei meinem Absagebriefe über die Schulter zugesehen hatte, sagte kopfschüttelnd:

„Aber, was fallt denn Ihne ein, der Greißler gibt Ihne für die vier Stuck nit sechs Groschen. — Nehmens die fünf und zwanzig Gulden, — etwas ist besser als nichts, und wer weiß, ob Ihre Komödi-Büchele mehr werth sein."

„Hinweg!" herrschte ich ihn an, „hinweg, thun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe." —

„Sie sein halt a Narr!" sagte er mit der gutmüthigen Bonhommie des wiener Bürgers, — sprach's und verschwand. —

Bald lagen auch die vier Melodramen wieder auf meinem Tische, freuten sich des Wiedersehens ihrer Brüder, der Schauspiele, die im Hoftheater gewesen waren, und das Rauschen und Blättern der Seiten, die der Wind am offenen Fenster bewegte, kam mir vor, als erzählten die Manuscripte einander ihre Erlebnisse und Erfahrungen in den Theaterkanzleien, wo sie hospitirt hatten, und als sprächen sie von Theater-Secretairen, mit denen man das Honorar zur Hälfte theilen, von schönen Schauspielerinnen, deren Protection man ereorrespondenzelt, von Directionen, deren Huld und Gnade man durch unzählige Schwarze-Frack-Visiten erbetteln, von Patronagen, die man erkriechen müsse, wolle man auf die deutsche Bühne gelangen. — „Schicken Sie doch zum Einhorn hinüber," bat ich meinen Wirth, „ob die heutige Theaterzeitung schon angekommen ist." — Und zu mir selbst sagte ich beruhigend: „Vor acht Tagen habe ich Bäuerle meine hundert und ein Sonette geschickt, heute endlich müssen doch die ersten Zehn abgedruckt sein. Ja, dem Journalismus will ich mich weihen, er allein ist die Lebensader jetziger Zeit, wußte ich es doch längst aus Büchern, daß die Buchhändler und Verleger interessirte, gewinnsüchtige Menschen sind, nur auf ihren Beutel, nicht auf Gedeihen der Literatnr sehend, wußte ich es doch aus so vielen kritischen Blättern, daß die deutsche Bühne im Argen liege; mir geschah ganz Recht." — Mein Wirth und die Theaterzeitung, die zusammen hereinkamen, unterbrachen diesen tröstlichen Monolog. „Da ist die heutige," sagte er, „aber Ihne seh' ich nit drinn." — Ich durchflog das Blatt, — nichts, wieder nichts, — auch nicht eins meiner köstlichen Sonette. Das war zu viel. — „Rache war mein erster, — Rache mein letzter Gedanke!" sagt Kosinsky und eine scharfgespitzte Feder ergreifend schrieb ich an Bäuerle einen bittern Brief, meine Sonette zurückverlangend. — Statt ihrer kam ein kleines Blättchen mit den wenigen Worten:

„Es wird mich freuen, wenn Sie mich im Laufe „dieser Tage besuchen. Ihr ergebener

Adolf Bäuerle."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden, Anfang Decembers.

[Chronik des Hoftheaters.]

Der Rückblick auf die letzten Wochen zeigt in Oper und recitirendem Schauspiele vielen Stoff zur Besprechung. Großartige alte und prachtvolle neue Werke gingen in Scene; darunter am 22. November zum ersten Male Shakespeare's „Widerspenstige", nach Deinhardstein's Uebersetzung, mit theilweiser Benutzung der des Grafen Baudissin. Die Darstellung dieses markigen, in Situationen und Charakteren

überall scharf und klar heraustretenden Lustspiels war im Allgemeinen eine gute, wie in der Regel hier bei dem rühmenswerthen Fleiße des Personals jede erste Aufführung, was freilich zunächst von zahlreichen guten Kräften und dann von deren angemessener Verwendung abhängig ist. Katharina fand in Fräulein Bayer wohl eine talentvolle, doch nicht ganz geeignete Darstellerin. Die äußerliche Manifestation des Widerspruchsgeistes war bei ihr nicht scharf und beweglich genug, um diesen eigenthümlichen Charakter frappant und zur Folie des Ganzen zu machen. An diese wie an alle Leistungen der jungen Künstlerin wird übrigens die Kritik, was ihre schon gerügte Gewohnheit der feinern Grimasse betrifft, immer dieselbe Schelle anzuhängen haben, solange sie nicht ihr Gesicht in strengere Disciplin bringt. Madame Pollert hat uns als Bianka, wie schon in verschiedenen andern Partien, recht schmerzlich über den Werth ihrer Acquisition enttäuscht. Ihr in diesen Blättern bereits ausgesprochenes Lob nehm' ich zwar nicht zurück; sie war in der naiven Sphäre vortrefflich und ward auch nach ihrem ersten Gastspiele deshalb sofort engagirt. Da ging Alles so glatt und munter von der Zunge, Alles war so anmuthige künstlerische Wahrheit, daß man sich von dieser Seite schon für die abgegangene Anschütz fast entschädigt sah. Jetzt aber tritt bei Mad. Pollert eine Sprachweise hervor, die nicht scharf genug gerügt werden kann. Es ist, als ginge jedes Wort, jede Sylbe auf Stelzen, und sie balancirte dabei jedes vorkommende R auf einem Strohhalme. Dieses Zerstücken und Abwägen der Worte und Sätze, dieser ganze kokettirende Tadulettkram mit der Diction ist ebenso widernatürlich als widerwärtig, wobei die erzwungene Wespentaille der Dame noch obenein die Kraft der Stimme raubt. Was in aller Welt hat Mad. Pollert sich plötzlich für Begriffe von Schönheit der Aussprache gebildet! O möge sie, erschreckt durch diesen offenen wohlgemeinten Tadel, schleunigst zurückkehren an den Mund der gütigen Mutter Natur, welche die wahre Redeschönheit lehrt! Unrichtige Betonung, Sylbenverschluckung und Satzverzuckung sind Fehler, denen man ausweichen kann, ohne dagegen stets die Vorzüge der Redekunst gleichsam mit Weinlaub garnirt auf einem Fruchtteller zu präsentiren, und insbesondere verdient das R durchaus nicht ein so ausgedehntes Privilegium, als Mad. Pollert ihm einzuräumen beliebt. Wie Ton und Betonung verständig zu brauchen sind, lerne sie an Herrn Devrient, der den Petruchio spielte. Ueber andere geringere Mängel ihrer Bianka schweig' ich für diesmal, und bemerke nur im Allgemeinen, daß Mad. Pollert für die sentimentale Rollensphäre durch ihren ganzen Habitus wenig geeignet ist. Herr Porth gab seinen Baptista mit der ihm eigenen Ruhe, welche wohl im Lustspiele sich zu etwas mehr Beweglichkeit veranlassen könnte. Recht lebendig, in lobenswerther Auffassung gab dagegen Herr Dittmarsch die kleine Partie des Vincentio, und die Darstellung würde durch einen schärfern Ton des Affects hin und wieder überhaupt gewonnen haben.

Am 26. November kam Reissiger's neue Oper: „Adele de Foix", Text von Robert Blum, zur Aufführung, welche diesmal auf dem Zettel als historisches Drama bezeichnet war. Man muß sich wundern, daß zwei Männer, welche den Bühneneffect täglich kennen zu lernen Gelegenheit haben, sich zur Bearbeitung eines Sujets so wohlfeiler Art vereinigen konnten. Adele de Foix hat sich nach dem Willen der Eltern und ohne Liebe mit dem Grafen Chateaubriand vermählt, die er eifersüchtig vor dem durch seine Galanterie bekannten Franz I. zu hüten bemüht ist. Dennoch sieht sie der König, während einer Jagdpartie verirrt, auf dem Schlosse Laval, ist bezaubert durch ihre Schönheit, sowie sie durch seine Aufmerksamkeiten geschmeichelt. Er ladet sie an den Hof ein; der Graf verhindert sie indeß, ihm nach Paris zu folgen. Gleichwohl erscheint die Gemahlin dort bald darauf vor ihm, denn der Groß-Connetable Bonnivet, der Vertraute des Königs, hat ihr einen Ring als Zeichen der Einwilligung des Gatten zu übersenden gewußt. Der König selbst tritt sogleich bei dem Grafen ein und ladet das Paar zu einem eben angeordneten glänzenden Feste. Hier sind für die Gräfin alle sinnlichen Zaubermittel aufgeboten, und ihre Neigung für den königlichen Liebhaber wächst wie die Eifersucht ihres Gatten. Dieser belauscht eine Gartenscene der Untreuen mit dem Könige, wo es zu zärtlichen Erklärungen kommt, schleppt die Gattin auf sein Schloß zurück und ermordet sie dort, ehe der König sie retten kann. Als dieser endlich mit Gefolge erscheint, erklärt der Graf, daß er ihn nicht richten könne, daß er aber selbst es thun wolle, und ersticht sich.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Notiz.

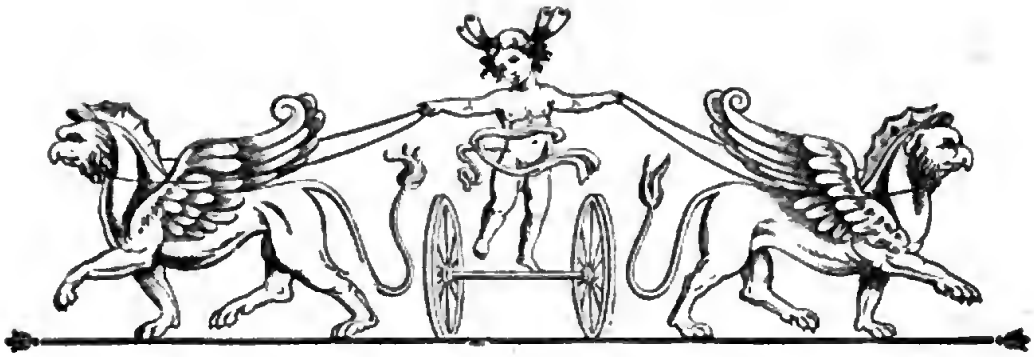
[Orpheus.]

Die Musik hält sich ihre kritischen Zeitschriften, die sich aber nur ein kümmerlich Dasein fristen. Weit besser ist die Musik mit ihren Taschenbüchern daran, weil sie sich lieber mit Luxus und Galanterie verbündet als mit der lästigen Kritik. Orpheus, herausgegeben von August Schmidt (Wien, Volke), macht gute Geschäfte und erlebt seinen dritten Jahrgang. Mendelssohn-Bartholdy's Bildniß und Compositionen von Reissiger, Löwe, Schumann u. A. zieren den Almanach. Den literarischen Inhalt machen Novellen von Lyser (die Sängerin), von Straube (Musiker und Musikant), von Schindler (Jacob Steiner der Geigenmacher), eine große Auswahl von Gedichten und Biographisches (Euterpe und Bellona von Ignaz v. Seyfried und eine werthvolle Biographie Mozart's von Levitschnigg, mit Nachträgen von August Schmidt). Unter den Liederdichtern finden wir Grillparzer (mit einem unbedeutenden Ständchen), Gabriel Seidl, Frankl, Püttmann. Ein vollständiges Verzeichniß der Compositionen Mendelssohn's macht uns unter noch nicht erschienenen Sachen von ihm auf mehrere Chöre und Choralmotetten, auf Goethe's Walpurgisnacht als Cantate, auf eine Opereette „Krieger's Rückkehr", Text von Klingemann, auf seine Musik zu Calderon's standhaftem Prinzen u. a. aufmerksam.

---

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google




# Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags —— 254. —— den 30. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Daguerreotypen aus Oesterreich.

(Fortsetzung.)

Ich stürzte, zwischen Zorn und neuer Hoffnung kämpfend, hin; — Bäuerle, der stets artige Welt- und Lebemann, empfing mich mit zuvorkommender Freundlichkeit, fragte mich nach meiner Herkunft, meinen Plänen, Hoffnungen, Ideen, denen er ein leichtes Achselzucken entgegensetzte, lächelte, als ich meine fehlgeschlagenen Hoffnungen mittheilte, und sagte endlich, als ich ihn über das Schicksal meiner Sonette befragte: „Lieber junger Freund! Die kann ich nicht brauchen, solches Zeug liest ja kein Mensch. — Wenn ich mir meine Pränumeranten vertreiben will, so brauche ich nur recht viele Gedichte in mein Blatt aufzunehmen. Glauben Sie mir, jetzt existirt kein Publicum mehr für so etwas, — ich spreche aus Erfahrung." —

Ein langgezogenes: „So — o?" war meine einzige Antwort, dann faßte ich mich, bezwang den ungeheuren „Weltschmerz", der in diesem Augenblicke meine enttäuschte Seele durchtobte, und sagte: „Wollen Sie mir sie nicht zurückgeben?" —

„Herzlich gern!" sagte der Redacteur, froh die hundert und ein Pränumeranten-Vertreiber los zu werden, und begann zu suchen; — allein vergebens, weder auf dem Schreibtische, noch unter demselben, weder auf dem Repositorium, noch in dem Korbe mit Couverts, Papierschnitzeln u. s. w.

Nicht in dem Wald, nicht auf der Flur
Fand sich von ihnen eine Spur.

„Sie müssen doch da sein," sagte Bäuerle suchend. — „Aber wo?" sagte ich. — Da öffnete sich die Thür, der kleine Adolph, der hoffnungsvolle Redactions-Sprößling trat mit einem ungeheuren papiernen Drachen ein und sagte: „Papa, gibt mir einen Spagat!" (Bindfaden) — Ein Blick auf den Drachen vollendete meine Verzweiflung, — er bestand aus meinen Sonetten, die kreuz und quer, verschnitten und verbogen, darauf geleimt waren. — Im Innersten gerührt, zerschmettert, vernichtet, wartete ich nicht das Ende der Untersuchung ab, die mit dem kleinen Sonette-Vertilger angestellt wurde, der in des Vaters Abwesenheit in sein Studirzimmer gekommen und sich dort die ersten besten Papiere zu seinem Drachen gewählt hatte; ich riß ihm das Corpus delicti aus der Hand, stürzte zur Thür hinaus die Jägerzeile hinauf, und erreichte meine Wohnung unter dem Jubel der Gassenjungen, die mich und den großen Drachen, den ich trug, begleiteten.

„Lassen Sie mir einheizen!" bat ich die Wirthin. Eine Art Fieber schüttelte meine Glieder, während ich, um mich zu erwärmen, stürmisch die Stube auf und ab rannte, bis ich, von dem öfteren Umdrehen schwindlig, müde und matt auf das Sopha sank. —

Das Feuer brannte lustig und hellodernd in dem Kanonenofen meines kleinen Stübchens, und ich saß vor demselben, zu meinen Füßen der verhängnißvolle Drachen mit den aufgeleimten Sonetten, neben mir auf



Digitized by Google

dem Tiſche meine Theaterſtücke und Novellen, — um uns tiefes, grauenhaftes Schweigen! — Lange brütete ich über jener ſtummen, hoffnungsloſen Verzweiflung, die ein gänzliches Fehlſchlagen aller Hoffnungen hervorbringt, und die entweder excentriſche Entſchlüſſe oder gänzliche Apathie erzeugt, — dann nahm ich phlegmatiſch den Drachen, zertrümmerte ihn mit einigen Fußtritten und ſteckte ihn in den Ofen, wo er ſchnell luſtig aufpraſſelte; dann faßte ich mit heroiſcher Selbſtverläugnung ein Manuſcript nach dem andern und warf es in die Flammen, hellauflachend, ſobald es die verzehrende Flamme fraß.

„Um Gotteswill'n! wollen's denn 's Haus anzünden, was treiben's denn?" Mit dieſem Schreckensrufe ſtürzte mein Wirth zur Thür herein, als ihm die, durch das Oeffnen der Zimmerthür vom Luftzuge bewegte, Flamme mächtig entgegenſchlug. — „Ich räume auf!" gab ich ihm lakoniſch zur Antwort und machte ein Geſicht, wie Marius auf den Ruinen von Karthago. Der Hausherr brummte etwas von „Narrentattel", „Confuſionsrath" und dergleichen, dann gab er mir ein Briefchen: „Das hat a bordirter Bedienter gebracht. Vielleicht ſteht da was G'ſcheidteres drinn." — Ohne ſeine Neugier zu beachten, warf ich den Brief auf meinen Tiſch, und mit einem nachläſſigen: „Schon gut!" complimentirte ich den, noch immer ängſtlich nach dem Ofen Sehenden zur Thür hinaus.

Mein Entſchluß war gefaßt, das verzogene, von Tanten und Muhmen geliebkoſte Kind konnte dieſe ungeheure Enttäuſchung nicht vertragen, dem nur in idealen Räumen ſich Bewegenden war dieſer Icarus-Sturz in die praktiſche Welt der Wirklichkeit zu raſch; — Vernichtungsgedanken durchbebten mich; — ich ſah mich, einen zweiten Chatterton, freiwillig ſcheiden, von einer undankbaren Welt, die mich und meinen poetiſchen Beruf ſo furchtbar verkannt hatte. —

Einige Zeilen ſollten bekannt machen, welche heeren Schmerzen mich zu dieſem entſetzlichen Schritte bewogen hatten; — ich trat an den Schreibtiſch, der weggeworfene Brief lag noch immer auf demſelben; mechaniſch erbrach ich ihn, eine Karte fiel heraus, — ich las:

„Lieber junger Freund!

„Es iſt mir unendlich leid, daß ich Schuld an ei„nem Verluſte bin, der bei Ihrem dichteriſchen Gemüthe, Ihrer überquellenden Phantaſie wohl nicht unerſetzlich ſein „wird. Wollen Sie aber als Erſatz den Rath eines „erfahrenen Mannes annehmen, ſo werfen Sie ſich mehr „dem Praktiſchen in die Arme; in unſerer Kaiſerſtadt „gibt es für einen offenen Kopf, für eine geübte Feder „hundert Ausſichten, und ich hoffe, daß wir, wenn Sie „dieſen Weg betreten, noch näher bekannt werden dürf„ten. — Studieren Sie Wien und Sie werden mich „verſtehen. — Als Theaterdichter der leopoldſtädter Bühne „ſende ich Ihnen hier ein täglich geltendes Freibillet in „dieſelbe. — Fühlen Sie Neigung und Beruf in ſich, „für dieſen Zweig der dramatiſchen Literatur etwas zu „thun, ſo blüht Ihnen ein ſchönes reiches Feld voll Geld „und Lorbeern. Aber erſt müſſen Sie unſer Volk und „ſeine Bühne kennen, verſtehen lernen, — dann wird „Ihnen gern mit Rath und That beiſtehen

Ihr aufrichtiger

Adolf Bäuerle."

Es war mittlerweile dunkel geworden; matt nur leuchtete mir das halb erliſchende Ofenfeuer beim Leſen, — raſſelnd ſchlug ein gewaltiger Platzregen an das Fenſter, die Natur war trübe und verſtimmt, wie ich. — Ohne zu wiſſen, was ich eigentlich beginne, drückte ich meinen Hut tief in die Augen und wankte hinaus, nicht Wind noch Regen achtend, dem leopoldſtädter Theater zu, wohin die Wiener in dichten Schwärmen, dem Wetter zum Trotze, ſchaubegierig ſtrömten.

---

Das kleine niedrige, nur ſchwach beleuchtete leopoldſtädter Theater war in jener Zeit nicht blos der Zuſammenkunftsort des Volkes; die hohe und höchſte Ariſtokratie, die feinen Geiſter, die beſten Köpfe und alle echten Lebemänner füllten ſeine Räume, ſich einem behaglichen Genuſſe, einer, nicht nach dem „Warum?" fragenden, wohlthätigen frohen Laune überlaſſend. Kaiſer Franz mit ſeiner verehrten Gemahlin, der Mutter der Armen, wie ſie allgemein und mit Recht genannt wurde, ſein Erſtgeborner, der Kronprinz Ferdinand, und ſein zweiter Sohn, der freundliche Erzherzog Franz Karl mit ſeiner geiſtreichen Frau, der allbeliebten Erzherzogin Sophie, und viele andere erlauchten Glieder des Kaiſerhauſes ſchmückten oft die Hofloge dieſes Theaters mit ihrer Gegenwart, von ganzem Herzen über die harmloſen Scherze lachend, an denen ſich die Wiener vergnügten. — So war es auch an dieſem Abende; und das gedrängt volle Theater, die milde, Ehrfurcht einflößende Geſtalt des Monarchen, die anmuthige, echte Frauenwürde repräſentirende Erſcheinung der Kaiſerin, die freundlichen Züge der andern Erzherzöge mit den klaren habsburgiſchen blauen Augen und feingeſchnittenen, ſeit Jahrhunderten unveränderten Familienzügen, regten mich

Digitized by Google

wohlthätig auf, und weniger trüb gestimmt fand mich nun Drechsler's buntheitere Ouverture, die eben begann, die Vorstellung von Bäuerle's: „Gisperl und Fisperl", das heute gegeben wurde, einleitend. —

Ich kann dem Leser hier nicht die Veränderung in meinem Innern schildern, die rosige Laune, die in mir erwachte, das unwillkürliche Lächeln, das bald in herzliches Lachen überging, als nun die Vorstellung ihren raschen, heitern Fortgang nahm, als Witz auf Witz, Bonmot auf Bonmot, Saillie auf Saillie folgte, als die liebliche Musik bald in lustigen Chören, bald in witzigen Couplets und allerliebsten Duetten wechselte, als die verständige Ennökl (jetzt Bäuerle's Frau) als Fee Larissa, der durch und durch komische Ignaz Schuster als Kramperl, die liebenswürdige Krones, dieser personificirte Humor, als Fisperl, der damals noch kräftige Landner als Steffel, und nun der drastische Korntheuer mit seinem kolossalen Oberleibe und kurzen Beinen, seinen zwölf Zoll breiten und doppelt so langen Händen, und dem großen Kopfe, eine echte Charge von Dantan, als Gisperl erschien; — als selbst in der kleinen Partie der Aemida sich die talentvolle, feueräugige Gärber voll Laune bewegte, als Rainoldi's Tänze und Geuppirungen so effectreich sich in die Handlung mischten, als endlich das volle Haus erzitterte von einem wahrhaft homerischen Gelächter; — wer, der das leopoldstädter Theater damals in seinem Glanze sah, kann das beschreiben?

Die praktische Richtung des, durchaus auf keinen Kunstwerth Anspruch machenden, heitern Stückes, das eben so die sentimentale Schwärmerei der Rührstücke, wie die hyperidealen Tendenzen und Auswüchse der Melodramen parodiete, trug nicht wenig dazu bei, mich von meinem kindischen Wahne zu heilen, — getröstet kam ich nach Hause, und als ich Abends im Bette mit geschlossenen Augen die bunten, lustigen Bilder nochmals an meiner Phantasie vorüberziehen ließ, lachte ich noch einmal recht herzlich auf und entschlief ruhig, über mich und meine praktische Verkennung vollkommen beruhigt. — Am andern Tage stattete ich Bäuerle meinen Dank und meinen Besuch ab, und bald trat ich unter seinem freundlichen Schutze, den er so vielen jungen Anfängern in der Literatur angedeihen ließ, eine thätige, praktische Bahn an. — Ist nun hier auch diese Geschichte, in Bezug auf meine Wenigkeit, mit der ich den geneigten Leser schon zu viel belästigte, zu Ende, so verweile ich doch gern noch bei einem Theater, dem ich meine damalige Heilung verdanke, und das, einzig in seiner Art, seines Gleichen nicht hatte, und, bei der politischen und speculativen Richtung unserer Zeit, auch wahrscheinlich nie mehr haben wird.

Es war eine echte Volksbühne, ein offener Markt der Satyre, wo die Gebrechen aller Stände mit derbem Humor gegeißelt wurden, wo das Volk praktisch lernte, was es im praktischen Leben brauchte, und wo manche sonst verpönte Wahrheit gesagt werden durfte, da die sonst strenge wiener Censur, von ganz richtigen Principien ausgehend, in diesem Theatre ausnehmend nachsichtig und tolerant war. Aber nicht blos die untern Stände wurden hier, wie man gewöhnlich irrthümlich glaubt, mit sarkastischen Pfeilen beschossen, der heitere Volkswitz rankte sich bis an den Thron hinauf, und es kann wohl keine beißendere Persiflage öffentlicher Volkshuldigungen an gekrönte Häupter geben, als wenn in Raimund's „Barometermacher" Korntheuer als König Tutu sagte: „Ich werde mich jetzt mit Regierungsangelegenheiten beschäftigen und a Bissel schlafen gehen. Daß ich nicht eher aufgeweckt werde, als bis das Essen auf dem Tische steht! — (Zum Volke:) Man schreie: Es lebe König Tutu! (Alles schreit: Es lebe König Tutu!) Tutu: Ich danke Euch, meine Kinder! Ihr habt mich überrascht. — Schreit's noch einmal: Es lebe Tutu! (Es geschieht.) — Ich danke, es ist genug, Eure Liebe rührt mich (gähnend) zu Thränen. Ach! gute Nacht."

(Der Beschluß folge.)

---

## Correspondenz.

### Aus Dresden. (Beschluß.)

[Chronik des Hoftheaters.]

Ohne auf kleine Unwahrscheinlichkeiten einzugehen, ist das ganze Gewebe doch gar zu gewöhnlich und durchsichtig, und man hätte deshalb nicht erst in den historischen Schacht steigen dürfen. Soll die Geschichte für die Tragödie oder die tragische Oper einen Stoff liefern, so wird daraus doch immer eine große Thatsache oder ein bedeutender Charakter zu wählen sein, um ihn in dem dramatischen Gewebe lebendig und anschaulich hervortreten zu lassen. Aber die bloße Schwäche eines Königs ohne liegend eine sie ausgleichende große Eigenschaft mit großem Pompe zu einem dramatischen Spiegelbilde zu machen, will mir fast als eine Verletzung der schuldigen Pietät vor der Geschichte erscheinen. Anders stellt sich solch ein Verfahren in anderm Genre, in der komischen Oper, im Lust- und selbst noch im Schauspiele dar, wo eine historische Anekdote und unbedeutendere, aber interessante Charakterzüge immerhin dem Dichter dienen können. Sollte für die neue Oper aber durchaus das Schicksal der Gräfin Chateaubriand bearbeitet werden, so mußte das Gewebe so interessant ausfallen, wie Karl v. Wachsmann's Novelle von demselben historischen Stoffe, welche der jüngste Jahrgang seines Taschenbuchs „Lilien" unter dem Titel:

Digitized by Google

„Françoise de Chateaubriand" enthält. Hier sind Charaktere, nicht bloße Figuren, und der Ring, als Zeichen des Grafen, daß er die Gattin wiederzusehen wünsche, wird so verhängnißvoll wie alle übrigen Umstände, welche die tragische Katastrophe herbeiführen. In der Blum'schen Oper zeigen sich die Situationen nicht sowohl als Fäden einer interessanten Handlung, sondern vielmehr zur Entfaltung alles nur möglichen Bühnenglanzes berechnet, der auf unserer Hofbühne auch in der That mit Ballet, Decorationen, Kostüm, Chören und sogar mit einer Cavalcade stattfand. Rechnet man hierzu eines der ersten deutschen Orchester, sowie die Verwendung von Gesangskräften, wie die einer Schröder-Devrient, Wüst, eines Tichatscheck und Wächter, so kann dies neue Werk sich wohl eine Zeit lang auf unserm Repertoir erhalten, aber schwerlich auf den minder bemittelten Bühnen.

An der Arbeit des Componisten wird allgemein die brillante Instrumentation gerühmt, auch einige Passagen werden als originell und einige Nummern als ansprechend bezeichnet. Insbesondere gilt dies von der Cavatine Adelens in der Gartenscene des dritten Acts, wovon jeder Ton den hinreißendsten Gefühlszauber enthält, den Madame Schröder-Devrient mit der höchsten Virtuosität zu geben wußte und dafür den ungemessensten Beifallssturm erfuhr. Neben ihr bewährte Fräulein Wüst als Page der Gräfin in der Grazie des Spiels, wie in der sichern künstlerischen Verwendung der Stimme, wieder die vielseitige Trefflichkeit ihres echt dramatischen Gesangtalents, und die Herren Tichatscheck und Wächter vollendeten den hohen Genuß, den so ausgezeichnete Kräfte bei einem wackern Opernwerke darbieten können.

Ich wende mich wieder zum recitirenden Schauspiele. Nachdem kurz vorher „Maria Stuart" gegeben worden, sahen wir am 27. November: „Die Braut von Messina." Ein Herr Gerstoefer, vom Hoftheater in München, gastirte darin als Don Manuel, jedoch ohne den geringsten Beifall. Eine stattliche Figur und ein wohltönendes Organ sind fast Alles, was ihn zu der Rolle berechtigt; denn man kann kaum ein seelenloseres Spiel, einen unverständigern Vortrag finden, der nicht mal in einer dialektfreien Sprache geschah. Matt und armselig, voll Accentfehler war z. B. die Anordnung des Schmucks und Empfanges der Braut. Das poetische Prometheusfeuer dieser Schiller'schen Diction war höchstens in Herrn Gerstorfer's Gedächtniß, nicht aber in seine Seele und auf die Lippen gedrungen. Sehr unangenehm wirkte dabei der Dialekt in Wörtern, wie Monnden statt Monden. Wie groß stand neben diesem Manuel Herr Devrient als Don Cäsar in der Sicherheit seiner künstlerischen Anschauung und ihres Ausdrucks! Donna Isabella wurde von Fräulein Berg repräsentiet, welche die Rolle der Mad. Schröder mit diplomatischer Genauigkeit nachspielte, wozu freilich schon ein so wackeres Talent wie das ihrige gehört. Es will fast scheinen, als ob diese Schauspielerin durch ihr recht ernstes künstlerisches Studium sich zur Verkünstelung verleiten ließe, wovor sie sich warnen lassen mag! Was ich schon von ihr als Maria Tudor in der Birch-Pfeiffer'schen „Elisabeth" bemerkte, gilt auch hier. Sie weiß bei den Majestätsrollen keinen rechten Rath mit ihrem schönen, aber sehr schwachen Organe, welches in der Tiefe des Nachdrucks unangenehm wird. Herr Schöpe, der Chorführer des Manuel'schen Gefolges, sprach seine inhaltschweren Redesätze im vollsten Verständnisse des Dichters. Er hatte dabei treffliche Maske gemacht und zeigte einen schönen antiken Kopf. Der andere Chorführer war Herr Ascher, dem vor allen Dingen eine sorgfaltige Ausbildung seines Organs anzuempfehlen ist. Dieser junge Mann leidet überhaupt noch an einer Menge von Fehlern, welche Manche irrthümlich mit Talentlosigkeit gleichbedeutend machen. Die Begünstigung, welche er jüngst in der Zutheilung des Mortimer in „Maria Stuart" erfuhr und nicht sonderlich rechtfertigte, hat im Publicum sogar eine Partei gegen ihn erweckt, welche ihm alle höhere Befähigung geradezu abspricht. Ich halte mich indeß überzeugt, daß in ihm eine solche schlummert, und nur noch von seiner Befangenheit nicht zu erfreulicher Entwickelung kommen kann. Sobald Zeit und Verstand ihm den sichern Gebrauch seiner äußern schönen Mittel sicher gelehrt haben werden, wird seine ganze künstlerische Individualität sich von innen heraus kräftig erheben; denn es fehlt ihm weder an einer recht gesunden Kunstanschauung, noch an der Lust zu ihrer Ausbildung und der Beachtung des Tadels. Diese drei Eigenschaften berechtigen schon zu Hoffnungen.

Am 1. December wurde in Ludwig Pauli ein schwer ersetzliches Mitglied der Hofbühne begraben, der er seit 1819 in intriganten und Charakterrollen zur Zierde gereichte. Zahlreich war seine Leichenbegleitung, einfach und schön seine Gradesfeier, wobei sich auch außer dem Kreise der ihn hochverehrenden Kunstgenossen die lebhafteste Theilnahme aussprach.

## Notizen.

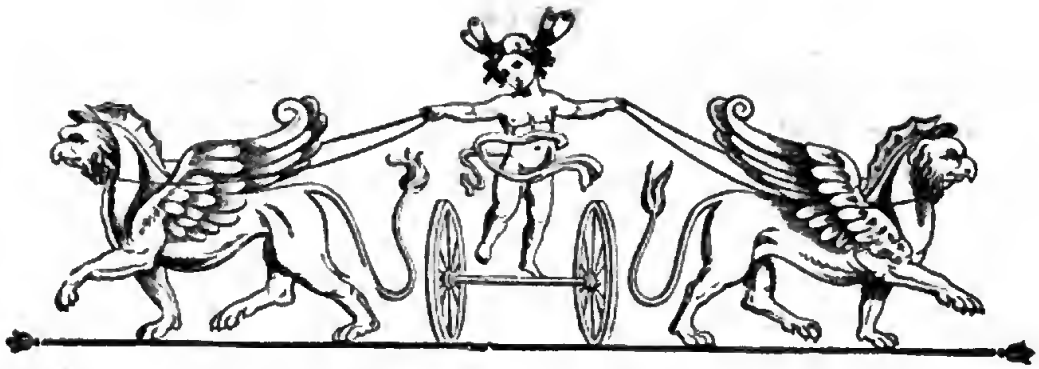
[Deutsche Eisenbahnen.]

Nach übersichtlichen und genauen Darlegungen besitzt Deutschland bereits 175 Meilen seetige, und 166 Meilen im Bau begriffene Eisenbahnen. Jene haben etwa 38,940,000 Thlr. pr. Meile durchschnittlich 222,000 Thlr., gekostet. Die preußischen Bahnen sind, wie sich vergleichsweise ergibt, am theuersten, fast verschwenderisch ausgeführt. Auch scheinen dort, obwohl man nicht auf preußischem Boden das erste Lehrgeld zahlte, die meisten Fehler vorgekommen zu sein. Die preußischen Ingenieure haben unter andern den Verstoß gemacht, die berlin-anhaltee Bahn um 1½ Zoll zu breit auszuführen, zu breit nämlich, um sich an die magdebueg-leipziger Bahn anzuschließen. Sämmtliche Transportwaaeen müssen, von Berlin gekommen oder von Leipzig, in Köthen umgepackt werden, die Geleise harmoniren nicht und machen andere Wagen nöthig.

[Liszt.]

Franz Liszt, der mit dem weimarischen Falkenorden decorirt wurde, hat den Armen in Weimar die Einnahme seines dortigen Concerts, eine Summe von 500 Thlrn., überwiesen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.




# Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 255. — den 31. December 1841.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.


## Vermischte Gedichte.

### Eine Geisterstimme.

Auf dem öden Berg der Väter hält des Nachts der Hohenstaufe
Seinen Geistergang auf Erden einmal in des Jahres Laufe,
Baut die Burg bis an die Wolken, stellt sich auf den höchsten Stein,
Wer ihn furchtlos ruft und bannet, ladet er zur Aussicht ein,

Wie mit Sturmes Fittig wurd' ich auf den höchsten Thurm geeilet,
Eine Länderkarte lag das ganze Deutschland uns zu Füßen, —
Lang' ließ er das Auge schweifen, bis die Zornesader schwoll,
Unter flammensprüh'nden Blicken sprach er dann mit bitterm Groll:

„Nenn'st Du das die deutsche Erde? wo in West, in Süd und Norden
Dort der Franke und der Welsche, da der Slaven wilde Horden?
Und wo sind die Schweizerstädte, wo ist Elsaß und Burgund,
Wo der Ostsee deutsche Küste, der Bataver Brüderbund?"

„Vater Rhein, ich seh' Dich wohl, wie sonst auf raschen, grünen Wogen,
Aber Deine Wasser zürnen, denn Du suchst Triumphesbogen,
Und doch stellt in Siegesprangen nirgends eine Spur sich dar,
Denn im Heiligthum des Hauses steht entweihet der Altar."

„Fremdes Grab und fremde Wiege, und am fremden Gängelbande,
Unter Brüdern selbst ein Sklave in dem eignen Vaterlande,
Nennen sie Dich deutsch und frei, steelten sich die Köpfe warm,
— Doch kein Lied erkämpft Die Freiheit, thut es nicht der deutsche Arm."

„Eure Dichter? ja, sie sind zu Haus in fremden, fernen Ländern,
Stecken in des Orientes bunten Phantasiegewändern,
Singen von der kleinen Liebe, von der Selbstsucht schaalem Schmeez
Nur für seines Volks Gefühle hat der Wenigste ein Herz."

„Freies Wort der Wahrheit? Jeder hält's für seines Vortheils Grube,
Sucht ein schützend Dach und duckt sich scheu in seine Kinderstube,
Einsam steht der Seher, nimmt Kassandra's Fluch aufs arme Haupt,
Glücklich, wenn ihm weiter nichts geschieht, als daß man ihm nicht glaubt."

„Deutscher Geist? wo gab's ein Wagstück groß und kühn, und nicht bestand er's?
Der zu Worms durch Luther sprach: Helf mir Gott, ich kann nicht anders!
Schrickst vor'm eignen Schatten auf und liegst in starrer Trägheit Sumpf
Lahm Dein Flügel, matt Dein Auge, Deine Waffe kurz und stumpf."

„In der Wollust des Besitzes zaget ihr vor jedem Kampfe,
Euer alter Freiheitsmuth wirbelt auf zu leerem Dampfe,



Digitized by Google

Euer Eigennutz wahrhaftig fliegt auf rascher Eisenbahn,
Doch das Ehrgefühl des Volkes schleicht zu Fuß den Berg hinan."

„Sicher glaubt Ihr Euch, weil auf des Hauses Dach der Blitzableiter,
Doch im Innern frißt der Brand Euch unersättlich täglich weiter,
Monumente baut Ihr, Leichensteine der vergangnen Zeit,
Für die Euer hält die Zukunft nicht ein einziges bereit."

„Freier, als des Adlers Schwung im Aetherblau ist der Gedanke,
Was der Gottheit zugehöret, kennt nicht der Erde Schranke,
Vier Jahrhundert sind es, daß zu Mainz die Presse er erfand,
Ein gefesselter Prometheus liegt sie heute noch gebannt."

„O, Verblendung! ruft die Menge drohend, sind wir nicht zufrieden,
Ist mit seinen besten Freuden nicht der Himmel uns beschieden,
Leben wir nicht ohne Sorgen? Ja, es ist die größte Pein,
Mitten unter so viel Träumern ganz allein der Wache sein."

„Armer Freund Du dauerst mich, zu welcher Zeit bist Du geboren?
Daß ich Dir dies Unheil künde, hast Du darum mich beschworen?
Laß mich fort, doch nicht verzage, gibt's im Himmel einen Gott,
Dann Ihr treuen deutschen Seelen hofft auf helles Morgenroth."

H. Scherer.

---

## An Freiligrath.

Laß schmäh'n sie, daß aus fremdem Lande
Du stets der Lieder Stoffe wählst,
Und in der Wüste gelbem Sande
Der Dromedare Spuren zählst;

Daß übers weite Meer Du schweifest,
Ein nimmer müder Pilgersmann,
Und, wenn Du in die Saiten greifest,
Dich schmückst mit Turban und Kaftan.

Die Saite fehlt in ihrem Busen,
Die Deine Klänge wiedertönt;
Was kümmert's den Gesang der Musen,
Ob ihn der Taube auch verhöhnt.

Sie haben nie am öden Strande
Mit sehnsuchtsvollem Ohr gelauscht,
Nie hat den Gruß vom fernen Lande
Die Woge ihnen zugerauscht.

Sie, denen nicht die träge Welle
In ihren Adern rascher floß,
Wenn wiehernd sie mit Windesschnelle
Von dannen trug ein edles Roß.

Sie haben nie die wilden Träume
Geträumt der schwülen Sommernacht,
Und nie die rothen Wolkensäume
Auf fernem Feld herangewacht.

Sie fühlten nie sein stilles Trauern,
Wenn sie im Käfig sah'n den Leu'n:
Wie sollte an der Wüste Schauern
Ihr nordisch kaltes Herz sich freu'n?

Komm, laß uns schürzen die Gewänder,
Die bald der Sahra Staub durchdringe,
Ich folge Dir durch Meer und Länder,
So lang mir Deine Stimme klingt.

Ich lagre ja auf Ammons Matten,
So gerne wie auf deutscher Flur,
Schwebt Deiner Lieder Palmenschatten
Ob meinem Haupte labend nur.

Ernst Brücke.

---

## Daguerreotypen aus Oesterreich.

(Beschluß.)

Jeder Fremde, der nach Wien kam, er mochte aus der Riesenstadt London, oder aus Frankreichs Lebenspuncte, dem tobenden Paris, er mochte aus dem fernen Rußland oder von den gelehrten Ufern der Spree kommen, ging zuerst ins leopoldstädter Theater, — „zum Casperl", wie das Volk noch immer sagte, wiewohl der alte gute Casperl schon längst gestorben und begraben war, und ein neueres, zeitgemäßeres Geschlecht auf seinem Grabhügel scherzte und tanzte. — Dem größten Hypochonder, dem trübsten Melancholiker rieth sein Arzt: „Gehen Sie ins leopoldstädter Theater, heute spielt die Krones."

„Kinder, Sonntag gehen 'mr Alle in die Leopoldstadt, der Raimund spielt im Diamant!" sagte der Meister in der Werkstatt, und die Gesellen arbeiteten noch einmal so fleißig.

„Wo gehst Du heute Abend hin?" fragte ein Dandy den Andern auf der Bastei-Promenade. — „Wie kannst noch fragen! in die Leopoldstadt, die herzige Krones gibt heute die Mariandl. Ich könnt's fressen, so oft ich Sie seh'." —

Das war die allgemeine Stimme, und das leopoldstädter Theater, der Brennpunct aller Freunde des

Digitized by Google

Lrbens und des Lachens, eine, für Jeden, der sie damals kannte, unvergeßliche Volksbühne im wahren Sinne des Wortes.

Als ein Stern erster Größe glänzte damals in seiner vollen Kraft Ferdinand Raimund, als Regisseur, Schauspieler und Dichter gleich vorzüglich, an diesem Theater; er ward von dem Publicum nicht blos geliebt, — nein: angebetet, und wehe dem, der es gewagt hätte, in einem Wirths- oder Kaffeehause über Raimund zu schimpfen, — ohne viel Federlesen hätten ihn hundert Arme ergriffen und über Gläser und Teller, über Tische und Billard wäre er ganz sanft zur Thür hinausgeflogen. War ich doch selbst Zeuge eines solchen Enthusiasmus, als an einem Sonntage, in Bäuerle's „Gück in Wien", ein dicker, corpulenter Bierbrauer mitten im Parterre auf die Bank stieg und nach dem allgemeinen, anhaltenden Applause, der Raimund's Erscheinen auf der Bühne jedesmal begleitete, seinen Hut schwenkend, mit lauter Stimme ausrief: „Unser lieber Herr Raimund soll leben! Hoch!" — „Vivat hoch!" fiel donnernd die Gallerie ein, während die Gebildeteren über diese unberufene Ovation herzlich lachten. Aber eben dieser Ruf ging aus der innersten Seele des Volkes hervor, Tausende fühlten, was Jener aussprach, und wenn Raimund in seinem schlichten, grauen Rocke über die Straße ging, grüßte ihn Alles, Jung und Alt, Hoch und Nieder in der ganzen Leopoldstadt mit liebevoller Achtung. Und diese kindliche Pietät der Wiener für ihren Volksdichter und Volksschauspieler hat sich bewährt bis zu seinem Tode, ist ihm noch jetzt geblieben, nachdem er lange in der kühlen Erde Ruhe gefunden, und ich habe manchen alten Stammgast des leopoldstädter Theaters noch jetzt mit Thränen in den Augen von Raimund und seinem traurigen Ende sprechen gehört. — Ich werde im Verlaufe dieser Blätter noch auf die einzelnen Heroen dieser Bühne zurückkommen, und aus dem reichen Schatze meiner Erinnerungen so manches halbverblichene Bild aufzufrischen suchen, um dem geneigten Leser einige von den vielen Zügen zu bieten, aus denen sich das buntstaffirte Lebensbild: „Wien" zusammenstellt.

Bäuerle, Meisl, Gleich und Raimund waren als Dichter die Hauptstützpfeiler dieses Theaters, und viele ihrer Possen (wie sie sie selbst bescheiden nannten) haben die hundertste Vorstellung erlebt. Und auch Dich grüße ich noch im Geiste, alter ehrwürdiger Wenzel Müller, dessen liebliche Melodien europäisches Eigenthum geworden sind. Ich sehe Dich noch immer mit Deinem freundlichen Silberkopfe um sieben Uhr Abends durch die Pulte der Musiker zu Deinem Sitze vordringen, ich höre, wie Dich die Galerie mit einem freudigen: „Ah!" empfängt, denn „jetzt wird's gleich losgehn", sagt der Baumberger-Franzel zur Hobelfellner-Sali, — ich sehe Dich die Partitur öffnen, Dein kurzes Stäbchen ergreifen, und der Strom Deiner gemüthlichen Volksmelodien lullt die Zuhörer in bunte Träume von Feenmährchen und phantastischen Abenteuern ein. —

Ach! es waren schöne Stunden, die ich dort verlebte; milde Erinnerungen an die Genüsse jener Zeit treten noch oft, freundlich erheiternd, zwischen meine trüben Stunden, und nächst den goldenen Zeiten meiner Knabenjahre hänge ich an keinem Denkmahle auf der weiten Oase der Vergangenheit mit so vieler Liebe, als an Dir, Du mein freundliches Theater in der Leopoldstadt!

---

Ich sah das leopoldstädter Theater jetzt nach Jahren wieder und fand die — Ruinen von Palmyra, — Trümmer ehemaliger Größe; das Haus war bunt gemalt und hell beleuchtet, — aber es war mein leopoldstädter Theater (von 1826 bis 1829) nicht mehr. — Gemeinheiten und flache Späße, Zoten und triviale Allegorien wurden von matten Spaßmachern gerade-brecht, — da war kein Humor, kein Leben, keine Laune, Alles war hölzern, gemacht, von Pappendeckel und Leinwand wie die Decorationen war Alles in diesem Theater.

Ich stand verstimmt, mißmuthig an einer Säule des Parterre, da blickte mir ein altes bekanntes Gesicht über die Schulter; — es war der alte Theaterschneider, er trug einen schwarzen Flor um den Hut und sagte wehmüthig: „Nicht wahr? es ist jetzt Alles anders. Der Herr Raimund ist todt, die Krones ist todt, der Schuster ist todt, der Korntheuer ist todt, und nur ich lebe noch und muß das jetzt mit anschauen." — „Ja wohl, Alter!" sagte ich, „das leopoldstädter Theater ist todt." Der alte Schneider weinte — ich ging. —

---

## Notizen.

[Laube's Prätendent.]

Laube's Naundorf sitzt gegenwärtig zu London im Schuldgefängnisse. Diese Nachricht traf uns bei Lecture des Buches (Leipzig, bei Teubner), dem es leider wie manchen Anekdoten geht; es fehlt ihm die Pointe. Laube hat die Sache des angeblichen Dauphin advocirt, soweit man Advocat sein kann, wo man selbst des Glaubens, der Ueberzeugung ermangelt. Zu wissen, daß man nichts wissen könne, ist freilich der Sokratische Anfang des Wissens, und die

Digitized by Google

Sache an sich gibt uns ein interessantes Gemisch kalter Malice und tragischer Ironie, so daß es wohl von Belang ist, sie deutsch angeregt zu haben. Daß der Prätendent selbst ein ungeschickter Führer seiner eigenen Sache ist, versteht sich und Laube legt es dar durch Vorführung der Widersprüche in der zweimaligen Erzählung der Flucht aus dem Temple und der seinerzeit Lebensumstände. Daß eine Flucht des Dauphins stattfand, daß trotz aller Nachforschungen unter der Kaiserherrschaft und der Restauration keine Gewißheit von seinem Ableben eingeholt, steht fest. Daß eine gänzliche Entartung, eine völlige geistige Desorganisation, wo nicht Entsittlichung, des betreffenden Subjektes unter der thierischen Verwahrlosung eines ursprünglich so sorgsam gehegten königlichen Lebens möglich: diese tragische Entsetzlichkeit ist nicht in Abrede gestellt. Daß die betheiligten Bourbons einerseits aus Furcht vor Aufruhr und Verwirrung, wenn der achtzehnte Ludwig und der zehnte Karl nachträglich für unrechtmäßig gelten mußten, andererseits aus Scheu, durch Leichtgläubigkeit eidbrüchig zu erscheinen, die Spuren moralischer Ueberzeugung in sich selbst auszutilgen bestrebt, bleibt glaublich. Endlich liegt noch dreierlei unbeseitigt und unwiderlegt vor. Naundorff's Tochter ist, noch weit mehr als er selbst, der Tante Angoulême und der Großmutter Marie Antoinette bis zum Erschrecken ähnlich. Die Mordversuche an seiner Person waren sehr ernst und blutig. Die Scheu der Regierungen, gerichtlich seine Sache zu betreiben, während sonst jeder angebliche Dauphin in Frankreich rasch vor sein Gericht gestellt ward, ist endlich der dritte schwerwiegende Punkt. Laube gibt weder, noch hat er über die Sache eine moralische Ueberzeugung; aber er läßt doch jene drei Punkte stehen; dies ist auch das Einzige, was sich hier mit Sicherheit thun läßt.

[Titus Tobler's Lustreise ins Morgenland.]

Die Familie Tobler hat manchen wackern Gelehrten aufzuweisen. Ein rühmlicher Ahne ist für den Enkel ein günstiges Ausbängeschild; Titus, der große Cäsar, eroberte Jerusalem, ein zweiter Titus, wenn auch nur Titus Tobler, unternimmt ebendahin eine Lustreise. (Zürich, Orell, Füßli u. C. 2 Thle.) Bei einer Lustreise darf man hoffen, erlustigt zu werden. Und ins Morgenland! Wie viel mystische Träume, wie viel Geschichte, wie viel Schönheit und Mährchenhaftes knüpft sich nicht ans Morgenland! Die Tage sind da so schön, und die Nächte — hat doch das Morgenland tausend und eine Nacht und das Abendland nur eine, und eine so dumpfe, neblige, voll böser und gewitterhafter Träume! Alexandria, Kairo, Jerusalem, Bethlehem, das sind lauter Stätten, an welchen die Weihnachts- und Ostererinnerungen des Abendlandes haften! Und doch je mehr erwartet, desto weniger findet man. Der Inhalt der Reise ist, im Verhältniß zu den geschilderten Oertlichkeiten, nur dürftig zu nennen. Daß dem Leser hier und da eine interessante Notiz über Oertlichkeit, Nationalität und Sitte aufstößt, ist wie eine Oase in der Wüste. Der Styl ist seltsam vernachlässigt; dem Reisenden fehlt entsetzlich oft der entsprechende Ausdruck für das, was er bezeichnen will; Alles ist so kurz, so aphoristisch hingeworfen, wie in einem über Küche und Keller gehaltenen Tagebuche einer gewiß wackern, aber doch allzu häuslichen Familienmutter. Ich glaube nicht, daß die Schweizer eine hervorstechend sündhafte Nation sind, aber daß sie unzählig viele Sünden gegen die deutsche Grammatik und Stylordnung begehen, davon kann man sie nicht freisprechen. M.

[Michel Angelo's Gedichte.]

Der Lessing der italienischen Kunst, der florentiner Michel Angelo, hat auch seine kleinen Schmerzen und Freuden gehabt. Je mehr er sich in den Werken der Kunst vor der Welt als Gigant hinstellte, desto mehr brachte sich die weibliche Seite seiner Natur in seinen Versen zum Ausspruch. Derselbe Virtuos der deutschen Zunge, der uns die Sonette des großen Britten übertrug, gab uns jetzt mit gleicher Meisterschaft auch des Florentiner's Verse, meist Sonette und Epigramme, aber auch Stanzen. Eine vortrefflich ausgestattete, mit dem Porträt Michel Angelo's gezierte Ausgabe dieser Uebertragung von Gottlob Regis, mit dem Urtext zur Seite, erschien in Berlin bei Duncker und Humblot. Eine frühere Uebersetzung dieser Verse, von Karl Witte, ist nicht in den Buchhandel gekommen. — Von besonderem literarisch-historischen Werth sind die Noten, welche Gottlob Regis zu seiner Arbeit gab. Auch ein Sonett von Raffael finden wir angehängt. Es ist gerade so schmachtend und so zierlich gewandt, wie das Sonett es liebt und in seiner Form dazu zwingt. Geissel und Pinsel ließen in Italien weit mehr Freiheit zu als der italienische Vers. Die bedeutendsten Köpfe greifen deshalb zu jenen, die italienischen Poeten sind nicht von gleichem Range mit den Malern Italiens. In Deutschland ist es umgekehrt. Hier wurde Sprache und Literatur, weil sie naturwüchsig sind, der eigentliche Tummelplatz der freien Geister.

[Herwegh's deutsche Flotte.]

Erwach', mein Volk mit neuen Sinnen,
Blick' in des Schicksals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen die den Spruch:
Du sollst die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß Deine Töchter spinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutsches Linnen
Zu deutschem Segeltuch.
Hinweg die feige Knechtsgebärde;
Zerbrich der Heimath Schneckenhaus,
Zieh' muthig in die Welt hinaus,
Daß sie Dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerheerde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

Mit diesem schallenden Seelenjubel, mit diesem Halloh eines edlen Schwunges beginnt die Mahnung, die Georg Herwegh, Schwabens „lebendiger" Sänger, zur sechsten Säcularfeier der Stiftung des Hansabundes an die deutschen Völker erläßt. (Zürich und Winterthur, lit. Compt.) Es sind nur hundertundzwölf solcher Verse, aber in jedem schlägt ein freies Herz, athmet der Triumph einer zukunftsichern und getreuen Seele.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google